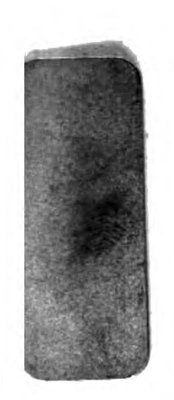
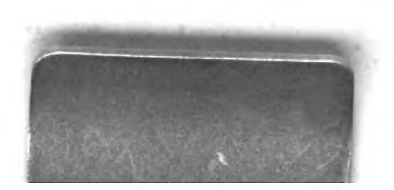

32101 076381258




VET TES EN
NOV TAM TVM
Dei
Sub Numine
Viget





Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens, der Literatur und Kunst

Herausgegeben von

Karl Muth.

Sechster Jahrgang · Band I.

(Oktober 1908 · März 1909.)



Kempten und München.
Druck und Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung.

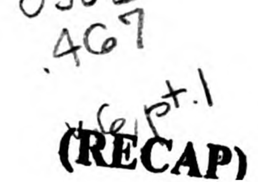


Inhaltsverzeichnis des I. Bandes VI. Jahrgang.*

I. Romane, Novellen und Gedichte.

II. Religion, Geschichte, Philosophie, Bildungs- und Erziehungswesen.

* Die mit Sternchen bezeichneten Beiträge stehen unter den kleinen Rubriken ‚Hochland-Echo', ‚Rundschau' und ‚Neues vom Büchermarkt'.



III. Literatur, Theater, Kunst und Musik.

* Literatur und Theater.

* Kunst.

* Musik.

IV. Biographisches.

V. Naturwissenschaft, Medizin, Länder- und Völkerkunde.

VI. Volkswirtschaft, Rechtspflege, Militärwissenschaft und Technik.

VII. Verschiedenes.

VIII. Neues vom Büchermarkt.

IX. Unsere Kunstbeilagen.

X. Unsere Musikbeilagen.

Seite

XI. Offene Briefe.

XII. Kunstbeilagen.

XIII. Musikbeilagen.

XIV. Besprochene Bücher und Theateraufführungen.

Seite





Puvis de Chavannes pinx. Heliogr. Kösel.

Die hl. Genovefa im Gebet



Sechster Jahrgang. Oktober 1908. 1. Heft.

Armsünderin.

Roman aus dem Hunsrück.

Von

Nanny Lambrecht.

I.

Es ist Mittag und zum Greifen finster.

Wie eine große, schwere Enttäuschung liegt es auf der Hochebene. Die Baumschatten hocken um die Kleinstadthäuser, und die Bäume haben weiß-grüne Wuschelköpfe. Wenn ab und zu die Finsternis am Himmel zerreißt, flutet grell das Sonnenlicht herunter.

Ganz still ist die Ebene und fruchtreich und grau und verschlafen. Aber es ist Mittag! Unter dem stumpfen Wolkenhimmel schwillt der blaue Dunst herauf. Mit gellem Schrei stoßen die Krähen hinein. Zwischen weißen Gartenzäunen klettern die grünen Ranken hindurch. Und überall die blitzblanke, kleinstädtische Sauberkeit und die Stalltüren rot und die Fensterläden grün und der Hahn auf dem Kirchturm in Gold!

Und überall ein Gähnen hinter Heuhaufen! So liegt das Hunsrückerstädtchen im blütenweiß-goldenen, fruchtbaren Land. Heute steht es im Eisenbahn-Fahrplan. Damals nicht. Man mußte da einen umständlichen Weg

machen, ganz wunderbar heimelige Postwege, an sanften Abenden, wenn der Mond hell und blank in den Wolken stand, oder der beißende, rieselnde Regen ins Wagendach schnitt, oder das leise Frieren aus den tiefen Polstern herauskroch. Es roch nach Staub und neuem Leder. Es war zum Totfrieren und Fluchen. Aber es war alles schön. Draußen blies der Postillon!

So wars von Oberwesel bis Bullay, von Bullay bis zur hunsrücker Kleinstadt. In alten Zeiten stand eine Kirche auf dem Berge, und um sie ein paar Hütten, ein paar Hörige und weiter nichts. Ein hoher, luftiger Ort! Dem Winde so nahe wie der Sonne. Sie nannten ihn Kirchberg.

Die Menschen, die da wohnen, hat der Wind ausgedörrt und die Haut rissig und braunrot zerblasen. Wenn die Sonne in die Kornfelder glutet und die Wiesenspreiten versengt, kocht sie das Blut warm. Dann schwillt in diese Menschen die satte Reife ihrer Felder. Und ein ewiges, freudetrunkenes Gebären aus dem Schoß der Erde! Und Menschen gebären die Feiertagsseele, die Frohlaune der Ernte! Da reifen die Menschen! Aus dem warmgebrannten Blute eine schwüle, brutale, sinnlose Reife! Und ein Teil schöpferischer Kraft vollendet sich im Schoße der Erde und der Menschen! In schwülen Tagen der Reife . . .

Sie wohnen in gesegneten Dörfern, diese Menschen, weit um die Kirche auf dem Berge. Ihre Blicke gehen in die Unendlichkeit der Hochebene. Wo da eine Grenze ist, ziehen die dunstblauen Höhen des Soonwaldes. Sie liegen himmelhoch weit in der weißen Mittagsferne. Am Abend klettern die Schatten da herauf, unsagbar dunkle und grauliche! Die ziehen den Horizont herunter. Tief über die Häuser. Die Dachspitzen stechen hinein. Die Kindlein frösteln in den Stuben. Die Alten erzählen vom Schinderhannes. Dies und das, und er habe im Soonwalde drüben gehaust. Gott habe ihn selig. Er sei dazumalen hingerichtet worden.

Über massiges Brückengemäuer führt aus der Stadt die Landstraße. Da stehen in weiß-rot-goldblühenden Gartenbüschen die prunklosen Landhäuser. Und da steht eine ‚Belle-vue‘. Sie hat ein flaches, zementiertes Dach, schlecht konstruiert, der Regen weicht durch. Sachverständige sagen, sie wird einmal zusammenkrachen! — Aber der Bauer aus Sohren reißt die Mundwinkel herunter und sagt, er könnts aushalten, er habe es erbaut, den Städtern eine ‚Belle-vue‘ mit Kegelbahn! Was er macht, wie ers macht, brichts nicht. Er ein Feiner, ein Gereister! Respekt vor dem Bauer aus Sohren! Jetzt beißt die Dürre des Sommers Risse in die schwere Zementlage, braut die muffige Luft im Schenkraum zu Schwaden. Dort ist kein Gast und kein Wirt. Draußen dunstet der Arbeitsschweiß. Und hornharte Hände schöpfen Erntesegen. Darum sind keine Gäste da. Einer ist, der schurpst aus dem heißgebrannten Schenkzimmer in den Vorraum, der die Getränke herbergt.

Aus dem Steinboden steigt die Kühle, wundersame Kühle! Sie betastet die brennende Haut mit naßkalten Fingerspitzen. Aus dem Bierkrahn tropfts in die Zinnschüssel. Klunkst in die rotbraune Lache. Regelmäßig wie ein Uhrschlag. Brummfliegen stoßen wider die verstaubten Scheiben. Ein Bubengesicht dahinter mit weißblondem Haar. Aber der Bube hat schon die Stachelkeime eines Schnurrbarts. Er reckt den eckigen Körper herum und über die Theke, schiebt die Ellbogen in das Fensterchen zur Schenkstube, da wo die Getränke hindurchgereicht werden, flegelt hinein, gähnt hinein, gähnt, schläft und murrt. Und stiert durch die muffige Stube, durch die Fenster der Stube, in den schweraästigen Birnbaum vor der Stube, und auf die Landstraße. Die liegt weiß und sandig und blendend in den Feldern. Durch die jagenden Wolken fährt ab und zu ein Sonnenblitz, saugt in brandiger Wärme die Finsternis auf. In die Augen stäuben Funken. Er könnte blind werden vom Stieren. Warum stiert er? Sie kommt nicht! Sie wird da irgendwo hinter den Hecken liegen, irgendwo bei Dickenschied 'rum, oder am Meilenstein bei Simmern. Da herum! Wo anders? Die von der Scheidbach! Ach die! Ehrbare Leute gingen nicht zur Scheidbach. Ehrbare Leute wollten sich nicht totschlagen lassen. Und sonstwo war diese Gegend von gerechten und ehrbaren Leuten bewohnt. Man würde den Jäköb Hottenbacher vor den Pfarrer führen, wenn mans wüßte. Oder ins Besserungshaus zum ‚Schmiedl‘, oder ins ‚Niederland‘ schicken zur Fabrikarbeit. Wenn mans wüßte! Aber man weiß es nicht. Sie kommt heimlich zu ihm, am Mittag in der Sonnenbrunst, wenn draußen die Welt tot ist. Und mit zerrissenem Schlamprock kommt die Jule Fuck. Er schämt sich. In Kirmeßnächten tanzt man mit ihr. Aber man schämt sich. Er wird sie einmal küssen. Es liegt ihm nicht recht. Es geniert ihn. Er findet keine Lust darin. Aber er wird sie einmal totdrücken. Bevor er sie küßt! Vielleicht findet er dann die Lust darin. So liebt der Bauer!

Und gähnt rasselnd und schläft mürrisch.

‚Nau kann dat Mensch die Kränk krieje, dat dreckig.‘ Drückt den Mund in die Fäuste. Die schwere Müdigkeit stößt ihn nieder. Das Blut hängt ihm im Kopfe. Ein verliebter Traum fiebert in ihm. Eines huscht hinter ihm herein. Eines ist an seinem Bein. Und die warmen krallenden Finger streifen in sein Hosenbein. Grob tritt er aus. So neckt man.

‚E weg! Dou lo!‘

Sie platscht ihm auf den Rücken. ‚Och, dou Labbes! erunner!‘

Er wälzt den gedrungenen Körper zur Seite, streckt den Arm nach ihr, reißt sie neben sich. Und so liegen sie nebeneinander auf der Theke in das Schenkfensterchen hinein und lachen sich breit und flegelhaft an. Knuffen sich mit den Ellbogen. Jäköb nörgelt: ‚No, dou dick' Flupp! Michste mer Platz!‘

‚Eich sin nit dick. Eich sin ’en scheen’ Mädche!‘

‚No jo‘, lenkt er ein, ‚die dicke, staarke Främenscher sin all’ scheen. Awer wie uns Mäd’ aus’m Dörf biste doch noch nit. Dat sin massige Leït. Mer hot ebbes (etwas) in der Hand, wenn mer zugreïft.‘

Sie liegt und zerkaut die Lippen. ‚Hal’ doch deï Maul mit deine Baueremenscher! Eich möcht’ mit dene nit uff eenem Bild zusammengemolt sin. No, mer kann von Hottebacherschj Jäköb nit verlange, dat er ’en gute Gusto hot. So’n großer Labbes! So’n langer Samstag! Aber deï Vadder hot en annere Geschmack —‘.

‚Wat? Meï Vadder?‘

‚Jo, deï Vadder!‘

Er schiebt die Ellbogen vor, rutscht dicht zu ihr. In dem vorgestreckten Gesichte zucken die weißen Wimpern. Die Lippen wulsen ihm mürrisch heraus. Da ist er bitterbös. Sie hat ein Lachen, ein stilles, feindseliges, und eines, das ihr das lange, blasse Gesicht zerknittert und nicht warm und menschenfreundlich ist. So ein mattes, blutleeres Gesicht, in dem die schwarzen unruhigen Augen wirren! Und tiefbraunes Haar im Nacken, auf der Stirne; auch hinter den Ohren quirlts buschig heraus, auch aus den Flechten. Einen Maler könnts entzücken, aber Bauernweiber schlagen die Hände zusammen: ‚Liewes Gottche! wenn elo keï Läus drin sitze!‘

Jule Fuck lacht Bauernweibern ins Gesicht. Sie haßt so viel! Und liebt der Bauernweiber Söhne, um zu hassen! Und liebt den Jäköb Hottenbacher jun. aus Sohren. Wie sie dem den schwerblütigen Körper weichklopfen möcht’! und brennen und zwicken! Herrgott! und ihm die jungweißen Haare ausraufen. G’rade den! G’rad den! Lieber Gott! Warum gerade den? Der hat die bigotte Mutter, die ihr mit Händefalten nachschaut und so, als müsse sie ihr gesegnete Palmbüschel ins Kleid nähen! Solch ein barmherziges Werben um ihre Seele! Aber sie wird ihre Seele lieber herausreißen und zerstampfen, als sie dem barmherzigen Weibe geben. Ihre Seele ist gut. Sie könnte vor Rührung weinen über ihre reine Seele. Sie hat Gott lieb. Wenn sie an Gott denkt und ihn lieb hat, wirft sie die Arme zum Himmel und liebt und lobt und betet und flucht und weint und droht. Wenn Gott allwissend ist, kennt er sie und sie braucht nicht gelogene Worte der Ergebung zu sagen, wenn sie innerlich tobt. So sind sie, die Scheidbacher. So beten und lieben und morden sie!

Der Jäköb Hottenbacher hat auch den Vater, den Feinen, Gereisten! Der ist nicht bigott. Wenn der jetzt durch die Kegelbahn hereinkäm, würde er gar großen Lärm machen und sich vor die Gartenwirtschaft stellen und sie davonjagen. Drüben wohnt der Notar. Der wird sich räuspern und sagen: H e r r Hottenbacher, allen Respekt vor Ihnen!

Drum wird Herr Hottenbacher sie fortjagen! Aber vielleicht würde er weit um das Haus herumgehen, der Ackerfurche entlang durch die Kartoffelfelder und da, wo vom Felde her ein Eingang zur Kegelbahn war, stehen bleiben. Und winken! Vielleicht würde er das!

Darum sagt sie: ‚Jo, deï Vadder!‘ und neigt das Gesicht zu seinem, so, daß die Nasenspitze auf seine trifft, und stößt ihre Stirne an seine niedere: ‚Gel’, jetzt meecht’st dou meïch fresse?‘

Jäköb fliegt der Atem. ‚Nehm’ deïch inâcht!‘

‚Vor wem meïch inâcht nemme?‘

‚Vor mer!!‘

‚Vor der Strohpitter? Oh dou simplicher Kerl! Geh’ mer eweg!‘

Die stille, verbissene Wut gröhlt aus ihm. ‚No wârt, dou sollst meïch kenne lehre!‘

‚Eïch kenne jo dä Weißkopp vun Sohre. Der hot keï Krawall im Leïb. Der säht zum Herr Vadder: jo! jo! Un zur Frau Mudder: jo! jo! Och wat der ’n Hammel is, der Weißkopp vun Sohre!‘ springt ab und an den Vierkrahnen: ‚Eïch trinke mer ent.‘

Der Krahnen raschelt. Die eine Hand stemmt sie in die Hüfte, die andere hebt das Glas. Sie bäumt hintenüber. Ein tiefer Trunk. Der Ärmel streift herunter bis zur Schulter, bis über die Schulter. Der Arm ist fest und straff. Bis zum Ellenbogen braungebrannt. So weit reicht ihr Ärmel. Von da ab eine weiße, von den Kleidern verdeckte und geschützte Haut, eine zartleuchtende, eine, die keine Sonne Gottes an den Tag bringt und die darum in heimlicher Sündhaftigkeit das fiebernde Sehnen lockt. Jäköb stiert auf die weißleuchtende Haut und hat kein heimliches Sehnen. Wenn er im Felde bei den Bauernweibern steht und die nackten Arme streift und die nackten Hälse sieht und die kurzen, steifen Türtigröcke — sieht er sie mit Wohlgefallen wie das liebe Vieh. Und sieht das liebe Vieh lieber. Wenn es wohl gedeiht! Das ist des Bauern Liebe und Inbrunst. So sagt er knurrend zu ihr her: ‚Eïch kann deïch nit heïrate. Dat wähste.‘ (Weißt du.) ‚Jo, eïch wähß et, awer eïch hon’s nit gewußt. Dou host mich emol uff der Landstroß gefun’. Do sin mer danze gang, Huppsa! hon mer gedanzt. Dou, de Hottebachersch Jäköb, mit dem Kesselflickersch-Mensch! Do hon’s die annere Bauerebue aach gedohn, und hernoch hot’r euch die Köpp voll geschlahn (geschlagen). Aber eïch hon gesaht: de Weïßkopp vun Sohre un keene annere! Jo, so hon eïch gesaht, Jäköb, weil eïch deïch gäre hon, zum Fresse gäre! Aber ’n Hammel biste doch. — Macht nix! Eïch trinke noch ent, gelle? Prost!‘

Er sagt: ‚Eïch muß’n Frâmensch mit Geld heïrade. Mit neist kann eïch deïch nit nemme.‘

‚Mit nix tät eïch deïch lieb hon!‘

‚Eïch kann et nit.‘

‚Dou willst et nit! Zu dir mißt’ schun der Herr Vadder komme un „jo“ sahn (sagen) und die Frau Mudder un „jo“ sahn. No, villeïcht säht der Herr Vadder emol „jo“!‘ Sie stößt das Glas auf die Theke nieder, wischt den Mund mit dem Handrücken. ‚Eïch gehn jetzt. Adscheh!‘

Er liegt längelang über dem Thekendeckel, den sie zurückklappen möchte. Knufft ihn an den Arm. ‚Loß meïch ’eraus, Jäköb!‘

Da fährt ihr seine plumpe Hand ans Schürzenband. Schüttelt sie, daß ihr der Atem herausklunkst. ‚Wat is dat mit meïn’m Vadder?‘

‚Wat dat mit deïn’m Vadder is?‘

‚Mach’ eweil keï Fisematentcher!‘ schreit er.

‚Ei nä! Er hot mer „Gu’n Dag“ gesaht. Sunst hot er meïch mit der Geischel (Peitsche) eweggeklappert. Gestere nit. Eïch war staats gebutzt. Dat neu’ Leibche vun der hatt’ eïch. Eso scheen war eïch! No, dat is’t mit deinem Vadder!‘

Er schnauft sie an, zerrt sie gegen die Theke. ‚Dat is et nit!‘

‚Wat wär’ et noch!‘

‚Wat hot’r der gesaht?‘

‚Neist hot er gesaht!‘

‚O, dou schimperlich Mensch! Wie dou eso schlächt bist! So grundschlächt! Eïch haue dir die Knoche all’ kaput!‘

Und rüttelt sie zusammen. Seine Stirnadern laufen blau-rot in das helle Haar. Die Büschel der Augenbrauen rücken zu einer schnurgeraden Linie zusammen. Halb reckt er auf. Die Faust möchte er ihr ins Gesicht stoßen. So schäumt’s in ihm. Sie krallt ihm die Finger in die Hand, pietscht ihn. Und lacht gell. ‚Ei Dunner und Zwetter! Dou willst meïch schlächt mache! dou! dou!‘ Und hält inne. Ganz plötzlich. Als habe ein böser Gedanke den Sprung blitzschnell in sie hineingetan. Sie beugt zu ihm. Und dann in leisem, splitterndem Lachen: ‚Un wenn eïch schlächt wär — eïch wär noch immer gut genug vor so’n Schmächtlappe!‘

Da will sie fort. Er schleift von der Theke ab, steht vor ihr, drängt gegen sie. Die schwere Schwüle der Mittagsbrunst schwalgt in ihm. In seinem Blicke ist ein Vorhaben. Da zwängt sie zwischen ihm und der Theke durch. Er greift in das Schürzenband, in die Rockbinde, zerrt unsinnig, wild. Das Band knackt, die Binde reißt. Sie kreischt auf, rafft ihre Röcke zusammen.

‚No sin eïch scheen drân! No kann eïch laafe (laufen)! Ochgottochgott! No kann eïch laafe!‘ und struppt die Hand durch das wirre Haar, und irr und wirr um ihn, und mit angstvollen Blicken ans Fenster.

In der stäubenden Sonne ein Mannsschatten. ‚Herrjerrem! dei’ Vadder!‘

Der ist schon in der Gartentüre. Jäköbs Hand stemmt gegen ihre Schulter. Ein Stoß! Sie holpert, stolpert, taumelt hinaus, die Treppe an der Außenwand hinauf zum Dach, ein Sprung übers Geländer, und aufs Teerdach der Kegelbahn. Die Bretter knacken. Die Sonne wirft sengende Gluten. In dem blendenden Schimmer schwankt die Mädchensilhouette. Dann duckt sie nieder. Flach und lang auf das schiefe, schwarze Dach. Aus der heißgebrannten Teerpappe sengt die Wärme in ihren Körper. Liegt da, äugt über den Dachrand und sieht Hottenbacher in dem Gartenweg. Seine langen Beine knicken an den Knieen ein. Er hat Kniee, die eckig aus den Hosenbeinen stoßen. Die breiten Füße treten auswärts. Er muß weite Furt haben, wenn er geht. Der Kopf aber hängt ihm steif im Nacken, als müßte er den Steifkragen schonen, oder als müßte er sorgen, daß ihm nicht wie dem Atlas die ganze Last des Himmels auf die breiten Schultern gelegt werde. So in schwerdenkender Wichtigkeit! Und so mit dem ungestrählten schwarzen Bart in dem scharfkantigen Gesicht! Verschwindet in dem Hausschatten.

Jule Fuck schrammt auf, rückwärts hinunter die Dachplanken, mit schlenkernden Beinen über den Rand. Ein Sprung in die Felder, und fort, und ein wirbelnder Schatten im goldstäubenden Mittagsglanze.

Hottenbachers Schritte hallen auf den Fliesen. Jäköb liegt mit dem Rücken gegen die Wand, stemmt die Beine vor sich. Die Hände tief in den Hosentaschen. Er keucht noch. Es ist der Schrecken in ihm. Hottenbacher steht in dem weiten Eingang, pfeilgerade. Der braune Strohhut ist nur mehr handbreit vom Dache der Kegelbahn. Steht und pfeift durch die Zähne.

‚Mr hat am Bierkrahn gesoffe! Wat? Ein scheener Gastwirtssohn! Ein gemeiner Siffer! Aus dir, Herr Sohn, wird dei Lebstags nie nix. Verlaß dich druf!‘ Seine grellen Blicke schießen nach ihm. Der hebt sich von der Wand. Seine Schultern zucken auf. In sein rundes Bubengesicht sprenkelt die Röte. Er möchte nicht dawider reden. Die väterliche Autorität ist dem Bauer die Zuchtrute Gottes. Aber das muß in ehrfürchtigem Knurren gesagt sein! Und mit dem Einschlag Dialekt ins Hochdeutsche. So wie man mit einem gereisten Herrn Vater redet. ‚Ich hab' nix getrunk'!‘

Der Bauer harkt in weiten Schritten zur Theke, hebt das Bierglas gegen das Fenster, fährt mit dem Finger um den Glasrand und schöpft den Schaum auf. ‚Wat ist dat? Frisch drumherum! Also hot man hier gesoffe! Du willst es nit gewes' sein, eno, dann ein annerer! Wo ist dat Geld?‘

Jäköb schlumpft langsam die Hände aus den Taschen. Sie krampfen sich zur Faust. So, als müsse er sich jetzt zur Wehr setzen. Er sagt hart und verdrossen: ‚Et war käner hier!‘

‚Dat mein' ich grad' aach. Jetzt loch' dich zum Haus naus. Die Herre kommee kegele. Heut' ist Dunnerschtag. Dei' Mutter ist all' wieder

in Simmern beim Dokter. Mit dem Backes ist se. Jetzt geh' und fang' sie ab. Sie muß noch am Lager vorfahre und Ölkuchen firs Viech mitnemmen.'

Jäköbs Gehorchen ist schwerblütiger Trotz. Er weiß, wenn er nicht geht, wird er weitergepeitscht wie das störrige Vieh. Darum trotzt er und geht gehorsam. Und geht, um noch die Klappstühle zurechtzuschieben, die Türe zum Schenkzimmer zu schließen, und dies und das. Ein verzettelter Gehorsam zur Selbstrechtfertigung!

Hottenbacher steht an der Theke und stachelt die Blicke in den Boden. Der eckige Kopf knickt aus dem Nacken vornüber. Er hebt das Bein, scharrt über die Fliesen, scharrt das rote, schlängelnde Ding näher, bückt sich und häkelt ein Stück Schürzenlitze auf die Fingerspitze. ‚Musjö! Von wem ist dat?'

Der pitscht die hellen Augen zusammen und will nicht sehen. Er wird unbesehen das Schlimmste auf sich nehmen, wie Antäus, der Riese, der ausnahmslos mit jedem rang, der sein libysches Gebiet betrat, oder wie ein Chevalier, der die Folgen eines galanten Abenteuers als Hosenbandorden auf sich trägt, oder auch nur wie einer, der die Wut des Herrn Vaters fürchtet. Er sagt: ‚Vun mir!'

‚Vun dir! Kotzkränk! Mach mal dei Gesicht uf! Trägst du jetzt Schürzelitz' statt Hosenbänner?'

Jäköb nimmt den Weg zwischen den Klappstühlen hindurch und meint, wenn er die Mutter abfangen wolle, wäre es Zeit, daß er ging. Hottenbacher hat den Büfettschrankschlüssel in der Faust, klopft anhaltend auf die Theke. ‚Halt en Keitche (ein Weilchen)! Ich will dir jetzt unner die Nas' reiwen, wer mei Bier saufe kimmt! Dat Mensch von der Schitzbach ist bei dir gewes'! Dat Kesselflick, Panneflick! Und so'n dreckig Geschicht war dat! 'erumgezerrt —!' Er fuchtelt ihm die Schürzenlitze ins Gesicht. Und da wird dies Gesicht zu heller Glut. Die Lippen wulsen. Die hellen Augen springen fast heraus. Ein Fußtritt in die Klappstühle! Das ist zunächst Jäköbs Antwort. Dann drückt er sich nach dem Ausgang, knorrt:

‚Ich diene im Herbst bei de Metzer Soltate, bei de 174ern. Ich denke als Gefreiter mit der Befugnis zum Unneroffizeer hämzukomme. Dat sollt Ihr bedenke, Vadder! Un dat ich kei dumme Bu' mehr sin!'

‚Du kei dumme Bu' mehr? Kotzkränk! Wenn du an dem Kesselflickermensch hänke bleibst, schmeiß ich dich 'naus! Dann kannste mit zum Kesselflick-Panneflick gehn, oder mit dem Mensch im Porzellankärrche in de Deerfer 'rumkutschiere. Nit ängucke soll'n anständiger Bauer so'n Schitzbacher Schlamp! Nit ängucke!'

Da sagt der Sohn breit von der Kegelbahn her: ‚Un nit „Gu'n Dag" sage, Vadder!'

In seiner Stimme ist ein Wallen und Fiebern. Seine hilflose Seele spricht hinein. Der Alte fragt wie aus tiefer Heiserkeit. ‚Wat ist dat dermit?‘

‚Vadder, et ist dermit, daß Ihr, Vadder, so'm Mensch „Gu'n Dag“ sagt. Un ich sollt't nit! Warum soll ich et nit?‘

Hottenbacher schreit in verbissener Wut los. Er ist blind und taub. Und kein Feiner mehr. Und einer, der die Wahrheit niederbrüllt.

‚Nou sieh mol so'n Gauner ân! Dä micht seï Vadder schlächt! 'enauser! 'enauser!‘ Stürzt an den Reiserhaufen, wo die aus dem überwuchernden Baum geschnittenen Äste aufgehäuft sind. Dort reißt er ein knorriges Holz heraus, und hochgeschwungen und drohend, und mit weit ausholenden Beinen hinter Jäköb her. Die heimtückische Wut glost ihm aus dem Gesichte. Ah! so ein Feiner in seinem Zorn! So ein Verratener, der die Wahrheit morden will! Ach und so ein armseliger Armer, dessen leergeschüttelte Seele in schweren, schlappen Gliedern tappt!

Jäköb ist über die Hecke. Es ist nicht das erstemal. Er kann laufen und den Sprung wagen. Solange er junge Beine hat und der Alte auswärtsgehende. Und schurpst gemächlich weiter in die Stadt. Jetzt hat ers gesagt. Jetzt kann der Herr Vadder sich in acht nehmen. Man kennt doch dem Herrn Vadder seine Gewohnheiten, seit die Mutter kränklich ist!

Kranke Bauern sind Tote. Man wünscht ihnen die ewige Ruhe und jenseits, wo man nicht säet und nicht erntet und doch ernährt wird von dem Vater, der im Himmel ist, ein glückseliges Leben. Amen.

Dem Notar sagte Hottenbacher: ‚Es ist'n schäbig Sach' mit 'nem kranke Weibsbild.‘ Der Notar kommt in Pantoffeln und Hausrock, ohne Weste. Groß und bartlos. Die goldene Brille steht ihm klug. Aber weil er nicht klug ist, macht er schlechte Geschäfte. Die Bauern reden davon, daß sie ihre Ländereien nicht mehr bei ihm versteigern lassen wollen. Das kommt, der Notar verträgt keinen Bauernwitz. Und keinen Bauer. Er sagt: sie riechen! Darum hält Hottenbacher darauf, daß er keinen Stallgeruch mitschleppt. Der Notar sagt: ‚Bringen Sie Ihre Frau nach Nizza.‘

In den Mittag fällt ein Schatten. Er deckt die große, feurige Sonne zu. Mit einem Male! So wie ein Lachen aus gestorbenem Gesichte huscht. Die Brummfliegen stoßen sich an den Fenstern fast die Köpfe ein. Ein Windstoß jagt sie. Der hat sich plötzlich aus den heißen Feldern aufgemacht. Von weit her. Von den blauen Höhen des Soonwaldes.

Ein Pfarrer kommt mit drei Kindern. Drei blühweiße Kittelschürzen. An den blonden Köpfen blaue Bänder. Der Pfarrer ist ein Eigener. Wenn es regnet, steigt er mit Wasserstiefeln zur Kanzel. Seine Rede ist nicht ‚ja, ja, nein, nein‘, sondern ‚nein‘, auf der andern ‚ja‘. Er sagt zu Hottenbacher mit einem Blick zum Himmel: ‚Wenn die Frau Ihnen naß wird,

stirbt sie.' Und Hottenbacher: ‚Wenn Sie nur zehn Jahr' früher gestorb' wär', hätt ich noch heirate kenne.'

Der Pfarrer erwidert: ‚Schicken Sie sie nach Nizza!'

Da wird der Himmel noch düsterer. Der Wind stäubt Gartenkies herein. Die Luft ist gläsern. Man möchte in gedämpften Stimmen sprechen, weil ein Gebot des Schweigens durch die Wolken rollt.

Kommt noch der Doktor. Die Manschetten mit Goldknöpfen hängen ihm über die Hand. Er war im Kulturkampfe Altkatholik. Es ist angenehm, irgend etwas zu sein, wenn man nichts mehr ist. Er ist zur Heilung gut. Darum ist der Kirchhof in Kirchberg wie ein mäßig großer Garten. Die wenigen, die Doktor Tawoll zur Ruhe gebracht hat, schlafen wohl. Blühende Büsche über ihnen. So sagt auch der Doktor zu Hottenbacher: ‚Bringen Sie die Frau nach Nizza.'

Der Himmel spaltet sich in einem Donnerschlag. Eines Seligen Ruf schallt heraus: ‚Um Gotteswillen nicht nach Nizza, wenn ihr noch die Erde lieb ist!' Woraus denn zu ersehen war, daß die wenigen, die Dr. Tawoll zu den Seligen versammelt hat, vorerst nach Nizza verschickt worden waren.

Ein ganz tolles Wetter wird draußen. Die Landstraße von Simmern ist von Gießbächen überschwemmt. Ein Leiterwagen rollt in Sturmesnot und rollt quer über die naßstäubende Straße in eine Scheunentenne ein. Kurz vor Simmern. Es ist da ein Wirtshaus, in dem die Fuhrleute einkehren und Händler, die zu den Märkten kommen, ihr Vieh einstellen. Ein Windstoß wirft die Türe zurück. Der Eingang steht voll Menschen. Sie triefen vor Nässe. Sie füllen mit feuchtwarmem Dunst die Stube, die Küche. Die Männer stehen in Hemdärmel. Die Kittel trocknen unter dem Rauchfang. In das Stimmengewirr kreischen die Frauen ihre Begebnisse aus dem Sturm. Sie sitzen und trocknen ihre Strümpfe. Sie haben die steifen Röcke heraufgezogen und bringen die nackten Füße an die Herdwärme. Der Donner prallt mit Rütteln und Stampfen in die Hauswände. Wenn ein besonders wuchtiger Schlag fällt, stoßen die Männer einen gleichmäßigen, leisen Pfiff aus und sagen: Huppla! Die Frauen neigen die Köpfe: ‚Jesus walt's!'

Den Eingang verfinstert ein Menschenwust. Neue Ankömmlinge, Touristen mit eingeweichten Panamahüten. Da lachen krätzig die Bauern. Und Ackersleute, die vom Unwetter im Felde überrascht wurden. Kapuzenartig über Kopf und Schultern haben sie Säcke geworfen. Da rücken die Bauern zusammen und fragen, wo sie das Vieh eingetrieben hätten. Sie sagen: in die Scheune. Von dort her ein Brüllen in den tosenden Donner.

Die Tiere drängen die Wänste zusammen und zittern. Mitten unter ihnen der Backesgaul. Der Futtersack baumelt ihm am Halse. Er wühlt das käuende Maul hinein. Er ist ganz ruhig. Er hat schon fürchterliche Donnerstage auf der Landstraße erlebt. Seine Nerven sind stumpf, wie die Sinne des Backes stumpf sind. Dessen Leben zählte nach Donnerstagen, wie die Griechen die Zeit nach Olympiaden verrechneten. Er erlebte dann immer etwas, das er auf der Ofenbank erzählen konnte. An Donnerstagen liefen auf dem Wege von Sohren bis Kirchberg die Leute an die Türen, um dem Backes ihre Aufträge nach Simmern mitzugeben. Monatlich einmal saß ihm die Hottenbacherfrau auf dem Leiterwagen. Der Kreisphysikus hatte ihre heimliche Kundschaft.

Jetzt sitzt Backes im Oberstock bei den Fremden und Touristen, bei dem Friedche aus Sohren und dem Bardebach aus Denzen. Zwischen Fenster und Bett — ein hohes, geblümtes und gebauschtes Bauernbett — sitzt die Hottenbacherfrau, die Hände und Blicke im Schoß. Den Rock aufgehoben und über die Stuhllehne gelegt. Durstige Menschen, ringsum ein Regendunst und Tabakqualm. Die Treppe auf und ab trampft die Stallmagd. Sie wird geschoben und gestoßen. Alle fordern und alle schreien. Und immer noch dröhnt der Boden unter den Donnerschlägen, und winselnde Lüfte streichen um das Haus.

Es tritt noch einer herein, sagt: ‚Gure Dag!‘, struppt den nassen Kittel aus, dann die Jacke. Hängt das an die Bettstatt. So kommt er ohne Weste und mit dem roten Sacktuch lose um den Hals. Und räkelt die Beine unter dem Tisch. Da wo die Bauern sitzen, dahin setzt sich der Ham=Pitt Fuck von der Scheidbach! Die Bauern halten die Köpfe steif und sehen an ihm vorbei. Schieben die Ellenbogen breit auf den Tisch und schwatzen von den Märkten und vom Vieh und vom Pastor. Von dem Sohrener Pastor, mit dem nicht gut Kirschen essen sei, und so weiter; und so noch vieles, was man mit Achselschupfen und einem tiefen Schluck verschweigt, um desto eindringlicher gefragt zu werden. Der Ham=Pitt Fuck fragt und ist doch eigentlich keiner, dem ein ansässiger Bauer Antwort gibt. Ein fahles, verschwiegenes Gaunergesicht mit tiefliegenden, kleinen, in der Haut verlorenen Augen! Aber die Verbrecherintelligenz bohrt da heraus und die Dreistigkeit eines Menschen, der nichts zu verlieren hat. Der fragt: ‚Dä Paschtor vun Sohre mähnt ihr, gelt jo? No där! Vun dem kann eich euch Stickelcher verziehle.‘ (Stückchen erzählen.)

Er schupft die knochigen Schultern auf. Seine Augen stieren blank und drohend in den Bauernkreis. Die qualmen ihm den Tabaksrauch ins Gesicht. Und bäuerisch grob: ‚Loß dou uns mit Ruh’, dou!‘

Und ein anderer: ‚Flick dou deï Kessel un halt’s Schnitz!‘

Der Ham=Pitt muckt nicht auf. Er hat ein leises, monotones Sprechen. Das splittert wie das Aufeinanderprallen von Stahlklingen.

‚Eich soll meí Schniß halle, hä? En Scheidbacher seí Schniß!‘ Seine magere, zerfurchte Hand gleitet in die Hosentasche. ‚Dat Messer renn' ich euch in dä Leib!‘

Da lenken die Bauern ein. ‚No, loß't gut seín, Ham=Pitt. Mer kenne deích jo, dou bist en gure Kerl. Dat mit dem Schniß war doch nor so'n Redensart.‘

Dem wallt noch die Wut. ‚Eich duhn keínem Mensche wat!‘

‚Jo, Ham=Pitt', dat wisse mer!‘

‚Eich verdiene meí Brot ehrlich un rechtschaffen wie jeder annere — jeder annere!‘

‚Jo, jo, Ham=Pitt', dat wisse mer aach!‘

Da stößt er in kerzengerade Haltung. ‚No, dann gebt mer die Hand druff!‘

Die dicken Bauernfäuste fallen in seine knochige — widerwillig. In den unrasierten Gesichtern ist eine plumpe Hilflosigkeit. Und dann springt der Gaunerstolz in unvermittelte Gutherzigkeit über. Oder in naive Dreistigkeit. Die Kameradschaft mit den Ehren= und Seßhaften stachelt ihn. ‚Uff meín Proste Mohlzeit trinkt ihr jetzt allemol 'n Schnäpsje.‘

‚Nä, nä, dat duhn mr nit!‘

‚Dat duht ihr woll! Der Ham=Pitt' von der Scheidbach bezahlt. Abgemach'!‘

‚Mer losse uns nit bezahle! Nä, nä!‘

Die Kesselflickerhand greift in die Tasche. Münzen rollen über den Tisch. ‚Dat elo wird versuff', ehnder gehn mer nit zum Hous nous! Gelle, Backes?‘

Backes nickt. Er ist die Donnerstage auf der Landstraße. Da traue einer den Scheidbachern. Das Friedche aus Sohren aber reckt über den Tisch. Sein massiger Oberkörper drängt fast die Eichenplatte aus den Rahen. Der nimmt den Mund voll gewalttätiger Grobheit: ‚Enou michste (machst du) awer, dat dou 'enouskimmst! Enou host dou grad genug gebabbelt (geschwätzt). Eich will dir jetzt ebbes sahn: Mit Kesselflicker trinke mer nit!‘

‚Wat nit?‘ Ham=Pitt steht auf. Beide Hände schleichen in die Taschen. ‚Dat Bauerepack will mit mir nit trinke? Do soll euch en Dunnerkeíl verschlahn! Wat seíd dr denn for 'n dreckig Pack? Die paar Äcker mache euch nit fett! Bauere seid dr! Jawoll! Mistbauere! Stinksäck!‘

‚'enauser! 'enauser!‘

‚Jawoll, wenn dr Kurasch hot!‘

Sein Stuhl schrammt zurück. Die Hemdärmel krempelt er auf. Die Fremden schnellen die Köpfe auf. Man rückt die Stühle zusammen, drängt

in die Ecke. Und über allen ein Gewalttätiger mit hochgeschwungenem Messer. Da geht hinter ihm die Türe auf. Die Türe ist niedrig. Einer muß sich bücken, um einzutreten. Ein Weißkopf, der in Metz bei den 174ern dienen will, könnte sich den Schädel einrennen. Einen weiten Schritt macht der in die Stube, auf den Kesselflicker zu, von hinten her und wortlos. Preßt dem die Arme an den Körper. Wirft ihn herum, daß dessen dürre Beine über die Stuhllehnen radschlagen. Die ändern springen ihm bei. Stumm und ächzend. Auf den glosenden Gesichtern schwellen die Adern. Die plumpen Körper biegen und drängen zermalmend aneinander. Dann ein Poltern und Toben die Treppe hinunter. Drunten brüllt einer heiser herauf. Sein Kopf blutet. So lärmt die Feigheit, wenn sie ihren Meister gefunden hat. Aber Ham=Pitt Fuck von der Scheidbach heult einen Namen, den er nicht vergessen will. In der Stube ordnen sich wieder die Stuhlreihen. Die Bauern lachen breit und krätzig, trinken aus und hämmern mit den Biergläsern. Heda Wirtschaft! Füllt die Gläser! Der Regen planscht noch. Man hat noch ein paar Schlucke Zeit. Wenn auch der Donner jetzt hinter die Wälder läuft. Ei no, so muß man auf die Sonne warten, die den nassen Rücken wieder trocken brennt. Backes steht auf und trägt dem Ham=Pitt Kittel und Rock nach, und sieht nach seinem Gaul. Jäköb sagt in die Ecke hinüber zu seiner Mutter: ‚Eich sin euch entgeg'n komm'. Eich dacht, dat Gewiere (Gewitter) hätt' euch uff'm Weg gepackt.'

‚Nä, nä,' sagt sie, schüttelt den Kopf. Die violetten und roten Blumen schwanken auf dem Städterhut.

Jäköb setzt sich auf die Tischkante zu den Bauern. Friedche von Sohren schnalzt den Pfeifenrauch zwischen der Hornspitze heraus. Seine Ansicht ist die: ‚Wat die Schißbacher anbelangt, so werd unse Pastor mit ihne feertig. Von dem wähß mr Stickelcher, von unsem Pastor! Ent wähß eich noch.'

‚No, et werd datselbe sein, dat eich wähß,' sagt Bardebach von Denzen, schneidet ein Endchen von der Tabakrolle, zerkaut es.

‚No, eich meen nit. Et is ganz nei.'

‚Ei no, dann verziehl et.'

‚Vergangne Wuch hot dä Pastor 'n Versehgang. Do sitze 'm richtig wieder die Schißbacher im Weg. Wie dat so immer der Fall is, die Mannsleit mit Messer uffenanner. Die Weibsleit dozwische un kratze und beiße. Un die Kin' (der) un die Hun'. (de) Körz un gut, et war 'n scheener Schandal. Un elo soll unse Herrgott voriwer! Wat duht unse Pastor? Jo, wat duht er? Dä Meßbu' schickt er un lißt sag'n, der Herrgott hätt' mit Zöllern und Sindern zu Tisch gesesse und zwischen zwei Schächern am Kreuz ge=

hange. Aber wenn er jetzt an Mördern voriber mißt, möcht er — der Pastor von Sohren — es nicht sein, der ihn in so'n Gesellschaft trägt. — No, un wat meent 'r, wat geschieht? Dä Schandal hört uff. Dä Ham-Pitt säht zu dem Kerl, mit dem er sich geschlahn hot: „Loß erst unse Herrgott voriwer sin, nochher schlahn eich dir die Knoche all am Leib z'samme!" Und dann hon se sich gekniet und hon die Kappe abgedohn un gebet'. Genau so is et. Eich hons vum Meßbu'.'

Bardebach wickelt eine Zigarre aus einem Dütchen, beißt die Spitze ab, raucht aber nicht. Sie ist für den Sonntag. Heute will er nur renommieren. Sagt dann: ‚Nä, mei Geschicht is dat nit. Eich hon se selwersch miterlebt. Mer waren so 'ner Sticker acht anenanner, mer Bue von Denze mit dä Sohrener. No et war Kéräb (Kirmeß). Gehau' muß were, sunst is et kä Kéräb. Mer hon uns krumm un lahm gehau'. Eier Knächt, Jäköb, dä flabbig Hannes, wollt' keene Denzer mit seim Mädche danze losse. Do hon mr en verdrosch'. Er hot acht Dag die Kränk gehatt. Körzum, die Schlägerei war nit weit vum Parrhous. Do sin se dä Paschtor rufe gang. Dä kam mit seinem Weichselstecke un mit dä lange Peif un qualmt eso und geht mit seine Sohrener Bue mitte durch uns' Denzer. Mer Denzer ricke die Kappe un sahn: „Gelobt sei Jesus Christus!" Er saht: „In alle Ewigkeit. Amen. Ihr Buwe, geht häm. So viel brave Kerle sollen sich nit um ein dumm' Mädche verhaue'." Un dann hot er jedem vun uns en Ziga(rre) geb' un mir sin hämgang. Dat is gewiß un wahrhaftig wohr.'

Jäköb fragt: ‚Ist dat noch die Ziga', die dou im Maul host?'

Friedche aber sagt: ‚Dou dumme Bu', dä Paschtor raacht so kei Stinkzeig.'

Bardebach aber sagt: ‚En Ziga' is en Ziga',' wickelt sie wieder in das Dütchen und trinkt sein Glas aus. Draußen ist's still geworden. Himmel und Erde haben sich wieder versöhnt. Ein Sonnenstreif fällt in die angeschwemmten Bäche. Backes wirft die Türe auf und sagt, man könne weiterfahren. Die Sohrener gehen schneller, als der Backes fährt. Bauern fahren nicht, wenn das Gehen noch eine Menschenmöglichkeit ist. Jäköb wird im Lager am Markt in Kirchberg warten.

Und allgemach wird wieder eine Trockenheit und heiße Stille. Das Fuhrwerk knarrt auf der neugesteinten Landstraße. Auf dem Leiterwagen zwischen Körben und Säcken ein straffer Strohsitz. Die Hottenbacherfrau darauf mit dem schwarzen Henkelkörbchen auf dem Schoß. Sie hat den steifen Rock aufgeschlagen und bauscht ihn um die breiten Hüften. Unter dem grellen Hut das Gesicht mit den ungesund weißen Hängebacken, inmitten ein ineinanderlaufendes rotes Geäder, wie verblichener Purpur. Stille

Kummerjahre haben ihn aufgesaugt. Aber aus den Augen schimmert ein Ausschnitt ewiger Himmelsbläue. Die stehen wie zwei unfaßbare Ewigkeitsbegriffe in erschlafften Zügen. So gütig wie das fromme Leid und so tief wie eine lautlose, entsagende Frauenseele. Diesen wehklagenden Augen könnte man alle Schuld verzeihen, auch die roten und violetten Blumen, auch den Mann, den sie vor neunzehn Jahren geliebt und geheiratet hatte.

‚Jüpp!‘ — Der Leiterwagen rasselt. Wenn der Backes einmal stirbt, bricht das Stück Welt von Sohren bis Simmern zusammen.

‚Jüpp!‘ Dem Gaul strafft die Haut über die Knochen. Die Hottenbacherfrau ruft in das Rattern.

‚Jo gelle, ihr meecht' am liebste heut noch häm? Wejen euerm Främensch. Leiht et als noch im Bett?‘

‚Jo, als immer noch.‘

Eine lange Pause.

‚Gut werds jo ni' meh?‘ fragt die Frau.

‚Nä.‘

‚Dat is all schlimm for Eich, Backes.‘

Er schupft die Schulter. ‚No, wat kann eich mache?‘

‚Jo, wat könnt Ihr mache!‘

‚Jüpp!‘ — Der Pferdekopf stößt auf. Die langen, struppigen Haare flattern. Zwei, drei schnelle Schritte, und dann wieder trab! trab! im Schlendrian. Die Leitern rasseln, die Räder knirschen. Eine faule Schlaffheit hängt in der schwülen Stille. Das Gewitter ist keine Wohltat geworden. Nun ergreift Backes das Wort. Er hebt nicht einmal den Kopf. ‚Ihr hustet all schon sechs Johr, gell?‘

‚Och jo.‘

‚Is et denn die Auszehrung?‘

‚Eich glaab nit. So lang dauert dat nit. Eich hon mei Lebstag immer Huste gehatt.‘

Dann sagt Backes: ‚Et is gut, dat 'r als noch so 'erum hanteere könnt. Dat hält die Familisch zesamme.‘

‚Och jo.‘

Rechts und links laufen staubige, ausgefahrene Wege in die Felder. Der Wagen ist jetzt am Meilenstein. Der trennt die Gemarkung der beiden Städte. Eine leise, kühle Windbriese streicht durch die brauende Ernteglut. Sie wirft ferne, gedämpfte Schreie herüber. Schatten wirbeln über die Landstraße und über die Äcker. Menschenschatten. Ein Gekreische und Drohen. Gelächter, Hilfe, Mord! Backes hebt um ein Weniges den Kopf. Ein schläfriger Blick unter halbgehobenen Lidern. Weiter trollt er. Der hängende Kopf schwankt wie der seines Gaules.

‚Backes,‘ ruft die Notstimme der Bäuerin vom Wagen herunter, ‚Backes, dat kennte die Scheidbacher seïn!‘

‚Jo, Hottebachersch=Bas.‘

‚Und dat kennt' dä Ham=Pitt sin, gelle? Läft (läuft) dä nit seïnem Främensch mit'm Mess' noch?‘

‚Jo, Bas, jo.‘

‚Allmäächtiger Gott, Backes!‘

Auf wenige Schritte her gellt das Gekreische. Ein kurzgedrungenes Weib mit schlamperndem dünnen Rock, der ihr um die Beine schlappt. In rasendem Lauf, mit offenem, keuchenden Mund auf den Wagen zu.

‚Hülef! Hülef! Er schleht (schlägt) meïch dot!‘

Wirft sich gegen Backes, schlenkert den am Arm, kurbelt den wild herum. Hinter ihn, klammert die braungebrannten Arme um seine Hüften, kreischt, läßt sich schleppen. Backes trampft weiter. Mit hängendem Kopf wie der seines Gaules.

Vor ihm ein Verwegener mit rotem, heißem Gesichte. Die entblößte Brust geht unter heftigen Atemstößen. In der erhobenen, sehnigen Hand das Messer, eine breite Solinger Schneide, an der Spitze etwas umgebogen. Ein Messer, wie Korbmacher es zum Weidenschneiden gebrauchen. Das saust über Backes Schulter, trifft ins Leere. Um den Wagen flattert der Weiberrock, rundum, rundum. Des Weibes angstvolle Blicke schießen zwischen den Leitern hindurch. Wo der Mannsschatten weht, weicht sie aus, rechts herum, links herum. Mit Heulen, Toben, Winseln. ‚Hülef! Hülef!‘

Backes trampft weiter. Der Gaul schnauft. Die Nüstern lohen. Über dem schwarzen Henkelkörbchen der Bäuerin gottergebenes Händefalten. In ihre stillen Gebete hallen die wilden Drohungen und das Geschimpfe. Und ein Rasseln hinter ihr. An der Wagenkette hängt das Weib, klettert ächzend herauf. Ihre Lumpen reißen. Mit nackten, staubigen Füßen rücksichtslos in die Körbe und Bündel und hinterrücks über die Bäuerin her. Die fühlt den heißen, wogenden Körper in Todesangst an ihrem. Der Bäuerin bleibt der Atem im Halse. Mit Notblicken starrt sie nach Backes hinüber. Der trollt mit rundem Rücken und hängendem Kopfe.

‚Möäärder! Möäärder!‘

Über das Hinterrad steigt Ham=Pitt. Seine Augen glosen. Auf dem Strohsitz schnellt die Bäuerin zurück. Vor ihren schwindenden Sinnen ein aufflatternder Weiberrock — fort über den Leiterquerbalken und die Deichsel, eine braune Hand am Pferdeschweif und ein Sprung über den Gaul — fort! fort! Quer ins Feld, ins Weißblaue und Grüne.

Die Bäuerin holt den Hut aus dem Nacken, wischt mit dem Ärmel den Schweiß. Das Himmelblaue in ihren Augen wird dunkel und hart.

Puvis de Chavannes pinx.

Das Leben der hl. Genovefa.



Jetzt möchte sie dem Backes sagen, was geradeheraus und grob und wahr ist. So eine hundsgemeine, hunsrücker Grobheit! Aber sie sagt nur: ‚No, Backes, eso wat!‘

Der brummt ein gemütvolles Lachen. ‚Jo, Bas, eso wat is dat Beste; still sitze bleïwe, scheen still, Hottebacherſch-Bas. Wenn eïch nit immer eso still geblieb' wär und nit eso, als ob eïch tät neïst (nichts) höre und neïst siehn, dann hätten se meïch schun zehnmol gemobbselt. Eïch loß se mache, wat se mache.‘

Die Bas aber sagt: ‚Elo soll dä Guguck still sitze bleïwe! Dou lißt so'n arme Mensch môrde, dou Backes, un dou bist doch en Mannsbild! Nä, nä, dat is nit rächt, dat is nit scheen, dou kannst sahn, wat dou willst.‘

Aber Backes sagt nichts. Und sie wehrt noch mit beiden Händen, schüttelt mißbilligend den Kopf. Ihre duldende Natur ist in Aufruhr. Ihre weinenden Gedanken jagen dem verfolgten Weibe nach. Sie leidet ja auch unter der Gewalt des Mannes. In diesem aufrührischen Momente rückt die Hottenbacher Bäuerin an die Schulter des Scheidbacher Weibes. Und steht da und kündet: Wir leiden. Wir zwei Menschen! Zwei Frauen! Der Mann ist unser Geschick!

Und dann zerknittert dieser Moment. Die Hottenbacher Bäuerin rückt ab von der Schulter des Scheidbacher Weibes. Sie ist wieder ruhig. Sie strählt das Haar glatt. Und ist die Bäuerin mit dem reichen Säckel. Und seit sechs Jahren in der Schwindsucht.

Backes setzt sich hinter dem Gaul auf die Deichsel. Unter dem Kittel heraus holt er die Tabakblase, schöpft mit dem Pfeifenkopfe hinein. Während er umständlich mit zwei Daumen einstopft, wirft er die paar Redebrocken hin: ‚Pack schleht sich, Pack vertreht sich. Eïch halle meïch drous. Eïch hon schun mol helfe gewollt, do honse mer dä Buckel vollgekloppt un die Weiwer aach. Nä, nä, Bas, die duhn sich nit môrde. Die haue sich Löcher in die Köpp und hernoch dricke se sich vor Lieb kaput, und die annere kriege dann dä Buckel voll gewammst. Nä, nä, eïch bedanke meïch. Jüpp.‘

Platscht auf den Pferdeschenkel. Das Geschirr rasselt. In den Heugeruch stinkt der schlechte Tabak. Die Bäuerin hat einen neuen Schrecken. Stößt Backes mit dem Fuße gegen die Schulter.

‚Liewer Gott! Do sin wahrhaftig all die Kesselflicker!‘

‚Scheen sitze bleiwe!‘ sagt Backes.

Die Landstraße ist übersäet von schreiendem Volk. Ein Rudel Kinder klettert bettelnd die Räder herauf, deckt die Körbe auf, streicht mit schmierigen Händen an dem steifen Staatsrock der Bäuerin herunter, schnattert die Litanei seiner Not und Armseligkeit. Und mit flinken, fiebernden Händen hinein in die Taschen und Körbe und Säcke. Backes klappert abwehrend mit der Peitsche. Da spucken sie nach ihm. Und husch! herunter.

An zwei Seiten des Weges lohen Feuer unter einem Dreizack. Ein Topf darauf mit flüssigem Blei. Ein alter Rauhbärtiger taucht mit dem Schöpflöffel ein. Blausilbern wallt der Brei im Sonnenglast, gießt in die Form. In dem bauschigen Wasserkessel verkühlen die funkelnagelneuen Löffel und Teller und Schüsseln. Am Straßenrain ein Weib mit dem Säugling an der Brust. Der Arm des Weibes reckt an dem Wagen herauf. Dreister Bettel und freche Ehrlosigkeit! In ihren blanken Augen schillert die verbrecherische Intelligenz.

Und drüben im Feld am Baum eine, die nicht betteln will. Wenn sie es stiehlt, braucht sie keinen frommen Wunsch zu sagen. Die Bauern wollen für ihr Geben Segenswünsche und Versprechungen fürs Jenseits. Die Kesselflicker fluchen und beten, und das eine mit so viel Wärme wie das andere. Sie sprechen vom Teufel und vom Herrgott. Sie sind Kosmopoliten des Himmels und der Erde. Ihr Leben zerrinnt faul unter der Sonne und im Schnee. Aber eine unter ihnen ist, wenn die den Hunger ohne Bettel aushalten kann, tut sie es. Und das ist Jule Fuck im Feld drüben am Baum. Ihre Augen bohren hinüber, wo der Leiterwagen schwerfällig im Straßenstaub knarrt. Dieser Blick sticht wie ein Insektenbiß. Die Hottenbacherin fühlt ihn. Dreht langsam das blasse, qualle Gesicht nach der Richtung zum Felde. Und himmelblau leuchtet das Erbarmen aus ihm. Ach Gott! Da steht eine. Sie hat eines Bauernsohnes Seele. Ach Gott! Ach Gott! Sie dürfte nicht unter Kesselflickern, Pfannenflickern und Korbmachern stehen! Jule Fuck lächelt.

So lächelt sie immer, wenn ab und zu ein Mensch bei ihr stehen bleibt und bittet: ‚Komm, sei gut, es wäre schad um dich, Jule Fuck!‘

Man könnte sie küssen um dieses Lächelns willen. Und man könnte aus diesem Lächeln die Silhouetten zu vierzehn verschiedenen Teufelsfratzen schneiden.

Da wendet die Frau das Gesicht wieder von ihr weg. Eine heftige Gemütserschütterung wogt in ihr. Sie verhustet im sechsten Jahre ihre Lunge. Sie hat schon Ewigkeitsaugen. Es quält sie immer, wenn eine Menschenseele, nach ihrer Berechnung, auf dem Wege zur Hölle ist.

Weit und fern im Flimmer und Staub verhallt das Wagengeräusch. Die ersten Stadthäuser und Menschen, die Zeit haben zum Spazieren. Die Bauern reißen den Mund breit und sagen mit oder ohne Hochachtung: ‚Die Städter!‘ Die Kirchberger drücken die Brust heraus, die Mundwinkel herunter und sagen: ‚Die Bauern!‘ Aber als der Botenwagen über die massive Brücke des Festungsgrabens in das Untertor einrollt, sagen Städter, die an den Haustüren stehen: ‚Sie ist nicht wie eine Bäuerin, die Hottenbachersch. Sie ist feiner, wenn auch nicht äußerlich,‘ — und sie sehen auf die roten und violetten Blumen ihres Hauptes, — ‚aber innerlich‘, und sie denken vielleicht an Hottenbacher, den Mann, der's äußerlich ist.

Der Marktplatz ist weit, hat zwei Brunnenhäuser. Vor dem ersten Brunnenhause, da, wo in die Hausfassade des Hotels Kleinschmidt die lebensgroße Statue des St. Nepomuk eingelassen ist, hält der Botenwagen. Neben der Apotheke ein Kaufhaus. Da hat Hottenbacher seinen Lagerkeller. Ein Nebengeschäftchen mit Ölkuchen und Öl und Salz en gros. Der Notar sagte: ‚Das können Sie machen, Hottenbacher. Warum Sie nicht ebenso wie die Reisenden aus Trier und Oberwesel? Man verbraucht hier enorm das Viehsalz und die Ölkuchen zum Beimischen und so weiter.‘

Gewiß konnte er das. Er, Hottenbacher aus Sohren! Und wenn's die Herren sagen. — Warum wäre er ein geklärter Kopf, ein überaus geklärter! Der Jäköb ist kein geklärter Kopf. Er kommt in blauen Leinenkleidern zur Stadt. Wirft Sack und Pack auf den Wagen und sitzt hinten auf. Da, wo die Wagenschraube rasselt. Mit baumelnden Beinen. Wie gesagt, ein Bauer aus Sohren. Ein klotziger Weißkopf. Aber er weiß, daß die Kirchberger Mädchen hinter ihm hersagen: ‚Scheen ist er nun mal. Und stramm!‘

Da kommen sie zur Kirchweih nach Sohren mit ihm tanzen. Und würden nicht in der Stadt mit ihm tanzen. Weil er der Bauer aus Sohren ist, der den Tanzboden schrammt, die Arme nach unten drückt und die Finger häkelt in der Mädchen Hand. So wie man die Hände faltet zum Gebet am Mittag. So beim Tanz! Ach, so ein Klotziger. Und so ein ‚Scheener!‘

Und nun baumeln seine strammen Beine hinten am Wagen über die Schraube. Und so sitzt er und denkt, er sitzt gut. Die Sonne hängt in den Wäldern, als der Leiterwagen an der Dorfkirche vorüber, zwischen Höfen und Häusern hin, in einen Feldweg einfährt. Von dort ab zum Hottenbacherhof. Der liegt in einer Böschung. Fast ein Tälchen. Niederer Baumschlag an der Windseite. Weiterhin Gärten und Kappusfelder. Vom Mist ab fließt die Jauche in einer aufgeschaufelten Rinne durch die Wiesen. Der Dunghaufen breit im Hofe. Der Hahn kräht darauf. Die Hühner picken darin. Quadratisch um denselben die Ställe, die Scheune, der Holzschuppen und das Haus. Droben auf dem Böschungsrand die Kapelle zur hl. Apollonia. Drei dünne Birken am Eingang. An der schneeweißen Rinde herunter rieselt das Sonnenlicht. Ein gestorbener Hottenbacher hat eine kirchliche Stiftung gemacht. Allmonatlich einmal soll der Sohrener Pastor zu den drei Birken die Messe lesen kommen. Zu Nutz und Frommen und zur Bequemlichkeit der umliegenden Höfe. Heute war Messetag. Heute sucht der Pastor die Höfe heim, sieht nach dem Rechten und nach dem Heile von Menschen und Vieh.

An der Vordertüre des Hauses liegt ein Bauernbube, ein siebenjähriger Hottenbacher auf dem Bauche, knutscht ein Kaninchen widers Gesicht und opponiert in den Hausgang zurück. Das grobe Geschimpfe der Stallmagd prallt heraus. Als der Wagen die Böschung herunterknattert, packt

er das Tier bei den Ohren, schleppt es nach, dem Wagen entgegen. ‚Mudder, dä Herr Pastur is do!‘

Und unterm Dach aus dem niedern Fenster ein glattgescheitelter Mädchenkopf. ‚Mudder, unse Herr Pastur is do!‘

Klappt von innen den grünen Laden bei und springt in die Stube zurück. Die Jung=Magd bringt der Hottenbacherin einen Stuhl heraus. Die steigt ab, sagt: ‚Backes, nou kommt un eßt ebbes, wenn d'r heït noch weïter wollt.‘

‚Eïch muß wuhl hie bleiwe. Meï Gaul war acht Stun'(d) unner=wegs. Dä kann et nit meh.‘

‚No jo dann.‘

‚No jo, Backes,‘ sagt auch der Bube, schleudert das Karnickel weg und klettert an dem ausgeschirrten Gaul hinauf. Lenkt in die Wiesen ein. Jäköb ist hinterher und tritt dem Klepper gegen den quallen Schenkel. Da wirft der die krummen, kantigen Beine, setzt geradewegs über den Dung=haufen die Hecken entlang. Von den Ställen her eine schwungvolle Stimme voll dröhnendem Wohlklang, wie zur Sonntagspredigt in der Dorfkirche ab=gestimmt. ‚Adam, nicht an die Bienenstöcke!‘

Da schrammt Jäköb auf den benagelten Absätzen herum und zurück. Bauernburschen haben eine Scheu vor dem Pfarrer. Von den Schulbänken und vom Beichtstuhl her. Aus der Stalltüre beugt Hannes, der Knecht. ‚Wöllen der Hähr Pastur emol gucke komme?‘ drängt gegen die Lehmwand, um den Pfarrer vorbeizulassen. Der nimmt die kurze Pfeife aus dem Mund=winkel, klappt den Deckel zu und steckt sie in der gewölbten Hand tief in den Ärmel der Soutane. Wegen der Feuersgefahr. Er kennt das. Er ist Pfarrer und Bauer. Beides mit gleicher Vorliebe. Bisweilen Pfarrer im Nebenamt. Für den Bauer ist das wichtig. Was soll der mit einem Seelenhirten, der in der Bibel Bescheid weiß und nicht auf dem Felde? Jetzt brauchen sie nicht mehr über ihn zu lachen. Er hat's jetzt weg, das mit der Landwirtschaft. Im Anfang — du lieber Gott, da war er ein Dünner. Langaufgeschossen aus dem Konvikt. Er schrieb die Predigten aus den Büchern. Die Hunsrücker haben ihn fett gemacht. Er hat ihre Äcker gerochen. Wie gesagt, jetzt hat er's weg. Tritt schwer in den Stall. Die Soutane knöpft er über der breiten, flachen Brust zusammen. Sie schillert grün. Die Rockteile fallen lang zu beiden Seiten herunter. Der runde, etwas eingedrückte Kopf steift in den Nacken. Das graublonde trockene Haar bauscht über die Tonsur. Das Gesicht hat gesunde Augen. Die senden Blicke wie Stahlschwerter. Kein Stubengesicht. Es ist rund und fest. Und streng. Aber es spiegelt den Mutterwitz. Jetzt fältets die Kennermiene.

Die schwerdunstige Stalluft quallt über die Hängebäuche der Mast=

kühe, die sehnigen, starkknochigen Rinder und das hilflos im Stroh kauernde Kleinvolk der Kälber.

‚Wat för Stick Vieh wöllen der Hähr Pastur gucke?‘

‚Bring mr mal die Bleß, Hannes.‘

‚Wöllen der Hähr Pastur dat Viech kaafe?‘

‚Mit deiner Permission, Hannes.‘

‚Kotzkränk! Eich hon neist dogeg'n. Mit groß Dank und Merci kriegts där Här Pastur. Dat Schinnoz lißt sich nit melke. Dat schleht aus. Mer hons schon halb kaput geschlahn. Wenn also der Hähr Pastur dat Viech kaafe wöllen, mer kanns nor rächt seïn.‘

Der Pastor spitzt die Lippen, seine Augen werden weit und rund. Eine scherzhafte Drohung mit dem Finger: ‚Hannes, Hannes, willste deinen Pfarrer bemogeln? Am Sonntag kommst du mal wieder in die Christenlehr', du, Hannes!‘

Hannes versteht keine geistlichen Späße. Er fährt los. ‚Wat? Befoudele (bemogeln)? Ei Gott bewahre! De Deiwel soll meïch hule!‘

‚Hannes! Man kann nicht zwei Herrn dienen. Wenn du dich also mit dem Deuwel abgebee willst, so laß den lieben Gott aus dem Spiel.‘

‚Nä, nä, wo werd' eïch denn! Dr Deiwel, Hähr Pastur! Eich fluche nit. Awer wenn der Hähr Pastur meene, eïch wollt lo kuschelmuschel mit der Bleß mache, dann soll doch gleïch en Himmelkreizdun—.‘

‚Fst!‘

‚Och jo, eïch will nit fluche. — Un elo ist dat Vieh!‘

Er reißt die Schwerbäuchige aus den Reihen. Sie steht gut in der Mast. Sie ist von außerordentlicher Größe und schwarzweißer Farbe. Sie steht und schlampft die Zunge und hört ihr Lob aus Hannes Mund, wie Onuphis, der heilige Ochse, in Hermunthus gestanden haben mag, und von den Ägyptern sich als guten Geist preisen hörte.

Der ‚Hähr‘ sagt: ‚Laß die gute Bleß in der Mast stehen, Hannes. Zur Kirchweih muß ich schlachte lassen. Vielleicht ist's die gute Bleß. Ich habe etliche Konfratres dann zu Gast. Also, Hannes, wirst du sie noch gut in der Mast halte missen.‘

Hannes sagt: ‚Jo, man weeß dat. Wenn dä Hähr Pastur vun Sohre Kirchweih hot, frißt et ganz Dörf mit.‘

Da geht der Pastor, nimmt draußen sein Pfeifchen aus dem Rockärmel und raucht es mit einem langen Zug wieder an. Mit kurzen, schweren Schritten, dann durch die Hoftüre und durch die Küche. Die Jung-Magd sieht den Pastor und sagt brummig verschüchtert: ‚Gelobt sei Jesus Christus!‘

‚In Ewigkeit. Amen. Nu, Male, wie gehts?‘

‚Et geht all ganz gut, Herr Pastor.‘

‚Wie ists, hat dei Vadder die Rummelswies' gesteigert?'

‚Nä, mr hot'm dovon abgerot.'

Der Pastor hängt die Pfeife in den Mundwinkel, holt aus dem Rock sein rotes Sacktuch, schnäuzt sich, nickt mit vielem Verständnis. ‚Ja, ja; de Wiesengrund ist da faul. Das Gras schießt hoch in die Stengel und hat keine Saft. Adschehs, Male.'

Eine Türe näselt in den Angeln. Die Hottenbacherin steht in der Spalte. ‚Herr Pastor, ich hon Jhne dä Kaffi parat gestellt. Komme Se!'

Die gute Stube ist kühl und muffig. Der Boden ist frischgescheuert und mit weißem Sand überstreut. Bei jedem Schritt ein Knirschen. Es ist sauber und ungemütlich. Und es ist so, als müßte man gleich wieder fortgehen. Der zerbröckelnde Mörtel riecht aus den Lehmwänden. Der Pastor holt sich einen Stuhl von der Wand. Der strohgeflochtene Sitz knarrt unter seiner Körperlast.

‚Kaffi!' sagt er. ‚Mm! Ich trinke heute schon zum vierten Male Kaffi. Bei der großen Nann' auf dem Pittgeshof war ich mittags. Da kocht sie Kaffi. Desgleichen bei Kunzens Mattes und bei der Backesfrau. Sie ist all besser. Ich hab' heute wirklich viel Kaffi getrunke, Hottenbachersch.'

Und die: ‚Ei no, dann derfen der Herr Pastor et mir aach nit abschlage,' befühlt fürsorglich die bauchige Kaffeekanne, sie sei noch warm. Und gießt ein. Er legt die Pfeife weg und trinkt zum vierten Male. Er wird danach heimgehen und zu seiner Schwester sagen: ‚Schwester, setze vier Tage den Kaffee aus!' Fragt dann nach dem Kreisphysikus und wie der es meine? O, er hätt's heraus mit ihr. Diesmal seien es die Krampfadern am Bein. Das schiebt sie vor, bückt sich, streicht mit den Fingerspitzen um die Stelle. Da und dort seien die Wunden wieder gekommen. Sie habe jetzt Salbe. Und spricht nicht von ihrem Husten. Ei was! ihre alte Erkältung. Ja. Der Pastor schneidet das Butterbrot in gewürfelte Stücke, mahnt zwischendurch. ‚Sie missen sich legen, Hottenbachersch. So gehts Jhne nit zu, das Bein.'

Jhre Blicke haften im Schoß. ‚Ich kann dat nit!'

‚Kann! Kann! Man muß können, Hottenbachersch!'

Er schiebt die Brotwürfel unter die gesunden Zähne. Spießt auch die Stücke Bauernkäschen auf die Messerspitze. Die Frau sagt still und eindringlich: ‚Ich muß sorje, dat ich aufbleiwe, Herr Pastor!'

Jhre Stimme pocht an seine breite Brust und bittet um Einlaß. So wie sie im Hauch und peinlichen Geflüster durch die Gottesfensterchen des Beichtstuhls wirrt. Er hat ihre Beichte. Nun muß ers wissen, warum sie im Hauswesen sein muß! Mit krankem Bein und wachsamen Augen! Drei Brotwürfelchen und zwei Käsestückchen liegen noch neben dem Pfarrer. Die wird er essen. Und wird dann antworten. Viel Neues nicht. Immer das gute Alte. Das, was er ihr zweimonatlich regelmäßig hinter dem Gottes-

fensterchen sagt. Des Weibes Bestimmung ist leiden und gehorchen. Er soll dein Herr sein. Christus habe noch mehr am Kreuze gelitten. — Sie hörts allemal wieder gern. Es wird sie stärken. Das ist ihm sehr angenehm. Er hat einmal früher bei derlei Angelegenheiten in den Evangelien geforscht und ins Alte Testament zurück, um Trost auf seine Lippen zu schöpfen. Da stand nur vom Wachsen und Mehren und daß er des Weibes Herr sein soll. Er wollte aber den unbegreiflichen Gott armen Seelen begreiflich machen und sagte ihnen durch das Gottesfensterchen: ‚Gott hat die Eva nicht aus dem Haupte des Mannes geschaffen, damit es ihn beherrsche, nicht aus dessen Fußsohle, damit der es zertrete, sondern aus der Seite.‘ Und wahrscheinlich aus der fünften oder sechsten Rippe, allwo das Herz liege. Da wurde seine Sprache schön und erzählte von der Liebe zwischen Weib und Mann. Die Beichtkunden aber gingen ohne Trost von ihm. Man wurde verlegen und schamhaft. Man kann dem Nackten ins Angesicht sehen, aber nicht der Liebe. Und wo die Liebe vorübergeht, treten sie scheu und unwissend aus dem Wege. Wie Götter den Namen der Sterblichen ehrten, wenn sie ihn in die Sterne schrieben, so sie die Liebe! Aber Bauernherzen schluchzen nicht zu ihr hinauf.

Als der Pfarrer grau-blond geworden war, wußte er das. Seitdem sprach er das gute Alte zweimonatlich von neuem. Da er nun wieder sprechen will, ist in der Küche auf den unbehauenen Steinen ein schweres Tapfen. Die Hottenbacherin schurpst auf. ‚Dat is er!‘ Ihre Augen nehmen einen stieren Ausdruck. Sie geht und öffnet, streckt den Kopf hinaus: ‚Mann, elo seïn mer!‘

‚In der Stub' — wer?‘

Sein breiter, kantiger Körper schiebt herein, sein Gesicht liegt in den scharfen, eckigen Linien. Die zerreißen zu lärmender Freundlichkeit beim Anblicke des Pfarrers. Seine breite, platte Hand fegt über den Tisch.

‚Wat? Der Herr Pastor? Wat? Und bei 'ner Schlawerjucksbrih! (Kaffeebrühe) Frau! Hol' mal'n Flasche Wein ruff! Moseler! Nit wahr, Herr Pastor, Sie hawe ja den herbe Geschmack gern? No, gu'n Dag auch, Herr Pastor! Wie gehts der Schwester derheim?‘

Der Pfarrer sitzt breit, sitzt still. Er starrt in seinen einzigen Gedanken hinein, dem er auf der Spur ist, alles andere überhört er.

‚Ich habe mei Besonderes heut', Hottenbacher. Darum bin ich hierherum noch so spät. Die Sache ist nämlich die: die Kirchenrendantstelle ist frei, seit der Stocke-Franz tot ist. Ihr nehmt sie doch an, Hottenbacher?‘

‚Der Franz ist dot, ja. Ich möcht' den Herrn Pastor nit in Verlegenheit setze, wenn ich ablehne.‘

Der Pastor legt die Pfeife weg, nachdem ein paar vergebliche Züge sie nicht mehr zum Leben erweckten, und nickt: ‚Ja, ich wär' in Verlegeheit. Als Kirchenrendant brauch' ich einen Mann, der in gute Verhältnisse lebt —.‘

‚Ei no, nateerlich!‘

‚— Der auch mal Unglick im Viehstand aushalten kann, ohne —.‘

Hottenbacher steift den Kopf, pfeift durch die Zähne. ‚Ah so! War et so mit dem Stocke-Franz?‘

Der Pastor kommt in Aufregung. Seine festen Bäckchen zerkauen eine Unvorsichtigkeit. ‚Ich hab doch nichts gesagt, Hottenbacher —.‘

‚Ah wat, Herr Pastor!‘

‚Auch nichts merke lasse —.‘

‚Man braucht mich nix merke ze lasse. Ich merke et schon.‘

‚Ja sehen Sie, Hottenbacher, ich wollte damit eigentlich nur sage, daß eine Kasse eine ständige Versuchung ist, wenn — voribergehend natirlich — eine Geldverlegenheit kommt. Im Grunde genommen war der Franz nicht arm. Ihr wißt, er hat eine Erbschaft von ein paar hundert Dalern gemacht. Statt sie zu verzinse, legt er sie in die Truhe und zehrt sein Lebtag daran. Er hätte das doch zur Sparkass' bringe solle!‘

‚Nein!‘ sagt Hottenbacher, seine Hand platscht auf des Pastors Arm. Seine Blicke lauern um des Pastors Gesicht, als müsse er erforschen, wie sein Wohlgefallen zu packen sei. ‚Nein! Er hätt's der Kirch' vermache solle! Zum Deiwel noch 'mal! is't nit wahr, Herr Pastor?‘

Der zieht die Braunen herauf, herunter, faßt wieder nach der kalten Pfeife. Die Frage sitzt ihm wie ein Messer am Halse. Sie ist so knifflich wie die der Pharisäer, als sie zu Christus kamen und frugen: ‚Ist es erlaubt, dem Kaiser Zins zu geben oder nicht?‘ Ist die Antwort: Nein! dann sagen die Bauern: ‚Der Pastor will nicht, daß man der Kirche vermacht!‘ Ist die Antwort: Ja! so sagen sie: ‚Der Stocke-Franz könne nicht selig werden, weil er seine Erbschaft nicht der Kirche vermacht habe.‘ So denkt er an die Münze, die der Herr den Pharisäern abverlangte und meint: ‚Jedes Ding hat seine zwei Seiten —.‘

Da steht die Bäuerin in der Türe. Die Gläser tinken. Hottenbacher greift mit dem langen Arm herüber, schlenkert die Flasche gegen das Licht, schnalzt. Das macht ihm keiner nach. Bis Simmern hinauf nicht. Das Großstädtische! Mögen sie hinter ihm her witzeln. Sie trinken und loben seinen Wein. Wenn ein schwatzender Mund voll ist, redet er nicht mehr. Der Pfarrer witzelt nicht und lobt nicht seinen Wein. Von letzterm hat er bessern, und an Witz hatte er eben genug, um sich vom Trierer Domvikar zum Bauernpastor zu entwickeln. Was man so ‚Manieren‘ nennt, hat er in dieser Mauserung abgestreift. Wie ein Kanarienvogel, der mit dem Schnabel nachhilft, wo ein Federchen sich nicht lösen will. Und der recht krank ist in solcher Zeit. Er ist auch krank gewesen. Es hat viel Sträuben und Wehren gekostet, und viele Leidensgänge zum Bischof. Und dann las er keine

Zeitungen mehr und war von der Natur beleckt. Wenn dann so einer, so ein Hottenbacher, Manieren kultiviert, taucht einem Bauernpastor eine blasse, ferne Erinnerung hinter Wäldern auf. Ja, o ja! So waren die Menschen draußen .... draußen ... So geberden sie sich! So blasen sie den Zigarrendampf! So hassen und lieben und schachern sie! Und so wollen sie ins Himmelreich eingehen! Dann lacht der Bauernpastor. Dann stapft er in seinen Stall, zu seinem lieben Vieh und streichelt die Horn- und Schweineköpfe. Sieht ihnen in die stieren, tränenden Augen. Ihr Ochsen seid doch bessere Menschen!

Und wie der Bauernpastor dann lächelt... So lächelt er jetzt Hottenbacher an. Der hält der Bäuerin sein Glas hin.

‚Da, Frau, drink! drink! sage ich, Sannche. Schenier dich nit. Man braucht nit frommer wie der Papst zu sein. Der drinkt aach en Weinche, dat nit gewasche ist, nit wahr, Herr Pastor? Ja, Frau, komm her! In sechs Jahr' feiere wir's Ehejubiläum. Dann gibts en Hochzeiterei hier im Haus, wie sie scheener nit in Kana gewes' ist. Und der Herr und Heiland soll aach zu uns zu Tisch komme, wenigstens der Herr Pastor. Die Herre von Kirchberg aach. Die lad' ich uff'n Herrnabend mit Schampignons. No komm her, Frau!‘ Er greift ihr in die Rockfalten, zieht sie auf seine Knie nieder. Eine innere Pein sträubt aus ihr. Sie zerrt sich los. Er fällt in den weinerlichen Spotton, der ihm wie Geifer auf der Zungenspitze liegt. ‚Nu gucken Se mal dat geekisch Sannche an. Et schenniert sich!‘ und mit gell herausgehustetem Lachen: ‚Jawoll! Gell? Für so wat sucht mr sich nit den Pastor zum Zeuge. Dat macht mr mit sich und dem Hottenbacher ab, gell, Sannche?‘

‚O geh, halt Maul!‘ Sie ist gepeinigt. Ihre Backen glühen. Ihre innere, verschlossene Natur empört sich gegen dieses Bloßlegen. ‚Schâm' dich!‘

Von außen an der Türklinke ein Nesteln. Eine helle Kinderstimme im Tonfall der Alten. ‚Muedder! Eich will en Bueddderschmeer!‘

Die Türe geht auf. Der Bube stößt das Vierjährige herein.

‚Zofie!‘ ruft Hottenbacher noch verärgert, ‚sag: Dag, Dag! geb'm Pastor en Händche!‘

Die Frau reißt es auf den Arm, flieht hinaus. So hat sie ihr Kind nie mit Inbrunst an sich gepreßt, so nicht, als da Scham und Zorn und Abscheu in ihr wühlen. Neunzehn Jahre lebt sie dieses Leben und schwieg. In sechs Jahren werden sie wieder Hochzeit feiern und die Kirche werden sie schmücken und den Predigttext von der Hochzeit zu Kanaan wählen, zu der Christus, der Herr, zu Gast war!

Da schreit heute der Hohn in ihr zum Himmel! Die Stubentüre ist noch um eine Ritze weit offen. Sie hört Hottenbacher seufzen, als müsse

es ihm die Brust sprengen. Sie geht und schließt. Sie hat keine Neugierde mehr für das, was er hinter ihr hersagt. Es war eine Zeit, da hat sie an den Türen gestanden und gehorcht, und die Tränen flossen ihr in den zuckenden Mund. In neunzehn Ehejahren kann man sich dergleichen abgewöhnen.

Aus der Stube heraus kein lautes Wort mehr. Hottenbacher dämpft seine Stimme. Seine Blicke rollen nach der Türe.

‚Wat, Herr Pastor? Jetzt hon Sie's selbst mitängesehn. Ist et nu nit, wie ich immer sage? Die Frau hat kei Verständnis für mich. Die will nor schaffe, schaffe, schaffe! Dä Buckel krumm mache und zwische'm Vieh durch. Wenn ich der Frau auf die Art komme, wie'n guter Ehemann soll, — no wat brauch ich dann viel ze schwätze, Sie hons jo gesehn, Herr Pastor.'

Er trinkt sein Glas auf einen Zug, füllt es. Der Pastor ist wieder einem passenden Gedanken auf der Spur. Beginnt also: ‚Die Frau ist scheu. Ihr Gemüt ist, ich möchte sagen, wie ein Spiegel,' sein Körper nimmt den Ruck nach aufwärts, den sein Geist nimmt. ‚Wenn man den Spiegel anhaucht, tribt er sich. So ist das Gemit Ihrer Frau. Ich kenne Sie ja, Hottenbacher, Sie hawe immer Geduld gehabt. Dafir sind Sie der starke Mann, der das Weib stitzen soll. Mit dem schwachen Weibe soll der Mann Geduld hawe. Unser lieber Herrgott hats auch mit Ihnen, Hottenbacher. Und dann sind Sie gewissermaßen eine Säule der Kirche und der angesehenste Mann in der Gemeinde. Sie missen allen und jeden Schein eines Ehezwistes meiden — allen und jeden, Hottenbacher!'

Der hat die knochigen Hände aufs Knie gestützt, seine Blicke hängen am Boden. Bei dem letzten Worte des Pastors wirft er sich gegen die Stuhllehne, platscht sich aufs Knie.

‚Dat is et! Jawoll! Herr Pastor, dodruff könne Sie sich verlasse, ich duhn mei Pflicht als Mann und Christ. Ich weiß, was ich mir und der Gemeinde schuldig bin, und auch dem Herrn Pastor, der immer in Anstand und Ehre in meinem Haus verkehre kann; nit wohr, Herr Pastor? No, drinke Se aus. Es kommt mir nit druff an, noch'n Flasch' ruffhole ze lasse.'

Dem Pfarrer kommt ein Räuspern. Er steckt die Pfeife ein. Er ist jetzt Hochwürden. Und nicht mehr Bauer und nicht mehr Gast im Hottenbacher-Haus.

‚Ich trinke aus und gehe. Ich hawe heut' abend einen Konfrater zum Schach zu erwarten,' knöpft die Soutane zu, drückt den Hut bedächtig in den Kopf. Der derbe Stock hängt am Fensterriegel. Er packt ihn in die Faust, stößt ihn auf den Boden, und mit kurzen, schweren Schritten hinaus. In der Küche im quirlenden Dampf die Großmagd. Die stößt den Reiserbesen in den Wassereimer ein, wäscht so die Ration zu Pellkartoffeln. ‚Adscheh, Ameï!'

Eine ehrfürchtige Schwenkung, aber eine grell-dreiste Antwort: ‚Gelobt sei Jesses Christes!'

Im Hofe am Schwengel der Jauchepumpe Hannes. ‚Gelobt seï Jesus Christus!‘

‚In alle Ewigkeit! — Hannes, versorg mir gut die Bleß.‘

Hoch auf der Egge an der Stallwand das Dreizehnjährige. Schurft verschämt den Rücken an der Lehmwand, knotet die glatten Flechten um den Kopf. Der Pastor sagt zu ihm hinüber: ‚Käthelchen, hörste mal. Sonntags in die Christenlehre mußte noch kommen. Und daß du mir die acht Seligkeite auswendig lernst!‘

‚Gelobt sei Jesus Christus!‘ schallts hinter ihm, vor ihm, neben ihm. Grell und dumpf, heiser und hell. Sie kreuzen seinen Weg und bringen ihren frommen Gruß. Er, Stellvertreter Gottes auf Erden. Wo er ist, wird Segen sein. Und tritt er auch in den Stall zu ihnen, es wird Weihrauch um ihn sein wie bei dem Kindlein in Bethlehems Stall.

Hottenbacher pfeift in die Wiese hinüber, wo sein Bube um den Backesgaul ist. ‚Hä, Adam! Wo ist deï Mudder! Will die nit dem Herr Pastor Adschehs sage, hä?‘

Der Bube ruft her: ‚Meï Mudder is im Ap'llonskabellche. Wenn dä Hähr Pastur in dä Sakrischteï war, muß meï Muddeche immer Ordnung schaffe!‘

Da steift der Pfarrer den Hals ein, lacht mit weitoffenem Munde. Das gefällt ihm, das Derbe, das polternd mit der Wahrheit ins Haus tritt. Steigt dann die Böschung hinauf zur Kapelle und den drei Birken. Hottenbacher ruft ihm noch ein Wort nach. Er solle am Wäldchen Umschau halten. Das gedenke er zu kaufen. Auch die umliegenden Wiesen. Samt und sonders! Hottenbacher Terrain, so weit der Blick laufe! Respekt vor Hottenbacher! Man muß einen Mann in der Gemeinde haben, vor dem man Respekt hat. Ein Pastor muß das. Und ganz gewiß, wenn man eine Hunsrücker Kirchengemeinde hat. Eine katholische! Die ist arm und in der Minderheit. Wenn also ein einziger in der Gemeinde ist, vor dem man Respekt hat —. Wie gesagt, Respekt vor Hottenbacher!

An den drei Birken ist eine offene Kapellentüre. Da tritt der Pfarrer ein, um in dem Dämmer und der Kühle ein Stoßgebet als Wegzehrung zu nehmen. In der Sakristei hört er die Schrankschubladen quitschen. Also ist die Hottenbacherin noch am Ordnungschaffen. Ein Wispern und Seufzen dazwischen. Sie betet. Und schrammt Schranktüren ein und faltet Gewänder. Sie ist in geheimer Unterredung mit dem Herrgott, der die neunzehn Ehejahre neben ihr wohnt und mit dem sie allzeit gute Nachbarschaft gehalten hat. Es ist ihr lieb, zu wissen, daß er alles hört und alles sieht, und kein Haar von eines Menschen Haupt fällt ohne sein Wissen. Und doch in ewigem Schweigen ist!

Schließt dann ab und tritt aus der Kapelle. Unter den Birken

steht der Pfarrer. Der sieht verquollene, rote Augen. Fängt da seine Rede an, so und so müsse es im Haushalt sein, so und so nicht. Weib, du hast nur einen Gott, nur einen Mann, nur eine Wahl! Weib, halte an diesem Gotte, an diesem Manne, an dieser Wahl! Und du wirst selig werden!

Da geht sie und ist heimlich voll zornigen Leids. Der liebe, schweigende Gott ist alleweil der Bessere. Er möge ihr beistehen. In alle Ewigkeit. Amen!

Weit in den Abendschatten der Pfarrer. Wo sein Priesterhut über den Hecken sichtbar wird, schallt aus Kraut und Rüben und hinter dürrknisternden Heuhaufen der fromme Gruß. Männer straffen den steifen Rücken, rücken die Mützen und erwarten einen Mund voll Worte. Hochwürden hat sie bereit wie St. Elisabeth die Rosen, als sie auf Armenwegen war, oder wie tierfreundliche Menschen am Markusturm in Venedig die Futtersäckchen für die Tauben. Also mag Hochwürden dies und das sagen. Man wirds an Sommerabenden hinterm kalten Ofen erzählen.

Eine Egge mitten im Heckenweg. Ein Vogel mit Trippelschrittchen darüber hin. Die ganze Weglänge schirpt eine Grille. Am Wiesengelände häufen sie das Heu. Ein Ruf hinüber. Der Pfarrer stapft zu ihnen quer hin in den weichquallenden, grünen Grund und den leisen Dämmer und die verwunschene Stille. Die Männer stoßen den Rechenstiel in den Wiesenboden, stemmen den Arm in den Zinken. Was der Hähr Pastur alleweil will? Wie das Wetter ständ? Ob's über Sonntag hält? Das ist keine müßige Frage. Keine aus der flaugewordenen Konversation der Städter. Dem Bauer ist sie wert und wichtig. Sie brennt ihm ans Herz. Sie ist sein Essen und Trinken und Verhungern, sein Leid und Lachen. Und seine Politik und sein Krieg und Frieden. Sie beschatten die Augen, obwohl keine Sonne mehr ist, obwohl nur weiße Wolken und Sterne sind. Bäumen die Köpfe und prüfen den Horizont. Es seien viele Lämmerwolken. Das ging auf Regen, auf einen Landregen. Aber ein paar Tage könne es noch halten. Es müßten nicht mehr schwarze Wolken herschwimmen. Von dem Kirchspiel her. Das sei ein Regenloch. Da stiegen schon die dicken Ballen. Wie gesagt, es könne noch über Sonntag halten. Außerdem, die Fledermäuse flögen viel herum. Das ging auf gut' Wetter. Also wie gesagt. Doch wollten sie heut' noch das Heu häufen. Auf alle Fälle. Es könnt' Sprenkeln. Ein Gießerchen über Nacht. Da sagt der Pfarrer: ‚Ich hab' noch en Fuhre Heu drauß'. Wie is't, Christmanns-Vetter, holt Ihr mir die vor Sonntag in?'

‚Jo, Herr Pastor, dat duhn mer.'

‚Adscheh dann,' und geht weiter, quer hinüber wieder in den Heckenweg. In einem Kappusstück zwei gebückte Frauen mit weißen Kopftüchern. Die werfen das Unkraut aus, hocken auf lockeren Grund. Aufgebauschte

Röcke und kurz. Wenn sie stehen, sieht man die blauen Strümpfe fast bis zu den Knien hinauf. Die Oberröcke liegen an den Hecken. Es riecht nach frischaufgeworfener Erde, ein feuchter Ackergeruch, der gesund wie die schäumende Lebenskraft ist. Die Menschen da atmen ihn im Schweiße und in stillem Frohsinn ein, und darum so viel unverbrauchte Daseinskraft und überall Genügsamkeit.

‚Gelobt sei Jeses Christes!'

‚Ihr Mädercher, wie geht's noch immer?'

‚Och, all immer gut, Herr Pastor.'

‚Ja, ihr Mäderchen, Sonntag ist feierlicher Schluß der Oktav. Das Tedeum wird gesunge. Ich denke, Gret, dann wirste singen, daß die Engel im Himmel zusammenlaufen und das Gret singen hören wollee.'

Gret ist sehr geschmeichelt. Sie streicht mit schmierigen Händen an den Hüften herunter und lacht. Sie ist Dorfsängerin. Ihre schrille Stimme hört man bei geschlossenen Türen und durch dicke Kirchenwände bis ins Pfarrhaus hinein. Die Bauern sagen: ‚So'n Gret muß mr in der Kirch hon! Et hot 'n Stimm wie'n Gleckche!'

Darum lacht Gret' und ist geschmeichelt. Der Herr Pastor könne beruhigt sein. Sie werde ihm ein Tedeum singen, — na ein Tedeum! Kindskinder sollten davon noch erzählen. Aber die Nann' ruft von der Mitte des Ackers her, der Hähr Pastur möge beiseite treten, sie müsse da 's Unkraut zu Hauf werfen.

‚Nann'', sagt der Pfarrer, ‚neben deinem Acker liegt meiner. Vertu' dich nicht und halt' die Grenz in'!'

Die richtet sich auf, wischt die nasse Stirne mit dem Rücken der Hand.

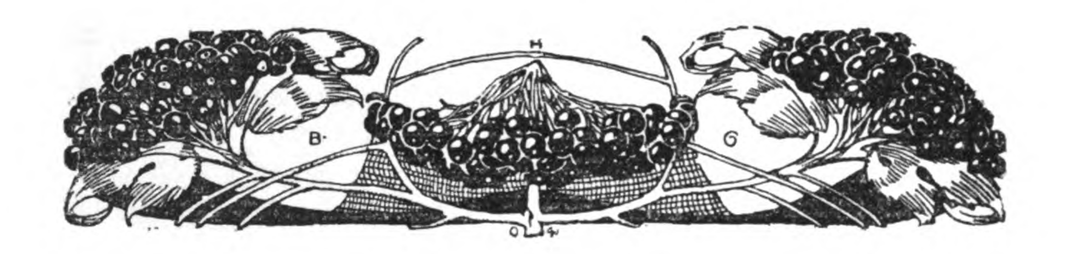
‚Dat kleï' Kappesstückelche mache mer dem Herr Pastor gleïch mit. Et kimmt uns nit druff ân.'

Einen Steinwurf weiter schreit Liß:

‚Jo, mer mache dat noch!'

Sie bücken wieder, hacken, reißen. Die Sache ist für sie abgemacht. Sie geben keinen Dank und verlangen auch keinen. Sie meinen es gut. Man muß das wissen. Wer es nicht weiß, ist übel dran. Dann sagt der: Sie sind grob! und geht und wird nicht heimisch.

Heim stapft der Pfarrherr in verschatteten Wiesenpfaden. Kein Vogelsang mehr. Aus den Wäldern fährt ein Rauschen wie weinende Melancholie. Die Menschen gehen durch den Abend feierlich und stumm wie beim Kirchgang. Es ist eine große Stille. Leer und hohl und als sei kein Hauch darin. Und kein Seufzen. Und als sei nur ein stilles, weiches Verlorensein in weltferner Einsamkeit. (Fortsetzung folgt.)



Die pädagogische Unentbehrlichkeit der religiösen Moralbegründung.

Von

Fr. W. Foerster.

Für den Religionspädagogen ist es gerade heute recht wichtig und lehrreich, sich einmal vom psychologischen Standpunkte die eigentlichen Gründe für die pädagogische Unzulänglichkeit der religionslosen Moralbegründung klar zu machen — umsomehr als viele Vertreter der wissenschaftlichen Ethik mit außerordentlicher Sicherheit die völlige Ersetzung der religiösen Jugend-Unterweisung durch ‚Vernunft und Wissenschaft‘ prophezeien.

Ist es nicht wahr, daß die neuere Soziologie und Ethik, insbesondere die Untersuchungen Herbert Spencers, uns das Wesen und die natürliche Herkunft der ethischen Kräfte und Anschauungen so klar enthüllt haben, daß eine religiöse Erklärung ganz überflüssig erscheint? Wir sind nunmehr darüber belehrt, daß alle sittliche Wertbildung sozialen Ursprungs ist und daß die ethischen Kräfte und Vorstellungen zu nichts anderm dienen, als jene soziale Kooperation, auf welcher der Daseinskampf unserer Gattung beruht, immer mehr zu verfeinern und zu vertiefen. Was ist da noch Mystisches und Unerklärliches? Wir brauchen weder Gottes Offenbarung auf dem Sinai, noch seine Menschwerdung in Christus, um zu wissen, was wir hier auf Erden zu tun und zu lassen haben. Die Soziologie, die Biologie und die Physiologie mit allen ihren Hilfswissenschaften setzen uns das alles viel deutlicher und einleuchtender auseinander als die Religion, die den Ursprung des Sittlichen in unergründliche Geheimnisse hüllt, während er doch vom wissenschaftlichen Standpunkte ganz klar gelegt ist. Also warum nicht auch die Erziehung des Gewissens auf diese einleuchtenden Aufklärungen begründen?

Nun, wir wollen zunächst gar nicht bestreiten, daß alle die soziologischen, biologischen und physiologischen Beiträge zur Begründung der Ethik von wirklichem Werte für unsere Einsicht in die Geschichte und die soziale Bedeutung der ethischen Normen sind. Gerade weil der Autorität des Sittengesetzes so oft die harten Tatsachen und Notwendigkeiten des wirklichen Lebens entgegengehalten werden, ist es von nicht zu unterschätzendem apologetischen Werte, daß das Ethische auch in seiner konkreten praktischen Bedeutung für die Grundbedürfnisse aller menschlichen Gemeinschaft aufgedeckt werde.

Eine vollständig andere Frage aber ist es, ob diese Art der Ableitung des Sittlichen auch motivierende Kraft gegenüber den natürlichen Widerständen der Selbstsucht und der Leidenschaft besitze. Zwischen einer neuen Erklärung für das Sittliche und einer neuen Inspiration für das Sittliche ist ein gewaltiger Unterschied. Und die fundamentale Schwäche der ganzen oben skizzierten Argumentation des Radikalismus besteht eben darin, daß sie übersieht, daß Begründung der Moral für den Verstand und Begründung der Moral für den Willen zwei gänzlich verschiedene Dinge sind, ja nicht selten sogar zwei einander entgegengesetzte Dinge. Was den Verstand aufs höchste interessiert und befriedigt, das kann die Gefühlskräfte, die den Willen in Bewegung setzen, oft geradezu lähmen und töten, sie aber mindestens gänzlich unberührt lassen. So kann eine höchst interessante und erschöpfende wissenschaftliche Darstellung des Opfers und der Selbstüberwindung als sozialer Notwendigkeiten doch völlig unfähig sein, dem Menschen den Entschluß und die Energie auch nur für die kleinste Selbstüberwindung zu verleihen, geschweige denn ihm die Stärke zu geben, für das Ethische freiwillig in Trübsal, Verkennung und Entbehrung auszuharren, oder gar dem Tod ins Angesicht zu sehen. Darin eben liegt die unbegreifliche Blindheit all derer, welche die Religion durch soziale Ethik ersetzen wollen, daß sie die gewaltige Distanz zwischen verstandesmäßiger Darstellung und begeisternder Kraft übersehen.

Das Sittliche verstandesmäßig begründen, heißt, es auf gewisse einfachere und greifbarere Bedürfnisse, z. B. die Ordnung der Gesellschaft oder die Anpassung an den Kampf ums Dasein zurückführen. Solche Zurückführung intimerer und feinerer Antriebe auf gröbere Nötigungen und elementare Zwecke mag sehr interessant sein, sie zersetzt aber notwendig die willenbewegende Kraft des Sittlichen, verlegt seine Bestimmungsgründe aus dem Tief-Persönlichen in die Außenwelt und ihre Prosa und nimmt damit der Verpflichtung ihre innerlichste Anziehungskraft: demgegenüber hat die wirkliche Inspiration des Sittlichen eine geradezu diametral entgegengesetzte Funktion, als es diejenige ist, welche durch die verstandesmäßige Begründung geleistet wird: die Inspiration verwandelt das Einfache und Nüchterne in ein Geheimnis des inneren Lebens, zeigt, daß Selbstüberwindung und Opfer nicht bloß ein Tribut an die sozialen Existenzbedingungen, sondern zugleich eine Auferstehung des geistigen Lebens bedeuten, einen Sieg der Persönlichkeit über die bloße Natur. Und dies erst ist die eigentliche ‚Begründung' der Moral, die Verknüpfung des Gesetzes mit dem tiefsten persönlichen Freiheitsdrange, die Darstellung der psychologischen Wirkung dessen, was scheinbar nur soziale Bedeutung hat. Da diese innerlichste Bedeutung und Wirkung aber etwas wissenschaftlich nicht zu Beschreibendes ist, sondern der inneren Erfahrung angehört (‚Wer den Willen meines Vaters im Himmel tut, der wird die Lehre wissen!'), so kann es auch nur in der Sprache der Religion erschöpfend ausgedrückt werden: weil nur diese das Unaussprechlichste und Intimste des geistigen Lebens zu

formulieren weiß. Daher die Religion zur Fundamentierung des Sittlichen unentbehrlich ist. Die bloße soziale Begründung reicht nicht entfernt aus, erschöpft nicht einmal das ganze Wesen des Sittlichen, geschweige denn, daß sie das nötige persönliche Interesse dafür zu erwecken vermöchte.* Es muß sogar die ausschließliche und trockene Beziehung des Ethischen auf die bloße Technik des sozialen Räderwerks ähnlich ernüchternd auf die natürlichen ethischen Antriebe wirken, wie die Lektüre Schopenhauers auf den Verliebten, wenn er vernimmt, daß seine erotischen Triebe und Illusionen nur die unbarmherzigen Mittel der Natur sind, das Individuum in den Dienst der Art zu zwingen. Es liegt mir daran, diesen wichtigen Punkt durch eine persönliche Erfahrung von allgemeiner Bedeutung möglichst deutlich zu machen. Die oben erwähnte konkrete Begründung der Ethik vom soziologischen und naturwissenschaftlichen Standpunkt hat für mich ein so großes Interesse gehabt, daß ich ihr viele Jahre nachgegangen bin und versucht habe, die allgemeinen Gesichtspunkte Comtes, Spencers im einzelnen auszuarbeiten und in verschiedenen Vorlesungen die biologische und sozialtechnische Funktion der sittlichen Kräfte darzustellen. Je mehr ich mich in diese Aufgabe vertiefte, um so deutlicher wurde mir allmählich eine große Ernüchterung, die sich meiner in Bezug auf die ethischen Ideale und Aufgaben bemächtigte und mich drängte, tiefere Inspirationen aufzusuchen, als sie die wissenschaftliche Betrachtungsweise der Ethik zu spenden vermag. Und ich bemerkte, daß diejenigen, welche an die wissenschaftliche Ethik als Ersatz der religiösen Ethik glaubten, entweder nicht die Zeit ge-

* Es war eine der ersten und stets aufs neue bestätigten Erfahrungen des Verfassers in seinem Verkehr mit der Jugend, speziell auch in seinen ethischen Jugendkursen in Zürich, daß eine Anforderung an Selbstüberwindung und Selbstbeherrschung erst in dem Augenblick mit innerster Anteilnahme aufgenommen wurde, wenn es gelang, diese Forderung in die Sprache der persönlichen Krafterhöhung zu übersetzen, ihre lebensteigernde Tendenz unmittelbar einleuchtend zu machen. Von dieser Erfahrung aus muß der Pädagoge, wenn er überhaupt Schlüsse zu ziehen vermag, unausweichlich zur religiösen Erziehung zurückkommen. Denn die Religion beschäftigt sich ja gerade mit einem höheren Leben, das aus allen Siegen unserer geistigen Natur erwächst; sie stellt es am lebendigsten dar, an der Hand eines wirklichen Vorbildes mit all seiner unmittelbar überzeugenden Macht und Anschaulichkeit; alle ihre Gleichnisse, Symbole und Dogmen gehen auf jenes gesteigerte Leben und seine transcendenten Beziehungen und Hoffnungen; sie versteht die intimsten Antriebe des Willens zu erregen, sie spricht die Sprache von Erfahrungen, die dem Menschen verstandesmäßig gar nicht nahe zu bringen sind. Wohl ist die Freude am geistigen Stärkerwerden durch Selbstbezwingung auch eine natürliche Erfahrung und kann außerhalb der Religion gemacht werden — aber erst die Religion gibt dieser Erfahrung die ergreifendste Interpretation, die hinreißendsten Ausblicke und Verheißungen, sie erst macht jene Erfahrung wahrhaft zu unserm Besitz und bringt uns ihre ganze Bedeutung zum Bewußtsein — ohne das alles ist jene bloße natürliche Erfahrung nicht imstande, der Anschaulichkeit der niederen Versuchungen zu widerstehen, die Basis wirklicher Charakterentwicklung zu bilden.

Puvis de Chavannes.

Genovefa über der Stadt Paris wachend.



funden hatten, sich ganz in alle Konsequenzen dieser Anschauungsweise hineinzuleben oder unbewußt noch von den Begeisterungen und Heiligungen zehrten, mit denen ihre religiöse Erziehung das Sittliche umkleidet hatte.

Bestätigt wurden dem Verfasser die oben geschilderten Erfahrungen durch eine Reihe höchst treffender Bemerkungen, welche Lord Balfour in seinen ‚Grundlagen des Glaubens‘ über die Unzulänglichkeit der naturalistischen Ethik gemacht hat. Er zeigt dort, wie vom biologischen Standpunkte aus alle ‚die erhabenen Gefühle, die sich an die Ideen von Pflicht und Opfer knüpfen, nichts weiter sind als eine schlaue Erfindung der Natur, um uns mit List zum altruistischen Handeln zu verlocken.‘ Dann fährt er fort:

‚Kant verglich das Sittengesetz mit dem Sternhimmel und fand beide erhaben. Auf materialistischem Standpunkte würde es passender sein, es mit den Schutzdecken auf dem Rücken des Käfers zu vergleichen und beide höchst sinnreich zu finden. Wie aber soll bei dieser Betrachtungsweise die Ethik ihren Hoheitsschimmer in den Gemütern derer behalten, die ihren Stammbaum so genau kennen? Wenn man uns einerseits belehrt über die Majestät der Pflicht, uns aber andererseits sagt, daß diese Empfindungen und Überzeugungen nur Spezialfälle sind von den komplizierten, zum Teil gemeinen und widerwärtigen Kunstgriffen, durch welche die Natur die Interessen der Arterhaltung in den Organismus hineinzuweben versteht — dann muß viel von der Wirksamkeit dieses ethischen Unterrichtes zerstört werden.‘

Diese Hinweise scheinen mir unwiderleglich. Sie machen uns klar, wie weit die wissenschaftliche Begründung des Ethischen davon entfernt ist, eine Inspiration für das ethische Handeln zu geben. Und gerade hierauf käme es doch an, wenn von einem Ersatz der Religion die Rede sein soll. Man kann diesen Mangel an inspirierender Kraft besonders deutlich bei der Lektüre von Spencers Werken an sich selbst beobachten. Ausführlicher und erschöpfender kann eine Moralbegründung wirklich nicht sein. Vom ethnologischen, soziologischen, physiologischen, biologischen und physikalischen Gesichtspunkt aus wird uns die natürliche Evolution und Funktion des Ethischen dargestellt: ‚Das Gewissen ist nicht mehr der Tempel, in dem die Gottheit redet, sondern ein Museum, das die Erinnerungen und Erfahrungen der Vergangenheit aufspeichert.‘ Alles liegt klar und durchsichtig vor unsern Augen, nichts Unbegreifliches bleibt mehr zurück. Und doch haben wir das Gefühl, es sei das Ethische in uns weit mehr entwurzelt als begründet. Es ist eingeordnet in unser wissenschaftliches Bewußtsein, aber wir fühlen keinen begeisternden Antrieb mehr, ihm zu dienen und zu opfern — es erscheint uns genau so nüchtern wie eine Polizeiverordnung oder ein Steuerbefehl, dessen soziale Evolution und Funktion uns ja auch völlig einleuchtend ist, ohne daß wir darüber in enthusiastische Wallung geraten. Unsere natürlichen Neigungen zum Mitmenschen werden durch diese ihre Naturgeschichte nicht über sich selbst hinaus gesteigert und gereinigt, sondern sehr besänftigt und ernüchtert — und dort, wo nur die soziale Pflicht und keine Neigung

mehr spricht, dort fühlen wir dann Nietzsches trostlose Ernüchterung: ‚Die letzten Krähen, die hier fliegen, heißen „warum“ und „wozu“.‘ Vorausgesetzt natürlich, daß wir nicht noch von einer höheren Auslegung des Ethischen getragen werden, die es uns möglich macht, der schonungslosen Analyse ins Gesicht zu sehen, ohne zu versteinern.

Das, was Balfour in Bezug auf die naturwissenschaftliche Darstellung der Ethik sagt, das gilt ebenso für den soziologischen Gesichtspunkt. Denkt man ihn nach allen Seiten hin durch, so sehen wir, daß immer diejenigen Handlungsweisen und Willensrichtungen als ethisch wertvoll betont werden, die ihrem Wesen nach den sozialen Zusammenhang der Menschen zu erweitern und zu vertiefen geeignet sind. Das Sittliche erfüllt dann in der Technik der sozialen Organisation etwa die Funktion, der das Öl im Maschinenbetriebe oder der Zement im Mauerwerk dient. Von diesem Gesichtspunkte aus lassen sich gewiß viele einleuchtende Argumente gegen die sogenannten Realpolitiker vorbringen, welche die Probleme der sozialen Organisation von der Ethik trennen wollen, weil sie die konkrete soziale Funktion des Ethischen nicht verstehen — aber begeisternde Antriebe zu ethischem Handeln können auch aus dieser Anschauungsweise unmöglich gewonnen werden. Daß die Erziehung des Individuums zur Selbstverleugnung, zur Ehrlichkeit und zur Selbstbeherrschung für die Ordnung des menschlichen Zusammenwirkens sehr zuträglich ist, das wird man rasch einsehen, und es bedarf dazu eigentlich kaum einer breitspurigen Soziologie — aber warum soll ich eigentlich dieser sozialen Ordnung zuliebe mein Ausleben in irgendwie eingreifender Weise verkürzen? Sucht da draußen nicht jeder mit dem geringsten Maße von Rücksicht auf die Gemeinschaft durchs Leben zu kommen? Wer kümmert sich wahrhaft um die andern? Ist nicht fast überall Ausbeutung und Raubbau und gilt nicht im Grunde das Motto:

‚Jeder für sich und der Teufel hole den letzten?‘

Wer dankt es mir, wenn i c h der letzte bin?

Die bloß sozial motivierte Pflege der ‚Dankbarkeit gegen die Menschheit‘ ruht ebenfalls auf höchst vager Grundlage. Die vorangehenden Zeitalter und Generationen haben für sich selbst gelebt und gearbeitet, und nicht für uns. Gewiß leben wir von ihren Errungenschaften und fühlen uns dadurch gefördert — dem stehen aber ebensoviel drückende und lebenhemmende Erbschaften gegenüber, die wir der Zügellosigkeit und der mangelnden Verantwortlichkeit auf seiten der vergangenen Generationen zu danken haben. Und arbeitet etwa die gegenwärtige Menschheit ‚für uns‘, so daß wir d a r u m zur Gegenleistung verpflichtet wären? Nein — die überwältigende Mehrheit arbeitet für sich und ihre Allernächsten und dabei leider oft noch auf unsere Kosten. Man denke z. B. an die ganze Reihe der Lebensmittelverfälschungen, durch welche die Menschheit, Comtes ‚großes Wesen‘, den Stempel ihrer schonungslosen Selbstsucht auf fast alle unsere täglichen Genußmittel aufprägt. Und da soll ich mit Comte beim Speisen noch mit derselben Andacht an die

Menschheit denken, wie sie den Gläubigen erfüllt, der sich hoch über alles Materielle zu seinem Gott erhebt?

Es ist merkwürdig, daß gerade in unserer realistischen Zeit an die Stelle der Religion mit Vorliebe solche Vorstellungen gesetzt werden, die sofort zusammenbrechen müssen, sobald sich ihnen die realistische Beobachtung zuwendet. Wird die Menschheit zum letzten Gegenstand des Sittlichen gemacht, so muß doch der Augenblick kommen, wo der doch so kritische Mensch sich dies Ziel auf seine Würdigkeit hin betrachtet. Was dann? Wo bleibt dann der Enthusiasmus? Wie aber kann man ohne Enthusiasmus Opfer bringen?

Comte hat richtig gesehen, daß im praktischen Leben kein Moralkodex wahrhaft wirksam sein kann, der nicht denjenigen, von denen er Gehorsam verlangt, wirkliche Ehrfurcht einflößt. Nicht das Nüchterne, sondern nur das Erhabene kann den Sieg über unsere sinnliche Natur gewinnen. Übersehen jedoch hat Comte, daß die Romantik seines Menschheitskultus noch ungleich schneller der naturwissenschaftlichen Aufklärung, ja überhaupt jeder Art von realistischer Lebensbeobachtung zum Opfer fallen muß als die religiösen Vorstellungen des Christentums, die nach jeder ‚Vernichtung' wieder auferstehen, weil sie mit einem unbarmherzigen Realismus nicht nur vereinbar sind, sondern ganz und gar darauf beruhen. ‚Das Christentum', so sagte Napoleon I., ‚ist die einzige Lehre, welche sich keine Illusionen über die Natur der Dinge macht.'

Es liegt also zweifellos in der berühmten modernen Formel ‚Menschendienst statt Gottesdienst' ein höchst gefährlicher Mangel an Lebenskenntnis und eine gewaltige Selbsttäuschung. Wer nicht abstrakt spekuliert, sondern den konkreten Menschen beobachtet, der muß sich doch gestehen, daß die bloße Beziehung des Sittlichen auf den Mitmenschen geradezu zum Ende alles Sittlichen führen müßte. Und zwar gerade weil der nicht durch die Religion befreite und beruhigte Mensch zu sehr von den abstoßenden Äußerlichkeiten und den sichtbaren Fehlern und Schwächen seiner Mitmenschen beherrscht und gereizt wird. Sind ‚die Menschen' der einzige Gegenstand oder der einzige Sinn all unserer Selbstbeschränkung, unserer Entsagung und unserer Hingebung, so werden unsere altruistischen Triebe, die überhaupt von Natur nicht so stark sind, wie man oft wähnt, nur zu schnell von unseren eigenen Antipathien, Eifersüchteleien, Empfindlichkeiten und Gehässigkeiten sowie von allerhand Neid und Trotz überholt und zum Schweigen gebracht werden — gar nicht zu reden von der erbitternden und erkältenden Wirkung des Undankes und der Mißdeutung, mit denen nicht selten gerade die reinsten und selbstlosesten Handlungen belohnt werden. Darum eben läßt uns die Religion den Menschendienst nicht nur um seiner selbst willen vollbringen, sondern als einen Dienst für etwas Höheres, das über allem Menschlichen, Allzumenschlichen waltet, unsere Liebe reinigt und vergeistigt und nur durch Selbstverleugnung erreichbar ist. Dieser höhere Dienst kann uns allein von den äußeren Eindrücken ableiten, die von unsern Mitmenschen kommen und so zersetzend und lähmend auf unsere Hingebung ein-

wirken. Nur dann ist man allen Ernüchterungen gewachsen, welche der Menschendienst mit sich bringt. Ohne solche höhere Beziehung aber muß das Sittliche um so mehr allen Nimbus und allen Reiz verlieren, je länger man im einzelnen jene menschliche Gesellschaft kennen lernt, deren Interesse die höchste Weihe und der letzte Grund aller sittlichen Verpflichtung sein soll. Man beobachtet täglich deutlicher, in wie ausschließendem Maße die allermeisten Menschen im letzten Grunde nur sich selbst suchen, man erinnert sich ferner, wie selten wir Menschen treffen, die einen andern auch nur mit wirklicher Teilnahme anzuhören vermögen! Man vergegenwärtigt sich ferner, wie die Menschheit von jeher und immer aufs neue ihre Propheten und Heiligen kreuzigt oder mißbraucht, man denkt an die Kleinlichkeit und die Eitelkeit, die fast alles menschliche Tun begleitet und verunstaltet und man hält sich die barbarische Roheit vor Augen, die trotz aller äußern Zivilisation so tief gewurzelt und so weit verbreitet ist, und nur auf einen Anlaß wartet, um hervorzubrechen — und demgegenüber muß man sich dann doch ehrlich vor die Frage stellen: Kann der Gedanke an diese Menschheit wirklich eine begeisternde Kraft für den einzelnen sein, seine Leidenschaften zu bändigen, seinen Trieben Entsagung zu gebieten und all seinen Übermut demütig und freudig im kleinen und großen zu opfern? Und welchen ergreifenden Wert kann denn der Fortschritt dieser Gesellschaft haben, wenn all das, was wir Fortschritt nennen, im letzten Grunde nichts anderes ist als eine immer vollkommenere Technik des sozialen Zusammenwirkens? Welchen höheren Sinn und Zweck verfolgt denn nun dieses soziale Zusammenwirken selbst?

Von all diesen Fragestellungen aus wird man verstehen, wie Nietzsche dazu kommen konnte, folgende Bemerkungen zu machen, die man nicht in jeder Nuance des Ausdrucks zu billigen braucht, deren richtigen Kern man aber unmöglich verkennen kann:

‚Den Menschen zu lieben um Gottes willen, das war bis jetzt das vornehmste und entlegenste Gefühl, das unter Menschen erreicht worden ist. Daß die Liebe zum Menschen ohne irgend eine heiligende Hinterabsicht eine Dummheit und Tierheit mehr ist, daß der Hang zu dieser Menschenliebe erst von einem höheren Hange sein Maß, seine Feinheit, sein Körnchen Salz und Stäubchen Ambra zu bekommen hat — welcher Mensch es auch war, der dies zuerst empfunden und erlebt, wie sehr seine Zunge gestolpert haben mag, als er versuchte, solch eine Zartheit auszudrücken, er bleibe uns für alle Zeiten heilig. . . !‘

Wenn die Freidenkenden sich über derartige Auslassungen entrüsten, so müssen sie daran erinnert werden, daß dieselben doch nur das Produkt des gleichen kritischen und realistischen Wirklichkeitssinnes sind, auf den sich die Modernen ja doch in ihrem Kampfe gegen Religion und Kirche beständig berufen. Vor einer kritisch-realistischen Betrachtungsweise aber wird die allgemeine Menschenliebe immer in Stücke gehen und selbst die konkretere Liebe zu uns nahestehenden oder verwandten Menschen muß, wie wir noch zeigen

werden, nur zu gebrechlich werden, wenn unsere Gefühle durch gar keine ‚heiligende Hinterabsicht' gestärkt und verklärt werden. Ist unsere Liebe nur auf den betreffenden Menschen angewiesen und bezieht allein von seinem Anblick ihre Inspirationen, dann verträgt sie wenig Egoismus, wenig Enttäuschungen, wenig unangenehme Eigenheiten und vor allem keine Feindseligkeit. Gewiß hat das Gefühl der Liebe eine natürliche Quelle in uns — aber die Empfindlichkeit, die Rachsucht, der Ekel, die Nervosität, der Zorn, die Selbstsucht sind auch da mit all ihren zahlreichen natürlichen Quellen. Will man die Liebe über diese Natürlichkeiten hinausheben, die doch alle durch den Mitmenschen geweckt und in Funktion gesetzt werden, dann ist es gerade das Erste und Wichtigste, die Menschenliebe vom Mitmenschen zu emanzipieren und auf etwas Höheres zu beziehen, in welchem sie ihren tieferen Sinn und ihre Vollendung finden kann. Erst wenn sie zu ihrer Inspiration nicht mehr auf den Mitmenschen angewiesen ist, wird sie ihm gegenüber zur wahren Größe und Standhaftigkeit emporwachsen können. Das ist psychologisch eine ganz unbestreitbare Wahrheit. Und wer zu jener höheren Art von Liebe fähig ist, obwohl er keine Religion im alten Sinne mehr besitzt, der ist es auch nur, weil das alte Hohelied der göttlichen Liebe und des grenzenlosen Erbarmens aus der religiösen Erziehung her noch unbewußt in ihm nachklingt.

Wie schon oben angedeutet, hat der eigentliche Begründer der soziologischen Ethik, August Comte, eine Ahnung von allen hier dargelegten Schwierigkeiten der ‚rein menschlichen' Moralbegründung gehabt und darum den Versuch gemacht, dem ernüchternden Eindruck der soziologischen Analyse des Sittlichen ein Gegengewicht durch den erwähnten Kultus der Menschheit zu schaffen. Aber er hat dabei übersehen, daß auch der Begriff der Menschheit, den er zum Mittelpunkt religiöser Begeisterung erheben wollte, weder anschaulich, noch unmittelbar erhebend und ergreifend genug ist, um an die Stelle der alten Inspirationen treten zu können. Huxley sagte gegen Comte das derbe Wort, daß er lieber eine Herde Affen anbeten wolle als die Menschheit, und zweifellos ist es wahr, daß nicht ein Konglomerat von soviel Schwäche und Unvollkommenheit, wie es die Menschheit darstellt, sondern nur der erhabene Sieg über alle Schwäche und Unvollkommenheit jene hinreißende Anziehungskraft auszuüben vermag, die der Erdenschwere gewachsen ist.

Ganz abgesehen aber auch davon, daß der Begriff der Menschheit schon wegen seines abstrakten Charakters überhaupt keine motivierende Kraft hat, vergißt Comte auch, daß gerade im Rahmen der kosmischen Weltanschauung die Menschheit eine so vorübergehende Erscheinung ist, daß der Mensch, der nach dem Ewigen und Dauernden verlangt, um sich über das Flüchtige und Vergängliche zu erheben, in ihrem Kultus keine befriedigende und ehrfurchtgebietende Inspiration finden kann. Nietzsche, dessen Kulturbedeutung überhaupt darin besteht, daß er lehrreiche Konsequenzen zieht und uns damit zum Bewußtsein des ganzen Inhaltes und der ganzen Tragweite unserer eigenen Ansichten bringt — Nietzsche hat die Wirkung der naturwissenschaftlichen

Erkenntnisse auf das Selbstgefühl des Menschen in folgenden Worten aus eigenem schmerzlichem Erleben heraus ausgesprochen:

‚Ist nicht gerade die Selbstverkleinerung des Menschen, sein Wille zur Selbstverkleinerung seit Kopernikus in unaufhaltsamem Fortschritte? Ach, der Glaube an seine Würde, Einzigkeit, Unersetzlichkeit in der Rangabfolge der Wesen ist dahin — er ist Tier geworden, Tier ohne Gleichnis, Abzug und Vorbehalt, er, der in seinem früheren Glauben beinahe Gott, Kind Gottes, Gottmensch war. Seit Kopernikus scheint der Mensch auf eine schiefe Ebene geraten, er rollt immer schneller — wohin? Ins Nichts, ins durchbohrende Gefühl seines Nichts.‘

Alle solche Festlegungen sind natürlich kein Einwand gegen die naturwissenschaftliche Forschung. Wohl aber sind sie ein schweres Bedenken gegen alle Versuche, den sittlichen Enthusiasmus allein mit der naturwissenschaftlichen Weltanschauung ernähren zu wollen. Vielmehr braucht der Mensch, um sich selbst überwinden zu können, ein Gegengewicht gegen den furchtbaren Anblick der Vergänglichkeit, in dem die Interessen der Menschheit nur wie eine flüchtige Schaumblase auf dem Ozean erscheinen und der Widerstand gegen die Leidenschaft nur als eine seltsame Laune eines winzigen Moleküls inmitten des unermeßlichen Weltalls mit seiner ehernen Naturbestimmtheit und dem schweigenden Zug seiner Sternenheere!

Ohne Zugehörigkeit zu einer höheren Welt und ohne klare und ergreifende Verantwortlichkeit gegenüber einer ewigen Bestimmung muß das Gewissen des Menschen sterben und verderben.

Lord Balfour hat schon in dem oben zitierten Werke mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß die Menschheit, deren Geschichte früheren Jahrhunderten als Mittelpunkt der Weltentwicklung erschien, gerade durch die Ergebnisse der Naturwissenschaft so sehr in einen Winkel des Weltalls gedrängt und in ihrer Winzigkeit und Vergänglichkeit inmitten der großen Naturprozesse so eindrucksvoll dargestellt worden sei, daß gerade in dem unbarmherzigen Lichte all dieser Feststellungen ein Kultus der Menschheit ganz unmöglich werde; der Mensch, der sich über das Vergängliche erheben wolle und einen Halt am Ewigen suche, könne niemals durch den bloßen Ausblick auf das menschheitliche Dasein befriedigt werden. Vom kosmischen Standpunkte erscheint die Menschheitsgeschichte als eine kurze flüchtige Episode im Leben eines der unbedeutendsten Planeten. ‚Die Schwungkraft des Weltsystems wird zerfallen . . . Das aufgeregte Bewußtsein, das in diesem obskuren Winkel für kurze Zeit das selbstzufriedene Schweigen des Weltalls unterbrochen hat, wird zur Ruhe kommen . . . Kann ein so unwichtiger Zufall wie das Schicksal des Menschengeschlechtes auf die Dauer wirklich die mit dem Glauben an das Ewige genährte Seele befriedigen?‘ *

* Der Leser behalte im Auge: Balfour spricht hier nicht vom religiösen, sondern vom rein naturwissenschaftlichen Standpunkte — dieser Standpunkt kennt jedenfalls keine Ewigkeit für irgend eine Form des Lebens oder der materiellen

Gerade weil es mir darauf ankommt, recht anschaulich die Konsequenzen zu zeigen, welche aus einer bloß naturwissenschaftlichen Weltanschauung für unsere Vorstellung von der Menschheit fließen, möchte ich an dieser Stelle in zusammenfassendem Auszuge einen Dichter zu Worte kommen lassen, nämlich Turgenjew, der in einem seiner ‚Gedichte in Prosa' die Jungfrau und das Finsteraarhorn ein Gespräch über die Menschheit führen läßt, wobei er den Hohn des Weltalls auf das menschliche Streben sehr ausdrucksvoll zu Worte kommen läßt:

‚Die Jungfrau beginnt:

„Was geht da unten vor?"

Das Finsteraarhorn antwortet:

„Dichte Wolken verhüllen die Erde."

— Es vergehen Tausende von Jahren.

„Und jetzt?" — „Es wimmelt von Käferchen, Zweifüßlern." —

„Sind das die Menschen?" „Ja, die Menschen!"

— Wieder vergehen tausende von Jahren — eine einzige Minute —

— „Nun, was jetzt?" „Es scheint, die Käferchen haben sich vermindert," donnert das Finsteraarhorn, „es ist da unten heller geworden, die Wasser haben sich zusammengezogen, die Wälder sind gelichtet."

Abermals ziehen Tausende von Jahren dahin.

„Und jetzt?"

„Jetzt ist alles gut, wohin ich auch blicke, überall ist es vollständig weiß und rein. Allüberall unser Schnee und Eis. Alles ist erstarrt. Jetzt ist es ruhig und gut. Jetzt wollen wir schlafen, ja schlafen."

Und die Bergriesen schlafen und es schläft der grüne helle Himmel über der ewig verstummten Erde.'

Es geht ein grausiger Schauer der Vergänglichkeit von dieser Schilderung aus — das Ephemere alles irdischen Daseins kommt uns so recht zum Bewußtsein und läßt es als etwas Ungeheuerliches erscheinen, alles höhere Streben des Menschen nur durch diese Vergänglichkeiten zu inspirieren und in ihnen aufgehen zu lassen.* Wir verstehen hier erst ganz den Sinn der Worte des Paulus: ‚Wenn es keine Auferstehung gibt, dann lasset uns essen und trinken und fröhlich sein, denn morgen sind wir tot!' D. h.: Vergängliches mag ich wohl der Ewigkeit opfern — aber nicht einer andern bloßen Vergänglichkeit. Darauf hat Spinoza folgendes zu antworten gesucht:

‚Solches erscheint mir ebenso widersinnig, als wenn jemand, weil er weiß, daß gute Nahrungsmittel seinen Leib nicht in alle Ewigkeit erhalten

---

Stoffverbindung; die bloße Natur enthält keinerlei besondere Fürsorge oder Wertschätzung für das menschliche Dasein. Alle höheren Zuversichten und Dauerhoffnungen sind hier schon religiöser Natur.

* Clemens Alexandrinus sagt: ‚Wenn wir nicht den Logos erkannt hätten und von ihm bestrahlt würden, so würden wir in nichts hinter dem gefütterten Geflügel zurückstehen, das im Finstern gemästet und für den Tod aufgenährt wird — wie auch, wenn die Sonne nicht wäre, trotz der übrigen Sterne doch alles Nacht sein würde.'

können, sich lieber mit Gift und tödlichen Sachen sättigen wollte, oder weil er sieht, daß die Seele nicht ewig und unsterblich ist, lieber verrückt sein und ohne Verstand leben wollte.'

Hier spricht der Denker — nicht der Seelenkenner. Es giebt zweifellos eine ganze Reihe sehr verständiger Argumente gegen Genußsucht, Selbstsucht und Leidenschaft. Und doch erweisen sie sich als ohnmächtig gegenüber der ganzen Gewalt des Lebensdranges. Wenigstens bei kraftvollen und leidenschaftlichen Naturen. Nur ein höheres und ewiges Leben vermag bei diesen die Lockungen des zeitlichen Lebens zu überwinden.

Die ‚Phädra' des Euripides enthält ein sehr merkwürdiges und ergreifendes Zeugnis für die Verlassenheit des Gewissens inmitten der bloßen kosmischen Natur und für das Bedürfnis des Menschenherzens nach der Übernatur, in der alle menschliche Überwindung erst ihren Sinn und ihre höhere Weihe findet. Phädra kämpft aus Gründen der Treue und des Gewissens gegen die Versuchung zum Ehebruch — bis ihre Dienerin (und diese Stimme redet in ihr selber) ihr endlich folgendes zur Beschwichtigung ihrer Bedenken sagt:

‚Wer nun die Bücher der Geschichte liest
und wer gelernt hat, was die Dichter singen,
der weiß, daß Zeus in Liebesleidenschaft
zu Semele entbrannte, wie sich Eos,
die morgenlichte, Kephalos geraubt
um Liebe willen. Und sie wohnen doch
noch heut im himmlischen Verein der Götter
und werden sich darein gefunden haben,
daß Leidenschaften stärker sind als sie,
und du willst widerstehn? In die Gesetze
des Weltalls willst du dich nicht fügen?
Traun, das hättest du dir ausbedingen müssen,
eh' du in dieser Welt geboren wurdest
und unter dieser Götter Regiment.'

(Übersetzung Wilamowitz-Moellendorf.)

‚Unter dieser Götter Regiment' — das heißt eben im Reich der bloßen Natur, in deren elementarem Walten das Menschengesetz jedes höheren Sinns und jeder Majestät entbehrt. Was sind die griechischen Götter anders als bloße Naturgötter, die nicht eigentlich über die Natur herrschen, sondern ihren Trieben unterworfen und daher selbst Sklaven der Moira sind, der dunklen und blinden Schicksalsgewalt, die in allem Naturgeschehen waltet. Und diesen Naturtrieben gegenüber erscheint das Gewissen nur als die armselige Revolte einer vergänglichen Kreatur gegenüber der Triebgewalt, die das Weltall beherrscht. Warum eigentlich dieser verzweifelte Widerstand? Warum nicht nachgeben? Wozu diese Quälerei der Selbstüberwindung? Wozu dem Augenblick widerstehen, wenn doch unser ganzes Dasein nur ein Augenblick ist? Diese Fragen der Phädra werden immer wieder in jedem Menschen auferstehen, in dem man das Leben des Gewissens geweckt hat, ohne ihm die Überwindung der bloßen

Natur nun auch durch die übernatürliche Welt zu erklären und zu verklären. Wer lesen kann, der sieht übrigens in jenen Zeilen des Euripides schon den Seelenzustand des tieferen Heiden, dem erst das Christentum das lösende Wort gebracht hat: die Heimatlosigkeit der Seele, die sich in die Gesetze des kosmischen Weltalls nicht zu fügen vermag, aber den tiefsten Sinn und Ursprung ihrer eigenen Auflehnung gegen die Triebwelt noch nicht begreift. Man vergleiche mit solchen Kundgebungen das moderne Gerede von dem ‚Glauben der Antike an die Göttlichkeit des Natürlichen'! Gerade die obige Dichterstelle zeigt besonders deutlich, daß die wahre Hilfe für die tiefste Not des Menschenlebens nicht in der Naturvergötterung, sondern in dem Gottmenschen liegt, der die Natur völlig überwunden hat.

Alle die vorhergehenden Darlegungen wollen nun keineswegs die naturwissenschaftliche und soziologische Betrachtungsweise des Ethischen als überflüssig und schädlich hinstellen. Es soll nur darauf aufmerksam gemacht werden, daß eine neue verstandesmäßige Erklärung des Sittlichen noch lange keine neue Inspiration sei, ja, daß diese Erklärungen, weit entfernt, die religiöse Inspiration ersetzen zu können, sogar einen lähmenden und ernüchternden Einfluß ausüben müssen, wenn das Gewissen bloß auf natürliche und soziale Tatsachen und Gesetze, nicht aber auf ein ewiges Gut der Seele bezogen und durch dasselbe geweiht und über die Welt der Vergänglichkeit erhoben wird.

Wer heute die jüngste Generation beobachtet gerade dort, wo religiöse Einflüsse in der Familie seit vielleicht zwei bis drei Generationen versiegt sind, und wo andererseits die modernste Zersetzung eingedrungen ist, der kann in Bezug auf das oben Gesagte lehrreiche Bestätigungen erleben. Die Aufgaben der Selbstüberwindung, der Selbstbeherrschung und der dienenden Liebe werden mit blasierter Geringschätzung betrachtet, es fehlt ihnen jede Anziehungskraft: die Selbständigkeit des tieferen Gewissens inmitten der alles umspannenden Natur mit ihrem rücksichtslosen Daseinskampfe erscheint als überspannte Torheit — die richtige Anpassung an die Natur erscheint vielmehr als die einzig angemessene Kundgebung des Geistes im Menschen. Infolgedessen müssen Natur und Schicksal, soziales Milieu und eigene Triebwelt wieder übermächtigen Einfluß auf den Menschen gewinnen und alles zerstören, was im eigentlichen Sinne Charakter heißt. Denn die Selbständigkeit des Charakters gegenüber der äußeren Welt beruht gerade darauf, daß die Welt des Geistes als die höhere und wahrhaft wirkliche Welt voll unerschöpflicher Mysterien deutlich der Sinnenwelt gegenübergestellt und als das Ewige gegenüber allem Flüchtigen und Vergänglichen behauptet und begründet wird.

Dies soll im folgenden vom Standpunkt der ‚Psychologie der Charakterbildung' noch deutlicher gemacht werden: der Verfasser erinnert sich aus eigener pädagogischer Erfahrung und Beobachtung an viele Fälle, wo junge Leute, denen man keine höhere Sanktion für ihre Charakterbildung mitgegeben hatte als den bloßen armseligen Hinweis auf das Gemeinschaftsinteresse als letzten

Grund des Sittlichen, dadurch leider aller wahrhaft persönlichen moralischen Rückenstärkung verlustig gingen und charakterlos und widerstandslos gegenüber dem Leben wurden, obwohl sie gute Anlagen besaßen. Die höhere Nötigung, die an den Menschen herantritt und ihn zum Kampf gegen das ‚Sichnachgeben' aufruft, muß gewaltig fordernd aus der gesammelten Kraft eines von allen irdischen Vermischungen gelösten Ideals der geistigen Vollkommenheit wirken; dies Ideal, hoch über dem Leben und doch blutend aus den schwersten irdischen Wunden, unterlegen und doch triumphierend, gebieterisch die Wahrheit verkündend in eherner Sicherheit und Majestät und zugleich den Gehorsam verherrlichend in Knechtgestalt und dienender Demut — dies Ideal allein vereinigt Höhe und Realität so zwingend und anschaulich, daß es Charaktere begründet, d. h. den Menschen von der Diktatur des Milieus und der sinnlichen Sphäre befreit und ihm dazu hilft, sich selbst von der festen Seite her kraftvoll zu befehlen. Stellt man aber dem jungen Menschen als letzte Sanktion des Sittlichen nichts zur Seite als ‚das Gemeinschaftsinteresse,' also einen ganz blassen und vieldeutigen Begriff, so wird dieser junge Mensch eben überall dort, wo er charaktervoll handeln, d. h. ein Opfer bringen soll, sei es der Wahrheit oder der Gewissenhaftigkeit oder der Reinheit, den festen großen Befehl vermissen, der allein schon von dem Worte ‚Gott' ausgeht. Er wird nicht begreifen, warum er eigentlich auch nur die kleinste Chance für sein Behagen, sein Vergnügen, sein Vorwärtskommen preisgeben soll, um irgend eines ungreifbaren, fernen Kollektivinteresses willen, das durch seinen Verzicht vielleicht gar nicht einmal merkbar gefördert wird, weil einfach ein anderer den Apfel pflückt, an dem er vorübergegangen. Es ist kennzeichnend für die Oberflächlichkeit der antireligiösen pädagogischen Literatur, daß sie sich mit derartigen Gesichtspunkten überhaupt gar nicht auseinandersetzt — was wiederum seine Ursache hat in der optimistischen Unterschätzung der dunklen und schwachen Seite der menschlichen Natur. Der optimistische Pädagoge stellt sich z. B. die Erziehung zur Ehrlichkeit als etwas sehr Einfaches vor — er kennt die dämonische Macht des Goldes nicht, wie sie Wagner im ‚Nibelungenringe' dargestellt hat: Wie Wotan tief drunten das Gold blitzen sieht und um der Macht willen einen Pakt mit den niederen Mächten abschließt, der sein ganzes Reich zerstört — das Gold ist so mächtig und verheißt soviel Freiheit und soviel Macht, auch zur Ausführung des Guten, daß selbst der höhere Mensch davon bestochen und sich selbst untreu gemacht wird. Um das zu erkennen, braucht man die Menschen nur bei Erbteilungen zu beobachten. Es braucht schon ganz gewaltige Ablenkungen vom Irdischen und wahrhaft hinreißende Berufungen in die Welt innerlicher Güter, um dem Menschen die Habgier ganz aus den Augenausdruck und aus dem Herzen zu nehmen und ihn unberührbar ‚anständig' zu machen.

Und das gilt mindestens im gleichen Maße für die Macht des Geschlechtstriebes, für den Zauber der Eitelkeit und des Erfolges und endlich für die Suggestion kollektiver Leidenschaften und Interessen.

Die oben erwähnten pädagogischen Gesichtspunkte finden ihre Anwendung übrigens schon auf die einfachsten Fragen der Selbstbeherrschung, Ordnung 2c. Es gibt gewiß eine ganze Reihe natürlicher Motive auf diesen Gebieten, die man zur Anregung der Selbsterziehung benützen kann — aber gegenüber der großen Macht der Bequemlichkeit und gegenüber den immer wachsenden inneren und äußeren Versuchungen zu einem weichlichen oder unmäßigen Leben verlieren sie völlig ihre Wirkungskraft, wenn sie nicht in eine ganze wahrhaft geistige und begeisternde Lebensanschauung eingeordnet sind, die auch *die kleinste Überwindung auf etwas Höheres bezieht* und dem Menschen mächtig vergegenwärtigt, daß dieses Leben eine Schule der Läuterung ist für ein höheres Leben. Predigt man Selbstüberwindung, Ordnung 2c. nur als Mittel für das zeitliche Gedeihen des einzelnen und der Gesellschaft, so wird man diese Motive für die intimsten Versuchungen und Charaktererprobungen des Menschenlebens niemals zureichend finden.* Da werden immer bequemere und näherliegende Vorteile über kompliziertere und fernerliegende Glücksberechnungen den Sieg davon tragen. Nur wer durch die totenerweckende Sprache der Religion von früh an seine geistige Bestimmung kennen gelernt hat, wer dazu erzogen wurde, aus tiefem Verlangen nach wahrer Stärke das Kreuz Christi zu lieben, wem dies Kreuz das Heroische im eigenen Innern geweckt und gesammelt hat, der hat sozusagen den Ernst und die Größe des Horizontes, um im Kleinen mit Konsequenz überwinden zu können — darauf aber beruht alle Charakterbildung.

* Wir wissen sehr wohl, daß es auch der religiösen Erziehung oft genug mißlingt, den Charakter zu festigen und zu veredeln — dies liegt dann entweder an unüberwindlicher Schwäche oder Verdorbenheit des Materials oder an pädagogischer Unzulänglichkeit, an einer zu abstrakten und unpsychologischen Art der Beeinflussung. Jedenfalls aber ist es eine Erfahrung von Jahrhunderten, wie ergreifend die Religion noch Menschen erfaßt hat, die aus lauter gefährlicher Schwäche zusammengesetzt waren oder die der moralischen Erstarrung rettungslos verfallen schienen: die religionslose Erziehung ist hier noch nicht einmal beim *Versuche* angekommen.





Leo Tolstoi als Mensch, Künstler und Denker.

Von

Robert Saitschick.

I.

Leo Tolstoi gehört dem in der russischen Geschichte bekannten Geschlechte an, dessen Urahn um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts aus Deutschland nach Rußland eingewandert sein soll. Zur Grafenwürde wurde einer der Vorfahren dieses Geschlechtes, der Hofmarschall Peter Tolstoi erhoben. Dieser war ein kluger Kopf, aber er kannte ebensowenig Skrupel wie Peter der Große, in dessen Diensten er stand und mit dessen Reformideen er übereinstimmte, wenn er sich auch früher als Gegner dieses Zaren hervorgetan hatte. Er war ein Mann von Bildung, von militärischem Geschick und von großer Tapferkeit; er hielt sich eine zeitlang in Italien auf, fand Gefallen an den europäischen Sitten und versuchte sich in Übersetzungen und eigenen Produktionen. Als Gesandter in Konstantinopel vertrat er mutig die Interessen seines Vaterlandes. Der größte Flecken in seinem Charakter war seine Beteiligung an dem Todesurteil über den Thronfolger Alexius, den Sohn Peters des Großen: er gab sich dabei vollständig zum willigen Werkzeug des Zaren her, weshalb er auch von diesem mit Ehren überschüttet wurde. Später, nachdem der Sohn des hingerichteten Alexius den Thron bestiegen hatte, wurde Peter Tolstoi im Alter von 82 Jahren in ein Kloster im äußersten Norden Rußlands eingesperrt. Auch sein Sohn, der die Stellung eines Gerichtshofpräsidenten bekleidete, wurde dorthin verbannt. Der Sohn dieses Gerichtshofpräsidenten war der Urgroßvater Leos.

Von seinem Großvater erzählt Leo Tolstoi, er sei zwar eine beschränkte Intelligenz, aber ein milder und heiterer Charakter gewesen. Verschwenderisch bis zum Leichtsinn, vergeudete er sein ganzes Vermögen in Lustbarkeiten, festlichen Veranstaltungen und Luxus: so ließ er seine Wäsche in Holland plätten, weshalb eigens dafür Leute mit Wagen dorthin geschickt wurden. Als sein Vermögen auf die Neige ging, sah er sich genötigt, den Posten eines Gouverneurs von Kasan anzunehmen; seine Frau, eine geborene Fürstin Gortschakow, war dann der Bestechung in Gestalt von Schenkungen nicht unzugänglich.

Leos Mutter stammte aus dem fürstlichen Geschlechte Wolkónski, einem der ältesten in Rußland. Nachdem ihr Vater, der General Wolkónski, ein origineller und würdiger Charakter, die Politik und den Staatsdienst verlassen hatte, brachte er auf dem Gute Jásnaja Polána seine letzten Lebensjahre in gänzlicher Zurückgezogenheit mit seiner einzigen Tochter und ihrer französischen Erzieherin zu. Hinter seiner äußern Strenge und Reserviertheit verbarg sich eine humane Gesinnung. Er war der Jagd abgeneigt und hatte wissenschaftliche und besonders künstlerische Neigungen; auf seinem Gute hielt er in den Jahren seiner Zurückgezogenheit ein eigenes Orchester. Fürst Nikolaus Bolkonski in ‚Krieg und Frieden' erinnert durch manche Züge seines Charakters an den General Wolkónski.

Tolstois Vater war ein ruhiger und liebenswürdiger Charakter, zwar ohne hohe sittliche Forderungen an sich, aber zugleich nicht ohne Selbstachtung. Als junger Mensch hatte er schon an den Feldzügen gegen Napoleon teilgenommen und Welt und Menschen kennen gelernt. Nach dem Falle Napoleons konnte er sich in die herrschenden Verhältnisse nicht schicken, nahm seine Entlassung als Oberst und zog sich aufs Land zurück, wo er sich ganz seiner Familie und der Verwaltung seiner Güter widmete. Er starb, als sein Sohn Leo neun Jahre alt war, nachdem er den Tod seiner Frau um etwa acht Jahre überlebt hatte.

Leos Mutter verband mit echter Herzensgüte eine gewisse Heftigkeit des Temperamentes und eine große Selbstbeherrschung. Sie war sehr gebildet, sprach und schrieb in verschiedenen Sprachen, vorwiegend französisch, liebte die Musik, und war auch musikalisch begabt. Sie hatte eine Abneigung gegen weltliche Geselligkeit, lebte ganz abgeschlossen und fand in ihrer wahren Frömmigkeit ein Gegengewicht zu allen Verstimmungen und Leiden. In den neun Jahren ihrer Ehe gebar sie vier Söhne und eine Tochter und starb jung an den Folgen der Geburt ihres jüngsten Kindes, der Schwester Leos.

Der Kreis, in dem Leo aufwuchs, war ein ganz eigenartiger, voll urwüchsiger Charaktere und nicht abgeschliffener Gegensätze. Von einer der zwei Schwestern seines Vaters, der Gräfin Osten-Sacken, die einem Wutanfall ihres irrsinnig gewordenen Mannes beinahe zum Opfer gefallen wäre, erzählt Tolstoi, sie sei nicht nur äußerlich fromm gewesen, indem sie die Fasten einhielt und Beziehungen zu gläubigen Leuten pflegte, sondern sie habe auch wie eine echte Christin gelebt, indem sie allen Luxus vermied, jede Hilfe der Dienstboten von sich abwies, und im Gegenteil ihnen noch zu dienen suchte, sie habe auch ihr letztes Geld gewöhnlich an Bedürftige verteilt. — Auf dem Gute der Familie Tolstoi lebte eine entfernte Verwandte Tatiana Jergolskaja, die von der jüngern Generation Tante Tatiana genannt wurde; später verwaltete sie das ganze Haus. Als Tolstois Vater nach dem Tode seiner Frau sie ehelichen wollte, ging sie auf diesen Vorschlag nicht ein, wohl aber versprach sie, den Kindern aufs gewissenhafteste die Mutter zu ersetzen. Sie war gebildet, sprach und schrieb französisch wie ihre Muttersprache und

hatte hervorragende musikalische Fähigkeiten. Die von ihr übernommenen Pflichten gegen die Familie Tolstoi faßte sie so streng auf, daß sie sogar das Klavierspiel aufgab, um sich diesen Pflichten desto ungestörter widmen zu können. Sie war ein Muster christlicher Tugend, von feinstem Gerechtigkeitsgefühl und echter Menschenliebe. Ihr Einfluß auf die ihrer Obhut anvertrauten Kinder der Familie Tolstoi und insbesondere auf Leo war überaus wohltuend.

Noch manch anderer origineller Charakter aus dem Verwandtenkreise wie auch unter dem zahlreichen Gesinde des adeligen Hauses hinterließ in Tolstoi einen tiefen Eindruck, dessen er sich später mit dankbarem Gefühle erinnerte. In manchen Abschnitten seiner Werke, besonders in ‚Kindheit, Knabenalter und Jugend‘, tauchten vor seiner Einbildungskraft verschiedene Gestalten auf, die er in jungen Jahren um sich gesehen hatte: erst jetzt konnte er sich über ihre Charaktereigenschaften und sittlichen Anlagen Rechenschaft geben. So frappierte schon den Knaben der junge Kutscher seines Vaters durch die wortlose Aufopferungsfähigkeit: der schöne junge Mensch, der anfangs auf sich und seine hübsche Kleidung etwas gehalten hatte, gab bald seinen Dienst auf und ging hinter dem Pfluge in Bastschuhen und in abgerissenen Kleidern einher, nachdem sein Bruder zum Militär genommen worden, und der alte Vater ohne Hilfe geblieben war.

Die nahe Berührung mit dem einfachen Volke, die volkstümliche Urwüchsigkeit und Eigenart, die er von Kindheit auf zu belauschen Gelegenheit hatte, konnte nicht ohne Wirkung auf ihn bleiben. Die Selbstaufopferung, das stille Märtyrertum manches Leibeigenen unter dem Gesinde, das ihn umgab, der naive Seelenadel, der nicht viel Aufhebens von sich machte, die teils mystische Frömmigkeit, teils fromme Werktätigkeit des Volks waren für ihn eine Quelle tiefer sittlicher Wirkung. Seinem Gedächtnis prägte sich besonders die Gestalt des gottergebenen, weltentrückten, sich kasteienden Mannes aus dem Volke ein, den er so einfach und anschaulich in der Erzählung ‚Kindheit‘ schildert.

Die vier Geschwister Leos waren auch alle eigenartige Naturen. Der älteste Bruder Nikolaus, um sechs Jahre älter als Leo, hatte künstlerische Anlagen und zugleich eine sehr ernste Gesinnung; wer nur mit ihm in Berührung kam, trug den Eindruck einer ungewöhnlichen Erscheinung davon. Wiewohl er deutliche Merkmale schriftstellerischer Begabung zeigte, schrieb er doch fast gar nichts, dagegen war er in persönlichem Verkehr überaus unterhaltend und anregend. Mit Vorliebe suchte er den Aufenthalt unter einfachen Leuten auf, bewegte sich unter ihnen wie unter Seinesgleichen und schreckte sogar vor Spelunken in den entferntesten Arbeitervierteln nicht zurück; die Demut war eine angeborene Eigenschaft seines Charakters. Als Offizier im Kaukasus scheint er aus Langeweile und Selbstbetäubung sich dem Alkohol zugeneigt zu haben, aber seine Einsicht und seine Willenskraft überwanden später diese Gewohnheit.

Der zweitjüngste Bruder Sergius vereinigte in seinem Charakter eine gewisse selbstische Naivität mit einer schönen unauffälligen Sicherheit im Auftreten; er wollte niemals anders scheinen als er war, war sein langes Leben hindurch aufrichtig mit sich und den andern, suchte niemals weder seine Gedanken noch seine Taten zu verbergen und verhielt sich ganz gleichgültig gegen die öffentliche Meinung, weshalb ihn auch Leo von Kindheit auf sehr bewunderte.

Der drittjüngste Bruder Dimitri, um ein weniges älter als Leo, war vielleicht in mancher Hinsicht der eigenartigste der Brüder, von einem leidenschaftlichen Ernst und von einer sehr tiefen Innerlichkeit. Früh zeigte er dichterische Veranlagung. Als Student an der Universität Kasan begann er einen asketischen Lebenswandel zu führen, im Gegensatze zu seinen andern Brüdern seine äußere Erscheinung zu vernachlässigen und um alles Weltliche sich gar nicht zu kümmern. Je ärmer die Kameraden waren, desto lieber verkehrte er mit ihnen; ebenso suchte er mit Vorliebe den Gottesdienst in einer Kirche auf, wo er sicher war, keine Vertreter der bessern Gesellschaft anzutreffen. Jede Art von Spott seiner weltlichen Kameraden wußte er schlagfertig abzuweisen und verfolgte den von ihm eingeschlagenen Weg, ohne im geringsten sich an die öffentliche Meinung zu kehren.

Seine Kindheit verlebte Tolstoi in Jasnaja Polana. Er war ein frühreifer Knabe von verletzbarer Innerlichkeit, deren Spannungen noch lange ungelöst blieben: Herbigkeit und Feinheit des Gefühls kämpften in ihm miteinander, und die Kraft, die den richtigen Weg nicht finden konnte, äußerte sich in Aufwallungen und Ungleichheiten des Gemütes. Seine Erzieher, anfangs ein Deutscher, den er in der Erzählung ‚Kindheit‘ schildert, und dann ein Franzose, scheinen nicht sehr zufrieden mit ihm gewesen zu sein: der eine derselben sagte von den Brüdern Tolstoi, Sergius wolle und könne auch lernen, Dimitri könne nicht, aber er wolle wenigstens, Leo jedoch wolle nicht und könne nicht. Tolstoi selbst bemerkt, diese Beobachtung sei unbedingt wahr gewesen. Wenn auch der frühreife Knabe träge im Lernen war, so zeigte er doch auffällige Fähigkeiten; alles, was auf ihn Eindruck machte, faßte er schnell und gut auf: so einige Erzählungen aus ‚Tausend und eine Nacht‘, die Dichtungen des russischen Volksepos und Geschichten aus der Bibel. Sein Stolz und sein ausgesprochenes Selbständigkeitsgefühl bäumten sich gegen jede Strafe, ganz besonders, wenn diese ihm irgendwie ungerechtfertigt erschien. Als der französische Erzieher den Knaben einmal einsperrte und ihm dann noch mit Schlägen drohte, bemächtigte sich seiner ein leidenschaftliches Gefühl der Entrüstung und ein wahrer Ekel gegen alle Gewalttätigkeit: auf die damalige Empörung führt Tolstoi in vorgerückten Jahren seinen Abscheu gegen jede Anwendung von Gewalt zurück.

Der früh verwaiste Knabe brachte anfangs seine Zeit mit ziemlich unregelmäßigen Studien zu, während des Winters in Moskau und während des Sommers in Jasnaja Polana. Bald übersiedelten alle Brüder Tolstoi

nach Kasan zu einer Tante väterlicherseits; nur im Sommer kehrten sie für einige Monate aufs Land zurück. Während des fünfjährigen Aufenthaltes in Kasan scheint er in seinem Studiengang wenig Fleiß entfaltet zu haben. Der junge Student, der sich für die diplomatische Laufbahn vorbereiten wollte, zog Tanz, Konzerte, Schauspiele und lärmende Geselligkeit dem Studium der orientalischen Sprachen vor: er bewegte sich nicht ohne Selbstgefälligkeit in der bessern Gesellschaft, wo er durch seine Familienbeziehungen und sein geselliges Talent ein willkommener Gast war. Nachdem er sein Examen nicht hatte bestehen können, ging er zur juristischen Fakultät über, aber auch der Rechtswissenschaft konnte er nichts abgewinnen: die Vorlesungen langweilten ihn, so daß er vorzog, zu Hause Studien auf eigene Faust zu treiben und nur solche Bücher zu lesen, die ihn anregten und interessierten. Ostern 1847 faßte er den Entschluß, seine Universitätsstudien ganz aufzugeben und sich in Jasnaja Polana der Landwirtschaft zu widmen. Aber auch diese konnte ihn nicht befriedigen, und er ging bald nach Petersburg, um dort die juristischen Studien wieder aufzunehmen. Keine Beschäftigung sagte ihm auf die Dauer zu, und er konnte sich gar kein bestimmtes Ziel setzen. Drei Jahre hindurch trieb er sich zwischen Petersburg, Moskau und seinem väterlichen Gute herum.

Wenn er des großstädtischen Getümmels, des Kartenspiels und der Ausgelassenheit überdrüssig wurde, zog er sich in die Einsamkeit zurück, wo er sich leidenschaftlich mit Musik beschäftigte oder zur Lektüre griff. Als Gegengewicht seiner innern Unruhe stellte sich oft auch der Wunsch ein, den Körper dem Geiste durch Askese untertan zu machen und die Leidenschaften zu bändigen. Diese Anwandlungen wechselten bald wieder mit der früheren Selbstbetäubung, mit lärmender Geselligkeit in den adeligen Kreisen Moskaus, mit Hazardspiel und sogar mit Orgien. Und es bemächtigte sich seiner dann von neuem ein tiefer Widerwille gegen sein ganzes Treiben, gegen den Strudel, in den er hineingezogen wurde. Mit dem, was die andern anstrebten, konnte er sich nicht zufrieden geben. Auch fühlte er gar keinen Beruf, eine Stelle zu bekleiden, in das Lebensgetriebe eingereiht zu werden und das zu verrichten, was nützliche Arbeit genannt wird. Von seiner Mutter hatte er den Sinn für das Höhere geerbt, der aber einstweilen, statt ihn zu erheben und zu befriedigen, eine Quelle von Unruhe und innerer Pein war. Die Anwandlungen äußerer Frömmigkeit hielten auch nicht an, denn sie entsprachen nicht dem, was er suchte.

Der Entschluß, seine Lebensweise vollständig zu ändern, reifte in ihm: im Alter von dreiundzwanzig Jahren ging er mit seinem Bruder Nikolaus, der als Offizier im Kaukasus diente und jetzt von seinem Urlaub dorthin zurückkehrte, in diese russische Provinz. Hier trat er in die Armee ein. Nach wie vor suchte er sich zu betäuben, bald im Aufsuchen unnützer Gefahren, bald in Kartenspiel mit Kameraden. Tiefere Einsichten in den innersten Gehalt des Daseins wechselten bei dem jungen Manne mit verworrenen Stim-

Puvis de Chavannes pinx.

Christliche Kunstbegeisterung.



Kunstverlag Ad. Braun & Cie., Dornach

mungen, mit harten Enttäuschungen und mit einer Unzufriedenheit, wobei er das Leben wertlos und nichtig fand. Er verfiel einer zweimonatlichen Krankheit. Die vielen Spannungen seines Geistes riefen in ihm das Bedürfnis hervor, ihnen irgendwie Luft zu schaffen, und so kam er zum Bewußtsein seiner schriftstellerischen Begabung: im Kaukasus verfaßte er seine Erzählung ‚Kindheit', die im Herbst 1852 in einer Petersburger Monatsschrift mit den Initialen des Verfassers veröffentlicht wurde. Bald darauf zum Offizier avanciert, nahm er seine Entlassung und kehrte auf sein väterliches Gut zurück. Der inzwischen ausgebrochene Krimkrieg veranlaßte ihn, wieder in die Armee einzutreten; zuerst ging er nach Rumänien und darauf nach Sebastopol. In freien Stunden schrieb er einige Erzählungen, darunter die Eindrücke von Sebastopol, die in Rußland großes Aufsehen erregten. In Schriftstellerkreisen wurde der Name des jungen Autors gefeiert, und eine große Zukunft wurde ihm vorausgesagt. Einen unauslöschlichen Eindruck machten seine Erzählungen aus Sebastopol auf den späteren Kaiser Alexander II; Turgenjew, den sie bis zu Tränen gerührt hatten, schrieb, Tolstoi werde in der russischen Literatur noch eine tiefe Spur zurücklassen, und ein anderer bedeutender russischer Romanschreiber meinte, der junge Offizier werde zweifellos alle andern Schriftsteller der damaligen Generation überflügeln. Seine Erfahrungen während des Krieges verdichteten sich zu tieferen Einsichten und klareren Anschauungen über das Leben des einzelnen und der Gesellschaft. Aber der Zwiespalt zwischen Erkenntnis und Willen wollte sich in ihm nach wie vor nicht schließen, und er war wie vordem von Unzufriedenheit und von dem Bewußtsein der Ziellosigkeit seines Daseins beherrscht.

Als er nach seinem Abschied von der Armee nach Petersburg gekommen war, änderte sich hier sein Lebenswandel um nichts, denn er ergab sich hier den früheren Betäubungen: die Nacht hindurch Kartenspiel und Zechgelage, und Tags ein schwerer Schlaf. Der Verkehr mit den angesehenen russischen Schriftstellern befriedigte ihn nicht, denn er teilte ihre fortschrittlichen Ideen und Utopieen, ihre Begeisterung für die Schriften von George Sand, ihre tendenziöse Beurteilung von Welt und Menschen keineswegs. Er begab sich bald wieder auf sein väterliches Gut. Der ernste und milde Charakter der Tante Tatiana wirkte hier auf ihn anregend und tröstend. Schon einige Jahre zuvor hatte er ihr aus dem Kaukasus geschrieben, ihre Briefe hätten ihm Tränen entlockt, ihre Ratschläge seien die einzig wertvollen für ihn; bei allem, was er tue, schwebe sie ihm stets entweder als leitendes Beispiel oder als Mahnerin zum Guten vor. Der stille Heroismus dieser seiner zweiten Mutter wirkte auf ihn um so wohltuender, als er von ihr niemals einen Vorwurf oder eine Ermahnung im Tone überlegener Tugend hörte. Er konnte mit ihr, wie sonst mit niemand, ganz offen und ihres liebevollen Verständnisses stets sicher sein. Er selbst erzählt: ‚Die Haupteigenschaft ihres Lebens war eine außerordentliche Herzensgüte, die sich auf alle erstreckte und sich unwillkürlich auch mir mitteilte. Vergeblich suche

ich mir einen einzigen Fall, wo sie sich zum Zorn hätte hinreißen lassen, oder ein einziges verletzendes Wort gegen jemand zu vergegenwärtigen. In einem Zeitraum von 30 Jahren habe ich nie so etwas bemerken können ... Die ganze sittliche Arbeit ging in ihr verschwiegen vor sich, und nach außen erschienen nur ihre Taten, d. h. ihre Ruhe, Milde, Rücksicht und Liebe, nicht jene störende Liebe, die sich aufdrängt, sondern die stille Liebe, die man kaum bemerkt. Diese zwei Eigenschaften, die Liebe und die Ruhe, übten eine unmerkliche Anziehungskraft aus und gaben ihrer Intimität einen besonderen Zauber. Und ebenso, wie mir kein Fall bekannt ist, wo sie jemanden verletzt hätte, kenne ich auch niemand unter ihren Bekannten, der sie nicht geliebt hätte. Nie sprach sie von sich, aber sie sprach auch nie von Religion: was man glauben müsse, was sie selbst glaube, was und wie sie bete. Sie selbst hatte einen festen Glauben, wobei sie nur die ewige Verdammnis verwarf: Gott, sagte sie, der die Güte selbst ist, kann gar nicht unser Leiden wollen ... Nicht allein ihre Liebe zu mir war für mich von erhebender Wirkung, sondern auch ihre ganze Atmosphäre der Liebe zu allen Menschen, zu den anwesenden wie den abwesenden, zu den lebenden wie den toten, und sogar zu den Tieren'. — Das war keine Theorie, keine Bücherweisheit, sondern die Verkörperung dessen, wonach Tolstoi selbst sich aus seiner Unruhe und Unzufriedenheit sehnte.

Der Tante Tatiana vertraute er auch seine Herzensangelegenheit mit einer jungen Dame aus einem adeligen Hause an, zu der er im Jahre 1856 ein tieferes Gefühl gefaßt hatte. Er dachte an eine Ehe, und das Fräulein erschien ihm unter allen, die er kannte, am passendsten dafür. Er prüfte sich und fand bald das Gefühl für das Mädchen doch nicht so stark, wie er es anfangs geglaubt hatte, allein er war noch immer nicht abgeneigt, sie zu ehelichen. Das Fräulein verstand aber seine geistige Eigenart nicht, und so lockerte sich allmählich ihre Beziehung zueinander, wiewohl Tolstoi darauf bedacht war, wenigstens eine Beziehung der Freundschaft zwischen ihnen zu gestalten. An seine Tante Tatiana schreibt er einmal, er möchte weder das Mädchen noch sich selbst unglücklich machen: ‚Glauben Sie ja nicht, es sei Unbeständigkeit oder Untreue. Während dieser zwei Monate hat mir keine Frau gefallen, ich sah aber, daß ich mich selbst täuschte, und daß ich nicht nur für das Mädchen kein Gefühl wahrer Liebe hatte, sondern auch niemals ein solches haben würde.' Auf seiner Reise nach Frankreich im Jahre 1857 verfolgte ihn noch der Gedanke an den Ausgang seines Liebesgefühls, und er fand einen Trost darin, daß seine Verbindung mit einem Menschen, den er nicht liebte, doch nur eine Quelle des Unglücks für beide geworden wäre.

Die verschiedenen Eindrücke, die er damals auf seinen Reisen in Frankreich, in der Schweiz und in Deutschland sammelte, waren auch nicht geeignet, seine leidenschaftliche Unruhe zu beschwichtigen. Nach wie vor schwankte er zwischen den höheren und niederen Forderungen seiner Natur, da ihm die Gewöhnlichkeit der mittleren Lebenssphäre nicht zusagen konnte. Landwirt-

schaft auf seinem Gute, Verkehr mit den Bauern, deren Lage er zu erleichtern suchte, Vergnügungen und Bälle in Moskau, Jagd und gymnastische Uebungen — damit suchte er die Zeit auszufüllen und die innere Unzufriedenheit zu betäuben. Die Fragen des Zusammenlebens der Menschen in der Gesellschaft beschäftigten ihn in ruhigeren Stunden, und er wollte sich darüber klare Gedanken machen, die frei von theoretischen Mutmaßungen wie auch von utopischer Schwärmerei wären. Auf seiner Reise in Deutschland suchte er sich in den dortigen Erziehungsanstalten und Gefängniseinrichtungen umzusehen. Durch persönliche Bekanntschaft mit angesehenen Männern wollte er seine Eindrücke von dem, was er ohne vorgefaßte Theorien beobachtete, ergänzen, aber auch da erlebte er gar manche Enttäuschung: hinter den freieren Einrichtungen des aufgeklärten Bürgertums sah er eine gewisse Teilnahmslosigkeit und Kälte gegen den einzelnen Menschen, und die Erziehungsmethoden, die er in verschiedenen Städten Deutschlands kennen lernte, konnten ihm nur wenig zusagen. In seiner Erzählung: ‚Aus den Aufzeichnungen des Fürsten Njechlúdow: Luzern‘ tritt seine damalige Stimmung und sein Nachdenken über das in Westeuropa Beobachtete deutlich zu Tage.

Ein Gegengewicht zu seiner inneren Unruhe suchte er in seinem starken Naturgefühl: er versenkt sich in die Landschaft und fühlt sich für kurze Zeit geläutert durch die reine, ungespaltene Natur, die keine Qual des Nachdenkens und keine Gewissenspein kennt. Über seinen Aufenthalt am Genfersee schreibt er im Frühjahr 1857: ‚Jedesmal morgens und abends öffnete ich das Fenster, auf das der Schatten fiel, und betrachtete den See, in welchem sich die fernen blauen Berge wiederspiegelten; die Schönheit der Landschaft blendete mich dann und ergriff mich mit einer unvermuteten Kraft. Sogleich hatte ich das Verlangen, zu lieben, ja, ich fühlte in mir wieder die Liebe zu mir selbst, bedauerte die Vergangenheit und hoffte auf die Zukunft. Ich war glücklich und wollte lange, lange am Leben bleiben, und der Gedanke an den Tod flößte mir einen kindischen, poetischen Schrecken ein. Zuweilen, allein in dem schattigen Garten sitzend und diese Ufer und diesen See betrachtend, fühlte ich eine Art von physischem Eindruck, als wenn die Schönheit durch meine Augen hindurch in meine Seele dränge.‘

Ein entscheidendes Ereignis für ihn war der frühzeitige Tod seines ältesten Bruders, mit dem er 1860 nach Hyères gekommen war, und der hier in seinen Armen an der Schwindsucht starb. Von jeher war der Tod für die zwiespältige Natur Tolstois ein beängstigendes Rätsel. Schon der Tod seines Vaters hatte in der Seele des Knaben eine tiefe Unruhe erregt, und der bald darauf erfolgte Tod seiner Großmutter einen tiefen Eindruck in ihm hinterlassen. Später im Kaukasus und während des Krimkrieges beobachtete er den Tod ganz nahe, ohne daß er dabei irgendwie erschüttert oder gar geängstigt worden wäre. Die Tapferkeit, mit der er damals dem Tode gerade ins Auge schaute, kam hauptsächlich von seiner Selbstbetäubung, von dem Übergewichte seiner Sinne über seinen Geist. In seinem Innersten,

wenn er sich auf den Zweck seines Daseins besann, schwankte er zwischen dem Bewußtsein der Nichtigkeit alles menschlichen Strebens und der ihm immer klarer werdenden Notwendigkeit, nicht zwecklos zu leben. Durch den Tod seines Bruders wurde in ihm nun wieder das Bewußtsein von der Sinnlosigkeit seiner eigenen Lebensführung aufgeregt. Er mußte sich unwillkürlich fragen: wozu weiter leben, wenn wir doch von einem Abgrunde verschlungen werden, in den wir einer nach dem andern als ein Schein und ein Schatten hinunterstürzen? Und was für einen Sinn hat all unsere Arbeit, mit der ja soviel Geduld und Anstrengung verbunden ist, wenn wir doch nicht wissen, worauf diese Arbeit gerichtet sein soll? Wenn der Tod uns zu einem Nichts macht, so ist das Leben selbst ein Nichts und dazu noch ein großes Übel, das desto unerträglicher ist, als es sich auf einen unbegreiflichen Scherz aufbaut, auf eine peinliche Lüge uns selbst und andern gegenüber. Wie kann man auch den Menschen nützlich sein wollen, solange man gar nicht weiß, ob und wie man ihnen nützlich sein kann? Alle sprechen wir von Gerechtigkeit. Wie können wir aber gerecht sein, solange wir keine höhere Gerechtigkeit uns selbst gegenüber erkannt haben? Wie kann man sich nur mit der Nützlichkeit zufrieden geben, wenn unser Inneres uns in einemfort sagt, daß wir ohne etwas Höheres als das Nützliche gar nicht leben können? Den ihn peinigenden Zweifeln suchte Tolstoi wieder durch Selbstbetäubung zu entgehen.

In Hyères entstand damals seine Novelle ‚Die Kosaken‘, worin seine Erinnerungen an die von ihm im Kaukasus verlebte Zeit, an seine äußern und innern Erfahrungen niedergelegt sind. Nach einer kurzen Reise über Nizza nach Florenz, Rom und Neapel kam er wieder nach Frankreich und ging von dort nach Brüssel und London.

Nach Rußland kehrte er im Jahre 1861 mit dem Wunsche zurück, sich erzieherisch zu betätigen und auf seinem Gute eine Schule für die Kinder der Bauern einzurichten. Aber ein gewisser Pessimismus, dessen Grund in einer tieferen Unzufriedenheit lag, wollte ihn nicht verlassen. Es war die gleiche Seelenstimmung, aus der heraus er früher geschrieben hatte: ‚Die langweilige Landwirtschaft, die Langeweile meines isolierten Daseins. Viele Zweifel und pessimistische Gefühle nagen an meiner Seele‘. Er betätigte sich als Schiedsrichter zwischen den damals von ihrer Leibeigenschaft befreiten Bauern und den Gutsbesitzern, aber er sah, wie wenig er imstande war, durch sein Gerechtigkeitsgefühl die einen wie die andern zufriedenzustellen. Er überwarf sich mit den Gutsbesitzern, zog sich Unannehmlichkeiten zu, wurde von verschiedenen Seiten angefeindet und sah sich veranlaßt, zu Anfang 1862 seine Entlassung von seinem Schiedsrichteramte zu nehmen. Das Gefühl der Vereinsamung nagte an ihm. Er wollte den Menschen helfen, mußte sich aber überzeugen, daß er es in dem Sinne, wie er es beabsichtigte, gar nicht konnte, und da tauchte in ihm immer wieder die quälende Frage auf: wie kann man den Menschen helfen und für sie arbeiten, bevor man weiß, daß eine solche Hilfe möglich und daß eine solche Arbeit nicht sinnlos ist?

Aus der Vereinsamung fand er keinen andern Ausweg als die Ehe. Er stand in seinem fünfunddreißigsten Lebensjahre, als er sich zu einem neunzehnjährigen Mädchen hingezogen fühlte. In seinem Roman ‚Anna Karenina‘ schilderte er später in den Beziehungen Lewins zu Kitti seinen damaligen Seelenzustand. Das Bewußtsein, weder mit reinem Körper, noch mit geläutertem Geiste in die Ehe zu treten, quälte ihn. Er überreichte seiner Braut sein Tagebuch, damit sie sich keine falsche Vorstellung von seiner Vergangenheit mache, und mußte sich überzeugen, wie schwer es einem reinen Mädchen falle, sich über dergleichen hinwegzusetzen. Zu seinem Liebesgefühl gesellte sich eine Stimmung der Traurigkeit, denn er konnte nicht klar in die Zukunft sehen; er wollte eine ganz neue Phase in seinem Leben beginnen und hatte doch eine gewisse Furcht vor dem Verluste seiner bisherigen Freiheit. Damals schrieb er in sein Tagebuch: ‚Ich fühle eine Traurigkeit, wie ich sie schon seit langem nicht mehr erfahren habe. Ich habe keine Freunde. Ich bin allein. Als ich Mammon diente, da war ich von Freunden umgeben, aber jetzt, wo ich der Wahrheit dienen will, finde ich keine mehr.‘ Daneben beunruhigte ihn das Gefühl, er sei vielleicht überhaupt nicht für die Ehe geschaffen. In seinem Tagebuche zeichnet er gerade zur Zeit seiner Verlobung die charakteristischen Worte auf: ‚Denke nicht an das Heiraten. Dein Beruf liegt anderswo‘. Er fürchtete, die Ehe mit ihren vielen Sorgen könnte ihn seiner eigentlichen Mission entfremden, und doch war ihm diese Mission noch nicht klar. Die künstlerische Begabung, deren er sich mit voller Deutlichkeit bewußt war, muß ihm schon damals nicht als der einzige Beruf seines Lebens erschienen sein.

Die Zeit seiner Ehe war der notwendige Umweg für seine inneren Kämpfe. Er erfuhr, was ruhiges Glück ist, im Zusammenleben mit einer tapfern Frau und umgeben von heranwachsenden Kindern. Der Verfasser der ‚Kreutzersonate‘ hatte das Glück einer schönen Ehe empfunden und dreizehn Kinder heranwachsen sehen. Während der ersten fünfzehn Jahre seiner Ehe entstanden seine bedeutendsten Werke: ‚Krieg und Frieden‘ und ‚Anna Karenina‘. Durch seine künstlerische Produktion und durch seine mannigfachen Studien und besonders durch die Verwaltung seines Gutes wurde er von den Fragen, die ihn in seiner Jugend beunruhigt hatten, abgelenkt. Sie tauchten in ihm auf, wenn er die Gestalten seiner Werke schilderte, aber er löste sie von sich in schöpferischer Objektivität, und dieses Lösen, dieses Objektivieren brachte auch eine gewisse Beruhigung und zeitweilige innere Befriedigung. Noch im Jahre 1869 fand er an dem Schopenhauerschen Pessimismus eine überzeugende Erklärung der Lebensrätsel. Kein Denker sagte ihm durch Gehalt und Form so zu, wie Schopenhauer, von dem er an einen Freund schrieb, er wisse nicht, ob er je seine Meinung ändern werde, einstweilen aber sei er überzeugt von der überragenden Bedeutung des Schopenhauerschen Genies, dem es wie keinem andern gelungen sei, das Wesen des Weltalls mit größter Klarheit nachzudenken und nachzugestalten. Aber einige

Jahre darauf begann in Tolstoi die tiefe innere Krise, die ihn auf einen neuen Weg bringen sollte. Alle die Fragen über das Endziel des Daseins traten an ihn, als er dem fünfzigsten Lebensjahre nahte, unerbittlich und herausfordernd. Er selbst hat diese leidenschaftliche Umwälzung seines Innern in ‚Meine Beichte' geschildert. Es war eigentlich eine Rückkehr zu den Gefühlen und Gedanken, die ihn schon in seiner Jugend bestürmt hatten. Das persönliche Glück konnte ihn nicht mehr befriedigen, und er fand, daß sein Leben noch immer ohne Ziel war. Dem Suchen und Finden dieses Zieles waren die weitern Jahrzehnte seines Lebens gewidmet.

II.

Tolstois Temperament ist das eines Menschen von starken Sinnen, deren Heftigkeit die Quelle mancher seiner Kämpfe, aber auch die seiner Urwüchsigkeit ist. Beim Militär war er wegen seiner physischen Kraft von seinen Kameraden bewundert: auf der Erde liegend, konnte er mit seinen Armen einen Mann von achtzig Kilogramm Gewicht in die Höhe heben. Von verschiedenen Krankheitsanfällen erholte er sich immer, selbst im Greisenalter, leicht, ohne daß die Krankheiten irgend welche Spuren in seinem Organismus zurückgelassen hätten. In seinen jüngeren Jahren war er als einer der leidenschaftlichsten Jäger bekannt, der vor keinen Gefahren zurückschreckte. Im Alter von einunddreißig Jahren wäre er beinahe das Opfer einer Bärenjagd geworden. Er erzählt darüber in einem Briefe: ‚Ohne mich zu sehen, warf sich der Bär auf mich. Auf sechs Schritt Entfernung schoß ich auf ihn. Der erste Schuß ging fehl; der zweite verwundete ihn tötlich, aber der Bär stürzte sich auf mich, warf mich zu Boden und während man mir zu Hilfe kam, biß er mich zweimal in die Stirngegend unterhalb und oberhalb des Auges. Glücklicherweise hat dies nur zehn oder fünfzehn Sekunden gedauert. Der Bär entfloh, und ich erhob mich mit einer kleinen Wunde.' Auch in vorgerückten Jahren konnte er diese Leidenschaft nur mit Mühe überwinden.

Aus der Leidenschaftlichkeit seines Charakters kam auch seine Neigung zum Hazardspiel, woran nicht seine Seele, wohl aber sein Temperament beteiligt war. Während seines Aufenthaltes im Kaukasus verspielte er sein letztes Geld und sah sich genötigt, das Haus seines Vaters zu einem billigen Preise zu verkaufen. Im Jahre 1862 verspielte er an Katków, den bekannten Politiker und Herausgeber der Monatsschrift ‚Der russische Bote', eine beträchtliche Summe, und da er sie damals nicht bezahlen konnte, so mußte er Katków versprechen, die Erzählung ‚Die Kosaken' in dessen Monatsschrift zu veröffentlichen. Schon im Alter von vierundzwanzig Jahren erkannte er selber in der Neigung zum Spiel, in der Sinnlichkeit und Eitelkeit das eigentliche Hindernis zur Vervollkommnung, die seine Seele von ihm forderte. In der Leidenschaft des Spieles, die sonst eigentlich ja Gewinnsucht ist, entdeckte er eine Quelle von starken Sensationen, d. h. Betäubung. Als das beste Mittel zur Bekämpfung des physischen Triebes, der durch seine entwickelte

Einbildungskraft leicht gesteigert wurde, fand er anhaltende Beschäftigung, das Konzentrieren der innern und äußern Kräfte auf ein begeisterndes Ziel. In der Eitelkeit, die die wenigsten für ein Laster halten, weil sie äußerlich ihre schädlichen Folgen nicht sofort zeigt, sah schon der junge Mann, aus einer richtigen Erkenntnis heraus, das schädlichste Laster. Schwer fiel es ihm, sich von der öffentlichen Meinung zu befreien, die Beweggründe seines Fühlens und Handelns zu läutern und rein zu erhalten.

Während des Krimkrieges klagt er sich der Unbeständigkeit, der Gewalttätigkeit und des Ehrgeizes an und besonders der innern Trägheit. Er sah, daß auch sein Mut nur ein äußerlicher, körperlicher, kein geistiger war. Ist doch der wahre Mut nur dort, wo der Mensch in voller Klarheit ein höheres Ziel verfolgt. Tolstoi kannte aber damals noch kein solches Ziel und unterschied sich von den andern nur dadurch, daß er sich seiner ganzen Unvollkommenheit bewußt war und bisweilen darunter auch litt. Im Jahre 1854 zeichnet er auf: ‚Ich bin ehrlich, d. h. ich liebe das Gute; es ist mir zur Gewohnheit geworden, dasselbe zu lieben, und wenn ich davon abweiche, bin ich mit mir unzufrieden, und es macht mir dann ein Vergnügen, mich dem Guten wieder zuzuwenden. Aber es gibt doch Dinge, die ich noch mehr liebe, z. B. den Ruhm, denn ich bin so ehrgeizig und mein Ehrgeiz wurde noch so wenig befriedigt, daß, wenn ich zwischen Ruhm und Tugend zu wählen hätte, ich fast sicher bin, den Ruhm zu wählen. Ja, mir fehlt die Demut. Und das ist eben der Grund, warum ich in meinem innersten Wesen so stolz und doch zugleich so scheu und befangen unter Menschen bin.‘ Daß er keine anmutigen Gesichtszüge habe, daß seine Nase breit sei, das gab ihm in seiner Jugend viel zu schaffen. Und doch hatte er schon damals Klarheit darüber, daß in dem Verlangen, schön, angesehen und berühmt zu sein, sich nur Eitelkeit äußere. Die Stimme des Gewissens sprach zu ihm deutlich, aber die innere Unruhe und Verworrenheit der Sinne betäubte nicht selten diese Stimme, und er hörte dann wieder auf die der Eitelkeit.

Ob nicht mit dieser Eitelkeit, die ihn unwillkürlich überrumpelte, auch seine Neigung zu Absonderlichkeiten, zu bizarren Einfällen zusammenhing? Im Knabenalter sprang er einmal in Moskau, gerade als er bei seiner Großmutter, die viel auf Pünktlichkeit und Etikette hielt, an der Mittagstafel erscheinen sollte, aus einem hohen Fenster und blieb achtzehn Stunden lang fast bewußtlos. Als Student trat er bisweilen, wenn er in Gesellschaft eingeladen war, rückwärts in den Salon hinein und begrüßte so das versammelte Publikum, oder er hatte den absonderlichen Einfall, sich die Augenbrauen abzurasieren. Über den Zweiunddreißigjährigen schrieb einer seiner Freunde, er begehe freilich auffallende Torheiten, aber jede derselben sei dem verständigsten Benehmen der andern doch vorzuziehen. Es war eine urwüchsige Kraft in ihm, die sich noch nicht beherrschen und keine ihr vollständig entsprechende Äußerung finden konnte. Er hatte nicht die Demut, einfach und unauffällig zu sein; er fühlte seine Überlegenheit, aber auch diese befriedigte ihn nicht, weil er ahnte, daß

es noch nicht die richtige Überlegenheit war, die ja stets die größte Einfachheit in ihrem Gefolge hat. Als junger Mann kam er einmal in Frankfurt a. M. zu seiner Tante, bei der gerade der Prinz von Hessen und dessen Frau Besuch machten, in der auffälligsten Kleidung, die der eines spanischen Briganten ähnlich war. Seine Schwester erzählt von seinem Aufenthalt in Hyères im Jahre 1860, seine Eigentümlichkeiten in der Kleidung hätten fast an das Absurde gegrenzt: so sei er einmal in der besten Gesellschaft, wo er gern wegen seiner Unterhaltungsgabe gesehen war, in später Stunde in einem Touristenkostüm und in Holzschuhen gekommen und habe den versammelten Gästen die Überzeugung beizubringen gesucht, diese Beschuhung sei die einzig zweckmäßige.

Freilich mögen seine auffälligen Eigentümlichkeiten derselben Quelle entsprungen sein wie seine Selbständigkeit, die ihn von geistigen Absonderlichkeiten, von Utopien und politischen Schwärmereien fernhielt: im Kreise der radikalen Schriftsteller, mit denen er in Petersburg verkehrte, wurde er nicht selten sogar schroff und angreifend aus aufrichtigster Abneigung gegen Halbwahrheiten, da er unerbittliches Wirklichkeitsgefühl und konkrete Wahrheit verlangte. Aus diesem Grunde geriet er oft auch in einen heftigen Wortwechsel mit Turgenjew: ihre Naturen waren zu sehr verschieden, als daß Tolstoi damals, bei seinem leidenschaftlichen Widerspruchsgeiste, sich auf die Dauer mit ihm hätte vertragen können. Fast wäre es zwischen ihnen zu einem Duell gekommen. Sein Widerspruchsgeist mag aus der ihm angeborenen Abneigung gegen das Halbwahre und gegen die verlockenden Hüllen intellektueller Träumerei hergerührt haben, aber zugleich äußerte sich dabei die Schwäche eines Menschen, der zwar das Wahre will, aber noch nicht weiß, wo es zu finden ist. In der Art, wie er gegen halbwahre und falsche Gedanken Stellung nahm, war noch zuviel Abneigung und vielleicht auch zuviel Selbstliebe. Ein Augenzeuge, der ihn genau beobachtete, erzählt, wenn jemand in seiner Gegenwart Ansichten äußerte, die ihm übertrieben oder unrichtig vorkamen, habe er die Gewohnheit gehabt, den Sprechenden mit seinem tiefen grauen Auge förmlich zu durchbohren, wobei sich seine Lippen in beißender Ironie zusammenzogen. Er konnte nicht anders als mißtrauisch sein, wie jeder, der leicht die Irrtümer des andern wahrnimmt, ohne dabei selber die volle Wahrheit erfaßt zu haben. Turgenjew, den er damals ganz besonders aufs Korn genommen zu haben scheint, sagt auch von diesem durchdringenden Blicke, mit dem Tolstoi in seinen jungen Jahren die Leute musterte, es sei das Peinlichste gewesen, was man fühlen könne, da er gewöhnlich dabei noch ein paar giftige Worte hinwarf, die einen tief verletzen und wütend machen mußten. Für Turgenjew hatte er ein gemischtes Gefühl: eine gewisse aufrichtige Liebe und doch zugleich eine Mißbilligung, die, wo es sich um Ansichten handelte, sich oft bis zur äußersten Heftigkeit steigerte.

Die Selbständigkeit des jungen Tolstoi mußte jedem auffallen. An den Achtundzwanzigjährigen schreibt einmal der um zehn Jahre ältere Turgenjew:

‚Meine Werke hätten Ihnen gefallen und vielleicht auch einen Einfluß auf Sie haben können, bevor Sie Ihre Unabhängigkeit erlangt haben. Jetzt aber können Sie von mir nichts mehr lernen. Sie werden nur die Verschiedenheit unserer schriftstellerischen Eigenart gewahr werden und Fehler und Lücken entdecken. Ihnen bleiben der Mensch und sein Herz und auch die wahrhaft großen Schriftsteller als Gegenstand des Studiums übrig.‘ Das geistige Feuer konnte sich schon beim jungen Tolstoi nicht verleugnen: was nach außen sich als Ironie gab, war doch auch zum Teil das Bewußtsein, daß man über das menschliche Leben weder aus intellektueller Gleichgültigkeit noch aus ästhetischer Menschenliebe urteilen dürfe: er selbst wollte sich zur Lebenswahrheit durchringen, während er bei den andern eine Neigung zur Selbsttäuschung bemerkte.

Seine Heftigkeit hatte einen Zusammenhang mit diesem seinem geistigen Feuer und blieb ihm stets eigen. In seinem Knabenalter faßte er eine Zuneigung zu dem neunjährigen Töchterchen des benachbarten Gutsbesitzers Islénjew. Da sich das Mädchen mit einem andern lieber unterhielt als mit ihm, so warf er es einmal aus heftiger Eifersucht vom Balkon herunter, so daß es eine zeitlang hinkte. Der merkwürdige Zufall wollte, daß dieses heftige Gefühl der Mutter seiner künftigen Frau galt. Die Heftigkeit des Empfindens machte sich bei ihm auf verschiedene Weise Luft, bald im Reagieren auf die Eindrücke der Natur, bald im begeisterten Erfassen eines ihm nahe gehenden Gedankens, bald wieder im Gefühle für eine Frau.

Die künstlerische Illusion kämpfte bei ihm schon in seiner Jugend mit seiner konkreten Wahrheitsliebe. Sich selbst überlassen, zwischen den Lebensgegensätzen herumgeworfen, begann er früh auf die Illusion des Liebesgefühls zu reagieren. In seinem zwanzigsten Lebensjahre zeichnet er, zweifelsohne nach einer gewissen Erfahrung, in seinem Tagebuche auf, er wolle sich künftighin von den Frauen so fern wie nur möglich halten, denn sie seien die Quelle der Weichlichkeit, des Leichtsinns und noch anderer Laster; wenn in Zeitaltern der Tugend die Frauen weit besser als die Männer gewesen seien, so seien sie in Zeiten der Entartung schlechter als die Männer. Seine Liebesillusion stieg in ihm aber immer wieder auf und verwickelte ihn während seines Aufenthaltes im Kaukasus in eine Beziehung zu der Tochter eines Kosaken, wodurch er sich in einen peinlichen Gewissenskonflikt hineinbegab. Die Schilderung dieses Konfliktes in seiner Erzählung ‚Die Kosaken‘ trägt, wie gar vieles in seinen Werken, das deutliche Gepräge des Erlebten.

Die eigentümliche Mischung von heftiger Einbildungskraft und einem kühlen Sinne für die Wirklichkeit ist ein Hauptzug seines Naturells, der auch später in seiner Lebensanschauung hervortritt. Der Überschuß von Nervenkraft entlud sich bei ihm hie und da in Tränen der Begeisterung, in einem nachdenklichen Zwiegespräche seines Tagebuches oder in einem Gefühle, das sich für Augenblicke aus der Sphäre des Irdischen zu Gott erhob. Im Jahre 1857 schreibt er, er sei ohne jeden äußern Grund in ein Schluchzen aus-

gebrochen, nur aus innerer Begeisterung, aus Befriedigung über seinen sittlichen Fortschritt. Auch im vorgerückten Alter ergriffen ihn gewisse Eindrücke bis zur Selbstvergessenheit: als er über seine Beobachtungen im Armenviertel von Moskau mit einem Freunde sprach, der ihm mit intellektueller Kälte erwiderte, die Erscheinungen der Armut seien ein Naturgesetz, eng verbunden mit aller Zivilisation, verfiel Tolstoi bei seiner Erwiderung in eine ihm selbst unbegreifliche Leidenschaftlichkeit; seine Worte waren so feurig und zugleich so erbittert, daß, wie er selbst erzählt, jemand aus dem Nebenzimmer herbeigelaufen kam, zu sehen, was vorgefallen sei: er stand vor seinem Freunde ganz außer sich, seine Stimme erstickte vor Tränen, und er geberdete sich wie ein Verzweifelter.

Sein Gerechtigkeitsgefühl war in ihm von jeher stark ausgeprägt. Schon als Offizier verwickelte es ihn in Konflikte mit seinen Kameraden und Vorgesetzten, wenn er sich über die Bestechlichkeit oder die unrichtige Verwendung militärischer Gelder empörte. Als junger Mann zeichnet er in seinem Tagebuch auf: ‚Sei gerade und aufrichtig bis zur Rauheit mit jedermann.‘ Die Wahrheitsliebe ist ein wesentlicher Zug seines Charakters, der mit der Zeit sich bis zur Schroffheit entwickelte. Einmal waren bei ihm in Moskau Gäste versammelt, vor denen sich eine Dame im Gesang produzierte. Den Kindern gefiel der Gesang nicht, sie entfernten sich ins Nebenzimmer und begannen zu lärmen. Tolstoi kam dahin und fragte, ob sie mit Fleiß lärmten, ob ihnen der Gesang mißfiele; wenn sie protestieren wollten, so sollten sie doch hineingehen, das Wort verlangen und allen Anwesenden erklären, daß ihnen der Gesang mißfallen habe; es werde zwar grob, aber doch wenigstens ehrlich und offen sein. Tolstoi scheint nicht zu begreifen, weshalb wir uns nicht den Mitmenschen gegenüber mit aller Offenheit geben dürften, denn die falschen Rücksichten seien doch im Grunde eine Unwahrheit. Zur Wahrheit gehört aber freilich auch Mut, etwas, das nicht alle Menschen haben und haben können.

Der Mut, den Tolstoi als junger Offizier äußerlich bekundet hatte, nahm später, als er die Lebenswahrheit suchte und sie endlich gefunden zu haben glaubte, geistige Gestalt an. Er schreckte niemals davor zurück, den Machthabern seine Meinung zu sagen und für die Verfolgten und Unterdrückten einzutreten. Seine offenen Briefe an die russische Regierung und an den Kaiser zu einer Zeit, wo jede solche Äußerung verhängnisvolle Folgen für ihn haben konnte, kamen jedenfalls nicht nur von einem überzeugten, sondern auch von einem mutigen Menschen. Als im Jahre 1896 eine Dame wegen seiner damals in Rußland verbotenen Schriften im Gefängnis saß, richtete er an den Minister des Innern einen Brief, worin er seine eigene Verhaftung verlangte, wobei er offen heraus sagte, nicht nur habe er diese in den Augen der Regierung schädlichen Bücher verfaßt und verbreitet, sondern nach wie vor suche er den gleichen Ideen in Büchern, Briefen und Gesprächen Verbreitung zu verschaffen: ‚Und wenn die Regierung es durchaus für notwendig hält, nicht untätig zu bleiben, sondern zu drohen und zu

bestrafen und das, was ihr als Übel erscheint, zu verhindern, so wäre es am wenigsten unvernünftig und ungerecht, wenn sie die Strafen, Einschränkungen und dergleichen Maßregeln gegen denjenigen richtete, der ja in den Augen derselben Regierung die Quelle dieser Übel ist, d. h. gegen mich. Und dies umso mehr, als ich im voraus erkläre, daß ich bis zu meinem Tode unaufhörlich das tun werde, was der Regierung als ein Übel erscheint und was ich für meine heiligste Pflicht vor Gott halte.'

Von jeher hatte er das Gefühl, er sei hienieden zur Erfüllung einer höheren Mission. Im Alter von vierundzwanzig Jahren zeichnet er auf: ‚In mir finde ich etwas, das mich zum Glauben verleitet, ich sei nicht dazu bestimmt, wie alle andern Menschen zu leben.' Und fünf Jahre später, nachdem er bemerkt hatte, daß seine Popularität als Schriftsteller plötzlich abgenommen habe: ‚Ich bin jetzt ruhig, denn ich weiß, daß ich etwas zu sagen habe und auch fähig bin, es sehr laut zu sagen. Was das Publikum betrifft, so mag es reden, was es will.' Das Streben des jungen Mannes geht schon auf das Große: er hatte von der Selbstaufopferung eine hohe Vorstellung und suchte nach einem Ziele, dem er sich hätte ganz hingeben können. Er hatte die untrügliche Ahnung, daß er trotz aller Abwege doch einmal Festigkeit und Gewißheit erlangen würde, daß aber diese Gewißheit nicht von außen kommen könne, sondern nur das notwendige Ergebnis innerer Erfahrungen sei. In allen Irrungen behielt er stets das Verlangen nach einer Höhe, und er fiel nie so tief, daß er sich aus den Niederungen nicht wieder hätte emporheben können.

Die Selbstbeobachtung und Selbsterkenntnis leisteten ihm dabei stets die sicherste Hilfe: er untersuchte die Beweggründe seines Handelns, die Verworrenheit seines Fühlens, die Unvollkommenheiten seines innern und äußern Daseins. Nicht umsonst wurden Pascals Pensées später, als er sie näher kennen lernte, seine Lieblingslektüre. Sein Zwiespalt war der Grund seiner inneren Qualen, aber zugleich des Suchens nach höherer Wahrheit. Während des Krimkrieges bemerkt er: ‚Gott allein weiß, woher diese innere Wunde bei mir kommt. Aber seit meiner Kindheit werde ich von dem Gedanken an das künftige Nichts, von einer niederdrückenden Traurigkeit und vom Zweifel gepeinigt.' Diese Wunde war die Sehnsucht nach einer selbständigen Lösung der Widersprüche des Lebens, mit denen er sich nicht so leicht abfinden konnte wie die meisten Menschen. Bisweilen, da ihn eine tiefe Traurigkeit über sein eigenes Leben und über das der andern überkam, löste sich sein Leiden in einem höheren Gefühle: es war ein Zustand geistigen Aufschwungs, wo die inneren Stürme im aufrichtigen Gebete beschwichtigt wurden. Während seines Aufenthaltes im Kaukasus kennzeichnet er einen solchen Zustand als ein Verschmelzen mit dem Unendlichen, als die aufrichtigste Bitte, alle begangenen Irrungen zu verzeihen, aber zugleich auch als die unmittelbare Gewißheit dieses Verzeihens: jede Furcht verschwand, und Glauben, Hoffnung und Liebe waren ein einziges Gefühl; er war dann sicher, sich dem Guten zuwenden und alles

Schlechte fernhalten zu können; alle häßlichen Seiten des Lebens, aller Egoismus und alles Kleinliche verschwanden plötzlich aus seinem Gesichtskreise, und er sah sich in eine neue Welt erhoben, in welcher der Leib nicht mehr über den Geist herrscht. Aber dieses Gefühl dauerte so kurz an, und die früheren Empfindungen tauchten wieder auf und verschafften sich Gehör. Während des Krimkrieges entringt sich seiner Seele das Gebet: ‚O Gott, verlaß mich nicht, beschütze mich, und zwar nicht, um meine elenden Wünsche hienieden zu befriedigen, sondern damit ich das ewige und glorreiche Ziel des Daseins erreiche, das ich zwar noch nicht kenne, das mir aber immer deutlicher wird.‘

Er fühlte, daß die miteinander kämpfenden Widersprüche in seinem Innern ohne ein höheres Gegenwicht notwendigerweise zur Selbstvernichtung führen müßten. Seine geistige Energie, die sich in diesem Kampfe selbst äußerte, erschuf ein heilsames Gegengewicht, das zeitweilig verschwand und immer wieder von neuem in sein Inneres trat. Das Leben kam ihm dann als eine Prüfung vor und oft auch als eine Sühne für seine Irrungen, und da er sich bewußt war, diese nicht freiwillig zu begehen, so kämpfte er desto mutiger weiter, in Erwartung innerer Freiheit und Klarheit. In ‚Meine Beichte‘ sagte er später, auf die Zeit zurückblickend, wo er auf Abwegen und Umwegen herumirrte: ‚Von ganzer Seele wünschte ich, gut zu sein, aber ich war jung und leidenschaftlich und in meinem Suchen nach dem Guten allein, vollständig allein. Jedesmal, wenn ich versuchte, meinen geheimsten Wunsch nach dem Sittlichen und Guten zu äußern, wurde mir Verachtung und Spott zu teil, während ich gelobt und ermutigt wurde, sobald ich mich den schlechten Leidenschaften hingab. Ehrgeiz, Machtgelüste, Gewinnsucht, Wollust, Hochmut, Zorn, Haß, das alles erfreute sich der Achtung. Wenn ich mich diesen Leidenschaften hingab, stellte ich mich auf die Stufe derjenigen, die als die Gereiften angesehen wurden, und ich fühlte, daß alle mit mir zufrieden waren.‘

Aus den Widersprüchen und Irrtümern rang sich bei ihm damals eine große Wahrheit hervor: das Ziel des Daseins könne nicht im persönlichen Glücke bestehen, denn dieses könne nur eine schlechte und egoistische Seele befriedigen; wahre Tugend bestehe auch nicht in einem Leben gemäß den äußeren Forderungen der öffentlichen Meinung und der gesellschaftlichen Sitte, denn ein solches Leben zeuge von innerer Schwäche und Lauheit; ein annehmbares Ziel könne nur das Streben nach dem Glücke der andern sein, und doch sei auch ein solches Ziel keineswegs das höchste; für die wahrhaft großen Seelen könne nicht der Mensch, sondern nur Gott das befriedigende Ziel sein. Schon damals schwebte ihm die Einfachheit des Fühlens und Denkens als die seltenste Charaktereigenschaft vor, deren Erwerbung wir mit allen unsern geistigen Kräften anstreben sollten.

(Schluß folgt)





Gastgeschenke.

Von

Wilhelm Zaiß.

1.

Ach wäre, was wir als falsch erkannt, uns ebensobald fremd und unbekannt! — Siebenfach niedergerungen erst, ist bezwungen.

2.

Wir leben vermittels einer Einrichtung von Gewohnheiten; und ob wir schlecht oder gut leben, so ist die Einrichtung gleicherweis wunderbar und sicher ineinandergreifend und bestehend.

Darum kann Arzenei den Gang durchbrechen; aber heilen und tüchtigeres Leben schaffen kann sie nicht.

3.

Jedwed Erlebnis ist ein unendliches; und keine Tat kann willkürlich abgetan oder abgeändert werden.

Dagegen steht frei, daß man dem schlechten Reiter einen edleren nachjage.

4.

Wie Seiltänzer und Schienengänger blick nie auf den nächsten Weg nieder. Ein fernes Ziel verleiht selbst niedriger Arbeit einen Hauch von Adel; und des Alltags versuchrische Kleinigkeiten ordnen sich leicht uud gleichsam entmächtigt der Strömung des Lebens an.

Wer aber nach Augenblicken lebt und für Minuten handelt, der hat von Störung zu Störung sich bald zu Verlust seiner Seele geschleppt.

5.

Hieße andrerseit Charakter-haben etwa, daß ein Mensch sich vor einem Steinabsturz aufstellte? Daß er, statt am lägen Grund zur Rechten oder Linken hinanzugehn, von der Steinwand ein Leben lang zurücktaumelte, um immer von neuem zu versichern ‚ich werde dennoch können; ich fühle, es ist in mir'?

6.

Belohnt schon, wie die Erfahrung lehrt, Liebe sich sehr; o gleicht gar Gebet dem Wasser das zum Himmel emporsteigt, um im Niederströmen die Felder der Erde zu befruchten.

Weil dieses der Engländer weiß, darum hat er, trotz seiner vollkommenen Aufgeklärtheit, nicht zu beten aufgehört und — zu lieben.

7.

Es mag wohl Einer sagen, ‚ich weiß nicht', und sein Verstand jedenfalls leugnet. Aus der Fülle der Gefühle jedoch greift unabänderlich der Mensch zur Gottesvorstellung und Gottesanrufung; wider alles schlechtere Wissen.

8.

Bist du zur Nichtseele, die man dich lehrte, durchgedrungen, oder bist von der Seele du doch nicht losgekommen? Vor dieser Frage werden vielleicht Menschen und Völker sich auseinandertrennen und entscheiden.

Und schon hört man es unterirdisch murren: Wie konnte geschehen, daß die so um ein Nicht reicher waren, sich erhoben über die so ein ungeheures Sein nicht verloren hatten?

9.

Aus kleinen Merkwürdigkeiten setzt sich die Welt zusammen; und noch keiner hat groß gebaut, der sogenannt große Form erlernte; statt an der Hand der kleinen Merkwürdigkeiten in die Art des Geistes einzugehn.

Um eines Mütterchens Lächeln bewegen sich Sonne und Planeten.

10.

Lobe nur wo das Lob das du spendest, dir selber goldene Brücken baut; tadle nur wo dein verachtendes Wort im eignen Wege Abgründe zuschüttet. Man soll sich mit fremder Schwäche nicht beflecken, und soll vor fremder Größe sich seines Werts nicht enteignen.

Nach der Höhe nämlich die man lobt, strebt man; und zu dem Mangel den man tadelt, begibt man sich hinab.

11.

Wo aber Welt gegen Welt steht, da soll man sich selbst nicht sparen, da opfre Einer sein hochfahrend Ich, und scheue sich nicht die Wahrheit hinauszusprechen, die besudelt und schwächt den der sie ausspricht.

12.

Was soll man nun denken von Solchen die alles zu loben und alles zu tadeln imstand sind?

Gleichen sie nicht zertretenem Gras auf der Festwiese, nachdem das Fest vergangen ist?

13.

Du glaubst, du bauest? O des betrognen Narren! Entweder Es baut mit dir oder dein Bau ist Bemühung mit Wasser und Sand im Sturmesgebrause.

Man hat als Einwesen Macht und Dauer wenn man versteht, obwohl Einwesen, trotzdem Zelle und Kettenglied zu sein.

14.

Ihrer drei mögen lächerlich sein, ihrer hundert eine Schmach; ihrer tausend hinderlich, ihrer hunterttausend gefährlich. Ihrer Million jedoch sind das Volk, das bewußtseinlos sinnende, qualvoll strebende, unverdorben lebende; vor dessen steter Hoheit und Größe der Einzelne sich in Ehrfurcht beuge und zum gebrechlichen Werkzeug wird.

15.

Man soll aber den Massen nicht seine Gefühle zeigen. Des Zweckes bewußt soll man über sie hinweg mit der Seele reden.

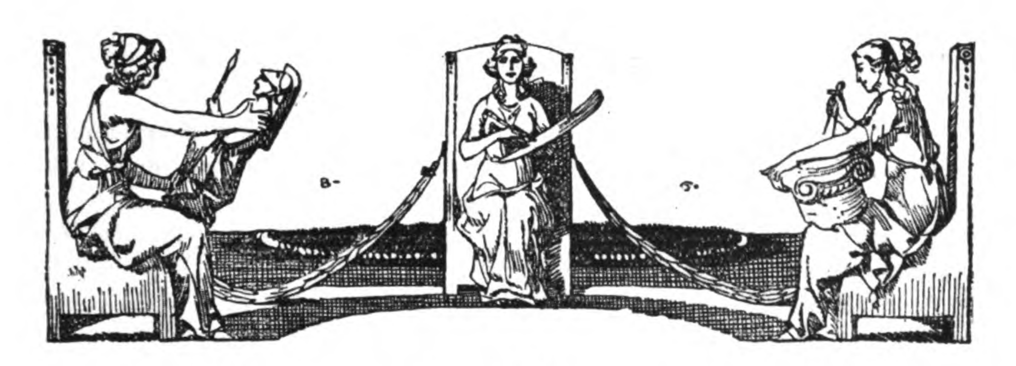
16.

An den Abgrund hin tritt Mancher mit heimlicher Lust; denn gewiß weiß er, wird er den Sturz bestehen, so wird er zu größerem Leben erwacht sein.

Wann's aber eben und unbewegt hingeht, da weiß einer oft nicht, lebt er oder ist er lebendigen Leibs schon gestorben.

17.

Kultur-haben bedeutet nichts weiter als Erzogen-sein zu dem, was man von Natur aus besonders zu können berufen war.



Puvis de Chavannes.

Zur 10. Wiederkehr seines Todestages. (24. Oktober 1908.)

Von

Walther Gensel.

Es war Ende Oktober 1898. Ich befand mich in Amsterdam und kam von dem Gedränge der Rembrandt-Ausstellung, die unmittelbar vor ihrem Schlusse stand. Da fiel mir eine französische Zeitung in die Hand, die den Tod des Malers Puvis de Chavannes meldete. Und es gibt vielleicht keinen bessern Maßstab für das, was ich an dem Meister besessen, als daß ich an jenem Abend nicht meine Eindrücke von Rembrandt niederschrieb, sondern das zu fixieren trachtete, was der verstorbene Franzose für die Entwicklung meiner Anschauungen über Kunst und für die Entwicklung der modernen Kunst überhaupt zu bedeuten schien.

Persönlich habe ich ihn nie kennen gelernt. Ich hatte ihm einen längeren Aufsatz (in der Deutschen Rundschau) zugesandt, in den ich alle meine Verehrung für sein Werk gelegt hatte, ohne meine Bedenken da, wo sie aufstiegen, zu verschweigen, und ihn um eine Unterredung in seinem Atelier gebeten. Allein er erwiderte, daß seine Gattin schwer erkrankt sei und ich auf ein ‚mieux' warten möge. Doch die Besserung trat nicht ein, und den Tod der edlen, so spät gefundenen Frau, deren wunderbar seelenvolles Bildnis von seiner Hand wir im Salon jenes Jahres hatten schauen dürfen, hat er selbst nicht lange überlebt.

Meine erste nachhaltige künstlerische Bekanntschaft mit seinen Werken fand in Amiens statt, dem Orte, der des Meisters große Frühwerke besitzt. Die Stadtverwaltung hatte ihm, dessen Versuche bis dahin fast nur Unwillen oder mitleidiges Lächeln erregt hatten, die Ehre angetan, seine erste große Arbeit anzukaufen, und er hatte ihr aus Freude über die langersehnte Anerkennung nicht nur das Gegenstück dazu zum Geschenke gemacht, sondern sich auch erboten, zwei weitere Wandmalereien gegen ein geringes Entgeld zu liefern — Wandmalereien in dem Sinne wie alle künftigen Werke des Künstlers, daß sie zwar nicht al fresco auf die Wand gemalt, aber durchaus für eine bestimmte Wand berechnet sind. Mag diese Art den Anhängern der Freskomalerei als ein verwerflicher Kompromiß erscheinen, so besitzt sie für

den Künstler doch unleugbare Vorzüge. Sie entbindet ihn der Verpflichtung, Monate, vielleicht Jahre lang in einer fremden Stadt zu verweilen — und Puvis hat außer für Paris und Amiens für Rouen, Poitiers, Lyon, Marseille und Boston gemalt, — sie gestattet die Arbeit in einem bequemen Atelier, wo sie weder den Verkehr stört noch von unberufenen Blicken gestört wird, sie erleichtert etwaige Korrekturen und sie kann gegebenenfalls ohne große Mühe von der Wand wieder losgelöst werden. Zu den erwähnten vier Bildern — Krieg und Eintracht, Arbeit und Ruhe — waren später noch zwei Hauptwerke des Meisters gekommen, Ave Picardia nutrix! und Ludus pro patria.

Nicht Puvis' halber war ich nach Amiens gegangen, sondern um die vollkommenste aller gotischen Kathedralen zu sehen. Ein paar Nachmittagsstunden waren übrig geblieben, und da mich meine Wanderung durch die Stadt in die Nähe des Provinzialmuseums führte, beschloß ich diesem einen kurzen Besuch zu machen, nicht ahnend, welche Genüsse mir bevorstanden. Und vielleicht verdankte ich gerade diesem Unvorbereitetsein, dieser durch keine Vormeinung beeinträchtigten Empfänglichkeit, daß der Besuch mir zu einer Offenbarung wurde. Woran krankte unsre Monumentalmalerei? Daran, daß einfach Staffeleibilder vergrößert auf die Wand gemalt oder geklebt wurden, daß unruhige, realistisch gemalte Szenen die Wände zerrissen, daß die Bravour des Pinsels sich in ihnen ebenso wie auf den Ausstellungen aufdrängte. Und nun stand ich einem Maler gegenüber, wie ich seinesgleichen nie zuvor in der modernen Kunst gesehen, einem Maler, der ganz hinter seinem Werke verschwand, dessen Werke allegorische Namen führten und doch ganz leicht und unmittelbar verständlich waren, die weiter nichts sein zu wollen schienen als ein Schmuck für die Wände und doch den viel höheren Zweck erfüllten, durch ihre großen, einfachen Linien und ihre reinen Gestalten den Eintretenden in eine gehobene, ich möchte fast sagen feierliche Stimmung zu versetzen. Arbeit — das war eine Gruppe kraftvoller nackter Männer bei der Schmiedearbeit, Ruhe — eine Gruppe von Männern und Frauen, die in der seligen Abendstimmung eines stillen Tales den Erzählungen eines Greises lauschen. Alles schien auf die einfachste Formel gebracht und unlösbar mit dem Raume verbunden, den die letzten Strahlen der Nachmittagssonne sanft durchleuchteten.

Hier in Amiens erkannte ich schon die Grundsätze der Kunst des Meisters, wie sie sich mir später besonders in Paris und Lyon bestätigten: Vollstes Sichanschmiegen an die Stimmung des Raumes, ruhige gedämpfte Farben, vereinfachte Linien, Darstellung einer über das gemeine Los erhabenen Menschheit, Übersetzen allgemeiner Begriffe in Handlungen, endlich das, was ich mit dem lateinischen Ausdrucke serenitas, französisch sérénité, bezeichnen möchte.

Sérénité. Ein Künstler nannte ein Bild im Salon so. Wir haben kein erschöpfendes Wort dafür. Eigentlich ist es der Ausdruck für die heitere Ruhe des wolkenlosen Himmels. Heitere Klarheit des Geistes bedeutet es, das wunschlose Genießen der Dinge. Homer und Goethe kommen einem in den Sinn, oder vielmehr Homer, wie ihn Goethe im Nausikaafragment verdolmetschte.

Puvis de Chavannes pinx.

Der arme Fischer.



Woher hat Puvis diese seine Kunst geschöpft? In der französischen Kunst hat er nur einen Vorläufer gehabt, Chassériau in den Malereien der verschwundenen Cour des comptes. Aber diesen Vorläufer kann man nicht einmal ein Vorbild nennen, so gering sind die Übereinstimmungen. Jugendeindrücke sind mit bestimmend gewesen. Als Jüngling hatte er Italien besucht, und damals schon hatte ihn nicht Tizians Farbenpracht oder Michelangelos überwältigende Kraft angezogen, sondern die einfache Größe der Wandmaler des Quattrocento. Vor allem hatte es ihm Piero della Francesca angetan — noch nach Jahrzehnten konnte er Einzelheiten seiner Farbengebung und seiner Gestalten angeben, — dann Mantegna und Luini — nicht der anmutige Luini des Museums Poldi-Pezzoli, sondern der große Luini von Saronno. Und sicherlich ist er auch an ihrer aller Meister, Giotto, nicht achtlos vorübergeschritten. Vielleicht ist ihm in jener kleinen stillen Madonna dell' Arena zu Padua zum erstenmal aufgegangen, wie unendlich viel sich mit unendlich wenig sagen läßt. Für die Verteilung im Raume konnte er allerdings nur bei einigen seiner Vorbilder lernen. Giotto pflasterte gewissermaßen die Wände seines Kirchleins bis an die Decke mit Gemälden, und noch Ghirlandajo setzte in Santa Maria Novella Bild über Bild, ohne zu bedenken, daß so die obersten Szenen kaum zu erkennen sind. Noch weniger konnten diese Maler in der Wahl der Gegenstände für ihn vorbildlich sein; handelte es sich doch mit Ausnahme von Mantegnas Camera degli Sposi fast lediglich um religiöse Motive. Puvis aber hat nicht Kirchen, sondern weltliche Gebäude, Museen, ein Rathaus, eine Universität und Ähnliches mit seinen Werken geschmückt. Selbst die Genovefa-Kirche in Paris ist ja jetzt weltliches Pantheon. Was er hier lernte, das waren hauptsächlich die lichte Farbengebung und die einfache Größe des Stils. Mochte ein Baudry an der prunkvollen Decke des Foyers der großen Oper die ganze Palette eines Rubens oder Veronese verschwenden, an die schlichten Wände von Treppenhäusern — und Puvis hat mit Vorliebe Treppenhäuser geschmückt, — in die ernste Aula der Sorbonne und an die hellen Sandsteinwände des Pantheons paßten solche Farbenkunststücke nicht. Der Grundstimmung des Raumes Rechnung tragen, das war sein erster Grundsatz; deshalb hat er auch keineswegs immer dieselben violetten, hellblauen, hellgelben, grauen usw. Farben angewandt, wie manche meinen. Mit dem diffusen Lichte des Pantheons und seinen hellen Wänden vermählen sich nur ganz lichte, kühle Töne, während die gelbbraunen Holzbänke und Paneele der Sorbonne einen weit kräftigeren Grundton angeben. Hier konnte ihm übrigens auch der sonst nicht sehr von ihm geschätzte Veronese Vorbild sein, der an den Decken des Dogenpalastes alle Zauber eines satten Kolorits ergoß, bei den für Kirchen bestimmten Gastmählern bereits lichtere Töne verwandte und in den köstlichen Impressionen der jetzt leider unzugänglichen Villa Giacomelli geradezu plein air malte.

Daß die Vereinfachung, das Herausheben des Wesentlichen und Ausscheiden des Nebensächlichen, das Hauptproblem aller großen Kunst ist, darüber

sind sich fast alle bedeutenden Künstler klar. Wo man auch auf Aufzeichnungen oder Briefe von Künstlern stößt, von den alten Meistern bis zu Böcklin oder Feuerbach oder eben Puvis, immer begegnet man dieser Frage. Oder man denke an das Ringen der Marées- und Hildebrandschule, an die heißen Bemühungen junger französischer Künstler. Das Problem scheint aber auch das schwerste von allen zu sein; denn nur dem souverän mit der Form schaltenden Meister gelingt die Vereinfachung, ohne akademisch, schemenhaft und langweilig zu werden. Wie oft fragt man bei dem abgekürzten Verfahren eines Modernen: War es bewußtes Wollen oder war es Unvermögen? Das ist ja das Tragische an der Kunst unserer Tage, daß die groß empfindenden Männer im technischen Vermögen so oft hinter viel kleineren Geistern zurückbleiben. Daß Böcklin in der Kunst des Figurenzeichnens vom akademischen Standpunkt weit hinter Anton von Werner zurücksteht, ist unbestreitbar, und Meunier hat mir selbst einmal gestanden, wie sehr er Begas um die Leichtigkeit seines Schaffens beneidete. Vielleicht bei keinem aber drängt sich diese Frage leichter auf als bei Puvis. Es gibt bei ihm in der Tat Köpfe, die wie die Ableierung einer auswendig gelernten Formel wirken und über dem Suchen nach typischem Ausdruck fast ausdruckslos geworden sind, es gibt Gliedmaßen, die unmöglich so mit dem Körper verbunden sein können. Tausende von Studienköpfen und Aktzeichnungen zeugen von der Stärke seines Wollens, und viele von ihnen kann man getrost als meisterhaft ansprechen. Aber auch bei ihm versagte zuweilen die Kraft. Beim ersten Eindruck sieht man über alle Schwächen hinweg, beim späteren Wiedersehen nach Jahren muß man sich zuweilen aus Enttäuschungen zum Genuß durchkämpfen. Wenn wir ganz ehrlich sein wollen — und heute nach 10 Jahren sind wir mehr dazu verpflichtet als unter dem Eindruck seiner Todesnachricht —, so müssen wir bekennen, daß Puvis, weil er das Richtige erkannt hatte, ein Wegweiser zu großen Zielen sein konnte, aber nicht immer ein Erfüller dieser Ziele war.

Viel besser dagegen gelang ihm die Stilisierung der Landschaft. Hier ist er wirklich ein Bahnbrecher ersten Ranges geworden, dem auch z. B. unser schmerzlich betrauerter Leistikow vieles verdankte. Für seine Studien brauchte er hier keine weiten Reisen zu machen. Auf dem Wege vom Montmartre nach Neuilly, den er täglich hin- und zurückging, bot sich ihm alles, was er brauchte: die sanften Hügellinien der nordfranzösischen Landschaft, der Lauf der Seine, prachtvolle Bäume. Aus diesen Teilen setzte er seine Landschaften zusammen. Sehr oft geben Berglinien den Abschluß, fast immer finden wir große Bäume, bald in ihrer vollen Gestalt, bald abgeschnitten und so das Raumgefühl noch erhöhend, hier einzeln stehend und in ihrer Struktur genau wiedergegeben, dort zu großen Massen kulissenartig zusammengefaßt. Wenige haben wie er das Gefühl der Weltentrücktheit und reinen Stille mitzuteilen vermocht. Vor dem Gemälde in der Sorbonne, vor dem ‚heiligen Hain‘ zu Lyon erfüllt uns ein sanfter Schauer: hier ist der Wohnort der Musen.

Ganz selten nur hat Puvis dagegen wie auf dem großen Bild in Rouen im eigentlichen Sinne das ‚Porträt‘ einer Landschaft gemalt.

Und ganz vorbildlich kann er uns sein in der Wahl der Motive. Was kann es Besseres geben, um uns in eine gehobene Stimung zu versetzen, als die Darstellung einer kräftig arbeitenden Menschheit, wo es sich wie in Marseille um die Darstellung des Aufschwungs einer blühenden Stadt handelte, oder als eine harmonisch vollendete Menschheit, die in seliges Schauen versunken über blumige Wiesen wandelt, wo es die Vorbereitung auf den Genuß von Kunstwerken galt? Immer das Naheliegende und Verständliche, nie aber das Gemeine und Platte waren sein Ziel. Nehmen wir die Malereien in Lyon, im Treppenhaus eines Museums, das im Erdgeschoß Altertümer, im Hauptgeschoß Malereien birgt. Drei Hauptbilder hat Puvis hier gemalt, den ‚heiligen Hain der Künste und Musen‘, d. h. eine feierliche, von Hügeln umschlossene Landschaft mit einem See und einem antiken Gebäude, in der hehre Frauen versammelt sind, ein ‚klassisches Idyll‘ und die ‚Christliche Kunstbegeisterung‘, also Darstellungen der beiden Hauptepochen der Kunst. Auf dem zweiten Bilde lauschen in einer griechischen Landschaft am Meere Frauen dem Flötenspiele eines Hirten, während hinten auf einer Erhöhung eine Muse dem Künstler eine in der Ferne am Ufer einherstürmende Reiterschar zeigt (wohl eine Andeutung, wie der Maler sich die Entstehung des Parthenonfrieses gedacht hat), auf dem dritten sehen in einem Klosterhof, durch dessen Arkaden wir eine Szene christlicher Barmherzigkeit und darüber eine italienische Hügellandschaft mit Zypressen erblicken, christliche Mönche einem der Ihren beim Malen zu. Ja, wird man fragen, ist denn das allgemein verständlich? Nun, eine gewisse geistige Kultur gehört zum Genuß eines jeden Kunstwerks. Der Gebildete braucht hier keinen Kommentar, aber ich glaube, daß auch der gemeine Mann, der nichts von Musen und griechischer Landschaft weiß, an diesen Gebilden seine Freude haben wird.

Ich sagte, daß Puvis allgemeine Begriffe in Handlungen umzusetzen liebe, und habe dafür schon die Beispiele ‚Arbeit‘ und ‚Ruhe‘ aus dem Treppenhause in Amiens angegeben. Noch schlagender ist das dortige dritte Bild ‚Ave Picardia nutrix‘. Ein anderer Maler hätte hier vielleicht eine Personifikation der Provinz in die Mitte gestellt, Puvis malte einfach über und zu beiden Seiten der Tür Szenen der Jagd, des Fischfangs, des Feldbaus, der Obstkultur usw. in einer reizenden Landschaft der ‚nährenden‘ Picardia. In der Bibliothek zu Boston hat er sogar, mit wechselndem Glück, die exakten Wissenschaften auf ähnliche Weise darzustellen versucht, so z. B. die Chemie durch eine Fee, die durch ihren Zauberstab vor jugendlichen Genien sich in einem Kessel eine Mischung und Verdampfung vollziehen läßt. Am wenigsten vielleicht ist ihm die Verdeutlichung der einzelnen Gruppen und Figuren auf seinem großartigen Hauptwerk in der Sorbonne geglückt. Man sieht, daß sie bestimmte Zweige der Wissenschaft versinnlichen sollen und rät doch ungewiß hin und her. Ich hatte in meinem Aufsatz in der ‚Deutschen Rundschau‘ von

diesem ein wenig unbehaglichen Zustand des Beschauers gesprochen und war nicht wenig erheitert, daraufhin von einem Freunde des Meisters eine jener langatmigen gedruckten Beschreibungen zu erhalten, die den Genuß eines Kunstwerks geradezu ersticken. Eine bessere Bestätigung meiner Worte konnte ich mir nicht wünschen.

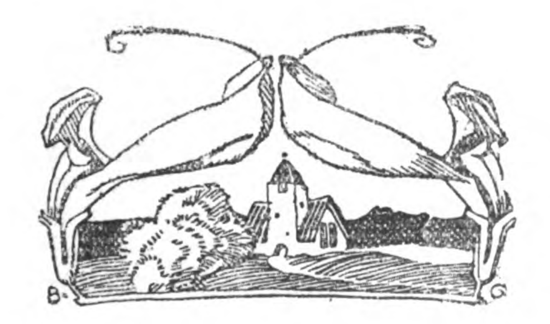
Ganz anderer Art war die Aufgabe des Meisters, wo es sich, wie bei seinem zweiten Pariser Hauptwerk, um die Darstellung legendarischer Vorgänge handelte. Zweimal hat Puvis für das Pariser Pantheon gearbeitet. 1876 malte er in einem breiten und zwei schmäleren Bildern die Kindheit der heiligen Genovefa, zwanzig Jahre später, kurz vor seinem Tode, vollendete er in drei entsprechenden Bildern das Alter der Schutzpatronin von Paris. Jene erste Folge ist sein volkstümlichstes Werk. Wie wundervoll sie sich der Stimmung des Raumes anschmiegt, davon kann unsere Photogravure keine Vorstellung geben, wohl aber davon, wie glücklich der Meister den Ton der Legende getroffen hat. Kann es etwas Unschuldigeres geben als die kniende Gestalt der betenden kleinen Heldin, etwas Eindrucksvolleres als die Geste des Mannes, der unwillkürlich sein Haupt entblößt hat, als die Schweigen gebietende Hand der jungen Frau? Die Schafe und Ochsen im Hintergrunde haben geradezu etwas Treuherziges. Das eine Schmalbild des zweiten Zyklus, die heilige Genovefa über der Stadt Paris wachend, ist vielleicht das ergreifendste, das der Meister geschaffen. Es ist Nacht, und der volle Mond strahlt vom tiefblauen Himmel hernieder, wirft sein bleiches Licht auf die Terrasse im Vordergrunde, leuchtet über den Häusermassen des schlafenden Paris, spiegelt sich in dem Flusse und läßt die Silhouetten der jenseitigen Hügel scharf hervortreten. Vorn aber an der Balustrade steht die Greisin und lauscht hinaus in die von keinem Laut unterbrochene heilige Stille. Nie noch hatte der Meister eine solche Einfachheit der Linien und Farben erreicht wie in diesem letzten Bilde, das uns wie sein Vermächtnis anmutete, wie eine Personifikation des Alters und wie eine Personifikation seiner Kunst, die sich in dem geräuschvollen Paris ihre himmlische Reinheit bewahrt hatte.

* * *

Puvis' Tafelbilder spielen neben seinen Wandmalereien keine große Rolle. Entweder man malt für die Wand oder man malt Bilder, die man in die Hand nehmen kann, pflegte er zu sagen. Große Ausstellungsbilder waren ihm ein Greuel. Seine Tafelbilder sind meist Entwürfe oder Repliken der Wandgemälde. Dazu kommen ein paar religiöse Bilder, wie das Märtyrertum Johannes des Täufers, der verlorene Sohn, eine büßende Magdalena, ein paar idyllische Szenen und jenes ergreifende Bild des armen Fischers im Luxembourg-Museum, bei dem sich die Linien des Meeres so wundervoll mit denen der Figuren zusammenschließen.

* * *

Puvis ist zehn Jahre tot. In Frankreich spricht man auch in Künstlerkreisen, die ganz andere Ziele verfolgen, von ihm mit jener Hochachtung, die bei uns leider eine immer seltenere Erscheinung wird. Eigentliche Nachfolger hat er nur wenige gehabt. Im Pantheon ist Humbert seine Bahnen gewandelt, während die andern die herkömmliche Art beibehielten, in Toulouse hat Henri Martin, wenn auch mit einer ganz anderen Technik, dem Pointillismus, ähnliche Stimmungen zu erreichen gestrebt. Aber gerade im Salon dieses Jahres zeigte ein Riesenbild von Véber, das allen Gesetzen der monumentalen Malerei Hohn spricht, wie wenig man sonst aus seinen Lehren Nutzen zu ziehen geneigt ist. Auch nach Deutschland ist der Ruhm seines Namens gedrungen, aber wenn man ihn auch hier mit einer gewissen Ehrfurcht nennt, so sind doch nur wenige sich über seine Bedeutung klar, ähnlich wie man sich auch über die großen Wandmaler der Frührenaissance diesseits der Alpen keine rechte Vorstellung zu machen vermag. Staaten und Städte sind bei uns jetzt weit mehr als früher geneigt, Gelder zur Ausschmückung öffentlicher Gebäude bereitzustellen, und es ist also nicht ihre Schuld, wenn bisher eben nicht viel Hervorragendes geleistet worden ist. Aber wo man Hermann Prells Hildesheimer Malereien, dieses unerträgliche Gemisch von tüchtigen Geschichtsbildern und wirrer Fülldekoration, für die schönsten Monumentalmalereien Deutschlands erklärt — und ich habe dieses von einflußreichster Seite gehört — ist man eben soweit vom richtigen Wege entfernt wie da, wo man Sascha Schneiders Halluzinationen bewundert. Die diesjährige Münchener Ausstellung enthält manches erfreuliche Werk dekorativer Malerei, aber doch meist in dem tändelnden Genre, und der besten einer, Fritz Erler, ist meines Erachtens schon gestrauchelt, als es in Wiesbaden einen etwas höheren Aufschwung zu nehmen galt. Auf Puvis' Bahnen hat nur einer und auch dieser nicht immer Glück gehabt, Ludwig von Hofmann. Erfreulicherweise ist er ihm nicht sklavisch gefolgt, denn nicht auf die Nachahmung des Meisters kommt es an, sondern darauf, in seinem Geiste an die Arbeit zu gehen mit der Größe seines Empfindens und der Reinheit seines Wollens.





Alter Kräfte neue Gewalt.

Betrachtungen am Vorabend der Finanzreform.

Von

Martin Spahn.

Das innerpolitische Interesse am Reich hat sich während der letzten sechs Monate mit zunehmender Stetigkeit auf die Finanzreform gerichtet. Nicht nur diejenigen Schichten der Bevölkerung, denen durch die nötig gewordenen neuen Steuern vorzüglich eine Vermehrung ihrer Lasten droht, sondern alle, die an politischen Vorgängen Anteil nehmen, beschäftigen sich mit der Frage, ob und wie der Reichstag die Finanznot des Reiches heilen werde. Die außerordentliche Höhe der zu deckenden Summe, die sich auf nahezu eine halbe Milliarde Mark jährlich beläuft, zieht die Blicke der Gesamtheit unserer Mitbürger auf sich. Ohne Zweifel steht der Regierung, welche die neuen Steuern zu fordern, und dem Reichstag, der ihre Bewilligung vor der Bevölkerung zu verantworten hat, eine schwierige gesetzgeberische Aufgabe von ungewöhnlicher Bedeutung bevor; sie werden sich an ihr versuchen, sobald der Winter in die Nähe rückt. Da mag es denn angebracht erscheinen, den Lesern des ‚Hochland' die Stimmung der Nation sowie die Lage zu vergegenwärtigen, in der sich die deutschen Parteien und die Leitung der Reichspolitik am Vorabend der Entscheidung befinden.

Für eine Überschau über die innerpolitische Lage des Reiches fehlte es in den jüngstvergangenen Jahren regelmäßig an festen Ausgangspunkten der Betrachtung, von denen sich der Leser sofort in eine bestimmte Richtung weisen und von Erwägung zu Erwägung weiter führen ließ. Es ereignete sich keine einzelne Tatsache von hervorstechender Bedeutung, in deren Auffassung alle Deutschen sich einig waren und die deshalb an den Anfang einer politischen Übersicht gestellt werden konnte. Heute haben wir nach einer solchen Tatsache nicht erst zu suchen. In den ersten Tagen des August hat das deutsche Volk so einmütig wie begeistert den Nachrichten über die große Fahrt des Grafen Zeppelin entgegengeharrt und gleich darauf an seinem Mißgeschick teilgenommen. Alles an dem Ereignisse riß unser deutsches Fühlen hin. Der das Luftschiff erbaute und fuhr, ist einer unserer Offiziere von 1870, eine echte, rechte deutsche Offizierserscheinung. Was er geleistet hat, mußte uns als ein noch vor kurzem für unmöglich erklärter Sieg deutscher Ausdauer und

deutschen wissenschaftlichen Denkens gelten; es war eine Kulturtat großen Stiles. In ihrer Gesamtheit stand die Nation, wie ein englisches Blatt sagte, für nationale Größe ein! Augenblicke gleich tiefgreifender, allgemeiner Erregung können nichts alltäglich Wiederkehrendes im Leben einer Nation sein; solange sie sich aber noch von Zeit zu Zeit wiederholen, sind sie das treffendste Zeugnis für die ungebrochene Kraft und Opferfreudigkeit des nationalen Geistes.

Auf unsere Nachbarn machte der Vorgang einen starken Eindruck. Franzosen wie Engländer gaben sich Rechenschaft über ihn. Vor allem in England war man schon seit einiger Zeit, vielleicht früher und verständnisvoller als bei uns selber, aufmerksam darauf geworden, daß sich unser Nationalgefühl den auswärtigen Gefahren gegenüber anspannte und alle Schichten national empfindlich wurden. Man ließ sich durch den äußeren Schein bitteren Parteizwistes und konfessioneller Zerrissenheit drüben nicht mehr zu falschen Schlüssen verleiten. Die harte Mühsal, die unsere Truppen im südwestafrikanischen Aufstande ertrugen, wirkte in der deutschen Heimat kaum merklich und ganz allmählich, aber nachhaltig auf die Stimmung ein. Der Bevölkerung wurde es zuwider, daß während des Aufstandes einzelne Mängel unserer Kolonialverwaltung im Reichstag und in der Presse immer wieder hervorgekehrt und ohne Rücksicht auf das Ausland agitatorisch angegriffen wurden. Da sich auch Angehörige der Zentrumspartei neben Mitgliedern der Freisinnigen Volkspartei und der Sozialdemokratie an den Erörterungen lebhaft beteiligten, gewannen die antiklerikalen Strömungen, die von den Fanatikern des Evangelischen Bundes in der Nation seit der Jahrhundertwende wieder entfesselt worden waren, zusehends an Anhängerschaft. Da folgte der Schlag der Reichstagsauflösung am 13. Dezember 1906. Je unerwarteter er fiel, desto tiefer rührte er die Gemüter auf. Die Bewegung in der Nation steigerte sich zur Erregung. Der deutsche Parteigeist mit seinem Hasse vermochte in der Wahlagitation unser innerpolitisches Leben durch Vorwürfe wieder zu vergiften, die zu unterdrücken auch die Söhne unseres Volkes allgemach genug nationale Zucht besitzen sollten. Er hetzte die Parteien gegeneinander und machte sie zu gemeinsamer Arbeit unfähig. Aber dem schärfer Zusehenden offenbarte das Schauspiel des Wahlkampfes und der ihm folgenden Streitigkeiten auch seine erhebenden Züge. Die Beteiligung an den Wahlen war ungewöhnlich stark; diesmal schritt die Nation zu den Urnen. Nicht nur die Fanatiker und die von ihnen mit Vorurteilen Erfüllten, sondern ebenso die ruhigen und besonnenen Männer auf beiden Seiten waren mit ganzer Seele dabei. Traten sie sich bei der Entscheidung entgegen, so bestimmte sie doch ein und dasselbe Gefühl, ihr verletztes nationales Selbstgefühl. Die einen waren empört darüber, daß die gesamte Zentrumspartei anscheinend durch ihren Antrag auf Kürzung der Kriegskosten für Südwestafrika unsere Reichspolitik vor dem Ausland in einer Zeit feindseliger Spannung schädigte. Die anderen entrüsteten sich, weil man ihre Partei, die dem Vaterlande mehr als ein Jahrzehnt lang im Parlament an führender Stelle gedient hatte, mit solchem

Vorwurf bedachte und ihren Entschlüssen unnationale Beweggründe unterzuschieben wagte. Die nationale Erregung war gleich stark hüben und drüben. Seitdem gibt sich die nationale Stimmung in der Bevölkerung kund, so oft sich ein Anlaß bietet; auch die vielbemerkten Verständigungsversuche innerhalb der Studentenschaft und die Erklärungen mehrerer katholischer Korporationen rührten aus ihr her. Endlich brach sie bei der großen Fahrt Zeppelins in ihrer Einhelligkeit und Wärme elementar und unwiderstehlich, rein und brüderlich hervor. Demgemäß hat denn auch der Reichstag, der aus den Wahlen hervorging, so gereizt die Stellung der Parteien widereinander in ihm ist und so schwer sie sich sonst verständigen, in allen Angelegenheiten, welche die auswärtige Politik berühren, eine noch nicht erhörte Einmütigkeit an den Tag gelegt. Er erledigte sowohl die Flotten- und die Kanalverbreiterungsvorlage wie die Vorlage über die Kolonialbahnen, obwohl sie Aufwendungen von beträchtlicher Höhe nötig machen, ohne Zögern und nahezu ohne Erörterung, als verständen sie sich von selber.

In die Regierung selber, die bislang wenig Initiative und Wille gezeigt hatte, ist ein größerer Schwung gekommen. Wie in den guten Tagen der neunziger Jahre rafft sie sich von der bloßen Ressortarbeit zu großzügigen Organisationsversuchen auf. Den Anstrengungen, die damals zur Vollendung des Bürgerlichen Gesetzbuchs, zur Militärstrafprozeßreform und zur Annahme des Flottengründungsplanes führten, entspricht in den Absichten, was Dernburg heute in den Kolonien, Sydow für die Reichsfinanzen, Bethmann-Hollweg, auf den Schultern Posadowskys stehend, mit der Neuordnung des Arbeiter-Versicherungswesens und Nieberding mit der Strafprozeßreform anstreben. Ob ihnen glücken wird, was vor einem Jahrzehnt gelungen ist, steht dahin. Hier handelt es sich nur um den Hinweis, daß die Bewegung in der Nation auch der Regierung frische Antriebe gegeben hat.

In dem Maße, als das Erstarken des nationalen Willens in Deutschland deutlich wurde, scheint unsere auswärtige Lage nach Zeiten ernster Sorge wieder freier geworden zu sein. Es ist das sein erster Erfolg. Regelmäßig haben sich Jahre hindurch die Krieg drohenden Wolken im Frühjahr und zum Sommer hin rings um uns zusammengezogen. Sie haben es auch diesmal getan. Dennoch ist zu vermuten, daß der gefährlichste Punkt der Krisis schon mehrere Jahre hinter uns liegt. Im vorigen Jahre konnte im Juniheft des ‚Hochland‘ darauf aufmerksam gemacht werden, daß der Kanzler im Reichstag zum ersten Male entschiedene Worte wider die uns feindlichen Treibereien gefunden hatte. Letzthin drangen die tapferen Worte des Kaisers in Döberitz fast zur selben Zeit in die Öffentlichkeit, als König Eduard in Reval Rußland ganz für sich gewonnen haben sollte. Fallières Besuch beim Zaren verlief darauf im Juli erstaunlich matt; dagegen wurden die Besuche des englischen Königs in Cronberg und Ischl, die beinahe deutschfreundlichen Charakter trugen, allenthalben beachtet. Die englischen Minister überbieten sich in Versicherungen, daß ein Krieg zwischen England und Deutsch-

land eine kaum denkbare Torheit wäre. Das Siegel aber prägte der Situation am 30. August die Straßburger Rede des Kaisers auf. Die Rede, für Gesamteuropa bestimmt, verkündete und verbürgte ihm, daß der Friede nicht gestört werden würde. Man begreift, welche Bedeutung es für unser Ansehen hat, daß Wilhelm II. berufen war, sie zu halten. Neben den Kundgebungen unserer Einmütigkeit und Entschlossenheit wirkte gewiß auch anderes zugunsten Deutschlands mit. Für die Erhaltung des Friedens fiel die ganze Zeit hindurch in die Wagschale, daß die Regierung in allen beteiligten Ländern außer in Rußland in den Händen liberaler Ministerien oder doch liberal gestimmter Staatsmänner lag, von denen keiner die Politik in Blut und Eisen zu machen geschaffen ist. Gegenwärtig raten auch die revolutionären Vorgänge in der Türkei, wie bis vor kurzem die inneren Kämpfe in Marokko den Diplomaten eine abwartende Haltung an. Dabei besteht aber, soweit ein zuverlässiges Urteil über die Lage möglich ist, daß ein besonders wichtiger Faktor in ihrer Wandlung wir Deutsche selbst gewesen sind. Doch werden wir uns zu hüten haben, daß wir das Schwinden der europäischen Kriegsgefahr überschätzen. Es befreit den Unternehmungsgeist unserer Kaufleute und Industriellen von der Furcht, jeden Tag durch die gegen uns gerichtete diplomatische Tätigkeit des englischen Königs gehemmt werden zu können. Jedoch an den allgemeinen Bedingungen unserer weltpolitischen Lage, an der wirtschaftspolitischen Nebenbuhlerschaft der deutschen und der englischen Nation ist durch die Vorfälle der letzten Monate schwerlich etwas geändert worden. So wird sich auch die Bewegung der Volksseele dies- wie jenseits des Kanals einstweilen nicht wieder legen. Das ungestüme und gewaltige wirtschaftliche Ringen beider Völker dauert an. Es braucht nicht zur Entscheidung durch einen blutigen Krieg zu führen. Aber bis zum Erlahmen der Kräfte des einen oder des anderen kann es getrieben werden; denn nicht nur dürften beide Völker immer wuchtigere wirtschaftliche Anstrengungen machen, sondern beide Staaten werden auch mutmaßlich, wie es der Kaiser soeben noch für Deutschland in der Straßburger Rede versichert hat, weiter und weiter rüsten, um ihre wirtschaftlichen Unternehmungen für jeden Fall zu decken. Da die Kräfte beider Nationen als einander ebenbürtig angesehen werden können, mag es wohl sein, daß zuletzt die höhere organisatorische Begabung ihrer Staatsmänner wie ihrer großen Kaufleute den Entscheid gibt. Deutschland muß gegenwärtig zeigen, ob es die Rückwirkungen seiner Machtentfaltung zur See und seiner Kolonialpolitik auf seine Finanzen bemeistern kann, ohne die Sonderart seiner Reichsverfassung zu zerstören oder seine wirtschaftliche Entwicklung zu unterbinden. England sucht zum Besten seiner auswärtigen Interessen von dem gewohnten Freihandelssystem loszukommen und durch eine Schutzzollpolitik seine Kolonien mit dem Mutterlande wirtschaftlich zu einer dem Ausland gegenüber geschlossenen Einheit zusammenzufassen. So ist unsere Finanzreform ebenso tief wie die englische Schutzzollbewegung mit den höchsten Aufgaben unserer nationalen Politik verknüpft. Danach dürfen wir nun auch ihre parlamentarischen Aussichten im kommenden

Winter ermessen. Jenseits des Kanals büßen bei den Nachwahlen die liberalen Gegner des Schutzzolls einen Sitz nach dem andern ein, nachdem ihnen von den Wählern erst vor wenigen Jahren eine beispiellos große Anzahl von Mandaten anvertraut worden ist. Immerhin dürfte in England, dank seinem parlamentarischen Regierungssystem, noch einige Zeit verfließen, bis die Neuordnung der Wirtschaftspolitik durch einen Wechsel des Ministeriums nachdrücklich betrieben werden kann. Dieser Zeitverlust würde einem Machtverluste gleichzusetzen sein, wenn Deutschland inzwischen vorwärts käme. Dafür fehlt es nicht an Aussichten. Auch bei uns mehren sich die Anzeichen, daß die Bevölkerung zu den notwendigen Geldopfern bereit wird. Wie drüben die Schutzzollpolitik, so wird bei uns die Finanzreform für das Volksempfinden eine nationale Frage. Unser Regierungssystem aber ist durch seine monarchische Verfassung imstande, rascher als das englische dem Volksempfinden zur politischen Wirkung zu verhelfen. Binnen kurzem wird es für die Parteien gegenüber der Finanzreform kein Wenn und kein Aber alter Parteibegriffe mehr geben. Denn sobald die Nation den Zusammenhang des Problems mit der nationalen Politik erst einmal ergriffen hat, ist bei der herrschenden Erregung des Nationalgefühls nicht zu zweifeln, daß sie für das Zustandekommen der Reform im Reichstag sorgen wird. Die Regierung treibt sie unverkennbar dazu an. Den kurzen und überhörbaren Andeutungen ihrer offiziösen Presse ist am 9. September die große Kundgebung der ‚Norddeutschen Allgemeinen Zeitung' gefolgt. In aller Form wird darin die Finanzreform als ‚eine Forderung des gesamten deutschen Volkes' behandelt und auf die Gefahren für Deutschlands politische Stellung hingewiesen, die sich aus einem Mißlingen ergeben würden.

Wir sind mit unseren Beobachtungen an den entscheidenden Punkt gelangt, auf dem wir Umschau zu halten vermögen, ob die jüngsten Vorgänge in der Nation auch auf die Organisation unseres innerpolitischen Lebens eingewirkt haben. Leuchtet Sonnenschein über den Weg, den unsere Gedanken bisher gewandelt sind, so werden nun Schatten über ihn fallen.

Eine der ärgsten Selbsttäuschungen der Demokratie des 19. Jahrhunderts bestand darin, daß sie voraussetzte: ein kulturell vorgeschrittenes Volk, das seinen verfassungsmäßigen Anteil an der Leitung seiner öffentlichen Angelegenheiten beansprucht, erziehe sich über der Ausübung seiner politischen Rechte zu gleichmäßigem, abwägendem politischen Denken. Ein Volk in seiner Masse, die bürgerlichen so sehr wie die unteren Schichten, läßt sich im Gegenteil immer nur von einem einzigen politischen Gedanken beherrschen, und zwar erlangen regelmäßig die Gedanken, die es gefühlsmäßig ergreifen kann, also die der nationalen Verteidigung, des wirtschaftlichen Selbstschutzes und der kirchenpolitischen oder konfessionellen Gegenwehr das Übergewicht über die, welche ihm wie die verfassungspolitischen nur durch Räsonnement nahezubringen sind. Nationale Besorgnisse und Forderungen verdrängen diese zuweilen sogar ganz aus dem Denken des Volkes. Die Folge davon ist, daß in einer Zeit,

da sie vorwiegen, die Regierung stark und das Parlament nachgiebig wird. Denn wo es Anliegen gibt, die nur durch die auswärtige Politik und die Heerführung befriedigt werden können, empfindet das Volk mit unbeirrbarem Instinkt, daß die Regierung allein sie zu gutem Ende führen kann. Wir haben in unserer parlamentarischen Geschichte 1866 eine unvergeßliche Probe darauf gemacht. Wir machen zur Zeit eine zweite. Bis 1906 hatten wir ein verhältnismäßig einflußreiches Parlament. Fürst Bülow hat es sich mit der ihm eigenen Gewandtheit durch das Volk selber vom Halse geschafft, als er den Reichstag auflöste und für die Wahlen die nationale Parole ausgab. Der am 25. Januar 1907 gewählte Reichstag ist einflußlos; denn den Parteien, die in ihm die Mehrheit bilden, fehlt teils wie den Konservativen der Wille, teils wie den Liberalen die Kraft zum Widerstande. Die Art und das Ergebnis ihrer Einigung über das Vereins- und das Börsengesetz haben es bewiesen. Aber auch wenn der Block sich auflöste, würde schwerlich eine wesentlich kräftigere Mehrheit an die Stelle der jetzigen treten, solange die auswärtigen Verhältnisse schwierig bleiben. Die Volksstimmung ist dafür der Regierung zu günstig und gegen die parteipolitischen Gegensätze in den Verfassungsfragen zu gleichgültig. Daran ändert auch nichts, daß das Volk außer den nationalen andauernd den wirtschafts- und kirchenpolitischen Angelegenheiten Interesse entgegenbringt. Die Richtung der Wirtschaftspolitik ist auf Jahre hinaus festgelegt, und in der Kirchenpolitik läßt die Regierung alle strittigen Dinge von Bedeutung ruhen. Deshalb ist die Frage, über die unsere Zeitungen am liebsten schreiben, die Frage nach der Haltbarkeit des Blocks, im Grunde eine müßige. Jedenfalls gibt es richtiger gestellte und politisch bedeutsamere Fragen, von denen sie handeln könnten.

Die wichtigste darunter ist die, daß ein Faktor, der die Staatsentwicklung im letzten Menschenalter so wesentlich mitbestimmte, wie das allgemeine Stimmrecht, im Vergleich zu anderen Faktoren, die eine Weile zurückgedrängt waren, fortwährend an seiner Geltung Einbuße erleidet. Der Grundbesitz der Provinzen mit agrarischer Wirtschaftsverfassung entwickelt wieder eine steigende politische Spannkraft. Der bürgerliche Besitz, der durch sein Kapital und dessen rührige Verwendung für die äußere Politik des Staates vom höchsten Nutzen ist, von einer Katastrophe aber am schwersten betroffen würde, beeinflußt den Staat neuerdings mit einer Lebendigkeit, die ihm kaum noch zugetraut wurde. Das Beamtentum, das Offizierkorps und insgemein die akademisch gebildeten Berufe drücken ebenfalls nachhaltig auf die öffentliche Meinung. Dank ihrer Mitarbeit und Leistung kam der Staat ehedem empor; in ihnen verkörpern sich gewissermaßen die aus seiner Geschichte aufgespeicherten Werte, über welche er verfügen kann. Nur ein rein ideologisches Denken kann diesen Tatsachen gegenüber wiederholen, daß eine Nation aus der Summe der von der Verfassung mit dem allgemeinen Stimmrecht ausgestatteten Individuen bestehe und daß sich darum der Einfluß jeder einzelnen Partei, sowie der Volkswille durch ein einfaches Rechenexempel berechnen lasse. Die gegenwärtige Ohnmacht der

Sozialdemokratie trotz der konstanten Masse der für sie abgegebenen Stimmen belegt einleuchtend wie kaum ein anderes Vorkommnis, daß die politische Praxis all solcher theoretischen Weisheit der liberalen und demokratischen Politiker spottet. Das allgemeine Stimmrecht kann von großem Einfluß auf die innerpolitischen Verhältnisse eines Staates sein; aber es ist weit davon entfernt, den durch seine Gunst Emporgetragenen unter allen Umständen und zu jeder Zeit Macht zu verleihen und die politische Geltung des Besitzes sowie den Einfluß der durch die historischen Kräfte eines Staates gehobenen Schichten zu annullieren. Indem unser Parteileben dieser Tatsache sich beugte, haben sich in den letzten Jahren Verschiebungen von außerordentlicher Tragweite in der Stellung aller unserer großen Parteien, nicht nur der Sozialdemokratie, vollzogen.

Katastrophisch hat die nationale Erregung der Bevölkerung auf den Liberalismus eingewirkt. Er hat seine Laufbahn als politische Partei mit dem Dezember 1906 voraussichtlich abgeschlossen. Zwar steht er im Vordergrunde des parlamentarischen Treibens, und seine Volksredner rühmen ihn bald als den Kern des Blocks und bald als das Zünglein an der Wage. Tatsächlich aber haben in den letzten beiden Jahren selbst seine linksliberalen Bestandteile ihren Charakter als selbständige Parteibildungen mit verfassungspolitischen Zielen preisgegeben und sich in opportunistische Mittelparteien umgewandelt, die im Parlament nur noch taktische Erfolge erstreben; sie sind den Weg gegangen, den der Hauptteil der Partei, die Nationalliberalen, schon 1866 gingen. Die Folgerichtigkeit läßt sich dem Schritte der Linksliberalen nicht abstreiten. Das parlamentarische Verfassungssystem mit einem Monarchen als Zierrat an der Spitze, das der Liberalismus im Bunde mit der Demokratie nach Deutschland verpflanzen wollte, ist (wie im Hochland schon einmal dargelegt wurde) den staatlichen Neigungen unseres zum größten Teile monarchisch gesinnten Volkes ebenso wie unserer geschichtlichen Entwicklung fremd und gegen eine Krone von der Festigkeit der preußischen nicht durchzusetzen. Seinen großen vergeblichen Kampf um die Einführung dieses politischen Systems hat der deutsche Liberalismus 1861—1866 durchgefochten. Als ihm nicht nur Bismarck widerstand, sondern als ihn auch die Masse der Wähler angesichts des österreichischen Krieges im Stiche ließ, kapitulierten seine meisten Vertreter vor der Regierung. Die 1866 begründete nationalliberale Partei hielt nach kurzer Zeit die Forderung auf Kräftigung der parlamentarischen Institutionen nur noch ideell fest und trieb praktisch eine Kompromißpolitik in dem Sinne, daß sie die Vorlagen der Regierung zustande brachte und dafür Zugeständnisse an die liberale Welt- und Gesellschaftsanschauung auf den Gebieten des Wirtschafts-, Kirchen- und Schulwesens, sowie Berücksichtigung des bürgerlichen Elements in der Verwaltung erwartete. Einzig Bruchteile der liberalen Gesamtpartei, nämlich die Fortschritts-, spätere freisinnige Volkspartei und die Demokratie, spätere süddeutsche Volkspartei, weigerten sich, den für die Zukunft des deutschen Parlamentarismus verhängnisvollen Schritt mitzutun, jene unter dem Einflusse der unbeugsamen Charaktere Waldecks und darnach Richters,

diese aus radikalem Preußenhaß und aus Mangel an Einsicht in die Dinge. Ein Menschenalter lang haben sie in einer aussichtslosen Oppositionsstellung ausgeharrt, zufrieden damit, gelegentlich mit dem Zentrum allein oder auch unter Einschluß der Sozialdemokratie eine sogenannte Abwehrmehrheit gegen Regierungsforderungen zu bilden. Seit dem Anfang der 90er Jahre gerieten auch sie ins Schwanken. In der freisinnigen Volkspartei waren Gegenströmungen gegen den Willen Eugen Richters nicht zu verkennen. Die süddeutsche Volkspartei schloß in ihrem Hauptgebiet, in Württemberg, mit dem Ministerium Frieden. Nach Richters Tod wurde die Frucht bis zum 13. Dezember 1906 unter dem Eindruck der jeder Opposition in Heeresfragen unhold gewordenen Volksströmung zum Schütteln reif. Auch die Linksliberalen verfahren nunmehr, wie die Nationalliberalen schon vierzig Jahre lang, in der Verfassungspolitik rein opportunistisch und suchen Ersatz dafür auf den Gebieten der staatlichen Kulturpolitik. Die schweren Schläge, welche sie 1907 bei den bayrischen Landtagswahlen vom Zentrum und welche ihre nationalliberalen Vettern neulich bei den preußischen Landtagswahlen in ihren Stammburgen, in Hannover und im rheinisch-westfälischen Industriebezirk, von den Konservativen und dem Zentrum empfingen, bestärkten den Liberalismus in seinem parlamentarischen Verhalten nur noch.

Wenn er aber als politische Partei seine Rolle gegenwärtig ausgespielt hat, so ist er deshalb nicht einflußlos im Staate geworden. Bietet uns die Sozialdemokratie das bemerkenswerte Schauspiel einer Partei, die trotz außerordentlicher Stimmenzahl ohnmächtig ist, so sehen wir in dem Liberalismus von heute eine Partei vor uns, die sich infolge ihrer von Anfang an falsch gewählten Verfassungsziele schließlich bis in ihre kleinsten Bruchteile als politische Partei aufgeben und von der Regierung abhängig machen mußte, und deren Einfluß auf den Staat dennoch allenthalben fühlbar ist. Die Erklärung dafür liegt in der immerwährenden Erhöhung ihres Einflusses auf die oberen Schichten der bürgerlichen Gesellschaft. Vor allem hat die reißende kapitalistische Entwicklung der letzten Jahrzehnte das Ansehen der der liberalen Weltanschauung am treuesten ergebenen Anhänger in der Gesellschaft erheblich verstärkt. Der Eintritt von Männern dieser Kreise in die nächste Umgebung unseres Kaisers ist eine Erscheinung, die sich im Verkehre eines jeden von uns im kleinen, aber mit denselben Wirkungen wiederholt. Unsere gelesensten Blätter bekennen sich entweder offen zum Liberalismus oder vertreten doch unter dem Namen unabhängiger Zeitungen seine Kulturansichten. Man werfe einen Blick auf diejenigen Zeitungen, denen für die Zeppelinspende Zehn- und Hunderttausende zuflossen, und man ist belehrt, welche deutschen Blätter den kräftigsten Resonanzboden in der deutschen Gesellschaft haben. An den Bildungsanstalten, in zahlreichen Fällen auch auf der evangelischen Kanzel werden liberale Überzeugungen und Vorurteile vorgetragen. Nicht am wenigsten kam dem Liberalismus die rührige und nicht eben ängstliche Agitation zugute, die der evangelische Bund und die alldeutschen Vereine im letzten Jahrzehnt entfalteten; denn die Grundsätze, auf die diese Agitation sich gründete,

sind entweder liberal oder führen in ihren Folgerungen zum Liberalismus. Indem sich der Einfluß der liberalen Partei auf die Gesellschaft auf solche Art fortwährend steigerte, glich sich für sie in etwa aus, was sie durch das Eintrocknen der Wurzeln verlor, die sie in das politische Denken und Empfinden unserer Nation getrieben hatte. Denn die unmittelbare Gewalt der bürgerlichen Gesellschaft über den Staat ist nach wie vor der Einrichtung der parlamentarischen Institutionen und der Ausbildung der politischen Parteien groß geblieben; nur wird sie nicht immer mit dem gleichen Nachdruck, sondern erfahrungsgemäß bloß in kritischen Perioden des nationalen Lebens mit voller Stärke geübt. In der Gesellschaft aber regelt sich die Macht, die jeder einzelnen Schicht zufällt, nicht wie im parlamentarischen Leben nach der Stimmenzahl. In ihr walten vielmehr gerade jene Klassen vor, die dank ihrer Bildung, ihrer täglichen Lektüre und konfessionellen Voreingenommenheit wie kraft ihrer wirtschaftlichen Interessen und sozialen Beziehungen von der liberalen Weltanschauung durchdrungen worden sind und die liberalen Kulturbestrebungen auszubreiten helfen, auch wenn sie sich, wie es oft der Fall ist, politisch einer anderen als der liberalen Partei zurechnen. Und grade diese Klassen sind es, welche gegenwärtig wieder neben dem auf das allgemeine Stimmrecht sich stützenden Parlament vermehrte Rücksicht im staatlichen Leben der Nation heischen und finden. Aus ihrem Rückhalt in der Gesellschaft schöpfen sie die Kraft, mit der sie sich erneut im Staate betätigen. Mit ihrem Winde segelt die liberale Partei. Was sie im Parlament zu treiben vorgibt, ist nur Pose oder soll Kompensationsobjekte schaffen. Von draußen dagegen drückt sie stärker als seit langem auf die Regierung.

Die Lage des Zentrums bietet einen Anblick, der in vieler Hinsicht das Widerspiel der Lage des Liberalismus ist. Als das Zentrum durch die ungestüme katholische Bewegung der 70er Jahre entstand, drohte ihm die gleiche Gefahr wie dem Liberalismus, eine bloß opportunistische Mittelpartei zu werden. Kulturinteressen, kirchliche wie schulpolitische, waren sehr lebendig in ihm und konnten es dazu treiben, sich der Regierung zu verschreiben, wenn ihnen genügt wurde. Anderseits lebte die große Masse der Katholiken gleich den Liberalen im Glauben an die demokratischen Ideen von 1848. Das Jahr 1848 hatte ihrer Kirche zuerst wieder nach einer langen Zeit engherzigster Bevormundung durch den Staat die Freiheit der Entwicklung und der Organisation gebracht; sie selbst verdankten ihm neue Möglichkeiten des materiellen und geistigen Aufschwungs. Mit der Berufung auf die Grundsätze der Verfassung hofften sie alle Widerstände, die sich schon bald nach dem Sturmjahre aufs neue erhoben, zu beugen. Als wenn der mit dem Protestantismus hochgekommene preußische Staat durch die Vereinbarung einer geschriebenen Verfassung sofort zu einem paritätischen Staate hätte werden können, und als wenn die durch die Revolution erschreckte Bureaukratie der Mittelstaaten nicht nachher ihres Amtes zehnfach selbstbewußter weiter gewaltet hätte! Da war es von entscheidender Bedeutung, daß ein mit glänzendem politischen Instinkt begabter und durch seine

Tätigkeit als Richter und Minister mit der Art des deutschen Staates vertrauter Mann der Führer des Zentrums wurde. Ludwig Windthorst sicherte und regelte den politischen Charakter der Partei. Verfassung und Reichstag waren für ihn überaus wertvolle neue staatsbildende Elemente, die jedoch erst in den geschichtlich gewordenen deutschen Staat organisch eingegliedert werden mußten. Ihren Wert nutzte er mit höchster Klugheit aus, indem er sich genaue Rechenschaft darüber gab, einen wie weiten Spielraum die von alters wirksamen Kräfte des Staates ihnen gewährten, und wie die Volksvertretung gegenüber der so starken und zugleich so unparlamentarischen preußischen Regierung zur Geltung gebracht werden konnte. Demgemäß wurde es die Richtschnur der Zentrumsleitung im Reiche: daß die Monarchie zwar machtvoll erhalten, unter ihrer Leitung aber auch dem in raschester Vorwärtsentwicklung befindlichen Volke ermöglicht werden sollte, an der Erledigung seiner innerpolitischen Anliegen nachdrücklich teilzunehmen. Dieses Ziel vor Augen, ward die Zentrumspartei nach und nach bei politisch einsichtiger Führung zur maßgebenden Partei des Reichstags und zum verläßlichen Rückhalt der Rechte des Volkes und der Volksvertretung. Unterdessen trieb sie jedoch auch ihre Wurzeln immer tiefer und zäher in die Wählerkreise hinein. Mit bewunderungswürdigem Eifer warf sie sich vor allem auf die soziale Frage, als diese das zentrale Interesse des innerpolitischen Lebens in Deutschland wurde. Für keine andere Angelegenheit hätten die Männer des Zentrums soviel aufrichtige Begeisterung und soviel gleichsam ererbte Veranlagung aufzuwenden vermocht, wie sie es für die Sozialpolitik dank ihrer persönlichen Zugehörigkeit zur katholischen Kirche und dank deren caritativen wie sozialorganisatorischen Kräften konnten. Mit Hilfe der sozialen Frage und unter sorgfältiger Rücksicht auf die wirtschaftlichen Forderungen wie die christlichen Überzeugungen und die kirchenpolitischen Wünsche der Wähler schufen sie für die Partei ein volkstümliches Programm. Dieses Programm diente ihnen und ihren Mitarbeitern als Grundlage für eine in der Geschichte des deutschen Parteiwesens beispiellose agitatorische und organisatorische Kleinarbeit. Ein ganzes Räderwerk von politischen, sozialen, kirchenpolitischen und wirtschaftlichen Vereinigungen greift ineinander, um die Wähler der Partei jederzeit in Bewegung zu halten und im entscheidenden Augenblick zum Handeln zu bringen. Das Zentrum hat keine Mitläufer, aber es bringt in der Regel, von einigen Wahlkreisen abgesehen, deren Organisation noch nicht ausgebaut wurde, jeden Mann an die Wahlurne. Durch die Gediegenheit und Beweglichkeit seiner Organisation, sowie kraft seiner verfassungspolitischen Leitsätze ist es in seiner parlamentarischen Stellung fast unerschütterlich, wenn es sich nicht selbst untreu wird, sich überschätzt, persönlicher Ehrsucht, Phantastereien oder der Ermüdung anheimfällt. Sein Einfluß nimmt ab, wenn der des Parlaments abnimmt, durch Koalitionen kann es überstimmt werden; soll jedoch die innere Politik nicht ins Stocken geraten, sondern sach- und dem Geiste der Verfassung gemäß vorwärtsgeführt werden, so wird es immer im wesentlichen in der Richtlinie der traditionellen

Zentrumspolitik und unter Heranziehung der Partei geschehen müssen. Indessen auch an der gegenwärtigen Lage des Zentrums wiederholt sich die Erfahrung, daß das Parlament nicht der Staat ist und das allgemeine Stimmrecht nicht alle Macht im Staat verleiht. Schon als die Partei in den 80er Jahren ihren Einfluß im Reichstag gewann, fühlten ihre Führer bald heraus, daß ihnen Kräfte außerhalb des Parlaments den im Parlament gewonnenen Einfluß streitig machten. Ist der preußische Staat außer durch sein Heer und sein Beamtentum durch seinen Bund mit der deutschen Bildung und dem deutschen Wirtschaftsleben des 19. Jahrhunderts stark geworden und an die Spitze Deutschlands gelangt, und gewann der Liberalismus neuerdings in all diesen vier Gesellschaftsschichten fortwährend an Boden, so hatte das Zentrum in ihnen nur wenige Anhänger. Die geschlossene Masse der Mitglieder jener Schichten stand ihm nicht nur gleichgültig, sondern vorurteilsvoll und feindselig gegenüber. Die Partei ging zunächst hiergegen mit einem lauten J'accuse zum Sturme vor, um die gesellschaftlichen Schranken, die ihren Leuten entgegenstarrten, niederzurennen; die vielberufene Paritätsbewegung der 90er Jahre wurde eingeleitet. Sie dauert, vielleicht etwas weniger laut, noch heute an und hat manches erreicht. Aber es zeigte sich, daß mit ihr allein nur halbe Arbeit verrichtet wurde und halbe Arbeit in diesem Falle keine Arbeit war. Die infolge der Bewegung in das Beamtentum oder die Industrie, in das Offizierkorps oder an die Bildungsanstalten gebrachten Männer entfremdeten sich der Partei zum großen Teile wieder, weil der Geist der Gesellschaftsschichten, in die sie eintraten, die Partei befehdete. Es kam also darauf an, den Geist jener Schichten zu ändern, die dort herrschenden Vorurteile zu überwinden, freundliche und wohlwollende Beziehungen zwischen ihnen und der Partei in die Wege zu leiten und um deswillen auch Vorurteile und Hemmungen in den eigenen Reihen zu beseitigen. Von der Paritätsbewegung zweigte sich die Inferioritätsbewegung ab. Das Werk brauchte Zeit; aber die gute Gelegenheit zur Mitarbeit, die dem Zentrum durch die rasche und vielseitige Entwicklung des Reiches auf sozialem und wirtschaftlichem, auf nationalem und kulturellem Gebiet geboten war, versprach zu guter Letzt Erfolg. Elemente jedoch, die weder das Zentrum noch durch seine Vermittlung die Katholiken in der Gesellschaft und im Staat mit den Mitbürgern auf eine Stufe kommen lassen wollten, organisierten den Widerstand. Wir haben es alle miterlebt, mit welchem Fanatismus sie teils die konfessionellen, teils die nationalen Leidenschaften aufstachelten, um die Voreingenommenheit gegen das Zentrum und die Katholiken zu erhalten. Die Vorkehrungen, die von Zentrumsseite dagegen getroffen wurden, waren nicht so lückenlos und nicht so einhellig, als sie wohl hätten sein können. Das bayerische Zentrum, von dessen verständnisvoller Mitarbeit bei der Bedeutung Bayerns der Erfolg des Zentrums als Reichspartei geradezu als bedingt angesehen werden darf, konzentrierte sich eben in jenen wichtigen Jahren in seinen politischen Absichten zu ausschließlich auf den eigenen Heimatstaat. Genug, die

Puvis de Chavannes pinx.

Der verlorene Sohn.



dem Zentrum und dem Katholizismus feindlichen Anschauungen trugen einstweilen wieder den Sieg davon; die Gesinnung im Offizierkorps und Beamtentum, an den Bildungsanstalten und großenteils auch in der Industrie und dem Handel, also in den Gesellschaftsschichten, die im letzten Jahrfünft an politischer Geltung wieder erheblich gewonnen haben, ist gehässiger als vorher. Die gesellschaftliche Isolierung des Zentrums durch sie ermöglichte erst die Ausschaltung der Partei im Reichstag und brachte die Partei in eine Lage, die zwar nicht gefährdet, aber ungünstig ist, zumal da sich die Einwirkung auch auf die Einzelstaaten erstreckt.

So erscheint die Lage der beiden großen Parteien, die bisher für die Reichsgeschichte vorzüglich Bedeutung hatten, zur Zeit seltsam verzerrt und verschoben. Der Einfluß der einen liegt fast völlig außerhalb des Parlaments, der der anderen ebenso fast völlig im Bereiche des allgemeinen Stimmrechts; auf der liberalen Seite ist er ein nur noch gesellschaftlicher, auf der Seite des Zentrums ein nur noch parlamentarischer. Eine Desorganisation unseres innerpolitischen Lebens kündigt sich darin an, wie sie der französischen Nation schon anderthalb Jahrhunderte lang unsäglichen Schaden zufügt. Die Vorherrschaft im Reichstag ist darüber an die von allen Parteien am wenigsten volkstümliche und die in ihrem Gebahren unparlamentarische konservative Partei gelangt. Sie vermag sich nach Bismarcks treffendem Worte niemals die Mehrheit im Reiche zu verschaffen. Doch ist nicht zu verkennen, daß sich die Partei heute, im Unterschied von ihrem ersten, nur kurzen Emporsteigen im Jahre 1866, immerhin durch eine verhältnismäßig große Stärke und Festigkeit auszeichnet und nicht allein der Schwäche anderer verdankt, was sie bedeutet. Sie ist von jeher die Partei der Krone gewesen und hat ihren verfassungspolitischen Daseinszweck in der Unterstützung der Regierung gegen die Demokratie gesehen. Schlägt ihr dies in normalen Zeiten bei der Bevölkerung leicht zum Schaden aus, so erregt sie jetzt bei der umgewandelten Volksstimmung keinen Anstoß dadurch; eher gereicht es ihr zum Lobe. Die Konservativen sind außerdem aber auch die Grundbesitzerpartei der Provinzen mit agrarischer Wirtschaftsverfassung geworden. Sie haben sich mit hervorragendem Eifer und Geschick schon in den siebenziger Jahren der aufkommenden agrarischen Bewegung bemächtigt. Im Rufe, eine besonders zuverlässige Vertretung der Klasseninteressen der grundbesitzenden Bevölkerung zu sein, machten sie die vorwiegend Landwirtschaft treibenden östlichen Provinzen Preußens zu ihrem festen Mandatsbestande und schoben Schritt für Schritt ihre Stellung auch in die agrarischen Gebiete des Westens, vorzüglich nach Hannover vor, und wo sie auf eine protestantische Einwohnerschaft trafen, faßten sie sogar im Süden Fuß. Auch sonst ist ihnen mit den Jahren mancher Wahlkreis zugefallen. Denn weil sie stark geworden sind, sehen vor allem die Wähler des Zentrums in solchen Kreisen, wo sie einem Manne aus ihren eigenen Reihen nicht den Sieg zuwenden können und wo auch die konservativen Wähler in der Minderzahl sind, in dem Eintreten für einen konservativen

Kandidaten das beste Mittel, der Unduldsamkeit der Liberalen in der Kirchen- und Schulpolitik wie dem Religionshaß der Sozialdemokratie einen Riegel vorzuschieben. Dessenungeachtet ist in der konservativen Reichstagsfraktion das Ideal einer christlichen und deutschen Partei nach der Vorstellung der Parteibegründer mehr und mehr verblaßt, und an die Stelle der ‚Kreuzzeitung‘ als richtungweisendes Blatt die ‚Deutsche Tageszeitung‘ getreten. Als agrarische Partei, als Grundbesitzvertretung wie unter dem Drucke der dem Zentrum feindlichen Stimmung in dem der Partei nahe verbundenen Beamtentum und Offizierkorps hielten sich die Konservativen, als die nationale Bewegung durch die Bevölkerung ging, parlamentarisch zu den liberalen Gruppen, den Günstlingen des bürgerlichen Besitzes, und gesellschaftlich zu den Schichten, in denen die liberale Weltanschauung sich ausgebreitet hatte. Sie nahmen an der politischen wie der gesellschaftlichen Blockbildung gegen das Zentrum teil. Ganz enge schlossen sie sich, auch darin dem Zuge der Zeit und den Umständen gemäß, unter denen sie lebten, an die Regierung an.

Der Leitung der Reichspolitik sind hier Aufgaben erwachsen, die nicht minder wie die auswärtigen Anliegen ihre ernste Sorge in Anspruch nehmen müßten. Auf Grund ein und derselben geschichtlichen Vorgänge hat sich einerseits die allgemeine Bewegung in der Nation entwickelt, durch die sich unsere Stellung gegen das Ausland wieder festigte, die Sozialdemokratie zurückgedrängt wurde, die Regierung an Initiative gewann und der Reichstag die Vorlagen, die das nationale Ansehen betreffen, verantwortungsfreudiger erledigt, — ist anderseits der Block, dieses äußere Zeichen unnatürlichster Parteizerklüftung und bedrohlicher Verfeindung gesellschaftlicher und politischer Volkskräfte, entstanden. Der gemeinsame Ursprung so widerspruchsvoller Erscheinungen legt die Meinung nahe, daß die Regierung mit Hilfe der nationalen Bewegung der inneren Spaltungen wohl Herr werden und das Volk, das seinen ausländischen Neidern gegenüber begeistert zusammensteht, auch in der innerpolitischen Arbeit zusammenführen könnte. Hat Deutschland doch im Reichstag ein durch Bismarcks Genius nahezu vollkommen gebildetes Organ, durch dessen Wirksamkeit sich nicht nur die Bekenntnisse und Stämme einander zu nähern vermögen, sondern das auch zum Ausgleich zwischen den gesellschaftlichen und politischen Kräften in der Nation wie kein zweites beizutragen fähig ist. Aber als die Reichsregierung letzthin durch die Volksstimmung emporgetragen wurde, hat sie sich weit mehr der inneren Spaltungen bedient, als sie zu schließen sich bemüht. Sie hat in einer vor dem Geiste der Reichsverfassung schwerlich zu rechtfertigenden Weise den Reichstag sich mehr und mehr entkräften lassen und das Verfassungsorgan gelähmt, das bei ungehemmtem und von der Regierung gefördertem Funktionieren am ehesten die Störungen des nationalen Lebens zu regulieren geeignet ist. Nicht um das Wohl und Wehe einer einzelnen Partei und selbst nicht um die gesellschaftlichen Rechte der zwanzig Millionen Katholiken in Deutschland handelt es sich dabei, sondern um das innere Gleichgewicht und die Gesunderhaltung unseres

staatlichen und nationalen Gesamtlebens in einer schweren und aussichtsvollen, aber auch von Gefahren umdrohten Stunde. Schon 1870 haben wir, statt die Früchte jener Zeit für unser inneres Dasein reifen zu lassen und liebevoll ihrer zu warten, durch den Kulturkampf ihr Wachstum gehindert. Die Zeit ist heute nicht gar so viel verschieden von jener. Bald muß es sich zeigen, ob der Blick unserer Politiker durch die Erfahrungen von damals weiter, das Zutrauen zum guten Geiste der Nation herzhafter geworden ist, — d. h. ob die Blockbildung für die Regierung nur das nicht ungeschickte Auskunftsmittel eines Augenblicks war oder ob sie ein von absolutistischen Bestrebungen eingegebenes und dauernd festgehaltenes politisches Ziel ist. Wir werden über die Höhe von 1870 hinaus oder von ihr hinabsteigen.



Venus metaphysica.

Unsre Liebe sei Gebet —
sei wie eine lichte Taube,
sei kein Hangen hier am Staube,
der verweht;
unsre Liebe sei die Hoffnung und der Glaube.

Seelen können sich nur finden
tief in der Unendlichkeit;
ach, je mehr sie hier sich binden,
um so mehr sind sie entzweit.

* * *

Heute sah ich altes Glück
still aus deinen großen feuchten
Augen mir entgegenleuchten:
tiefsten Paradiesesblick.

Einsam gehn wir und in Schweigen,
und befangen Herz und Sinn,
jedes nur sich selbst zu eigen
Wochen, Monde lang dahin.

Aber jedem Erdgebornen
blieb noch ein Erinnern wach:
allen uns nach der verlornen
Heimat geht ein Sehnen nach.

Oft und hinter Alltagsworten
o wie da die Seele weint:
nur an den verschlossnen Pforten
finden wir uns ganz vereint.

Christoph Flaskamp.



Vom Seelenleben der Pflanzen.

Von

Max Ettlinger.

‚Abends, wenn man von der Morgenseite auf eine blumenreiche Wiese tritt, sieht man wenige, vielleicht keine Blumen, weil alle der Sonne zugewendet sind; von der Abendseite prangt dann alles voller Blüten. Auch am Morgen auf der Wiese, wenn es früh ist, sieht man, von Morgen kommend, keine Blumen; erst wenn die Sonne wirkt, kehren sie sich gegen Morgen.‘ Diese gar hübsche Bemerkung steht — viele werden es nicht erwarten — in Hegels Naturphilosophie. Dort las sie auch einmal Fechner und fügte naturfrommen Sinnes in seiner ‚Nanna‘ die Betrachtung hinzu: ‚Ist das nicht ganz als wenn die Blumen der Wiese gemeinschaftlichen Abendgottesdienst hielten, und dann, noch mit dem Gesichte gegen Gott gewendet, einschliefen. Aber Gott will sie nicht fortschlafen lassen; sie sollen immer wieder im Suchen Seiner und im Mitgehen mit Ihm ihre Freude finden. Darum geht er Nachts heimlich hinter sie herum und weckt sie Morgens mit einem allgemeinen Scheine, und fragt, wo bin ich? und jede dreht den Kopf, bis sie ihn gefunden, und geht nun Tages über mit ihm.‘ Bei diesem schönen Gleichnis hat es für Fechner aber nicht sein Bewenden. Allen Ernstes und in ausführlicher Beweisentwicklung schreibt er in seiner sinnigen Schrift ‚Nanna‘, die er nach Baldurs, des Licht- und Frühlingsgottes blumenbeherrschender Gattin, benannte, den Pflanzen ein bewußtes Seelenleben zu, zwar nicht ganz gleich, aber nahe verwandt dem unsrigen.

Die beiden hier durch Hegel und Fechner dargestellten Typen leben noch heute fort. Während sich die einen, gleich Hegel im Fortgang seiner Naturphilosophie, gegen jede Bewußtseinsbeseelung der Pflanzen verwahren, z. B. unlängst wieder Reinke in seiner ‚Philosophie der Botanik‘, wollen andere im Eifer der pantheistischen Allbeseelung den Pflanzen eine noch viel höher entwickelte Psyche zuschreiben, als ihnen selbst Fechner zugesteht. Freilich stehen dabei die begriffsstrengen wissenschaftlichen Kenner des Pflanzenlebens, die Botaniker von Fach, fast ausnahmslos kühl oder gar unwirsch abseits. Das erste Wort behalten hier die Philosophen, und, was oft nicht viel anderes besagen will, die Poeten. Maurice Maeterlinck etwa, der schon in seiner ‚Vie des abeilles‘ Wahrheit und Dichtung sonderbar mischte, verherrlicht die ‚Intelligenz der Blumen‘* mit ganz überschwenglichen und phantastischen Vor-

* Dtsch. Jena 1907, bei Diederichs mit anderen Aufsätzen. Geh. M. 4,50.

stellungen. Sie sind ihm ‚genial‘ und ‚erfinderisch‘ weit über Menschenwitz hinaus. Von den mehr wissenschaftlichen Darstellern der Pflanzenwelt sind es vor allem die Popularisatoren, die der Beseelung ihres Gegenstands immer größeren Eifer zuwenden. Jakob Schleiden freilich, einer der Mitbegründer der modernen Pflanzenphysiologie, hat in seinem einst vielgelesenen populären Werk ‚Die Pflanze und ihr Leben‘ (1848) dergleichen noch ganz vermieden. Er betrachtete, wie er anderwärts einmal betont, auch ein so auffälliges Phänomen wie die bekannte Reizbewegung der Mimosa pudica, deren Fiederblättchen bei geringer Berührung zusammenklappen und sich senken, nur als einen ‚Markstein‘ für den Naturforscher, ‚welcher ihm die Grenze seines Wissens anzeigt, und eine Warnungstafel, nicht das Gebiet mit Träumereien zu bevölkern, welches durch seine ernste Tätigkeit erst genauer zu erforschen ist.‘ A. v. Kerner redet in seinem ‚Pflanzenleben‘ (1887) wenigstens noch mit einiger Vorsicht von den ‚Instinkten‘ der Pflanze und hat daher nicht so viel Begriffsverwirrung angestiftet, als Brehms ‚Tierleben‘ anfänglich in der Tierpsychologie. Mit vollen Segeln steuert ins Bewußtsein der Pflanzen hinein erst R. H. Francé, der es geradezu als Hauptaufgabe seines großangelegten, materialreichen und temperamentvollen Werkes über ‚Das Leben der Pflanze‘ (1906 ff.) bezeichnet, die Seelenhypothese konsequent auf das ganze Gebiet der Pflanzenbiologie anzuwenden. Nachdem Francé namentlich im zweiten Band besagten Werkes seine Lieblingsmeinung zunächst in populärer Form und unter starker Betonung einer monistischen Tendenz durchgeführt hat, unterstellt er sie nun auch seit 1907 in der von ihm herausgegebenen neulamarckistischen ‚Zeitschrift für den Ausbau der Entwicklungslehre‘ ausdrücklich ‚der wissenschaftlichen Diskussion;‘ er proklamiert daselbst die ‚Pflanzenpsychologie als eine neue Disziplin induktiv forschender Naturwissenschaft.‘

Haben sich nun in der Tat seit Schleidens vorsichtigem Abmahnen die neuen Tatsachenbeweise für die Existenz einer Pflanzenseele dermaßen gehäuft, daß sie bereits zum Gegenstand einer neuen Wissenschaft werden kann? Soll sich der eben erst methodisch angestrebten und noch vielumstrittenen Tierpsychologie so bald schon eine jüngere stammverwandte Freudens- und Leidensgefährtin gesellen? Vielleicht ist es dem allgemeinen Verständnis und ein wenig auch der näheren Sachkenntnis nützlich, im folgenden einige der neuen pflanzenpsychologischen Grundtatsachen gerade einmal an Hand jener methodischen Anforderungen prüfend zu betrachten, deren sich die moderne Tierpsychologie bei ihren ersten Schritten befleißigen mußte. Sachlich angebracht ist diese vergleichende Bezugnahme in jedem Falle; denn die neue Disziplin setzt es sich ja ausdrücklich zur Aufgabe, die Begriffsgrenze zu beseitigen, die man bisher zwischen Tier und Pflanze zu ziehen pflegte. Immer wieder findet man's betont, daß die von Aristoteles zuerst gezogene, von Linné neuvertiefte Grenzmarkierung der beiden Reiche nun endgültig verschwunden sei. Der Linnésche Satz: ‚Die Pflanzen wachsen und leben, die Tiere wachsen, leben und empfinden,‘ soll dahin ergänzt werden, daß auch die Pflanzen

empfinden, mithin durch kein wesentliches Begriffsmerkmal mehr von den Tieren zu unterscheiden sind. Und was im allgemeinen gelehrt wird, sucht man auch im einzelnen durchzuführen. Bereits Charles Darwin hat ja in seinem letzten Lebensjahrzehnt († 1882), geleitet von deszendenztheoretischen Gesichtspunkten, vornehmlich die tierähnlichen Bewegungsvorgänge bei Pflanzen studiert, zumal bei den Kletterpflanzen, Insektenfressern u. ä., und diese Untersuchungen werden von seinem Sohn und Mitarbeiter Francis heute noch mit sehr bemerkenswerten Ergebnissen fortgeführt. Der Physiologe Claude Bernard hat noch in seinem Todesjahr 1878 den ersten Band seiner charakteristisch betitelten ‚Leçons sur les phénomènes de la vie commune aux animaux et aux végétaux‘ veröffentlicht, in dem er beispielsweise die narkotische Einschläferbarkeit der Mimose nachweist. Wilhelm Pfeffer hat seit 1883 ermittelt, daß das zum Grundbestand der neueren Psychophysik zählende Weber-Fechnersche oder psychophysische Grundgesetz, welches das Verhältnis von Reizzuwachs und Erregungszuwachs in eine feste Formel bringt,* in gewissen Grenzen auch für die Pflanzenwelt gilt. Mehr aber als alle genannten und manche ähnlichen Erkenntnisse, aus denen keineswegs immer ein Bewußtsein der Pflanze gefolgert wurde, haben die von Pfeffer (1885), dann namentlich Haberlandt (seit 1896), Němec (1900) u. a. entdeckten ‚Sinnesorgane‘ der Pflanzen durch ihre Ähnlichkeit mit entsprechenden Organen des Tier- und Menschenkörpers den pflanzenpsychologischen Bestrebungen als Beweismaterial gedient.

Gerade diese letzteren Tatsachen sollen uns darum auch hier vornehmlich beschäftigen nach ihrem faktischen Bestand und ihrer theoretischen Tragweite.

Daß Pflanzen auf äußere Reize durch Bewegungen langsamer oder schneller reagieren, ist eine altbekannte Tatsache. Schon in ihrem gesamten Wachstum, welches ja nur eine verlangsamte stetige Bewegung ist, streben gemeinhin die Sprossen zum Lichte, die Wurzeln nach der Tiefe. Der Druckwiderstand bestimmt die Kletterpflanzen zum Festranken und Stützen. Feuchtigkeit, Wärme und sonst die mannigfachsten physikalischen und chemischen Einflüsse finden in der Richtung und Stärke des Wachstums entsprechende Antwort. Zu dieser stetigen Bewegungsentfaltung gesellen sich auffälligere, regelmäßig wiederkehrende Bewegungsrhythmen: Viele Blumen und Blätter kehren sich wie eine lebendige Sonnenuhr von früh bis spät dem Tagesgestirn zu, andere nehmen mit Anbruch der Nacht eine spezifische ‚Schlaf‘-stellung ein, einige wieder öffnen ihren Kelch erst mit anbrechender Dunkelheit; andere reagieren mehr auf Temperatur- als auf Beleuchtungsunterschiede usf. Wäre unser Auge mit der Schärfe eines guten Mikroskopes ausgestattet, so würde es an den im Vergleich zur Tierwelt so bewegungsarm scheinenden Pflanzen eine ganze Fülle rastloser Stoffwechsel- und Atmungsvorgänge zu sehen gewohnt sein, und ferner innerhalb der einzelnen Zelle die Strömungen des

* Pfeffer folgert als Gegner aller Pflanzenbeseelung gerade aus obbesagter Feststellung, daß das Webersche Gesetz kein ‚psychophysisches‘ sei, sondern rein physiologisch verstanden werden müsse. (Pflanzenphysiologie Bd. II [[2] 1904] S. 628.)

Plasmas, bei niederen Formen auch das Pulsieren der Vacuolen und schließlich bei den Schwärmzellen der Pilze und besonders der Algen aktive Ortsbewegungen des gesamten winzigen Organismus.

Gerade erst bei diesen letztgenannten niedersten Formen der Pflanzenwelt findet sich also in zeitlich beschränktem Umfang jene Bewegungsform, die man als die spezifisch tierische anzusehen gewohnt ist, die freie Ortsveränderung des Gesamtorganismus. Man sollte also meinen, an dieser Stelle sei auch der Schluß auf ein bewußtes Seelenleben analog demjenigen der Infusorien und der anderen niedersten einzelligen Tiere am naheliegendsten. Unglücklicherweise läßt uns aber gerade auch an diesem Punkt, wo Pflanzen- und Tierreich am nächsten zusammentreffen, wo man wegen der Schwierigkeit der Zuteilung nach Häckels Vorgang vielfach ein neutrales Zwischenreich der ‚Protisten' statuieren will, der psychologische Analogieschluß am allermeisten im Stich.

Es ist ja überhaupt nur mittels der Analogie möglich, auf irgend ein fremdes Bewußtsein zu schließen. Selbst in die Seele des Mitmenschen können wir nicht unmittelbar hineinsehen. Bei der Tierwelt und zwar zunächst bei ihren höheren Formen gestattet die Ähnlichkeit des Verhaltens und Körperbaus methodisch gerechtfertigte Analogieschlüsse auf Stufen eines sinnlichen Bewußtseinslebens. Aber je weiter wir von den höheren zu den niederen Tierformen herabsteigen und uns damit von der Menschenähnlichkeit entfernen, desto unsicherer wird auch unsere Vorstellung von deren Bewußtseinsleben. Wo kein differenziertes Nervensystem mehr entwickelt ist und das Verhalten keine lernende Verwertung gemachter Erfahrungen mehr erkennen läßt,* da sind wir mit unserer tierpsychologischen Erkenntnis so ziemlich am Ende und doch noch ein gutes Stück Wegs von den Protisten entfernt. Im Gegenteil, man hat es gerade wegen der Pflanzenähnlichkeit der niedersten Tierformen und mit Hilfe der (hierfür bereits widerlegten) Loebschen Tropismenlehre versucht, einem weiten Bezirk des Tierreichs, sogar noch den Ameisen und Bienen, jegliches bewußte Seelenleben abzuerkennen.

Es würde also zu nichts führen, wenn man den Nachweis eines Bewußtseinslebens der Pflanzen schlechtweg an deren niederste Formen anknüpfen wollte. Selbst Francé gibt uns diesbezüglich — zwar nicht theoretisch aber faktisch — Recht, indem er gerade dem Nachweis eigentlicher Sinnesorgane bei gewissen einzelligen Algen wesentliche Bedeutung hinsichtlich der Bewußtseinsfrage beimißt, einem Nachweis, den er durch eigene Forschungen seit 1893 anstrebt und ganz neuerdings wieder fördert. Er trifft darin prinzipiell zusammen mit der Wertung, welche die von Haberlandt u. a. ermittelten Sinnesorgane der höheren Pflanzen hinsichtlich deren Bewußtseinswertung vielfältig erfahren.

* Hinsichtlich dieses auch von Bethe, Loeb u. a. anerkannten Lernkriteriums muß ich hier auf das 2. Kapitel meiner ‚Untersuchungen über die Bedeutung der Deszendenztheorie für die Psychologie' (Köln 1903) verweisen, sowie auf die ergänzenden Bemerkungen im Philos. Jahrbuch Bd. XX (1907) S. 98 f.

Auch in der Frage der pflanzlichen Sinnesorgane hat die Analogisierung mit den tierischen von vornherein eine wesentliche Rolle gespielt. Der vergleichenden Sinnesphysiologie ist es allmählich gelungen, bei vielen niederen Tieren Sinnesorgane festzustellen, die zwar von den menschlichen hinsichtlich der Einfachheit oder auch Kompliziertheit des Baus oft weit abweichen, aber unzweifelhaft denselben Funktionen dienen. Oft war man sich eher klar über Vorhandensein und Aufbau der Organe als über ihre eigentliche Funktion. So stellten sich vermeintliche Gehörorgane, die namentlich bei vielen Wassertieren in einer eigentümlichen säckchenartigen Form vorkommen, nachträglich als Organe des Gleichgewichtsinns heraus und werden deshalb nicht mehr Otocysten, sondern Statocysten genannt. Im Prinzip bestehen diese eigentümlichen Organe aus einem mit empfindlichen, nervösen Elementen ausgepolsterten Hohlraum, in dem ein bewegliches Steinchen eingelagert ist: Dieses muß der Schwerkraft folgend stets die tiefste Stelle in dem Bläschen einnehmen und infolgedessen bei jeder Änderung der Gleichgewichtslage seitliche Stoß- oder wenigstens Druckreize ausüben, die sich zum nervösen Zentralorgan fortpflanzen und dort entsprechende Gegenbewegungen auslösen. Auf Grund geistvoller Überlegung hat der jüngst zu früh verstorbene Botaniker F. Noll bereits 1892 in seiner Schrift ‚Über heterogene Induktion' theoretisch gefordert, daß auch bei den Pflanzen entsprechende Gleichgewichtsorgane zu finden sein müßten. Das gelang denn auch in der Tat acht Jahre später. Im Jahre 1900 nämlich veröffentlichten, im gleichen Heft der ‚Berichte der Botanischen Gesellschaft' zusammentreffend, Bohumil Němec und Haberlandt ihre unabhängigen und doch in allem wesentlichen übereinstimmenden Ermittlungen über das Vorhandensein ‚otocystenähnlicher' Perzeptionsorgane für den Schwerkraftreiz bei Pflanzen. In der Wurzelhaut oder auch in den Stengeln solcher Pflanzen, die auf eine veränderte Gleichgewichtslage mit entsprechenden ‚geotropischen' (d. i. erdwärts gerichteten) Wurzel- oder Stengelkrümmungen reagieren, finden sich bewegliche, spezifisch schwere Körper, seien es nun größere Stärkekörner oder Kristalloide oder anorganische Kristalle, eingelagert, welche durch ihren Anprall an die plasmaüberzogenen Zellenwände oder auch an die den Zellenraum durchziehenden Plasmafäden eine ähnliche auslösende Reizwirkung üben können wie der tierische Statolith. Auch dem Zellkern selbst kann diese Funktion zukommen (Vgl. Fig. 1). Angenommen nun, alle Einzeleinwendungen Pfeffers u. a. gegen die einschlägigen Beweisexperimente seien nicht stichhaltig, so bleibt doch hier die entscheidende Frage: Folgert aus diesen physiologischen Vorrichtungen eine bewußte Reizwahrnehmung bei der Pflanze. Gerade Noll betont für den von ihm aufgestellten Begriff der pflanzlichen Sinnesstruktur: ‚Es kommt offenbar nicht darauf an, daß der durch dieselbe vermittelte Reiz bewußt empfunden wird'; denn bei Mensch und Tier vollziehen sich gänzlich unbewußte Reflexauslösungen genau auf die besagte Weise und grade die bei uns durch die Bogengänge des Ohrs vermittelten statischen Reflexbewegungen kommen uns Menschen nur unter besonderen Bedingungen, wie beim Tauchen unter Wasser, dunkel zum Bewußt-

Bildertafel zu dem Artikel „Vom Seelenleben der Pflanzen".

Allgemeine Vorbemerkung: Sämtliche Figuren sind sehr stark vergrößert, in verschiedenen Maßstäben.

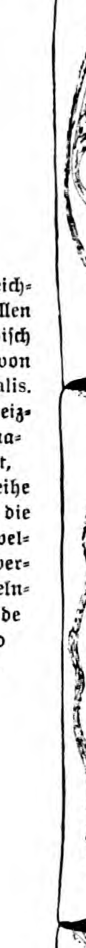




Fig. 1. Schematisierte Zeichnung von zwei Zellen aus einer geotropisch gereizten Wurzel von Hyacinthus orientalis. Es sind nur die reizleitenden Plasmafäden gezeichnet, welche die Zellreihe durchziehen, und die beiden Zellkerne, welchen die den Schwerkraftreiz vermittelnden Kristallgebilde eingelagert sind (nach Nemec).

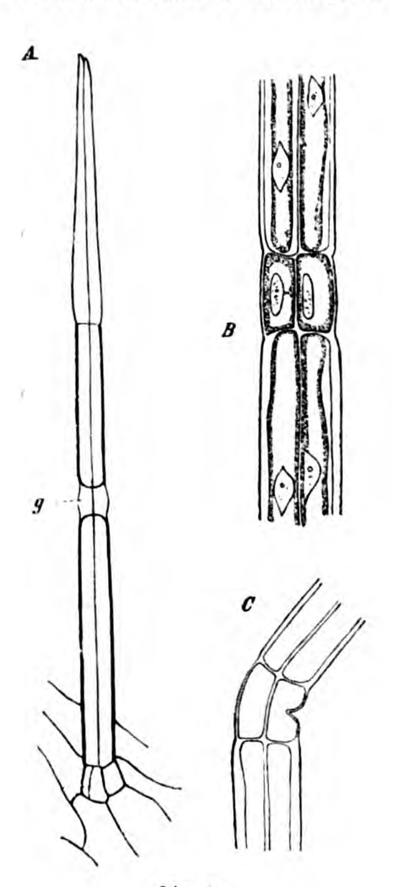


Fig. 3. Bau einer Fühlborste auf der Blattrippe der fleischfressenden Pflanze Aldrovandia vesiculosa. A Die ganze Fühlborste, der bei g das reizempfindliche dünnwandige Gelenk eingegliedert ist, B dieses Gelenk und die angrenzenden Teile der Borste in stärkerer Vergrößerung, C desgleichen im gebogenen Zustand, wobei die eingebogene Zellwand auf den plasmatischen Zellinhalt die Reizwirkung übt (nach Haberlandt).

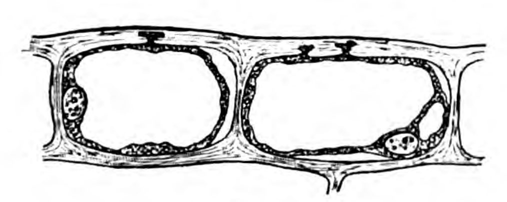


Fig. 2. Epidermiszellen aus dem Längsschnitt einer Ranke von Cucumis sativus (Gurke). An der Außenwand (hier Oberseite) ragen aus dem angelagerten Plasma Tasttüpfel in die Zellwand hinei (nach Pfeffer).

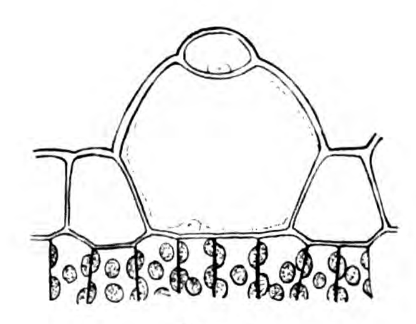


Fig. 4. Lichtperzipierendes Organ in der Epidermis der Blattoberseite von Fittonia Verschaffelti. Vergrößert 370 mal. Oben auf dem Scheitel der größeren Zelle die kleine lichtbrechende Zelle (nach Haberlandt).

sein. Auch Němec und Haberlandt lassen die Bewußtseinsfrage ganz beiseite. Selbst die Auffassung des ganzen Prozesses als eines Reflexvorganges hat ja noch Schwierigkeiten genug. Wenn auch als etwaiger Weg der Reizleitung die dünnen Plasmaverbindungen in Betracht kommen mögen, die zwischen den einzelnen Zellen nachgewiesen sind, so sind diese doch noch sehr verschieden von jenen zentralleitenden Sinneszellen, von deren Nachbarschaft die Annahme eines tierischen Sinnesorgans von vornherein abhängig gemacht zu werden pflegt. Bedenken erweckt auch die ganz neuerdings von Haberlandt betonte Tatsache, daß die geotropische Empfindlichkeit sich keineswegs auf die Wurzelspitzen beschränkt, sondern bis in die Wachstumszone reicht; freilich begegnet eine unvollkommene Lokalisation bestimmter Reizqualitäten auch bei niederen Tieren häufig, bestärkt aber dann jeweils die Annahme einer unbewußten Auswirkung des ganzen Vorgangs.

Vielleicht steht es hinsichtlich der Bewußtseinsbedeutung besser bei den pflanzlichen Tastorganen. Von je hat ja grade das rasche Reagieren auf Berührungsreize einen tierähnlichen Eindruck gemacht, wie es die Mimose (darum pudica d. i. die schamhafte zubenannt) zeigt, oder fleischfressende Pflanzen, z. B. der auch bei uns heimische Sonnentau, oder die Staubfäden der Berberisblüte und eine Reihe anderer. Daß in allen diesen Fällen auch eine bestimmte örtliche Fixierung höchster Empfindlichkeit gegeben ist, also ein Sinnesorgan im zunächst reinphysiologischen Sinn, hat zuerst Wilhelm Pfeffer 1885 erkannt und damit überhaupt das erste pflanzliche Sinnesorgan entdeckt, nämlich die Tasttüpfel an den Ranken verschiedener Kürbisgewächse (vgl. Fig. 2); er hat auch bereits auf die — übrigens doch nur entfernte — Ähnlichkeit mit Tastorganen der menschlichen Haut hingewiesen. Haberlandt hat dann in seinem einschlägigen Hauptwerk über ‚Sinnesorgane im Pflanzenreich zur Perzeption mechanischer Reize‘ (1901) eine ganze Fülle solcher Organe erforscht und vier verschiedene Bautypen: Fühltüpfel, Fühlpapillen, Fühlhaare und Fühlborsten unterschieden. Als Beispiel ist auf unserer Bildertafel die Fühlborste einer dem Sonnentau verwandten Wasserpflanze, die in ostdeutschen Teichen vorkommt, der Aldrovandia vesiculosa zunächst in Gesamtansicht (Fig. 3 A) gegeben, und dann eine Spezialansicht ihres reizempfindlichen Gelenks (Fig. 3 B). Haberlandt selbst hat a. a. O. zum Vergleich das Tasthaar vom Fühler einer gemeinen Wanzenart danebengestellt, aber eben hierdurch auch verdeutlicht, in wie ganz andrer Weise bei dem Tiere die nervöse Fortleitung des Reizes gesichert ist. Eine völlige Entsprechung zu den Tastorganen der Tiere lehnt Haberlandt selbst auch namentlich darum ab, weil dazu ‚eine aktive Bewegung des reizperzipierenden Organs oder Organismus‘ gehören würde. Abgesehen von einigen niedersten Formen, den Schwärmsporen u. a., führen aber nur die Ranken der Kletterpflanzen eine Art ‚Tastbewegungen‘ aus, bis sie mit festen Körpern in Berührung kommen. Nun fehlen aber diese schwingenden Bewegungen, die sog. ‚Nutationen‘, keinem wachsenden Organ und können deshalb keinesfalls den Tastorganen allein oder gar deren dirigierendem Bewußtsein zugeschrieben werden. Ihr stärkerer Grad bei den Ranken schreibt

sich nach Pfeffers ‚Pflanzenphysiologie‘ aus einer besonderen Art einseitig umwandernden Wachstums her. Francé freilich will für alle Nutationsbewegungen insgesamt eine ganz andre Erklärung. Im ‚Leben der Pflanze‘ fragt er: ‚Was sind diese rätselvollen Vorgänge? Bisher schwiegen wir, peinlich berührt von unsrer Unwissenheit. Nun aber trete ich vor und sage fröhlich: Das sind Ausdrucksbewegungen‘, d. h. Lösungen einer übermäßigen seelischen Spannung, die wir Menschen ja in der Tat bei Lust wie Unlust durch Gesten und Mienen entladen. Bei dem vergleichenden Forschen nach solchen Ausdrucksbewegungen bei den Tieren haben freilich die Tierpsychologen besonders üble Erfahrungen gemacht und nur bei den höchsten Wirbeltieren feste Anhaltspunkte gefunden. Zudem ist auch der regelmäßige und andauernde Verlauf der pflanzlichen Nutationen mit dem üblichen Begriff der Ausdrucksbewegungen auf gar keine Weise in Einklang zu bringen; es müßten sich denn gerade die Pflanzenranken aus Temperamentsüberschuß in einem beständigen Gestikulationsdrange befinden. Kurzum, es ist nicht einzusehen, inwiefern grade die pflanzliche Tastreizbarkeit und der ihr entsprechende Bewegungsverlauf über die Grenzen der gerade auf diesem fundamentalen Gebiet bei allen Tieren reichausgebildeten Reflexformen hinausführen sollte.

Zu den höheren Sinnen mit entsprechend komplizierten Sinnesorganen und entsprechend reichem Bewußtseinsinhalt gehört vor allem das Gesicht. Deshalb wohl auch wirkt für den poetischen Sinn die Hinwendung der Pflanzen zum Lichte so seelenvoll, und auch der nüchternen Tatsachenprüfung wird eine Überraschung bereitet durch das weitausgebildete lichtperzipierende Organ, welches Haberlandt 1904 nach einfacheren Formen entdeckte. Auf der Oberhaut einer ‚euphotometrischen‘ Acanthacee, d. h. einer solchen, die ihre Laubblätter durch Stieldrehung stets in der günstigsten Lichtlage hält, bei der in Peru einheimischen Fittonia Verschaffelti fand sich zwischen kleineren Epidermiszellen jeweils eine große, kreisrunde und stark vorgewölbte, die auf ihrem Scheitel eine zweite kleine vollkommen klare und lichtbrechende von der Gestalt einer bikonvexen Linse trägt; wie dies Fig. 4 unsrer Tafel im senkrechten Querschnitt verdeutlicht. Auf den ersten Blick erinnert diese Konfiguration an den Bau unseres Auges. Aber diese oberflächliche Ähnlichkeit verliert rasch an Bedeutung, wenn man sich des langwierigen und komplizierten Entwicklungsgangs erinnert von den einfachsten Lichtsinnesorganen, wie sie sich etwa am Schirmrand der Medusen finden, bis zum menschlichen Auge. Da fällt dann alsbald am Pflanzen‚auge‘ der Mangel jeglicher charakteristischen Netzhautstäbchen und der Pigmentschicht auf, so daß als Funktion des Pflanzenorgans jedes eigentliche Sehen optischer Formen, jede Wahrnehmung getrennter Punkte von vornherein ausgeschlossen ist und bestenfalls nur eine Unterschiedsempfindlichkeit für Hell und Dunkel übrig bleibt. Gesichert ist zunächst nur die Funktion als lichtsammelnder Apparat. Durch die Linse wird offenbar die Mitte der unteren Zellenwand und das ihr anlagernde Plasma stärker beleuchtet, während die Randzone dunkel bleibt. Ob aber diese ganze Einrichtung nicht etwa nur zur

vermehrten Kohlenstoffassimilation der darunter lagernden Chlorophyllkörner dient und sich daraus indirekt ohne jede hereinspielende Gesichtswahrnehmung die Stieldrehungen ergeben, das ist zum mindesten nicht auszuschließen, zumal auch hier wieder die weitere Umgebung, vor allem die Blattstiele selbst, in einem minderen Grade heliotropisch (d. i. zur Sonne sich wendend) sind; sie führen nämlich auch noch nach Entfernung der ganzen Blattspreite die Drehungen des ungefähren aus. Über die eigentliche Funktion solcher lichtsammelnden Apparate ist, wie die Geschichte der Tier- und der Pflanzenphysiologie gleichermaßen lehrt, überhaupt nicht ohne weiteres Klarheit zu gewinnen; so hat man z. B. beim Leuchtmoos wie bei einigen Tiefseecrustaceen Leuchtorgane anfänglich für Augen gehalten. Auch Haberlandt zieht für das obenbeschriebene Organ die Möglichkeit einer reinen Druckwirkung der Lichtstrahlen (nach Maxwell) in Betracht. Noch weit näher läge es, einer Mahnung von Johannes Müller gedenkend,* reine Wärmewirkung anzunehmen.

Den chemischen Reizen entsprechende Geschmacks- oder Geruchsorgane oder gar die höhere Gattung der Gehörsorgane hat bisher niemand den Pflanzen zugeschrieben. Und trotzdem sind eine Fülle von pflanzlichen Bewegungsreaktionen bekannt, die durch bestimmte chemische Reize in richtungweisender Form ausgelöst werden. Auf der einen Seite kennen wir also Organe, ohne uns über ihre Funktionen ganz klar zu sein, auf der anderen Seite beobachten wir Funktionen, über deren Vollzugsorgane wir nur sehr unvollkommen Bescheid wissen. Die Anatomie des Pflanzenkörpers und die Physiologie des Pflanzenlebens haben noch vieles zu leisten, um gegenseitig ihre Verständnislücken auszufüllen. Ehe man aber zwischen sie eine dritte neue Wissenschaft eine ‚Psychologie der Pflanzen' als Lückenbüßerin einschiebt, sollte man doch erst genauer zuschauen, wie die bisherigen, anderwärts bewährten Begriffe und Methoden der Psychologie des genaueren ausschauen, und ob zu ihrem fruchtbaren Deutungsgebrauch in der Botanik die notwendigen sachlichen Vorbedingungen und Anhaltspunkte gegeben sind. Schon bei unserer allgemeinen Betrachtung der pflanzlichen Bewegungsarten wurde betont, daß hinreichende Kriterien zur Annahme eines Bewußtseinslebens der Pflanzen nicht vorhanden sind, und auch aus der von uns angeschlossenen Übersicht der pflanzlichen Perzeptionsorgane ließen sich solche Kriterien nicht gewinnen. Tatsächlich ist es aber auch im letzten Grunde weder die eine noch die andere Klasse von Erscheinungen an sich gewesen, durch welche die Bewußtseinshypothese für manchen Botaniker so bestechend wurde. Nicht die altbekannte Tatsache, daß die Pflanzen für Sinnesreize empfänglich sind, noch die weitere Tatsache, daß sie auf solche Reize mit bestimmten gleichmäßigen Bewegungen reagieren können, noch die neue Erkenntnis einer teilweisen räumlichen Trennung von Perzeptions- und Bewegungsorganen und ihres feineren Baus, dies alles hat eigentlich nicht die neue Pflanzenpsychologie hervorgerufen. Die wahre Ursache liegt vielmehr in der immer überwältigender sich aufdrängenden Einsicht von der hohen, lebenserhaltenden und -fördernden

* Vergl. Willibald Nagel ‚Der Lichtsinn augenloser Tiere' (1896), S. 88 ff.

Zweckmäßigkeit der meisten pflanzlichen Reizbewegungen und im hierfür versagenden Erklärungswert der noch vorherrschenden rein mechanistischen Vorstellung vom pflanzlichen Organismus. Schon Fechner hat in seiner ‚Nanna' die vollkommene Einheit und Zentralisation des Pflanzen**körpers** betont, eine nicht minder allseitige Einheit und zweckmäßige Zusammenordnung der pflanzlichen **Lebens**erscheinungen ist der neueren Pflanzenphysiologie auf Schritt und Tritt begegnet und hat sich zunächst unter solchen heimlich-teleologischen Hilfsbegriffen wie ‚selbstregulatorische Lenkung' der Reizbewegungen (Pfeffer), ‚Selbststeuerung', ‚Reizabgestimmtheit' u. dgl. verborgen. Auch Noll hat anfangs der 90er Jahre in einer ganzen Reihe von Untersuchungen ein so wichtiges teleologisches Grundfaktum, wie die Verknüpfung zweier fremdartiger Reizursachen (Licht- und Schwerkraft) zur Erreichung einer einzigen bestimmten Wirkung (assimilationsgünstigste Blattstellung) als besonders ‚merkwürdig' empfunden und Haberlandt sodann die von ihm untersuchten Reizbewegungen der Pflanzenorgane ‚fast immer von überraschender Zweckmäßigkeit' befunden.

Diese organische Zweckmäßigkeit im Pflanzenleben ist es, aus der Francé auf ein lenkendes Bewußtsein in der Pflanze selbst schließen zu müssen glaubt, als dessen funktionelles Kriterium ihm geradezu das ‚Schaffen des Zweckmäßigen' gilt. Er vergißt dabei nur das eine und entscheidende, daß selbst bei menschlichen Handlungen keineswegs immer aus deren Zweckmäßigkeit auf ihre Bewußtseinsleitung geschlossen werden darf; unbewußte Reflexbewegungen, wie z. B. der Lidreflex, sind oft viel zweckmäßiger als unsere selbstbewußtesten Aktionen. Eine seelische, übermechanische Leitung auch der unbewußten Lebensvorgänge, eine ‚anima vegetativa' aber hat bereits Aristoteles und mit ihm die ganze scholastische Tradition seit alters angenommen und auch ein in der Biologie so wohlbewanderter neuzeitlicher Denker wie Eduard von Hartmann ist mit seinem ‚immateriellen', ‚unbewußten' und freilich auch ‚supraindividuellen' Lebensprinzip zu ähnlichen Grundvorstellungen zurückgekehrt, denen der Botaniker Reinke mit seiner ‚Dominanten'-lehre noch näher kommt. Aber ein solcher Begriff von der Pflanzen**seele**, — dessen nähere Erörterung hier wegen seiner abstrakten Schwierigkeiten nicht angeht — ist keineswegs gleichbedeutend mit der Annahme eines Pflanzen**bewußtseins**, wird dagegen der Teleologie des Pflanzenlebens durchaus gerecht. So muß es genügen, zum Schluß der zuversichtlichen Hoffnung Ausdruck zu geben, daß sich nach Überwindung der überschwenglichen, mehr gefühlsmäßigen Fantasien vom Bewußtsein der Pflanzen wieder ein klarer, teleologisch-fundierter Begriff der Pflanzenseele in sein Recht durchsetzen wird, der zwar nicht mit einer monistischen, wohl aber mit der theistischen Philosophie im besten Einklang steht. Daß selbst eine Denkweise wie die Francés sich schließlich mit dieser reduzierten Vorstellung zufrieden geben kann, läßt ein Satz aus dessen ‚Leben der Pflanze' hoffen, wo es heißt:

‚Die psychische Teleologie des Pflanzenlebens steht fest, auch ohne daß man in der Bewußtseinsfrage noch endgültig Stellung zu nehmen braucht.'



G. Sgambati und seine ‚Messa da Requiem'.

Nicht nur als der älteste, auch als der bedeutendste Meister Italiens steht G. Sgambati (geb. 1843) heute da; eine vornehme Künstlernatur von tiefster Innerlichkeit. Hervorgegangen aus der Schule Franz Liszts, lebt auch in ihm ein großes Stück der Seele dieses herrlichen Meisters. Auch er geht peinlichst allem Rohen und Brutalen aus dem Wege, auch ihm ist jede Äußerlichkeit in der Kunst verhaßt, und wie jener ist auch Sgambati ein Mann feinster Geistes- und Herzensbildung; wer ihn näher kennt, wird ihn lieben müssen.

Gerade der Zug der Verinnerlichung seines Wesens drängte ihn zunächst zu jener Kunstgattung hin, die allem Äußerlichen am meisten Feind ist: zur Kammermusik. Hier hat er Werke geschaffen, die weit über die Grenze seines Vaterlandes seinen Ruhm getragen haben. Auch auf symphonischem Gebiete hat Sgambati Bedeutendes geleistet, aber als das Meisterwerk seines Lebens möchte ich sein Requiem bezeichnen, als ein Werk höchster, künstlerischster Reife. Es ist dem Andenken König Umbertos I. gewidmet. Nach einer glänzenden Aufführung in Rom nach dem Manuskript schien es auf einmal wie verschollen. Erst 1907 zog es der greise Meister wieder ans Licht. Er selbst brachte das Werk dann mit nach Deutschland und in Mainz im Hause Schott hatte er das Glück, das Werk unter seinen Händen am Flügel lebendig werden zu sehen. Sgambati ist ein Meister der Interpretation; unter seinen Fingern erscheinen die feinsten Linien, die verborgensten Schönheiten plötzlich in lichter Klarheit. Der Eindruck war ein tiefer, ergreifender. Herr Geheimrat Dr. Strecker übernahm sofort den Verlag des Werkes und noch im selben Jahre war es mir vergönnt, das Werk der Öffentlichkeit vorzuführen, nachdem es wenige Tage vorher in Köln bereits eine glänzende Aufführung erlebt hatte. Der Erfolg war in beiden Städten ein durchschlagender, ganz entsprechend der Bedeutung des Werkes. Was das Werk besonders charakterisiert, ist der Zug der Wahrhaftigkeit, der ihm wie überhaupt den Werken Sgambatis eigen ist. Der Komponist ist Italiener, jede Note spricht seine Nationalität aus. Wie wenige hat er seine Zeit verstanden, hat gelernt an den Meisterwerken des Auslandes, besonders der Deutschen, hat ihren Geist in sich aufgenommen und wirken lassen, aber er ist dadurch seinem Volke kein Fremder geworden, seine Melodien sind aus dem Herzen seines Volkes geboren. Das aber, was er von jenen großen

Meistern, vor allen Franz Liszt in sich aufgenommen, das hat seiner Kunst, seinem Lande den Fortschritt gebracht, er ist im letzten Sinne ein moderner Meister und als solcher ein Beherrscher der Mittel moderner Kunst.

Wie Sgambati seine Nation nie verleugnet, so verleugnet er auch niemals sein eigenes Herz. Wie er empfindet, so spricht er es auch aus, einfach, natürlich, schlicht und wahrhaftig. So ist auch sein Requiem die Frucht eines tiefgläubigen, frommen Herzens, der tiefe Schmerzensausdruck einer großen Seele, die den Blick emporgerichtet hat zu Gott, dessen Trost sie gewiß ist. Daher das edle Maßhalten, daher die feste Haltung selbst dort, wo das Herz in Schmerz zerfließen will.

Von rührender Einfachheit und Zartheit ist der Introitus, es klingt, als fürchte er durch den Ton die feierlich, ernste Stille, die sich durch die heiligen Räume über die Scharen der Trostsuchenden lagert, zu stören. Zu dem Te decet hymnus verwendet der Komponist die alte Choralmelodie. Mit ihr führt er zum ersten Male einen kleinen Chor ein, der in dem ganzen Werke gewissermaßen die Stelle des Solisten einnimmt, mit dem großen Chore hier abwechselnd den Psalm rezitiert. Ergreifend in seiner Einfachheit ist der a capella Schluß dieses Teiles, das Kyrie eleison, dabei von einem fast überirdischen Klangzauber. Überhaupt ist der Chorsatz Sgambatis von einer Schönheit der Linienführung und Sanglichkeit, die ihres Gleichen kaum hat. — Das Dies irae mit seinen gewaltigen Bildern, dem reichen Wechsel seiner Stimmungen drängt ganz von selbst zu dramatischer, großzügiger Gestaltung; auch Sgambati kann sich dem nicht entziehen. Aber was ihn hier von den modernen Meistern des Requiem, einem Berlioz und Verdi unterscheidet, ist, daß Sgambati alle äußerlichen Effektmittel verschmäht. Da sind beim Nebenorchester keine entfernt stehenden Trompeten, nichts von theatralischem Pomp, und doch überläuft es uns eisig bei den erschütternden Klängen, durch die als Grundmotiv die uralte, furchtbar ernste Melodie des gregorianischen Chorals, wie der dumpfe Ton mächtiger Trauerglocken hindurch klingt. — Da ertönen plötzlich und ohne Motiv wie aus unendlicher Ferne die Posaunen des Gerichts, ein langgezogener Ton, der immer mehr anschwillt, während die einzelnen Chorstimmen das Tuba mirum singen. Gerade diese so absichtlich erzeugte Monotonie hat in ihrer Wirkung etwas ungemein Beängstigendes. Ein Gefühl der Beklommenheit, als ob ein furchtbares Unglück hereinbrechen wollte, kommt über uns. Diese Stimmung erhöht sich noch bei dem geradezu unheimlichen ‚Mors stupebit‘ bis zu dem majestätischen ‚Rex tremendae‘, wo der Weltenrichter erscheint. So folgen Schönheiten auf Schönheiten; das erlösende, quellende ‚Recordari‘ des kleinen Chores, die ergreifende tonschöne Melodie der Bässe und nachfolgenden Tenöre zu dem ‚Quaerens me‘, das überirdisch verklärte ‚Qui Mariam absolvisti‘, die wild dahinrasende, meisterhafte Doppelfuge des ‚Confutatis‘, das ergreifende ‚Lacrymosa‘ bis zu dem ‚Pie Jesu‘, als dessen Weise jene lichte, rührende Melodie des gregorianischen Gesanges auftritt, Strahlen göttlicher Milde und Barmherzig-

keit ausstreuend, wie Engelsgesang, der die Auserwählten geleitet in des Himmels Seligkeit.

Im Offertorium tritt zu dem Chor zum ersten Male eine Solobaritonstimme, die vom ‚Hostias‘ an allein herrschend wird. Den Höhepunkt dieses Teiles bildet das zweimal erscheinende ‚Quam olim Abrahae‘ für den kleinen Chor a capella, ein Stück von überwältigender Klangschönheit.

Das Sanctus hebt an wie mit leiser Sphärenmusik, in die Engelstimmen den heiligen Ruf hineinsenden, der beim ‚Pleni sunt cœli‘ Widerhall bei den Menschen findet. Das ‚Hosiannah‘ ist sehr kurz gehalten, der Bedeutung des Ganzen entsprechend, unterbrochen durch das süße ‚Benedictus‘. In seinem Anfange und seiner Anlage erinnert dieser Satz an das überirdische Sanctus der Lisztschen ‚Graner Festmesse‘.

Entgegen dem gewöhnlichen Gebrauche folgt nun eine ‚Motette‘ für Bariton-Solo ‚Versa est in luctum cythara mea‘. Statt einer Beschreibung gebe ich dieses Stück im Anhang dieses Heftes. Es ist ganz besonders geeignet, die Eigenart des Komponisten wiederzuspiegeln und verliert auch nicht zu sehr durch die Übertragung des Orchesters auf das Klavier oder die Orgel, während man bei den meisten Sätzen des Werkes den eigenartigen, wundervollen Glanz des Orchesters sehr vermissen würde.

Das ‚Agnus Dei‘ wird eingeleitet durch ein großes wirkungsvolles Violinsolo. Dann beginnen eine oder mehrere Altstimmen die tief empfundene Melodie des Textes, von den Tönen der Geige leicht umspielt und verklärt. Dreimal hebt die Solostimme ihre Weisen an, jedesmal vom Chor beantwortet. Dann hebt der Chor das ‚Lux aeterna‘ an.

Den weitausgedehnten Schluß des Werkes bildet das ‚Libera me, Domine‘, ein Seitenstück zu ‚Dies irae‘, dessen Motive hier von neuem verwendet werden und die erschütternden Bilder des Weltgerichtes noch einmal wie in der Erinnerung uns vor Augen führen.

Wunderbar tröstend schließt das Werk ab mit der Wiederholung des a capella-Satzes des ‚Kyrie eleison‘, ein stilles, ernstes Gebet, das leise aus getröstetem Herzen emporsteigt mit den Wolken des Weihrauchs zum Throne Gottes.

Sehen wir davon ab, daß die Kirche heute die Instrumentalmusik vom Gottesdienst ausschließt — ein Standpunkt, den ich als durchaus berechtigt teile — so möchte ich Sgambatis Werk ein ‚kirchliches‘ nennen. Es ist aus dem Geiste des Kultus heraus entstanden und für die Kirche gedacht, eine ‚Konzertmesse‘. In dieser Auffassung liegt allein die Rechtfertigung dieser Kunstform. Eine ‚Messe‘, die nicht aus der heiligen Handlung heraus entsprungen, die nicht in der Verbindung mit ihr ihr Wesen erkennt, bedeutet einen inneren Widerspruch. Gerade aber, weil Sgambatis Werk aus diesem Geiste geboren, ist es wahr und gerade deshalb wird es auch im Konzertsaal so tiefe Wirkung hervorbringen.

Dr. Fritz Volbach.



Nanny Lambrecht.

Die Verfasserin des Romans ‚Armsünderin', die mit diesem Werk zum erstenmal vor die Hochlandleserschaft tritt, hat ihren literarischen Ruf bereits durch frühere Werke begründet, die es gestatten, ihr literarisches Portrait mit einigen Linien zu umreißen. Ein Kritiker (ich kenne ihn nicht) glaubte dies am kürzesten damit zu tun, daß er sie einfach die ‚katholische Viebig' nannte, ein Schlagwort, dessen Sterilität und Oberflächlichkeit viele Blätter nicht abgehalten hat, es gedankenlos und bis zum Überdruß zu wiederholen. Wer genauer zusieht, wird gestehen müssen, daß der Ähnlichkeiten zwischen Viebig und Lambrecht so wenige und so viele sind wie der Unähnlichkeiten und daß die ersteren, auf ihr literarisches Gewicht geprüft, sehr leicht wiegen.

Klara Viebig hat einige Eifelerzählungen geschrieben und Nanny Lambrecht die Eifel im weiteren Sinne zu ihrem Hauptstoffgebiet gewählt. Die Verfasserin des ‚Weiberdorfs' ist extreme Realistin und bei Nanny Lambrecht ist das Ineinandersehen von innerer und äußerer Wirklichkeit zweite Natur. Nanny Lambrecht hat ganz kürzlich einen Roman ‚Die Statuendame' erscheinen lassen, worin die Germanisationsfrage in der Wallonie einen Mittelpunkt der Darstellung bildet, genau wie in dem Viebigschen Roman ‚Das schlafende Heer' die Germanisationsfrage in Preußisch-Polen. Aber gerade dieser letzte Vergleich zeigt die tiefgehende Verschiedenheit, welche die beiden Erzählerinnen trennt und jede zu einer durchaus selbständigen und eigenartigen literarischen Erscheinung macht. Während jenes Wort von der katholischen Viebig' nur die Weltanschauungsdifferenz markiert, die bei einem literarischen Vergleich zwar nicht fehlen, kaum aber auch das erste Kriterium wird sein dürfen, drängen sich dem aufmerksamen Leser längst, bevor er zu dieser Erkenntnis der persönlichen Eigenart durchgedrungen, Unterschiede auf, die es fürder unmöglich machen, irgend eine Abhängigkeit im Sinne unselbständiger Nachahmung oder bewußter Gegenüberstellung anzunehmen. Man nenne immerhin die Werke der Viebig in ihrer Gesamtgestalt harmonischer, in Einzelheiten klarer und einfacher; sie im Vergleich mit der originellen Darstellungsart der Lambrecht konventionell und formal überkommen zu nennen, heißt ihnen nicht Unrecht tun. Wenn wir ihre Romane lesen, haben wir mehr als einmal den Tonfall Zolascher Romansprache im Ohr, wie denn ihr ganzer Realismus ein Spätling der französischen Schule, nur ein ablaktiertes oder aus der Wurzel gezogenes Gewächs ist. Lambrechts Werke hingegen stellen sich wie Neuzüchtungen aus dem Samen dar. Ich wenigstens kenne weder in der in- noch ausländischen Literatur einen Autor, dem diese Art der Darstellung, sowohl sprachlich wie schilderungstechnisch, eignete. Damit ist ein absolutes Urteil nicht abgegeben, sondern nur der Wert der Originalität festgestellt, während es zunächst dem vorliegenden Werk der Dichterin selber überlassen bleiben

Puvis de Chavannes pinx.

Selbstbildnis.



möge, seine Wirkung auf die Leser zu erproben. Denn wie stets halte ich auch diesmal an dem Grundsatz fest, daß dem Dichter das Wort vor dem Kritiker gebühre, weil er ein elementares Recht hat, die unbefangene Natürlichkeit seiner Leser durch keine vorausgeschickte kritische Benagungs- und Zergliederungsarbeit beeinträchtigt zu sehen. Während wir uns daher ein Wort der Kritik für später vorbehalten, sei es augenblicklich nur auf eine kleine Einführung abgesehen an der Hand von zwei Werken, die sich als würdige Vorläufer des in diesen Heften veröffentlichten Romans darstellen, in dem ganz zweifellos die Erzählungs- und dichterische Gestaltungskunst der Autorin einen ersten Gipfel ersteigt.

Eine Anzahl Novellen, die Nanny Lambrecht bereits 1903 und 1904 erscheinen ließ, berechtigten noch nicht ohne weiteres zur Annahme, daß ihr auch der Roman, und vor allem der Roman großen Stils gelingen müsse. Mit dem ‚Haus im Moor' (Fredebeul-Koenen, Essen-Ruhr 1906) setzt diese Produktion ein. Das so dankbare Thema von dem Widerstand, den Bauerntrotz aus Liebe zur Heimat dem Eindringen fremder Elemente und dem Gewaltschritt einer neuen Zeit entgegensetzt, wird differenziert durch den Umstand, daß diese Eifelbauern Wallonen und die Eindringlinge germanisierende Preußen sind. Doch spielt das Germanisierungsmotiv nur schwach und nebenbei in den Gang der Dinge hinein. Der Konflikt ist noch ziemlich persönlich gehalten als der eines in seinem Rechtsgefühl gekränkten und durch einen Eisenbahnbau aufgereizten reichen Torfbauern. In seiner Wut will er den ersten dem Verkehr dienenden Zug zum Entgleisen bringen. Da erfährt er kurz vor der Katastrophe, daß sein eigener Sohn eben mit diesem Zug aus der Berliner Garnison heimkehre. In höchster Seelennot bringt er den Zug unmittelbar vor dem Hindernis zum Stehen, und sein Widerstand ist von der Stunde an gebrochen. Mit dem Sohn aber zieht der neue fortschrittliche Geist in die Gegend ein. Neben dieser eigenartigen Gestalt des alten Giètbauern und seinem ebenso wortkargen, aber tatkräftigen Sohne ist es vor allem die Gestalt eines Mädchens von geringer Herkunft, der die besondere Liebe der Verfasserin und von Anfang der Erzählung an auch das lebhafteste Interesse der Leser gehört. In Gètrou, der gelungensten und rundesten Figur des Buches, arbeitet sich ein Stück altwallonischer Eifelkultur aus den Niederungen eines primitiven Fronlebens zu einem würdigen Dasein empor. Der Kampf dieses wilden, aber gutartigen Mädchens gegen eine mißgünstige und harte Unwelt, ihr seelisches Ringen in einem schweren Konflikt zwischen dem alten Giètbauern und dessen Sohne und ihr endlicher Sieg, der sie als Hofbäuerin dem jungen Giètzur Seite stellt, das übt einen herben Reiz, der doppelt groß ist, weil höchste Unbefangenheit in bezug auf das natürliche Leben mit jungfräulichem Sinn Hand in Hand geht. Daß gerade bei einer solchen Gestalt jede unwahre Sentimentalität vermieden ist, wird man als eine besondere Beglaubigung eines ursprünglichen Dichtertalents ansehen dürfen.

Trotz dieser Vorzüge — es könnten die knappen, farbensatten und eindrucksvollen Naturbilder als weiterer genannt werden — hätte dieser Roman einen spezifischen literarischen Ruf der Verfasserin schwerlich zu begründen vermocht, wenn ihr unter der Arbeit nicht die Kraft zu höherem Flug gewachsen wäre, bei dem sie ihre Eigenart zum erstenmal ganz finden und die letzten Spuren einer romanhaften Konvention fast völlig abstreifen sollte. Dieses neue, erst vor wenigen Wochen erschienene Werk führt den seltsamen Titel ‚Die Statuendame', Roman einer Ehe und eines Volkes (Bruns, Minden o. J.).

Goethe würde das Werk einen Tragelaphen genannt haben. Es war eines seiner Lieblingsworte für Schöpfungen, bei denen eine imponierende Idee im Ringen nach Ausdruck und Gestalt nicht ganz harmonisch in die Erscheinung getreten war und so im Genießenden eine seltsame Mischung von Lust und Unlust hervorbrachte. Nicht anders ist die Wirkung dieses Romans. Man kann weder dem Wollen noch dem außergewöhnlichen Können seiner Urheberin die Achtung versagen, man wird sich, je mehr man die ersten Schwierigkeiten der Anfreundung mit der vielfach überraschend kühnen Art der Darstellung überwunden hat, um so stärker von zahllosen Einzelheiten angesprochen fühlen, und man wird dennoch die Empfindung nicht los werden, einem Problematischen gegenüberzustehen, einem Werk, dessen Letztes uns noch vorenthalten, dessen Feinstes noch nicht zum Leben erwacht ist.

Trocken und nüchtern umschrieben ist sein Inhalt der Trotz der wallonischen Volksseele, sich gegen das geistig und wirtschaftlich andrängende Deutschtum zu behaupten und sollte es durch einen internationalen Tausch- und Länderhandel zwischen Belgien und Preußen geschehen. Träger dieser Idee ist Jules Pavonnet, einer jener reichen Lohgerber in Malmedy, die wie kleine Könige das Land beherrschen, dabei ein feines Leben zu führen und das Volk in wirtschaftlicher Abhängigkeit zu erhalten wissen. Die ausgeruhte und unkultivierte Kraft der Winkelprovinz mit dem Heißhunger nach großstädtischer Eleganz, mondänen Genüssen und der Popularität des gefeierten Volkstribuns! Seine Ehe mit der stattlich-schönen, aber frommen und jungfräulich empfindenden Germaine ist kinderlos geblieben. Das bringt einen schweren Konflikt in sein Leben. Wo der Zweck nicht zu erreichen ist, will Frau Germaine auch die Mittel nicht. Sie wird zur Statuendame, und nicht nur indem sie als dévote Statuen aufstellt und verschenkt. Pavonnet aber ist kein Pygmalion! Erst als in dem sirenenhaften und von Anmut und Sinnlichkeit prickelnden Persönchen einer jungen Belgierin dem ehelichen Scheinfrieden Gefahr und Skandal droht, da tut sich Frau Germaine Gewalt an, nicht ohne zugleich der überschäumenden Kraft dieses Mannes ein Ziel würdig seines Ehrgeizes und seiner Herrschbegier zu zeigen: den Kampf um das Wallonentum. Aber alles imperialistische Augenrollen und Händefuchteln vermag nicht mehr, als einen Sturm in einem Glas Wasser zu entfesseln. Ruhig und gelassen, in richtiger Einschätzung des wallonischen Charakters, steuert die preußische Bureaukratie auf ihr Ziel los, und die wallonische Revolution nimmt ein klägliches Ende. Da sieht auch die Frau ihre Absicht, im Manne den Helden zu wecken, zuschanden werden. Der belgische Flirt verkehrt sich zu bitterem Ernst und führt zu schrecklichem Ende. Und Frau Germaine zieht das Fazit ihrer Ehe: ‚So war's, Liebe! Ich brachte Freundschaft und Pflichten! Er forderte die Liebe und nur Rechte. So wurde das Pfuschwerk einer Ehe!‘

Und die deutsch-wallonische Bewegung? Das Französische lebte, solange man es bekämpfte; als es wieder in dem Lehrplan der Volksschulen erschien, war die Bewegung tot. ‚Die Führer waren hinweggefegt vom Kampfplatze, die Schlachtenherde lief irr und wirr und drängte verschüchtert zusammen und wollte aus dem Brausen des Kampfes. Und wollte nur Frieden, um zu weinen. Die Frés schickten noch zu dem Dokteur, ob da keine Rettung mehr sei? Es sei keine mehr! Die neue Eifelbahn sei schuld! Und Xhayet kam und sagte: „Der deutsche Verkehr, die deutschen Fremden, die deutschen Freier! Es werden viele Mischehen, es werden viele Groschen, aber weniger Centimes, es wird Deutschland, Deutschland über alles!“ — — Der Ausklang ist wie der eines Märchens. Und willst du's wissen,

wie's geschah? Ein Fürst erstand! Der war Blut von ihrem Blute, temperamentvolles Blut! Napoleonsblut! Und konnte schäumen und lieben und groß und ritterlich sein wie sie! Das verhaßte Deutschtum war zu einer Persönlichkeit geworden! Die berauscht sie, die läßt ihre Begeisterung hoch lodern. Der Wallone muß lodern, wenn er liebt. Und er liebt — Guillaume II.' —

Hiermit ist der Inhalt des 663 Seiten starken Romanbandes nur in bezug auf die Hauptidee angedeutet, nicht umschrieben. Eine Fülle von Gestalten, zum Teil meisterhaft gezeichnet, bewegt sich im Rahmen dieses Kulturbildes, das mit einer impressionistischen Verve gemalt ist, wie sie einem rassenreinen Deutschen nie gelingen wird.

Trotzig ist die Verwegenheit der Dichterin, die Dinge beim rechten Namen zu nennen. Dennoch wird man nur bedingungsweise von ihrem Realismus sprechen können. Ihre Menschen sind nicht sowohl aus kleinen Einzelbeobachtungen aufgebaut, als vielmehr in genialer Totalimpression hingestellt und dann sozusagen in geistvoller Paraphrasierung ihres Wesens langsam vor unserm geistigen Auge entwickelt.

Nanny Lambrecht besitzt die große Gabe, eine Bewegung, einen Vorgang mit zwei, drei Worten ausdrucksvoll und bezeichnend hinzustellen. Sie hat den Esprit echten Galliertums und den sachlichen, exakten Sinn des Deutschen. Das gibt eine aparte Mischung. Wenn man ihre Kompositions- und Vortragsart überdenkt, so kann man sich wohl fragen, ob es sich hierbei nicht um mehr als die Eigenart eines selbständigen Talentes, ob es sich nicht auch um eine technische Bereicherung der modernen Erzählungskunst handelt. Die Frage ist nicht so leicht zu beantworten, als es Freunden oder Gegnern scheinen möchte. Denn es darf nicht ungesagt bleiben, daß den großen Eigentümlichkeiten ebenso große Absonderlichkeiten gegenüberstehen, die mit künstlerischem Verstand beherrschen zu lernen für dieses Talent von vitaler Bedeutung ist.

Der Roman ist nicht nur aus reicher Lebenserfassung, sondern auch mit einer verblüffenden Kennerschaft gewisser Milieus geschrieben. Ein Streit, der deshalb auf dem Schauplatz des Romans, insbesondere in Malmedy, wegen der Verwertung lebender Modelle entstanden ist, gäbe Veranlassung, das Recht des Dichters und dessen Grenzen in dieser Hinsicht wieder einmal zu erörtern. Doch entzieht sich dem Fernstehenden jede Möglichkeit eindringender Beurteilung. Indem er nur auf die innere Wahrheit sieht, muß er gestehen, daß ein hoher Wahrheitssinn in dem Werke lebt, der sich scheut, den psychologischen Konsequenzen im Interesse einer sentimentalen Huldigung an den Durchschnittsgeschmack irgend Gewalt anzutun. Das gibt ihm seine große moralische Bedeutung. Wer von dem Standpunkt aus, daß ein Roman bloß dem Unterhaltungszweck dienstbar sei, die Darstellung der absteigenden Lebenskurve Jules Pavonnets nur mit ungnädigem Auge ansehen wollte, würde die Absicht der Dichterin sehr verkennen. Einen reinen Unterhaltungsroman schreibt man mit leichterer Mühe als diesen. Wer dergleichen sucht, wird nicht auf seine Rechnung kommen, so wenig wie bei einem Roman von Balzac, denn der Roman ist schwer zu lesen: er setzt Phantasie und Ausdauer voraus. Auch wird ein solcher Leser sich an der furchtbaren Konsequenz stoßen, mit der Jules Pavonnet seinem Schicksal verfällt. Aber gerade diese eiserne Konsequenz des Bösen schließt die positive Lebenslehre in sich und wirkt wie alle Wahrheit befreiend und festigend.

Über den Sprachstil wäre viel zu sagen. Gutes und Böses. Die Hochlandleser stehen im Begriff, denjenigen des neuesten Romans dieser Erzählerin kennen

zu lernen. Er hat mehr des Guten als des Manierierten von dem der ‚Statuendame‘. Überhaupt: ‚Armsünderin‘ ist weniger ‚Tragelaph‘, ist eine nach Form und Inhalt adäquatere Schöpfung als der Wallonenroman. Der nicht so gar komplizierte Stoff ermöglichte eine einheitlichere, straffere Durchführung der Haupthandlung, die in ihren letzten tragisch erschütternden Ausläufen nur deshalb so überzeugend, echt und hinreißend wirkt, weil die Dichterin sich nicht gescheut hat, ihre Menschen ohne jede moralische Übertünchung hinzustellen und die Glaubhaftigkeit der inneren Vorgänge durch die Genauigkeit auch des äußeren Lebens zu erhöhen. Der, fast möchte man sagen, exakt genetische Aufbau des Romans verbietet es naturgemäß, ein Urteil, welcher Art es auch sei, auf Grund einzelner Teile zu fällen. Man würde dem Werke unrecht tun, wollte man die Teile nicht aus dem Ganzen, und den konfliktbegründenden Anfang nicht im Lichte des großartig und religiös erhebenden Schlusses betrachten.

Bis zu diesem hat nunmehr die Dichterin das Wort.

Karl Muth.

Viktorianische Dichtung.*

Mit aller Sorge und der genauesten Kenntnis des englischen literarhistorischen Materials, mit Berücksichtigung der Verwendung dieser Sammlung für Seminarübungen und Lektüre an höheren Lehranstalten ist diese Anthologie zusammengestellt worden.

Die Beschränkung auf acht repräsentative Dichter der Epoche entspricht dem durchaus gerechtfertigten Wunsch, ‚innerhalb des gegebenen Rahmens die Persönlichkeit hervortreten zu lassen, die in einer Auslese von Hunderten von Dichtern verloren gehen müßte.‘ Nichts dürfte dem Verfasser erwünschter sein, als durch die von ihm getroffene Auswahl die Leser seines Buches dazu anzuregen, selbst am nahezu unerschöpflichen Born den geistigen Becher zu füllen. Mit einziger Ausnahme des von Dr. Jiriczek vortrefflich charakterisierten Algernon Swinburne, dessen leidenschaftlicher Pessimismus an Byron und dessen klangvolles Pathos an Victor Hugo, und zwar auch deswegen erinnert, weil die Gedankenwelt beider Dichter eine relativ beschränkte ist, besitzt die viktorianische Dichtung den unvergleichlichen Vorzug, ihren Genius dem Dienste einer keuschen Kunst und hoher Ideale zu verpflichten. Es ist uns beschieden gewesen, mehreren Trägern derselben im persönlichen Verkehr begegnet zu sein. Zu Anfang der achtziger Jahre besuchte Tennyson Deutschland. Ihn begleitete sein Sohn und späterer Biograph, der nunmehrige Lord Tennyson, der ihn mit der aufopferndsten Liebe und wie eine Tochter pflegte. Beide Herren besuchten Freunde in Tegernsee und ihr Gastherr, Lord Acton, hatte Sorge getragen, verschiedene Bände seiner Gedichte in Tennysons Nähe zu bringen, der zuweilen eines oder das andere derselben vortrug und dann, wie Goethe, am Feuer der eigenen Kohlen schmolz. Uns sollte jedoch ein derartiger Genuß nicht zuteil werden. Tennyson blätterte in einem der Bände, legte ihn wieder hin, bewunderte Berge und See, und sprach, auf der Nachmittagsfahrt nach Kreuth, ausschließlich von Forstkultur und Landwirtschaft, über deren Betrieb er sich aufs eingehendste unterrichten ließ. Im Gegensatz zu seinem berühmten Porträt von Watts, das seine Züge stark vergeistigt, hatte seine äußere Erscheinung etwas

* Herausgegeb. von Dr. Otto Jiriczek. Heidelberg 1907, Carl Winters Universitätsbuchhdlg.

Derbes und verriet den Mann, der, ob bei Wind oder Wetter, am liebsten in freier Natur und auf der See seine Tage verbrachte. Mit Ausnahme des geschwächten Augenlichtes verriet seine rüstige, aufrechte Gestalt nichts von den Gebrechen des Alters. Er erweckte den Eindruck, daß ihm noch lange Jahre bevorstanden, eine Voraussicht, die nicht getäuscht werden sollte. Tennyson ging Jahre später, 1892, hinüber, fast bis zum Ende voll freudiger Schaffenskraft, von der das 1889 auf der Fahrt durch den Solent nach der Insel Wight entstandene wunderbare Gedicht ‚Crossing the Bar' Zeugnis gibt. Auch ‚Locksley Hall, sixty years after', das 1886 entstand und dessen Wiedergabe Dr. Jiriczek sich versagen mußte, ein feuriger Protest gegen viele moderne Lebensanschauungen und Wendungen, in der Politik vor allem, ist trotzdem kein Werk der Enttäuschung.

Ein ganz anders geartetes Talent, dunkel und unverständlich im Ausdruck tiefer und bestimmter Gedanken, ist Robert Browning. Er ließ es ruhig geschehen, daß eine Gesellschaft zur Auslegung seiner Dichtungen sich an Problemen zermartete, die er mit ein paar Worten hätte lösen können und der er nichts zu bieten hatte als die Versicherung, ihm selbst sei alles klar, was er geschrieben. Damit stand seine Persönlichkeit in Einklang. Browning, mit dem üppigen weißen Haupthaar, Schnurr- und Knebelbart, sah aus wie ein lebensfroher, gut erhaltener, wohl erst kürzlich pensionierter Kavallerie-Offizier. Er bewegte sich gern in Gesellschaft, huldigte den Frauen, gab sich einfach und anspruchlos, ohne, wie Tennyson, die äußern Formen hintanzusetzen. ‚Mr. Browning', redete ihn eines Tags bei Tisch eine sehr gelehrte, nicht mehr junge Dame an: ‚Wem würden sie den Vorzug geben, eleganten Herzoginnen oder geistreichen Frauen?' ‚Of course, Duchesses', klang es vergnügt über die Tafel. Seine Gattin, Elisabeth Barrett, war über vierzig Jahre alt, als er sie dem Vater, der sie ihrer schwachen Gesundheit wegen nicht verheiraten wollte, entführte, nach Florenz, wo ihr noch glückliche fünfzehn Jahre an seiner Seite bestimmt waren. Dr. Jiriczek ist ihr mit feinem Verständnis für die Schönheit ihrer Dichtung gerecht geworden. Gerechter als jüngst ein englischer Kritiker, der sie in der Überfülle ihrer ungleichen Produktion gestrandet nennt und von weiblichen Talenten der viktorianischen Era nur zwei Dichtungen von Emily Brontë, die er Erzeugnisse des Genius nennt, und einiges von Felicia Hemans, Joanna Baillie und Christina Rossetti von bleibendem Wert erklärt. Die Dichterin, der er die Palme zuerkennt, ist Mary Coleridge, die vollendete Herrschaft über die Sprache mit einer mächtigen Einbildungskraft und männlichem Ernst verbindet.

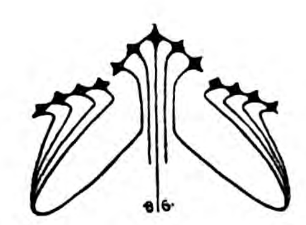
Unter den von Dr. Jiriczek gewählten Dichtern kannten wir noch Matthew Arnold, der, ebenso liebenswürdig wie begabt, sich allen Freunden ins Herz schrieb. Im bürgerlichen Leben bekleidete er das Amt eines Schulinspektors und wurde vor Jahren nach Deutschland geschickt, um die dortigen Erziehungsanstalten kennen zu lernen. So kam er auch nach München, wo einer unserer besten Ministerialbeamten ihm beigegeben wurde. Dieser war selbst literarisch tätig, höchst gebildet und angenehm, nur verstand er leider kein Englisch, während Matthew Arnold zwar genügend Deutsch, aber doch mit Schwierigkeiten sprach. Wir wurden beide von seinem Mentor zu Tisch geladen und ich fand es notwendig, die Anwesenden aufmerksam zu machen, daß dem Schulinspektor einer der besten englischen Dichter zur Seite ging, ein Mann vom Ruf wie etwa Paul Heyse in meiner Vaterstadt. Der Vergleich konnte nicht unglücklicher gewählt werden: es wäre besser gewesen, so wie Dr. Jiriczek es tat, von Goethes Lyrik zu sprechen oder Matthew Arnolds

kritisches Werk mit jenem von Sainte-Beuve in Zusammenhang zu bringen. Nichts Ähnliches gelang mir, und so blieb der englische Dichter in München unbekannt. Ich kann nur hoffen, es möge dank dem vorliegenden Buch das Versäumte nachgeholt werden.

Diese Zeilen sind unweit von Westminster Abbey, dem englischen Pantheon, geschrieben. An Winterabenden, wenn beim späten Gottesdienst die Lichter im Chor Eduards des Bekenners angezündet werden und die alten Glasfenster in geheimnisvollem Glanz funkeln, lockt es mich in die Abtei. Dort stehen manche, die ich kannte, im Marmor verewigt und in goldenen Lettern lesen sich ihre Namen auf den Steinplatten, die sie decken. Von den Schultern von Staatsmännern wallt der Pairsmantel. Gladstone, der es ablehnte, ihn zu tragen, steht neben dem alten Gegner Disraeli, endlich in Schweigen gehüllt auch er, während der andere etwas satyrisch, wie er es zu tun pflegte, zu lächeln scheint. Nicht weit davon stehen die Büsten von Grote, dem Historiker Griechenlands, von Darwin, dem Entdecker einer neuen Welt. In Poets Corner liegen Tennyson und Browning, auf die Shakespeares Statue herabblickt, er, dem glücklicher als die meisten Großen der Erde, nie eine verwegene Hand das Grab am Ufer des Avon entweihte. Die Reihen der Zeitgenossen beginnen, sich zu schließen: ‚Warte nur, balde ruhest du auch', scheinen Geisterstimmen dem Beschauer zuzuflüstern. Über all diesen schattenhaft bleich im Dunkel der Kathedrale sich drängenden Gestalten rauscht der Orgelton der Psalmen, das feierliche Gebet für das englische Volk und Land. Das Beste seiner Seele bewahrt der alte Münster. Einige Schritte davon, der Halle zunächst, wo ein König gerichtet wurde, tagt, streitet und regiert das Parlament. Die großen Führer, die vor kaum fünfundzwanzig Jahren die Geister lenkten und die Herzen begeisterten, sind in die Geschichte eingetreten. Ihre Kämpfe sind schon nicht mehr die unsrigen, ihre beredsame Stimme übertäubte längst der Tageslärm. Andere Generationen greifen in die Leier und heben das Schwert des Gedankens, bis es einst auch ihrer müden Hand entgleiten soll. Andere als wir werden zu entscheiden haben, wer von ihnen würdig befunden werden wird, in der Abtei zu schlafen. Wie immer das Urteil fallen möge, das viktorianische Zeitalter hat den Schiedsspruch nicht zu scheuen. Seine größten Männer waren edle Menschen. Ihr Vermächtnis an die Nachwelt lebt fort im unsterblichen Optimismus ihres Lieblingsdichters:

> ‚The old order changes, yielding place to new,
> And God fulfills himself in many ways,
> Lest one good custom should corrupt the world.'

Lady Blennerhassett.





Zwieträchtiges Christentum.

Das Freidenkertum rechtfertigt seinen Standpunkt oft durch den Hinweis auf den Streit der christlichen Parteien oder Gruppen. Und es hat neuerdings wieder mehr Gelegenheit als je, sich in der Rolle des tertius gaudens wohlzufühlen. Noch unlängst schrieb Justizrat Dr. Jul. Bachem im ‚Tag' (Nr. 293 vom 28. August):

‚Eine Flutwelle konfessioneller Erregung und konfessionellen Haders geht wieder über Deutschland hin. In dem kirchenpolitischen Konflikt der 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts konnten die konfessionellen Gegensätze kaum schärfer zugespitzt sein als heute.'

Aussagen friedfertig gestimmter Geister von der anderen Seite bestätigen die gleiche Tatsache. Da ist es denn angebracht, ja es ist höchste Zeit, daß von hüben und drüben alles getan werde, diese Zustände auf ein erträgliches Maß zurückzuführen. Dabei ist abermals eine Äußerung Dr. Jul. Bachems sehr beachtenswert:

‚Wenn solche Zustände sich entwickeln, liegt die Schuld niemals auf einer Seite allein. Es kann sich nur fragen, wo die größere Schuld liegt. Ich will das hier nicht untersuchen. Meines Erachtens ist konfessionelle Herausforderung auf katholischer Seite immer törichter, weil die Katholiken trotz ihrer größern Geschlossenheit keinen Augenblick vergessen dürfen, daß sie in Deutschland eine Minderheit bilden; auf protestantischer Seite sind dagegen konfessionelle Ausschreitungen immer gefährlicher, weil die Mehrheit leichter Empfindungen der Abneigung in Maßregeln übersetzen kann. Die Geschichte des sogenannten großen Kulturkampfes hat das bewiesen.'

Die Frage nach der ‚größeren Schuld' zu beantworten, hat man sich hüben wie drüben bemüht, und die Antworten waren sich noch immer stets entgegengesetzt. Wie wäre das zwischen zwei mit Erbitterung Streitenden auch anders möglich. Erst wenn diese Frage aus der öffentlichen Polemik ganz ausscheidet und es stillem Einverständnis überlassen bleibt, daß sie jeder in ehrlicher Selbsterkenntnis für sich beantworte, sind die Bedingungen gewisser Friedenspräliminarien gegeben. Frieden herbeiführen heißt Selbsterkenntnis üben, sich beherrschen und dem Gegner keine anderen Motive unterschieben als er selber Wort haben will. Die Wichtigkeit dieses letzteren Punktes hat soeben erst ein Sprecher auf protestantischer Seite in sehr achtenswerter Weise hervorgehoben. Der Tübinger Theologe Lic. F. M. Schiele schreibt in der von Professor D. Rade herausgegebenen ‚Christlichen Welt' über die Düsseldorfer Tagung der deutschen Katholiken. Als ein Charakteristikum

dieser Tagung erscheint ihm die innige Verknüpfung der Liebe zur Kirche mit königstreuer und staatserhaltender Gesinnung. Als ein wohlorientierter Mann gibt er sich keiner Täuschung darüber hin, daß gewisse protestantische Kreise in dieser katholischen Betonung der Anhänglichkeit an Kaiser und Reich nur eine Heuchelei, im günstigsten Fall eine ‚angenehme Inkonsequenz‘ sehen. Gegen diese Kreise wendet er sich, indem er schreibt:

‚Wenn wir uns mit den Katholiken auf dieser Arena (des Patriotismus, messen, werden wir also klug tun, ihnen keine Motive unterzuschieben, die sie nicht haben wollen. Auch sonst ist mir an diesem Beispiel so recht klar geworden, daß wir im Wettkampfe mit unserm größten Rivalen weiter kämen, wenn wir uns lediglich an die Motive hielten, die er selbst für seine Denk- und Handlungsweise angibt; sie reichen für einen ehrlichen Streit, der den Frieden will, vollauf hin. Und die Aussicht auf den Sieg wird für uns nicht geringer, wenn wir auf die Motive verzichten, die man durch Konsequenzmacherei konstruieren oder durch Ausgrabung latenten Kirchenrechts bloßlegen zu müssen glaubt.‘

In der Tat, diese Achtung des Gegners, die ihn nicht bei jeder Beteuerung als Lügner oder Heuchler im Verdacht hat, ist elementare Voraussetzung jeglicher Verständigung und ruhiger Hausgemeinschaft. Aber es gibt noch andere Voraussetzungen, die auf den ersten Blick weniger einleuchten, für die Stimmung der Gemüter indes von allergrößter Bedeutung sind, und darunter steht der Ton, in dem eine selbst gerechte Ab- und Notwehr erfolgt, nicht an letzter Stelle. Die ‚Köln. Volkszeitung‘ hat das Verdienst, in jüngster Zeit auf eine Reihe von bedauerlichen Wirkungen einer gewissen Methode des protestantischen Konfirmandenunterrichts und von aufreizenden Erscheinungen in Lehrbüchern u. dergl. hingewiesen zu haben. Diese Feststellungen haben Aufsehen gemacht und werden vielleicht einiges zur öffentlichen Kontrolle einer solchen unzarten Behandlung der brennendsten Wunde unseres nationalen Lebens beitragen. Wenn aber andererseits gerade diese im Interesse des Friedens unternommene Aufklärung doch wieder neuen Zank und Unfrieden verursacht, so liegt der Grund mindestens ebensosehr in der Wahl eines wenig glücklichen Parolewortes, als in der Tatsachenkonstatierung selbst. Dieses Parolewort: ‚Man kehre den Spieß um! (Wir sind zu zahm!‘ kam später noch hinzu!) entstammt berechtigter Entrüstung über einen einzelnen Fall, über den Dr. Jul. Bachem also referiert:

‚Die „Kölnische Zeitung“ hatte einem die spanische Inquisition in schärfster Weise behandelnden Artikel Aufnahme gewährt, einen ihr alsbald von einem katholischen Publizisten eingesandten Artikel über die noch größere Scheußlichkeiten aufweisende englische Inquisition, die Einführung des Protestantismus in England, dagegen die Aufnahme verweigert. Der aus diesem Anlaß veröffentlichte Artikel der „Kölnischen Volkszeitung“, welcher die Überschrift trug: „Man kehre den Spieß um!“ führte aus: Die Katholiken sollten sich solche Behandlung nicht länger widerstandslos gefallen lassen; man solle vielmehr regelmäßig jeden gegen die katholische Kirche aus Vorgängen der katholischen Vergangenheit geführten Schlag durch einen Gegenschlag auf verwandtem Gebiete beantworten. Es gibt,

so hieß es da, ein Mittel, welches in absehbarer Zeit seine Wirkung nicht versagen wird, die Repressalie, die im Kriegsrecht gestattet, ja manchmal geboten ist. Wenn überall auf die spanische Inquisition die englische Inquisition gesetzt würde, wenn allen geschichtlichen Verfehlungen auf katholischer Seite, welche immer wieder auf den Markt gebracht werden, alsbald entsprechende geschichtliche Verfehlungen im protestantischen Lager entgegengesetzt würden, würde der konfessionelle Friede schließlich den Nutzen davon haben.'

Um diese letztere Zuversicht zu teilen, wird man unseres Erachtens sehr vorsichtig unterscheiden müssen. Gewiß wird eine möglichst allseitige und unbefangene Erkenntnis der gegenseitigen Mängel und Fehler zu ruhiger Duldung und bescheidener Zurückhaltung in der lieblosen Anschwärzung und Beschuldigung des Gegners mit sich bringen. Aber doch nur, wenn diese Erkenntnis in ruhiger Überlegung reift. Wo hätte ein leidenschaftliches Vorrechnen der Schuld hüben wie drüben je zu Frieden und Aussöhnung geführt? Wie leicht machen wir dabei die Erfahrung, die der sanfte Erzbischof von Cambrai, Fénelon, in die Worte faßt: ‚Während des Streites erhitzt sich die Einbildungskraft und man belügt sich selbst.' Solange zwei Eheleute damit streiten, daß sie sich ihre beiderseitigen Familienverhältnisse, für die sie doch selber meist gar nicht verantwortlich sind, vorwerfen, ist jede Hoffnung auf Friede ausgeschlossen. Denn die Erbitterung wird weniger durch die vorgehaltenen Tatsachen genährt, als durch die Tatsache des Vorhaltens von Dingen, die dem andern weh tun. In der konfessionellen Polemik braucht man auf den Vorteil nicht zu verzichten, den anderen auch einmal in den Spiegel sehen zu lassen; doch um zu wirken, muß es mit pädagogischer Ruhe und der sittlichen Überlegenheit der Liebe geschehen, nicht aber in Ausübung eines Wiedervergeltungsrechts nach dem Volksspruch: ‚Schlägst du meinen Juden, so schlag' ich deinen Juden.' ‚Suaviter in modo', diese ständige Parole des großen Zentrumsblattes gefällt uns besser als die hoffentlich ephemere ‚Man kehre den Spieß um!' und ‚Wir sind zu zahm!' Wir wollen damit keiner sich selbst in den Winkel stellenden Bescheidenheit das Wort reden; denn wo es gilt, sich um den Preis der Selbstachtung gegen Unrecht zu wehren, muß man den Mund auftun. Aber man vergesse bei aller auf Friedenstiftung ausgehenden Arbeit nicht, daß es der Ton ist, der die Musik macht. Und wenn man den Katholiken auch nicht gerade eine höhere sittliche Verpflichtung zu liebevoller Gesinnung im Gegensatz zu andern zumuten wollte, so ist es doch Tatsache, daß der Katholik von Hause aus mehr Veranlassung zur Ruhe hat als der Protestant, ein für uns sehr beherzigenswerter Gedanke, dem Schiele also Ausdruck gibt:

‚Bei Alledem dürfen wir, um gegen uns selbst nicht unbillig zu werden, nicht vergessen, daß wir ganz anders vom Gegensatz gegen Rom leben, als Rom gegen uns. Wir sind nun einmal „Protestanten", und unsere Entstehung, unsere Geschichte, unser Dasein ist Protest gegen Rom. Wir können uns nicht auf unser Wesen besinnen, ohne uns von dem katholischen Wesen grundsätzlich zu scheiden. Das hat der Katholizismus nicht in diesem Maße nötig. Denn seine Verfassung,

sein Kultus und seine Theologie waren im wesentlichen abgeschlossen, ehe es Protestanten gab. Und wenn auch wir mit kritischem Auge in allen diesen Dingen, wie sie seither geworden sind, keinen völligen Abschluß, keine bloße Auseinanderfaltung dessen sehen, was immer schon dagewesen sein will, so lehnt doch der Katholik gerade hier unsere Auffassung völlig ab; und das Gefühl der Katholizität gibt ihm eine Ruhe gegen die Andersgläubigen, die wir so nicht aufbringen können.'

M.

Publikum und Theater.

Die Frage der Theaterreform ist wie so manche andere Frage unserer reformbedürftigen Zeit nun einmal an der Tagesordnung. Sie wird auch sobald nicht verstummen. Aber unter den vielen Mitteln, die man anpreisen hört, wird verhältnismäßig eines, das uns von einem gewissen Standpunkt aus als das wirksamste erscheint, am wenigsten erwogen und in Rechnung gestellt. Es ist der Einfluß des Publikums bezw. eines bestimmten Publikums auf das Theater und seine Darbietungen. Dieser Einfluß war ehedem, als die Theater noch fürstliche Privatunternehmungen waren, entweder nicht vorhanden oder sehr gering. Er wuchs in dem Verhältnis, als die Theater zum Teil in wirtschaftliche Abhängigkeit von den Besuchern gerieten, mit andern Worten, mehr oder minder Geschäftstheater wurden. Welches Theater ist aber heute nicht bis zu einem gewissen Grade Geschäftstheater? Selbst eine gut dotierte Hof- und Staatsbühne vermag in unseren Tagen nicht mehr ein selbstgestelltes Programm in ständigem oder häufigem Trotz gegen die Diktate des Kassenrapports rücksichtslos durchzuführen! Aus dieser Lage ergibt sich eine überraschende Möglichkeit, ein Theater durch geschickte Organisation bestimmter Volkskreise zu beeinflussen. Und da voraussichtlich auch beim Theater noch sehr lange das Angebot durch die Nachfrage geregelt sein wird, so dürfte eine solche Organisation eines der wirksamsten Mittel sein, der Herrschaft gewisser schlechter Geschmacks- und Geistesrichtungen die Herrschaft anderer, besserer Richtungen an die Seite zu setzen.

Daß es das Volk ist, welches den Charakter der Schaubühne bestimmt, finden wir neuerdings wiederholt ausgesprochen. Karl Scheffler, der geistvolle Kunstphilosoph und Essayist, macht in einer Abhandlung über das Theater (‚Moderne Kultur, ein Handbuch der Lebensbildung und des guten Geschmacks', Bd. 2. Die Persönlichkeit. S. 467, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) folgende Bemerkung:

‚Anders als soziologisch ist das Theater nicht zu betrachten; seine Geschichte ist zugleich ein Abriß der Sozialhistorie. Die Stimme des Volkes, die stets, wo immer es Zivilisation gegeben hat, laut nach circenses gerufen hat, bestimmt Art und Charakter der Bühnenkunst. Jede Zeit hat darum das Theater, das sie verdient. Der Grieche hat die edle Form seiner Schauspiele durch eine veredelte soziale Kultur erlangen müssen; Shakespeare und Calderon waren Exponenten des sehr lebensvollen und entschlossen männlichen Renaissancegeistes, und das japanische Theater spiegelt Zug um Zug das Wesen des allgemeinen Wollens und Meinens.'

Dem steht heute bei uns — als schärfstes Widerspiel — die völlige Undisziplinierheit allen Wollens und Meinens gegenüber, die naturgemäß die absolute Kulturlosigkeit unseres Theaterwesens im Gefolge hat. Bezeichnenderweise finden gerade Männer, die sich ein halbes Leben hindurch beruflich mit dem Theater beschäftigen, die schärfsten Worte zur Verurteilung dieses Mißstandes. Hans von Gumppenberg, der langjährige und angesehene Theaterkritiker der ‚Münchener N. Nachr.', gefragt, was er von dem kulturellen Einfluß des modernen Theaters halte, antwortet (‚Nord und Süd', 1908, S. 111):

‚So wie heute die Dinge liegen, wirkt das Theater viel öfter verzieherisch als erzieherisch, weit eher antikulturell als kulturfördernd. Ein naturalistisches Theater, das sich nicht über den Abklatsch der wirren und „zufälligen" Oberflächenwirklichkeit erhebt, ein rein artistisches Theater, das mit dem realen Leben überhaupt nichts zu schaffen hat, ein skeptisch-geistreichelndes Theater, das Probleme aufwirft, ohne sie lösen zu können oder lösen zu wollen, ein Theater des mechanischen Possenulks und des gassenhauernden Operettenstumpfsinns, ein Theater, das nur Sensationsgier oder sexuelle Lüsternheit befriedigen will, kann natürlich nur gegen, nicht für die Kultur in Betracht kommen. Von solcher Art aber ist das Meiste, das man heute als „Theater" kennt.'

Gegen solche Verhältnisse durch öffentliche Kritik anzukämpfen, hat sich als völlig fruchtlos erwiesen. Unsere namhaftesten Theaterkritiker an den sonst einflußreichsten und verbreitetsten Blättern gestehen das selber ein. Das letzte und durchgreifende Mittel einer Änderung würde immer nur die Rückkehr zu einer in den Fundamentalfragen des menschlichen Lebens einheitlichen Weltanschauung sein. Da sich ein solcher Wandel aber niemals a tempo herbeiführen läßt, so gilt es, inzwischen die Politik der kleinen Mittel zur Anwendung zu bringen und hier durch Konsequenz und Ausdauer zu ersetzen, was an Umfang und Tiefe nicht bewältigt werden kann.

Alle Bemühungen, dem Bedürfnis nach ernsteren Darbietungen, die eine gewisse Einheitlichkeit der Weltanschauung aufweisen, dadurch abzuhelfen, daß man mit Vereinstheatergründungen vorging, haben bis jetzt zu keinem Ergebnis geführt. Auch unsere Voraussage in bezug auf das Unternehmen der Münchener Calderon-Gesellschaft (Hochland 1906/07, 2. Band, Seite 629) ist leider eingetroffen. Das finanzielle Ergebnis hat so abschreckend gewirkt, daß man sich nur schwer zu einer Wiederholung des Experiments entschließen kann. Auf diesem Wege geht es nun einmal nicht. Es ginge auch nicht, selbst wenn außergewöhnlich große Mittel zur Verfügung stünden, und es wird solange nicht gehen, bis wir durch eine tüchtige Organisation das notwendige Interesse und die allenfalls sogar opferbereite Entschlossenheit der in Betracht kommenden Volkskreise vorbereitet und geweckt haben. Dazu aber bedarf es keiner eigenen Theater. Es würde vollständig ausreichen, wenn Stücke, die der obigen Anforderung entsprechen, eine solche Anteilnahme der mit unseren Theatermißständen unzufriedenen Kreise fänden, daß, wir wollen ganz bescheiden sein, die Theaterleitungen wenigstens nicht allen Mut verlieren, ernstere und sogar direkt religiös-christliche Stücke über-

haupt aufzuführen. Mit den allmählich günstiger lautenden Kassenrapporten würde auch das Entgegenkommen gegen solche Wünsche und Forderungen wachsen. Unsere allermeisten Theater-Intendanten, -Direktoren und -Unternehmer kämpfen auf ihren Bühnen nicht in erster Linie um Weltanschauung, sondern um gute Bilanzen und zum Teil um anständige literarische Zensuren. Sobald sich beides vereinigen läßt, sind sie die dankbarsten Menschen. Hier also heißt es einsetzen. Möge doch einmal gerade den bewußt christlichen Kreisen die Erkenntnis aufgehen, daß mit Klagen und Verurteilen auch auf diesem Gebiete nichts erreicht wird. Man kann für keine Sache im Leben etwas tun, für die man nicht tieferes Interesse und Liebe empfindet, so sich in die Tat umsetzen. Wie diese Erkenntnis gefördert und mit ihr im Bunde auf Grund einer Organisation im einzelnen gewirkt werden könne, das wäre einer besonderen Überlegung wert. Von unabschätzbarer Bedeutung wird stets die literarische Aufklärung sein, die das Volk in den Stand setzt, sich von der angemaßten Autorität der literarischen Klique und Reklame zu emanzipieren und seinem eigenen Gefühl zu vertrauen. Denn in bezug auf die Darbietungen unserer Bühnen gilt es besonders, was Paul Goldmann (‚Vom Rückgang der deutschen Bühne'. Frankfurt 1908. S. 40 ff.) von der Literatur im allgemeinen behauptet:

> ‚Zwischen dem, was das Volk braucht und verlangt, und dem, was die literarischen Kreise ihm bieten, besteht ein klaffender Widerspruch. Es hat sich zwischen Literatur und Volksempfinden allmählich ein Gegensatz herausgebildet, den man mit demjenigen zwischen einer formalistischen Justiz und dem Rechtsgefühl des Volkes vergleichen könnte.'

Und doch hat das Volk gerade auf dem Gebiet des Theaters die Macht, seinen Willen durchzusetzen. Goldmann betont das, um fortzufahren:

> ‚Aber das Schlimme ist, daß das Publikum sich selber nicht traut. Der Respekt vor den literarischen Autoritäten, der Trieb, nur ja immer die neueste literarische Mode mitzumachen, der Snobismus sind so groß, daß das Publikum sich oft genug verleiten läßt, gegen seine eigene bessere Überzeugung zu urteilen.'

Literarische Aufklärung, die sich aber nicht bloß im kritischen Verurteilen alles Modernen, sondern in einer gleichzeitigen positiven Einführung in das Verständnis echter Dichtwerke älterer und neuester Zeit betätigen muß, wird also das Wichtigste sein, was zunächst geschehen kann, und wer immer an der Sanierung unseres geistigen Lebens mitwirken will, möge jede Bemühung, die im Dienst dieser Aufklärung steht, unterstützen.

M.





Zeitgeschichte.

Der Katholikentag dieses Jahres übte die alte Macht seiner Vorgänger über die Geister aus. Fast wie Naturereignisse können diese Tagungen durch ihre Häufigkeit und längst gewohnte Sicherheit, mit der in den alten Weckrufen und Protesten die jährliche Wiederweihe der Grundpfeiler katholischen Denkens und Lebens vor sich geht, an Wucht um nichts verlieren. Solange durch den Organismus des katholischen Deutschlands das gesunde Blut der Väter fließt, werden auch diese großen Pulsschläge die alte ungebrochene Kraft anzeigen. Das Urteil aus der Ferne haftet allzu leicht an den wenig veränderlichen Zügen, welche die Katholikentage in den öffentlichen Versammlungen der Allgemeinheit zuwenden, und kann die Arbeitsfülle nicht überschauen, die in den hundertfältigen Verhandlungen der das Ganze bildenden Interessenkreise geleistet wird. Daß so vielgestaltiges Leben, Sorgen, Bitten, Mahnen alljährlich am Orte dieser Tagung zusammenströmt, ist doch Beweis dafür, daß es befruchtet und bereichert von dort auch ausgeht. Die von Freund und Feind bewunderte Einmütigkeit ist durchaus nicht als bewegungslose Starre anzusehen. Wer am Ufer steht, mag manchmal Schiff und See in Ruhe glauben, indes an Bord ein bewegtes Hin und Wider aus der Tiefe zu spüren ist. Auch dieser Katholikentag trug das Angesicht der sachlichen Einmütigkeit. Die ehrlichen Gegner verhehlen ihre Überzeugung nicht mehr, daß wir auf den jährlichen Generalversammlungen unser Eigenes betreiben. Die alten Zweifel, die man in unsere Tauglichkeit zu einem an Kaiser und Reich ergebenen Staatsbürgertum setzte, sind stumpfe Waffen geworden; die reine echte Vaterlandsliebe glüht so merklich unter allem Beraten und Beschließen, bricht aus Rednern und Hörern oft mit so spontaner Macht hervor, daß man dem Gegner raten möchte, endlich von einer andern Seite anzugreifen. Auch unsere Friedliebe kann selbst für den schärfsten Beobachter der Dinge nicht mehr in Frage stehen. Freilich muß sie Duldung und Abwehr zugleich sein. Von diesem Gesichtspunkt aus ist die Rede des Oberlandesgerichtsrat Marx-Düsseldorf, der um des Friedens willen gegen die Imparität, Voreingenommenheit und Unkenntnis als die Quellen des Hasses ankämpfte, nicht minder eine Tat der Versöhnlichkeit als die holländischen Friedensberichte des Pfarrers Dr. Janssen. Mit seinem einleitenden Wort auf Schaepmans Gedächtnis war zugleich jener Geist beim Namen genannt, der heute die Katholiken und Protestanten Hollands in versöhnlicher Zusammenarbeit verbindet, und schon 1894 von dem erfolgreichen Politiker in folgende Worte ge-

faßt wurde: ‚Wo es auf unsere Grundsätze und unseren Glauben ankommt, da sind wir Niederländer, von welchem Bekenntnisse auch, steil intolerant. Aber in einem Satze sind wir einig und fest, in diesem, daß in unseren modernen Staaten, daß in Ländern mit konfessionell gemischter Bevölkerung der Religionsfriede immer dann wirklich und ehrlich möglich ist, wenn die öffentliche Behörde, das Staatsgesetz und die Staatsregierung durchaus und in keiner Weise für irgend eine Richtung Partei nehmen.‘ Wenn Janssen meinte, es handle sich auch in Deutschland nicht um den Kampf der Konfessionen, sondern des Glaubens und Unglaubens, so hat er damit eben die ideale Forderung, aber nichts weniger als die tatsächlichen Zustände gezeichnet. Die priesterliche Glut, mit der er die getrennten Brüder beschwor, um Christi willen Frieden zu halten, wird Verständnis finden bei denen, die ihn bisher schon gehalten — es sind die dogmatisch uns Fernsten —, indes die gutmeinenden Hüter der dogmatischen Tempelruine, die Luther übrig gelassen, vorläufig noch bleiben werden, wie sie sind. Auch ihnen mag der Düsseldorfer Tag neue Gewähr dafür sein, wie duldsam die eigene Sicherheit uns macht. Über dem strengen Wort des Heilands: ‚Wer nicht für mich ist, der ist gegen mich‘ wollen wir das mildere an seine Jünger nicht vergessen: ‚Wer nicht gegen uns ist, der ist für uns.‘ — Auch im übrigen bot die Tagung nichts Ungewohntes. Das Wirrsal religiöser Zeitströmungen sichtete Professor Mausbach mit gewohnter Geschmeidigkeit auf den Grundlinien der Enzyklika Pascendi. Die mit vielem Beifall überschüttete Rede des Professors Meyers konnte keine der herrschenden Meinungen im literarischen Lager der deutschen Katholiken gegen sich einnehmen und erfreute alle zugleich mit einem wohltuenden Optimismus. Wuchtig, zielbewußt und fortschrittfreudig berührte alles, was den Volksverein für das katholische Deutschland betraf. Erfolg ist nun einmal der Schatten seiner Fahne.

W. H. Riehl schreibt irgendwo: man will auf den katholischen Versammlungen wesentlich nicht diskutieren, sondern für längst fertige Resultate neue Bekenner gewinnen und die alten begeistern. Was die Katholikentage betrifft: Distinguo. Für das katholische Ideal sollen dort neue Bekenner gewonnen, die alten begeistert werden. Auch soll nicht über die Grundfragen unserer Weltanschauung diskutiert werden, ihre Lösung steht im voraus fest, aber das Ideal ins Leben einzuführen, die Gefahren, die der Gesellschaft drohen, zu erkennen und zu nennen, den Nöten des Volkes Helfer zu schaffen und endlich wohl auch am oftgeschmähten Eigengut sich zu freuen, am eigenen Herde wieder warm zu werden, das ist der Segen der Katholikentage und soll es immer bleiben!

Jos. Bernhart.

Philosophie.

Ein philosophischer Erzieher und Bildungsmittler hohen Rangs ist am 14. August mit Friedrich Paulsen dahingegangen. Ihm war es nicht darum zu tun, seiner Zeit eine neue Philosophie zu schenken, sondern sie zunächst wieder philosophisch denken zu lehren; die ‚Einführung in die Philosophie‘ blieb sein Hauptwerk. Schon dies keine kleine Aufgabe gegenüber einer Zeit, die innerlich so zerrissen ist wie die unsere, in deren Philosophie zumal (um mit Paulsens eigenem Wort zu reden) seit Hegels letztem großen Einigungsversuch geradezu ‚Anarchie‘ herrscht.

Einigende Kraft eignet nicht nur großen bis zur letzten Konsequenz durchdachten Gedanken, sondern unter Umständen mehr noch dem vermittelnden Standpunkt. Paulsen war mit Bewußtsein ein solcher Vermittler; seine ‚Ethik‘, die den eudaimonistischen Glückseligkeits-

begriff und den kantschen Pflichtrigorismus in einer ‚energistischen‘ Lehrform zu verschmelzen sucht, dankte diesem Bestreben ihre kompromißmäßige und insofern oft recht unphilosophische Lebensnähe. Dem Geschichtsschreiber des gelehrten Unterrichts ermöglichte gerade dies ruhige Abwägen die vielverübelte gerechte Würdigung jesuitischen Pädagogenverdienstes. Und selbst da, wo Paulsen, seiner irenischen Natur zum Trotz, als Streiter glaubte auftreten zu müssen, in seiner ‚Philosophia militans‘ gilt sein Kampf den beiden Fronten der Extremen, er ficht ‚gegen Klerikalismus und Naturalismus‘. Sein schamerfüllter Protest gegen Häckels ‚Welträtsel‘ wird ihm zugleich in charakteristischer Weise zur schmerzlichen Klage über den philosophischen Bildungstiefstand unsres Volkes. Auf der anderen Seite ficht er aber auch nicht minder entschieden gegen die einzige philosophische Systemform, die jemals das gesamte Geistesleben ganzer Völker durchdrungen hat, gegen die Scholastik und setzt ihr gegenüber Kant als den ‚Philosophen des Protestantismus‘ aufs Panier.

Und doch ist mit Fug Paulsen das Recht bestritten worden, sich einen echten Kantianer zu nennen; denn wie er in seiner Ethik den kantschen Pflichtbegriff ablehnt, so macht er in der Erkenntnislehre Kant viel zu sehr zum positiven Metaphysiker und Voluntaristen, ähnelt ihn dem eigenen Ideal eines ‚idealistischen Monisten‘ an, das er schließlich doch noch vollkommener in Fechner verwirklicht findet. Daß Paulsens Lehre ihrem Grundzug nach pantheistisch ist, mögen viele seiner Leser leicht vergessen. Seine ganze Darstellungsweise verlockt dazu, zumal ihm ja selbst ein ‚symbolischer Anthropomorphismus als notwendige Form des menschlichen Gottesglaubens‘ gilt. Aber nicht minder nahe liegt die Annahme, auch Paulsen selbst habe seiner Grundtendenz oft genug in glücklicher Inkonsequenz vergessen. Schon in seiner ‚Einleitung in die Philosophie‘ stellt er an diese die Anforderung, ‚die religiöse Weltanschauung und die wissenschaftliche Naturerklärung miteinander verträglich zu machen‘, und noch unlängst bezeichnete er als Zukunftsaufgabe der Philosophie ‚die Vermittlung zwischen dem Glauben und Wissen‘. Derlei verträgt sich, wie in dieser Zeitschrift schon dargetan wurde (Juliheft 1908, S. 470 ff.), schlecht mit der Ablehnung der Scholastik und des religiösen Dogmatismus in jeder Form; zumal sich Paulsen bewußt bleibt, daß das religiöse Sehnen des Menschenherzens sich befriedigt findet, ‚allein in einer gegebenen, geschichtlichen Religion, nicht in ausgebeuteten Gedanken oder Bildern, die sich der einzelne erfindet‘; und das ist eben nur möglich auf dem Grund eines dogmatischen Lehrbestands. Paulsen stand trotz seines theoretisch radikalen Antidogmatismus, der ihn auch im publizistischen Kampfe um höheres Schul- und Unterrichtswesen oft weit links drängte (er verlangte z. B. Abschaffung des dogmatisch-konfessionellen Religionsunterrichts) dem religiösen Fühlen innerlich nahe genug. Nie schwand ihm, dem Sohne nordfriesischer Bauern, die Erinnerung an das Elternhaus, ‚in dem das alte „Ora et labora“, „Bete und arbeite“ den Ton angab‘ und diesen Ton ließ er auch im eigenen Hause fortklingen. Auch dem religiösen Leben des katholischen Volksteils stand der Freund Reichenspergers und Mitkämpfer manchen guten Kampfes um die sittliche Reinheit unsres Volks mit wachsendem Verständnis gegenüber. Wie allen Dingen, so suchte er auch dem konfessionellen Gegensatz die beste Seite abzugewinnen; gerade ihm schrieb er die Intensität des religiösen Lebens im deutschen Volke zugute und übrigens galt ihm: ‚Besser ein religiös gespaltenes Volk, als eine einheitliche Staats- und Nationalreligion byzantinischer Ordnung‘.

Im Scheidejahr des verflossenen Jahrhunderts wußte der eifrige Bildungsidealist dem kommenden keinen besseren Wunsch zuzurufen als einen ‚neuen Enthusiasmus für die Erziehung‘. Und als man ihm (es war auf dem evangelisch-sozialen Kongreß 1899 nach Paulsens Vortrag über ‚die Wandlungen des Bildungsideals in ihrem Zusammenhang mit der sozialen Entwicklung‘) vorwarf, sein Erziehungsideal trage den religiösen Faktoren zu wenig Rechnung, da bekannte er: ‚Volksbildung ist religiöse Bildung; ein ganzes Volk kann nicht leben ohne Religion, Religion ist die Verfassung seines gesamten geistigen Lebens. Eine neue Religion zu gründen, liegt uns fern. Unsere Religion ist gegeben, sie ist gegeben durch das geschichtliche Leben, in das wir hineingepflanzt sind . . . Es sind uns im jüngsten Jahr allerhand Erzieher empfohlen worden: Schopenhauer, Rembrandt u. a. Ich würde sagen: Nein, es kann nur heißen: Jesus als Erzieher unsres Volkes und Erzieher der Menschheit. Ich glaube nicht, daß über diesen Punkt hinauszukommen ist‘.

So steht Paulsen, gleich seinem größeren Vorbild Fechner, auf der Wende vom intellektualistischen Bildungsideal der Aufklärungszeit zu einem neuen, zunächst nur gefühlsmäßig religiösen. Aber gerade die Neuschulung des philosophischen **Denkens**, die er anbahnen half, wird sich auch aus dieser Unklarheit emporringen.

Dr. Max Ettlinger.

Länderkunde.

Nordpolexpeditionen. Das Jahr 1907 hat zwei Polarwerke von sehr verschiedenem Charakter gebracht. Das Buch des **Herzogs Philipp von Orleans** ‚A travers la banquise du Spitzberg au cap Philippe‘ (Paris, librairie Plon) ist ein selten schön ausgestattetes Prachtwerk (353 S., mit Porträt des Verfassers, 10 Farbendruck-Tafeln, 400 Illustrationen nach photographischen Aufnahmen, einem großen Profil eines Teils der ostgrönländischen Küste und zwei Karten). Es war keine Polarfahrt großen Stils, nur ein Sommerausflug von wenigen Monaten, in dem der Jagdsport (auch im Bilderschmuck) eine große Rolle spielt, aber doch nicht ohne wissenschaftliche Zwecke, und mit einem beachtenswerten geographischen Ergebnis. Mit der Belgica unter Führung von Adrien de Gerlache — doch wohl dasselbe Schiff und derselbe Kommandant, die 1898 den ersten antarktischen Winter durchmachten — besuchte er im Juni 1905 Spitzbergen, lief im Juli am Rand des grönländischen Packeises vorbei, forcierte Ende des Monats den Packeis-Gürtel und erreichte die Küste bei Kap Bismark (77°), dem nördlichsten Punkt, den vor 38 Jahren die deutsche Expedition unter Koldewey erreicht hat. Von hier ging er noch stark einen Grad weiter nördlich, meistens dicht an der bis dahin unbekannten Küste (Terre du duc d'Orléans), die er bis Kap Bourbon (79°) sichtete. Nach einem kleinen Vorstoß östlich ins Packeis, bei dem eine Meerestiefe bis zu einigen Dutzend Meter abwärts sondiert wurde (Banc de la Belgica), lief er im August wieder südwärts und kam über Island zurück. — In anspruchsloserem Gewande, übrigens noch immer reich illustriert, präsentirt sich R. E. **Pearys** Buch mit dem stolzen Titel ‚Dem Nordpol am nächsten‘ (R. Voigtländers Verlag, Leipzig, 1907. XI. und 309 S. Mit 96 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers und einer farbigen Karte des Polargebietes zu Pearys Reisen 1892—1906). Die Verdienste dieses rastlosen Mannes um die Erforschung der höchsten arktischen Gebiete (Grönland, Grantland und das von ihnen südlich begrenzte Eismeer) gehen noch weiter als 1892 zurück. Schon 1886, also zwei Jahre vor Nansens berühmter Durchquerung Grönlands, hat er in erheblich höherer Breite einen kräftigen Vorstoß

über das grönländische Island-Eis gemacht. 1891 nimmt er sein Standquartier am Inglefield-Golf (78°). Seitdem hat er, soviel ich weiß, ausnahmlos jeden Sommer und manchen Winter im hohen Norden verbracht. In das folgende Jahr fällt der (drei Jahre später wiederholte) gewaltige ‚weiße Marsch‘, der ihn vom Inglefieldgolf über die Eiskappe in mehr als 8000 Fuß Seehöhe bis zur Unabhängigkeits-Bai (82°) an der bis dahin gänzlich unbekannten Nordostecke Grönlands führt. 1900 unternimmt er, obwohl ihm von den erfrorenen Füßen sieben Zehen abgenommen worden sind, die große Schlittenreise um die Nordküste Grönlands herum. 1902 marschiert er von Grantland über das Packeis bis jenseits des 84. Grades. 1906 endlich folgt die verwegenste aller seiner Reisen, deren Schilderung den Hauptinhalt des hochmerkwürdigen Buches bildet. Bereits im Februar, bei einer Temperatur bis zu — 40 R. werden von der Küste von Grantland Hilfsexpeditionen vorgeschoben, die ihn bis etwa zum 86. Grad mit Proviant versehen und in den Stand setzen sollen, mit vollem Proviant die letzten vier Grade in Angriff zu nehmen. Er selbst bricht Ende Februar auf. Eine Woche lang liegt er jenseits des 84. Grades am offenen Wasser der ‚großen Rinne‘; als er sie endlich überschritten hat, sprengt ein sechstägiger Sturm die verschiedenen Abteilungen auseinander und treibt ihn weit nach Osten. Trotzdem unternimmt er noch einen Vorstoß nach Nordosten und überschreitet am 21. April, ‚dem Nordpol am nächsten‘, Nansens und Cagnis Rekord schlagend, den 87. Grad. Auf dem Rückzug nach der grönländischen Nordküste ist er mit knappster Not dem Tode entgangen. Im Mai hat er sein Schiff wieder erreicht, und schon im Juni zieht er, an der Küste von Grantland entlang, bis zur Nordspitze von Axel Heiberg-Land, die Verbindung mit dem Forschungsgebiet Sverdrups herstellend. Die Expedition von 1906 ist überreich an verzweifeltem Wagnis; zum Ziel, d. h. zur Erreichung des Nordpols, hat auch sie nicht geführt, trotz umsichtigster Vorbereitungen. Der Bericht läßt manchmal die Präzision vermissen, manches wird dem Leser unklar bleiben. Das hat Peary selbst sich nicht verhehlt, aber auch in dem nur wenige Zeilen füllenden Vorwort die sehr triftige Entschuldigung geboten: Am Weihnachtsabend 1906 war er nach New-York zurückgekehrt, und am 30. März 1907 beschloß der Peary Arctic Klub, ihn sofort einen neuen Versuch machen zu lassen; — daß er da, ‚beständig mit dringender Arbeit überhäuft‘, den schriftstellerischen Teil seiner Lebensaufgabe übers Knie brechen und darauf verzichten mußte, der Darstellung die gewünschte Form zu geben, versteht sich von selbst. Jetzt weilt er wieder im hohen Norden. Ob er den Pol erreicht, von dem ihn 1906 nur noch etwa 70 Wegstunden trennten? An tollkühnem Mut fehlt es ihm nicht, und die Technik der Schlittenfahrt über die Packeis-Massen beherscht er wie wohl kein Zweiter. Wundern könnte man sich freilich nicht, wenn das neueste Unternehmen dieses hartnäckigsten aller Polfahrer mit einer Katastrophe endete. Er ist einer solchen schon oft nur um Haaresbreite entronnen.

Dr. H. Cardauns.

Literatur.

Carl Hauptmann.* Es ist ein böses Ding wenn dem Willen zur Macht die Kraft zur Macht fehlt. Daß sich dann entweder Pose oder Dekadence oder beides zusammen als Resultat herausstellt, dafür haben die letzten Jahrzehnte das bunteste Material beigebracht, und die Größen der Literaturrevolution wur-

* Die älteren Werke von C. Hauptmann sind meist bei S. Fischer in Berlin erschienen, die neueren bei Callwey-München, ‚Einhart der Lächler‘ in 2 Bänden bei Bard, Marquard & Cie. in Berlin. Preis brosch. Mk. 7.00.

den so wenig verschont wie das verhöhnte Kaffeehausgenie. Was hätte man doch alles so gerne können mögen; von der brutalen Kraft etwa des Arbeiters bis zu einer durch Nietzsche veredelten Abart des Salonhelden (siehe Sudermann) reichten die geheimen Sehnsüchte. Was wollte man in Drama, Roman und Lyrik an neuem modernen Leben alles bewältigen, wie zuversichtlich dachte man selbst das Gemeine und Rohe zur Höhe ernster Kunst zu erheben! Doch über dem hastigen Streben, des Wirrwarrs der Eindrücke Herr zu werden, gingen die Nerven zugrunde. Man kehrte, als der Taumel vorbei war, demütig zu den alten Meistern zurück, die mit mehr Glück und Kraft aus dem Komplizierten und Verwirrenden das Einfache und Natürliche, aus dem Leben den schönen Sinn herauskristallisiert hatten. Auf diese Weise entwickelten sich die Dekadenten zu Ästheten, Eklektikern, und das sehnsüchtige Gefühl für Schönheit einerseits, der Sinn für das ewig Menschliche andererseits führte zum heilkräftigen, schlichten Reichtum der Natur und der Heimat.

Was dem schroffen Bruch mit der Tradition nicht gelang, dem scheint der langsame Fortschritt näher und näher zu kommen. Eine neue Generation baut auf den Trümmern der alten weiter, zum Teil selbst noch mit den Anfängen ihres Schaffens auf das alte Programm eingeschworen. Zwar die Leute aus dem Alemannenwinkel, Hesse und Strauß, zu zu denen sich neuestens Ludwig Finkh und Jakob Schaffner gesellten, standen dem nordostdeutschen Naturalismus und seinen Folgeerscheinungen von Anfang an viel ferner als etwa der Lübecker Thomas Mann oder gar die Schlesier Hermann Stehr und Carl Hauptmann, aber beide Gruppen werden zusammengehalten durch das Ringen um einen neuen Stil, der, feinhörig lauschend oder wuchtig einherstürmend, dem noch Ungesagten Sprache, dem noch Ungeformten Gestalt verleihe. Vor allem Carl Hauptmanns Bücher bieten in dieser Hinsicht ein hohes Interesse.

Carl Hauptmann ist ein paar Jahre älter als sein Bruder Gerhart, trat aber fast ein Jahrzehnt nach diesem erst dichterisch hervor, und zwar mit ‚Marianne' (1894), einem Familienstück Ibsenscher Färbung. Dann folgten zwei Schauspiele, die einer andern Richtung des deutschen Naturalismus nachgingen, die ‚Waldleute' und ‚Ephraims Breite', dieses ein rechtes Musterstück jener Stimmung, die von der Ursprünglichkeit bäuerlicher Triebe und Gefühle angereizt beim Nachschaffen durch den Versuch zu realistischer Treue sich von ihrem aufgeregten Staunen zu befreien suchte. Carl Hauptmann tastete schon hier über die blanken Wirklichkeitseindrücke hinaus nach einer organischen Belebung durch seelische und sittliche Strömungen. Die durch äußere Literatureinflüsse anfänglich etwas in Bann gehaltene Individualität hatte sich inzwischen in den ‚Sonnenwanderern' (1896), einer Art rhythmisierter Skizzen, entladen, die ihr von aller Rücksicht befreites Jauchzen noch nicht durchwegs in Form zu halten vermochten. Doch reifte der für den Dichter nunmehr charakteristische hymnische Stil immer mehr zu gedrungener Innigkeit heran. Das ‚Tagebuch' (1899), eine Sammlung aphoristischer Betrachtungen und knapper Schildereien aus Natur und Leben, bietet hierin Erlesenes, namentlich in jenen wunderbar rhythmisch abgemessenen Perioden, die immer weiter sich öffnend und immer weiter ausgreifend, gleichsam nach dem Unendlichen zu sich sehnsüchtig auftun, um dann energisch fragend oder leise staunend abzuklingen.

Der Dichter steckte sich höhere und höchste Ziele: Stil und Form und Größe des Inhalts zu vereinigen, das ‚Große, Ganze, Gewaltige in der Zeit' aus den ‚zerpflückten, zerstückten Sehnsuchten' aufzubauen, mit einem

Wort das neue, ‚große‘ Drama zu schaffen, um das seit den achtziger Jahren in allerhand Ansätzen gerungen worden war. Wir haben bis jetzt drei Dramen hohen Stils von ihm, die ‚Bergschmiede‘ (1901), des ‚Königs Harfe‘ (1903) und den ‚Moses‘ (1906), alle drei wahrhaft groß gedacht — ganz jene ewig-menschlich schlichte Größe, die dem Dauernden die Unterlage geben muß — ästhetisch mit hoher Kunst und starker Rücksicht auch auf bildhafte Wirkung komponiert, im einzelnen voll intimster Reize und unmittelbarster Charakterisierungen. Aber auch Carl Hauptmann hat nicht den letzten Rest jener eigentümlichen Kälte zu überwinden vermocht, die von dem Stildrama der jüngsten Zeit unzertrennlich scheint, wenn auch bei ihm das Gedankliche und Ersonnene vom inneren Feuer schon zu starker Stimmungseinheitlichkeit durchgeglüht ist. Was tonangebend hinter diesen Dramen steht, ist eigentlich so recht die Zeitsehnsucht nach dem sicher Führenden und überschauenden, dem mit unzerspaltener natürlicher Kraft Wirksamen und Herrschenden, ist der Inhalt der Herrenmenschen-Theorie, aber alles Geckenhaften und Kleinlichen entkleidet und selbstständig in die einzig mögliche Behandlungsart, ins Machtvoll-Tragische emporgehoben. Ich habe hier vor allem den Kontrast in der ‚Bergschmiede‘ im Auge, den ‚mächtigen Schmied‘ und den ‚sanften Horand‘, zwischen denen Katharina hin- und herschwankt, um schließlich doch dem Starken und Finsteren sich zu weihen.

Der Dichter hat auch versucht, das rein naturalistische Drama in Versen zu stilisieren, und zwar in der ‚Austreibung‘ (1905). Mit weniger Glück, wie mir scheint. Das Buch hat zu viel Rohstoff, zu viel blankes Leben, bloße Leidenschaft, — es handelt sich im wesentlichen um eine ländliche Kokette — so daß äußere und innere Formgebung auseinanderklaffen. Auch mit den noch übrigen prosaischen Werken steht Carl Hauptmann dem Naturalismus näher, ästhetisch und ethisch allerdings noch weiten Vorsprung behauptend. Ästhetisch insofern er die kleinen Einzelzüge der Wirklichkeit durch die Macht seiner innigen Anschauungskraft zu ruhigeren und tieferen Eindrücken sammelt, ethisch, weil er, die Wünschelrute der Menschenliebe brauchend, die Quelle trifft, die dem Stoff Innerlichkeit zuführt. In dem Buche ‚Mathilde‘ (1902), wie steht er da staunend zugleich und mitleidend vor dem Leben einer armen Frau und erzählt in schlichtem Aneinander, was dieses Fabrikmädelleben an schwacher und starker Menschlichkeit und an verhaltener Größe in sich birgt. Ähnlich Tiefblickendes und Herzliches steckt in Fülle auch in den Skizzen und Novelletten der Sammelbände ‚Aus Hütten am Hange‘ (1902) und ‚Einfältige‘ (1905), obwohl sich mitunter gerade hier der Zusammenhang zwischen Heimatkunst und deskriptivem Naturalismus ganz scharf nachweisen läßt.

Neben der ‚Bergschmiede‘, dem in der Idee am weitesten ausgreifenden Werke Carl Hauptmanns, sind mir bisher die ‚Miniaturen‘ (1904) als sein intimstes und in der Einzelausführung vollendetstes Buch erschienen. Was diese Skizzen an suggestiver Kraft der Stimmung, sei es nun Natur- oder Seelenstimmung, was sie an Feinheit der Nuancierung, an sprachlicher Anschmiegungskunst leisten, das ist völlig wunderbar und ein Höhepunkt in seiner Art. Nun ist aber vor einiger Zeit ‚Einhart der Lächler‘ erschienen, ein Buch, das in der Entschiedenheit der persönlichen Stilisierung noch ein paar Schritte weiter geht. Gewiß, es gibt hie und da unter den neuartig gefügten Satzreihen auch hastige und exaltierte — der Dichter spricht selbst einmal von Blöcken, die nur halb behauen niederfallen — aber doch kaum Worte, die wirklich nichts sind als Worte, die nicht eine Ahnung aufgehen

lassen von einem warmen Hintergrund lebendiger Gefühle und voll durchlebter Stimmung. Gegenüber Schilderungen von ganz einzigartiger sprachplastischer Knappheit kommt das bischen allzu Wortreiche gar nicht in Betracht und verschwindet überdies unter dem großen Grundton hingebender Innigkeit, mit dem der Dichter hier das Werden, Leben und Sterben Einharts, eines Malers, begleitet, sein Suchen, Finden und Entsagen, die Sehnsucht seiner Seeele und seiner Sinne. Namentlich der erste Band ist eine Art ästhetisches Erbauungsbuch, das man aufschlagen kann, wo man will, um bald auf anregenden Stoff, belichtet vom Zauber eines starken Temperaments, zu stoßen. Für die technische Ineinanderfügung der Handlung dieses ‚Romans‘ ist das ja kein gutes Zeichen, desto mehr aber für den seelischen Reichtum, den künstlerischen Scharfblick, die intuitive Anschauungskraft der Persönlichkeit, die hinter ihm steht.

Worauf alle Schwankungen der literarischen Entwicklung immer wieder zustreben, das ist reinste, schlichteste, uralte Menschlichkeit, aber mit neuen Augen und beziehungsreicher gesehen und jene Empfindungsfülle in sich bergend, die der Zeitsehnsucht gemäß ist. Erst durch die Beherrschung dieser Empfindungsfülle, durch persönlichen Kraftüberschuß können neue Stile und Formen sich bilden. Allmählich erstarren auch diese wieder und werden zu Formeln und Formaten, bis die Materie aufs neue sich empört und in sogenannten Revolutionen das Abgenützte abschüttelt.

Eine solche Zeit haben wir hinter uns, und Carl Hauptmann ist einer von denen, die am sichersten, ist vielleicht der, der am umfassendsten aus dem Wirrwarr der letzten Jahrzehnte heraus nach der formvoll-ruhigen Einheitlichkeit und Anschaulichkeit ringt, wo nicht mehr das Übermaß an unverarbeiteter Äußerlichkeit oder das Gerippe des Problems die Wände des Kunstwerks sprengt.

M. Behr.

E. v. Handel-Mazzetti ist noch immer Gegenstand lebhafter und sympathischer Besprechung in kritischen Blättern, Zeitschriften und an literarischen Vortragsabenden. Ja, man darf sagen, daß ihre Schätzung seit dem Erscheinen des Romans ‚Jesse und Maria‘ von Monat zu Monat nicht bloß nach der Höhe gewachsen, sondern auch in die Breite gediehen ist. Nicht lange mehr, und man wird in keinem literarischen Zirkel bestehen können, ohne sie gelesen zu haben. Das ist ein erfreuliches Zeichen zunehmender sachlicher Wertung des Guten, woher es auch komme, ein Zeichen, das wir nicht ohne einige Genugtuung wahrnehmen, da es eine alte, von uns oft bekundete Überzeugung bestätigt, die neuerdings Julius Hart im ‚Tag‘ also formuliert:

‚Der jung-katholischen Literaturbewegung ist in der österreichischen Dichterin E. von Handel-Mazzetti das Talent erstanden, welches über allen Sekten- und Parteienstreit und Wahn hinwegführt. Das echte und reine Kunstwerk trägt immer eine Macht der höchsten Duldung in sich, und jeder Glaube, jede Überzeugung, weil sie uns aus ihm innerlich, innig und wahr entgegengetreten, enthüllen darin ihre vollkommensten und eigentlichen Lebenswerte. Das Innerliche und Wahrhaftige selbst ist das, ohne welches weder eine echte Religion noch eine echte Kunst bestehen kann, es macht für sie beide die Lebensquelle aus, und alle Überzeugungskraft geht für uns aus von solcher Innerlichkeit und Wahrhaftigkeit. Die Menschen, welche diese in sich besitzen, haben immer gegenseitigen Respekt voreinander und sind, mögen auch sonst ihre Anschauungen und Meinungen auseinandergehen, doch unter sich wieder zu einem großen Orden und Bund vereinigt. Das echte und reine

Kunstwerk erweckt die Gefühle der Duldsamkeit, weil es stets auch aus einem Wesen der Duldsamkeit entsprungen ist, aus einem urästhetischen Wesen, das sich liebevoll in jede andere Natur versenken, diese verstehen und mit ihr empfinden kann. So sind auch die katholischen Romane der Handel-Mazzetti nicht Werke einer Ecclesia militans und voller Bekehrungswut, nicht aus Meinungsstreit entstanden — sondern aus jener allgemein menschlichen großen Gesinnung des unsterblichen Wesens hervorgegangen, welches mit feurigen Armen verlorene Kinder zum Himmel emporhebt.'

Andere namhafte Beurteiler sprechen sich nicht minder anerkennend aus: Erich Schmidt, der einflußreiche Berliner Literarhistoriker, leitet eine prägnante, aber gewichtige Besprechung (Deutsche Rundschau 1907, 2) mit den Worten ein: ,Dem deutschen Roman ist eine große neue Kraft erwachsen, und dem bewundernden Willkomm, den mit vielen katholischen, evangelischen, profanen Stimmen die Doyenne nicht bloß der Dichtung Österreichs ihrer Kunstgenossin und Landsmännin geboten hat, schließen wir uns aus vollem frohen Herzen an. Wie Enrica v. Handel-Mazzetti Rang und Wesen einer wahren Freifrau verkörpert, so gilt das vorangestellte Wort „Kraft" im eigentlichen Sinn. Seit manchen Jahren ist kein poetisches Werk erschienen, worin Zustände und Menschen, Gegensätze und Ereignisse einer fernen Zeit mit solcher Gewalt aufgefaßt und mit solcher seelischen Durchdringung eines Stückes Kulturgeschichte vergegenwärtigt wären als hier.'

Auch Ferdinand Avenarius hat sich über ,Jesse und Maria' (Kunstwart XXI, 2) in folgendem Sinne geäußert: ,Wüßt' ich doch seit lange keine dichterische Erzählung, deren Mitgenuß ich gern so vielen vermitteln möchte — und wenn die katholischen Deutschen auf diese Dichterin schon weitum aufmerksam geworden sind, so wissen doch die evangelischen größtenteils noch wenig von ihr. Hier ist von katholischer Seite ein Buch, das ohne Herabschrauben der kritischen Ansprüche auch von uns als ein Meisterwerk anerkannt werden darf, und dabei ein duldsam, vornehm und frei gesinntes, ja ein wahrhaft edles Buch.'

Auch die Sammlung ,Deutsches Recht und andere Gedichte', deren dritte, stark geänderte Auflage demnächst erscheinen wird (wir werden dann Gelegenheit haben, nochmals darauf zu sprechen zu kommen), erzwingt sich die Anerkennung aller zum Urteil Berufenen. Viele der Gedichte sind bereits mit größter Wirkung öffentlich rezitiert worden und haben somit unsere Voraussagen (Hochland, 1907/08, S. 348) gerechtfertigt. Kein Geringerer als Ernst von Possart wird in diesem Winter die Ballade ,Deutsches Recht' in einer Reihe deutscher Städte zum Vortrag bringen — ein Genuß, den sich keiner versagen sollte, der in der glücklichen Lage ist, diese Gelegenheit wahrzunehmen.

-th.

Ottokar Kernstock vollendete heuer im Juli sein sechzigstes Lebensjahr; weit über die Grenzen seiner Heimat, weit über die Gemarkung der grünen Steiermark, wurde der schöne Gedenktag gefeiert. Und der alte Mönch und Burgpfaff, der seit zwanzig Jahren als Pfarrer auf dem Schlößchen Festenburg wohnt, konnte helle Freude haben an dem begeisterten Widerhall seiner Lieder, der in verjüngter Kraft an dem Festtage die alten, wettergrauen Mauern der stillen Klause im Wechselgau erfüllte. Kernstocks Vater besaß jene gemütstiefe Frohnatur, jene ewig junge Lust zu fabulieren, jene bilderreiche Phantasie, die uns den Dichter so nahe bringen. Ich schätze den Essayisten, den gewandten, scharf blickenden Kritiker Kernstock, den anerkannten Gelehrten, der im Archiv des Klosters Vorau manch interessantes

Denkmal deutscher Kultur fand, höher als den viel gekannten Lyriker. Ich möchte von den glücklichen Zufällen absehen, die ihn in seinem Kloster Sangesweisen deutscher Minnesänger aus dem vierzehnten Jahrhunderte, Bruchstücke des höfischen Epos ‚Wigalois', das Fragment eines Mysteriumspieles u. v. a. finden ließen, und besonders auf seine geschichtlichen und kunstgeschichtlichen Essays hinweisen, die hoffentlich einmal gesammelt werden; auch seine literarischen Arbeiten zeigen die klaren Züge einer ganzen Persönlichkeit, die mit großem Verständnisse und Freimut den literarischen Fragen entgegentritt.

Als Lyriker kam Kernstock zuerst in den ‚Münchener Fliegenden Blättern' vor die Öffentlichkeit; heute liegen die beiden Bändchen ‚Aus dem Zwingergärtlein', ‚Unter der Linde' vor. Die fleißige Beschäftigung mit altdeutscher Literatur, der Traum, den er immer wieder unter der Linde seines Zwingergärtleins von deutscher Vergangenheit träumt, — haben gewiß dazu beigetragen, daß seine klangreiche Leier vorwiegend auf altdeutsche Motive abgestimmt ist. Kernstock ist ein Sohn der grünen Steiermark, dem Kampfesboden entsprossen, auf dem seit Jahrzehnten ein blutiger Streit um das Deutschtum wütet, ein nationaler Streit, in den man politischen Hader warf. Das erklärt zum Teile die lauten Rufe nach echtem Deutschtum, die aus den Liedern Kernstocks tönen, die zarten, deutschen Stimmungsbilder, die wie Veilchen und Vergißmeinnicht im reichen Liederkranze blühen. Dieser tiefere Grund seines Minnesängertums erhebt Kernstocks Lyrik über schales Epigonentum; sie mag ja manchmal an Scheffel, Baumbach erinnern, es mag ihr ja vielfach der große Reiz einer lyrischen Persönlichkeit fehlen: aber sie kommt aus einem vollen Herzen, sie singt vom schönen Ideale eines deutschen Mannes, sie hat den deutschen Charakter, und das erobert ihr die Herzen des Volkes; ja, noch mehr, sie hat die Kraft, zu wahrem Deutschtum zu erziehen; und das macht sie zu einem echten Nationalgut.

Johannes Eckardt.

Eine neue Rousseau-Biographie. Ein Ereignis für das intellektuelle Paris oder vielmehr für dasjenige, was als solches gelten will, waren in den beiden letzten Wintern die Vortragszyklen des Akademikers Jules Lemaitre über Rousseau bezw. über Racine. Das feinste und eleganteste Publikum, zum großen Teil aus Damen bestehend, drängte sich allwöchentlich um den Redner und lauschte aufmerksam seinen geistvollen Ausführungen. Die gesammelten Vorträge des vorigen Winters hat Lemaitre nun als Rousseaubiographie herausgegeben. Wenn man weiß, aus welchem Anlaß und für welches Publikum sie entstanden ist, wird man sich von vornherein darüber klar sein, daß man darin keine neue kritisch-wissenschaftliche Würdigung des Genfer Philosophen suchen darf, sondern eine für Laien berechnete, lediglich interessant und fesselnd sein wollende Studie. Der Verfasser hat sich zur Aufgabe gestellt, aus der Betrachtung von Rousseaus Leben und Werken eine ‚Geschichte seiner Gefühle' zu schöpfen; und weil Rousseau, wie kaum ein anderer Schriftsteller vor und nach ihm, in allen seinen Schriften sich selbst in den Vordergrund zu stellen bestrebt war, sind bei ihm Leben und Werke so eng ineinander verwoben, daß sie bei einer solchen Betrachtung nicht zu trennen sind. An der Hand der wohl — wie kaum anders zu erwarten — sehr subjektiven, aber doch in vieler Hinsicht überzeugenden Ausführungen Lemaitres kann eine kurze Skizzierung von Rousseaus innerem Lebensgang von Interesse sein.

Die sechs ersten Bücher der ‚Confessions', worin Jean-Jacques seine Jugend schildert, zeigen ihn uns als zuchtlosen und lasterhaften, faulen und willensschwachen Vagabunden, der gewissenlos

lügt und stiehlt und sich beinahe zehn Jahre lang von einer Frau, deren Liebhaber er wird, unterhalten läßt. Daß er dabei eine gewisse Harmlosigkeit und Herzensgüte, sowie schon ein leises Streben nach Besserung offenbart, daß er ferner an einer angebornen sehr lästigen Krankheit leidet, im höchsten Grade neurasthenisch ist, und daß schon in jener Zeit eine Störung seines geistigen Gleichgewichts zu bemerken ist, entschuldigt ihn nur zum Teil, rechtfertigt aber keineswegs sein späteres Auftreten als Sittenlehrer und Verbesserer der Gesellschaft.

Mit 29 Jahren kommt er nach Paris, wo er mit Therese Levasseur das Verhältnis anknüpft, das die unverzeihlichste Tat seines Lebens, das Verlassen seiner fünf Kinder, zur Folge haben sollte. Nur ein Mensch von so grenzenloser Subjektivität wie Rousseau, der sich nie nach seinen Handlungen, sondern allein nach seinen Empfindungen beurteilt hat, konnte es wagen, sich mit einem solchen Verbrechen auf dem Gewissen in aller Naivität für den tugendhaftesten aller Menschen auszugeben und die moralische Reform der Gesellschaft, ja sogar die des Erziehungswesens, zu unternehmen.

1749 veröffentlicht er seine erste aufsehenerregende Schrift, die die Preisfrage der Akademie von Dijon, ob der Fortschritt von Kunst und Wissenschaft zur Verbesserung der Sitten beigetragen habe, mit Nein beantwortete. Dieses Nein sollte für seine ganze spätere Tätigkeit richtunggebend werden, und es ist höchst merkwürdig, daß es allem Anschein nach gewissermaßen vom Zufall, nämlich von einer Besprechung mit Diderot, abhing. Wie dem auch sei, seine erste Wirkung war, daß Jean-Jacques, seine Rolle als Sittenverbesserer ernst nehmend sich entschloß, ‚der Welt zu entsagen'. Er verzichtete auf die Höflichkeitsformeln, die er nie beherrscht hatte, nahm eine einfachere Kleidung an, verkaufte seine Uhr (!), begann sich durch Notenabschreiben sein Leben zu verdienen, und — ließ sich mit Wonne wie ein Wundertier anstaunen. Wie äußerlich seine Reform war, geht auch daraus hervor, daß er, der unerbittliche Feind von Kunst und Wissenschaft, noch im Jahre 1752 eine leichte Operette, ‚Le devin de village', schrieb und komponierte und der in Fontainebleau vor dem Hofe mit großem Erfolg stattfindenden Erstaufführung mit wahrem Freudenrausch beiwohnte. Doch nach seiner Beantwortung der zweiten Preisfrage der Dijoner Akademie über den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen, worin er energisch die Rückkehr zur Natur forderte, vollzog sich in ihm, wie er behauptet, eine völlige Umwandlung: ‚Bis dahin war ich gut gewesen — nun wurde ich tugendhaft.' Allerdings werden wir auch jetzt noch nicht versucht sein, diese ‚Tugendhaftigkeit' allzu ernst zu nehmen, wenn wir bedenken, daß er gerade in dieser Zeit in das ihm von Frau d'Epinay zur Verfügung gestellte Landhaus ‚L'Ermitage' zog, um nun auf beinahe zwei Jahre in einer ebenso eleganten und kultivierten wie lasterhaften Gesellschaft zu leben. Hier, wie noch mehr später bei seiner Intimität mit dem Marschall von Luxembourg, zeigt sich der Apostel der Gleichheit in höchstem Maße geschmeichelt von der Herablassung und Liebenswürdigkeit seiner hohen Freunde.

In der Neuen Heloïse, worin er sich unter den Zügen von Saint-Preux malt, offenbart Jean-Jacques, zum ersten Mal mit so großer Deutlichkeit, seine krankhafte Empfindsamkeit, womit er ein ganzes Geschlecht anstecken sollte. Im Emile zeigt er darauf, wie ein echter ‚homme sensible' gezüchtet wird. Was uns bei letzterem Werke aber am meisten auffällt, das ist die bei Jean-Jacques immer wiederkehrende Unvereinbarkeit von Theorie und Praxis. Dafür, daß man den Emile nicht als einen Erziehungstraktat, sondern nur als einen Roman ansieht, sorgt sein Verfasser, wenn er alle die-

jenigen, die ihn um Rat fragen, davon abhält, die hier niedergelegten Erziehungsgrundsätze zu befolgen, da sie nur in ganz besonderen, schwer zu verwirklichenden Umständen zu empfehlen seien. Ebenso verfährt er im Contrat social, in dem er die entwickelte Regierungsform als eine nicht für Menschen, sondern höchstens für Götter passende bezeichnet. Dank der menschlichen Dummheit haben aber gerade diese beiden Werke, deren Unhaltbarkeit ihr Verfasser selbst einsah, am meisten Wiederklang gefunden und am meisten Unheil gestiftet.

Seine religiösen Anschauungen legt uns Jean-Jacques dar in der im Emile enthaltenen Profession de foi du vicaire savoyard. Dieses dogmenlose Christentum ist zwar nichts weniger als kirchlich, aber jedenfalls besser als der Atheismus und Materialismus der Enzyklopädisten. Wir finden es später wieder, wenn auch in etwas anderer Form, bei Bernardin de St. Pierre, bei Lamartine, bei Victor Hugo und — bei Robespierre, Saint-Just und den Theophilantropen. Rousseaus religiöse Gefühle scheinen sich von nun an zu vertiefen und auch auf sein Leben günstig einzuwirken. Nach der Veröffentlichung des Emile wird durch das Pariser Parlament ein Verhaftsbefehl gegen ihn erlassen (wegen der Worte des Vikars über die Offenbarung und die Wunder), und nun beginnen für ihn unstete, ruhelose Jahre. Von einem Ort zum andern wird er gehetzt, seine geistigen Fähigkeiten verwirren sich immer mehr, aber gleichzeitig wächst seine natürliche Gutmütigkeit. Mit bewundernswerter Geduld und Ergebung trägt er sein hartes Schicksal und reißt nun wirklich sein Herz von allem Vergänglichen los. Ein Zeugnis seiner abgeklärten Denkweise in den beiden letzten Jahren seines Lebens haben wir in den Rêveries d'un promeneur solitaire. Die Demut hat er zwar noch nicht gelernt; er fängt jedoch an, einzusehen, daß manches in seinem Leben nicht einwandfrei war und einige seiner Taten, wie das Verlassen seiner Kinder, bitter zu bereuen. Gleichzeitig ist er aber völlig vom Verfolgungswahn beherrscht, und es ist nicht ausgeschlossen, wenn auch nicht erwiesen, daß er seinem Leben durch Selbstmord ein Ende gemacht hat.

Werfen wir nun einen Blick zurück auf die Entwicklung dieses merkwürdigen Mannes, so werden wir am meisten betroffen durch die seltsamen Widersprüche, denen wir auf Schritt und Tritt begegnen. Sie lassen sich alle auf eine Ursache zurückführen: die schrankenlose Herrschaft der Phantasie und der Empfindsamkeit über die Vernunft. Rousseau war sein Leben lang ein individualistischer Träumer, der die Gesellschaft dadurch verbessern wollte, daß er die von unzähligen Generationen mühsam errungenen Kulturgüter kurzerhand über Bord warf und sich und seine Empfindungen in den Mittelpunkt einer neuen Weltordnung stellte. Und dabei hatte dieser große Theoretiker das Temperament eines Dichters, eines Byron oder eines Musset, und die Tragik des Schicksals wollte es, daß er sein dichterisches Genie gerade auf Gegenstände verwandte, die keine Phantasie vertragen, und daß seine Theorien, deren Undurchführbarkeit er selbst einsah, gerade ihrer Unsinnigkeit wegen die zukünftigen Geschlechter verblenden und zu unheilschweren Taten verleiten sollten.

‚Ich habe für die Romantik geschwärmt und ich habe an die Revolution geglaubt. Und nun denke ich mit Besorgnis, daß der Mann, der zwar nicht allein, aber wohl mehr als irgend einer, bei uns die Revolution und die Romantik hervorgerufen oder vorbereitet hat, ein Fremder, ein Kranker und schließlich ein Verrückter war. — Aber er ist geliebt worden. Und viele lieben ihn noch; die einen, weil er ein Meister der Illusionen und ein Apostel des Widersinnigen ist; die anderen, weil er unter den berühmten Schriftstellern ein Geschöpf aus Fleisch und Blut war,

der Schwäche, der Leidenschaft, der Sünde, dem Schmerz, dem Traum unterworfen. Und ich selbst, nach diesem langen Verkehr mit ihm, aus dem mir manche Freude zuteil wurde, will ihn ohne Haß gegen seine Person verlassen, — mit der schärfsten Mißbilligung einiger seiner bemerkenswertesten Ideen, der aufrichtigsten Bewunderung für seine so seltsam neue Kunst, dem tiefsten Mitleid mit seinem armseligen Leben, — und einem „heiligen Schauder" (im lateinischen Sinne des Wortes) vor der Größe und dem Geheimnisvollen seiner Wirkung auf die Menschen.'

Diese versöhnenden Worte, womit Lemaitre sein Buch schließt, sind nicht imstande, den Eindruck des Unbehagens, den das Ganze auch auf den Rousseau Fernerstehenden macht, zu verwischen. Und so versteht man, daß die gerade zur Zeit in Frankreich sehr zahlreiche Gemeinde Jean-Jacques' mit Entrüstung gegen eine solche Entweihung ihres Helden Einspruch erhob. Besonders erwähnenswert ist die Schrift des Historikers Aulard, der im Gegensatz zu Lemaitre dartun will, daß die öffentliche Meinung nicht irrt, wenn sie in Rousseau eine der nationalen und republikanischen Größen begrüßt. Und in diesem Wort ‚republikanisch' steckt der Kern der Sache. Denn in Frankreich spielt die Politik überall ihre Rolle. Der tiefere Grund der Gunst, in der gegenwärtig die Schriftsteller des 18. Jahrhunderts und unter ihnen besonders Rousseau stehen, ist in ihrem Antiklerikalismus und Antimonarchismus zu suchen. Lemaitres Zugehörigkeit zur nationalistischen Partei hat dagegen sein Urteil über den ersten Verkünder der Revolutionsgrundsätze wohl einigermaßen getrübt.

Marguerite Hellin.

Kunst.

Künstlerbekenntnisse und -Programme. Die Gegenwart hat den Stilschöpfern unseres Zeitstils, den großen Impressionisten, noch ihre Dankesschuld abzutragen, vor allem Vinzent van Gogh, dem Seltsamen, Ungeheuerlichen. Er teilte das Los mancher seiner Genossen und der vieler anderen Großen, die Pfadfinder einer neuen Kunst waren. Heute stehen große Preise unter seinen Bildern, und da er sie schuf, mußte er darben. ‚Diesmal ist es mir recht schwer geworden, mein Geld war am Donnerstag zu Ende, und bis Montag Mittag war es verteufelt lange. Ich habe hauptsächlich in diesen vier Tagen von 28 Kaffees gelebt, und das Brot dazu ist noch nicht bezahlt. . . Weißt du, was mir für eine Woche übrig bleibt und das nach vier Tage strengem Fasten? Gerade 6 Francs. Mittags habe ich gegessen, heute abend schon gibts nur eine Brotrinde. Und das ganze Geld geht ins Haus und in die Bilder.' So schreibt er einmal an seinen Bruder, der Kunsthändler war. Van Gogh machte sich Vorwürfe, daß seine Arbeit die Kosten nicht einbrachte. Wenn er sich dann mit Plänen getragen, Wandel zu schaffen und die Impressionistenbilder in Kurs zu setzen, kann er auf einmal schreiben: ‚Es sollte mich nicht wundern, wenn das alles nur eine Fata Morgana wäre, Luftschlösser des Hungers: je mehr man in der Klemme ist, besonders wenn man außerdem krank ist, desto eher denkt man an dergleichen Möglichkeiten.' Van Gogh ist in der Nervenheilanstalt gestorben; durch eine Kugel hat er dies Leben abgekürzt. Er ist ein Opfer seiner Kunst, der echte Impressionist, der sich so sehr in die Materie der Natur versenkt, bis er von ihr verzehrt wird. Mit einer ungeheuren Arbeitsglut hat er unter sengender Sonne und im jagenden Winde im Freien vor seiner Staffelei gestanden, die Natur mit heißhungrigen Augen verschlungen und mit fieberhafter Bewegung in grellen Farbenzuckungen auf die Leinwand gefesselt. ‚Jetzt, seitdem ich mir Pinsel und Malgerät gekauft habe, habe ich denn auch gearbeitet und geschuftet, daß ich totmüde davon bin, sieben gemalte Studien in einem Zuge . . . Ich kann mich buchstäblich nicht

auf den Beinen halten und mag die Arbeit doch weder im Stich lassen noch mich ausruhen.'... ‚Ich bin in einer Arbeitswut, da die Bäume in der Blüte sind und ich einen Obstgarten in der Provence in seiner grenzenlosen Heiterkeit malen wollte.'... ‚Es gibt hier wundervolle Nächte. Ich habe ein andauerndes Arbeitsfieber.' Seherisch glaubt er an eine große Zukunft der ihm verwandten Malerei und unermüdlich arbeitet er, sein Teil beizutragen. Dann kommen wieder Rückschläge. ‚Wir fühlen uns gering und, um ein Glied in der Künstlerkette zu sein, zahlen wir einen harten Preis der Jugend, der Gesundheit, der Freiheit, die wir nicht mehr genießen als der arme Droschkengaul, der die Leute, die den Frühling genießen wollen, in die freie Natur hinauszieht.' Doch nicht die Bekenntnisse persönlichster Natur machen die ‚Briefe'* an seinen Bruder und an seinen Freund E. Bernard vor allem wertvoll. Sie sind Selbstzeugnisse eines Mitschöpfers eines neuen Stils, der sich hier klärend über sein Verhältnis zur Natur und zu großen Meistern ausspricht, miterleben läßt, wie er immer tiefer in der Wirklichkeit Wurzel faßt und die Geheimnisse der Farbe ergründet. Man hält oft eine flache registrierende Objektivität für das Wesen des Impressionismus. Hier lernt man einen Mann kennen, der sich mit tausend Fasern an die Welt der Erscheinungen klammert und dabei eine durchaus individuelle, herbe Persönlichkeit ist.

Wer die Natur künstlerisch bewältigen will, muß sie verstehen und belauschen, wo sie sich am ungeschminktesten gibt. Tradition und Kultur haben in ihrer sinnverwirrenden Fülle die Fähigkeit dafür abgestumpft. Eine jungfräuliche Natur zu erfassen braucht es einen Sinn, der sich dem Natursinn primitiver Völker angleicht und mit ihnen in den Dingen aufgeht. Da mögen dem Kulturmenschen neue künstlerische Offenbarungen werden. Solche hat Paul Gauguin, der Freund van Goghs auf Tahiti gesucht und in seinem Buche ‚Noa Noa'* (wohlriechend) davon erzählt. Dieses kunstpsychologische Motiv verwerten wir aus dem Buch als Zeugnis urmächtigen Dranges, wie er im Impressionismus nach Ausdruck rang, die stark persönlichen und in der Reflexion nur teilweise geläuterten Bekenntnisse des unter den Insulanern als ihresgleichen und nach ihren Sitten mitlebenden Künstlers als Folie mit in Kauf nehmend. Der in einer verfeinerten Kunst Geschulte steht der neuen ungebrochenen Farbenwelt zuerst hilflos gegenüber. ‚Ich versuchte zu arbeiten, machte allerlei Notizen und Skizzen. Aber die Landschaft mit ihren starken, reinen Farben blendete mich, machte mich blind. Ich war immer unentschieden, suchte und suchte... Und dabei war es so einfach zu malen, wie ich es sah, ohne viel Überlegung ein Rot neben ein Blau zu setzen! Vergoldete Gestalten in Bächen und am Strande entzückten mich; warum zögerte ich, diesen Sonnenjubel auf meine Leinwand zu bannen! O, diese alten europäischen Überlieferungen! Die furchtsame Ausdrucksart entarteter Rassen!' Zur neuen Farbe gesellte sich ihm die einfache und klare Körperform der unverfälschten Rasse. Diese verleiht den Bildern eine primitive Monumentalität, wodurch die impressionistische Flächenkunst an Größe gewinnt. Gauguins und insbesondere van Goghs Bekenntnisse sind menschliche und künstlerische Selbstzeugnisse, die in ihrer absichtslosen Unmittelbarkeit wie Kunstwerke selber zum Betrachter reden in jener einfachen Sprache, die aus dem künstlerischen Urquell dringt und doch nur Geheimnisse stammelt.

Anders ist Wilhelm Trübners Buch ‚Personalien und Prinzipien'.** Trübner hat hier seine frühern Schriften gesammelt,

* Vinzent von Gogh, Briefe mit 12 Abbildungen, 2. erw. Auflage, geb. 3.60 M. Berlin, Bruno Cassirer.

* Paul Gauguin, Noa Noa. Mit 8 ganzseitigen Abbildungen. Geb. M. 4. Berlin, Bruno Cassirer.

** Berlin, Bruno Cassirer.

so ‚Die Verwirrung der Kunstbegriffe‘ und ‚Das Kunstverständnis von Heute‘ und anderes, und ‚Biographische Notizen und Erinnerungen‘ vorangestellt. Es sind keine seelisch-persönlichen Bekenntnisse, auch die biographischen Angaben nicht; keine Kunstanschauung hat sich hier statt in Bildern in Worten Form geschaffen. Trübner will klären, Richtungen weisen, seine Sprache ist referierend und programmatisch. Wir hören nicht von inneren Kämpfen, die die Seele um eine neue Kunst- und Lebensform zerwühlen, sondern von Streitigkeiten des Tages, vom Unverstand des Publikums und dem Unwert der konventionellen akademischen Malerei und von vielem anderen. Man begreift, wie es einen Künstler von der Art Trübners, der seine Stoffe in redlicher Arbeit auf eine klare, fast nüchterne Formel bringt, zwingt, Schönredereien und Effektarbeiten, sowie dem vielen Unverstand des Kunstgetriebes gegenüber seinen Ruf für Ernst und Sachlichkeit ohne Kompromisse zu erheben. Der Beschauer eines guten Gemäldes hat mehr Gewinn als der Leser von hundert Seiten Theorie. Aber nur der unverbildete. Und gegen die Verbildung wenden sich Trübners Schriften.

Der Künstler trägt die Gesetze seines Schaffens in sich selber. Die ganz individuelle Schöpfertat entzieht sich der Wissenschaft, der Ästhetik wie der Kunstgeschichte. Doch läßt sich's der Forschungstrieb nicht nehmen, über dieses geheimnisvolle Leben zu grübeln, und wenn er es selber nicht fassen kann, so doch den Kern, der das Leben barg, zu zergliedern. Entsprechend den Fortschritten hierin wandelt sich auch der Inhalt der Kunstgeschichte wie die Kunstbetrachtung. Waren diese früher mit einer Menge kulturhistorischer, literarischer und novellistischer Details überladen, so haben die neuen Erkenntnisse das Feld verengt, aber tiefer gegraben. Gerade der Impressionismus hat über die geistigen Unterschiede von Farbe und Linie neue Aufschlüsse gebracht. Beide Bildelemente, zu denen noch das Helldunkel kommt, setzen sich in Komposition und Rhythmus auf eigene Weise durch und bilden Stil. Von Künstlerseite dargestellt, wo sich das Anschauliche und Beispielreiche mit dem Systematischen verbindet, wie in Rudolph Czapeks ‚Grundproblemen der Malerei‘,* ein Buch für Künstler und Lernende, sind diese Erkenntnistatsachen von schätzbarstem Wert für die künstlerische Schulung. Hier handelt es sich nicht um das persönliche Bekenntnis einer Kunstanschauung, aber um Probleme und ihre Lösungen, wie sie sich aus der Praxis ergeben und an Beispielen gezeigt werden können, nicht minder nützlich für den Laien wie für den angehenden Künstler. Die zeitgemäße und parteinehmende Durchführung zeigen die oft wiederkehrenden Namen der Impressionisten, insbesondere van Goghs und der Japaner.

Konrad Weiß.

Musik.

Giuseppe Verdis ‚Forza del destino‘. Giuseppe Verdi, der Heros der neueren italienischen Oper, gehört auch in Deutschland zu den gefeiertsten Sternen der Opernbühne, allein unter den zahlreichen Werken des Meisters sind es nur einige fünf oder sechs, die sich bei uns dauernd das Heimatrecht erwarben, so daß unsere Kenntnis von dem Werdegang des italienischen Maestros, wenigstens in der praktischen Anschauung, eine lückenhafte bleibt. Das älteste Werk Verdis, das wir aufführen, ist der ‚Rigoletto‘ aus dem Jahre 1851, eine Oper, die im Gesamtschaffen Verdis bereits als das Resultat einer langwierigen, vorausgehenden Entwicklung erscheint; mit den zeitlich folgenden Werken ‚Trovatore‘, ‚Traviata‘ und ‚Ballo in maschera‘ gehört ‚Rigoletto‘ stilistisch zu einer Gruppe zusammen, die man als den Höhepunkt der Verdischen ‚Bravouroper‘ bezeichnen könnte. Weiterhin fehlt aber dem deutschen

* Leipzig, Klinkhardt und Biermann. Geh. Mark 3, geb. M. 3,75.

Opernfreund wieder der Zusammenhang zwischen dieser Gruppe und den davon so grundverschiedenen Werken des ‚letzten‘ Verdi: ‚Aïda‘, ‚Othello‘ und ‚Falstaff‘, weil auch hier die vermittelnden Werke im deutschen Repertoire fehlen. Das wichtigste dieser vermittelnden Werke, Verdis 1866 zur Uraufführung gebrachter ‚Don Carlos‘ wird freilich uns Deutschen stets fremd bleiben, weil wir bei aller Freude an der meisterhaften Musik doch die Verballhornung, der darin ein Werk unseres großen Schiller anheimgefallen ist, nicht verwinden können. Übrigens gehört ‚Don Carlos‘ auch schon beinahe ausschließlich dem Stil des ‚letzten‘ Verdi an, während die Zeichen des Übergangs noch deutlicher bei einer anderen, in Deutschland freilich ebenfalls so gut wie unbekannten Oper ‚La forza del destino‘ hervortreten. Dieses Werk, das sich in Italien ständig auf dem Repertoire erhalten hat, bildete in der römischen Opernstagione des heurigen Frühsommers einen Hauptanziehungspunkt. Freilich waren es nicht die fortschrittlichen Momente, sondern vielmehr im Gegenteil eine Reihe reaktionärer, aber dankbarer Bravournummern, die den Erfolg der Oper bei den Italienern garantierten; für den deutschen Hörer treten aber die entwicklungsgeschichtlichen Elemente der Oper bei diesen Aufführungen in markanter Weise hervor.

‚La forza del destino‘ fällt zeitlich zwischen ‚Ballo in maschera‘ und ‚Don Carlos‘ und erlebte seine Uraufführung am 10. November 1862 auf dem kaiserlichen Theater in Petersburg. Ihre heutige Gestalt erhielt die Oper erst durch eine Umarbeitung für die Mailänder Skala (20. Februar 1869). Im allgemeinen gehört das Werk völlig der Gattung der Verdischen Bravouroper an; schon das von F. M. Piave nach einer populären spanischen Schauertragödie bearbeitete Textbuch, dessen verworrene, dunkle Fabel zu erzählen kaum lohnt, ist ganz im Jargon des ‚Trovatore‘ und Genossen gehalten. Eben deshalb aber erscheinen eine Reihe fortschrittlicher Züge in der Musik um so merkwürdiger und auffallender.

Der Stil des ‚letzten‘ Verdi kennzeichnet sich durch ein Zurückdrängen des gesanglichen Bravourstils zu gunsten gesteigerter dramatischer Wirkung, was sich musikalisch im einzelnen durch gesteigerte Sorgfalt der Deklamation, durch mehr oder minder weitgehendes Aufgeben der geschlossenen ‚Nummern‘ und Verschmelzung von Arie und Rezitativ, durch Bereicherung von Instrumentation und Harmonik kundgibt: alles Züge des wachsenden Einflusses, den das Wagnersche Kunstwerk seit den sechziger Jahren auch auf die fremdländische Oper gewann. Im ‚Don Carlos‘ hat Verdi diese Stileigentümlichkeiten zum ersten Mal in breiterer Anwendung gebracht, in der ‚Forza del destino‘ hat er sie aber bereits mit einigen Zügen angedeutet. In diesem Sinne ist gleich die kurze Introduktion der Oper sehr charakteristisch, eine Abschiedsszene zwischen dem Marchese di Calatrava und seiner Tochter Leonora. Hier sind die Singstimmen in freier Deklamation über dem sinfonisch gearbeiteten Orchester geführt, die Form hält sich von der Schablone des italienischen Opernduetts fern und folgt in freier Weise der szenischen Handlung. Diese Introduktion ist also weder eine ariose ‚Nummer‘, noch ist sie ein Rezitativ, sondern eine musikdramatische Szene im modernen Sinn. Dann gehts freilich im Rezitativton weiter und es folgen eine Romanze und ein Duett im alten Bravourstil. Im Finale dagegen kommt der dramatische Stil bereits wieder zu seinem Rechte. Leonora will sich von ihrem Geliebten Don Alvaro entführen lassen; der alte Marchese sucht dies mit der Waffe in der Hand zu hindern, wird aber von Alvaro getötet. Verdi steht hier ganz unverkennbar unter dem Einfluß Mozarts; die verwandte Szene im

ersten Akt des ‚Don Giovanni‘ hat zum Vorbild gedient; bewundernswert ist aber die schlagkräftige Knappheit, mit der hier die Musik die szenischen Vorgänge illustriert, im wesentlichen beherrscht von einem stürmischen leidenschaftlichen Orchestermotiv:



das später leitmotivische Verwendung erfährt. Durch seine nur dramatische Wirkung erstrebende Einfachheit unterscheidet sich dieses Finale von den früheren Bravourfinales Verdis sehr charakteristi ch und weist wieder bedeutsam in die Zukunft. Das ebenerwähnte Orchestermotiv aber leitet im zweiten Akt die große Arie der Leonora ein, mit der sie ihren Entschluß kundgibt, im Kloster Sühne für den verschuldeten Tod des Vaters zu leisten. Solche Fälle des Leitmotivs sind zwar in der italienischen Oper nichts Neues, aber die Art, wie das Motiv sinfonisch begleitend im Orchester auftritt, ist stilistisch bemerkenswert. Übrigens ist diese ‚Arie‘ der Leonora auch keine Arie im Sinn der alten Bravouroper; die musikalische Anlage ist wieder in engem Anschluß an die Szene gestaltet, der Mönchschor, den man aus dem nahen Kloster vernimmt, bildet eine wirkungsvolle Staffage, auf Koloraturen, brillante Kadenzen usw. ist prinzipiell verzichtet. Das lyrische Hauptmotiv des Gesangstücks:





ist für die Italiener die Favoritmelodie der ganzen Oper; es ist in der Tat eine echt italienische Kantilena, aber die Art und Weise, wie es später in der Oper instrumental verwendet wird — als zartes Violinsolo begleitet es im Finale des Aktes den feierlichen Zug der Mönche zur Kirche, wo Leonora die Klostergelübde ablegt — dies ist wieder ein Zug, der an die Nähe der ‚Aïda‘ gemahnt. Ähnlich wie diese Sopran-‚Arie‘ ist auch die große Baritonarie des Carlo im dritten Akt ‚Morir! tremenda cosa‘ ein dramatischer Monolog, der als wichtiges Mittelglied zwischen den Gesängen des Rigoletto und des Jago im ‚Othello‘ erscheint. Den dramatisch leidenschaftlichen Ton, den Verdi in manchen Partien Rigolettos angeschlagen hatte, ließ er in den folgenden Werken zugunsten galanter Bravour wieder fallen. Z. B. Graf Luna im ‚Trovatore‘ verleugnet in seinen Gesängen selbst in den Momenten höchster Leidenschaft einen gewissen bravourösen Salonton nicht; in der Baritonpartie der ‚Forza del destino‘ knüpft dagegen Verdi wieder bei dem bereits im ‚Rigoletto‘ versuchten elementaren und ungekünstelten Ausdruck der Leidenschaft an und eröffnet eine Perspektive auf die zwanzig Jahre später geschaffene, großartige Erscheinung Jagos.

Aber nicht nur die ernste, auch die heitere Kunst des späteren Verdi erfährt in der ‚Forza del destino‘ eine Vorandeutung. Im dritten Akt kommt der Fratre Melitone ins Kriegslager der Spanier und Franzosen und hält den Soldaten eine derbe Strafpredigt über ihre Sünden. Textlich ist es eine sehr gelungene italienische Übersetzung (von Andrea Maffei) eines Teils der Kapuzinerpredigt aus Schillers ‚Wallensteins La-

ger'; musikalisch mit der meisterhaften Deklamation der bald geschwätzig salbadernden, bald derb polternden Singstimme und der witzigen Detailmalerei des Orchesters ein Kabinettstückchen musikalischer Komik, eine kleine Vorprobe des genialen Lustspieltons, den drei Dezennien später der Meister in seinem Falstaff anzuschlagen wußte. Zu Anfang des vierten Aktes steht nocheinmal eine ähnliche Buffoszene: Fratre Melitone verteilt die Bettelsuppe an die Klosterarmen, ein fröhlich belebtes, heiteres Ensemble, in dem die göttliche Grobheit des biederen Klosterbruders und die komische Zudringlichkeit der Bettler gleich trefflichen musikalischen Ausdruck gefunden haben. Wo sich Verdi die Schulung für solche Szenen, die wie gesagt, Bausteine zu dem im ‚Falstaff' geschaffenen Lustspielstil bilden, geholt hat, hat der Meister selbst einmal mit einem Hinweis auf Cimarosas ‚Matrimonio segreto' angedeutet: bei der älteren opera buffo Italiens, die es darin zur höchsten Meisterschaft gebracht hatte.

Es war unsere Absicht, hier die entwicklungsgeschichtliche Bedeutung der ‚Forza del destino', namentlich ihre Beziehungen zum Stil des ‚letzten' Verdi, klarzulegen, und wir haben deshalb diejenigen Teile der Partitur hervorgehoben, die in dieser Hinsicht besonders interessant sind. Daß das Werk im allgemeinen durchaus noch dem alten Stil angehört, wurde schon bemerkt; ja in der sorglosen Aneinanderreihung von dankbaren, in ihrem musikalischen Wert oft sogar recht leicht wiegenden Gesangsnummern bedeutet es sogar einen gewissen Rückschritt gegenüber dem vorangehenden ‚Ballo in maschera'. Bewundernswert bleibt freilich in allen Teilen des Werkes die frische melodische Erfindungskraft, die hier wie in fast allen Opern Verdis immer aufs neue in Erstaunen setzt.

Dr. Eugen Schmitz.

Verschiedenes.

Neues über den Rembrandtdeutschen. Ich las seiner Zeit im ‚Hochland' (Jahrgang 1906, Heft 10) den Aufsatz ‚Rembrandt van Ryn' von Dr. Karl Voll. Diese an und für sich unwichtige Sache hat sich mir aus besonderen Gründen eingeprägt. In den einleitenden Worten der Arbeit wurde der sogenannte ‚Rembrandtdeutsche' erwähnt. Es hieß dort: ‚Vor ungefähr fünfzehn Jahren hat ein anonym erschienenes Buch über Rembrandt (?) bei uns das größte Aufsehen erregt . . . sein unglücklicher Verfasser, der in Münchener Archäologenkreisen wohl bekannt war, ist verschollen.'

Warum denn unglücklich? fragte ich damals ganz erstaunt. Seit wann denn verschollen? Gilt Dr. Julius Langbehn, der Verfasser des Buches ‚Rembrandt als Erzieher', in den literarischen Kreisen Deutschlands vielleicht allgemein als Verschollener? Diese Vermutung ist mir inzwischen zur Gewißheit geworden. Kürzlich las ich irgendwo, daß die letzte Märznummer der ‚Zukunft' einen Leitartikel über den Rembrandtdeutschen gebracht habe. Aus besonderem Interesse an der eigenartigen Persönlichkeit Langbehns ließ ich mir die Nummer kommen. In der in Frage kommenden Arbeit berichtet Professor Cornelius Gurlitt über sein Bekanntwerden und seine Erlebnisse mit dem Rembrandtdeutschen. Der Artikel schließt mit den Worten: ‚Darüber sind nun zwanzig Jahre und mehr ins Land gegangen. Ich habe oft den und jenen, von dem ich Nachricht zu erhalten hoffte, nach Langbehn gefragt. Auch der Verleger weiß nichts von ihm. Er soll vor zehn, zwölf Jahren in Berlin gesehen worden sein. Er hat an der spanisch-französischen Grenze gelebt. Er war einmal in Würzburg. Keiner hat mir sichere Kunde geben können. Man er-

zählte mir, die Nachricht von seinem Tode sei durch die Presse gegangen.

Wer weiß etwas von ihm?'

Etwas weiß ich. Vielleicht weckt dieses Wenige mehr. Vielleicht hat auch dieses ‚Etwas' Bedeutung für den und jenen.

Im Sommer 1903 war ich vier Wochen lang in Rotterdam. Ich sah und sprach hier fast täglich den Dominikanerpater Herrn Pastor Haveках, den Führer und Lehrer meiner Jugend. Ziemlich unvermittelt fragte mich dieser eines Tages: ‚Kennen Sie das Werk Rembrandt als Erzieher. Von einem Deutschen?' — Ich konnte das bejahen. — ‚Weiß man in Deutschland, wer der Verfasser ist?' — Ich antwortete, daß als solcher allgemein ein Dr. Julius Langbehn genannt würde. Darauf erzählte mir der Herr Pater dieses Erlebnis: Vor einigen Wochen sei ein deutscher Herr zu ihm gekommen. Der habe ihn sodann gebeten, ihm Unterricht in den Lehren der katholischen Kirche zu erteilen. Er habe das getan. Der Herr sei dann in der dortigen Dominikanerkirche (Oldebarneveldstraat) zum Katholizismus übergetreten. Nach erfolgtem Übertritt habe er sich Kunststudien halber nach Italien gewandt. Dieser Herr sei Dr. Julius Langbehn gewesen.

Ich glaube, für die Wahrheit jener Mitteilungen voll und ganz eintreten zu können. Herr Pastor Haveках, ein bekannter ehrwürdiger Seelsorger Rotterdams, beschäftigte sich sonst durchaus nicht mit deutscher Literatur und mit deutschen Schriftstellern. Die Persönlichkeit Langbehns wäre ihm ohne dessen Übertritt vollständig unbekannt geblieben. Langbehn hatte dem Herrn Pater noch ein kleines Kunstbildchen mit Widmung verehrt und ihm auch sein Buch ‚Rembrandt als Erzieher' geschenkt. Das Bild habe ich gesehen und das Buch mir noch entliehen. Als ich es mit erneutem Interesse las, fiel mir auf, daß Langbehn auch schon hier in seinen Ausführungen über Religiosität, Katholizismus und Mariendienst warmherzig katholische Anschauungen vertritt. Ich bedauere es heute, daß ich mir nicht für die Einzelheiten der obigen Mitteilungen beweiskräftige Unterlagen ausgebeten habe, vor allem auch, daß ich es unterließ, Näheres über die weiteren Wege und Ziele Langbehns zu erforschen. Es war mir damals leider noch nicht bekannt, daß der Rembrandtdeutsche als verschollen galt. Trotzdem kann ich mit Sicherheit für zwei Tatsachen einstehen. Erstens: Dr. Julius Langbehn ist noch vor fünf Jahren in Rotterdam gewesen. Zweitens: Er ist dort zum katholischen Glauben übergetreten.

Heinrich Vorwald.

Neues vom Büchermarkt.

Anthropos, Internat. Zeitschrift für Völker- und Sprachenkunde. Herausgeg. von P. W. Schmidt S. V. D. Verlag der Zaunrithschen Buchdruckerei, Salzburg.

Auf diese im Auftrag der österreichischen Leo-Gesellschaft und mit Unterstützung der deutschen Görresgesellschaft seit 1906 erscheinende Fachzeitschrift lenken wir gerne einmal die Aufmerksamkeit weiterer Kreise; denn ein großer Teil ihres Inhalts ist von allgemeinstem Interesse. Dies gilt namentlich von den zahlreichen, mit reichem Bildermaterial versehenen, eingehenden Sittenschilderungen aus den verschiedensten Teilen der Welt, die hier vornehmlich von Missionären aller Orden in mustergültiger Weise gegeben werden. Kein andrer Stand lebt in so enger und dauernder Vertrautheit mit den Naturvölkern, und das hier von den Pionieren christlicher Kultur erbrachte Material ist um so wertvoller, da es mit dem Vorrücken der Zivilisation immer mehr zusammenschwindet. So hat sich denn auch naturgemäß diese unter der Leitung eines hervorragenden Ethnologen und Sprachforschers stehende Zeitschrift rasch in Fachkreisen ein festes Ansehen begründet. Möge ihre Verbreitung auch darüber hinaus wachsen!

* *

Briefe aus Italien. Von Friedrich Th. Vischer, München 1907, Verlag der Süddeutschen Monatshefte. Geh. M. 2,50.

Ein zureichender Grund zu dieser Briefpublikation kann nur im verflossenen 100. Geburtstag des Tübinger Ästhetikers gefunden werden, nicht im sachlichen Inhalt der für gute Freunde rasch hingeschriebenen und für katholische Leser nicht selten verletzenden Eindrucksskizzen. Als dreißigjähriger Bücherwurm, der nun mit Staunen auf einmal alles wirklich sah, wovon er schon so viel gelesen, streift Vischer von Verona bis nach Palermo hinunter. Gewiß fehlt es ihm nicht an tiefen Eindrücken, soferne nicht sein zweiter Mensch, der ihm hämisch ‚alles zu entleiden sucht', allzu störend dazwischenredet. Aber zu lebendiger Anschauung formten sich ihm diese Eindrücke erst später, als er die letzten Teile von ‚Auch Einer' schrieb. Da hat Vischer die besten seiner italienischen Reiseerinnerungen ohnehin schriftstellerisch verwertet, nicht ganz der Sorge ledig, ‚unter die Schmierer zu gehen, die nichts leben können, ohne es zu schreiben.' E.

Der stille Garten. Deutsche Maler der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Mit über 100 zum größten Teil ganzseitigen Abbildungen 1.—20. Tausend. Düsseldorf und Leipzig. Karl Robert Langewiesche. Br. 1.80 Mk., geb. 3 Mk.

Es ist eine stille Kleinwelt, die sich in diesem Buche aus der Kunstperiode des aufsteigenden 19. Jahrhunderts versammelt hat: Porträts von Groß und Klein aus der ehrenfesten Zeit Großvaters von Künstlern wie Runge, Schick, Veit, Waldmüller, Hübner, Innenräume von Kersting, Märchen von Richter, Schwind, und vor allem mit Poesie gesättigte Landschaften und Genreszenen von diesen und so manchem anderm, dem die Jahrhundertausstellung 1906 spät zum verdienten Ruhme verholfen hat, insbesondere Friedrich. Sie wechseln von romantischer Komposition bis zur Auflösung in Atmosphäre und Stimmung. Die monumentale und historische Seite, die wir aus der Zeit der Romantiker und Nazarener kennen, klingt nur leise an in Bildern Schnorrs von Carolsfeld und Führichs. Zur Vertiefung der Anschauung trägt Sauerlandts Einleitung über den Natursinn und die Anfänge der Landschaftsmalerei im 19. Jahrhundert wesentlich bei. W.

Revenstorfs Tochter und andere Erzählungen. Von Charlotte Niese. 368 S. Leipzig bei Fr. Wilh. Grunow.

Die belletristischen Erscheinungen aus dem Grunowschen Verlage haben fast alle etwas Konservativ-Gesundes und Vornehm-Schlichtes an sich; das Gequälte des Hypermodernen scheint ausgeschlossen zu sein: ein Fehler ist das jedenfalls nicht. Auch die vorliegenden neun ansprechenden Novellen bezw. Skizzen aus dem niederdeutschen Leben (Ostseeseite von Holstein) tragen dieses stille, feine, allem Prätentiösen abholde Gepräge. Die Stimmung ist zwar wie bei den meisten Sachen Charlotte Nieses, die sich schon früher (z. B. ‚Die Klabunkerstraße', ‚Die braune Warenz', ‚Geschichten aus Holstein', ‚Aus dänischer Zeit' usw.) als geschickte Erzählerin erwiesen hat, vielfach ein wenig träumerisch-versonnen; aber ein dazwischen versteckter sonniger Humor macht die Lektüre für jeden noch nicht verlotterten Geschmack erquicklich. J. M.

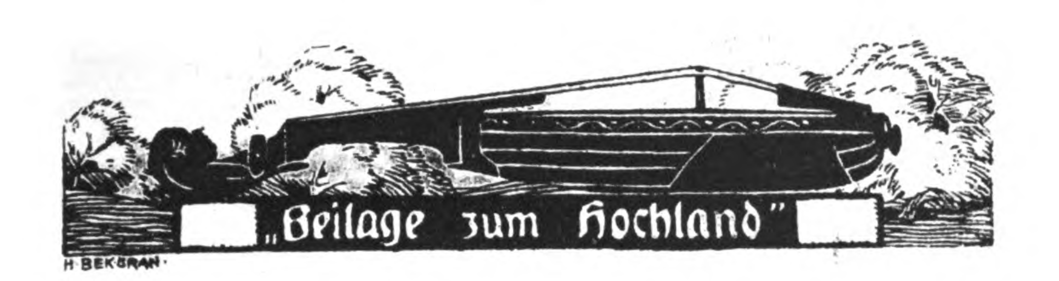
Unsere Kunstbeilagen

wollen ein Gesamtbild des künstlerischen Schaffens von Puvis de Chavannes in charakteristischen Hauptwerken vermitteln und werden, teilweise eingehend, in dem Gedenkartikel über den großen Franzosen von Dr. Walther Gensel gewürdigt.

Unsere Musikbeilage

wird in dem Artikel ‚G. Sgambati und seine „Messa da Requiem"' von Univ.-Musikdirektor Prof. Dr. Fritz Volbach im Zusammenhang des ganzen Tonwerks erläutert.

Herausgeber und verantwortlicher Chefredakteur: Karl Muth, München-Solln.
Mitglieder der Redaktion: Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß, beide München.
Mitleiter für Musik: Univ.-Musikdirektor Prof. Dr. Fritz Volbach, Tübingen.
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.



„VERSA EST IN LUCTUM" *)

MOTTETTO

G. Sgambati

Andante ♩=72

VOCE

PIANO

riten. *a tempo*

p *espr.*

cresc. *sf espress.*

sf

sf *dolce largamente*

Ver - - sa est in lu ctum

p

sf

*) Mit gütiger Erlaubnis der Originalverleger B. Schotts Söhne in Mainz


espress.
A
cy - tha-ra me - a, et or -
dim.
pp
mf
- ga-num me - um in vo - cem flen - ti - um, in
p
mf
dim.
vo - cem flen - ti - um, or -
mp
♩= 96
rallent. dim. pp un poco animato
- ga - num me - um in vo - cem flen - ti - um.
marc.
rall.
dim.
pp


B
dolce
Par - ce mi - hi
Do - mi - ne par - ce mi - hi, ni - hil e - nim
con moto agitato
mf
sunt di - es me - i ni - hil e - nim, ni - hil
espress.
mf
sunt di - es, di - es me - i ni - hil sunt,
poco riten. e dim.
mf
poco riten. e dim.


C
a tempo tranquillo
pp
par - ce mi - hi Do - mi - ne par - ce mi - hi
pp
con moto agitato
mf
ni - hil e - nim sunt di - es me - i par - ce
mf
𝅗𝅥=66
Più mosso (alla breve)
con grand espress.
D
mi - hi par - ce, par - - - ce
f
mi - hi Do - mi - ne par - - - ce


mi - hi Do - mi - ne ni - hil e - nim
sunt di - es me - i, ni - hil e - nim
cresc.
cresc.
largamente
sunt di - es me - i par - - - ce
largamente
più cresc.
più rallent.
Do - mi - ne par - ce mi - hi
più rallent.



𝅗𝅥=56
a tempo tranq.
Do - mi - ne,
a tempo tranq.
sempre f
f dim.
par - ce, par - ce
p
più tranq.
dolce
mi - hi Do - mi - ne, par - ce mi - hi
più tranq.
Lento
pp
Do - mi - ne, par - ce.
pp
p
sf


Kupferberg Gold
Der Herbst bracht' einen guten Wein,
Drum muss er auch gefeiert sein!
Oktober
IVO PUHONNY

Auskunfts-Stelle.

Wir richten an unsere verehrten Leserinnen und Leser die höfl. Bitte, uns bei der schwierigen Arbeit der Auskunftserteilung im Interesse der Allgemeinheit wirksam zu unterstützen und den abgedruckten Fragen freundliche Beachtung nicht zu versagen. Die eingehenden Antworten, die aber mit der Frage-Nr. versehen sein müssen, werden in der nächsten Nummer im Zusammenhange kostenfrei abgedruckt, neu eingehende Fragen — soweit sie allgemeines Interesse haben und nicht briefliche Beantwortung vorteilhafter erscheint — ebenfalls unentgeltlich aufgenommen. Wir bezwecken hauptsächlich, den Fragestellern verschiedene Antworten, aus den mannigfachsten Kreisen und auf Grund von persönlichen Erfahrungen unserer Leser hervorgegangen, zur Verfügung zu stellen.

Alle Zuschriften für die Auskunftsstelle, also sowohl Anfragen als auch Antworten, erbitten wir ausschließlich an die Geschäftsstelle des ‚Hochland‘, München, Bayerstraße 57/59.

Frage 203: Welcher meiner verehrten Mitleser hat die vielfach angekündigten Weckschen Frischhaltungs-Apparate sowie die Thermos-Flaschen und Gefäße schon auf ihre praktische Verwendbarkeit erprobt und mit welchem Erfolge? Für Auskunft verbindlichen Dank. **F-m in L-S.**

Antwort auf Frage 201: Der Herr Fragesteller läßt verbindlich danken für die eingegangenen Angebote. Weitere Offerten können leider keine Berücksichtigung mehr finden.

Antwort auf Frage 202: Als Münchener Antiquariats-Buchhandlungen nennen wir: H. Hugendubel, Salvatorstraße 18; C. v. Lamas Nfg. (Heinr. Korff), Kochstraße 12; ferner Jacques Rosenthal, Karlstraße 10.



Edward von Steinle pinx.

Wolfram von Eschenbach.





Sechster Jahrgang. November 190[illegible]. [illegible] Heft.

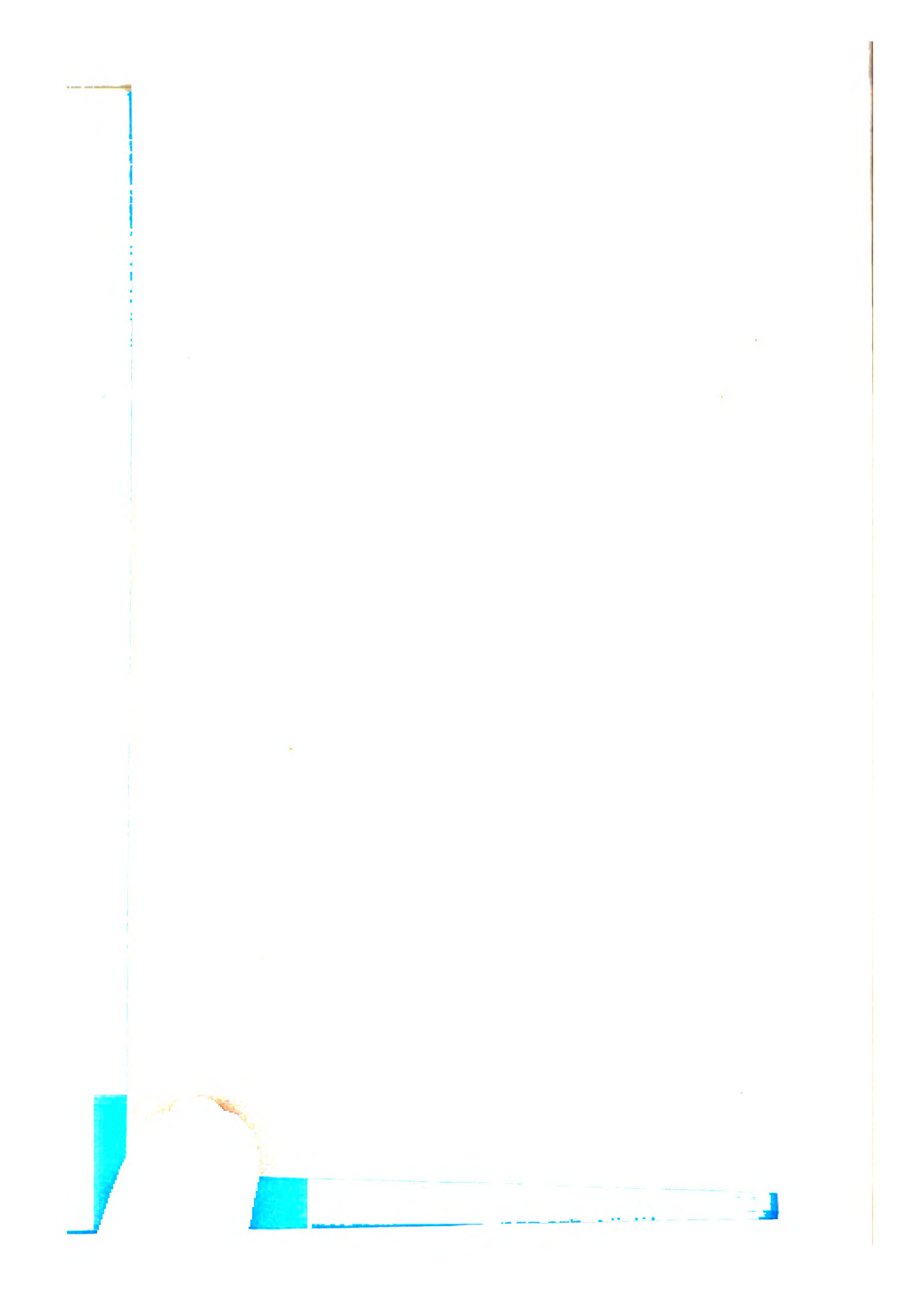
Emanuel Swedenborg.

[illegible]

[illegible]

Lady B[illegible]

In den ersten Jahren dieses [illegible] Welt eine Überraschung. Emanuel Swedenborg, ein [illegible], den sie, seine wissenschaftliche Bedeutung ignorierend, [illegible] Geisterseher, Mystiker, Theosophen genannt und so ziemlich wieder [illegible] hatte, feierte auf gelehrten Kongressen eine Auferstehung. Er habe, so hieß es jetzt, den Mut gehabt, neu entdeckte Wahrheiten zu verkünden, die längst nach ihm von der Forschung bestätigt worden seien; ihn, den Kant auch als Gelehrten bitter verspottet hatte, begrüßten u. a. Anatomen als Bahnbrecher in ihrer Wissenschaft. Wer daraufhin etwa in seiner Lebensgeschichte blättern mochte, konnte sich überzeugen, daß Swedenborg selbst von dieser späten Anerkennung nicht über[illegible] gewesen wäre, denn auf die Zukunft hatte er gerechnet. Von seinen [illegible] Schicksalen sagte er seinen künftigen Biographen wenig [illegible] Werke, so dachte er, sollten für ihn sprechen. Es waren [illegible], daß sie ihn unter einem Berg von Quartbänden und [illegible]. Seine ungeheure, ins Maßlose sich verlierende Produktivität, [illegible] weniger erstaunliche Vielseitigkeit erforderten zu ihrer Bew[illegible] als die Hingabe ganzer Existenzen. In Deutschland, in [illegible] in Amerika hat er denn auch begeisterte Anhänger gefunden, [illegible], wie sein Jünger Professor Tafel in Tübingen, um nur diesen zu nennen, eine Lebensarbeit





Sechster Jahrgang. November 1908. 2. Heft.

Emanuel Swedenborg.

1688–1772.

Von

Lady Blennerhassett.

In den ersten Jahren dieses Säkulums erlebte die Welt eine Überraschung. Emanuel Swedenborg, ein religiöser Schwärmer, den sie, seine wissenschaftliche Bedeutung ignorirend, abwechselnd Geisterseher, Mystiker, Theosophen genannt und so ziemlich wieder vergessen hatte, feierte auf gelehrten Kongressen eine Auferstehung. Er habe, so hieß es jetzt, den Mut gehabt, neu entdeckte Wahrheiten zu verkünden, die längst nach ihm von der Forschung bestätigt worden seien; ihn, den Kant auch als Gelehrten bitter verspottet hatte, begrüßten u. a. Anatomen als Bahnbrecher in ihrer Wissenschaft. Wer daraufhin etwa in seiner Lebensgeschichte blättern mochte, konnte sich überzeugen, daß Swedenborg selbst von dieser späten Anerkennung nicht überrascht gewesen wäre, denn auf die Zukunft hatte er gerechnet. Von seinen persönlichen Schicksalen sagte er seinen künftigen Biographen wenig genug: seine Werke, so dachte er, sollten für ihn sprechen. Es waren derer aber so viele, daß sie ihn unter einem Berg von Quartbänden und Manuskripten begruben. Seine ungeheure, ins Maßlose sich verlierende Produktivität, seine nicht weniger erstaunliche Vielseitigkeit erforderten zu ihrer Bewältigung kaum weniger als die Hingabe ganzer Existenzen. In Deutschland, in England, in Amerika hat er denn auch begeisterte Anhänger gefunden, die ihm, wie sein Jünger Professor Tafel in Tübingen, um nur diesen zu nennen, eine Lebensarbeit

widmeten, ohne doch die seinige ganz umspannen zu können. Dem großen Publikum blieb er eine anonyme, durch die im letzten Abschnitt seines Lebens vollzogene Wendung zum Übersinnlichen in ein mystisches Dunkel gehüllte Größe.

Der Wunsch, ein so merkwürdiges Dasein wenigstens in seinen allgemeinen Zügen und in seinen Nachwirkungen kennen zu lernen, führte zur Niederschrift dieser Skizze. Sie besitzt keinen anderen Wert, noch hat Vorliebe für okkulte Manifestationen im geringsten dabei mitgewirkt.

Nichts liegt uns ferner als eine Verletzung des religiösen Empfindens, das in Swedenborgs Visionen Trost suchte und fand. Es möge auch uns duldsam gewähren lassen, wenn wir gestehen müssen: ‚Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube.'

I. Swedenborgs Leben.

Emanuel Swedberg — wie die Familie damals hieß — wurde am 29. Januar 1688 als drittes Kind seiner Eltern zu Upsala geboren. Der Vater, Jesper Swedberg, wirkte dort als Professor der Theologie; 1702 zum Bischof von Skara auf Westgothland ernannt, starb er 1735 im hohen Alter von zweiundachtzig Jahren. Er hatte dreimal geheiratet und hinterließ sieben Kinder. Von ihm wissen wir, daß er ein gelehrter Vielschreiber, ein warmer Patriot und strenger Sittenrichter, auch den Höchsten gegenüber war und in Kirche und Staat großes Ansehen genoß. Er allein unter allen seinen Amtsbrüdern nahm Partei für den hereindringenden Pietismus, aber nicht aus Sympathie für diesen, sondern aus Gleichgültigkeit für die lutherische Orthodoxie. Damit stimmt auch die einzige Mitteilung des Sohnes über die Eindrücke seiner Kindheit überein. Er sagt, von seinem vierten bis zu seinem zehnten Lebensjahr seien seine Gedanken beständig auf Gott, die Erlösung und das geistige Verlangen des Menschen gerichtet gewesen. Vorzugsweise mit Geistlichen erging er sich in solchen Betrachtungen und redete oft Dinge, die seine Eltern mit Staunen erfüllten und sie zur Äußerung veranlaßten, es redeten Engel durch seinen Mund. Sehr begreiflicherweise ist diesen Worten später prophetische Deutung verliehen worden. Der Glaube aber, den Swedenborgs Vater lehrte, hatte durchaus nichts Mystisches, sondern einen rationalistischen Zug. Er beruhte darauf, Gott als Schöpfer und Erhalter der Natur darzustellen, der dem Menschen Verstand und alle guten Gaben verleihe. In der Liebe zum Nächsten, so vernahm der Knabe, äußere sich am besten die Liebe zu Gott. Von Imputation und Rechtfertigung hörte er nichts und würde, wie er später sagt, auch nichts davon verstanden haben. Nach dem frühen Tod der Mutter ersetzte ihm die Stiefmutter ihre Pflege und Liebe; die Ausbildung übernahm der Vater, und nach einer Jugend im Elternhause, die glücklich gewesen zu sein scheint, bezog Emanuel die Universität Upsala. Dort studierte er aufs eifrigste klassische Sprachen, Philosophie, Mathematik und Mineralogie und wurde 1709 zum Doktor promoviert. Seine Berufswahl entschied der Umstand, daß die Familie

durch den Betrieb von Bergwerken wohlhabend geworden war und viele ihrer Mitglieder dem Staat im Bergwesen gedient hatten. Zur Vorbereitung auf die gleiche Laufbahn ging Emanuel Swedenborg zum erstenmal auf Reisen, nach England, Frankreich, Holland und Deutschland.

Von Greifswald, wo er die Universität besuchte, richtete er 1715 eine poetische Huldigung an den nach homerischen Abenteuern zu Stralsund sich wehrenden Heldenkönig Karl XII. und pflegte in jenen Tagen auch sonst die Dichtkunst in vergessenen Carmina, die augenscheinlich kein besseres Los verdienten. Der charakteristische Zug des jungen Gelehrten war ein unstillbarer Wissensdurst auf den verschiedensten Gebieten. Über alle Forschungen, Entdeckungen und seltenen Bücher berichtete er seinem Schwager Eric Berzelius, nachherigen Erzbischof von Upsala. In gleicher Absicht begründete er, 1716 in die Heimat zurückgekehrt, Daedalus Hyperboreus, eine gelehrte Zeitschrift für Mechanik und Mathematik, die nur kurz währte, ihn aber mit dem gelehrten Ingenieur Polhem, dem schwedischen Archimedes, wie man ihn nannte, zusammenführte, und durch Polhem mit König Karl XII. Dieser, der so hoch von den mathematischen Wissenschaften dachte, daß er ohne sie keines Mannes Anspruch auf vernunftgemäße Geistesbildung anerkennen wollte, erriet Swedenborgs geniale Begabung. Zunächst im außerordentlichen Dienst ernannte er ihn zum Assessor im Regierungsdepartement des Bergwesens und verwendete seine Kenntnisse zur Anlage von Schleußen und anderen Wasserbauten. Auch die Einführung eines Dezimalsystems für das schwedische Münzwesen hat Karl XII. mit Swedenborg besprochen. Während der Belagerung zu Fredrikshald, im Jahre 1718, erwies dieser seinem König einen seltenen Dienst, indem er die schwedische Artillerie mittelst Rollmaschinen siebenzehn Meilen über Land von Strömstad zum Iddefjord und unmittelbar unter die Mauern der Festung brachte, in deren Laufgräben Karl XII. bald die tödliche Kugel traf. Mit ihm verlor Swedenborg den erleuchteten Gönner, obwohl die Art und Weise, wie er später seiner gedachte die Möglichkeit nahe legt, daß er auch seine zornmütige Heftigkeit erfahren haben mochte. Von Karls XII. Schwester und Nachfolgerin wurde die Familie 1719 unter dem wohlklingenderen Namen Swedenborg in den Ritterstand mit Sitz und Stimme im Reichstag erhoben und Emanuel zum aktiven Assessor des Bergwesens ernannt. Dennoch klagt er von der Zeit an über die Torheit und das Übelwollen seiner Landsleute, die seine rasch sich folgenden Abhandlungen über Metallurgie, Mineralogie, Astronomie und Mathematik, seine vielen Vorschläge, wie u. a. zur Umgestaltung des schwedischen Münzwesens, zur Bestimmung der Längegrade nach neuer Methode, unbeachtet ließen. Er gab es auf, sich in der Landessprache an ein Publikum zu wenden, das in den alten Bahnen verharren wollte, während er unaufhörlich nach Neuem begehrte und tagtäglich wie er sagt, Entdeckungen erwartete. Zerwürfnisse in der Familie, der Wunsch nach weiterer Ausbildung und der bei ihm nie erschöpfte Wandertrieb veranlaßten ihn, nach dem Tode der Stiefmutter und mit Hilfe des kleinen Ver-

mögens, das sie ihm hinterlassen hatte, 1721 abermals auf den Kontinent zu gehen. Der nächste Zweck war praktisches Studium des Berg- und Hüttenwesens. Schon zu Amsterdam, wohin er häufig zurückkehren sollte, fesselten ihn die verschiedenartigsten Probleme. Mit einer Versatilität, die an Leibniz erinnert, beschäftigt er sich einmal in derselben Schrift mit den neusten Forschungen über Eisen und Feuer, um mit dem Vorschlag zu einer neuen Konstruktion für Öfen zu schließen. In seiner kurzlebigen Zeitschrift von 1716 fanden sich kühne, mechanisch-technische Pläne, u. a. über Flugmaschinen mitgeteilt. In Deutschland gewann dieser elektrische Mensch, den kein Interesse gleichgültig ließ, die Gunst des Herzogs Ludwig Rudolf von Braunschweig. Der tapfere Soldat und gebildete, lebensfrohe Herr lebte mit seiner Gemahlin Christina, einer geborenen zu Öttingen, in Blankenburg, wo glänzend Hof gehalten wurde. Durch sein arg verschuldetes Budget ließ er sich nicht behindern, Swedenborg zu beschenken und pekuniär zu unterstützen. Das auf seine Kosten gedruckte Werk desselben, die ‚Principia‘ sind dem Herzog dediziert.

Mit dem Entschluß, seine mineralogischen und technischen Kenntnisse praktisch für Schweden zu verwerten, kehrte Swedenborg 1722 dahin zurück und unterbrach seine amtliche Tätigkeit bis 1733 nicht mehr. Bereits 1724, nachdem Swedenborg die Differential- und Integralrechnung in Schweden eingeführt hatte, bot ihm die Hochschule Upsala die Nachfolge des Nil Celsius auf dem Lehrstuhl der Mathematik. Swedenborg schlug die Berufung aus, bezeichnenderweise deshalb, weil es, wie er sagt, das Verhängnis der Mathematiker sei, in der Theorie stecken zu bleiben; man möge ihnen praktisch geschulte, tüchtige Leute beigeben, um sie auf den Markt des Lebens zu führen; dann werde man finden, daß ein einziger derselben nützlicher als zehn Mathematiker sei.

In die Lage, Ämter und Würden auszuschlagen, kam Swedenborg nicht wieder; zwar wählten ihn die Akademien von Upsala, St. Petersburg, Paris und Stockholm zum Mitglied, aber sonstige Auszeichnungen hat er weder begehrt noch erhalten. Bis 1747 blieb er Bergassessor; dann legte er die Stelle freiwillig unter Fortbezug der Hälfte seines Gehaltes nieder.

Dem Schweden seiner Tage war mit Karl XII. der Stern erloschen und seine Großmacht durch Niederlagen verloren gegangen. Im Innern erschöpften es Parteikämpfe zwischen den Ständen und gegen die Krone. Swedenborg, der nicht nur im eigenen Lande die Gunst von Fürsten genossen hatte, war ein Anhänger gesetzmäßiger Autorität. Über seine Tätigkeit im Reichstag kennt man vornehmlich drei Denkschriften. In zwei derselben und an andern Stellen spricht er sehr bestimmt zu Gunsten der Volksrechte und gegen den Despotismus, den er aus ethischen und politischen Gründen aufs schärfste verurteilt. Eine der seltenen Bemerkungen seines Tagebuches über Zustände in andern Ländern betrifft Frankreich und ist höchst merkwürdig. Er verzeichnet die Tatsache, daß ein Fünftel des Volksreichtums dem Klerus gehöre, und bemerkt im Anschluß daran, ein solcher Zustand müsse zu einer Krisis führen. Im eigenen Lande blieb er in guten Beziehungen zu den Trägern

der Krone und beschränkte seine Anteilnahme an öffentlichen Angelegenheiten auf Verbesserung des Münzwesens und der Finanzangelegenheiten Schwedens.

Augenscheinlich hat er unter den engen kleinstaatlichen Verhältnissen gelitten und Ende der dreißiger Jahre wohl zunächst an Paris zur Veröffentlichung seiner großen Werke gedacht. Aber der Zensor, 1738 Abbé Bignon, setzte die Weglassung des Namens ihres Verfassers und die Angabe Hollands als Druckort zur Bedingung und Swedenborg hat die wichtigsten seiner naturphilosophischen Werke in Deutschland und Holland vollendet und veröffentlicht. Zu Leipzig, von wo er nach Böhmen reiste, erschienen 1733—1734 die ‚Principia rerum naturalium', oder ‚Neue Versuche einer philosophischen Erklärung der elementaren Welt', mit welchen seine Hinwendung von Mathematik, Physik und Geologie zur Naturphilosophie sich vollzog. Nach Schweden zurückgekehrt, verließ er es 1736 nach dem Hinscheiden seines Vaters abermals, um nach Dänemark, Hannover, Frankreich, Venedig und Rom zu gehen. Nach vierjährigen Reisen veröffentlichte er auf dem Rückweg in die Heimat 1740—41 zu Amsterdam das längst geplante Werk, ‚Oeconomia regni animalis', dem 1743—45 ergänzend das ‚Regnum animale etc.' folgte, ein Titel, mit dem ausschließlich der menschliche Körper als Reich der Seele bezeichnet ist. Das Werk erschien im Haag. Von dort aus begab sich Swedenborg 1745 nach England, wo seine später zu besprechende und, wie er selbst glaubte, auf direkten göttlichen Befehl zurückzuführende religiöse Sendung begann.

Welche inneren Erlebnisse bahnten sie an, und was ging in Swedenborgs Seele vor? Das Wenige, was er und andere mitteilten, bezieht sich auf seine späteren Lebensjahre. Von seiner Jugend kennen wir nur eine flüchtige Episode. In Polhems Haus, wo er 1716 einige Zeit zubrachte, flößte ihm dessen sechzehnjährige Tochter Emerentiana eine heftige Neigung ein. Der Vater, der ihm wohl wollte, entrang dem jungen Mädchen das schriftliche Versprechen einer künftigen Heirat mit Swedenborg. Als dieser jedoch bemerkte, daß seine Liebe unerwidert blieb, gab er Emerentiana frei und verließ Polhems Haus.

Obwohl er später in einem seiner schönsten Bücher die eheliche Liebe überschwenglich gefeiert und dem höchsten Ausdruck derselben Fortdauer in einer andern Welt und im Sinn geistiger Vereinigung verheißen hat, gestand er einmal auf Befragen, ohne irgendwelche Äußerungen von Reue, daß er, und zwar in Italien, eine Geliebte gehabt habe. Die Zeitangabe, die auf 1739, als er bereits einundfünfzig Jahre alt war, zurückführen würde, ist bezweifelt worden. Wie dem auch sei, seine Lebensführung weist weder damals noch später aszetische Züge auf. Er liebte Musik, besuchte gern Theater, und er, der nur selten Namen von berühmten Männern oder Fachgenossen in seinen Tagebüchern verzeichnet, gibt solche von Schauspielerinnen und Tänzerinnen, deren Kunst er bewunderte. Obwohl er rastlos arbeitete und schrieb, führte er auch im Alter kein pedantisches Gelehrtendasein. Alle, die mit ihm in Berührung kamen, freuten sich seines Umgangs. Sie nennen ihn einen weisen, edlen, durchaus wohlwollenden und liebenswerten Menschen, an dem nichts zu

tadeln gewesen sei. Eine der besten Schilderungen, die wir von ihm besitzen, verdanken wir einem Amsterdamer Bürger deutscher Abkunft, Namens Kuno oder Cuno.

Obwohl dieser ehemalige Werbeoffizier Friedrichs von Preußen die guten Dinge dieser Welt nicht verschmähte und durch den Ehebund mit einer reichen Kaufmannswitwe zu Wohlstand gelangt war, betont er in seinen Memoiren, nichts dünke ihm wichtiger als der Gottesdienst. Er selbst hatte Lieder, Gedichte, moralische Briefe und christliche Betrachtungen veröffentlicht und auch eine Messiade in zwölf Gesängen sich nicht versagt.

Während Swedenborgs Anwesenheit in Amsterdam, 1768, empfand Kuno den begreiflichen Wunsch, mit ihm bekannt zu werden. Sie begegneten sich zuerst im Laden eines französischen Buchhändlers. Der alte Herr sprach französisch und hochdeutsch, beide Sprachen nicht sehr geläufig, weil er stark stotterte. Seiner Aufforderung entsprechend machte Kuno ihm am nächsten Sonntag seine Aufwartung, die er von da an jede Woche nach der Sonntagspredigt zu wiederholen pflegte. Swedenborg bewohnte „zwei gemächliche Kammern' und entgegnete auf die Frage, warum er in seinem hohen Alter ohne Bedienung reise, eine solche habe er nicht nötig und fürchte sich vor nichts, weil sein Engel bei ihm sei und mit ihm rede und verkehre. Von der Hausfrau vernahm Kuno ferner, daß ihr Mieter fast nichts zu tun gebe. Jeden Abend mit Glockenschlag sieben gehe er zu Bette, um acht Uhr morgens stehe er auf und unterhalte tagsüber selbst das Feuer auf dem Herd, das ihm in der Frühe angezündet werde. Zuweilen ging er ins Gasthaus; seine gewöhnliche Mahlzeit, meist Schokolade mit Zwieback, teilte er mit seinen Wirten und deren Kindern, denen er Naschwerk heimzubringen pflegte, und die ihn abgöttisch, mehr als ihre Eltern liebten, die ihrerseits nur gewünscht hätten, Swedenborg zeit seines Lebens im Hause zu behalten. Der einzige Vorwurf, den sie gegen ihn erhoben, war der, er sei unerträglich schmutzig gewesen. Unerachtet seiner einfachen Lebensweise galt er für sehr reich, und es war wohlbekannt, daß er in Amsterdam große Summen verausgabte, um seine Werke drucken zu lassen. Bei seinen Bankiers, den in der ganzen damaligen Finanzwelt zu den ersten zählenden Herren Hope, und einigen seiner Landsleute speiste er abwechselnd, gewöhnlich des Sonntags, zeigte sich in Gesellschaft sehr vergnügt, artig und galant gegen die Damen, durchaus weltgewandt, ohne irgendwelche Sonderlichkeiten zu verraten. Er war bei solchen Gelegenheiten wohlanständig in schwarzem Samt gekleidet, aß mit gutem Appetit und trank auch einige Gläser Wein, den er stark zu zuckern pflegte, hierauf seine Lieblingsgetränke, Kaffee und Tee. Er spiele zuweilen L'Hombre, sagte er zu Kuno, der ihn so rüstig und gesund aussehend fand, daß er, obwohl um ein Menschenalter jünger, einen Wettlauf mit Swedenborg nicht gewagt haben würde. Vor der Abreise desselben nach Paris, als Kuno die Befürchtung ausdrückte, ihn in diesem Leben nicht wieder zu begegnen, erhielt er die Antwort, das könne man nicht wissen; wer aber mit Gott vereinigt sei, der habe schon den Vorgeschmack des ewigen Lebens und gebe nicht mehr viel

um dieses vergängliche. ‚Glauben Sie mir,‘ fügte Swedenborg hinzu: ‚Wenn ich wüßte, daß Gott mich morgen von dieser Welt zu sich holen wollte, möchte ich noch heute die Musikanten zu mir rufen lassen und mich zu guter Letzt noch einmal recht lustig in dieser Welt machen.‘

Kuno vergleicht Swedenborg, den er 1770 noch einmal wiedersah, mit Paracelsus, ließ ihn aber selbst nicht in Zweifel darüber, daß weder seine Polemik gegen die Kirchen noch seine Vorstellungen vom Jenseits ihn im geringsten von der Wahrheit derselben und der seiner Sendung zu überzeugen vermochten. Seine übrigens sehr vernünftigen Bedenken sprach er in einem besonderen Schreiben aus, das Swedenborg unbeantwortet ließ. Er schien ungehalten, als Kuno ihn darüber zu Rede stellte; das Lächelnde und Unschuldige, das sonst seinem Antlitz zu eigen war, wich einem andern Ausdruck; bald aber gewann er seine Ruhe und Freundlichkeit wieder und übergab ihm den bekannten Brief über den Ursprung seiner Sendung. Obwohl Kuno aus seinem Munde vernommen hatte, daß er kürzlich mit König Stanislaus Leczinsky und durch diesen mit seiner Tochter, der noch lebenden Königin von Frankreich verkehrt habe, daß ihm, dem Achtzigjährigen, neue Zähne wüchsen und sein Verkehr mit der Geisterwelt ein täglicher sei, lauter Dinge, die Kuno nicht glaubte, fügt dieser dennoch hinzu, nie sei es ihm oder andern, auch solchen, die mit der Absicht, über Swedenborg zu spotten, sich in seine Gesellschaft geschlichen hatten, eingefallen, den alten Mann für einen Narren zu halten: er sah zu fromm aus; aus seinen lächelnden hellblauen Augen sprach Wahrhaftigkeit; es war nicht anders, als ob sie das Vermögen besäßen, jedem Widersacher Schweigen aufzuerlegen.

Diese sehr ausführliche Darstellung ist durchaus mit sonstigen Berichten über Swedenborgs stilles und einfaches späteres Leben in Einklang. Wilkinson, sein bester Biograph, der sie wiedergibt, hat damit wenig Neues hinzugebracht. Sie bestätigen alle, daß Swedenborg sehr gesund und heiter, ‚einer der glücklichsten Menschen, die je gelebt‘, gewesen sei. Nur im Alter veranlaßte ihn seine Gesundheit, sich meist auf vegetabilische Kost, Milch und Brod zu beschränken. In Stockholm, wo er ein kleines Haus bewohnte, bediente ihn ein Gärtnerpaar und der einzige Luxus, den er sich eine Zeit hindurch gönnte, war die Pflege eines schönen Gartens. Er borgte Niemanden, weil er sein Geld für den Druck seiner Bücher und seine Reisen brauchte. Aber auch Almosen gab er nicht gern, weil er sie meist schlecht angewandt fand. Doch war er nicht geizig und konnte sich auch großmütig erweisen. Er besaß weder Ehrgeiz noch Wunsch nach Reichtum und Besitz. Auch machte er keine Proselyten, sondern rechnete auf die Wirkung seiner Schriften. Im bürgerlichen Leben pries man ihn als tüchtigen, pflichttreuen Beamten und guten Patrioten. Von Exzentrizitäten war er gänzlich frei, unterhielt sich in Gesellschaft mit Jedermann, am liebsten mit den Damen, und sprach von seinen Interessen nur dann, wenn er gefragt wurde. Das einzig von ihm bekannte Bildnis, das ihn im Alter zeigt, widerspricht der Angabe nicht, daß er ein schöner

Mann gewesen sei. Im bartlosen, länglichen Antlitz mit etwas derben Zügen leuchten große helle Augen, die in die Ferne zu blicken scheinen. Der Gesamteindruck bleibt der eines heitern, kraftvollen, älteren Mannes.

II. Swedenborg in der Wissenschaft und seine Offenbarung.

In Schweden kannte Swedenborgs Freund und Bewunderer, Graf Höpken, seine bedeutendsten Schriften nicht. Mit dem um fünfundzwanzig Jahre jüngeren Linné knüpften sich, trotz verwandter wissenschaftlicher Interessen, keine näheren Beziehungen an. Immerhin war es Linné, der seine Wahl zum Mitglied der neubegründeten Akademie zu Stockholm in Vorschlag brachte. In Frankreich wurden Swedenborgs metallurgische Schriften 1762 übersetzt, aber in zeitgenössischen enzyklopädischen Veröffentlichungen fand sein Name keine Erwähnung. In Deutschland suchten Christian Wolff, der ihn 1733 in Dresden kennen gelernt hatte, später auch Kant vergebens mit ihm in Briefwechsel zu treten. Daß er in Holland Boorhave persönlich kennen gelernt, ist bloße Vermutung. Ausnahmsweise vermerkt sein Tagebuch, daß er 1735 und zu Kopenhagen Schriften von Wolff studiert habe. Höpken sagt, Swedenborg habe die Metaphysik gehaßt; Wilkinson, sein Bewunderer, fügt hinzu, er habe nichts davon gewußt; auch seine Kenntnis der Alten nennt er oberflächlich und ungenau. Vom Hebräischen verstehe er nichts, urteilt ein deutscher Theologe. Sein Latein hat Wilkinson bewundert und Kant platt genannt. Das sind die Einschränkungen dem Manne gegenüber, der in den verschiedensten wissenschaftlichsten Disziplinen ersten Ranges und doch das Kind seiner Zeit war. So ist denn auch seine Naturphilosophie ein Werk des XVIII. Jahrhunderts, für dessen ganze Geistesrichtung die Verbindung von Experiment und logischer Deduktion unter Prävalenz der Mathematik charakteristisch ist. Swedenborg ist nach Logik und Methode Kartesianer. Er hat nie ein philosophisches System entworfen, sondern die Summe aller Philosophie darstellen wollen, nach Art des Rationalismus, der klare Begriffe verlangt, für den alles, was nicht klar, auch nicht philosophisch ist — unter der Voraussetzung, nicht zu vergessen, daß für Swedenborg das Spiritualistische rational ist.

Eine Doktordissertation Schliepers über ‚Swedenborgs Naturphilosophie', die 1891 erschien, gibt folgende Anhaltspunkte.

Seine Kosmogonie ist durchaus mechanisch. Der Mechanismus ist ein organischer, von Grad zu Grad, von Potenz zu Potenz das Band der Kausalität durch die ganze Folge der natürlichen Erscheinungen schlingend. Dieser Mechanismus ist aber, wie z. B. der Bau des Biebers und der Honigwaben zeigt, des näheren geometrisch, und folglich ist es auch das Urelement der Natur, nämlich der zuerst von Gott geschaffene Punkt; denn nichts Endliches, Begrenztes ist jemals durch sich ins Dasein gelangt, und jenseits des Punktes hört das Endliche auf und das Unendliche beginnt. Die Punkte — denn überall ist Punkt — erzeugen durch selbsttätige Bewegung das Weltall, und zwar ist diese Bewegung die der sphärischen Spirale. Sie ist die vollkom-

menste, weil alle andern Bewegungsarten umfassende. Aus der verschiedenen Lagerung der Aktiven und Passiven in der Spirale setzen sich die particulae elementares zusammen: 1° das alldurchwaltende, allverknüpfende, sogenannte Elementum primum, 2° das magnetische Fluidum, 3° der Äther (eine zentrifugale Ätherbewegung ist das Licht; Wärme und Elektrizität beruhen ebenfalls auf Ätherbewegungen), 4° die Luft, 5° das Wasser, die komprimierte Ätherpartikel sind. Im Himmelsbild Swedenborgs steht als Zentrum die Sonne, um sie eine rotierende Sphäre, dessen äußere Schichten sich langsamer als die innern drehen; es bilden sich Ringe, die bersten und kugelförmige Weltkörper werden. Von mechanischen Gesetzen in komplizierter Form ist auch die organische Welt abhängig. Die Spiralbewegung kehrt auch hier wieder. Organische Funktionen sind lediglich Veränderungen; alle Veränderung beruht auf Bewegung; alle Bewegung ist in der Spirale enthalten. Die Quelle der Körperbewegung ist eine dreifache: 1° die Beseelung des Hirnes, 2° die Systole und Diastole des Herzens, 3° die Atmung der Lunge.

Auf allen Stufen der Natur, der organischen wie der unorganischen, konstatiert Swedenborg dank der gleichbleibenden Bewegungsform der Spirale eine ständige Wiederkehr von Gehalt und Form. Als formgebende Prinzipien nennt er series und gradus, Reihen und Stufen: ‚Die allgemeine und einzelne Erfahrung der Dinge, die irgendwann in unser Sinnenfeld treten, weist auf das Dasein kleinster Teile desselben Grades hin, ja selbst auf das Dasein korrespondierender Teile noch einfacherer oder höherer Grade. Darum werden wir zur intimen Kenntnis der Natur durch die Lehre von den Reihen und Stufen geführt, wenn diese Lehre sich mit der Erfahrung verbindet.‘ Die umfassendsten Serien sind die der sechs Naturreiche, die derart einander folgen, daß das Tierreich das Pflanzenreich voraussetzt usw. und das letzte in dieser Serie, das vollkommenste Tier oder der Mensch, die Ergänzung aller einzelnen, der Mikrokosmos des Makrokosmos ist. Jedes Individuum ist wieder der Repräsentant einer Serie von Wesenheiten, jede Wesenheit eine Serie für sich, so daß die ganze Natur aus einer Fülle von Serien sich zusammensetzt. Swedenborgs vergleichende Anatomie differenziert die einzelnen Körperorgane ebenfalls in aufsteigender Linie, nach der Grundvoraussetzung, daß die Natur stets sich selbst ähnlich sei: natura sibi semper similis est.

Emerson, der Swedenborg, ‚den Mystiker‘, zwischen Plato, den Philosophen, und Montaigne, den Skeptiker, stellt und in einem seiner schönsten Essays feiert, bringt ihn mit den Größten, mit Plato selbst und mit Newton in Verbindung. Es sei schwer, meint er, zu unterscheiden, was Swedenborg zu eigen gehöre, was nicht, nennt aber die ‚Ökonomie des Tierreichs‘ eines der Bücher, die durch fortgesetzte Würde des Denkens dem menschlichen Geschlecht zur Ehre gereichen. Ein französischer Biograph Swedenborgs, Matter, findet Anklänge zwischen ihm und den italienischen Denkern des 16. und 17. Jahrhunderts, Telesius und Campanella, die wie er im Buch der Natur lasen.

Es vergingen mehr wie hundert Jahre. Dann kam die erste jener

Anerkennungen, die der schwedische Forscher mit so ruhiger Sicherheit erwartet hatte. Der französische Chemiker Dumas nannte Swedenborgs metallurgische Abhandlungen klassisch und ihn selbst den Schöpfer der modernen Wissenschaft der Kristallographie, weil er durch seine Arbeiten über die Struktur der Kristalle der Entdeckung Wollastons über die Bedeutung der sphärischen Form in ihrer Zusammensetzung vorgegriffen habe.

Wieder fünfzig Jahre und Anatomen ergriffen zu seinem Lob das Wort. Zur Erläuterung seines philosophischen Grundschemas vom Modifikationsprozeß der Kräfte, nach welchem ‚die Momente unseres tätigen Lebens lediglich Veränderungen seiner Substanzen sind', beschäftigte sich Swedenborg sehr viel mit anatomischen Untersuchungen und benützte, lieber als seine eigenen, die Studien und Ergebnisse berühmter Anatomen wie Heister, Winslow, Malpighi und Boorhave. Sie führten ihn u. a. zur Erkenntnis von der hervorragenden Stellung des Gehirns im Organismus.

Auf der Versammlung der Naturforscher und Ärzte zu Hamburg, 1901, sprach Max Neuburger über Swedenborgs Bedeutung für die Gehirnphysiologie, und zwar verwies er besonders auf dessen ungedruckte Untersuchung von 1744 über das Gehirn, die er in Stockholm gelesen hatte. Infolgedessen bildete sich im darauffolgenden Jahr, 1902, eine Kommission der schwedischen Akademie der Wissenschaften zur Herausgabe der nur handschriftlich vorliegenden oder selten gewordenen naturwissenschaftlichen Werke Swedenborgs. Auf der 17. Versammlung der anatomischen Gesellschaft zu Heidelberg, 1903, hielt Professor Retzius, der schwedische Anatom, den Eröffnungsvortrag über Swedenborgs Bedeutung für die Anatomie, speziell die Gehirnanatomie. Seine gelehrten modernen Kollegen faßten diese Bedeutung wie folgt: 1) hatte Swedenborg den Mut, auf Grund von Selbstbeobachtungen und mit Beziehung auf Tierexperimente namhafter Autoren ‚die Koinzidenz der Hirnbewegung mit der Respiration' zu verteidigen. 2) Er war der erste, der den Sitz der höheren psychischen Tätigkeit, den Angriffspunkt der Seele, ausschließlich in die Gehirnrinde verlegte. 3) Swedenborg erkannte die höchst wichtige Lehre, daß die graue Substanz den Motor höchsten Grades bildet, daß der Angriffspunkt des Willens im Cortex zu suchen ist. 4) Er postuliert in Übereinstimmung mit modernen Anschauungen die Lokalisation der Muskeltätigkeit an verschiedenen Teilen der Hirnrinde. Dieselbe sei gleichsam aus lauter kleinen Gehirnen mit bestimmter motorischer Funktion zusammengesetzt, weshalb jede Läsion sich nur auf diejenigen Nervenfasern und Muskeln erstrecke, welche gerade mit der betroffenen Partie in Zusammenhang stehe. Swedenborgs posthumer Triumph ist demnach gerade im Gebiet gefeiert worden, in welchem der menschliche Geist nach ihm eine außerordentliche Tätigkeit entfaltet und so große Erfolge zu verzeichnen hat.

Swedenborg stand nach Veröffentlichung dieser wissenschaftlichen Werke im achtundfünfzigsten Lebensjahr. In einer Note des ersten Bandes der ‚Oeconomia' hatte er angedeutet, wohin der Weg ihn führen sollte. Er schreibt: ‚Nach unserer Lehre der Repräsentationen und Korrespondenzen werden

wir von den symbolischen und typischen Ähnlichkeiten und von den erstaunlichen Dingen handeln, die, ich will nicht sagen bloß im lebenden Körper, sondern in der ganzen Natur sich begeben und so völlig mit höchsten geistigen Dingen korrespondieren, daß man schwören könnte, die physische Welt sei lediglich ein Symbol der geistigen Welt... Ich beabsichtige, später eine Anzahl von Beispielen solcher Korrespondenzen sowie ein Vokabularium zu geben, das die Beziehungen geistiger Dinge und der physischen Dinge, für die sie eintreten sollen, enthalten wird. Dieser Symbolismus durchdringt den lebenden Körper.' Daß die Naturwissenschaften ihn vorbereitet hatten, zu dem nie aus den Augen verlorenen seelischen Problem zu gelangen, hat er oft, zuletzt noch 1766, beteuert. Der Körper erklärte ihm die Seele, wie die Erde den Himmel, der Mensch den Engel erklären sollte. Die Brücke zur geistigen Welt war vom Naturphilosophen geschlagen, als seiner Angabe nach 1744 plötzlich und ihm ganz unerwartet ein geheimnisvolles Etwas ihn zum Träger einer neuen Offenbarung bestimmte.

Im April jenes Jahres befand er sich spät abends allein zu London in seinem Speisequartier. Er war hungrig und aß mit großem Appetit. ‚Gegen Ende der Mahlzeit,' so erzählte er einem Freund, ‚bemerkte ich, daß eine Art Nebel sich vor meine Augen legte und der Fußboden mit scheußlichen Reptilien, Schlangen, Kröten usw. bedeckt war. Ich staunte darüber, denn ich war ganz bei Bewußtsein. Die Finsternis verdichtete sich, dann verschwand sie. Nun sah ich in der Zimmerecke einen Mann sitzen. Da ich mich ganz allein geglaubt hatte, erschrak ich sehr, als er zu mir sprach: „Iß nicht so viel!" Mein Blick trübte sich wieder; als es hell wurde, befand ich mich allein im Zimmer und eilte unter dem Eindruck des Schreckens nach Hause. In der nächsten Nacht erschien derselbe Mann mir abermals, aber ohne mich im geringsten zu erschrecken. Er sagte: „Ich bin Gott, der Herr, der Schöpfer und Erlöser der Welt. Dich habe ich erwählt, um den Menschen den geistigen Sinn der hl. Schriften zu eröffnen. Ich selbst werde dir diktieren, was du schreiben sollst." In derselben Nacht eröffnete sich mir mit überzeugender Klarheit die Welt des Geistes, Himmel und Hölle, und ich fand dort viele meiner Bekannten aus allen Ständen. Von jenem Tag an entsagte ich aller weltlichen Gelehrsamkeit, kümmerte mich nur mehr um geistige Dinge nach dem Gebote des Herrn, der täglich die Augen meines Geistes öffnete, um in völlig wachem Zustand zu sehen, was in der anderen Welt vorging und mit Engeln und Geistern zu reden.'

Nach anderen Mitteilungen Swedenborgs erschien ihm Gott in Purpur und Herrlichkeit der Majestät, etwa eine Viertelstunde hindurch, auch mitten im Tag, und bereitete ihn allmählich auf seine Sendung vor. Es kann nicht wundernehmen, daß die den Vorgang begleitenden Umstände zunächst auf die Folgen einer Indigestion gedeutet worden sind. Auf eine Hemmung oder Schwächung von Swedenborgs intellektuellem Vermögen deutete nichts, aber auch von einer Magenverstimmung wurde angesichts eines visionären Zustands nicht mehr gesprochen, der achtundzwanzig Jahre dauern sollte. Die Korrespondenz zwischen beiden ihm sichtbar gewordenen Welten wurde von nun

an der Zentralbegriff von Swedenborgs Theologie. Er entsagte jedem andern Wissen, brachte aber durchaus nicht das Opfer seines Verstandes. Als der bereits hier genannte Kuno ihn einst fragte, wie es gekommen sei, daß er, ein Philosoph, Theologe wurde, antwortete er: ‚Auf dieselbe Weise, wie Fischer die Jünger des Herrn und Apostel wurden.' Und er fügte hinzu, daß auch er von früher Jugend an ein geistiger Fischer gewesen sei. Auf die weitere Frage, was unter einem solchen zu verstehen sei, entgegnete er, ein Fischer im geistigen Sinn sei einer, der auf rationale Weise natürliche Wahrheiten erforsche und lehre und von diesen zu geistigen Wahrheiten übergehe... Worauf sein Fragesteller bemerkte: ‚Jetzt begreife ich, warum der Herr Fischersleute zu seinen Jüngern auserkor und warum er auch Sie erwählte; denn wie Sie sagen, waren Sie von Jugend auf ein Fischer im geistigen Sinn, ein Erforscher natürlicher Wahrheiten, und die Erklärung, daß Sie jetzt ein Erforscher geistiger Wahrheiten sind, beruht darauf, daß die letzteren auf den ersteren begründet sind...' Endlich sagte Kuno: ‚Nun da Sie ein Theologe geworden sind, worin besteht Ihr theologisches System?' ‚Auf zwei Grundlagen,' entgegnete er, ‚daß Gott eins ist und daß Liebe und Glaube eins sind.' ‚Wer leugnet diese Prinzipien?' erwiderte Kuno. ‚Die Theologie unserer Tage, wenn wir sie innerlich prüfen,' entgegnete Swedenborg.

Er beschuldigte nicht allein die katholische, sondern auch die protestantische Kirche, in theologischen Dingen den Verstand gefangen zu nehmen. Nur ein von Gott erleuchteter Verstand vermöge, so sagt er, diese Kirchen wieder aufzuschließen.

Zwischen seiner ‚die Offenbarung enthüllenden Offenbarung', wie er sich ausdrückt, und dieser selbst hat Swedenborg nie einen Widerspruch vorausgesetzt und in bezug auf seine Lehre jede Anklage des Pantheismus aufs bestimmteste zurückgewiesen. Den Schwierigkeiten seiner Psychologie, die Seele im allgemeinen Zusammenhang der Natur, ihren mechanischen Gesetzen unterworfen und dennoch immateriell und unsterblich, ‚ein Stück Natur und ein Stück Gottheit' zu denken, entging er selbst dadurch, daß ihm die Geisterwelt erschlossen und die Existenz der Seele oder des Geistes sinnlich wahrnehmbar wurde. Wie in der organischen Welt Reihen und Stufen die Entwicklung vermitteln, so bestehen zwischen ihr und der geistigen Welt diese sogenannten Korrespondenzen, nach welchen geistige und materielle Serien sich genau decken, dem Körper von der Seele, wie dieser von Gott, der Zentralsonne der Liebe, alle Kraft und alles Leben zuströmt.

Swedenborgs Theologie beruht auf der Schrift nach der Auslegung, die Gott selbst ihm diktiert hat. Es ist ein Gott, in dem Vater, Sohn und heiliger Geist eine göttliche Dreiheit ist, und dieser eine Gott ist der Herr, der Erlöser Jesus Christus, an den wir zu glauben haben. Aber durch den Glauben allein wird der Mensch nicht erlöst, sondern durch ein Leben der Reue. Glauben und Liebe sind eins: nur solche, die nach den Vorschriften der zehn Gebote leben, haben Glauben und Liebe. Die Lehre des Herrn Jesus und der Apostel ist die Grundlage des Glaubens. Die Trinität, die zu Nicäa und im Athanasianischen

Glaubensbekenntnis gelehrt wurde, ist eine vernunftwidrige Trinität von Göttern. Die neue Kirche lehrt die Gottheit Jesu Christi allein. Sie verwirft die totale Korruption der Menschheit durch die Erbsünde, die Rechtfertigungslehre der Reformatoren und ihre Konsequenz, die Lehre von der Prädestination. Die zwei Sakramente der Taufe und des Abendmahls werden beibehalten. Brot und Wein korrespondieren dem Fleisch und Blut Jesu Christi. Endzweck der Taufe, nach deren Empfang dem Kinde ein Engel beigegeben wird, ist die Wiedergeburt in der Nachfolge Christi. Diese Wiedergeburt setzt sich im Jenseits stufenförmig fort, so daß als Kinder Verstorbene zu Erwachsenen erzogen werden.

Mit dem Tode fällt das Körperliche für immer ab, wie ein morsches Gewand, aber fast unmittelbar darauf ersteht die Seele in einem vergeistigten Leib und gelangt in einen Zwischenort, wo sie sich über sich selbst besinnt und zur Einsicht gelangt, daß Himmel und Hölle und alle Planeten mit menschlichen Wesen bevölkert sind. Heiden und Nichtchristen, die gut gelebt haben, werden von Geistern belehrt und können selig werden; unter ihnen sind die Bewohner Afrikas ihres Gehorsams wegen besonders geschätzt und das Wort des Herrn wird ihnen geoffenbart. Nicht das Gericht, sondern das Leben, das der Mensch hinieden geführt hat, entscheidet über sein ewiges Schicksal; er selbst gravitiert zu Himmel oder Hölle, denn er strebt zu seinesgleichen. Geht er zur Seligkeit ein, so leiten Engel seine stufenweise Weiterbildung und Entwicklung, die zunächst in ein geistiges, dann in das himmlische Paradies führt. Engel regieren auch die Hölle und halten den Zorn gegen Gott in Schranken; die bösen Triebe und Leidenschaften schaffen sich selbst Feuer und Qualen der Verdammten, die aufhören würden, wenn diese die Wahrheit erkennen und dem Guten sich zuwenden wollten. Im Gegensatz zu Mystikern und Dichtern, die länger bei den Qualen der Unterwelt als bei den Freuden des Elyseums verweilen, sucht Swedenborg das Paradies am ausführlichsten und sinnlich wahrnehmbar zu schildern. In beiden Welten sieht er zahllose Gesellschaften und Grade. Myriaden von Sternen reichen nicht hin, sie aufzunehmen. Eigentümlich ist ihm die Auffassung, nach welcher weder Prophetengabe, noch Apostolat, noch geistige und seelische Vorzüge Heiligkeit bei ihren Trägern voraussetzen. Im Himmel sind die Namen von Heiligen unbekannt und nur Menschen nach dem Herzen Gottes.

Swedenborg allein weiß von einem zweiten großen Gericht seit Christi Tod, das 1757 im Jenseits stattfand, und Geister, die zum Teil seit Jahrhunderten im Zwischenort, wo künftig die Wartezeit beschränkt ist, sich befanden, ihrer ewigen Bestimmung zuführte.

Von diesem Zeitpunkt an offenbarte Gott ‚dem Diener des Herrn' die Botschaft des neuen Jerusalem, der neuen Kirche. Swedenborg spricht einmal von einem goldenen Schlüssel, der bildlich ihm übergeben worden sei. Es ist die Erklärung der Schrift durch die Allegorie, deren Sinn die alte Kirche besaß, der aber ihren Nachfolgerinnen durch Herrschsucht, Streit, Mißbrauch und Aberglauben verloren gegangen sei. (Schluß folgt.)



Armsünderin.

Roman aus dem Hunsrück.

Von

Nanny Lambrecht.

(Fortsetzung.)

Um die drei Birken, die Kapelle und den Hof verdichten sich die Schatten. Die blanken Sterne tauchen hinein, aber ihr Licht brennt nur fahl und nebelhaft hindurch. Hottenbacher steht noch mitten im Hof. Den Rock hat er aufgeknöpft, die Daumen in der Westentasche. Aus seinem Gesichte rinnt alle Freundlichkeit. Die Linien erstarren in ihm zu fremdem Ausdruck. Nicht schlecht und nicht gut, aber eine unerklärliche Mitte zwischen beiden. Die Dämmerschatten umgrenzen scharf seinen Gesichtskreis und säumen allgemach das Stückchen Ausblick enger ein. Er möchte mit seinen brutalen Armen in diese Schleiernetze eines verschlafenen Dorfabends hineinschlagen und die Wege bahnen, die auf Meilenweite dem langatmigen Werkeltage hierzulande vorauflaufen. Wenn er sie einmal geht, bröckeln die Ämter und Würden wie Zunder von ihm ab. Aber er wird sie nicht gehen. Er braucht dieses steifleinene Ansehen, dessen Rückgrat der Reichtum ist. Und er braucht Weihrauchwolken, um durch frommen Nebel geschaut zu werden. Der Dichter soll mit dem Könige gehen und ein angesehener Bauer mit dem Pfarrer. Ohne das kein anderes! Darum geht Hottenbacher mit dem Pfarrer.

Steht und sinnt in den Abend. In seinen Mißmut fällt das Prasseln der Futter- und Melkeimer. Heftig fährt er los. ‚Schlagt doch gleich die ganz Budick zesamme, ihr Menscher!‘ Dreht um und in beängstigender Freundlichkeit: ‚Ja so, dau bist dat, Male?‘

Seine Blicke umkreisen das Plätzchen Erde, das just für eine junge, gesunde Jungmagd ausreicht. Die festen, kräftigen Arme tunken in den broddelnden Dampf des Futtereimers. Die Blicke des Mannes liegen darauf. Er ruft leise die Magd an. Da ist ein Schurfen hinter ihm. Die Frau ist's. Sie fängt den glimmenden Blick auf, bleibt im Hofe und macht sich zu schaffen. Der Ärger springt in ihn hinein. Den zeigt er nicht. Er

gönnt ihr den Triumph nicht, ihn durchschaut zu haben. So sagt er zutunlich und artig: ‚Kommste von der Kapell', Sannche? Et wär mir lieb, wenn heut' noch die zwei Lorbeerbäum hingeschafft were. Der Hännes kann dir helfe, Sannche!'

Sie erwidert nichts. Sie sucht im Hofe nach Arbeit, klappt das Türchen zum Hühnerhaus zu, putzt am Reiserbesen ihre Schuhe ab, hebt auch die Holzscheite auf, die herumliegen und wirft sie in den Schuppen. Sie hört da aus des Mannes Stimme ein leises, heftiges Drängen. Sie hat das im Laufe der Jahre verstehen gelernt. Und dann weiß sie, daß es ihre Pflicht ist, sich nicht fortschicken zu lassen. Da rückt er näher zu der Jung-Magd und sagt herrisch: ‚Du Trändlersch könnt'st fixer sein mit dein'm Saufutter. Und hernoch kommst uff dä Speicher. Wir misse Korn schöpfe. Bring' aach 'n paar Säck mit!'

‚Jo, Hähr!'

Die Frau tritt an den Futtereimer, tippt mit den Fingerspitzen hinein und prüft die Wärme. Sagt dann so nebenbei: ‚Mit dem Male were eich schun dat Kore fasse gehn!'

Er sagt nichts und geht bis ans Haus, steht da auf der ausgetretenen Steintreppe und wartet auf die Frau. Die kommt auf müde nachschurfenden Beinen. Es quält ihn. Er muß ihr eine Bosheit sagen.

‚E no, dau Betschwester! Hoste mit dem Pfaff wieder deï Getuschel gehatt? Wat im Haus nit ânständig ist — no vielleicht ist't vor der Kirch!'

Sie geht still und traurig an ihm vorüber ins Haus. ‚Och, Mann, sei nit eso schlächt!'

Aus den Wiesen heraus reitet der Bube. Sein Rufen gellt. ‚Vadder! Nau loß mr dä Gaul emol Trab laafe. Eich krieje und krieje en nit vun dä Stell'!'

Der Bube Adam hat des Vaters Vorliebe. Er darf ihm auch ein freches Wort hinschnorren. Und wenn er Jäköb wie einen geduckten Hund zusammenschlagen möchte, darf Adam, der Bube, ihn am Rock zerren und sagen: ‚Vadder, biste besuff'? Schamm dich!'

Er geht also und läßt den Backesgaul Trab laufen.

Aus dem Heckenweg über den Schlagbaum, der die Einfahrt zu den Wiesen absperrt, springt einer. Trollt an die Stalltüre und beugt hinein. Das ist Jäköb. Die große Laterne schwankt an der niedern Decke. Das trübrote Licht füllt den Stall. In dem stickigen Dunst die hohen Rücken der Ochsen, die geschweiften der Kühe und die aufgeworfenen Schwänze. Auf dem Melkschemel Male, die den blitzblanken Eimer zwischen den Knien einpreßt. Ob sie nichts von Backes wisse? Sie kreischt hinter den Kühen her: ‚Dä Backes? Er hot beim'r in der Kich' gegeß un wollt dann schlofe,

no weeß eïch nit!‘ Da Jäköb hastig davongeht, ruft sie ihm nach: ‚Eïch denke in der Backstu(be)!‘

Jäköb eilt und wirft die Küchentüre auf. Auf der Schwelle zur Stube sitzt die Bäuerin mit Kätelchen und schält für den andern Tag Kartoffeln.

‚Muedder,‘ sagt Jäköb, ‚eïch mißt mit dem Backes schwätze! Wo is'r?‘

‚Er werd' in der Backstu' schlofe.‘

‚Dann mißt' eïch 'n hôrtig wecke!‘ stapft um den fauchenden Herd nach einer niedern Türe. Die Bäuerin ruft ihm nach: ‚Gell', Jäköbche, dou steßt mr heït noch dä Budder?‘

Jäköb steht schon in der Türe. Warmer Backdunst quillt ihm entgegen. Die Stube ist dunkel. Durch das Fenster vom Stalle her der schwankende Schein einer Laterne. Es riecht nach Teig und frischem Brot. Mehlweiß Dielen und Bänke. In langer Reihe die braunglänzenden Bauernbrote darauf. Über dem Backtrog der Deckel und aufgehäufte Säcke. Darin recken sich die steifen Glieder des Backes. Dann pulvert der Mehlstaub auf. Als Jäköb den Backes geschüttelt hat, sagt er: ‚Eïch muß deïch wuhl wecke. Deï Frâ hot 'n Rickfall. Die Noberschleït (Nachbarsleute) laafe so zesamme. Se hon dä Pastor gesucht.‘

Da sitzt Backes aufrecht, die Arme straff herunter, mit hängenden Mundwinkeln, und auf der mit Bartstoppeln übersäeten Backe die Abdrücke des rauhen Sackleinen. Ein wehleidiges Alltagsgesicht, wie ers auch beim Lachen hat. ‚Un dou meenst, dat eïch in der Nacht noch häm mißt?‘ fragt er, senkt den Kopf und senkt die Augen.

‚Et wird all seïn misse. Et hot noh d'r verlangt.‘

Er rutscht vom Backtrog ab. ‚Dann werd' eïch gehn,‘ sagt er gewissenhaft.

Jäköb will ihm voran. ‚Eïch losse ânspanne.‘

‚Nä, eïch g e h n! Dat Hinnerrad is nit geschmeert.‘

‚Ei, dann nemm' deï Gaul un reït'!‘

‚Mei Gaul? O nä! De muß seï Ruh hon. Eïch kann ewe so hôrtig gehn.‘ — Er stapft aus der weißen, warmen Stube in die durchdampfte Küche und in den völlig dunklen Hof. Jäköb ruft ihm nach, daß er Gaul und Wagen morgen zurückfahren werde. Das ruft er von der Küchenschwelle aus. Da fragt die Bäuerin: ‚Is ebbes mit dä Backesfrâ?‘

‚Se werd all morje dot seïn!‘

‚Dat ârm Mensch! Et hot dem Backes viel Doktergeld kost'. Gott geb'm die ewig Ruh'!‘

Die Bauern dieser Gegend haben keine Neugierde. Sie nehmen so viel, als man ihnen sagt. Sie haben keine Zeit, eines andern Seele oder Angelegenheit auszuklügeln, aber der Notfall weckt ihre Teilnahme.

Jäköb trägt den Butterstößer in die gute Stube, beginnt fleißig einzustoßen. Das Faß ist trichterförmig und schmal, nach unten die runde Breite. Die alarmierte Milch schlampst und klunkst, spritzt aus dem Trichterloch und besprenkelt Jäköb mit weißen Tropfen. Er wird noch lange stoßen müssen. Die Milch ist noch dünn. Der Stößer fährt leicht und sachte hinein wie in Wasser. Nach einer kleinen Zeit kommt die Bäuerin herein, greift mit an den Stößer, und nun plumpsen wuchtige Schläge hinein. Man spürt schon die Schwere. Die Bäuerin hat eine Aussprache auf dem Herzen.

‚Eïch hon heït dat Fucke=Jule gesiehn. Et hot mr en Gesiecht gemach' — en miserawel frech Gesiecht!'

‚Et is nit frech,' sagt Jäköb.

‚Dat kannst dou nit wisse, mei Suhn. Wenn't beï dir is, werd's als immer lieb tun.'

‚Nä, nit immer; awer frech is't aach nit!'

Aus der Trichteröffnung quillt ein weicher, süßer Sahnebrei. Die Bäuerin wischt ihn mit dem Finger auf und leckt ihn ab. Und sagt leise weinerlich: ‚Dou wirst noch 'n Unglück mit'm ânfange.'

‚Eïch duhn neist (nichts) mit'm.'

‚Wenn dou im Wal'(d) mit'm zesammeleihst —' (liegst).

Er stampft den Stößer nieder, daß die Milch an die Trichterwände patscht und klatscht. Die Röte flutet in sein Gesicht, in seine eckige Stirne hinauf und unter seine weißblonden Haare. Man sieht das rote, dickanschwellende Geäder darin. ‚Eïch duhn neist mit'm!'

‚Och Gott jo! Wenn mr euch Bue heert, duht dr all neist. Awer wenn mr dann dä Pastor uff dä Kanzel heert, wie dä dagege dunnert, dat mr Eltere euch owends (abends) mit dä Mäderchen in dä Wald gehn losse, dann denkt mr an seï Seel' un Seligkeit un dat mer Eltere vun euch lebendig in der Hell (Hölle) brenne misse. Un dä Pastor kennt euch doch vum Beïchtstuhl her.'

Jäköb stiert in den Trichter. Die Milch rollt jetzt in Klumpen. Der Arm wird ihm steif. Er wechselt und steht so, daß er seiner Mutter nicht ins Gesicht zu sehen braucht. ‚E jo, er hot meïch aach schun dernoch gefrogt. Awer dat hon eïch nit gedohn, wat er gemeent hot. Eïch duhn nit meh' un nit weniger als alle Bue duhn. Mr muß doch seï Freïd hon!'

Die Hottenbacherin läßt die Arme sinken. Sie kann nicht mehr. Der Atem verröchelt ihr. Sie lehnt eine Weile gegen die Wand, um das Gerassel auf der Brust auszuhusten. Sagt dann: ‚Wenn dat 'n ôrdentlich Mâdche wär', kännste deï Freïd mit'm hon, zum Beïspiel mit dem Hammachersch Stiene vun der Noh (Nahe). Mr hons doch abgemach, dats als Junge=Frâ in uns' Haus kimmt. Dou kannst keï Kesselflickersch Mensch heïrade!'

‚Eïch heïrade et aach nit! Eïch kann nit — eweïl noch nit! Loß meïch erst beï dä Soldade gewes' sin, Muedder!‘

‚Och enä! Loß et jetzt laafe! Hal' deïch an'm Stiene. Dat hot dä Stall voll Ochse. Dat bringt dr ebbes mit in die Eh', un dat kann schaffe wie'n Gaul. Siehste, meï Suhn, dat is en Mädche vor deïch!‘

‚Et is nit scheen!‘

Nun sieht die Bäuerin ihren Sohn in starrer Verwunderung an. Stiene von der Nahe ist kräftig und größer wie Jäköb. Sie stellt im Grasmähen ihren Mann, bringt eine Fuhre heim wie ein geschickter Großknecht, besorgt das Brotbacken, die Hammacher-Söhne haben sämtlich als Grenadiere bei der Garde Königin Elisabeth in Charlottenburg gedient. Und das ist Bauernschönheit! Sittige, gesunde, robuste Schönheit! Es ist also nur recht. Die Hottenbacherin kann in starrer Verwunderung sein. Fragt also: ‚Glaabst dou dann, dat dat Kesselflickersch scheen is? Eïch verschrecke vor dem seine Aue (Augen). Un so blaß! Keï Fitzelche Rot in dä Backe! Meï Suhn, dou mußt behext seïn, dat dou et scheen siehst. Deï Freïd an'm is Sinn (Sünde)! Wenn mr so Menscher gere hot, is et Sinn! Dodsinn! Wenn mr nit meh' so vun eenem kann, dann is et sindhaft! Dou kannst alleen nit meh' vun'm. Der misse alle Heilige helfe. Eïch nähe der 'n geweiht Palmbischelche in deï Wammes. Dann werst dou stârk seïn in dä Versuchung! Jo, dat duhn eïch.‘

Jäköb hält inne. Die Milch ist steif und in Knollen. Er sagt: ‚Eïch will nit!‘

Die Hottenbacherin sagt, es handle sich um seine Seel' und Seligkeit. Wenn ein Bauernsohn so verstrickt sei, ging er in sein Unglück. Und wenn er in der sündhaften Versuchung an das geweihte Palmbüschelchen denken würde, könne nichts geschehen.

Er sagt: ‚Eïch will nit!‘

Da geht die Hottenbacherin und ruft die Großmagd, daß sie das Butterfaß ausnehme. Jäköb drückt sich gegen die Kommode, die Hände tief in den Taschen. Aus der Küche fällt der Schein durch die offene Türe. Seine Blicke irren darin. Er fragt sich, ob seine Mutter recht habe und Jule nicht schön sei. Er wird unsicher in seiner Ansicht. Weil sie dem Bauerngeschmack zuwider ist. Aber er weiß, daß sie ihm so gefällt, so wie der Bauerngeschmack nicht ist. Es ist etwas an ihr, das ihn nicht losläßt. Er möchte ihr nachlaufen auf die Landstraße, in die Felder, in den Wald. Dann ist er ruhig und sie hocken beisammen, und er weiß dann nicht mehr, daß es ihn wirklich so heftig zu ihr gerissen hat. Nicht wie die Bauernburschen, die bis zum Sonntag warten, um mit ihren Mädchen zu gehen, oder die Werkeltagabende mit ihnen vor den Haustüren sitzen. Weil alle

sagen, daß seine Wahl schlecht sei, hält er sie für schlecht. Sie schlägt dem bäuerlichen Ehrbegriff ins Gesicht. Er weiß, daß er einmal eine heiraten wird, die ihm was in die Ehe bringt und die eine rechtschaffene Bäuerin ist. Es ist ihm gleich, welche es sei. Auch die Stiene von der Nahe. Sie kann arbeiten. Bauernsöhne verheiraten ihr Herz an die Arbeit. Dann muß er Jule Fuck davonjagen. Wenn er's ausdenkt, glaubt er's nicht fertig zu bringen. Es mußte also etwas an ihr sein, das ihn behext. Er weiß nicht was. Er liebt gesund! Es ist nicht schwül in ihm. Aber wenn er daran denkt, was ihm die Mutter gesagt hat, kommt etwas in ihn, das wie Furcht ist vor dem, was an Jule Fuck ist! Er wird unsicher vor dem, was er nicht fühlt. Und er denkt auch an Jule Fucks Augen, vor denen die Mutter erschrickt.

Da kommt die Hottenbacherin wieder herein, sagt mit erstickten Worten: ‚Mei liewer Suhn, Art lißt nit vun Art, un wie die Alte, so die Junge! Dä Fucke Ham-Pitt kann nix Anstänniges uff die Welt gesetzt hon!'

Hinter ihr trägt Kätelchen die hochgehäufte Schüssel mit Pellkartoffeln, läßt sie mitten auf den Tisch plumpsen. Ameï trägt die weitbauchige Blechschüssel mit dicker Milch, kalter Sauermilch. Man rüstet zum Abendtisch. Das Gesinde und die Tagelöhner schrammen herein, latschen auf den langen Bänken zu beiden Seiten des Tisches. Hottenbacher sitzt am Kopfende auf einem Stuhl. Jeder nimmt aus der Schublade einen Löffel, rückt an die Schüssel in der Tischmitte und stochert hinein. In dieselbe Schüssel alle. Sie häufen vor sich auf den Tisch ihre Ration Kartoffeln und schälen sie. Löffeln und tunken in die Schüssel ein. Schmatzen und kauen. In den rissigen, schwieligen Händen verdampfen die weißmehligen Kartoffelknollen. An der Tischecke rechts neben seinem Vater sitzt Jäköb. Er sieht verstohlen in das gemächlich kauende Gesicht neben sich. Art läßt nicht von Art. Er war von dieser Art. Ob seine Mutter auch das sagen wollte? Und ob sie darum auch bangte? — —

Backes hat einen beschwerlichen Heimweg. Die Dunkelheit hängt mit schwarzen Tüchern zwischen den Hecken. Kein Weg mehr sichtbar. Hinter ihm blitzen die trüben Lichter des Hofes. Unter einem Schlagbaum kriecht er durch und quer über die Felder nach dem Walde. Er hastet nicht. Er weiß, soundso viel Zeit braucht man auf nächsten Pfaden. Wenn er zu Anfang läuft, wird er am Ende schleichen müssen. Ein Bauer ist kein Wettrenner. Sein nüchterner Verstand rechnet von vornherein nicht mit Unmöglichkeiten. Der Pfad führt hügelauf und -ab, bisweilen über die weißsandige Landstraße oder in laubdunkles Dickicht. Dann wieder einsame dunkle Strecken völligen Totseins, bis plötzlich eine Hütte oder ein größerer Hof im weiten, verlorenen Felde auftaucht und das Anschlagen des Wacht-

hundes herübergellt. Ein umgestürzter Pflug in Heckenwegen, der starke Geruch von faulendem Kraut, klunksendem Wasser. Und weit überall schlafende Menschen und wachende Hunde, gestorbene Träume und schreiende Wiesel. Und weit überall die verdunkelten Felder, die seufzende, brache Kraft, das ewige Gebähren stiller Fluren! Und der schleichende Tod!

So eilt Backes an den Hütten und Häusern und Höfen vorüber. Er möchte dann hineingehen und sagen: Mein Weib ist am Sterben! — Sie würden ihm zu essen geben und um ihn sorgen. Wo eines stirbt, lieben sie die Lebenden. Der Tote hat schon so viel mehr als der Lebende. Er hat Ruhe! Und wenn er ‚Guten Morgen' sagt, erwacht er im Himmel. Darum sorgen sie so sehr um die Lebenden, wenn eines unter ihnen zu Tode kommt. Backes denkt also: Wenn er zu den schlafenden Menschen in die Hütten gehen könnte. —

Und er geht weiter und dankt Gott, daß er keine Kinder hat. Wenn er Kinder hätte, müßte er wieder heiraten. Er meint, sich darüber freuen zu können. Aber ein Druck legt sich ihm um das Herz. An seinem Herde wird das Feuer erlöschen. . . .

Nun stößt's ihn voran. Ein Angstgefühl, das ihm am Halse sitzt und ihn würgt. Jetzt wird er ein Wettrenner und läuft — läuft! und denkt nicht, daß er am Ende schleichen muß, und rechnet mit unberechenbaren Möglichkeiten. Aus dem Nachtdunkel scheint's ihn anzuhauchen, eine leise, fordernde Stimme: ‚Backes! Backes!' — Sieht weiße Sterbehände winken. Weiß und sehnend in den schwarzen Wänden der Nacht.

Als er in die Dorfstraße zu Sohren einlenkt, hallen vom Kirchturm elf Glockenschläge. Seine Tritte klatschen in der Nachtstille. Ein Feldweg führt ein Hügelchen hinunter. Drunten ein Weiher. Schlanke Weidenruten recken über ihn. Die Frösche erheben ein Geschrei, Klunkern und Plumpsen. Ein Mondstreifen fällt vom Himmel und schneidet in die dunkle Wasserfläche. Die Wolken jagen. Im Mondstreifen steht ein Häuschen. Droben am Rande der tiefen Weiherböschung. Einstöckig und allein. Die Winde packen es von allen Seiten an. Es hält Stand, denn seine Wände sind aus Stein und nicht wie die andern aus Lehm und Holz. So vereinsamt und selbständig und verwunschen liegt das Backeshaus. Neben der Türe ein erleuchtetes Fenster. Der Mann denkt, es könnten Totenkerzen sein und geht langsam und schwer und möchte draußen stehen bleiben, bis sie kommen und sagen: Sie lebt! Sie kann nicht sterben! Ein Wort hat sie dir noch zu sagen!

An die Mauer drückt er sich und sieht durch's Fenster. Drei Frauen stehen herum und schwatzen. Die Bettvorhänge sind zurückgeschoben. Backes sieht nicht, ob die Frau, die dort liegt, tot ist oder nur schläft. Neben ihr auf dem Tische zwei brennende Kerzen, inmitten das Kruzifix. In dem



Im Verlage der **Universitäts-Buchhandlung Franz Coppenrath, Münster (Westf.)** sind nachstehend angeführte Gedicht-Sammlungen erschienen und durch jede Buchhandlung zum Preise von 2.— Mk. (brosch.) und 3.00 Mk. (elegant gebunden) zu beziehen.

Die alte Geige. Eine Komposition von **Christoph Flaskamp.**

Gedichte von **Hans Mayr** (München). Buchschmuck von Willi Eringhausen.

Die Beachtung, die die hier genannten Gedichtbücher bereits gefunden haben, glauben wir durch vorliegenden Prospekt noch weiter fördern zu sollen. Wir lassen einige Urteile der Presse über den künstlerischen Wert dieser Bücher zur Orientierung der Leser folgen. Das Interesse, daß wir dadurch den Autoren entgegenbringen, dürfte sich nach Lesen dieser Dichtungen jedem Kenner als berechtigt erweisen.

Einige Urteile über Flaskamps Lyrik:

Was sich „. . . junger Freude voll" im Herzen dieses jungen westfälischen Lyrikers regte, das läuterte sich im „Parzival" (beide Sammlungen Ostendorff, Münster) zum Sehnen und Suchen nach dem künstlerischen Ziel . . . „Parzival" machte darum einen unruhigeren Eindruck als der Erstling; aber auch dieses Buch zeugte von einer nicht alltäglicheu Dichterkraft, die sich in einer soeben erschienenen neuen Komposition „Die alte Geige" aufs erfreulichste wieder zeigt.

In uns liegt das poetische Land. Das Leben mit seiner unerschöpflichen Fülle, das warme Herz und sein frischquellendes Blut, Haß und Liebe im Getriebe menschlichen Verkehrs, . . . die in alle Weiten strebende Seele und ihr ewiges Sein, das alles sind poetische Gefilde. Nicht ein Gefühl d a r ü b e r, sondern eine gesättigte Stimmung d a r i n, noch besser das Gestalten des Lebens selbst ist Poesie.

Das sind die künstlerischen Geständnisse, die Flaskamp im Ton der alten Geige uns singt. Mit den beliebten, ein Schema füllenden allgemeinen „Stimmungen", mit den poetischen Gefühlchen gibt sich Flaskamp nicht ab: seine Dichtung meistert das, was ihn einmal bis auf den Grund seines Herzens erschüttert hat, und er erschüttert uns wieder. Er ist ein in trotziger Eigenart die Welt auffassender Westfale, ein Dichter aus dem eigensinnigen Stamm der Sachsen . . . Der Schmerz schenkte ihm die besten Erkenntnisse vom Leben, wetzte seine scharfe Anschaulichkeit und weckte die schlummernde lyrische Kraft. „Die alte Geige" singt aber auch das Lied der Schönheit, der sprudelnden Lebenslust. . . . Schade daß der Raum keine genauere Analyse und Beispiele zuläßt. **(Allg. Rundschau.)**

Die **„Akademischen Monatsblätter“**:

„Von den lyrischen Novitäten des verflossenen Jahres [verdienen besondere Beachtung die Gedichte von Hans Mayr. Hans Mayr trat als Lyriker zuerst 1897 hervor in der Gedichtsammlung „Frührot“ (Gedichte verfaßt von 3 Münchenern; Stuttgart, Verlag von Felix Krais), wozu er die meisten Lyrika zugesteuert hatte. Nach neun Jahren stellt er sich wieder der Öffentlichkeit. Er ist jetzt ein anderer, gereifterer, ernsterer . . . Dort leichte Tändeleien und Plänkeleien in der musischen Kunst, hier der festere, stolzere Schritt des bewußten Poeten; das Erbstück des bayerischen Stammes hat sich jetzt ausgewachsen und geltend gemacht. Er ist ein echter kerniger Sohn seines schönen Heimatlandes.“

Das **„Hamburger Fremdenblatt“**:

Ein Band versonnener Lyrik, Liebesgedichte und Naturschwärmerei, alles von echtem Glanz umflimmert, aber zuweilen etwas seltsam und unbeholfen in der Form. Die Gedichte streben nicht zur Tiefe, doch quillt ein frischer Herzensstrom aus ihnen, der die Oberfläche verhüllt und den Leser mit einem Duft umhaucht, dem er sich gern hingibt. Überall, wo man das Büchelchen dieses talentvollen Autors aufschlägt, wird man sich gefesselt sehen . . . .

Die **„Augsburger Postzeitung“**:

„Ungestümer und stürmischer läßt Hans Mayr-München seine Gedichte dahinbrausen. „Auf Irrwegen“ und „im Schatten“ ist er gegangen, aber „Sonnenwärts“ zieht's ihn. Form und Gefühl sind den frischen Gesängen eigen . . . Ausgezeichnet und lebendig ist das „Turmlied“; sein schönstes Lied hat er „Über die Heide“ betitelt.“

Die **„Kölnische Volkszeitung“**:

„Hans Mayr's Gedichte, schmuck ausgestattet, lesen sich ganz gut, klingen weich und rein und tragen meist die der modernen Lyrik eigene Weltvorzeichnung.“

Der **„Münsterischer Anzeiger“**:

Eine stille feierliche Abendlandschaft, vorn am Wiesenhange unter einem Baume ein kraftvoller Mann, träumend und sinnend. Diese Stimmung, wie unser Landsmann Ehringhausen, der sinnige Buchschmuckkünstler, sie in der feinen kleinen Zeichnung des Titelbildes festgehalten hat, strömt uns aus den Gedichten selbst entgegen. Im Dreiklang gelassener Ruhe und erkämpften Friedens: „Auf Irrwegen“, „Im Schatten“, „Sonnenwärts“ tönen uns die Weisen Mayrs ins Ohr, schlichte Lieder voll Schmerz und Wehmut, treue Erinnerungen an Glück und Liebe, — Stimmungen, wie sie anklingen im Menschen, wenn er ruht und rückwärts träumt. Daß da hin und wieder ein weicher, sentimental gefärbter Ton mitklingt, wer wollte das aberkennen, wer aber auch wollte es verurteilen, zumal die Gedichte Mayrs sonst ein so eigenes, vor allem in der Sprache kräftig bewegtes rhythmisches Leben offenbaren. Und seine Art ist ja auch anders: Von erbeigener Scholle kommt er herabgewandert in die Welt und in die Stadt, sein Ahn „war ein Bauer, ein Bauer nur“ nnd auch in seinen Adern fließt Bauernblut. So möchten wir ihm gern einmal wieder begegnen, nicht im Ruhen, sondern in rüstigem Wandern, wie er selbst es stürmisch wünscht in dem kleinen Gedichte

Mittag.

Jubelnd schreiten auf sonnigen Feldern,
Lautlos wandeln in weichen Wäldern,
Und, des Weges Wonne zu büßen,
Alle, die dir begegnen, grüßen,
Ihren Seelen ein wenig geben,
Das Beste nur Einer —
Ein Mannesleben.



geblümten, hochaufgebauschten Bette ein leises Regen. Da setzt sich die Friedches-Bas ans Bett, feuchtet den Daumen an und blättert im Diözesangebetbuch. Eintönig hallt ihre rauhe Stimme: ‚O, wie lieblich sind deine Wohnungen, du Herr der Heerscharen! Meine Seele sehnt sich und schmachtet nach den Vorhöfen des Herrn.

O Jesus! sei mein Jesus im Leben, mein Jesus im Leiden, mein Jesus im Sterben, mein Jesus in der Zeit und in der Ewigkeit! Amen.‘

Da knarrt die Türe und Backes tritt gebückt herein. Die Mütze nimmt er ab und hält sie in gefalteten Händen. Sein Respekt gilt der Majestät des nahenden Todes! Aus dem Bettwust schiebt sich eine fahle, knöcherne Hand ihm entgegen, winkt ihm. Wie die Totenhände gewinkt haben, die er in der Nacht sah! Nun steht er an dem Bette, und sie hält seine Hand. Die Frau steckt nicht mehr in der dunkelblumigen, kattunenen Nachtjacke. Sie hat die blühweiße, die bei den gesegneten Kerzen für den Fall eines Todes immer bereit im Schranke lag. Sie hat den Tod kommen gefühlt. Auch seine letzte Wäsche liegt parat. Jahrelang neben der ihren. Nun geht ein Teil seiner Bestimmung entgegen. Wann der andere? Es wäre ihm lieb, wenns heute schon sein könnte. Da sie doch jahrelang nebeneinander waren! Die Wäsche und die zwei Menschen!

‚Backes!‘

‚Jo, Frâ, jo.‘

Ihre dürren Finger packen ihn am Kittel und drängen ihn näher zum Bett.

‚Nau mußt dou zusiehn, Backes, wie dou alleen feertig werst. For morje un iwermorje, wenn eïch nit meh’ do sin, is noch en Runke (Stück) Speck do. Un Eier misse noch im Stall seïn. Eïch hon die Hinkel gackse höre. Adschehs, Backes, dat mußt eïch der noch sahn. Nau loß meïch ruhig sterwe!‘

Sie dreht sich nach der Wand zu und liegt still. Die Frau neben ihrem Bette schlägt Seite 325 im Trierischen Diözesangebetbuch auf und fängt laut an zu beten, gibt auch den leise schwatzenden Frauen ein Zeichen. Die knien um das Bett. Die Kerzen schwehlen. Die Stille ist schwer und beängstigend. Sie ist heimlich und unerforschlich wie der Tod, der in ihr ist. Die Friedches-Bas liest langsam und mit frommem Schwung:

‚Scheide hin, christliche Seele, aus dieser Welt im Namen Gottes, des allmächtigen Vaters, der dich erschaffen hat, im Namen Jesu Christi, des lebendigen Gottes, der für dich gelitten hat, im Namen des heiligen Geistes, der sich über dich ergossen hat!

Heute sei die Stätte deiner Ruhe im Frieden und deine Wohnung in dem heiligen Sion —.‘

Backes beugt sich über die Kissenbausche. Da streift ihn ein Hauch von dorther: ‚Amen!‘

Die schlichte Bauernseele hat die Sorgen des Werktages abgestreift und überläßt dem Backes das leere Haus. Und das bißchen Warmsein rinnt aus seinem armen Leben. Er kniet nieder, drückt die gefalteten Hände gegen den Mund und pitscht die Augen. Sie brennen ihm.

Die Bauernweiber tunken nacheinander das Palmbüschel ins Weihwasserkesselchen neben der Türe, besprengen die Tote und wispern leise Stoßgebete. Die Friedches-Bas öffnet das Fenster, damit die scheidende Seele entfliehe. Und stehen dann und warten. Ehe die Tote kalt wird, muß man sie waschen und aufbahren.

Steif und schwerfällig steht Backes auf, wischt mit dem Kittelärmel über die Augen, sieht auf die Tote, sagt: ‚In Gott's Name! Et hot so sei'n solle,‘ und auf die kalte Stirne zeichnet er mit dem Daumen das Zeichen des Kreuzes. ‚Et is nau mol nit annersch!‘

In der stillen Kammer ordnen sie zur Nacht das Totenbett.

II.

Der Himmel ist tiefblau und hängt voll lieblicher Gedanken.

Ein Sonntagmorgen taufrisch und friedsam. Die Glocken hallen hinein. Von weither und nah, Dorfkirchlein in milchweißer Ferne. Das Timpen und Klinken schillert in tausend Klangfarben im Äther und Sonnenlicht. Es singt ein Glöcklein im Blauen. Es singt eines im Weißen. Es singt eines im Grünen. Und grün-weiß-blau schmückt die Sonntagsflur ihr Kleid, und die Sonntagssonne spinnt goldene Säume. Es steht kein Bauer gebückt im weiten Feld. Es ist ein stilles Verlorensein bis an die Grenzen des Himmels. Es ist ein sonntägliches Schweigen. Nur die Glocken und Vögel lärmen. Unbändiger Klang und Sang! Da kommen die Menschen mit stillen, feiertägigen Gedanken. Wie die kommen! Es ist eine köstliche, kühle Kraft um sie. Die betende Ruhe taut auf sie. In Sonntagsaugen spiegeln sich ihre Fluren. Und Blumen und Menschen schweigen. Das Land hat seinen gesegneten Sonntag. Heut ist ein Gottestag. Und eine große Stille ist.

Bauerntrupps auf der weißflimmernden Landstraße, in verschatteten Heckenwegen, hügelauf und -ab. Sie kommen weither zum Hochamt. Eine Stunde oder zweie. Männer und Frauen und Kinder. Die Frauen schürzen die Röcke hoch und schlagen sie über den Hüften zusammen. Sie machen weite Schritte und schlenkern die Arme. Sie haben die Art der Männer. Bei der Arbeit Schulter an Schulter mit ihnen, im Kampfe mit Wetter und Zufall und Mißgeschick! Von zwei Menschen keiner der

Geringere. Sie arbeiten beide. Und keiner über den andern! Sie haben beide den gleichen Geist der Arbeit, Geist und Kraft — gleich! Schulter an Schulter! Das Land hat seine Frauenfrage gelöst.

Um das Kirchlein im Dorfe scharen sich die Gläubigen. Die Frauen drängen schon durch die Reihen und mit steifen Röcken in die wurmstichigen Kirchenstühle. Die Männer stehen draußen in Reihen, in Gruppen, lehnen an der Kirchenmauer oder am Zaune des Pfarrgartens, und füllen die Dorfstraße. Im Turm vertönt eine Glocke. Es hat ‚angeläutet'. Nun dauerts noch eine Weile bis zum feierlichen Zusammenläuten. Der Schulmeister kommt aus dem Pfarrhause mit einem Packen Bücher unterm Arm, Psalmen und Antiphonen! Er hat sich Instruktion für das Amt und die nachmittägige Vesper geholt. Schon ist er alt und knickerig in den Beinen. Die Hornbrille auf der Stirne. Er hat sie alle in den Schulbänken gehabt. Sie grüßen ihn ehrerbietig und lüpfen die Mützen.

‚Gure Dag, Herr Lehrer!'

‚Gu'n Dag, Ihr Buwe!' Und in die Kirche. Die Altargeräte tinken. Da kommt auch durch den Pfarrgarten ein Chorjunge blühweißrot, schlenkert das Weihrauchfaß. Er hat sich glühende Kohlen aus des Pfarrers glimmendem Herd geholt. Über die Dorfstraße in die Kirche. Weihrauchwölkchen steigen hinter ihm. Die Burschen und Männer sprechen in gedämpftem Brummen. Es ist kein Lärm. Manche sprechen gar nicht, rauchen auch nicht. Das Allerheiligste ist nah. Hier ist Gottesboden! Ziehet Euere Schuhe aus! — Die Natur betet schon. Es liegt eine süße Reinheit auf den Häusern und Fluren. Frisch und köstlich wie ein Trunk Wasser am Sommermorgen.

Der Pfarrgarten hat einen verwaschenen Zaun. Er war einmal grün. Niedere Obstbäume recken ihre rissigen Äste. Die Singdrossel schmettert ihre Lieder hinein. Das Pfarrhaus müßte neugestrichen werden. Der Hunsrücker Bauer hält nicht aufs Äußere. Seine Höfe stehen nicht blitzblank. Warum das Pfarrhaus?

Im Turmgemäuer prasselt der Mörtel. Drei Glocken tönen. Sie tönen nicht gut. Sie rasseln. Die Kirchberger sagen: Es sind Breikessel! — Aber gegen die Kirchberger kann man sich wehren. Sie haben keine eigenen Glocken. Protestanten und Katholiken haben dieselbe Kirche, dieselben Glocken, manchmal auch dieselben Stunden des Gottesdienstes. Dann verprügeln sie sich. — So mögen die Sohrener Kirchenglocken wohl nicht melodisch sein! Sie sind wie die Menschen, die sich an ihnen erbauen. Die sind nicht zartbesaitet. Ihr Gemüt klingt auf Drahtsaiten. Man spielt sie mit hornharten Fingern.

Der Pfarrer kommt mit schweren Tritten durch den Gartenpfad.

Die breite Schärpe um den Leib. Sein Blick fährt über die Menschen. Er redet nicht mit ihnen, sagt kein Scherzwort. Er ist auf dem Wege zum Altare, er, Stellvertreter Gottes!

‚Gelobt sei Jesus Christus!‘

‚In Ewigkeit. Amen!‘

Seinen Schritten folgen die der Männer. Die Wogen der Gläubigen schlagen hinter ihm zusammen. Die kleine Kirche faßt sie nicht alle. Ein Trupp steht noch in und vor der Kirchtüre. Barhäuptig, die Sonne fährt sengend auf sie nieder. Eingekeilt zwischen ihnen eine mit glattem, gescheiteltem Haar. Es glänzt wie poliert. Das Gesicht ist blühweiß wie das Linnen, das sie näht. Vielleicht auch erscheint es umso weißer neben den braunen der Andern. Sie ist Weißnäherin, und rundum in den Dörfern auf Taglohn und in Kost. Das Näh-Kät'. Es denkt, daß es groß sei vor dem Herrn. Wer bei den Bauern Zeit hat, mehr zu tun als seine sonntägliche Pflicht, steht im Geruche der Bigotterie. Aber man ulkt nicht. Man sagt, die und die sei eine ‚Quissel‘. Das Näh-Kät' ist eine. Sein Mundwerk ist groß vor den Menschen. Es steht zwischen groben Männern und erwehrt sich ihrer Stöße. Es hat ein schwarzes, enges Kaschmirkleid. Den Rock angenäht an die Taille und steif gefältet. Halbschuhe mit Riemen und weiß baumwollene Strümpfe. Die Näh-Kät' ist sauber und korrekt, aber Hüte trägt sie nicht. Sie läßt sich den Schädel von der Sonne warmbrennen.

Die Glocken verstummen. Timtam! — Tum! Der Nachhall verröchelt im Gemäuer. Vom Altare her die dröhnende Stimme des Pfarrers: Kyrie eleison!

Auf der Empore setzen die rauhen Sänge ein. Keine Orgel und kein Harmonium. Das Gret' kreischt über alle Stimmen hinaus. Man kann es draußen hören. Es tut Dienste wie ein schrilles Orgelregister. Man ist dem Gret' dankbar draußen. Man kann mitsingen. ‚Kyrie — — — e — e — — lei — — — — son! Chri — ste — — — — — — — e — — — — — — lei — — — — son!‘

Es sind kniffliche, halsbrecherische Läufe. Wo zu atmen ist, klappt der Schulmeister auf die Kirchenbank. Stimmen schlendern nach und daneben. Besonders draußen. Sie singen sich irr und wirr. Die ganze gewaltige, altehrwürdige Choralmesse kommt ins Schwanken und Quasseln. Da greift der Pastor am Altar ein. Seine Stimme übertönt noch die der Gret. Aber die läßt sich nicht unterkriegen. Sie fährt schrill neben Hochwürden her. Und Hochwürden und Gret' flicken das gescheiterte Kyrie wieder zusammen. Draußen sehen die Bauern sich an, sehen die Näh-Kät' an und nicken einander zu. Das hat der Pastor mit dem Gret' mal wieder

gut gemacht! Die Näh-Kät' hat das Gesangbuch unterm Arm hervorgenommen und hält es gegen die Augen. Sie ist kurzsichtig vom Nähen geworden. Noten kennt sie nicht, aber sie will wenigstens sehen, wo die weißen Köpfe heraufsteigen und wo herunter. Damit so 'was nicht mehr vorkommt, so 'was wie eben! Es war, um die Gemeinde zu blamieren. Das sagt sie dem Backes, der hinter ihr steht und ihr über den Kopf hustet, daß es in den Lüften kollert.

Und dann recken die Köpfe. Der Sang verstummt. Es wird eine Stille. Der Pastor spricht schwungvolle Worte hinein. Er hat sich die enge Treppe der Kanzel hinaufgearbeitet. Er pustet. Er riskiert immer sein Leben. Predigt. Ein schöner, bodenständiger Text. Der vom Feigenbaum!

‚Jeder Baum, der nicht gute Früchte bringt, wird ausgehauen und ins Feuer geworfen werden!'

So sei zu lesen Matthäus, 7. Kapitel, 19. Vers.

Der Pastor erzählt ihnen zunächst vom Feigenbaume im Morgenlande, der zu den edelsten und fruchtbarsten Bäumen gehöre. Er trage zwei- bis dreimal im Jahre Früchte.

Die Bauern denken, das sei ein guter Baum. Man müsse ihn auf dem Hunsrück pflanzen. Die Gesichter glotzen zur Kanzel hinauf.

Der Pastor erzählt weiter, daß man sogar an diesem Feigenbaume, an einem und demselben, Blüten und heranreifende und reife Früchte fände.

Die Bauern denken, das sei ein seltsamer Baum, vielleicht gar nur ein biblischer! Die Bibel gefällt ihnen. Sie spricht von dem, was der Bauer weiß. Sie spricht von Bäumen und Lilien und Vögeln und Füchsen. Von Unkraut und Weizen. Und weniger von Menschen! Sie denken auch mehr an Feld, Wald, Wiese und Vieh als an die Menschen. Weil die Städter zuviel an die Menschen denken, darum sind sie so! Ja, wie sind sie? Wie der Baum, der ausgehauen und ins Feuer geworfen werden soll, nach Matth. 7, 19. Die Gesichter glotzen noch zur Kanzel hinauf. Sie sind begierig zu wissen, was mit diesem seltsamen Baume noch geschehen soll. Der Pastor hebt den Arm. Der breite Ärmel des Gewandes flattert. Winkt nach dem Eingang. Da steht eine, fast zerdrückt von den Männern. Schlägt die Augen nieder, schnauft durch die Nase.

‚Male'! ruft der Pastor von der Kanzel herunter ‚da ist doch noch Platz! Da! am Beichtstuhl!' Und während Male den Gang hinauf mit gesenktem Kopfe klappert, fährt der Pastor in seiner Predigt fort. Ein ununterbrochenes Fortissimo! Die Bauern lieben an der Predigt die Gewalt der Stimme.

‚Der Feigenbaum, an dem zu gleicher Zeit Blüten und heranreifende und ausgereifte Früchte sind, seid Ihr Männer, Ihr Frauen und Ihr

Kinder! Die Blüten sind die Kinder. Ich bin zufrieden mit ihnen. Sie lernen im Religionsunterrichte, was das Zeug hält. Ihr Eltern sollt Euch ein Beispiel dran nehmen. Es sind viele unter Euch, die beim Brautexamen die heil. Sakramente verwechselten und von den Gründen zur Auflösung der Ehe nicht mehr wußten als von der Auflösung des Reichstags. Es gibt hier, Gott sei Dank, keine geschiedenen Eheleute, aber Ihr könnt doch auch'n bischen mehr wissen, als was Euch vor der Stalltür liegt! Im 127. Psalm heißt es: ‚Gleich jungen Ölbäumen sind Deine Kinder rings um deinen Tisch her'. Darunter versteht man schon die heranreifenden Früchte am Feigenbaum, also Euere herangewachsenen Buben und Mädchen. Sie stehen nicht immer wie Ölbäume um Euch, Ihr Eltern. Sie flegeln im Gotteshaus wider den Wänden, wie grad jetzt im Eingang!' — und ganz aus dem pathetischen Tonfall heraus: ‚Ich sehe da etliche Ölbäume, zu denen ich gleich' nunterkomme und sie g'radstelle' — und wieder mit Schwung: — ‚Sie sind auch keine Ölbäume, wenn sie Sonntag abends mit den Mäderchen zum Wald 'nausziehen.' — ‚Aha!' Die Bauern nicken sich zu. Jetzt ist er wieder in seinem gewöhnlichen Fahrwasser. Jetzt wird er die Faust auf die Kanzel niedersausen lassen und donnern, bis er heiser ist. Sie hören ein Ungewitter auf der Kanzel allemal gern. Aber sie glauben's ihm nicht. Auch die Alten und Gebückten nicht. Sie sind auch einmal ihre Zeit zum Walde hinausgezogen. Was soll da vorkommen? Es hat kein uneheliches Kind das Licht der Welt erblickt. Vor langen, langen Jahren schon nicht mehr. So 'was kommt nicht vor! So 'was wird gesteinigt! Wer wird also der Jugend die Freud' nehmen wollen? Sie nicht, die Bauern von Sohren und Umgegend nicht. Der Pastor sagt: sie beten gewiß keine Rosenkränze, wenn sie da zusammen sind! — O nein! O nein! Man macht seine Geschichten, wie die verliebte Jugend sie eben macht. Aber was weiß ein Pastor davon? Es ist nicht so, wie ers im Beichtstuhl fragt. Es ist ein Gebot: Du sollst nicht ehebrechen! Aber keines: Du sollst nicht unkeusch sein! Und ein anderes Gebot der Bauernmoral: Außerhalb der Ehe sollst Du nicht Leben geben! — Sie leben danach und sterben darauf. Und gedenken damit selig zu werden!

Darum stehen sie steif, lassen das Ungewitter von der Kanzel aus über sich ergehen, denken hartnäckig. Ein Bauer störrt wie sein Ochse, wenn ihm etwas gegen das Denken geht. Über ihren steifen Köpfen verhallt des Pastors Stimme. Er spricht jetzt von den Eltern, die er die reifen Früchte am Feigenbaum nennt, und die Schuld daran seien, wenn man den Baum umhauen müßte. An ihren Früchten wird man sie erkennen! Nach dem 127. Psalm soll das Weib ein fruchtbarer Weinstock im Innern des Hauses sein. Es müßte Früchte wahrer Tugend und guter Werke bringen. Aber

mit der Tugend hapere es. Und dann kurzum, und dann: Gloria Patri et Filio, et Spiritui sancto. Amen!

Eine laute Bewegung durch die Gemeinde. Die Steifröcke rascheln. Die benagelten Schuhe scharren. Man kniet nieder. Das Hochamt nimmt seinen Fortgang. Die Stimmen schrillen. Die Altarschellen tinken. Der Dorfschulze geht mit dem Klingelbeutel rund, summt die Gesänge mit. Die Bauernburschen, die eingezwängt standen, drängen den Kirchengang hinauf. Als einer der Vordern Jäköb, das große Gesangbuch in der Tasche der kurzen, schwertuchenen dunklen Jacke. Lose um den Hals geknotet ein weißseidenes Halstuch. Ein Ende desselben über die Schulter zurückgeworfen. Das tun die flotten und die reichen Bauernsöhne. Der wehende Halstuchzipfel ist ihr patziger Übermut. Jäköb steht an einer noch völlig leeren Kirchenbank. Niemand geht da hinein, den nicht der Kirchenbann in diesem Sprengel hineintreibt, oder die Bauernmoral! Sie ist schlimmer und unversöhnlicher als Kirchenbann. Da war einmal in früheren Zeiten das Brautstühlchen, und wohlgelitten im Bauernmund. Die von der Kanzel herab verkündeten Bräute hatten dort bis zur Hochzeit ihre Plätze. Mußten auch bei der Trauungsfeier ins Brautgestühl. Dann war da eine Braut, die ihres schönen Rechtes verlustig ging. Die Mitbräute schauten prüfend an ihr herunter und entsetzten sich. Verließen auch das ‚Brautstühlchen'. Es kam keine mehr. Die Eine blieb. Dort blieb sie geächtet. Man wäre von ihr fortgerückt, hätte sie andere Plätze gesucht. Da wurde das Brautstühlchen kein Ehrenplatz mehr. Es hieß Armsünderstühlchen. Und Bräute, an denen man prüfend hinuntersah und sich entsetzte, mußten hinein. Es hat lange keine hineingemußt. Die Kirchenbuße schreckte.

An diesem Armsünderstühlchen lehnt Jäköb. Er hat schon ein gutes Stück Weges hinter sich, und nun die lange Predigt. Er spürt's in den Knochen. Er möchte sich also setzen. Die Armsünderbank ist durch ein niederes Türchen abgeschlossen. Er langt mit seinen langen Beinen hinüber. Erst mit dem linken, dann mit dem rechten. Stößt noch die Kniebank um, steht pfeilgerade und wird rot. Die Bauernblicke wüten zu ihm hin. Was fällt dem ein, dem Lausbuben?! Da setzt sich Jäköb. Herrgott! Geniert sich nicht! Sitzt im Armsünderstühlchen wie auf einer ehrsamen Ofenbank. Wo der sein Schamgefühl hat! Und Jäköb sitzt still und bequem, als hätt' er kein Schamgefühl. Wie sollt er denn? Er! Der mit einem Kesselflicker-Mensch herumzottelt! Er mag sich inacht nehmen! Und es geht eine geheime Wut durch die Reihen der Andächtigen. Und sie sind reißende Tiere und fromme Beter!

Ite missa est!

Auf der Empore singen sie das ‚Asperges me, Domine, Hyssopo.'

Der Pastor legt das Meßgewand ab und kommt zum Segensgang durch die Kirche. Sprengt rechts und links die Gläubigen mit Weihwasser. Hinter ihm her der Meßjunge, der ihm den blanken Messingkessel mit geweihtem Wasser nachträgt. Die Bauern knixen und zeichnen sich mit dem Daumen das Kreuz auf die Stirne. Da stolpert der Meßjunge fast über die Fersen Hochwürdens. Der bleibt plötzlich stehen. Zwei Sekundenlang vor der Armsünderbank. Sein messerscharfer Blick trifft Jäköb. Zwei Sekunden! Dem schwankt der Kirchenboden unter den Füßen. Der Blick wirft ihn um wie ein Dolchstoß. Er weiß, daß in diesen zwei Sekunden die Augen aller der versammelten Gläubigen auf ihm haften! Er meint, daß in diesen zwei Sekunden der Himmel sich öffne und alle Engel und Heiligen an die Spalte gelaufen kämen, um den Jäköb Hottenbacher in der Armsünderbank zu sehen! Er mag sich in acht nehmen! Er geht in Zunder! Ein Funke aus einer Bauernpfeife kann hineinfallen, dann verbrennt er!

Der Boden schwankt nicht mehr. Der Himmel ist wieder geschlossen. Zwei entsetzliche Sekunden sind wieder vorüber. Die Scharen drängen hinaus. Christgläubige, die einhergehen mit zähnefletschender Bauernmoral! Jäköb als letzter. Er nimmt einen langen Weg heim durch das Feld, das toteinsam ist. Er hört noch sagen, er möge sich inacht nehmen! Da springt der Trotz in ihn. Hä! vor wem müßt' einer wie er sich inacht nehmen? Er tuts! Gerad' genau, was er will! Basta! Der Jäköb ist wie ein Lamm. Aber wenns ihm zuviel kommt, wird er aus Rand und Band. Er ist eben solch ein verschlossen einhergehender, gewalttätiger Jäköb. Man muß ihn klopfen, um ihn elastisch zu machen.

Er geht die Umwege quer in die Felder. Der einzige Sonntagsgänger! Es drängt ihn nicht heimzugehen. Der Ruf läuft ihm voraus, daß er im Armsünderstühlchen gestanden. Und der Pastor vor ihm Halt gemacht habe! Zwei Sekunden. Vor der ganzen Gemeinde! Seine Mutter wird ihren schlechten Tag haben und viel husten. Wenn er das denkt, möcht' er, daß er die Beine gebrochen hätte, ehe er ins Armsünderstühlchen trat.

Hinterm Walde liegen Steinbrüche, wilde, zackige. Tief wie Minen und interessant und verwunschen wie Ruinen. Über das Geröll fließt der Sonnenglast, poliert blitzeblank die blauweißen Tafeln der Schieferplatten. Ganze Felsen dieses Gesteins ragen auf, zerklüftet und von gleißender Glätte. Zwischen ihnen die tiefen ausgemergelten Kuhlen. Die Sonnenglut saugt das Wasser darin auf. Die halbdunklen Minengänge dampfen. Eine stickig-erdige Luft braut heraus.

Jäköb setzt sich zwischen die Steinzacken, raucht die weiße Kalkpfeife. Es ist zum Schlafen still und heiß. Sein Oberkörper huckt zusammen. Er fällt gegen das Gestein und schläft. Wenn Jule Fuck durchs

Feld schleicht, wird er sie nicht sehen. Jule Fuck hat einen in den Schieferbrüchen schlafen sehen. Sie kommt heraufgestiegen und ganz oben über die Steinzacken. Manche sind wie flache, abgezirkelte Sitze, hie und da zerstreut, einer tiefer wie der andere. Wie für eine Versammlung auf freiem Felde ausgehauen. Um Mitternacht könnten Geister kommen und da hocken. Zur Nacht war's schön und grausig hier. Scheidbacher hausen dort oft zur Nacht. Jule springt auf die Sitze. Und tiefer. Und leiser. Ganz leise. Nun hockt sie neben dem Schläfer. Zum Schutze gegen die Sonne hat er seinen Strohhut aufs Gesicht gelegt. Sie zupft einen Stengel Zittergras aus dem Gestein. An seine Nase kommt sie nicht. Die schnauft in den Hut. Seine Weste ist offen. Sein Vorhemd bauscht heraus. Es ist nicht steif. Nur gebügelt und ohne Stärke. Durch die Ritze sieht sie seine muskulöse Brust. Man sieht sie auch bei den Mähern, wenn ihnen das Hemd offen um den Hals schlampert, auch bei den Scheidbachern, wenn sie beim Korb- und Kesselflicken sitzen. Sie haben die Brust knochig und rauhborstig. Jäköb hält bei der Feldarbeit sein Hemd zugeknöpft. Sie verulken ihn. Wie seine Brust sei! Zart wie die eines Mädchens. No, was für ein Kerl! Kein ganzer Kerl! Vielleicht ist Jule Fuck die einzige im Dorfe, die sagt, so gefällts ihr. Stochert also mit dem Grasstengel in die Ritze. Ein Nervenrieseln läuft über seine Haut. Er spürt den Kitzel, patscht mit der Hand aufs Vorhemd und schabt. Da fährt ihm Jule mit dem Zittergras über den Handrücken, schüttelt sich in leisem, zurückgedrängtem Lachen. Jäköb reißt den Hut von dem Gesichte, schnellt auf und gähnt, daß ihm die Kinnbacken knacken. Rückt schmunzelnd neben Jule: ‚Eso wat! No, eso wat! Worum hoste meïch nit schlôfe gelôß?'

‚Wenn du schlôfe willst, geh' häm un leg dich ins Bett'.

‚Am helle Dag? Nä! M'r leht sich in't Hei'. Wirft sich gegen ihre Schulter. ‚M'r kennt' sich aach in deïne Schoß leje!' Seine Augen zwinkern. Sie schupst ihm gegen die Schulter.

‚Geh, seï nit eso geckisch! Eso biste mer doch sunst nit!' Da wird er innerlich sehr unsicher. Seine Verliebtheit stürzt um. Er wird flackerrot. Verliebt war er eigentlich heute zum ersten Male. Er hat sie mit derb-gesunden Sinnen gern gehabt. Er empfand ein ungeheueres Wohlsein, wenn sie bei ihm war. Vielleicht hätte er das nicht empfunden, wenn sie nicht heimlich kommen müßte. Man redete auf ihn ein, daß er Unrechtes tue, Verbotenes treibe und in Versuchung war. Da wurde in ihm das verbotene Sehnen warm. So wie man die Sünde verabscheut und sich nach ihr sehnt und von ihr verzehrt wird, ganz heimlich, ganz im Stillen, noch unter dem Eindruck, daß man sie verabscheue!

Jäköb sieht die Umrisse einer Sünde. Plumpe Bauernfinger haben

ihm die Silhouette in den lichtweißen Äther gezeichnet. Er hat im flirrenden Sonntagmorgen einen heißen Traum gehabt. Die Wärme schwehlt noch in ihm. Er träumte die zwei langen Sekunden im Armsünderstühlchen aus. Jetzt kam er sich vor wie ein Gezeichneter. Gebrandmarkte Leute wollen schlechter sein als ihr Ruf. Darum stammelt er ein Verliebtsein. Es ist ein unglücklicher Versuch. Das ist fremd in ihm. Als er völlig wach ist und sein Traum in ihm zerrinnt, ist auch sein heißes Verliebtsein aus ihm. Er denkt, daß es ihm jetzt nicht wohler neben ihr sein könne. So am feierlichen Sonntagmorgen, wenn die Gräser noch frisch sind und die Erde wie frischgeschaufelt duftet und man das Gefühl hat, daß am Nachmittag eine brauende Hitze sein wird, die man auf dem Heustocke verschläft. Er legt den Arm um sie. So sitzen sie nebeneinander. Er fragt: ‚Darf eïch raache?‘

‚Awer nit Deï stinkig Peïf! Raach'n Ziga'!‘

Er sagt: ‚Och eïch raache liewer nit. Awer — Awer dann kennste mr en Schmätzche gän!‘

Sie lacht den Mund breit, daß ihre Zähne zwischen den kirschroten Strichen der Lippen blitzen.

‚Wenn eïch et will, krieh' eïch et!‘

Er reckt auf, über sie her. Sie schlägt die Arme gegen ihn, lacht und wehrt sich. Ihr Wehren stachelt ihn, rüttelt ihn, macht ihn wild und begehrlich und brutal. Sein Strohhut fliegt in weitem Bogen davon, rollt über das Gestein und streift an den glatten Schieferwänden hinunter. Plumpst drunten in eine Wasserlache und schwimmt darauf. Da ist der verliebte Streit am Ende. Ein Bauernstrohhut, ein steifer, starkgeflochtener, ist in Gefahr des Ertrinkens. Jäköb springt auf und hinunter mit Schurfen und Trampeln, Springen und Knodern.

Sie bückt sich und ruft ihm hinunter. ‚Wenn du eruffer kimmst, sin eïch längst iwer Heck' un Büsch! Du Fisematentschesmacher! Du sollst deï Hut beïm Deïwel in dä Höll losse, wenn der't so viel um'n Schmatz ze duhn is. Adscheh, Musje Jäköb! Uff Wiedersiehn Neïjohrschdag!‘

Er hängt an einer steilen Wand und hält sich an einem Ginsterstrauch. ‚Dou werst doch nit fort gehn, Jule?‘

‚Och gewiß, eïch gehn. Adscheh, Musje, hal' dich munter!‘ Macht einen Hopser auf die Steinsitze. Steht da in Sonnenglast und Flitter, spottet zu ihm hinunter. Ein gefallener Engel mit klaffenden Schuhsohlen! Er häkelt mit wildfuchtelnden Armen hinauf, zieht sich an Ginstersträuchen aufwärts, rutscht ab und wieder auf Zacken, über Glätten. Sie kräht und eilt wirre Wege. Hierhin! Dorthin! Überallhin! Und sprungweise tiefer. Und verschwunden in den Gängen. Ihr Lachen hallt dumpf heraus. Er setzt ihr nach. Der leuchtende Tag bleibt am Eingange zurück. Dort brennt

ein goldenes Flimmern. Wenn das Auge in die dunklen Gänge sieht, ist's geblendet. In die unterirdische Dunkelheit wölben die Steinbogen. Seine laufenden Schritte klatschen auf den feuchten Estrich. Der stumpfe Schall pocht an die tropfenden Steinwände. Hohl und weit wie ein Getrampel von tausend Schrittchen. Der Gang stößt auf eine Wand. Auf unbehauene, bröckelnde Schiefer tastet seine Hand. Ein Lichtstrählchen gleitet herunter. Da ist eine Spalte. Jäh bricht dort im Erdreich die Schieferlage ab und die Lehmschicht bröckelt durch. Man mußte mit Behauen inne halten, damit das lose Gestein nicht den Schacht verschütte. Kreuz und quer läuft ein Spinngewebe darüber hin. An einem Ende ist es durchbrochen, hängt in schleifenden Fetzen. Da war Jule Fuck durchgeschlüpft. Er will mit seinen Schultern hineinrecken. Die Öffnung ist zu eng. Von der Steinecke aus ist das Spinnengewebe noch unversehrt. Dort schimmert der goldene Sonntag hindurch wie durch eine gläserne Wand. Er möchte einen Faustschlag hineinführen, um sie zu zersplittern. Die durchgebrochenen Fetzen pendeln in einem linden Luftzug und die geborstenen Linien laufen zu einem Gewirr von Mustern zusammen. Der Tag bestickt sie mit Perlen und leisen Traumgedanken.

Jäköbs Augen stieren verwundert hinein. Es ist keine Verträumtheit in ihm. Wenn er solches sieht, was nicht im Alltag der Bauern steht, verwundert er sich. Er staunt also, daß ein Spinnennetz so wunderfeine Gedanken und Fucke-Jule so wundersame Empfindungen in ihm weckt. Und da sein Staunen endlos ist, ärgert er sich, steht auf und fischt seinen Hut aus der Kuhle und geht. Staub lagert ihm auf der tuchenen Jacke. Von seinem Hut tropft ihm Wasser in den Nacken. — Man sagt hinter ihm her, so könne ein Mensch nur von der Scheidbach heimkommen!

Sechs Wochentage watet der Hunsrücker-Bauer im Ackerdreck. Am siebenten muß er ausgebürstet gehen. Aber Jäköb hört nicht, was sie sagen. Er geht in Einsamkeit und Schweigen. Seine Sinne lauschen auf die Glockenklänge seiner Seele. Wie die den Feiertag einer heißen Liebe einläuten! So müßte sie sein, so klar und versonnt wie ein Dorfsonntag! Als er die drei Birken erreicht, wacht er auf. Hottenbacher fährt mit dem ‚Scharettchen,‘ das gelb lackiert ist, hinaus nach der ‚Bellevue‘. Am Sonntag Nachmittag stehen da die Bankreihen gefüllt. Im Vorbeifahren ruft er dem Heimkehrenden ein Schimpfwort zu. Im Hofe geht die Hottenbacherin mit rotumränderten Augen. Da weiß Jäköb seine Schuld, steigt aufs Heu und schläft.

* * *

Die vom Hochamte heimgehen und Zeit haben, machen einen Gang zum Friedhof. Es kommen auch welche am Nachmittage im Kreise der Familie, sehen die Blumen und die Gräber und lesen Inschriften. Ihre

Ausflüge gehen zum Friedhof. Er ist wie ein großer, blühender Garten, in dem sie alle einmal friedlich der Auferstehung entgegenschlummern werden.

Die Näh-Kät geht am Morgen. Sie hat nicht fürs Essen zu sorgen. Sie ist für zwei Wochen im Pfarrhaus zum Flicken. Also geht sie dem Vergnügen nach und geht zum Friedhofe. Mit flammenden Farben schwanken die Blumenbüsche. Sie quellen durch die schmalen Gitter um die Hügel. Jedes Grab ein Gärtchen. Es ist Bauernsitte, dem Menschen die letzte Ruhestätte nicht zu kurz zuzumessen. Und wer auf der Erde nicht viel Raum hatte, soll ihn gewiß unter der Erde reichlich haben.

Die Näh-Kät geht mit aufgestripptem Rock zwischen den Gräbern und im lohenden Duft. Der ganze strahlende Sonntag hängt in schweren Düften. Es ist so feierlich und wie ein Taumel von Licht und Glockenklang und Blumen! Hier ruht in Gott! Und wohlachtbar und inniggeliebt alle, die da schlafen! Verwitterte Kreuze! Verwischtes Gold! Und keine Tränen! Bauernherzen zerrinnen nicht. Aber sie können leiden und sterben. Größtenteils aber leben und gesunden sie. Denn Landluft ist frisch und erdig und voll Kraft. Wenn aber Bauernherzen sterben, ist's im Winter, wo keine Ernte ist und Zeit zum stillen Leiden.

Ein Grab ist da, vor dem die Näh-Kät nicht scheut, in die Lehmerde niederzuknien. Schickt sich an, den Rosenkranz zu beten und dann die Litanei für die Abgestorbenen und dann das De profundis. Ein Gebet ohne Ende! Seitwärts steht ein Bauer gebückt im Gebet an einem frischen Hügel. Die Näh-Kät betet halblaut: ‚Aus der Tiefe rufe ich zu dir, o Herr! Herr, erhöre meine Stimme!

Laß Acht haben dein Ohr auf die Stimme meines Flehens. Wollest du der Sünder gedenken, o Herr, Herr! wer könnte dann vor dir bestehen?‘

Der Bauer tritt hinter sie. Sein neuer Kittel knistert. ‚Aber bei dir ist Versöhnung und um deines Gesetzes willen harre ich auf dich, o Herr! . . . Von der Morgenwache bis in die Nacht soll Israel auf den Herrn hoffen‘.

Der Bauer stülpt seine Mütze auf, drückt sie fest, damit sie tief in die Stirne rücke.

‚Und er wird Israel erlösen von allen seinen Sünden. Ehre sei dem Vater, dem Sohne und dem heil. Geist! — Wollt Ihr ebbes, Backes?‘

Ihr Gesicht dreht über die Schulter zurück.

‚Nä, nä!‘ brummt Backes. Da betet die Näh-Kät noch Glaube, Hoffnung und Liebe und sechs Vaterunser zum heiligen Josef. Macht weit und gewichtig das Kreuzzeichen und steht dann auf. ‚Ihr wollt doch gewiß ebbes, Backes?‘

‚Jo, dat schun wuhl.‘

‚Wat is es?‘ Näh-Kät war in der Stadt in der Lehre. Sie mischt noch einen Streifen Hochdeutsch in ihre Rede. Backes nimmt wieder die Mütze ab, denn er will von einer Toten sprechen.

‚Dat is wuhl Eier Mudder, die lo leiht?‘

‚Ejo. Das is se! Ich hon all viel Leid gehatt, als se gestorb' is. Es war vor acht Johr. Ich könnt' heït noch kreïsche‘.

‚D'r mißt nit kreïsche‘, sagt Backes knorrig. Wenn er gerührt ist, wird er grob. Die Näh-Kät ist gerade auch nicht die Geduldigste. Sie fährt auf. ‚Ich kreïsche aach nit. Fällt mr nit in. Ich ergeewe mich in dä Willen Goddes. Awer et kommt eïnem doch recht hârt ân, wenn mr immer so allän is‘.

‚Jo‘, sagt Backes bedrückt ‚mr is all viel allän‘.

‚Jo, wat will mr mache?‘ sagt die Näh-Kät.

‚Jo allerdings, wat will mr mache?‘ sagt Backes.

‚Mr kann all nix mache‘, meint Näh-Kät.

‚O nä, mr kann neist mache‘, meint Backes.

Sie stehen eine Weile mit hängenden Köpfen. In den Trauerweiden zwitschern die Meisen. Ein Windchen streicht durch die Blumen und federt den Blumenstaub los. Da stülpt Backes wieder die Mütze auf, nickt einigemal mit dem Kopfe. ‚Adschehs dann, Kät!‘

‚Adschehs aach, Backes!‘

Er stapft fort zwischen gelb-blau-rotblühenden Totengärtchen, die Hände unter dem Kittel, mit gebücktem Rücken. Die Näh-Kät tritt seitwärts an das frische Grab und betet noch ein Gesetz des schmerzhaften Rosenkranzes und fünf Ave zur heiligen Gertrudis für die Backesfrau, geb. Traud Müllenweber aus Kostenz.

Es traf sich, daß sie alle Sonntagmorgen an den Gräbern mit dem Backes von ihrem furchtbaren Alleinsein sprach. Und Backes von seinem. Und es war, als müßte die Backesfrau aus dem Grab herausrufen: ‚Schwätzt nit so lang um de Brei' rum und fehrt Eier Haushaltung zesamme!‘

Aber die Backesfrau schien sich wirklich nicht mehr um das Wohlergehen des Backes kümmern zu wollen. Das Grab blieb stumm, und der Backes auch und die Näh-Kät auch.

— — — — — — — — — — — —

Die Sonne fällt irgendwo tief in den weißstäubenden Dunst. Da ist das Lachen aus dem Sonntag. Die Hühner gehen schlafen und schlüpfen auf die Stange. Die Futtereimer rasseln in den Höfen. Die Mägde traben mit Sonntagsleibchen und Unterrock in die Ställe. Er wird dämmerig. Die Haustüren und Fenster stehen offen. Die Kühle draußen weht in die dunstigen Stuben. Und dann gehen zwei, drei Dirnen mit eingehenkeltem

Arm. Die blanken Augen rollen nach beiden Seiten der Dorfstraße.. Ein freudiger, auffordernder Ruf: „Hä! Sann'!' links hinüber. „Hä! Lißt'!' rechts hinüber. Und da und dort: „Hä! Nannche! Hä! Ameï! Hä! Kärlin! Hä! Settche! Hä! Hä!'

‚Ejo! Eich komme!' die Antwort vom Stalle her, aus der Scheune, wo sie an der Schneidmaschine noch eben schnell Stroh ins Futter schneiden, aus der Stube, wo sie noch vor der Sauermilchschüssel sitzen. ‚Ejo! Ejo!'

Und kommen und henkeln den Arm ein. Es wird eine lange Reihe. Sie sperren die Dorfstraße. Wer vorüber will, muß unter ihren Armen durch, besonders die Männer. Da gibts ein Gejauchze und ein Krähen. Vor den Türen lagern die Bauern.

‚Viel Vergnieche, deer Mäderchеr!'

Am Schlagbaum, der des Schulmeisters Kappusstück absperrt, warten die Burschen. Einige sitzen rittlings auf dem Balken. Als die Mädchenreihe in Sicht kommt, raffen sich die Burschen auf, trotten ihr entgegen. Es ist immer dasselbe gegenseitige schämige Anlachen. Ein derber Witz und Kneifen. Die weibliche Faust quittiert mit einem Stoß gegen die Mannsbrust. Und alles in Scherz und Frohlaune.

‚Pére! (Peter) dou kimmst hinner meïch!' Peter schmunzelt geschmeichelt, und neckisch und dankbar.

Müllersch-Sett ruft: „Jäköb! Kimmste nit?'

Ein Witzeln: ‚Dä Jäköb hot seï Mädche'.

‚Awer nit for dä Sunntag Owend', beharrt Sette. Sie geht stark in die Vierundzwanzig. Nach bäuerischen Begriffen ist sie alt. Er ist noch jung. Junge Männer freien gern ältere Frauen. Ob sie wohl den Jäköb warm machen kann!

‚Komm, Jäköb!' Der schlapst zu ihr, redet ein paar Worte, wie's auf der Mühle gehe und stehe, und mit dem Vieh, und ob die Abmelkkühe wieder im Pflug gehen können? Und tritt dann in die Burschenreihe hinter Sett. Zwei Reihen sperren die weiße Landstraße. Der Dämmer fällt fahlgelb. Sie singen. Von den Höfen im Felde bellen die Hunde hinein.

‚O Straßburig, o Straßburig!
Du wunderscheene Stadt!
Darinnen liegt begrahahahaben
So manicher Soldahahahahad . . .'

Danach: ‚Goldne Awendsonne, wie bist du so scheen!' Danach: ‚Ein Streißchen am Hute,' — Danach: ‚Mudder, ach liewste Mudder mein, Muß ich den verheiraspelt sein —.' Danach: ‚Großer Gott, wir loben dich!'

Und verschnaufen nicht, und eines Liedes Anfang schrillt schon in den Schlußton des andern. Und atemlos und kunstlos. Sie singen alle

Strophen, und wären es zwanzig. Sie sind unermüdlich. Sie singen unisono. Es hallt weit in die entferntestliegenden Höfe, himmelhoch in den dorfstillen Abend. Bis das Echo im Walde zwischen den hohen, dunklen Buchen hallt und gellt und belfert! Dann singen sie nicht mehr, juxen und brüllen in die gehöhlte Hand:

‚Wie heeßt dä Bulemeester (Bürgermeister) vun Wesel?‘ Und sind überzeugt, das Echo antworte: ‚Esel!‘

Juchhei! Juh! Hujuh!

Sie überspringen den Straßengraben, kollern übereinander, nebeneinander. Röcke flattern. Die Burschen lachen breit. Sitzen dann in langer, gemischter Reihe nebeneinander am Grabenrand. Erzählen und kreischen in die Späſſe, stoßen sich gegenseitig in den Straßengraben hinunter. Ordnen dann beim Heimweg das gestruppte Haar und die gelösten Flechten. Die Burschen lassen sich das Laub und den Lehm von der Jacke abklopfen. Man lacht und erzählt, wie man ‚gerollst‘* habe. In Kirchberg, der Stadt, schlägt man die Augen nieder, wenn man das sagt. In Sohren, dem Dorfe, kreischt mans unbefangen heraus. Und selten ein Paar, das in die Dunkelheit der Buchen schlüpft. Man geniert sich gegenseitig nicht. Bis zu einem gewissen Grade! Der Bauernblick ist da weitsichtig. Ehe der die Sünde sieht! Und er sieht sie erst, wo er ohne den Segen der Kirche Leben gibt!

Die Müller'sch Sett ist eine, die mit dem Jäköb in die Dunkelheit der Buchen gehen möchte. Nicht aus Trieb. — Er müßte sie dann heiraten. Solch ein Lausbub' ist noch festzunageln. Jäköb drückt ihr die roten Hände warm. Wenn man ein Mädchen sonntags im Walde neben sich hat, muß man's karessieren. Das ist so die Art. Der Jäköb macht es nicht anders. Da meint er, in den Büschen hinter ihm sei ein Rascheln. Er denkt, es sei ein Getier, wirft den Arm hinter sich: ‚Ksch!‘ Er glaubt, das leise Rascheln näher zu hören. Und ein Wispern darin. Wie von einer Menschenstimme! Wie ein gehauchtes Flüstern.

‚Jäköb!‘

Er lauscht hin. Er atmet beklommen. Wenn ein Schlagbaum wäre, glaubte er, die Geister rücken schon an. Am Schlagbaum, wo sich Geister sammeln.

‚Jäköb!‘

Die Stimme durchrieselt ihn wie das Kitzeln mit dem Grashalm am Morgen. Er macht seine Finger aus der Hand der Sett' los, sagt, er komme gleich wieder. Sie sieht ihm mit sterbenden Augen nach. Wird er nicht winken? Er winkt nicht. Und verschlungen von der Nacht der Buchen.

Jäköb tastet dem Rascheln nach. Da reißt ihn jemand an der Jacke, zieht ihn in die Lichtung. Dort bricht noch der fahlgelbe Dämmer

* Gewälzt, sich herumgetrieben habe.

herein. Jule Fuck steht dicht bei ihm und speit ihm den jagenden Atem ins Gesicht. ‚Karresseerst dou dat Sett? Sah!(g) Is dat for ze heirade? Sah'!' Er drückt ihr beschwichtigend die fuchtelnden Arme nieder.

‚Nä och nä! Eich mole dat Sett voll! dat alt Flupp! Eich muß doch erscht beï die Soldade!'

Sie tritt von ihm weg an einen Baumstamm, lehnt da und verschränkt die Arme. ‚Jo, beï die Soldade! Dann kann mr sahn: Adschiß Jäköb for immer!'

Sie kneift ihre Lippen ein in stiller Wut. Er meint ihr einen Trost zu sagen: ‚Dr Deiwel! Dat geckisch Sett' kann mr gewiß nohlaafe!'

Und das ist ihr ein Trost. Um seine Augen verrunzelt ein pfiffiges Lächeln. Er geht zu ihr und zupft sie an der Schürze. ‚Sah', Jule! Deer Schißbacher kommt jo als viel in dä Welt 'rum, vielleïcht kommt d'r aach emol no Metz,' — er zwinkert mit den Augen ‚no jo! Siehste! Wat meenste?' — er zupft ihr wieder an der Schürze ‚elo kaafe ich dr aach'n Mantel, wäßte!'

Ihre Arme sinken herunter. Er faßt ihre Hand, und die verschlungenen Hände schlenkern. Sie sagt: ‚Dou bist jo noch'n griner Bu'! Dou kannst noch nit an't Heïrade denke. Worum seest dou dat nit dem heïradisch Mensch?'

‚Eich saa'ns 'm!'

‚Die Mihlersch hon aach nit dat Geld so wie Hei (Heu). Un dat fluppisch Sett' is faul. Dat is neist for deïch, Jäköb!'

‚Nä, nä, mit neist kann eïch ent nit heïrade.'

Da hängt sie auf seiner Schulter. Ihr Kopf drängt an seinen. Sie ist nicht wie sonst. Sie ist weich und gequält. Er findet sich da nicht zurecht. Seine Stirn ist gegen ihren nackten Hals gedrückt. Bauernmädchen gehen des Sonntags nicht mit nackten Hälsen. Sie sind zugeknöpft bis an die Ohren. Was man werkeltags unbefangen sieht, würde man sonntags anstößig und liederlich finden. Darum sind die Scheidbacher Frauen liederlich. Weil sie sonntags wie werktags gehen! Jule Fuck sagt:

‚Eich hätt' deïch lieb mit neist, Jäköb! Eich hon aach immer neist gehatt. Eich will jo aach keï Baueremensch were. Och e nä! Eich däht dat nit aushalle, so im steïfe Rock un alle Morjens vor Dag uff un nit meh' uff dä Landstroß rollse un nit meh' Kessellflick un Pannesflick! O Jemmersch!! Eich ging kapot in eenem eenzigen Johr!'

Jetzt ist die verbissene Wut aus ihr und sie lacht. Strählt ihm das kurze Weißhaar und lacht. Und lacht ihn ganz glücklich an, ihren Weißkopf. Sie fühlt ein Gutsein in sich. Das hat vielleicht einmal ein Mutterkuß in sie gelegt. Auch Kesselflicker küssen ihre Kinder. Sie küssen und schlagen sie und sind Furien und Engel. Jetzt war Jule Fuck ein

Engel — vielleicht so lange wie ein Mutterkuß dauert! Sie sagt ihm: ‚Eïch heere, (höre) dou host im Armesinnerstihlche gestann, o dou arme Sinder!‘ und schaudert ‚Eïch möcht’ nit im Armesinnerstihlche stehn. Liewer dät eïch nit meh’ in de Kerich gehn.‘

Er schlenkert heftiger die verschlungenen Hände. ‚Dann däten se deïch im Doref dot schlaan!‘

‚Jo, dat däten se. Awer in’t Armsinnerstihlche‘ — sie schüttelt sich — ‚en Dunnerwereparabli! Nä! Nä!‘

Er sagt nichts mehr; sie auch nicht. Sie denken. Und die Hände schlenkern noch. Da kommt ein gedämpfter Schritt über den weichen Waldboden. Ein Plumpsen, als sei unter faulem Laub und feuchtem Rasen der Boden hohl. Und dann ruft jemand halblaut: ‚Jäköb, wo biste nor?‘

Jule Fuck reckt auf. ‚Wat is dat?‘

‚Herrgöttche vun Biberach! — dat Sette!‘

Jäköb macht einen Anlauf, in die Büsche zu fliehen, aber Jule hält ihn krampfhaft. Sie steht pfeilgerade und ruft: ‚Hä, Sett! elo is dä Jäköb!‘

In die Lichtung wälzt ein Schatten wie der Wolf in die Fabel oder wie Gedeon über die Madiäniten oder nur wie das Sett’ zwischen zwei Verliebte.

‚Elo is er?!‘

Schrill fährt ihre Stimme in den Abend. Sie schnauft vor Ärger: ‚Un dat Schißbacher Mensch is aach elo?! Wat duhst dou elo, dou Mook! O dou schlächt, miserawel Mensch!‘ Sie rast mit zwei Schritten vor: ‚Willst dou eweïl dä Jäköb in Friere losse?!‘

Jule Fuck reißt ihre Mundwinkel herunter. Und verächtlich: ‚Alt’, geckisch Sett! loß dou’n in Friede!‘

Sett’ reckt den muskulösen Arm auf. ‚Eweïl gehste vun dem Jäköb furt! Nou gehste?!‘

‚Eïch gehn nit!!‘

Und Jule zerrt ihn, und Sette zerrt ihn.

Sette hat die Bauernkraft, die aus Kartoffelknollen sich auffüttert. Sie reißt dem Jäköb fast den Arm aus. Sie reißt hin und die Jule her. Bums! kann die da liegen. Ei, du lieb’ Herrgöttchen! nu kann sich der Jäköb den Haufen Mensch ansehen! Sett lacht krätzig und ganz unmanierlich. Jule Fuck haspelt mit flinken Gliedern auf. Steht und bebt. Und röchelt leise im Zorn. Ihre dunklen Augen bohren. Das bißchen Gutsein ist aus ihr. Hilf Himmel der Jule Fuck! Die Menschen wollen, daß sie schlecht und böse sei! Sie speit ein paar raschelnde Worte: ‚Un dou kriehst dä Jäköb nit! Uff mei Dod un Sterwe!‘

Fort in die Nacht der Buchen. Jäköb reißt seine Hand aus der

der Müller-Sett'. ‚Jetzt geh' mr ewesch, dou! Wenn eïch dat Fucke-Jule nit heïrade kann, heïrade eïch deïch gewiß nit!' Stößt sie, daß sie taumelt. Stapft durch das Unterholz und heim. Da Müllersch-Sett aus den Stämmen tritt, stehen schon die Paare auf der Chaussee zum Heimgang. Die Sann' knufft ihren Bub. ‚Nou, guck mol elo dat schlächt Sett'!'

Sett überspringt den Graben und ist mitten unter ihnen. ‚Wer seet, dat eïch schlächt sin? Eïch sin dem Hottebachersch Bu' nohgang. Dat Kesselflickersch Jule hot'n geruf! No jo, eïch hon se ângetroff'! No, eïch saa'n neist meh'!'

Sie knodern und kreischen. ‚Man mißt' dat lierelich Jule steïnige, wenn't sich in uns' Gemârkung siehn lißt! Man mißt' et steïnige!'

Und sie gehen und sind der Ansicht, daß man — wo immer man Jule Fuck sehe — Steine gegen sie aufheben müsse.

Man sagt auch im Pfarrhause, daß man Steine gegen sie aufheben müsse. Die Pfarrschwester sagts. Sie ist fromm und sittlich und lieblos. Und ledig. Versuchungen hat sie nie gehabt! Nie! Sie betet drei Ave, wenn Versuchungen kommen könnten. Schlechte Menschen haben Versuchungen. Ihr Gesicht ist zerknittert. Das Haar weiß, sogar die Augenbrauen, sogar der Haarflaum um das quallige, welke Kinn. Und das Herz greis und zerknittert und dürr. So war es immer. Mit der Bestimmung ihres Bruders zum geistlichen Herrn, wurde ihre Bestimmung zur Pfarrschwester. Und wuchs auf in guten Sitten und furchtbar ehrbar. Und so menschenunmöglich unwissend, daß man sie unschuldig nannte!

Die Näh-Kät sitzt neben einem Berge von gebauschter Leinwand und sagt nicht ‚Ja' und sagt nicht ‚Nein'. Aber sie sagt: ‚So'n Bu' sollt mr auch steinige, Fräulein Anna!'

Fräulein Anna wühlt in dem Leinenbausch, der über Stühlen ausgebreitet liegt, mißt und schneidet. Und gibt die Antwort:

‚Du weißt doch, Kät', wat mr von der àlt Anne-Len' vun Denze verzählt. Gott habse selig, se hott siewe Buwe gehatt. Wenn sich dann die Leit bei ihr beklagten, dat ihr Buwe so hinter de Mäderche her wäre, dann sagtse: ‚Halt Ihr Eïer Mäderche inne, nochher bleiwe mei Buwe schun drheim!' — Siehste Kät, dat kann mr hie auch sag'n. Von'm Hottebachersch Hof soll mr keï Fitzelche Schlechtes nachsage. Der Hottenbacher ist Kircherat, und der Herr Bruder meint, der mißt' jetzt auch schun mol den Klingelbeitel 'rumtrage. Dann greife die schwerreiche Bauere tiefer in de Säckel. Awer uff so 'nem Mann un so 'nem Haus darf keï Fitzelche Unehr' sein!' — raspelt mit der Schere durch das Zeug, und fest und energisch: ‚is auch kein!'

Die Näh-Kät sagt: ‚Die Meinung vum Herr Pastor in alle Ehre, awer dem Hottebacher traue eïch nit zwei Schritt weit. Er hot schlechte Auje!'

‚Kät! Mr weiß, daste en schweernôz Mundstick host. Jetzt sei still!‘

‚No, mr weeß doch, wie er mit seïne kranke Frâ umgeht!‘

‚Wat kann ’n Bauer mit’r kranke Frau mache? Und dann is die Frau auch so’n Bauere-Flupp. Der Hottebacher is en feine Mann. Der mißt auch so’n Frau hawe.‘

‚No, er hot se doch nit im Sack kaaft!‘

‚Kät, du host ’n bees Mundstick,‘ sagt Fräulein Anna, geht zum Schrank. Der ist von Eichen, massig und ungeheuer, nimmt die ganze Länge der Wand ein. Die zwei schweren Türflügel stehen weit offen. Auf massiven Regalen die breiten Rollen Leinen. Gebleicht und ungebleicht, grob und fein. Jede Rolle ein Geschenk aus irgend einem fetten Bauernhofe. Selbstgesponnenes! Es wird gelb vom Liegen. Der Pfarrer sagt keinem mehr viel Dank, der eine Leinenrolle hereinschleppt. Er hat für drei Lebenlang genug. Auf die dicken Rollen patscht die rundliche Hand der Pfarrschwester. Sie sucht das Gröbere für die Bettwäsche der Magd aus. Und da ist noch das Kaplänchen von Kirchberg. G’rad aus dem Konvikt heraus. Herrjerrem, was ein Kaplänchen! Ein heiliger Aloysius. Aber kein Fürstenkind. Er hat nicht viel. Mit allem Respekt zu melden, er habe nicht einmal genug an Hemden. So verstudiert sei alles. Da habe der Herr Bruder gemeint, man müsse einem Konfrater, der so dürftig auf den Hunsrück geschneit komme, mit einem Dutzend Hemden aufhelfen. Das Näh-Kät möge sich also danach einrichten. Ja, das wollte das Näh-Kät. Aber als es die ‚Überwendlingsnaht‘ heruntergenäht hat, sagt es nein, das könnte es nicht. Es müsse übernächste Woche dem Backes einmal das Haus säubern. Das sei dem Backes versprochen. Sie sagt, dem armen Backes! Die Pfarrschwester sieht verwundert auf; was der Backes das Näh-Kät anging. So! Nu dann! Der Backes müßte wieder heiraten, und zwar das Näh-Kät. Ob der Backes angefragt habe? — No, das sei gut! Ob sie, die Fräulein Anna, denn meine, sie, die Näh-Kät, tät anfragen? Fragt drauf Fräulein Anna, ob sie ihn wolle, den Backes nämlich? Sagt dann Näh-Kät, sie trage auf zwei Schultern, sie wisse nicht, sie möchte den Herrn Pastor um Rat angehen. Wenn er vom Begräbnis zurückkomme, ja. Es war ein Begräbnis in Kirchberg mit drei Geistlichen. Erste Rangklasse. Der Kirchberger Pfarrherr ist spendabel. Man kommt von ihm mit roten Weinköpfen. Als der Sohrener zwei Stunden Wegs hinter sich hat und die Dorfstraße erreicht, ist er noch in Weinlaune. Er tritt in die Nähstube und hört der Näh-Kät Anliegen. Soundso, warum sollte sie heiraten, sie habe ihr gutes Auskommen, keinen Anhang und ihr kräftiges Essen bei den Bauern sagt sie.

Da meint der Pastor: ‚Heirate also nicht, Kätche!‘

Eifert da die Näh-Kät. Der Pastor habe gut reden, er sei nicht

alleinstehend, sie sei es! Sie habe kein Heim und kein Haus. Wenn sie den Backes heirate, habe sie das Backeshaus. Der Backes verdiene für zweie. So brauche sie sich nicht abzurackern und so weiter.

Da sagt der Pastor: ‚Also heirate, Kätche!‘

Die Näh-Kät ist voll Grimm und Ärger.

‚Heirade! Heirade! Warum soll ich denn heirade? Un warum soll ich denn nit heirade? Ich bete meich ze doht un weeß mr kei Rohd (Rat).‘

Wenn der Pastor die Weine der Herrn Konfratres trinkt, singt er Studentenlieder, und wenn er Studentenlieder gesungen hat, kommen ihm die besten Gedanken. Er sagt: ‚Kät, paß auf! Wenn du morjen die Glocke in die Frühmess' läute hörst, dann horch gut zu. Hörst du aus dem Geläut 'was wie: Heirat nit! Heirat nit! — dann weißte Bescheid. Rufen aber die Glocke: Heirat doch! Heirat doch! — dann geh' und nemm den Backes.‘

Näh-Kät ist fromm und glaubt an Eingebungen. Und geht und will frühmorgens horchen.

Es geschah aber, daß die Glocken läuteten: ‚Heirat' doch! Heirat' doch!‘

So machte sich denn Näh-Kät bräutlich. Sie verkündet dem Backes eine große Freude; unter dem Bettsack im Strumpfe habe sie zweihundert ersparte Taler! Der Backes geht und verkündet die Freude anderen. Das sind seine Gläubiger. Sie haben ihm Talersümmchen während der Krankheit seiner Frau geliehen. Sie freuen sich mit dem Backes und drängen und sagen, er könnte schon im Trauerjahre wieder heiraten. Es wären besondere Umstände. So heiratet Backes denn unter besonderen Umständen vor dem Kirchweihfeste. In müden, feierlichen Herbsttagen. Der Erntesegen hängt schwer an Ästen und Halmen. Für Backes ists eine gesegnete Erntezeit. Er heimst die Näh-Kät mit zweihundert Talern ein. Sie halten Hochzeit mit zwei Trauzeugen und einer ‚Noberschʻ. Wegen den besonderen Umständen! Am Abend kommt ein Mann, der ein Gläubiger ist. Der sitzt lange beim Backes. Sie trinken stille Schnäpschen. Eins aufs andere. Die Flasche wird leer. Es gibt keinen stilleren Genuß als ‚schnäpseln‘. Es macht die Stimmen leise und heiser. Die leisen, heisern Stimmen hört die Frau Näh-Kät, als sie in der Backeskammer schlafen soll. Backes sagt, er habe noch dies und das mit dem Gast zu reden. Die Näh-Kät ist immer auf dies und das neugierig gewesen. Nun tritt aber noch der besondere Fall ein, daß Backes den Kopf durch die Türe steckt und auf ihr Schlafen horcht. Sie zieht lange Atemzüge. Da tritt Backes auf den Fußspitzen in die Stube zurück. ‚Et schläft, Friedche. Nou trinkt noch ent!‘

‚Is et dann aach gewiß wohr, hot dat Mensch zwähunnert bare, geschliffene Daler?‘

Backes hat ein glückseliges Strahlen in dem borstigen Alltagsgesicht. Die Augen schwimmen. ‚Gewiß un wohrhaftig! Eïch hon se gesiehn. Eïch durft in de Strump' greïfe un mit de Dalere klabbere. Nou hot et de Strump' wiere ewesch gedohn. Nou mißt'r noch en Keïtche wärte, bis eïch dat Geld in die Finger krieje.'

‚Et sin zehn Daler, Backes!'

‚Ejo, eïch weeß et. Eïch were die Klänigkeït die nächst Wuch noh' dr Kirchweih bezahle. — Seïd mol still, Friedche!'

Er geht auf den Fußspitzen wieder zur Kammertüre, horcht. ‚Glaabt'r nit aach ebbes geheert ze hon?'

‚No, et hot sich im Bett erumgedreht,' meint Friedche gleichmütig, gießt sich den Rest aus der Flasche ein, trinkt aus, steht auf und geht: ‚Gu'n Naacht!'

Backes folgt mit dem Öllämpchen bis vors Haus, leuchtet, bis Friedche das Pfädchen am Rande der Böschung passiert hat. Aus dem Weiher herauf das knarrende Karraak! Karraak! eines alten, vereinsamten Frosches. Nachtvögel streichen mit schrillem Schrei um das Haus. Die herbe Luft bläst dem Backes wider die Stirne und regt dahinter einen seltsamen Wirbel an. Der Mann schwankt etwas, hält sich an den Türpfosten. Das ist ihm seit seiner ersten Hochzeit nicht mehr vorgekommen. Er wirft die Türe hinter sich ins Schloß, schließt aber nicht ab. Wenn gerade nicht die Scheidbacher in der Gemarkung sind, verrammelt man keine Türen. Sein Gesicht verrunzelt zu pfiffigem Lachen. Das ist seine Hochzeitsstimmung. So steht er in der Kammertüre. Das Scheinchen aus dem Öllicht zittert über das hochgetürmte Bett mit den rot- und weißgewürfelten Bezügen. Ein breites, vollgepfropftes Federoberbett für Sommer und Winter! In den dicken Kissen der versunkene Kopf der Frau Näh-Kät in einer blühweißen völligen Nachtmütze. Die Hände über dem Federbett gefaltet. Ihre Augenlider zwinkern, als das Lichtstrählchen über sie hinfährt. Also schläft sie nicht. Backes mildert seine knorrige Stimme zu sanfter Rede. Da wirds unnatürlich und ein Verschlucken und Abknipsen an den Stimmbändern. Er sagt: ‚Eno sin eïch do, Kättche. Et war als ganz scheen heït.' Er stellt das Licht aufs Fenster, bückt sich, um die Schuhe aufzuriemeln. Es ist eine beängstigende Stille. Da sagt er wieder: ‚Jo, et war verdeiwelt scheen heït. Un morje hon mr die Keräb (Kirmeß) im Doref.' Er schleudert die Schuhe unters Bett und plumpst auf den Strümpfen. Da er noch immer der einzige Sprecher ist, tippt er mit dem ausgestreckten Finger auf die gefalteten Hände im Bausch des Oberbettes. ‚Schläffte dann schun, Kättche?'

Sie öffnet nicht die Augen und erwidert: ‚Eïch werde hie in dem Haus meï Lebbesdags schlofe!'

Das verwundert ihn etwas; aber da er Hochzeiter ist, trägt er den

unvorhergesehenen Umständen Rechnung und meint gutmütig: ‚Ei nateerlich, dou schläfst jetzt so lang dou willst. Dou bist jo Rentnersch!‘

Damit fällt das Stichwort. Frau Näh-Kät richtet sich im Bette auf, vergißt, daß sie neun Monate in der städtischen Lehre war und gestreiftes Hochdeutsch sprechen muß, daß ihr Hochzeitstag ist, daß der Backes so froh ist. Beginnt also: ‚Rentnersch? Jowull! Rentnersch bleiw eïch for meïch, nit for deïch Schuldemächer! Dofor hoste meïch geheirad, dat eïch dir meï Geld in die Rippe werfe! Dou schimperlicher Backes!‘

Er winkt beruhigend mit der Hand, schüttelt väterlich gütig den Kopf, plumpst ratlos auf den Strümpfen vor dem Bette her. ‚Bscht! Bscht! Kättche! Schrei nit eso!‘

‚Dou gottvergessener Mann! Dou Schuldemächer!‘

‚Sei still, Liewche! Eïch komme jetzt beï deïch, meï Liewche!‘

‚Och schamm dich, dou alter, krokeliger* Kerl! Vun heït ab hon eïch deïch nit geheirad! De Zung' beiße eïch mr ab, eh' eïch dr saan, wo eïch meï Geld hon!‘

Backes sagt, er wollts nicht wissen. Und sagt noch vieles, und ganz zuletzt: Das Geld solle im Strumpf bleiben für alle Fälle, nämlich für den letzten Fall, für ein anständiges Begräbnis! Da sinkt Frau Näh-Kät beruhigt in den Federbausch zurück. Dem Friedche müßten die zehn Taler bezahlt werden. Versteht sich! Ob Backes noch andere Schulden habe? O nein! O gewiß nicht! Nun dann wolle sie mit ihm eine Gott und den Menschen wohlgefällige Ehe führen.

III.

Die Sonne ist nicht untergegangen. Man hat keine aufgehen sehen. Die schwere Feierlichkeit des Herbstes liegt in den Wolken. Aber die Luft ist doch so, als habe die Sonne unsichtbar darin gehangen. Es ist ein Erntedust. Es riecht nach reifem Obst.

Das ist am Tage vor dem Kirchweihfeste. Ein allgemeiner Scheuertag. Die spiegelblanken Zinnsachen stehen zum Trocknen auf der Türschwelle vor den Höfen. Wer keinen eigenen Backofen hat, trägt den Teig in das zu öffentlicher Benutzung freigegebene ‚Backes‘, schiebt dort die meterlangen Kuchenbleche ein. Selbstgebackenes! Auch danach duftet es.

Und da und dort in einzelnen weitbekannten Höfen formt man die kleinen, runden, getürmten Bauernkäschen, reichlich mit Gewürz gesprenkelt. Dort melden sich die Städter zum Kirmeßkaffee an. Die Käschen zieren den Hausgiebel. Weißgelbe Reihen draußen auf den Fensterbänkchen bis zum Dache hinauf. Appetitlich und zierlich. Auch danach duftet es.

---

* Krummer, altersschwach.

Ferkel und Mastsäue mußten ihr Leben lassen. Es hallten klägliche Schreie in die vorfeiernden Tage. Auch von Ochsen und Kühen. Die Metzger von Kirchberg blieben wochenlang im Dorfe. Die Blutlachen stehen noch in den Höfen.

Das Pfarrhaus hat mit Dreibirken die fette Bleß geteilt, auch einen Ochsen mit dem Dorfschulzen. Die rund=rosigen Ferkel verspeist es allein. Der Konfratres sind viele. Sie sind auf mehrere Tage verteilt. Das Kaplänchen von Kirchberg hat sich für die Festpredigt angeboten. Es hat noch böses Kanzelfieber. Darum möchte es sich bei den Bauern einüben. Die merkens nicht, wenn die Zusammenhänge wie gelöste Fäden herum=flattern oder wenn am Schlusse wieder umgeworfen wird, was am Anfange mit einer Zeugenbeschwörung Himmels und der Erde behauptet wurde. Wer in einer Bauernpredigt Glück haben will, muß ‚donnern' und sich ‚räkeln'. So als wäre er in seiner Stube daheim. Und so, als seien die da unter ihm, die heraufklotzen, Kappusköpfe. Das imponiert. Das Kaplänchen kommt mit dem Imponieren noch nicht zurecht. Darum versucht es sich zur Kirch=weih in Sohren. Er kommt schon zeitig am Tage vorher. Er braucht die Vorbereitung an Ort und Stelle. Die andern Herrn Konfraters, auch den Dechant von Simmern, erwartet man früh am andern Morgen. Das Ka=plänchen kommt mit sinnenden, ernsten Jünglingsaugen. Er schlägt sie nieder, wenn ein Weib seinen Weg kreuzt. Er haßt nicht das Weib. Nein. Durch die hehre Frau ist die Erlösung in die Welt gekommen. Er fürchtet das Weib von Adam her. Er hat eine geheime, quälende Unsicherheit vor dem Weibe. Dann sitzt er beklommen. Bei zwei oder drei seines Ge=schlechtes hat er helle, freundliche Augen. Die Bauern loben ihn, er sei fromm, er wolle keine Weiber ansehen, auch die Pfarrschwester nicht. Als die ihm aus dem Überrocke heraushelfen will, wehrt er hastig und entschieden ab. Fräulein Anna bemuttert weit in die Trierer Diözese hinein die alten und jungen Konfraters. Sie glaubt Gottesdienste zu leisten. Das Kaplän=chen will keine Gottesdienste. Von ihr nicht. Sie sagt zum Herrn Bruder:

‚Och Gott, och Gott! Wat en fromm' Männche!'

Der Herr Bruder trinkt mit ihm schon Festtagskaffee. Im Studier=zimmer. Da sind sie allein. Kaplänchen erzählt seine Laufbahn. Sie ist kurz und nicht gut. Vom Alumnat ins Priesterseminar. Dazwischen hat er eine Großstadt gesehen. Köln. Auf der Durchfahrt zwischen zwei Zügen. Weil es das heilige Köln ist. Darum! Anderes hat er nicht gesehen. Will er auch nicht! Im heiligen Köln war er zwei Stunden. Im Dom und am Rhein. Zwei Dinge, die hehr und erhaben sind. Im heiligen Köln! Mehr weiß er nicht vom Leben. Und kommt auf den Hunsrück. Sein apostolischer Eifer läßt ihn nicht dick werden. Er erkennt, daß die

Menschen nicht gut sind, sondern schlecht. Er will sie bessern. Besonders die Bauern. Er will die Gelegenheiten zur Sünde ausrotten. Das sagt er dem Sohrener Pastor. Und auf dem Lande grassiere die Unsittlichkeit. Sagt er! Der Pastor horcht auf. Außer dem Waldgang — wo? Das Kaplänchen sagt: ‚Die Menschen hierorts laufen ja † † † halbnackt!‘ Der Pastor horcht ganz gewaltig auf. Wo? Um Gotteswillen, wo? Vielleicht die Scheidbacher?

Das Kaplänchen sagt: Alle! Ob er nicht die Bauernweiber im Felde gesehen habe? Das Hemd am Halse auf. Sogar sehr tief! Dekolletierte Frauen! Die kurzen Röcke! Es sei hierorts schlimm. Und kein Schamgefühl!

Der Pastor merkt, es ist sein Predigttext. Er stellt seine Pfeife zwischen seine Kniee, legt sich in den Ledersessel zurück und fragt: ‚Das werde Sie also morje meinen Bauern sagen, Herr Kaplan?‘

‚Ich gedenke dies Gebiet wenigstens zu streifen, jawohl.‘

‚Dann verlasse Sie sich drauf, man wird Sie nit verstehn.‘

‚Ich werde mich schon deutlich ausdrücken, Herr Pastor.‘

‚Sind Sie nit kurzsichtig, Herr Kaplan? Ich meine, könne Sie von der Kanzel 'erunner genau die Gesichter sehe? Die junge Herrn, die jetzt aus dem Seminar komme, hawe ja so viel in die Bücher geguckt, daß ihre Augen verschlissen sind und misse dann goldene Brille tragen.‘

‚Gewiß, ich habe sehr viel studiert. Es ist fast kein großes theologisches Werk, das ich nicht gelesen habe. Aber meine Augen sind Gott sei Dank noch gut.‘

‚Dann sehn Sie sich mal genau die Gesichter meiner Bauern an, wenn Sie das Gebiet streife, wie Sie sagen.‘

‚Glauben Sie, daß sie opponieren?‘

‚Ei Gott bewahr'! Lachen werde sie!‘

‚So?!‘

‚Ja. Wenn meine Bauern Menschenunmögliches hören, dann lachen sie. Sie schütteln den Kopf und sagen: Unse Herrgott hot allerlei Kostgänger uff der Welt, awer keiner, der nix frißt. — Ja, wie gesagt, und dann lachen sie.‘

‚Aber das ist doch nicht zum Lachen!‘

‚Ich meine doch, Herr Kaplan. Die lache ja auch nit frech. Die lache, weils nit wahr is! Von Großvadders Zeiten her war das da immer so. Es ist alt wie ihre Bauernwelt. Alt und ehrbar. Und no komme Sie und sage, es sei sindhaft, und sage so allerlei. Ich glaube, die werden den Spieß umdrehen und von Ihne schlecht denke!‘

Kaplänchen schurpt mit dem Stuhl bis an die Wand zurück. ‚Von mir?!‘

Da schenkt der Pastor sein Kaffeeschälchen voll und auch das des Kaplans, sagt: ‚Wenn ein Städter kommt und sieht das Land durch seine Augen, so wird er viel Unsittlichkeit finden. Warum? Sie übersetze das, was sie sehen, auf die Stadt. Da wärs vielleicht polizeilich verbote. Also

denkt man in der Stadt schlechter als auf dem Lande! Nit weil man schlechter ist. Man ist verfeinert, man ist aufgeklärt, sehen Se, Herr Kaplan. No, Sie gehöre ja nit dazu. Sie sehen ja nit durch Städteraugen, auch nit durch Bauernaugen. Eigentlich durch gar keine Augen. Nämlich durch Bücheraugen. Die sehen eben so wenig wie Hühnerauge. Wenn mr nu mit solche Auge guckt, dann — no, Herr Kaplan, hawe Sie mal in meine Gartenkugel gesehn? So sieht man die Welt, wenn man mit solche Auge guckt. Ganz närrisch und dumm und ganz ungebärdig. Wenn man dann sagt, so sei die Welt, so närrisch und so ungebärdig und so schlecht beschaffen, dann sagen die Leute, die in der wirklichen Welt stehen und nicht in der Gartenkugel, da sei einer, der führe närrische und dumme und schlechte Reden. Oder sie sagen, er habe eine schlechte Phantasie.'

Das Kaplänchen macht eine Bewegung, als müsse er mit seinem Stuhl durch die Pfarrwand hindurch weiter rücken. Er würgt fast ein schluchzendes Schlucken heraus. Die gepeitschte Reinheit weint in ihm. ‚Aber Herr Pastor, es gibt doch noch ein Drittes! Menschen mit reinem Gemüte, deren Seele wie ein Spiegel ist, den jeder Hauch trübt, oder wie gewisse Blumen, die bei der leisesten Berührung ihre Kelche schließen. Es gibt doch auch solche, Herr Pastor!'

Der Pfarrer drängt gutmütig die Lippen heraus. ‚Ja, et gibt auch solche, ja, ja. Sogar unter unsere Bauern. Man nennt sie da „Quisseln". Sie laufen von den Höfen fort, wenn eine Kuh kalben soll, und auch wenn die Bäuerin Wöchnerin wird. Sie wollen nix Unreines sehen. Es ist das ein großer Hochmut der Tugend. Sie hält sich für das Unreine zu gut und überläßt es andern. Diese hawen die unwissende Sittlichkeit! Die annern sehen nix Unreines in dem. Schon von Kindsbeinen an nix! Wenn 'was in den Ställen vorgeht, stehen die Kinder dabei. Die sehns auch in de Höfen. Tiere genieren sich nit. Die sin noch nit verfeinert. Sie brauchen nit fortzulaufen, denn sie sehen nix Unreines. Bauernkinder brauchen nit über die Fortpflanzung aufgeklärt zu werden. Sie machen sich nicht einmal heimliche Gedanken darüber. Es is ja alles so offenbar! Sehen Se, Herr Kaplan, die Menschen hawen die wissende Sittlichkeit! Awer die wissende Sittlichkeit ist auch wieder zweierlei: die gesunde und die ungesunde.'

Inzwischen kommt die junge Magd herein und räumt ab. Der Pastor fährt unbeirrt fort: ‚Die gesunde Sittlichkeit ist die des Landes. Die haben ihre Aufklärung unvermittelt von der Natur selber. Da wird sie rein und ganz erhaben gegebe. Da ist keine Raffiniertheit, gar nix so. Die ungesunde wissende Sittlichkeit kommt aus Büchern und vom Hörensagen, und von der Verführung und daher, daß man zuerst unwissend ist und dann wissend wird. Dann geht's nit ohne heimliche Gedanken ab. Dann sucht

man lose Zusammenhänge zu verknüpfe und findet in seiner Erinnerung dies und das. Und dies und das wird in den heimlichen Gedanken immer furchtbar unanständig! Die hawe ihr Wissen nit von der Natur. Darum ist et nit rein. Die Stadt ist zu weit von der Natur. Daher sagt mr von der Stadt, daß sie die ungesunde wissende Sittlichkeit hat. Sehen Se, Herr Kaplan, mit der Aufklärung missen Sie dem Land nit kommen. Das weiß alles längst von der Natur her. Sie könntens nur anders erklären wie die Natur, und dann ist et schlimm.'

Der Kaplan wartet, bis die junge Magd hinaus ist. Dann blühen ihm auf den magern Bäckchen rote Röslein der verhaltenen Empörung, und er sagt: ‚Von diesem Standpunkte aus, Herr Pastor, müßte man die Naturvölker in ihrem Zustande belassen!'

‚Ja,' sagt der Pastor, sagts gemütvoll und selbstverständlich; fügt aber, da er das Entsetzen des Konfraters gewahrt, hinzu: ‚wenn's nit gerade Kannibalen sind!'

Der Konfrater ist noch immer entsetzt. Da fügt der Pastor noch hinzu: ‚Die Kultur hat nur insoweit Berechtigung, als sie nicht von der Natur abrückt. Die Kultur soll nicht die Natur totschlage. Auch nicht im Menschen. Da besonders nit.'

‚Und die Missionen?! Die Missionen, Herr Pastor!'

Da schweigt der Pastor. Er hätte sagen müssen: Ich wäre nicht hinausgezogen! — und das hätte so großes Entsetzen noch größer gemacht. Steht also auf und stopft seine Pfeife. Er denkt, der liebe Herrgott wird ihm nicht gram sein, daß er bei seinen Bauern geblieben ist und seine Pfarre rein gehalten hat. Auch Kaplänchen steht auf. Er knöpft die Soutane über der Brust auf, schiebt die lange, magere Asketenhand hinein, und tief hinein bis zur Brusttasche, wo das Konzept zu seiner Festpredigt knistert. Seine Stimme hat nicht die Festigkeit, die er ihr geben möchte. ‚Es kann doch kein Unrecht sein, wenn ich den Menschen sage, wo für sie die nächste Gelegenheit zur Sünde ist. Man kann hier in heißen Tagen nicht an einem Wasser vorüberkommen, ohne die Knaben — schamlos baden zu sehen. Man kann sich doch leicht denken, wohin eine solche freche Schamlosigkeit führt!'

‚Wollen Sie das auch in Ihrer Predigt morje sagen?!'

‚Ich gedenke es zu streifen!'

Da geht der Pastor und holt vom Bücherstand das Buch Dr. Hettingers ‚Aus Welt und Kirche'. Es ist neu und nur hier und da aufgeschnitten und verlesen. Es riecht stark nach Tabak. Der Pastor sucht eine Stelle, legt das Buch aufgeschlagen vor den Kaplan hin. Das gute alte Gesicht versteinert zu feierlichem Ernst.

‚Ehe Sie das alles streifen, Herr Kaplan, lesen Sie das! Lesen

Sie, was ein hervorragender katholischer Theologe und Gelehrter schreibt. Da! — Diese Stelle! „Als ich das erstemal in dem Tiroler Bauernbad war, bediente mich noch eine Bademagd; als ich nach Jahren wiederkam, ein Badediener. Das ist mir ein Zeichen, daß die Sitten in dem Orte zurückgegangen sind, denn je freier der Verkehr der Geschlechter ist, desto reiner sind die Sitten!“ — Ja, sehn Se, Herr Kaplan, das ist ein Wort! Das ist ein Prachtwort! Gerade die natürliche Ungeniertheit geht immer mehr zurück. Man wird nach außen hin immer zimperlicher und innerlich immer schweinischer!‘ Er geht aufgebracht und mit schweren Schritten durchs Zimmer. ‚Die Überkultur ists! Die muß um so mehr verdecken, je fauler und stinkender sie ist! Wohin soll et denn führen, wenn Männer und Jünglinge aus Rand und Band komme, wenn eine Frau nur den Rock schürzt und einen Teil der Wade sehen läßt. Das gibt's bei uns zu Lande nit!‘ — und ruhiger — ‚hier gibt's keine Nervekitzel! Mit der Zerrüttung der Nerven geht auch die Zerrüttung der Sinne vor sich. Dann ist keine Leidenschaft. Dann ist gleich Laster! Dat wissen Se auch noch nit, Herr Kaplan, daß mr die Leidenschaft nit Laster schelten soll? No, dat brauchen Sie auch nit zu wissen!‘ Und ganz ruhig: ‚Wenn die Mädercher mr nur aus'm Wald fortbleiwe wollte! En Bub und 'n Mädche im Wald — und Sonntags — und Awends! No, wie gesagt, wenn ich'n die Unart noch austreiwe, dann häb' ich meine Pfarre scheen sauber und es braucht sich kein Engel vom Himmel zu schämen, da zu wohnen!‘

Kaplänchen sagt, daß er im Garten repetieren wolle. Der Pastor sieht ihm durchs Fenster nach, nickt, raucht dicke Dampfsäulen in die Stube. Mag er repetieren! Er kann jetzt nachdenken. So'n Kaplänchen! So'n Männchen! Was für'n Predigt der gehalten hätte! Was für'n kuriose Predigt in Sohren! Ei, was für närrische Augen, die Bücheraugen! Und was für'n närrische Welt! In der Gartenkugel! Mit schlauem, heimlichem Lachen geht der Pfarrherr zur Küche, hält da Ausschau in Töpfen und Schüsseln und freut sich des reichen Gastmahls, das er spenden kann! Und freut sich der Früchte seiner Worte!

Lang und schmal der schwarze Schatten in dem üppigen Reifen des Gartens. Unter niedern Apfelbäumen muß er sich bücken. Zwetschen baumeln über ihm. Leuchtende gelbe Birnen, schwerreif, plumpsen auf den Rasen. Abgefallenes Laub raschelt schon in den Pfaden. Es zieht ein leises Mahnen durch die Reife des Herbstes. Der junge Apostel flüstert sein Denken. Es ist von schwerer Erregung aufgestöbert. Warum ist er Seelsorger und der gute Hirte, wenn er nicht von den nächsten Gelegenheiten zur Sünde sprechen soll? Der Pastor ist verbauert. Er spricht nicht einmal reines Deutsch. Was kann der wissen?! Also repetiert Kaplänchen das Gebiet, das er streifen wird!

— — — Der Frühmorgen des Kirchweihfestes! Ein feierlicher Morgen in kraftvoller Kühle! Hinter den Wolken steht die Verkündigung des lichthellen Tages. Die Sonne wird am Mittag kommen und warmes Gold streuen. Ein Sonntag über alle Sonntage! Dieser Kirchweihsonntag! Sie sollen sich heiligen und ihre Kleider waschen und auf diesen Tag bereit halten! Und sie horchen auf und hören des Herrn Stimme: ‚Sechs Tage sollt ihr das Land besäen und dessen Früchte einernten! Am siebenten aber sollt ihr es unbesäet liegen lassen und ihm Ruhe geben! Fragt ihr: Was sollen wir denn am siebenten Tage essen? Ich will die sechs Tage so segnen, daß für drei Tage Früchte wachsen!‘

Also wollten sie in und um Sohren drei Tage feiern am Kirchweihfeste. Und des Herrn liebe, segnende Hand würde über ihren Feldern sein!

Es reinigten sich die Männer, traten in den Hof ans Regenfaß und streiften das Hemd bis zu den Hüften herunter. Also reinigten sich die Männer! Es nahm niemand Anstoß. Sie taten es allsonntäglich. So auch am Sonntag aller Sonntage: am Kirchweihfeste! Und es war in ihnen eine feiernde Kraft! Und sie wollten ein heiliges Volk sein! Als die Glocken riefen, gingen sie zum Herrn. Sie sollten Gott den Herrn reden hören in seinem Stellvertreter.

Der steht schmal und lang auf der Kanzel. Seine schwarzumränderten, matten Augen starren hinauf zum Kirchengewölbe. Ein Visionär! Ein junger Asket! Und bleich und blutleer und von sehnigem, gebändigtem Fleische. Seine gelblichen, langen Hände sind ausgestreckt über der feiertägigen Gemeinde. Er redet von der roten Welle sündigen Blutes, die immer wieder zurückströmt auf alle, so nicht gewappnet sind. Er reißt ihre Brust auf und legte ihnen die blutroten Wünsche bloß. Er lauscht ihnen an den frohschlagenden Herzen! Er zählt ihre stillen, huschenden Gedanken! Er reißt aus ihrer innern Not die dunklen, wesenlosen, beklemmenden Ahnungen, die stillpochenden Rechte der Menschennatur, die blutrot flammend rinselnden, tiefinnern Offenbarungen und kündet ein Wehe, dreifaches Wehe! Sündig! Sündig! Sündig! Ausgestoßen aus dem Sonntag aller Sonntage! Hinweggewischt Wald- und Wiesendüfte! Ein Hauch von Fäulnis und Moder zieht durch den herbstlichen Erntesegen! Die blutrot flammende Sünde, die da vom Weibe kommt! O allgegenwärtige Sünde, die da am Weibe klebt! Fleisch ist Sünde! O heilige Schamhaftigkeit! Reine Augen schauen hinweg! Warum das Unreine schauen? Die Nacktheit sei reinen Augen ein Greuel! Seid eingedenk der Worte des hl. Chrysostomus: ‚Der Teufel nimmt dem Menschen die Scham, wenn er sündiget, aber vor der Beichte gibt er sie ihm wieder zurück!‘ O heilige Schamhaftigkeit!

Also hat Gott der Herr geredet in seinem Stellvertreter! Die Bauern-

augen glosen zu ihm hinauf. Was redet er vom Weibe? Er schändet das Weib! Und klotzige Herzen wallen. Hä, unser Weib! Hä, rührt es nicht an! Gesegnet sei unser Weib! Es führt die Wirtschaft im Hause und Stalle. Es sorgt für den Viehstand und verzehnfacht die Milchwirtschaft. Es ist früh um drei Uhr auf und neben des Mannes Schulter, und vor ihm und neben ihm. Und nicht hinter ihm! Ehre unserem Weibe! Es hechelt den Hanf zu Büschel, spinnt die Büschel zu Fäden, webt die Fäden zum Zeug! Und schwingt in der Scheune den Dreschflegel und erhebt seine Stimme im Hause und Stalle und Felde. Und dienet Gott dem Herrn! Ehre dem Weibe und seiner Arbeit! Und da man seine Arbeit achtet, achtet man das Weib! Darum achtet der Bauer das Weib!

Ob es darum nicht der Städter so hoch und so groß und über alle Maßen ihm gleich achtet, weil er seine Arbeit nicht so hoch, so groß, so über alle Maßen der seinen gleichstellt?

Da drängen die Bauern zur Kirche hinaus. Wenn also Gott der Herr in dem Kaplänchen geredet hat — —. Der Schulmeister sagt, Gott der Herr habe nicht aus dem Kaplänchen geredet, der Herr Pastor habe mit rotem Kopfe gesessen, und meldet böse Zeichen an dem Pastor und dem Dechant, und derlei und so weiter.

Da sagen die Bauernburschen, sie wollten dem Männchen am Walde aufpassen. Aber die Frauen und Mädchen sagen, das sei ein Sakrilegium. An geweihten Personen dürfe man sich nicht vergreifen. Was sie dann tun sollten, fragen die Burschen. Das wissen die Frauen nicht. Jedenfalls kein Sakrilegium. O nä, o nä! Aber Gott der Herr redet nicht aus ihm. Und darum nicht: Gelobt sei Jesus Christi! — Und darum ein derber Bauernfluch! ein innerlicher! Mag Gott der Herr den Fluch hören, sein Stellvertreter nicht! Bauern fürchten Gott den Herrn nicht so sehr wie seinen Stellvertreter!

Stumm liegt die Kirche mit ihren alten, feuchten Mauern. In das fahle Zwielicht steigt die kahle Wölbung. Draußen geht der warme, freundliche Herbstmorgen zum Mittag. So wie festlich gesinnte Menschen zum Gastmahl gehen! Das still-feierliche Tun der Dörfler waltet in der vollen, satten Reife, die üppig ums Haus drängt.

Aus den Kirchgängern tritt einer heraus und redet nicht davon, was man dem ‚Männchen‘ antun müsse. Der geht leere, ausgestorbene Wege ins Feld. Der steht im Schatten der Hagebuttenhecken und ächzt seine kurzen Atemstöße. Und geht quer in die Wiesen, wo dünne Schilfgräser um ein kleines, rundes Wiesenloch wachsen, breit genug, um mit zwei hohlgestellten Händen Quellwasser zu schöpfen. Trinkt und spürt nicht, daß es ihn kühlt. Knöpft seine Hemdbündchen auf und streift Hemd- und Rockärmel herauf.

Bis zum Ellenbogen greift er zum Quellchen hinunter. Seine Pulsadern sind blau angeschwollen und es pulst viel heißes Blut darin, und kein Quell ist frisch und kalt genug, um da Kühlung zu geben. Senkt tief den Arm hinein und kommt nicht zum Grunde. Es quirlen schmutzig-braune Fäserchen herauf, abertausend winzige hineingesprenkelte Tierchen, schlumpfendes Grundwasser.

Es hat einer auch in seiner Seele gewühlt. Die ist trübe und heiß geworden. Und nun trägt Jäköb Hottenbacher seine trübe, heiße Seele durch schmutzige und feuchte Wiesengründe! Es ist in ihm eine Unruhe, die ihm sagt: ‚Jäköb, die Sünde ist schön!‘ Er trägt in sich einen Brand, und viele Stimmen sagen: ‚Jäköb, die Sünde ist durstig wie du!‘

Die Sünde wie er! Man kann sie in einem Atem zusammen nennen. Die Sünde ist dem Menschen so nahe, wie ein Atemzug kurz ist! Nun gehen sie zusammen, die Sünde und die Seele! Sie schlürfen einander ein in einem langen, gierigen Atemzug.

Jäköb irrt durch die Felder. Da, wo Schieferfelsen aufragen, wartet das Weib auf ihn. Er stürmt. Er rennt. Seine blanke aufrechte Seele lodert. Und jauchzt und flucht.

Fern über den Dorfhäusern liegt ein Duft von überreifer Frucht und von Gebratenem und Kirchweih. In den Schieferbrüchen ist es einsam und nicht festfreudig. Es hängen schon Herbstgedanken darin. Aber zwei Menschen gehen mit lachenden Gesichtern. Sie gehen eng und eines in die Arme des andern gepreßt. Jule Fuck lacht und sagt, sie könne nicht atmen, er möge locker lassen. Was mit ihm sei? Ob er schon seine drei, vier Kümmel getrunken habe? Er habe nichts getrunken. Er sei nüchtern. Aber es ist ihm doch, als sehe er alles durch wirre, flatternde Nebelfetzen. Auch sie, Jule! Er sagt ihr das und drückt sie neben sich ins Geröll. Sie sitzen gut. Sie ist nicht zimperlich auf ihre Kleider. Was das für Kleider sind! Die bloßen Arme hängen heraus. Jäköb streicht darüber hin. Es wird wundersam schwer und sehnend in ihm.

‚Wie eïch deïch gäre (gern) hon — Jule! — — Jule!‘

Ein dumpfes, drängendes, lallendes Fordern und — Gewähren! — —

... Und plötzlich ihre Stimme in heißem Flüstern: ‚Jo, gel? Wie?! Zum — heïrade nit!!‘

Er windet sich unter ihrem Blick. Seine verschleierten Augen flehen sie an. Seine Hand sucht nach ihr. Da faßt sie diese Hand und krallt ihre warmen Finger um sie. Und zwischen zusammengebissenen Zähnen: ‚Nit?!‘

Er will sich losringen. Sie hält ihn. Sie hat dem Müllersch-Sett einen Schwur getan. Daran denkt sie. Sie ist über ihn gebeugt und spricht leise und monoton und leidenschaftslos: ‚Eïch losse deïch nit heïrade,

Jäköbche! Eïch stelle mich an die Keerchdür und kratze dem Mensch die Auje aus. Jo, Jaköbche, eïch were deïch wuhl nit heirade losse! Wahrhaftig'n Gott nit!'

In ihm zerrinnt die Glut. Er fröstelt. Er starrt in die Sünde und speit sie an. Schweratmend sagt er: ‚Jule, eïch hons immer gut gemeent. Awer eïch sin nu mol Hottebacherſch ihr eenziger Ältester un muß en Baueremädche uff de Huhb (Hof) brenge un keï Landstreicherſch. Un nou is dat so, un — un eïch kann deïch nit heïrade! Jo, haste dann nit emol dran gedaacht?'

In halbem Atmen hält sie inne, sieht ihn in dumpfer Not an: ‚Eïch hon meï Lebsdags keï Bauerfrâ werde gewollt. Eïch wollt' meïch karresseere losse vun'm Baurebu, dat hot mr Freïd gemach. Awer', — sie drückt ihm fast die Schulter ein ‚eïch will meïch nit ânfehre losse! An der Schimp(f) un Schan(d) leiht mr neist, weil eïch meïne Weïßkopp gere hon. Awer — anfehre losse eïch meïch nit. Dann schlaan meïch die Scheïdbacher dot.' Sie kringelt wieder neben ihm zusammen: ‚Och, Jäköbche, worum hoste mit mer ângefang? Eïch hon et nit gewußt!'

‚Eïch hon et aach nit gewuß!' sagt er stumpf und heiser. Ihre Blicke jagen nach ihm. ‚Dou host et gewuß! Dou bist de Sohn vun dein'm Vadder!'

Da fährt er auf. ‚Loß meï Vadder aus'm Spiel!'

Sie wirft ihm förmlich seine Worte in den Mund zurück. ‚Dei Vadder?! Jo, dä Keercherat! Dä geht jetzt Sunndags mit'm Klingelbeïdel die Keerchebänk ab und strählt die Hoor an de Schläfe 'eraus und singts Lateinisch mit: Et rex rot David! Jo, un dann kneïpt er die Lippe ein un pispert: Vor Kesselflick un Panneflick bewahr uns, o Herr, Herr! — Och dä fromme Mann! Uch dä heilig Mann! —'

Sie hält inne. Eine lauernde Ruhe strafft ihr Gesicht. Ihre Augen schließen sich über einem triumphierenden Gedanken.

‚Jäköbche!' ruft sie still und freundlich. Er erschauert unter der abgrundtiefen Milde, ‚eïch möcht' dä heilig Mann — — och nä! nit kratze, fürcht' deïch nit! — eïch möcht'n — — — — — streichele — —!'

Fast lautlos ist ihr Lachen. Sie nickt. Und wie Sengen und Brennen fährt ihr Hauch über ihn weg: ‚Ejo! Jo!!!!'

Mit flimmernden Notblicken sucht Jäköb Hottenbacher Jules Augen. Da erstarrt er und da weiß er: sie hats ihm ausgedacht! das Unsichtbare, das Heimliche, das Grauenvolle! Er möchte ihr das sagen. Da ist der scheußliche Gedanke aus ihr. Da leuchtet ein scheuer, wirrer Blick ihn an.

Sie rückt dicht neben ihn und sagt: ‚Deï Vadder hot meïch mit der Geeschel (Peitsche) fortgeklappert. Wie uff seï Ochse! Guck elo!'

Sie struppt ihren Ärmel auf ‚mr sieht's all immer noch, dann sin eich lang nit meh' komm. Et war arig schlimm, gel Jäköb? Dou arme Bu' host bal' die Kränk krieht. Dann biste Kellner in Euer Resterazohn wor un mr han Bier z'samme getrunk. Jetzt könnt' dei Vadder wiere komme. Awer nit mit de Geeschel, mit de Flint', Jäköb!! Er könnt uff die Jagd gehe un schieße wolle! Guckste, Jäköb, hieherum hot er dat Jagdrecht —!‘

Er hat eine grenzenlose Furcht; und weil die so ungewiß ist, peinigt sie ihn so, daß er ihr erregt das Wort abschneidet:

‚Nou bist dou still, Jule Fuck! Nou bist dou ganz still!‘

Da vollendet sie schnell mit bösem Lachen und bösem Blick:

‚Un eich sin en wil(d) Dier! Dat kann mr schieße!‘

Heraus ists, und sie frohlockt. Er stützt die Arme auf die heraufgezogenen Kniee, das Gesicht in die Hände. Sie soll ihn nicht ansehen, wenn er jetzt spricht.

‚Jule! .. Eich kann .. aach schieße!!‘

Seine Hände fallen herunter. Nun mag sie ihn ansehen. Aber sie lacht und schüttelt sich, ihr ganzes Innere kommt in heitern Aufruhr.

‚O nä, dou Strohpitter! Dou Hottebachersch Jäköbche! O nä, dou schießt uff Spatze. Vor dein'm Herr Vadder michste en Kratzfuß wie vor'm Herrgöttche in der Prozesson.‘ —

Sie steht auf.

‚Wer weeß? .. Ei no, vielleicht schießt dou aach enmal uff dat Fucke-Jule, ei no, wer weeß?!‘

Sie schurpst mit dem Geröll herunter und so tief, daß sie nur noch die Hände auf seine Knie legen kann:

‚Awer eich möcht dr noch saan, Jäköbche: Die Scheidbacher hon aach Flinte!‘

Ein Stoß ins Geröll und sie rutscht bis in die Kuhlen hinunter. Von dort herauf: ‚Adsches, Jäköbche!‘

Und fort durch die Gänge.

Jäköb macht keine Bewegung, ihr nachzusetzen. Es ist alles schwer und massig und drückend in ihm! Er scheint leer und ausgehöhlt, und nur die plumpe, massige Furcht in ihm! Wenn er spricht, könnte es in ihm wiederhallen wie in einem ausgestorbenen Walde.

Steif und widerwillig steht er auf und geht. Es wäre ihm lieb, wenn jetzt keine Kirchweih wäre und er zur Arbeit gehen könnte. Was in ihm wühlt, hat er als ekligen Geschmack auf der Zunge. Es ist jetzt so ruhig in ihm. Eine so elende, tote, meuchelmörderische Ruhe! Er kommt ins Dorf, wo sie froh und festlich sind. Er meint, er allein unter ihnen habe eine große, furchtbare Enttäuschung zu tragen.

Er kommt an den Pfarrhofgarten. Da ist ein Schatten schmal und lang zwischen den Obstbäumen. Ein hagerer Kopf gebückt über dem Brevier.

Jäköb geht dem Schatten nach, der lang und schmal ist. Als der unter den Obstbäumen feststeht, steht auch Jäköb. Man fragt ihn, was er wünsche? Er starrt und ist stumm. Die Muskeln in seinem Gesichte zerren. Seine Augen sind dunkel und hart. Sieht der fromme Mann nicht die große Furcht darin? Da ist einer hülflos in seiner innern Not.

Das Kaplänchen fragt: ‚Suchen sie den Herrn Pastor?‘

Da möchte er tiefe und heisere anklägende Worte sagen. Sie klunksen ihm herauf und stoßen ihm gegen die zusammengebissenen Zähne.

Er sagt nichts.

Sieht der fromme Mann nicht, daß in den wirren Augen eine geängstigte Seele klagt? Der Mann sieht es nicht, dreht kurz um und geht weiter. Denkt: wenn dieser kein Idiot sei, dann gewiß ein Trunkener! In Gloria Patri et filio usw. Betet Brevier.

Da geht auch Jäköb wieder zur Gartentüre hinaus und meint, er müsse geradeswegs zum Backeshause gehen, wo der Weiher liegt.

* * *

Der Herbstregen rauscht. Der schießt an den Dächern herunter und armdick ins Regenfaß. Die Hühner flüchten in die Scheunentennen, Gögöck! und wuscheln ins Stroh. Man fröstelt in den Häusern. Man glitscht aus auf eingeweichten Wiesenpfaden. Pfützen stehen auf dem Hofe. Die Gänse schlenkern ihre langen Hälse hinein. Die grauen Wolken hocken regungslos am Himmel, wie gräuliche Gedanken in einem Menschenhirn! Wie lästige, schlammgraue Schneckenhäuser, die sich an samtnen Blättern festsaugen. Und kein feierliches, sonntägliches Wandern ist am Himmel. Das ist die graue, verregnete Zeit, da Jäköb Soldat werden muß. Die Zeit um zwei Uhr morgens. Sie sind alle beisammen im Hause, in der Küche, zwei, dreie auch im Hofe, stehen und schwatzen. Es ist noch dunkel wie in der Nacht. Wenn Jäköb weg ist, dann gehen sie zur Fütterung in die Ställe. Aus dem Hause herüber kommt Jäköb zu ihnen und nimmt ihnen die verrußte, eisenbeschlagene Laterne aus der Hand. Er will noch durch die Ställe. Gestern war er in den Wiesen und zwischen den Äckern. Bis zu den Knieen hinauf beschmutzt kam er heim. Stundenlang war er stumm gegangen. Der nasse Boden sickerte und quitschte unter seinen Füßen. Mit schweren Gedanken ging er. Eine tiefe Traurigkeit lag über dem verregneten Felde. Seine stumme Seele schwamm in der grauen, nebeligen Feuchtigkeit. Er wird diese Seele im verregneten Felde zurücklassen und weiter ziehen. Und wenn sie in der Welt draußen sagen, daß er ein

dummer Hunsrücker Bauer ist, wird er an seine Seele denken, die nicht mit ihm gezogen ist. Darum sind die Bauern in der Welt draußen dumm und seelenlos. Man müßte nur mit ihnen reden, wenn sie im verregneten Felde stehen oder zwischen den vollen Ähren in der Ernteglut, oder im warmen Dunst der Ställe. Da, wo Jäköb am dunklen Frühmorgen steht und über die hohen Rücken der Zugtiere leuchtet. Dort ist der Rinderstall. Er ist klein und niedrig. Aber die starkknochige Jugend wächst darin bis zur Decke hinauf. Drei schlanke, hochgebaute Rinder. Wenn sie die Köpfe werfen, stoßen sie fast in das Geflecht der Decke. Da sie Jäköbs Anruf hören, werfen sie die Köpfe und die dünnen Schwänze. Er leuchtet hoch in ihre Krippen und Futterleitern hinein, ob da noch Vorrat sei? Seine Liebe ist Sorge, und seines lieben Viehes Wohlsein ist Fressen. Wirft dann die Türe hinter sich zu und tritt in den großen Stall. Da, wo die Rotbunten der Niederungsrasse faul im Stroh liegen; auch die Abmelkkühe, die mit straffer Euter warten, die Köpfe nach dem Laternenschein drehen und sanft und geduldig und ergeben sind; auch die Zuchttiere, die im Herdbuch eingetragen sind; sie scharren auf, als Jäköb hereintritt. Die Ketten rasseln. Es ist eine fröhliche Regsamkeit. Das kurze, stoßweise Gebrüll prallt in den Morgen. Jäköb drängt zwischen das Ochsenpaar, ihre feisten Rücken wölben über seinen Kopf hinauf. Er klopft ihnen auf das schaumtriefende Maul, striegelt ihnen den Heustaub zwischen den Hörnern heraus. Ach, so ein Ochsenkopf ist dumm! aber man ist hinter ihm hergegangen am Pfluge und hat die Keime des Gebährens in die Scholle gelegt, und hat das Angesicht der Erde mit ihm erneuert! Ach, ein so fürchterlich dummer Ochsenkopf! Aber er geht dem Bauern voran in Stärke und Kraft. Und man liebt ihn so wie man die Kraft liebt und nicht den Geist. So wie ein Jäköb das liebe Vieh liebt, wenn er auf lange hinaus Abschied nimmt! und wird auch daran denken, wenn sie draußen sagen, daß er ein Bauer ist. In den Stand des Apfelschimmels geht er und platscht ihm auf die feisten, wohlgenährten Schenkel. Da schrickt der Gaul zusammen und läßt die Hufe auf das Ziegelsteinpflaster niederpraddeln.

„Hüh, Schimmel, hüh!“

Jäköbs Stimme ist tief und ruhig und großväterlich. So eine altliebe Art, ein Kind oder ein Tier zu besänftigen! Mit gespreizten Fingern strählt er dem Gaul die Mähne, spricht mit ihm altväterlich und still und vernünftig. Jo, jo, so könne er, der Gaul, im warmen Stalle stehen bleiben und schnaufen, so könne der Jäköb Hottenbacher in Wind und Wetter gen Kirchberg wandern, und trotzdem das lackierte Wägelchen im Holzschuppen und der Apfelschimmel im warmen Stalldunst stände!

In Kirchberg fahre ein Postillon nach Bulay.

O, guter Postillon, der ein schlechtes Waldhorn blase!

Aber er soll blasen:

,Muß i denn zum Städtle hinaus und du mei Schatz bleibst hier!'

Dann möchten wohl die ,Gezogenen' weinen. Bauernburschen weinen nicht. Die Tränen klunksen ihnen bis zum Herzen herauf. Da bilden sie einen tiefen Bach um das zuckende Herz, wie der Amtgraben um die ehemalige Festung Kirchberg. Es können keine Seufzer mehr heraus über den Bach in die Welt hinaus. Und so werden stumm und stier die ,Gezogenen' hocken, wenn das Posthorn bläst:

,Muß i denn zum Städtle hinaus und du mei Schatz bleibst hier!'

Die trüben Lichtsträhnen aus der verrußten Laterne schwanken an der niedern Stalldecke, leise und schattenhaft. Ganz unheimlich leise. Husch! über die gehörnten Köpfe der Tiere, in die dunklen Stallwinkel, die Futterkrippen hinauf, hinunter, wippen, klettern, ganz leise, ganz schattenhaft. Wie geflüsterte Traumgedanken. Und zerrinnen in den Sprossen der Futterleitern und schleifen über den dampfenden Stallboden und husch! hinaus. Hinter Jäköb klappt die Stalltüre zu. Das tote Dunkel kriecht über die gehörnten Köpfe.

Da kommen sie alle und sagen: ,Adschehs, Jäköb, hal' deïch munter!'

Hottenbacher stößt den Daumen in die Westentasche und sagt: ,Mach, datste mit dem Gefreiteknopp hämkommst!' Hännes und Ameï und Male stehen im Hofe beisammen. Sie legen dem Jäköb zwei dicke, aufgeschwollene Finger in die breite Hand. Lose und zögernd. Kein Druck. Sie scheuen die Berührung. Bauernart ist derb und schämig. Hännes lockert die Mütze, kratzt sich den Kopf und sagt ernst und bedenklich: ,Un wat dat mit dä Köchins bei dä Suldade ânbelangt, et is besser eene beïm Metzjer als beïm Reschierungsrat. Beï dene kann mr meerschtenteels nit satt were. Ich weeß dat, eïch hon beï dä Trierer Maikiefer gestan', Infantrieregiment vun Horn, 29er.'

Und Kätelchen: ,Adschehs! hal' deïch munder!'

Und Adam: ,No, adschehs, hal' deïch munder!'

Die Hottenbachersch gibt ihm das rotgewürfelte Sacktuchbündel in die Hand, geht mit ihm bis zu den drei Birken. Da will sie ihn noch segnen. Die weißen Stämme leuchten durch den dunklen Morgen. Wie Riesenkerzen vor dem Allerheiligsten. Durch das Gitterchen in der Kapellentüre glüht das rote Ampellicht vor der Sankta Apollonia. Ein blutrotes Einauge in der finstern, nassen Frühe! Sie stehen davor und beten leise. Dann tunkt die Hottenbachersch den Finger in das Weihwasserbecken ein und zeichnet mit dem Daumen dem Sohne ein Kreuzlein auf die Stirne, Mund und Brust. Jäköb sieht ihr krankhaft aufgedunsenes Gesicht in dem

glutroten Schein und die weitgeöffneten stumm-jammernden Augen und den schmalen, festgeschlossenen Mund. Und hört einen Hauch in dem glutenden Dunkel: ‚Meï liewe, brave Bu'!'

Da senkt er die Blicke und den Kopf. Er kann sie nicht ansehen, die Frau vor ihm nicht und die Sankta Apollonia nicht. Röter als das Ampellicht flammt sein Gesicht. Es ist, als ob die rote Glut bis in seine hellen Haarspitzen hineinflute. Und als könnte eine Heiligenstimme in die totdunkle Stille und in die Worte seiner Mutter hineinlachen: Häja! der liewe, brave Bu'! Die Frau führt ihn still hinaus. Zwischen den drei Birken sagt sie ihm das letzte Wort. Nicht, daß er seine Seele rein halten möge. In der Kaserne ist er gut aufgehoben. Man arbeitet viel und geht um neun Uhr schlafen. Nicht, daß er Gott vor Augen halten möge! Es ist ein frommer, deutscher Kaiser, und der sorgt für fromme, deutsche Soldaten. So sagt sie sanft und bange ihr Abschiedswort. ‚Nemm deïch inacht, wenn se schieße, meï Suhn!'

Und er im Weitergehen: ‚Adscheh, Muedder!'

Und sie hinter ihm her: ‚Wenn dou kannst, schreïb' als emol!'

Sie schurpst den glitschigen Pfad zum Hause hinunter. Er ist schon zwischen den Hecken. Er eilt, als klappere ihn ein Unsichtbarer mit der Peitsche zum Hofe hinaus. Und dann kehrt er plötzlich um, rennt zurück und steht an dem Pfad und möchte die Frau noch sehen. Vom Stalle her das Rasseln der Futtereimer. Ameïs schrille Stimme. Stoßweises Brüllen. Und das Hufscharren des Apfelschimmels. Da eilt er in den Heckenweg hinein und weiter und fort und ins regnerische Frühdunkel. Und dumpf aus dem Hühnerhause heraus kräht hinter ihm der Hahn. Ein fahler Morgenschein rinnt in das Dunkel.

Am Schlagbaum warten zweie auf ihn, die auch ‚gezogen' sind: der Friedches Hein' und Stocke Pittche. Sie haben die Stecken über der Schulter und ihre Bündel daran. Wurst und Speck. In Kirchberg wird man einen Schnaps trinken und schon essen. Auch der Vater Friedche kommt herzu. Er will die Post sparen und mit seinem Sohn bis Bulay gehen. Sie gehen schweigend und fröstelnd. Eine nadeldünne Feuchtigkeit sprenkelt auf sie. Die Dorfhäuser stehen im nebligen Düster. Die tiefe Feldeinsamkeit sperrt sie ab, keusch und weltfern. Die Schritte der Männer klatschen auf die nasse Straße. Weit hinter dem Dorfe läuft die in den Wald ein. Die Bäume rauschen nicht. Es ist eine große, atemlose Stille zwischen den hohen Stämmen. Die freudlose Melancholie der Regentage hockt darin. Der alte Friedche holt den Feuerstein aus der Westentasche und legt Zunder darauf. Schlägt mit dem zugeklappten Taschenmesser Funken und stopft den glühenden Zunder in die Pfeife. Schmatzt und raucht und wirft ein paar Redebrocken.

Da sind sie aus dem Walde und an den Steinbrüchen. Eine schleicht aus dem fahlen Morgen und schnobert den starken Geruch des verglühenden Zunders und den Tabaksqualm auf. Das ist Jule Fuck. Sie hat einen abgetragenen tuchenen Mantel und einen Schal um den Kopf. Die Hände tief in die weiten Ärmel geschoben. So stapft sie mit weiten Schritten auf die Landstraße hinüber und weiter und hinter den Männern.

Stocke Pittche schielt zur Seite und sagt: ‚Sa'(g), Jäköb, elo is dat Fucke Jule!'

Jäköb geht und schaut nicht um. Der alte Friedche schmatzt und raucht. Die Dampfwolken flocken von seinem Munde weg und jagen zurück über Jule Fucks hängenden Kopf.

Friedches Hein' sagt: ‚Elo hinner uns kimmt dat Fucke Jule.'

Jäköb aber geht und schaut nicht um sich. Weit im Feld im nassen Dunkel rauscht eine Mühle. Im holprigen Weg dicht beim weißen Wegweiser stehen drei Schweigsame und warten. Einer mit dem Bündel auf dem Stecken. Und Vater und Mutter aus der Mühle weit im verregneten Feld. Man hört sagen: ‚Adscheh Suhn, hal' deïch munder!'

Und des Scheidenden Schritte klatschen in das Getrappel der andern. Die fassen sich unter den Arm und sagen, nun müsse man singen. Es ist ein trübes Lied. Aber die ‚Gezogenen' müssen singen. Das ist nun einmal so. Die schweren, schlappen Stimmen gröhlen in den auferstandenen Morgen.

‚Und das Soldadeleben
Ist ein' Freude,
So nimms nicht krumm
Mei Schätzche, Heidelbidelbum!'

Der Müllersohn fragt: ‚Wat will dann dat Fucke Jule hinner uns?'

Da dreht sich Jäköb um und bleibt stehen. Die andern ziehen brüllend weiter. Er fragt: ‚Willst dou mr Adscheh' sag'n, Jule?'

Sie bleibt auch stehen und meint: ‚O nä, dat hot noch Zeït.'

‚Wieso?' fragt er.

‚Ei no, mr seet adscheh', wenn mr vunenaner geht. Mr gehn noch nit vunenaner!'

‚Wieso?' fragt er wieder, lockert seinen Halstuchknoten. Es wird ihm sehr enge. Sie drängt an ihn. ‚Eïch meene, eïch dirft deïch enou nit meh' so weit vun mr gehn losse,' — packt mit zwei Händen seinen Arm ‚Eïch hon manchmol so'n Angst. Et is mr in dä Dage nit gut. Jäköbche, eïch gehn mit dr!'

Er will seinen Arm aus ihrer Umklämmerung drehen, er will fort, den andern nach. ‚Wat willst dou in Metz? Nemm' doch Verstand an!'

Er eilt, und sie läßt sich nachschleppen.

‚Hier mache eïch nix und duhn nix. Dat kann eïch aach in Metz. Et werd aach elo Lumpeleut gewe.‘ Ihr Gesicht drückt an seine Schulter, ‚Eïch glaab, eïch kann deïch jetzt nit meh’ heirade losse. Wo wir jetzt — so weit — mitnanner sin! Jäköbche, eïch were wohl uffpasse misse, datste nit heiradst.‘

Er hastet, schlorrt die Beine nach sich. ‚Wenn eïch deïch heirade, kann eïch keï Bauer meh’ sin. Dann muß eïch kapiteleere oder mit’m Zivilversorjungsscheïn hämkomme. Dann kann eïch vielleicht Briefträjer were.

Sie nickt, und schweigend neben ihm. Die Wälder der Kirchberger‘ Gemarkung tauchen im Graunebligen auf. Er zerrt seinen Arm los, steht, stößt schwer den Atem. Er spricht in tiefem Knurren, als presse ihm jemand die Kehle zu. ‚Wenn dou mit mr noh Metz ziehst, dann schieß’ eïch meïch dot!‘

Sie steht und wird aufrecht und straff. Hastig streicht ihre Hand über die Stirne bis ins Haar hinein. Der Schal rutscht zurück bis in den Nacken. ‚Nä, och näh, dann bleiw eïch drhäm!‘ streicht ihm mit der Hand über die Wange, unters Kinn, es ist eine weinende Innigkeit in ihrer Stimme ‚dou sollst deïch nit dotschieße, Jäköbche,‘ und dann fällt die Hand an ihr herab. Sie steht regungslos. ‚Adscheh dann, Jäköbche!‘

Seine Blicke bohren scheu nach ihr. Langsam tastet er nach ihrer herabhängenden Hand, häkelt seine Finger in ihre, und beide stehen und bringen kein Wort heraus. Leise drückt er ihre Hand. ‚Adschehs, Jule!‘

Er fühlt seine Hand gezogen. Sie neigen zueinander. Da küßt er sie wild und schüttelt sie und herrscht sie an. ‚Dou kannst meïner Muedder am Apollonskapellche uffpasse un sag’n, eïch wär’ keï brave Bu’!‘ Scharrt herum und läuft hinter den andern her. Seine Schritte klatschen. Aus seinen schwerbenagelten Schuhen springen Funken. Und ist dann im Morgennebel verschwunden. Jule Fuck steht noch und hört sie singen. Es klingt und hallt wie in einer leeren Welt.

‚Und das Soldadenleben
Ist ein’ Freude . . .‘

Da zieht Jule Fuck den Schal über den Kopf und geht heim durch das nasse Feld.

(Fortsetzung folgt.)





Die Flugmaschine.

Von
Joseph Krull.

Zwei Systeme sind es, nach denen heute der Kampf um die Eroberung der Luft geführt wird, das eine ‚leichter als die Luft' ist der Ballon, das andere ‚schwerer als die Luft' ist das Aeroplan. Groß sind die Erfolge, die der lenkbare Ballon im letzten Jahrzehnt errungen hat, und die große Fahrt des Grafen Zeppelin findet allgemeine Anerkennung. Daneben haben aber in den letzten Jahren auch die Aeroplans, Flugmaschinen, die schwerer als die Luft sind und sich nur mit Hilfe von mechanischer Kraft von der Erde erheben und fortbewegen können, große Fortschritte aufzuweisen.

Wenn aber der Gedanke, sich mit Hilfe von Flügeln durch die Luft zu bewegen, erst im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts energisch aufgegriffen und dadurch das Flugproblem seiner Lösung näher gebracht wurde, so können wir doch keineswegs für unsere Zeit die Ehre in Anspruch nehmen, zuerst auf diese Idee gekommen zu sein. Der Wunsch, sich gleich den Vögeln durch die Luft zu bewegen, ist wohl ebenso alt wie das Menschengeschlecht. Schon im Altertum kommt dieser Gedanke in den Sagen von Dädalus und Ikarus und von Wieland, dem Schmied, zum Ausdruck. Es liegen jedoch keine geschichtlichen Nachrichten über tatsächliche Versuche dieser Art vor. Erst im 16. und 17. Jahrhundert fing man an, den Vogelflug zu studieren und danach Vorschläge für Flugmaschinen zu machen. So finden wir in den hinterlassenen Schriften Leonardo da Vinci's (1452—1519) die ersten Entwürfe für einen persönlichen Kunstflug. Nach diesem Entwurf sollte der Mensch zwischen zwei künstlichen Flügeln hängen und diese mit Armen und Beinen bewegen. Über eine Ausführung ist nichts berichtet. Mehrfach finden wir in den Schriften des 17. und 18. Jahrhunderts Abhandlungen über die Kunst des Fliegens, aber fast alle lassen es bei den theoretischen Erörterungen bewenden, und wo von Versuchen die Rede ist, lesen wir nur von mißglückten. Am bekanntesten ist der Flugversuch des Schneiders J. Bernblinger aus Ulm, der 1811 mit Hilfe von Flügeln von einem Gerüst aus über die Donau fliegen wollte; er fiel aber gleich vor dem Gerüst ins Wasser. Auch alle anderen Versuche in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts verliefen ergebnislos.

Alle diese Flugtechniker lehnten sich bei ihren Versuchen an das naheliegende Beispiel des Vogelfluges an. Meistens sollte der Fliegende zwischen den beweglichen Tragflächen hängen und diese nach Art des Flügelschlages

mit Armen und Beinen bewegen. Wenn der Mensch sich aber durch seine Muskelkraft in der Luft halten soll, und darauf kommt es bei diesen Flugversuchen an, so wird ihm das nicht lange möglich sein. Sein eigenes Körpergewicht 10 oder 20 mal heben ist eine Arbeit, die die wenigsten Menschen leisten können. Helmholtz veröffentlichte in der Monatsschrift der Kgl. preußischen Akademie der Wissenschaften vom Juni 1873 eine Abhandlung über die Möglichkeit des Kunstfluges. Er weist dort nach, daß bei zunehmender Größe des Flugkörpers die zum Schweben nötige Arbeit schneller wächst als das Körpervolumen. Da aber die Muskelkraft nur mit dem Körpervolumen wachsen kann, so ist der Größe der Vögel eine Grenze gesetzt, die mit den großen Raubvögeln annähernd erreicht ist. Daher hält Helmholz es nicht für wahrscheinlich, daß sich der Mensch je durch eigene Kraft in der Luft halten werde.

Anfang der 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts wurde die Flugtechnik durch die Versuche des Berliner Maschinenfabrikanten O. Lilienthal in neue Bahnen gelenkt. Er verzichtete darauf, sich nach Art des Vogelfluges durch Bewegen der Tragflächen mit Armen und Beinen in der Luft zu halten, sondern nahm sich den Drachen zum Vorbild. Man hatte damals angefangen das kindliche Spielzeug, den Drachen, der Wissenschaft dienstbar zu machen. Durch entsprechend geformte Tragflächen war es gelungen, meteorologische Instrumente bis zu 5000 m hoch tragen zu lassen. Es lag nun der Gedanke nahe, das Prinzip des Drachenfluges auch auf den persönlichen Kunstflug zu übertragen. Betrachten wir die Wirkungsweise eines Drachen näher, so finden wir folgendes: Der Drache, der an sich schwerer ist als die Luft, wird durch den von dem Winde auf seine Fläche ausgeübten Druck in die Höhe getrieben. Stellt man nämlich eine Fläche mit einem Neigungswinkel gegen den Wind, so muß nach den Gesetzen der Mechanik der Druck senkrecht zur Fläche wirken. Die Kraft zerlegt sich dann in eine horizontale und eine vertikale, die eine treibt die Fläche voran, die andere in die Höhe. Beim Drachen gibt man der Fläche eine große Neigung gegen den Wind, so daß die senkrechte Kraft groß wird und hebt die horizontale auf, indem man die Tragfläche an einer Schnur festhält. Bei den Flugapparaten soll die horizontale Kraft möglichst groß sein und die vertikale Kraft nur so groß, daß sie das Gewicht des Apparates einige Meter vom Boden erheben kann, die Neigung gegen den Wind wird deshalb verhältnismäßig klein. Lilienthal hat zuerst dieses Prinzip planmäßig auf den menschlichen Kunstflug übertragen. Er hat von 1886 bis 1896 in der Nähe Berlins hunderte von Gleitflügen ausgeführt und durch sein eingehendes Studium des Luftwiderstandes und der Tragfähigkeit der sich bewegenden Flächen und der Lenkbarkeit des Apparates den Grundstock zu den späteren Erfolgen der Flugtechnik gelegt. Er ging bei seinen Versuchen so vor, daß er von einem 15—30 m hohen Hügel bei entsprechend starkem Winde abflog und vom Winde dann eine Strecke weit fortgetragen wurde. Es gelang ihm auf diese Weise Strecken bis zu 150 m im Gleitfluge zurückzulegen. Sein Flugapparat bestand aus zwei großen Tragflächen, die starr miteinander verbunden waren und zwischen denen er mit den Armen hing. Das Gerippe

aus Weidenholz war von mit Wachs getränktem Shirting überzogen. Zuerst nahm Lilienthal einfache, gerade Flächen, später gab er ihnen eine mäßige Wölbung zur Erhöhung der Tragfähigkeit. Er fand aber bei seinen Versuchen, daß diese Flugmaschinen noch zu wenig stabil waren. Es muß nämlich, wenn kein Kippen eintreten soll, die Auftriebskraft des Windes durch den Schwerpunkt des Apparates gehen. Bei der einfachen geraden Fläche ist diese Forderung bei nicht ganz gleichmäßigem Winde nur schwer zu erreichen. Lilienthal ging deshalb dazu über, zwei Tragflächen übereinander anzuordnen. Diese Anordnung erwies sich als bedeutend stabiler. Lilienthal erkannte auch schon, daß ohne Zuhilfenahme motorischer Kraft an einen längeren Aufenthalt in der Luft nicht zu denken sei. Aber ehe er diesen Gedanken weiter verfolgen konnte, machte der Tod seinen Versuchen ein Ende; am 9. August 1896 stürzte er bei einem Flugversuch aus 15 m Höhe und brach das Rückgrat.

Was Lilienthal von seinen Vorgängern unterschied und seine Versuche so erfolgreich machte, war zweierlei. Er verzichtete darauf, den Vogelflug nachzuahmen und nahm sich statt dessen den Drachen zum Vorbild. Dann aber ging er bei seinen Versuchen ganz systematisch vor. Er stellte durch Versuche die Tragfähigkeit der Flächen fest und bestimmte ihren Widerstand beim Fliegen durch die Luft. Die von ihm aufgestellten Rechnungen bilden noch heute die Grundlage für die Berechnungen der Flugmaschinen.

Lilienthals trauriges Ende hat aber die anderen Flugtechniker von neuen Versuchen nicht abgeschreckt, im Gegenteil, die Zahl derjenigen, die sich mit dem Flugproblem beschäftigen, wächst von Jahr zu Jahr. Vor allem waren es die Engländer und Amerikaner, die Lilienthals Versuche fortsetzten, zu denen später noch die Franzosen kamen. So hat der Amerikaner Chaunt die Stabilität der Flugapparate durch Anwendung kastenförmiger Tragflächen sehr verbessert, und die Gebrüder Wright haben mit den Chauntschen Apparaten zahlreiche Flugversuche ausgeführt. Aber schon bald brach sich auch bei ihnen die Erkenntnis Bahn, daß der Mensch, wenn er größere Strecken durchfliegen will, unabhängig sein muß von den Naturkräften, daß man sich eventuell auch gegen sie fortbewegen kann. Dieses kann man beim Drachenflieger dadurch erreichen, daß man sich den zum Fliegen nötigen Luftzug künstlich schafft. In den Flugapparat wird ein Motor eingebaut, der eine Luftschraube bewegt, die den ganzen Drachenflieger vorwärts treibt und dadurch den Luftzug erzeugt. Die ersten, die sich so auf einem ‚Schwerer als die Luft' vorwärtsbewegten, waren die Gebrüder Wright. Sie bauten 1903 in ihre Flugmaschine einen Motor ein und haben mit dieser Flugmaschine bis 1905 erfolgreiche Versuche gemacht. Dann stellten sie ihre Versuche ein, um ihr Geheimnis zu wahren. Nach den Angaben der Gebr. Wright ist es ihnen gelungen, eine brauchbare Flugmaschine herzustellen. So soll einer von ihnen am 5. Oktober 1905 in 38 Min. 3 Sek. $24\frac{1}{2}$ engl. Meilen, das sind nicht weniger als 44 km, geflogen sein. Die Gebr. Wright versuchten dann ihre Flugmaschine an einen Staat zu verkaufen. Sie verlangten aber, daß man ihnen die Maschine abkaufe, ohne sie vorher in Tätigkeit zu sehen, deshalb zerschlugen sich die Verhandlungen.

Inzwischen wurde aber auf dem Kontinente insbesondere in Frankreich an dem Aeroplan erfolgreich gearbeitet und die bis jetzt erzielten Erfolge dürften nicht viel hinter den Erfolgen der Gebrüder Wright zurückstehen. Daß das Problem des menschlichen Kunstfluges mit Hilfe eines Motors im Prinzip gelöst ist, hat der englische Sportsmen Henry Farman bewiesen, der am 13. Januar 1908 auf dem Paradefelde von Issy-les-Moulineaux die Strecke von 1000 m in 1 Minute, 28 Sekunden zurücklegte und dabei an der Abflugstelle wieder landete. Durch diesen Flug, der in Gegenwart der Kommission des Aeroclub de France stattfand, gewann Farman den von Deutsch de la Meurth gestifteten Preis von 50000 Frs. Der Farmansche Flugapparat ist ein Doppeldecker d. h. es sind zwei Tragflächen übereinander angeordnet. Die untere ist in der Mitte unterbrochen, an dieser Stelle befindet sich der Führersitz und der Motor, der 50 PS leistet, vorn befindet sich das Höhensteuer und hinten das Seitensteuer, beide werden von einem Steuerhebel aus bedient. Die ganze Länge des Apparates ist 10,5 m, die Breite 10,0 m. Bald nach Farman gelang es auch dem Bildhauer Delagrange, Strecken bis zu 4 km mit seinem Flugapparat, der ähnlich angeordnet ist wie der von Farman, zurückzulegen.

Diese Erfolge der europäischen Aviatiker veranlaßten die Gebrüder Wright, nun auch ihrerseits die Flüge mit ihrem Aeroplan wieder aufzunehmen, um sich an dem Wettberb um die verschiedenen für Flugmaschinen ausgesetzten Preise zu beteiligen. Orville Wright begann mit dem vorhandenen Flugapparat seine Fahrten in New-York und Wilbur Wright baute sich einen ganz gleichen in Frankreich. Ihre Flugversuche haben ergeben, daß die früheren Angaben wohl der Wahrheit entsprechend waren. Denn schon nach kurzer Zeit haben sie alle bisherigen Rekorde von Farman und Delagrange geschlagen und neue aufgestellt. Die größte Leistung hat bis jetzt Wilbur Wright zu verzeichnen, der am 22. September in 1 Stunde 32 Minuten 25 Sekunden 76 km durchflog. Den höchsten Flug mit seinem Aeroplan hat bis jetzt Orville Wright erreicht, der bis zu einer Höhe von 75 m kam.

Der Wrightsche Flugapparat ist unbestritten der beste heute existierende. Die Tragflächen sind ebenso wie bei Farman und Delagrange als Doppeldecker ausgebildet. Die Gebrüder Wright verwenden aber im Gegensatz zu den anderen Aviatikern nicht eine, sondern zwei Schrauben. Diese beiden Schrauben, die durch Kettenräder von einem Motor aus angetrieben werden, sind rechts und links vom Seitensteuer am hinteren Teile des Flugapparates angeordnet. Durch diese zwei gegenläufigen Schrauben erreichen sie zweierlei. Einmal wird das bei nur einer Schraube vorhandene Reaktionsmoment, das den Apparat entgegen der Drehrichtung der Schraube zu bewegen sucht, aufgehoben. Die Aeroplans mit nur einer Schraube müssen dieses Reaktionsmoment durch Bleigewicht oder durch Verlängern der einen Tragfläche aufheben. Zweitens können sie ihre Schrauben infolge der Kettenradübersetzung langsamer laufen lassen und ihnen deshalb einen größeren Durchmesser geben. Große langsam laufende Schrauben haben aber einen besseren Wirkungsgrad, sie

sparen also an Antriebskraft. In der Tat haben die Gebrüder Wright auch nur einen 27pferdigen Motor in ihrer Flugmaschine, während andere bei gleicher Geschwindigkeit 50 PS-Motoren haben. Aber in den zwei seitlich der Mittelaxe angebrachten Schrauben liegt auch eine Gefahren-Quelle, wie der Unfall Orville Wrights zeigt. Er hatte zwei neue Schrauben in sein Aeroplan eingebaut und unternahm zusammen mit einem Leutnant der amerikanischen Luftschifferabteilung einen Aufstieg, ohne zuvor die Schrauben zu erproben. In 75 m Höhe brach eine Schraube ab, die andere nun allein noch wirkende gab dem Fahrzeug eine Drehung um seine Achse, gleichzeitig zog ihr Gewicht die eine Seite herunter, der Apparat überschlug sich und stürzte zur Erde, wobei der Leutnant getötet und Wright schwer verletzt wurde.

Besonders gut ist bei dem Wrightschen Aeroplan die Steuervorrichtung ausgebildet, so daß sie durch ihr exaktes Steuern die Bewunderung der übrigen Aviatiker erregten. Sie erreichen dies durch ein ihnen patentiertes Verfahren. Das Seitensteuer ist durch zwei Schnüre mit den äußersten Spitzen der Tragflächen verbunden; wird nun das Steuer verstellt, so werden auf der einen Seite die Tragflächen etwas nach unten gezogen und unterstützen so auf sehr wirksame Weise das Steuern beim Durchfahren von Kurven. Dieses ist als ein großer Fortschritt gegenüber den anderen Konstruktionen zu bezeichnen.

Die großen Erfolge, die in der letzten Zeit mit dem Aeroplan erreicht sind, haben die Erfinder aller Länder angespornt, sich diesem Gebiete zuzuwenden. So sehen wir denn jetzt in den meisten Ländern bereits Aviatiker bei ihren Versuchen, oder es sind doch wenigstens Flugmaschinen in Bau. In Frankreich, das es verstanden hat, sich die Vorversuche Lilienthals und Chaunts zunutze zu machen, gibt es wohl ein Dutzend verschiedene Aeroplans, die ihre ersten Flugversuche schon mit mehr oder weniger Glück erledigt haben oder ihre Feuerprobe noch bestehen sollen. In England hat das Kriegsministerium in aller Stille ein Aeroplan gebaut, aber gleich bei der ersten Probe wurde es bis auf den Motor zerstört. Auch in Deutschland werden demnächst zwei Flugmaschinen erprobt werden. Die eine hat der Aachener Professor Reißner gebaut, der sich früher schon in Paris mit dem Studium der Flugmaschinen beschäftigt hat, die andere ist nach den Angaben eines Ingenieurs Grade in Magdeburg hergestellt. Bis jetzt liegen über die Art der Apparate keine genaueren Nachrichten vor.

Durch die bisherigen großen Erfolge in den verschiedenen Ländern ist der Beweis erbracht, daß es möglich ist, sich mit Hilfe motorischer Kraft in der Luft nach jeder Richtung hin beliebig zu bewegen. Bis jetzt sind drei Systeme bekannt, nach denen derartige Flugapparate gebaut werden können, von diesen haben aber zwei einen praktischen Erfolg nicht aufzuweisen. Das eine, für jeden Flugversuch eigentlich das nächstliegende, ist der dem Vogel nachgebildete Schwingenflieger. Aber alle Versuche, sich mit Hilfe bewegter, schwingender Tragflächen in der Luft zu halten, sind bis jetzt erfolglos gewesen. Alle derartigen Konstruktionen werden zu schwer und unbeholfen. Um mit einem solchen Apparat den Vogelflug genau nachahmen zu können, muß man nicht nur die Bewegung der Vogelflügel als solche kennen, sondern auch

wissen, ob sich die einzelnen Flügelfedern nicht noch besonders bewegen und wie diese Bewegung ist. Hierüber ist aber nichts genaues bekannt und eine Nachbildung deshalb nicht möglich. Das zweite bisher ohne Erfolg angewandte System ist der Schraubenflieger. Dieser hat an Stelle der Tragflächen eine vertikale Schraube, die den Flugapparat in die Höhe tragen soll, eine zweite horizontale Schraube treibt das ganze voran. Ein derartiger Apparat ist noch viel mehr wie ein Drachenflieger vom guten Arbeiten des Motors abhängig, auch wird der Kraftverbrauch wegen des schlechten Wirkungsgrades einer jeden Schraube ziemlich bedeutend. Die Versuche, die vor einigen Jahren Ganswind in Berlin mit der vertikalen Schraube anstellte, blieben ohne Erfolg.

Das dritte System, das einzige, nach dem man bisher brauchbare Aeroplans bauen kann, ist der Drachenflieger mit seinen feststehenden Tragflächen. Je nach der Ausführung dieser Flächen kann man sie in zwei Gruppen scheiden, in eine mit nur einer Tragfläche und eine mit zwei oder mehreren übereinander. Nach dem bisher Erreichten muß man sagen, daß die Aeroplans mit zwei Tragflächen übereinander stabiler sind. Nach diesem Prinzip sind sowohl die Flugmaschinen der Gebrüder Wright gebaut wie die von Farman und Delagrange. Dagegen scheinen die Monoplane, Maschinen mit nur einer Tragfläche, weniger stabil zu sein, haben doch Esnault Pelterie, Bleriot, Kapferer, Gestambide und Mengin, die Monoplane gebaut haben, fast noch keinen Flugversuch gemacht, ohne Havarie zu erleiden. Dieselben Erfahrungen hat man auch auf den meteorologischen Stationen gemacht, daß nämlich kastenförmige Drachen stabiler sind als solche mit nur einer Fläche.

Was nun die Lenkung der Drachenflieger anbelangt, so erfolgt sie bis jetzt bei allen durch Höhen- und Seitensteuer, deren Wirkung vom Führer durch Verlegen des Körpergewichtes nach einer Seite unterstützt wird. Die Gebrüder Wright verändern außerdem noch die Neigung der Tragflächen und erzielen dadurch eine viel exaktere Wirkung des Steuers. Weil der Führer durch die Stellung seines Körpers die Gleichgewichtslage des ganzen Flugapparates mit beeinflußt, gehört heute zur Lenkung eines Aeroplans eine große Geschicklichkeit und eine gewisse Übung. Es sind darum die Erfolge der Gebrüder Wright zum Teil auf ihre längere Übung und größere Geschicklichkeit zurückzuführen. Man kann das Fahren in der Luft am besten mit der Fahrt auf einem Zweirad vergleichen, nur muß man in der Luft das Gleichgewicht nicht nur nach zwei, sondern nach vier Seiten hin aufrecht erhalten.

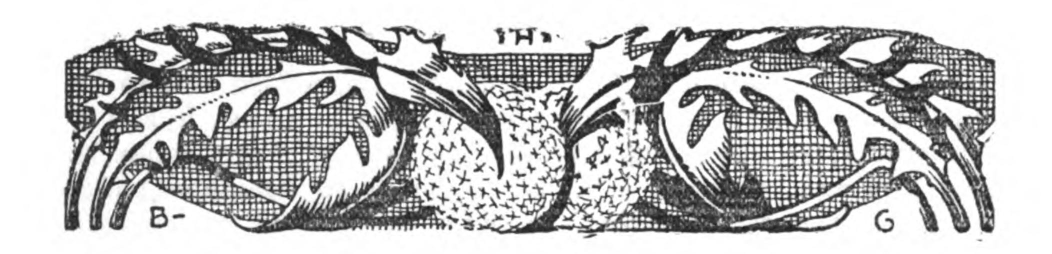
Das Lebenselement, ohne das sich keine Flugmaschine bewegen kann, ist der Motor. Ein brauchbarer Motor ist aber erst im letzten Jahrzehnt durch die Automobilindustrie geschaffen worden. Man muß nämlich an ein Luftschiffmotor zwei Bedingungen stellen. Einmal muß er möglichst leicht, und zweitens betriebssicher sein. Diesen beiden Anforderungen entspricht heute nur der Benzinmotor, der durch die Automobilindustrie immer mehr vervollkommt, schon mit einem Gewicht von 1—1,5 kg pro Pferdestärke gebaut wird. Auch die Betriebssicherheit ist eine ausreichende, jedoch ist man vor einem gelegentlichen Defekt weder beim Benzinmotor noch bei einer anderen Kraftmaschine

ganz sicher, wie ja auch Graf Zeppelin auf seiner großen Fahrt erfahren hat. Wenn aber beim Aeroplan der Motor im Fluge plötzlich versagt, so fehlt die Auftriebskraft; es wird zur Erde stürzen, denn die Tragflächen können den Sturz wohl vermindern, aber in der Luft können sie den Apparat nicht halten ohne die Wirkung der Schrauben. In dieser Beziehung ist der Lenkballon günstiger gestellt wie das Aeroplan; denn wenn beim Ballon der Motor versagt, geht zwar die Lenkbarkeit verloren, aber die Tragfähigkeit bleibt erhalten.

Ein Vergleich bezüglich der Sicherheit läßt den Ballon im Vorteil erscheinen gegenüber dem Aeroplan; wie sich aber die beiden Systeme im Luftverkehr später zueinander stellen werden, läßt sich heute noch nicht überblicken. Wahrscheinlich werden beide nebeneinander bestehen und sich sogar gegenseitig ergänzen, benutzt doch heute schon Graf Zeppelin Drachenflächen an seinem Ballon zur Stabilisierung und zum Steuern, und der neue amerikanische Militärballon ist auf der ganzen Unterseite mit Drachenflächen versehen. Soweit man heute übersehen kann, dürfte die Flugmaschine am geeignetsten sein für geringere Gewichte und große Geschwindigkeit. Die dem Winde entgegenstehenden Flächen, die schmalen Stirnseiten der Tragflächen, der Führer und der Motor sind sehr klein, während beim Ballon der Luftdruck auf die ganze Stirnfläche des Ballons und auf die Gondel überwunden werden muß. Die Angaben der Gebrüder Wright, daß sie früher schon Geschwindigkeiten von 90 km pro Stunde erreicht hätten, erschien deshalb auch ganz glaublich. Dagegen dürfte für größere Gewichte der Ballon geeigneter sein. Ein Drachenflieger für große Gewichte würde sehr große Tragflächen brauchen und deshalb sehr schwer und unbeholfen werden.

Einen Vorteil hat das Aeroplan vor dem Ballon, es ist nicht auf eine Gasfüllung angewiesen. Es braucht zum Betriebe nur Benzin; überall wo also Automobile verkehren, findet auch die Flugmaschine Ersatz für das verbrauchte Benzin. Auch verbilligt sich der Betrieb infolge Fortfalls der Gasfüllung ganz erheblich. Dazu kommt noch, daß die Anschaffungskosten für einen Motorballon bedeutend höher sind wie die eines Aeroplans; kostet doch der Parsevalsche Motorballon, der drei Personen tragen kann, etwa 200 000 Mark, während eine Flugmaschine schon für 15—20 000 Mark zu haben ist; ja Wilbur Wright behauptet, daß sein Apparat bei Massenherstellung schon für 5000 Mark verkauft werden könne. Und da jetzt auch die Industrie anfängt, den Bau von Luftfahrzeugen planmäßig zu betreiben, haben doch die Siemens-Schuckertwerke und noch eine Breslauer Maschinenfabrik eigene Luftfahrzeugabteilungen gegründet, so ist zu hoffen, daß sich aus dem bisherigen Versuchs-Aeroplan bald ein brauchbares Verkehrsmittel entwickelt.





Leo Tolstoi als Mensch, Künstler und Denker.

Von

Robert Saitschick.

(Schluß.)

III.

In einem Briefe Tolstois aus der ersten Zeit seines Aufenthaltes im Kaukasus heißt es: ‚Sie erinnern sich wohl an den Rat, den Sie mir ehemals gegeben haben, Romanschreiber zu werden; nun befolge ich Ihren Rat und beschäftige mich mit Schriftstellerei. Ich weiß nicht, ob ich je an die Öffentlichkeit damit gelange; aber diese Beschäftigung macht mir Vergnügen und ich hange ihr schon zu lange an, als daß ich sie aufgeben sollte‘.

Schon als ganz junger Mensch erkannte Tolstoi, daß seine Begabung die Erzählungskunst sei. Wenn er auch manche Werke der Weltliteratur bereits gelesen hatte und von einigen darunter hingerissen war, so reagierte er doch unmittelbar auf die Wirklichkeit, ohne alle Einflüsse von Büchern. Nicht ein Schriftsteller, der Schriftsteller sein will, sondern ein Mensch, der ungewollt beobachtet und das Beobachtete für sich niederschreibt, tritt in seinen ersten Erzählungen hervor. In ‚Kindheit, Knabenalter und Jugend‘ zeigt sich schon die Vollendung seiner Schilderung und die Eindringlichkeit seiner Erfassung verborgenster Seelenregungen. Die äußeren Dinge und die inneren Zustände greifen hier ineinander und sind eingeschlossen in einen Kreis von Notwendigkeiten; man hat das Gefühl unbedingter Wahrhaftigkeit: es ist so und kann nicht anders sein. Man hat zugleich das Gefühl: wenn Tolstoi aufhört, so geschieht es eben ungewollt, wie er angefangen hat, und wenn er von neuem anfängt, so kann er im richtigen Augenblick, ohne den geringsten Effekt machen zu wollen, wieder aufhören.

Es ist die Sicherheit eines Menschen, der mit dem wirklichen Leben so innig verwachsen ist, daß gar keine Zwischenstufen des Bedenkens, des Zweifels oder der Auswahl nötig sind. Er hat nur in die Wirklichkeit hineinzugreifen, und was er darüber sagt, muß den konkretesten Ausdruck erhalten. Es ist nicht Kunst neben und über dem Leben, sondern die ungesuchte Steigerung der Wirklichkeit. Es ist gar nicht möglich, daß er irgend etwas in der Darstellung verzerrt oder übertreibt. Die Menschen, die er schildert, sind so, wie sie sich im Leben bewegen. Er tritt an sie unvoreingenommen, mit

keinen vorgefaßten Vorstellungen des Guten und Schlechten heran. Selbst in den Erzählungen seiner letzten Schaffenszeit, in denen er moralische Absichten verfolgt, bleibt die Erfassung der Charaktere ganz unberührt davon: sie wachsen nicht künstlich aus der Tendenz hervor, sondern die Tendenz behauptet sich daneben und illustriert die dargestellten Lebensereignisse. Wenn er schildert, kann er gar nicht verallgemeinern, denn seine Beziehung zur Wirklichkeit, die lebhafte Erinnerung an die empfangenen Eindrücke und die innere Nötigung, sie konkret wiederzugeben, behaupten sich bei ihm ganz unabhängig von seinem Denken, oder sie sind, wenn er schafft, stärker als seine Gedanken. Seine Erzählungskunst ist oft reich an wahrem Gedankengehalt, dieser ist aber in seinen besten Werken mit den Gestalten, mit dem Gange der Ereignisse eng verknüpft: das Leben äußert sich hier von den verschiedensten Seiten, und da die ganze Mannigfaltigkeit der Charaktere und Ereignisse durch einen lebhaften, nachdenklichen und suchenden Geist hindurchgegangen ist, so regt ihre Darstellung notwendig zum Nachdenken an. Hinter seinen Gestalten läßt Tolstoi, wie jeder echte Künstler, ein unbestimmtes Etwas oft mit größter Deutlichkeit vernehmen, nicht weniger deutlich und klar als die Umrisse der plastisch sich bewegenden Gestalten selbst. Es ist, als wenn die einzelnen Menschen alle in einer unsichtbaren Welt, in einem geheimnisvollen Willen, dessen Teile sie in der sichtbaren Welt sind, inniger miteinander verbunden wären, als wir es vermuten können. Die unsichtbare Wirklichkeit zeigt sich in den Schilderungen Tolstois nicht mit der dämonisch hinreißenden Kraft wie bei Dostojewski, wohl aber in einer maßvolleren Verteilung von Licht und Schatten: nicht der Geist umwallt die Gestalten, sondern diese stehen fest auf Erden, und das Geheimnis der Menschennatur tritt als notwendiger Teil der ganzen sichtbaren Welt hervor.

Aus diesem ausgeprägten Wirklichkeitsgefühl zusammen mit der eindringlichen Seelenkenntnis, aus der scharfen Beobachtung der Außenwelt zusammen mit den inneren Erfahrungen entsteht eine höhere Art realistischer Kunst, in der sich die unerbittliche Erfassung des wirklichen Menschen mit wahrem Mitgefühl vereinigt. Nicht das alte Naturgesetz, sondern eine verborgene Sehnsucht nach Freiheit, nach höherer Menschenwürde beherrscht die Darstellung; es eröffnen sich hier Einblicke in das Dunkel der Menschenseele, aber auch Ausblicke auf eine höhere Welt, wodurch allein erst die volle Wahrheit möglich wird. Ohne den eindringlichen und überschauenden Geist, der allein fähig ist, die ganze Wirklichkeit zu sehen, können nur die Oberflächen, die Einzelheiten, aber nicht die innersten Zusammenhänge beobachtet werden. Der Naturalist tritt an den Menschen und an die Welt äußerlich heran und schaut Masken anstatt lebendiger Menschen.

Der höhere Standpunkt, von dem aus Tolstoi die Wirklichkeit betrachtet, läßt sich mit einer Formel, mit einem kalten abstrakten Namen gar nicht bezeichnen. Nicht umsonst nannte ihn Dostojewski ‚einen Künstler im höchsten Grade‘. Er steht über seinen Darstellungen und lebt in seinen Gestalten, ohne ihnen etwas von ihrer Objektivität zu nehmen.

Er wendet sich oft irgend einer Einzelheit, nicht selten auch einer Nebensächlichkeit mit dem gleichen Interesse wie dem Wichtigsten zu; manches ist vielleicht überflüssig oder zu weit ausgesponnen. Aber so ist Tolstois realistische Eigenart: die sichtbare Wirklichkeit redet zu ihm auch in ihren Kleinigkeiten. Wenn er einen Menschen auftreten läßt, so wird nichts dabei außer acht gelassen: die Fleischfarbe, die Gesichtsbildung, die Anlage zur Beleibtheit oder Magerkeit, die Körperhaltung, die geringste physiognomische Einzelheit, selbst die Warze wird mit der Genauigkeit des gewissenhaftesten Berichtes gekennzeichnet. Es ist, als ob Tolstoi uns die Illusionen über die äußere Erscheinung des Menschen nehmen und sagen wollte, die ästhetische Lebensansicht sei eine Unwahrheit, echte Schönheit liege in der Seele, nicht im Körper. Er breitet keine Schleier über seine Gestalten aus und zeigt den Menschen in der ganzen komplizierten Zusammensetzung aller Widersprüche, aller schwankenden Neigungen und Triebe, die oft häßlich, bisweilen gut, gar häufig aber weder gut noch schlecht sind. Er schildert Menschen in ihrer Verworrenheit, Hinfälligkeit, ihrem Elend, ihrem Verlangen nach dem Guten, ihrer Sehnsucht nach dem Hohen: die Menschen sind durch gar viele Nüancen ihrer Charaktereigenschaften einander ungleich, und doch spricht aus ihnen das Verwandte. Der Leser fühlt seine eigene Verwandschaft mit den Gestalten heraus und wird durch die volle Wahrheit doch nicht erniedrigt. Selbst die häßlichen, kleinlichen und minderwertigen Erscheinungen bekommen Bedeutung durch den höheren Ernst, durch die Unvoreingenommenheit, die keine Scheidewände kennt, durch die Freiheit und Menschlichkeit der ganzen Darstellung. Ebenso wahr und urwüchsig ist Tolstois Naturschilderung: er lebt mit der Landschaft in nächster Nähe und nimmt ihre Eindrücke ohne die geringste Vergrößerung in sich auf: es ist das, was auch jeder andere sehen könnte und doch nicht sieht. Daher auch hier eine ganz seltene Zusammensetzung von Wirklichkeitsgefühl und poetischer Wiedergabe, die einander innigst durchdringen: es ist Seele darin und doch verbirgt sie sich bis zur Unsichtbarkeit im konkreten Eindrucke. — So ist auch die Sprache Tolstois: er umfaßt den Gegenstand mit größter Klarheit, veranschaulicht eine Gestalt, einen Seelenvorgang, einen Natureindruck mit den allereinfachsten Worten. Und doch ist diese Einfachheit, Sachlichkeit und Klarheit nicht ohne hohe Forderungen an die Sprache erreicht. Schon als junger Mann bemerkt er in einem Briefe, er habe ein Werk dreimal umgearbeitet, und um damit zufrieden zu sein, wolle er es noch einmal umarbeiten: ‚Vielleicht wird es der Arbeit der Penelope gleichen, aber dies tut nichts, denn ich schreibe nicht aus Ehrgeiz, sondern weil ich Gefallen daran finde.‘ Auch in den späteren Perioden seines Schaffens gestaltete er seine Entwürfe zu wiederholten Malen um und verwandte auf gewisse Abschnitte und selbst auf Briefe die größte Sorgfalt. In der ganzen neuen Literatur mißfällt ihm daher nicht nur die Abwesenheit einer höheren Richtung, sondern auch die Unnatürlichkeit des Ausdrucks, ein ‚staunenswerter Niedergang des Geschmackes‘.

Keine Spur von Selbstbespiegelung oder Selbstzufriedenheit, nicht die geringste Neigung zum Selbstbetrug findet sich in Tolstois Schilderungen. Man sieht sofort, daß der Darsteller selbst keine Konvention in seinem Empfinden kennt, sich und seine Mitmenschen ernst, aber niemals feierlich nimmt, stets dessen eingedenk, daß wir gar keine Berechtigung haben, so viel Wesens aus Vergänglichkeiten und Äußerlichkeiten zu machen, wenn wir auch durch Standesunterschiede voneinander getrennt sind in Reiche und Arme, in Gebildete und Nichtgebildete. Im Grunde sind wir doch durch das innere Elend enger miteinander verbunden, als es nach außen scheint: Erniedrigung des einen durch den andern auf allen Stufen der Gesellschaft, die Hetze im Verfolgen äußerer Ziele, vom Kampfe um das tägliche Brod an bis zum Wettbewerb um Ämter und hohe Stellungen, der Verlust unserer wahren innern Würde, der Tanz um das goldene Kalb, die Krankheit und der Tod — das ist unser gemeinsames Erbe. Der im Schweiße seines Angesichts arbeitende Landmann und der im Müßiggange lebende Reiche haben denselben geheimnisvollen Anfang und eilen demselben geheimnisvollen Ende zu. Was ist die Klugheit, die Schlauheit, die Geldgier, die Ehrsucht, das Machtgelüste in dieser kurzen Spanne zwischen zwei Abgründen? Wozu die konventionellen Hüllen und die Wichtigkeit, mit der wir uns absichtlich umgeben, um zu scheinen was wir nicht sind? Wenn wir uns öfter unser Lebensende vergegenwärtigten, würden wir gerechter, besser und liebevoller sein.

Tolstoi stellt die letzten Augenblicke des Menschen ungesucht dar, ohne im geringsten rühren zu wollen, und doch entsteht aus den schlicht erzählten Begebenheiten, aus den einzeln hingeworfenen Zügen, aus der Schilderung der Menschen, die das Sterbelager umgeben, aus den inneren Regungen und letzten Gefühlen des Sterbenden selbst, aus dem ganzen Gegensatze der Todesstille zum unaufhörlichen Lebensgetümmel eine große tragische Wirkung, die desto ergreifender ist, als sie sich gerade aus den einfachsten Eindrücken zusammensetzt.

Und Tolstoi geht dann wieder an die Schilderung der Kämpfe menschlicher Wirklichkeit, der Gegensätze der Erscheinungswelt, der konventionellen Hüllen der Gesellschaft, des Durcheinanders unserer Taten und Worte in der Zeit des Friedens, die in Wirklichkeit ein täglicher Kampf ist, und in der Zeit des Krieges, wo die Menschen kaum anders sind als im Alltag des Friedens. Er schildert mit derselben Genauigkeit den innern Krieg des Menschen mit sich selbst, den Kampf mit den Leidenschaften, mit den überrumpelnden Trieben, mit den trügerischen Wünschen, die anders im Keimen und anders im Zustande der Reife sind. Den Krieg im Leben der Völker stellt er mit einer übersichtlichen Ruhe dar, die desto wirksamer ist, als sich dahinter wahre Teilnahme verbirgt: die objektive Beobachtung der einherschreitenden oder sich dahinwälzenden Menschenmasse auf dem Schlachtfelde verrät ein tiefes Mitgefühl mit dem ganzen Elend, auf dem sich der Ruhm der Nationen aufbaut.

Der epischen Darstellung in ‚Krieg und Frieden‘ ist eine Größe des Entwurfes und eine Sicherheit der Ausführung eigen, die aus diesem Werke

eine wahre Epopöe des russischen Lebens einer ganzen Epoche machen. In fünf Jahren andauernder Arbeit entstand ein Werk, das trotz aller Mängel und weitläufiger Breiten zu den großartigsten Erzeugnissen künstlerischer und psychologischer Darstellung gehört. Tolstoi häuft hier Gestalten auf Gestalten, schafft hier ganze Familienchroniken auf Grund von Wahrheit und Dichtung, wobei die Dichtung nicht minder wahr ist als die geschichtliche Wirklichkeit, erzählt die Ereignisse der Kriege Napoleons, schildert Schlachten mit der Sachkenntnis eines Militärs und der Anschaulichkeit eines Malers. Von den höchsten bis zu den niedersten Stufen der Gesellschaft, vom Kaiser und den berühmtesten Heeresführern bis zum russischen Bauern, tritt hier jeder mit den Eigentümlichkeiten seines Standes, seines Bekenntnisses, seiner offen zu Tage liegenden Triebe und verborgenen Wünsche auf. Es ist ein Durcheinander von Menschen und Begebenheiten wie das Leben selbst, wenn wir ohne Leitfaden und ohne Übersicht hineinkommen. Die Übersicht gewinnen wir ja auch im Leben erst nachdem wir die gute Hälfte des Weges zurückgelegt haben. So auch bei Tolstoi: wir wissen lange nicht, wo all diese erzählten Ereignisse, alle diese auftauchenden und für immer verschwindenden Gestalten hinauswollen, und wir werden oft der weitläufigen Anlage überdrüssig. Aber wie in einem dichten Walde wird hier unsere Aufmerksamkeit bald von einem überraschenden Lichtblick, bald vom Gezwitscher der Vögel, bald von einer ganzen sonnigen Fläche angezogen. Der frische Erdgeruch des urwüchsigen Naturgefühls wirkt dann wohltuend selbst noch in der Ermüdung. Es sind oft nur Entwürfe, schnell hingeworfene Zeichnungen, aber aus den wenigen Strichen tauchen auch dort, wo wir dem Mittelpunkte der Erzählung ferngerückt sind oder sogar bei überflüssigen Episoden am Rande aufgehalten werden, lebendige Menschen hervor.

Die von Tolstoi dargestellte Lebensfülle ist reich an den verschiedensten Abarten: der Künstler bahnt hier seine Wege mit gewissen künstlerischen Absichten, aber die Gewalt der Lebensereignisse ist hier nicht weniger wirksam, als die Kunst. Bei allem, was Tolstoi schildert, hat der Leser das Gefühl, es sei soeben in seiner Gegenwart geschehen. Männer, Frauen, Greise und Kinder erheben sich aus der Schilderung wie meisterhafte Bildnisse der größten Porträtmaler.

Mit nicht minderer Anschaulichkeit und Eindringlichkeit stellt Tolstoi in ‚Anna Karénina' ein ganzes Seelendrama dar. Auch hier viele Episoden, viele Nebensächlichkeiten, die ebenso scharf beobachtet sind wie die Seelenkämpfe der Heldin. Ist Anna Karenina eine Heldin? Tolstois Gestalten lassen die üblichen Bezeichnungen gar nicht zu; auch können seine Hauptwerke kaum als Romane bezeichnet werden. Er schildert keine Helden, denn er scheint zu meinen, es gehöre schon Heldentum genug dazu, sich ernst mit dem Leben und mit seinen Mitmenschen abzufinden. Und selbst wenn er mit größter Unvoreingenommenheit geschichtliche Persönlichkeiten wie Napoleon in seine epische Darstellung aufnimmt, so kann man sich doch des Eindrucks nicht

erwehren, für Tolstoi seien sie keine Helden, ja der einfache Bauer Platon Karatajew stehe in seinen Augen weit höher.

Das ergreifende Seelendrama in ‚Anna Karenina‘ spinnt sich so langsam und mit solcher unabwendbarer Notwendigkeit aus, daß man gar keine Überraschungen erwartet, und doch ist die Wirkung am Schlusse stärker als die eines unvorhergesehen eintretenden Ereignisses. Alles, was geschieht, liegt von Anfang an als Keim in uns: die Geschehnisse kommen scheinbar von außen, in Wirklichkeit aber sind sie unser eigenes Wesen. Warum kann Kitti nicht in die Konflikte geraten, in die sich die schöne und anmutige Frau des hochgestellten Beamten Karenin so natürlich verwickelt? Warum ist Kittis Mann, der eigentümliche Grübler Lewin, anders veranlagt als der glänzende Gardeoffizier Wronski? Und warum liebt die kluge Frau Anna Karenina gerade einen Mann wie Wronski, der doch keineswegs hervorragend ist? Es sind überflüssige Fragen, auf die das Leben selbst in seiner unerbittlichen Tatsächlichkeit antwortet.

Die Urteile des Menschen über seine Mitmenschen sind stets beschränkt, denn wir können uns in die Seele des andern, so lange wir nicht das Gleiche erlebt haben, so selten hineinversetzen. Nicht uns steht in den verwickelten Lebensbeziehungen das Recht zu urteilen und zu richten zu. Es gibt höhere Mächte in der Seele, die die Sühne herbeiführen. Wir richten auf Grund des Gesetzes, — die verborgenen Seelenmächte aber auf Grund der Freiheit: der Richterspruch der Gesellschaft erschüttert uns nicht, wenn er auch wahr und unerläßlich ist, aber wir werden bis ins Innerste ergriffen, wenn die Freiheit des Reiches, das nicht von dieser Welt ist, richtet und doch verzeiht.

IV.

Im Jahre 1878 schrieb Turgénjew an Tolstoi nach einem Besuche in Jasnaja Polana, gerade zur Zeit, da Tolstoi die für seine ganze Lebensauffassung entscheidende Krise durchmachte: ‚Ich freue mich, daß Sie und Ihre Angehörigen körperlich gesund sind, und hoffe, daß auch die „geistige“ Krankheit, von der Sie mir schrieben, vorüber ist. Auch ich habe dergleichen kennen gelernt; manchmal erschien sie in Gestalt einer innern Gärung vor Beginn eines Werkes. Ich vermute nun, daß sich eine ähnliche Gärung auch in Ihnen vollzogen hat‘. Dem Naturell Turgénjews blieb das Verständnis für die geistige Krise Tolstois ganz verschlossen: es war keine Gärung in Erwartung eines neuen schriftstellerischen Erzeugnisses, sondern eine durch Jahrzehnte innerer Arbeit und durch die ganze Beschaffenheit des angeborenen Charakters vorbereitete Wendung und Entscheidung in Hinsicht auf den Sinn des Daseins und auf die ganze Lebensführung. Was er im Romane ‚Anna Karenina‘ bei der Schilderung der Kämpfe Lewins in einzelnen Zügen angedeutet hatte, kam jetzt zum Durchbruch in seinem ganzen Empfinden und Denken. Die Umwege, auf denen er in seiner Jugend und seinem spätern Alter nach einem Einklang zwischen den Forderungen seines Gewissens und

seiner Lebensführung gesucht hatte, lagen jetzt hinter ihm, und er wußte, daß es nur Umwege wären und daß ein neuer Weg, der einzig richtige, sich nun eröffnen müsse. Die Frage, ob sein bisheriges Leben irgend einen Sinn gehabt habe, und was das Leben überhaupt sei, die schon früher öfter in verhüllter Gestalt an ihn herangetreten war, erschien jetzt seinem innern Auge ohne alle Hüllen: er mußte sie lösen oder an ihr zugrunde gehen.

Die künstlerische Begabung verschwand für ihn in den Hintergrund und kam ihm sogar als etwas Unwichtiges vor. Wornach er mit unbeschränktem Ernst, mit Einsetzen seiner ganzen Person verlangte, war nicht Kunst, nicht die Entäußerung in objektiv erfaßten Gestalten, sondern die selbständige Lösung der innern Widersprüche, Einigung zwischen Leben und Denken. Als fünf Jahre darauf Turgénjew in einem Briefe an ihn die aufrichtigste Bitte aussprach, er möchte sich seiner früheren künstlerischen Tätigkeit wieder zuwenden und seine außergewöhnliche Begabung nicht brach liegen lassen, befand sich Tolstoi bereits auf dem neuen Wege, auf dem er aus innerster Notwendigkeit immer weiter schreiten mußte. Freilich hätte Tolstoi seinen großen epischen Dichtungen einige mehr hinzufügen können, die den vollen Beifall harmonischer Menschen wie Turgénjew gefunden hätten; die Zahl bedeutender Werke wäre vergrößert worden, aber Tolstoi wäre doch nicht die eigenartige Persönlichkeit geworden.

Nicht als Künstler konnte er sich fernerhin mit dem Leben abfinden, sondern als religiöser Mensch, und als solcher übte er auch eine tiefgehende Wirkung selbst auf Künstler aus. Es war ein Gegenstand des Staunens für Turgénjew, daß Tolstoi bei allem Leugnen der Kunst oft von Künstlern umgeben sei, die in seinem Banne stünden. Aber gerade die urwüchsige innere Kraft, die sich auf das Höhere wendet, war es, die auf die Menschen wirkte: ist doch die Persönlichkeit schon das höchste Kunstwerk, in welcher Richtung und auf welchem Gebiete sie sich auch behaupten mag. Kein Wunder, daß der begabte russische Maler Rjépin sich zu Tolstoi und seinen Ansichten unwiderstehlich hingezogen fühlte, selbst dort, wo diese in einen gewissen Widerspruch zum künstlerischem Schaffen traten. Unter dem Eindrucke von Tolstois Buch: ‚Was ist Kunst?‘, schrieb er an ihn, es handle sich nicht darum, ob er auch in den Einzelheiten mit diesen Darlegungen übereinstimmen könne, sondern um die ganze Stellung der Fragen und um die tiefen Einsichten, die sich hier mit so unverrückbarer Kraft eröffneten: ‚Eine Religion ist entdeckt — das ist die größte Tat des Lebens. Jetzt kann ich mit größter Aufrichtigkeit sagen, daß ich glücklich bin, diesen Tag erlebt zu haben.‘ Das ist eben, was Tolstoi zu einer so eigentümlichen Persönlichkeit in der Literatur des 19. Jahrhunderts macht, daß er die höchsten Fragen des Daseins, auf die nur die Religion eine Antwort geben kann, in sich durchgekämpft hat.

Schon im Alter von 27 Jahren hatte er wie eine Vorahnung seiner ganzen späteren Lebensansicht, als er in seinem Tagebuche schrieb: ‚Eine Unterhaltung über die Gottheit und den Glauben hat mich auf eine große

Idee gebracht; ich wäre imstande, der Verwirklichung dieser Idee mein ganzes Leben zu widmen. Es ist die Begründung einer Religionsauffassung, die der jetzigen Entwicklung der Menschheit angemessen wäre .... Es versteht sich wohl von selbst, daß mein Gedanke erst durch gewissenhaftes Streben ganzer Generationen verwirklicht werden kann: die eine Generation wird ihn auf die folgende vererben, und eines Tages wird ihn der Fanatismus oder die Vernunft ganz ins Leben rufen. Bewußt darauf hinarbeiten, die Menschen durch Religion zu vereinigen, das ist der Grundgedanke, der, wie ich hoffe, mich stets leiten wird.'

Als ganz junger Mann gewinnt er die Überzeugung, daß die Philosophie keine Anleitung zu einem richtigen Leben und Handeln geben könne, und bezeichnet diese Überzeugung als eine große Änderung seiner ganzen Lebensansicht. Etwa zehn Jahre darauf liest er die Ilias und daneben das Evangelium und gibt in seinem Tagebuche seinem Staunen darüber Ausdruck, wieso Homer nicht eingesehen habe, daß die Güte Liebe ist: ‚Die Offenbarung ist die bessere Erklärung.' Und doch wandte er sich später, wenn auch mit gemischten Gefühlen, den Werken der Philosophie immer wieder zu. Was ihm aber von jeher bei allen neueren Denkern gar nicht zusagen konnte, war der Fortschrittsgedanke. Als er sich in seiner Jugend nach dem Kaukasus begab, schrieb er, er sei von dem Zweifel an den Fortschritt der Menschheit wie besessen: mit Gebildeten und Ungebildeten, mit Greisen und Jünglingen spreche er bei jeder Gelegenheit darüber. Der Glaube an den Fortschritt kam ihm unter den jetzt vorherrschenden Ansichten als der sonderbarste und unnatürlichste vor, als eine Phantasterei, an die sich die gebildeten Menschen aus Ermangelung eines andern festen Haltes klammerten. Er begann die Verwicklungen der neueren Zeit zu entwirren und ihren Übeln auf den Grund zu gehen. Gewisse Widersprüche des gesellschaftlichen Lebens waren ihm schon lange zuvor aufgefallen. Als er im Jahre 1857 in Paris einer Hinrichtung beiwohnte, konnte er sich mit dem Gegensatze zwischen der Guillotine und dem Evangelium nicht abfinden, das dem Verurteilten gerade im letzten Augenblicke zum Küssen dargereicht wurde. Er schrieb in seinem Tagebuch: ‚Welche Absurdität! Ein tiefer Eindruck, der nicht unfruchtbar geblieben ist. Ich bin kein politischer Mensch ... Die Guillotine hat mich noch lange verfolgt, und ich schaute mich unwillkürlich nach allen Seiten um.'

Dieser Eindruck wollte ihn nicht mehr verlassen: drei Jahrzehnte später kommt er in ‚Was sollen wir denn tun?' von neuem mit der gleichen Ergriffenheit darauf zurück: schon durch seine Gegenwart habe er damals die furchtbare Tat der Gesellschaft gebilligt, ja daran mitgewirkt.

Bereits in seinen Studentenjahren hatte er gegen die geschichtliche Entwicklung der Menschheit ein unüberwindliches Mißtrauen, weshalb er auch von den Geschichtsvorlesungen gewöhnlich wegblieb, trotz der Strafe, die ein öfteres Nichtbesuchen der Vorlesungen nach sich zog. Einem Kameraden gegenüber äußerte er sich damals darüber, die Geschichte sei nur ein Wirrwarr von

Legenden und nichtssagenden Einzelheiten, Zahlen und Eigennamen. Und wie werde auch Geschichte geschrieben? Der Geschichtschreiber ordne alles nach Belieben an. In seiner ersten Jugend schon hatte er darüber dieselben Ansichten wie später, zur Zeit, wo er ‚Krieg und Frieden' schrieb. Während des Krimkrieges bot sich ihm Gelegenheit genug, zu sehen, wie wenig zuverlässig selbst die Berichte der Augenzeugen über die sich um sie her abspielenden Ereignisse waren. So befestigte sich in ihm die Überzeugung, der Ausgang der bedeutendsten Schlachten sei ganz unberechenbar, von unvorhergesehenen Zufällen abhängig, wenn auch die Geschichtschreiber nachträglich einen vernünftigen Sinn darin entdecken wollten.

Hatte er anfangs den Krieg als eine notwendige Naturtatsache hingenommen, die aus der Ferne schrecklicher wirke als in der Nähe, wo die Teilnehmer innerlich und äußerlich gegen Wunden, Blutvergießen, Zerstörung und Tod abgestumpft werden, so begann er bald darin einen schreienden Widerspruch zu der ganzen christlichen Lehre zu sehen, auf die sich die kriegführenden Völker seltsamerweise nicht nur in Friedenszeiten, sondern selbst noch auf den Schlachtfeldern beriefen. Trug nicht das entwickelte Vaterlandsgefühl neben dem ökonomischen und politischen Egoismus das Meiste zum Ausbruch aller neueren Kriege bei? Und ist es nicht eine Heuchelei, wenn die Menschen die in der Bergpredigt verkündete Friedensliebe und daneben den Patriotismus als das Höchste preisen? Es ist, als wenn wir wie Kinder den Wunsch äußerten, spazieren zu fahren und doch zu gleicher Zeit zu Hause zu spielen: ist doch die Vaterlandsliebe eine selbstische Abgeschlossenheit, die notwendig zum Kriege führen muß. Welche Verblendung der Anhänger des intellektuellen Fortschrittes, die mit Buckle, dem Verfasser der ‚Geschichte der Zivilisation in England', den Glauben hatten, der Krimkrieg sei der letzte bei den europäischen Völkern: wieviel blutige Opfer sind nicht seitdem den nationalen Leidenschaften dargebracht worden, ja, die christliche Menschheit hat sogar den Krieg zu den ruhigen Bekennern des Confucius und des Buddha aus selbstischem Übermut getragen. Ein kleiner Teil der Gebildeten sucht zwar seinen Glauben an den intellektuellen Fortschritt durch Friedenskongresse und internationale Vereinigungen aufrecht zu erhalten, aber diese Bestrebungen gründen sich doch nur auf eine falsche Auffassung des menschlichen Lebens.

Durch seine Erfahrungen in der von ihm eingerichteten Schule in Jasnaja Polana und durch seine eingehende Beschäftigung mit Erziehungsfragen kam ihm das Trügerische der Hoffnungen und Versprechungen der ganzen intellektuellen Erziehung deutlich zum Bewußtsein. Die Pädagogik galt ihm von jeher als falsche Wissenschaft: zwischen Gedanken und Tat macht sie einen Unterschied und sieht nicht, daß man bei der Erziehung der Kinder nur dann wahre Erfolge erzielen könne, wenn die Eltern und Lehrer selber einen durchaus sittlichen Lebenswandel führten und mit ihrem Beispiele der Jugend vorangingen. Und beschäftigt sich denn der Schulunterricht mit dem, was dem Menschen wirklich nottut, und nicht vielmehr mit ganz unfruchtbaren

Dingen? Man geht dabei nicht von den innern Bedürfnissen, sondern lediglich von der äußern Nützlichkeit aus; und so werden schon die Kinder gezwungen, Unverdauliches in sich aufzunehmen; die schädlichen Folgen davon zeigen sich freilich nicht sofort im Erbrechen wie bei Magenüberladungen, aber sie sind auch hier unausbleiblich. Der Schulunterricht muß ja darauf absehen, der Jugend immer mehr überflüssigen Lernstoff zuzuführen, da ja durch den Fortschritt der Wissenschaft dieser Stoff notwendigerweise gemehrt wird. Tolstoi hat sich allmählich überzeugt, daß selbst die Fähigkeit, zu lernen, wovon soviel Aufhebens gemacht wird, doch lediglich ein Zeichen von Dummheit sei: ‚Um die Gedanken anderer in sich aufzunehmen, darf man keine eigenen haben.‘

Die ‚wissenschaftliche‘ Betrachtung des Menschen erschien ihm nun als eine neuerfundene Rechtfertigung zur Unterdrückung der Vielen durch die Wenigen: betrachte doch auch die Nationalökonomie die Menschen nicht als sittliche Wesen, sondern als eine Herde von Hämmeln. Die Beantwortung der für ihn wichtigsten Frage, wie man den Menschen helfen könne, fand er in der vollständigen Vereinfachung unserer gegenseitigen Beziehungen. Neun Zehntel unseres ganzen Reichtums werden ja auf die Errichtung hoher Mauern zwischen uns und den Armen verwendet. Im Grunde kann man den Armen nicht mit Geld helfen, sondern nur, wenn man nicht selbst dazu beiträgt, die Armut zu erzeugen: bevor man den Andern Gutes tue, müsse man die Umstände entfernen, die das Böse hervorbringen. Um den Armen zu helfen, müßten wir ja ausdauernder, enthaltsamer und arbeitsamer sein als sie. In Wirklichkeit gibt aber der verkommenste Bauer den Menschen unvergleichlich mehr als der Angehörige der höheren Stände, wenn man vergleicht, was jener und dieser den Menschen nehmen; es wäre daher nur eine verwerfliche Anmaßung, wenn der Schmarotzer, der die Blätter des Baumes annagt, behaupten wollte, er trage zur Erhaltung und Heilung des Baumes etwas bei.

Die falsche, weitgehende Arbeitsteilung führt notwendig zur Anhäufung überflüssiger Dinge, die den Menschen als etwas Nützliches gepriesen und aufgedrängt werden. Und je unnützer diese Dinge sind, desto höher wird ihr Wert angeschlagen. Freilich haben auch viele Erfindungen einen gewissen Nutzen, aber wir müssen uns fragen, ob der Nutzen größer sei als der damit verbundene Schaden: bei einer Feuersbrunst können wir uns an dem brennenden Holz gewiß wärmen; wäre es aber nicht unsinnig, deshalb die Feuersbrunst den Öfen vorzuziehen? Luxus und Bildung gehen nebeneinander: das Volk versteht auch unter Bildung nichts anderes als moderne Kleidung, saubere Hände, ein reines Äußere; unter den Gebildeten selbst wird darunter auch nichts anderes verstanden, nur kommt noch die Kenntnis einer oder zweier fremder Sprachen, das korrekte Schreiben in der Muttersprache und noch etwas Musik hinzu.

Der russische Bauer Sjutájew, ein selbständig und eigenartig veranlagter Charakter, bestärkte ihn in seiner Ansicht von der Wertlosigkeit der ganzen jetzigen Gesellschaft: den Bewohnern der Städte mit ihren sinnlosen

Forderungen an die Bequemlichkeit und an den Luxus könne gar nicht geholfen werden; daß die Menschen die Wälder, Wiesen und Felder gegen die Steine und den unerträglichen Staub der Städte vertauscht haben, sei überhaupt das Grundübel.

Tolstoi änderte seine ganze Lebensführung, entsagte jeder Art von Luxus und suchte das Gebot: ‚Arbeite im Schweiße deines Angesichtes‘ zu erfüllen; er wollte sich sogar in seiner Kleidung nicht von einem einfachen russischen Bauern unterscheiden. So betätigte er seine Ansicht von der vollständigen Überflüssigkeit der sich unabsehbar mehrenden Nebenwege, denen sich die Menschen nur deshalb zuwendeten, weil sie den Hauptweg nicht fänden. Auf Wahrheit dürfen nur die Gedanken Anspruch machen, die wir unmittelbar verwirklichen können. Wenn sich die Menschheit auch mit Handel, Krieg, diplomatischen Verträgen, Wissenschaft und Kunst abgibt, so tue ihr doch nur Eines not: die immer klarere Erkenntnis und Verwirklichung der sittlichen Wahrheiten.

Dem Dienste dieser Wahrheiten widmete jetzt Tolstoi seine ganze Begabung. Es war auch die schwierigste Anforderung, die ein Mensch an sich stellen kann. Er selbst sagt in ‚Was sollen wir denn tun?‘: Nur diejenigen, denen an der sittlichen Wahrheit wirklich gelegen sei, wüßten, wie schwer das Erlangen der Klarheit und die Erhebung aus der nebelhaften Unbestimmtheit zur Festigkeit und Deutlichkeit in der Erkenntnis und im Handeln sei; die wissenschaftliche Erkenntnis suche uns von den wichtigsten Wahrheiten abzubringen und unser Gewissen abzutöten, so daß die Vorstellungen von Gut und Böse, die die Menschheit nach langen Mühen klargelegt hat, wieder verdunkelt würden durch ein Eunuchentum im Denken, zu dem sich noch ein Selbstbewußtsein geselle, das jede Selbstbesinnung und jedes Verständnis für klare Gedanken unmöglich mache. Tolstoi begann nun seine Sittlichkeitslehre auf alle Weise in größeren und kleineren Schriften darzulegen und auf die verschiedensten konkreten Lebensfragen anzuwenden. Mit besonderer Überzeugungskraft zog er in seinem Werke ‚Das Reich Gottes ist in Euch‘ aus der Grundlehre des Christentums als praktische Schlußfolgerung die Notwendigkeit der Verweigerung des Militärdienstes.

V.

Wie Njechludow in der ‚Auferstehung‘ wandte sich auch Tolstoi an die Wissenschaft nicht gleich allen andern, um eine Rolle in ihr zu spielen, durch sie eine Stellung zu erlangen oder in irgend einem Fache lehren zu wollen. Unzählige Fragen, die ihn nicht erregten, fand er in der Wissenschaft mehr oder weniger beantwortet, aber gerade die einfache Frage, wofür und wie er leben solle, die für ihn die einzig wichtige war, blieb hier ganz ohne Antwort.

Werden doch in der Wissenschaft alle Bestimmungen dessen, was Leben ist, von äußerlichen Dingen, von physiologischen Vorgängen und Begleiterscheinungen hergeleitet, wobei im Grunde gar kein Unterschied zwischen Mensch,

Tier und Kristall gemacht wird, und man schreibt auch der Zelle Leben zu, ohne zu fragen, ob wir ein Recht hätten, die Vorstellung des Lebens darauf zu beziehen: wenn wir von uns aussagen, wir lebten, und auch von der Zelle behaupten, sie lebe, so muß dann das Bewußtsein nur eine Täuschung sein.

Die Wissenschaft spricht für Tolstoi in einer Art künstlicher Sprache, vor der jede andere künstliche Sprache das voraus hat, daß diese die vorhandenen Gegenstände mit allgemeinen Namen bezeichnet, während jene für nicht existirende Gegenstände phantastische Worte erfindet. Die wissenschaftlichen Forscher glauben, sie erforschten nicht einzelne Seiten des Lebens, sondern das ganze Leben, ohne zu sehen, daß es überhaupt eine Unmöglichkeit ist, das ganze Leben zu erforschen, da jede Erscheinung unzählige Seiten hat. Um ersprießlich zu denken, müssen wir ja zuvor genau wissen, was für uns wichtig und was unwichtig ist. Um zu bestimmen, was wahre Wissenschaft ist, müßten wir uns vor allem den Begriff des Lebens ganz klar machen. Wir forschen aber aufs Geratewohl und bewundern die Ergebnisse der Forschung, ohne zu fragen, ob sie auch zu einem Ziele führen könnten. Unser Glaube an die Wissenschaft erinnert unwillkürlich an einen Menschen, der rennt, dabei aber das Ziel außer acht gelassen hat, dem er zueilt.

Leben kann nichts anderes heißen, als der Wunsch, das persönliche Wohl zu erlangen; denn vor allem andern liegt uns an unserm Ich, und unser eigenes Leben ist uns am meisten wirkliches Leben. Allein wir werden gewahr, daß dieses unser Wohl von andern Menschen abhängt und von ihnen sogar vernichtet werden kann. Diese Einsicht geschieht mit dem Erwachen des vernünftigen Bewußtseins, und wir gewinnen die Überzeugung, daß wir niemals unser persönliches Wohl erlangen können, wenn wir auf die Befriedigung unserer selbstischen Wünsche ausgehen, ja, wir sehen allmählich ein, daß das persönliche Leben keinen Sinn haben kann und sogar ein Übel ist. Umsonst würden wir uns auf das Leben für die Freunde, für das Vaterland, für die Menschheit berufen. Wenn unser eigenes persönliches Leben eine Sinnlosigkeit ist, so wird das persönliche Leben aller andern ebenso sinnlos sein: aus einer Menge sinnloser Existenzen kann sich kein vernünftiger Sinn ergeben.

Schon in alten Zeiten wurde der tiefe Widerspruch erkannt zwischen der Forderung der Natur, der Mensch möge selbstisch leben, und der Unmöglichkeit, diese Forderung zu erfüllen, und die großen Geister, am tiefsten Christus, lenkten den Menschen auf das unzerstörbare Wohl, das uns weder entrissen noch auch vom Tode vernichtet werden kann. Freilich gibt es Pharisäer und Schriftgelehrte, die diesen Wiederspruch gar nicht wahrnehmen; sowohl den einen wie den andern steht die wichtigste Frage, wozu und wie wir leben sollen, fern: die Pharisäer halten sich an die äußerste Oberfläche der wahren Erkenntnis; die Schriftgelehrten wollen diese Erkenntnis überhaupt nicht und berufen sich auf die Äußerlichkeiten der Pharisäer, um nachzuweisen, daß sie nur Unvernunft und Aberglaube sei.

Aber nur die wahre Erkenntnis kann uns lehren, worin der Sinn unseres Daseins besteht: daß die Verleugnung unserer selbstischen Triebe dem vernünftigen Wesen ebenso eigen sei wie dem Vogel das Fliegen. Um dies einzusehen, dazu gehört nur, daß wir uns selbst erkennen. Es ist auch die uns einzig mögliche Erkenntnis, denn die Außenwelt muß uns in ihrem Inhalte stets unzugänglich bleiben, weil sie von Raum und Zeit umschlossen ist; unser wahres Leben aber vollzieht sich außerhalb der Zeit und des Raumes.

Was ist unser Ich, wenn ja unser Körper und dabei auch unser Bewußtsein sich unzählige Male verändern? Das unwandelbare Ich liegt nicht im Körper und auch nicht im Bewußtsein, sondern in etwas, das den Zusammenhang der verschiedenen Zustände unseres Bewußtseins herstellt, — in einem uns nicht bekannten Vorgange, der die einzige Wirklichkeit ist, die nicht vernichtet werden kann und ohne die wir weder unser eigenes Leben noch das der andern Menschen erkennen. Leben ist demnach nicht unser Ich im Raume und in der Zeit: wer dieses Ich, den winzigen Teil, dem Ganzen vorzieht, dem wird auch der Teil genommen. Wer sein persönliches Wohl überwunden hat, kann auch gar nicht an Vernichtung seines Wesens glauben, ebenso wenig, wie er daran glauben kann, daß seine Mutter ihn nicht geboren, sondern unter einem Kohlblatt gefunden habe.

Tolstoi sieht drei Beziehungen, auf die wir alles zurückführen können: das Verhältnis unseres vernünftigen Bewußtseins zur Außenwelt, unseres tierischen Bewußtseins zur Außenwelt und unseres Körpers zur Außenwelt: das Tierische kann nicht verloren gehen, auch die Materie ist ewig, und das vernünftige Bewußtsein ist nicht mit der Geburt entstanden, weil es außerhalb der Zeit und des Raumes ist, und kann daher ebensowenig verloren gehen. Das Gefühl der Furcht vor dem Tode kommt gerade davon, daß wir uns bewußt sind, nicht so zu leben, wie wir leben sollten; hat doch das Tier, das vollständig den Gesetzen seiner tierischen Natur gehorcht, diese Furcht nicht. Ein zukünftiges Leben kann nur derjenige mit Recht verlangen, der schon hier zum höheren Dasein in eine Beziehung getreten ist, für die sich im tierischen Leben gar keine Stelle findet. Unsere Schmerzen, über die wir uns beklagen, sind mit unserer ganzen tierischen Existenz aufs engste verbunden, und wenn wir die Schmerzen nicht wollen, so ist es nur folgerichtig, daß wir uns auf die tierische Existenz nicht beschränken, sondern das vernünftige Bewußtsein erlangen. Die allermeisten Menschen gleichen aber den Schafen, die man aus einem brennenden Stalle retten möchte, und die sich dagegen sträuben, im Glauben, man wolle sie in die Flammen werfen: wir wollen das vernünftige Bewußtsein nicht und ziehen die tierische Existenz vor, wiewohl diese die eigentliche Quelle aller unserer Pein ist, da wir ja für das vernünftige Bewußtsein geschaffen sind.

Nur die fraglose Liebe, die keine Zwecke und keine Berechnung kennt, ist imstande, den Menschen von allen seinen Qualen zu erretten. Was diese Liebe ist, das kann sich jeder aus den Erinnerungen an seine Kindheit ver-

gegenwärtigen, wo wir noch frisch und unmittelbar fühlten; die Menschen mißverstehen aber auch dieses Gefühl und stellen es in den Dienst falscher, mehr oder weniger selbstischer Absichten. Tolstoi ist überzeugt, daß, wenn der Mensch das Gefühl der Liebe lediglich auf sein eigenes Ich und auf seine Kinder übertrüge, der allergrößte Teil der jetzt herschenden Übel nicht da wäre: alle diese Übel kommen nur aus dem falsch angewendeten Gefühl der Liebe, das noch sehr viel Tierisches enthält; die wahre Liebe ist aber eine Überwindung der tierischen Existenz.

Nur die Religion kann uns über den eigentlichen Sinn unseres Daseins, über die Unterordnung unserer tierischen Existenz unter das vernünftige Bewußtsein aufklären. Die meisten Definitionen der Religion sind in den Augen Tolstois falsch, weil sie nicht von der eigentlichen Grundlage des religiösen Bewußtseins ausgehen. Es ist das Gleiche, als wenn der eine die Musik definieren wollte, indem er das von ihm bevorzugte Lied als Ausgangspunkt nähme, der andere, der gar keine Beziehung zur Musik hätte, die Tonkunst definieren wollte als unbegreifliche Manipulationen auf Instrumenten, mit Hilfe deren dann seltsame Töne erzeugt werden, und der Dritte in der Musik eine nützliche Kunst zum Zwecke des Tanzes oder des Marschirens sähe. Tolstoi verwirft daher die Erklärungen der Religion durch die Gelehrten und Gebildeten nicht minder entschieden als die Auffassung, die er die pharisäische nennt.

Die Lehre des Begründers des Positivismus von den drei Phasen, der religiösen, metaphysischen und wissenschaftlichen, die aufeinander gefolgt seien, so daß wir jetzt die religiöse Phase als vollständig überwunden betrachten könnten, erscheint ihm nicht nur oberflächlich, sondern auch leichtfertig. Woher kommt es, daß Männer wie Sokrates oder Newton diese angeblich höchste Phase nicht erreichen konnten, wohl aber August Comte und seine Anhänger? Religion ist keineswegs eine Kundgebung des Aberglaubens und der Unwissenheit, wofür sie die Schriftgelehrten ausgeben möchten, und entspringt keineswegs der Furcht vor Donner und Blitz, vor Krankheit und Tod. Jeder, der in der Jugend das religiöse Gefühl gekannt hat, weiß, daß es aus dem Widerspruche zwischen dem vernünftigen und tierischen Bewußtsein, zwischen unserer Endlichkeit und der Unendlichkeit des Weltalls, zwischen der Forderung unseres Gewissens und der Nichterfüllung dieser Forderung entspringt. Und diese Tatsache ist nicht an diese oder jene Epoche gebunden, sondern muß stets bestehen. Wenn wir von der äußern Gottesverehrung ausgehen, so finden wir viele Religionen, die aber in Wirklichkeit nur Begleiterscheinungen der Religion sind.

Im Grunde kann es nur drei Beziehungen zum Leben geben: die primitive, selbstische; die heidnische, bei der die Menschen ihr Selbst bis zur Gemeinschaft (Familie und Staat) erweitern, und die christliche, die sich bis zu Gott erhebt, d. h. im Gegensatze zu den zwei andern, die den Sinn des Lebens in das Wohl des Ich setzen, diesen Sinn als den Dienst Gottes hin-

stellt. Auf der egoistischen Stufe stehen auch jetzt noch vielfach die Bestrebungen und Gefühle der Menschen. Der Buddhismus geht über diese Stufe nicht hinaus, weil auch er das Wohl der Person, die Abwesenheit der Leiden anstrebt. Wer den Sinn des Lebens in der Familie, im Staate, im Volke oder in der Menschheit sieht, wie z. B. die chinesische Religion, die Staatsreligion der Römer, das Judentum und auch die Staatskirche in Rußland, huldigt noch der heidnischen Lebensauffassung: das Christentum hat nichts mit dem persönlichen Wohle zu tun, sondern strebt nach dem Ziele, das der höhere Wille vorschreibt.

Jeder Mensch, der aus dem tierischen Zustande heraustritt, muß sich zu einer dieser Auffassungen bekennen, und wer die christliche Erkenntnis verwirft, muß notwendig einer andern Religion huldigen, denn ‚ein Mensch ohne Religion, d. h. ohne irgend eine Beziehung zum Welltall, ist ebenso unmöglich wie ein Mensch ohne Herz.‘ Daß eine solche Beziehung nicht von der Religion, sondern von Wissenschaft und Philosophie festgestellt werden könne, diese Meinung hält Tolstoi für die Quelle aller Verwirrung unserer Vorstellungen.

Die Beziehung des Menschen zum Weltall war doch schon vor der Wissenschaft und der Philosophie da, die übrigens ihre eigentliche Richtung auch niemals in sich selbst finden können: so mußte Plato unter dem Einflusse der heidnischen Lebensanschauung nur das Wohl des einzelnen und der Gemeinschaft vertreten. Auch die mittelalterliche Lebensansicht war in gar vielem, trotz des äußerlichen christlichen Bekenntnisses, keineswegs christlich.

Die Wissenschaft unserer Zeit erforscht hauptsächlich die Ursachen und Bedingungen des persönlichen Wohles und der tierischen Existenz und ist daher heidnisch. Noch nie war die gebildete und reiche Minderheit so wie jetzt überzeugt, die Religion sei ganz überflüssig, ein Überbleibsel früherer Generationen, ein unnützes, ja schädliches Organ, oder sogar eine Art von Krankheit, die nach äußerlichen Symptomen zum Zwecke der Heilung und Entfernung beobachtet und studiert werden solle, niemals aber im Leben wieder auftreten und sich behaupten dürfe. Und doch sind Wissenschaft und Philosophie gar nicht fähig, den Sinn des Daseins zu erklären, da sie ja nur mit der Religion auf ihren drei Stufen eng verbunden sind: auf der des persönlichen Wohles, auf der des Wohles der Gemeinschaft und auf der Stufe, wo sich der Wille Gottes kundgibt. Bei allem unserm Widerstreben gegen die Wahrheit, die auf dieser letzten Stufe zu uns spricht, können wir doch nicht mehr zu den früheren Stufen ganz zurückkehren, da diese Wahrheit bereits ein Bestandteil unseres Bewußtseins geworden ist.

Das Christentum spricht zuerst mit größter Entschiedenheit und Deutlichkeit aus, daß der Sinn unseres Daseins nur darin bestehen könne, das Reich Gottes auf Erden zu errichten, Brüderlichkeit und Freiheit an Stelle der Gewalttätigkeit, des Hasses und der Eigensucht zu setzen, die ja notwendig mit den andern Stufen der Entwicklung, mit der niederen Auffassung der Bestimmung unseres Daseins zusammenhängen. Das organische Leben

ist auf das Gesetz des Kampfes begründet, während das vernünftige Bewußtsein einem neuen Gesetze, dem der Einigkeit und Liebe, folgt. Somit ist der Sinn des Daseins überaus klar und verlangt von uns die Beseitigung des Kampfes ums Dasein, Liebe und Einigung unter den Menschen, dann muß notwendig auch jeder niedere Kampf zwischen Mensch und Tier und selbst zwischen Tier und Pflanze verschwinden.

Wir sind zwar nicht imstande, dieses sich unsern Augen verbergende letzte Ziel zu durchdringen, wohl aber können wir den Weg, der dahin führt, klar sehen. Ein Ziel ist ein Ende und kann immer erreicht werden, während das Leben das Gegenteil von einem Ende, ein beständiges Erfüllen der Forderungen Gottes ist, denn nur im Dienste Gottes, nicht im Dienste der Menschen, gewinnen wir die Überzeugung, unser Leben sei nicht unnütz. Der lebendige Mensch geht dem Lichte der Laterne nach und darf dieses Licht nicht verdecken, wenn er keinen Stillstand des Lebens will. Und so folgt auch die ganze Menschheit diesem Lichte nach und bewegt sich von dem Streben nach dem persönlichen Wohle zu den höheren Forderungen des Gewissens, in denen sich der Wille Gottes offenbart. Christus hat auch nicht gesagt, was dieser Wille Gottes ist, sondern daß er erfüllt werde: erfüllen wir ihn, so empfinden wir Liebe zum Menschen, ein Wachsen und Reifen der Seele; erfüllen wir ihn nicht, so verfallen wir in Kampf, Haß und Pein. Das Licht, von dem wir erhellt werden, können wir nicht in Abrede stellen, wenn wir auch die Quelle selber nicht sehen: diese Quelle ist eben Gott. Ein Gott, der Böses wollte, wäre keiner.

Wenn die Menschen pessimistisch werden und an der Güte Gottes zu zweifeln anfangen, so liegt der Grund davon in der Abwesenheit wahrer Liebe, d. h. der Liebe, die sich nicht auf das persönliche Wohl bezieht und nicht die Liebe zu dem oder jenem Geschöpfe ist. Wer die Forderungen des vernünftigen Bewußtseins erfüllt, kann nicht Pessimist sein. Während einer ernsten Krankheit im Jahre 1902 schreibt Tolstoi: ‚Der Mensch, der an Gott glaubt, muß freudig sein über das, was ihm zustößt, und kann auch gar nicht anders. Unzufrieden sein oder über etwas Traurigkeit empfinden bedeutet eben: nicht an Gott glauben.‘ Als Tolstoi anfangs dachte, man könne ohne Gott gleich den Buddhisten auskommen, bemächtigte sich seiner eine schreckliche Langeweile und eine quälende Schwermut: der Verlust aller Freude und geistiger Energie belehrte ihn eines Bessern. Freilich gibt es aber auch gar keinen Menschen, den nicht hie und da ein Zweifel an der Güte und sogar Existenz Gottes heimsuchte.

Da die religiöse Erkenntnis jeder andern vorangeht, so läßt sie sich gar nicht definieren: wir haben kein Werkzeug dazu; deshalb wird auch in der theologischen Sprache diese Erkenntnis Offenbarung genannt. Daß man diese höchste Stufe der Erkenntnis wegen der Ausartung verschiedener ihrer Vertreter für eine niedere hält und ihr die bereits hinter uns liegende heidnische als eine höhere entgegenstellt, darin liegt der Hauptirrtum der neueren Epoche. In Wirklichkeit ist die Wissenschaft, trotz aller ihrer äußeren Erfolge, um

1900 Jahre hinter dem Christentume zurückgeblieben: seltsamerweise glauben aber die Vertreter der wissenschaftlichen Lebensansicht, das Christentum sei um neunzehn Jahrhunderte hinter ihrer Lebensansicht zurück.

Les obligations de l'homme envers Dieu, voilà la religion — diese Definition des französischen Denkers Vauvenargues leuchtet Tolstoi vollständig ein. Nur die Religion ist imstande, uns in die einzig richtige Beziehung zum Ganzen zu bringen, aus der wir dann auch eine richtige Anleitung zu unserm Handeln folgern können. Eine vernünftige Menschheit kann ohne Religion gar nicht leben: durch das religiöse Bewußtsein unterscheidet sich der Mensch vom Tiere. Was die Beziehung des Menschen zum unendlichen Sein nicht feststellt und was gegen das vernünftige Bewußtsein verstößt, wie Götzendienerei oder Aberglaube, das ist nicht Religion; auch was keine richtige Anleitung zum Handeln gibt und die Gleichheit der Menschen vor Gott in Abrede stellt, ist keine Religion. Ein sittliches Handeln ist ohne Religion auf die Dauer gar nicht möglich, denn die Sittlichkeit steht ja notwendig im Zusammenhange mit den drei Phasen des Bewußtseins und ist in der Religion schon enthalten: wie es drei Stufen des Bewußtseins gibt, so auch dreierlei Sittenlehren. Vergeblich suchen jetzt manche durch Sophismen den Widerspruch abzuschwächen zwischen der christlichen Sittenlehre, die bereits in unser Inneres eingedrungen ist, und der heidnischen, der wir in unseren Handlungen folgen. Daher sind auch die Denker seit der Zeit der Renaissance so lebensfremd und unverständlich.

Jede Ethik, die dem Menschen sagt, er müsse für andere leben, kann nur christlich sein, d. h. sich auf die höhere Stufe des religiösen Bewußtseins erheben; wir wüßten gar nicht, warum wir für andere leben sollen, wenn ja das Leben vergänglich und hinter allem kein Sinn ist; folgerichtig müßten wir dann unsere Stellung zum Weltall verändern und uns um den Sinn des Daseins gar nicht bekümmern, d. h. auf eine niedere Stufe sinken. Die Wissenschaft mit ihrer heidnischen Lebensansicht kann unmöglich das Leben für andere aus einleuchtenden Gründen folgern, da sie ja die Notwendigkeit des Kampfes ums Dasein lehren muß. Wenn der Mensch nur ein Tier ist, so können keine Betrachtungen über den sozialen Fortschritt das Gesetz des Kampfes ums Dasein vernichten, der soziale Fortschritt hat nur eine Vereinigung der Menschen in Gruppen zur Folge, wobei der Kampf ums Dasein eine noch schrecklichere Gestalt annehmen kann als der unter den einzelnen Menschen. Selbst die Fiktion des vollkommenen Staates und einer vollkommenen Menschheit würde an der Sache gar nichts ändern, denn die Notwendigkeit des Kampfes ums Dasein würde dadurch nicht beseitigt. Der Staat kennt die Liebe nicht: er ist unchristlich. Behaupten, der soziale Fortschritt könne aus sich Liebe erzeugen, ist, als wenn wir behaupten wollten, die Errichtung von Öfen erzeuge Wärme, während diese doch von der Sonne kommt: ohne die Sonne wäre das Holz und die Kohle nicht da. Ebenso kann es keine wahre Vervollkommnung der Gesellschaft ohne Religion geben.

Die Moral ohne Religion vergleicht Tolstoi mit einem, der, ohne Musik zu kennen, die Stelle eines Kapellmeisters vertreten wollte. Eine Zeitlang würde das Spiel durch die Gewöhnung der Mitglieder des Orchesters und durch die Einübung der früheren Kapellmeister seinen richtigen Gang nehmen, bald darauf aber notwendig in Verwirrung kommen. Eine ähnliche Verwirrung zeigt sich auch im Denken der neueren Zeit. Die Versuche, eine Moral mit Umgehung der Religion zu begründen, erinnern Tolstoi unwillkürlich an das Verfahren der Kinder, wenn sie eine Pflanze versetzen wollen: da ihnen die Pflanze, nicht aber auch die Wurzel gefällt, so reißen sie die ihnen unnütz erscheinende Wurzel ab und stecken die Pflanze ohne Wurzel in den Boden.

VI.

Tolstoi bemerkt von einem seiner Werke: ‚Ich habe nie erwartet, daß mein Gedankengang mich dahin führen könnte, wohin er mich gebracht hat: ich erschrack über meine eigenen Folgerungen und wollte ihnen keinen Glauben schenken, aber es war mir nicht möglich, ihnen nicht zu glauben'. So war es mit allen seinen anderen Gedanken: er vertraute sich seiner Vernunft mit dem unbedingten Glauben an, sie allein könne und müße ihm das Leben von allen Seiten deuten und die Wahrheit aufs klarste zeigen. Dieser Glaube ist die Haupteigenschaft seines geistigen Charakters und mußte ihn allmählich zu seiner spätern Lebensauffassung bringen. Schon als Siebenundzwanzigjähriger meint er, wahrhaft glücklich könne man nur sein, wenn man von keinem Gesetze geniert werde und um sich Liebe ausbreite, wie die Spinne ihr Gewebe. Vier Jahre darauf gibt er nach einem Besuche auf der Wartburg seiner Bewunderung für Luthers Persönlichkeit einen lakonischen Ausdruck. Im Anblicke der Leiche seines Bruders kommt ihm schon im Jahre 1860 der Gedanke, ein diesseitiges Evangelium zu schreiben.

Als er später in die Lehre Christi einzudringen suchte, zog er in seiner Deutung derselben einseitige Schlußfolgerungen. Viele Jahre hindurch beschäftigte er sich mit den Evangelien, erforschte die einzelnen Worte des griechischen Textes, verglich und sichtete sie, allein die schöpferische Kraft und geheimnisvolle Genialität, die aus den Evangelien sprechen, gingen in seiner Auffassung und Wiedergabe fast ganz verloren. Wie Einer, der die Übertünchung von einem Gemälde entfernt, wollte er, nach seinem eigenen Ausdruck, das Evangelium von der Übertünchung der Jahrhunderte befreien. Dabei ging er aber mit wenig Rücksicht zu Werke: nur der allgemeine Umriß, etwas von der ursprünglichen Zeichnung ist übrig geblieben, das tiefe Kolorit ist unter seinen Händen zunichte geworden. Die Mission Christi, die dramatische Gliederung des tiefen, unvergänglichen Sinnes der Passionsgeschichte, der ganze einzigartige Gehalt kommt dabei gar nicht zum Vorschein. Der weite und geheimnisvolle Gesichtskreis, der sich in den Worten Christi eröffnet, wird von allen Seiten eingeengt.

Tolstoi sagt, er verstehe die christliche Lehre so, wie sie in den Evangelien

niedergelegt ist, aber da er ganz mit dem Verstande an die Worte Christi herantritt, so kann er daraus bloß eine Anleitung zu einem einseitigen sittlichen Handeln entnehmen. Enthalten aber die Worte Christi nicht unvergleichlich mehr als sittliche Kraft? Ist Christus nicht am erhabensten und geheimnisvollsten dort, wo er schweigt, wo er sein Erlöserbewußtsein kundgibt, wo er in den Gleichnissen seine, auf alle künftigen Zeiten und Geschlechter wirkende Kraft äußert? Für Tolstoi ist Christus im Grunde, wie für jeden, der nur einfache Linien sieht und kein Feuer und keinen Glanz des Geistes erträgt, nur der höchste sittliche Lehrer, nicht Christus, der Erlöser der Welt, sondern der mit klarster Einsicht in die Verwicklungen des menschlichen Lebens begabte Jesus. Die Erscheinung Christi, in der das Göttliche und Menschliche unlösbar verknüpft ist, zeigt sich ihm lediglich von einer Seite, von der aus er die Lösung der Widersprüche seines eigenen Lebens gefunden hat. Wo seine eigenen Lebenserfahrungen, die er verallgemeinert und für die endgültige Erfahrung aller andern Menschen ausgibt, unzulänglich sind, verwandelt er die ganze Weite und Höhe des Christentums in eine ideale Nützlichkeitslehre.

Mit Leichtigkeit setzt er sich über alle Widersprüche der Wirklichkeit hinweg. Während er als Künstler diese Lebenswirklichkeit eindringlich sieht und schildert, möchte er sie dort, wo er über das Leben denkt, gar nicht wahrnehmen, um dadurch die Einfachheit und Klarheit der Lösung nicht zu beeinträchtigen. Ist aber diese Lösung die, welche Christus der Menschheit verkündet hat? Hat sich denn Christus nicht über die Widersprüche und Gegensätze in eine höhere Welt erhoben? Jeder Mensch ist im Diesseits etwas Besonderes in seinen Charaktereigenschaften, in der Zusammensetzung seiner Triebe, in der Vereinigung von Gut und Schlecht. Wer wie Tolstoi einem naiven Optimismus huldigt, muß alle konkreten Unterschiede in den Abstufungen geistigen Lebens verwischen. In seinem Denken will Tolstoi die ganze Lebenstragödie sich gar nicht vergegenwärtigen, ja, er muß sie sogar in Abrede stellen: würde er sie in ihrem ganzen Umfange berücksichtigen, so könnte er ja nicht in einer Einschränkung des Lebens eine Lösung aller Lebensfragen finden.

Die tiefen Uebel liegen in den Menschen selbst und lassen sich durch die Einsichten unserer Vernunft nur zum allergeringsten Teile entfernen; ganz überwinden könnte sie nur der wiedergeborene, geläuterte und auf das Höchste gerichtete Wille. In Wirklichkeit ist die Menschheit zur Betätigung der höchsten Forderungen noch nicht gereift, ja sie hat sogar die Einsicht in diese Forderungen noch nicht ganz gewonnen. Und kann denn derjenige, der die richtige Einsicht in die Lehre Christi auch hat, mit gutem Gewissen sagen, er könne seine niedere Natur vollständig überwinden? Die höchste Wahrheit arbeitet seit so langer Zeit im Bewußtsein der Menschheit und hat sie nur zum Teil umgestaltet und durchdrungen. Wann wird die Menschheit ganz davon durchdrungen werden? Wer diese Frage aufwirft, ohne sich über die Wirklichkeit hinwegzusetzen, erkennt dann den tiefen Widerspruch zwischen

dem Diesseits und dem Jenseits, zwischen den nebligen Tälern und den klaren, aber auch schwer zu erklimmenden Höhen.

Tolstoi bemerkt einmal, die Menschen seien wie Flüsse: das Wasser sei in allen gleich, aber der Strom bald schneller, bald langsamer, bald schmutziger, bald reiner, bald kälter, bald wärmer; der Mensch trage alle Eigenschaften als Keime in sich, nur seien sie nicht alle gleichermaßen entwickelt. Gewiß haben wir nicht die Berechtigung zu einem geradlinigen Urteil über die Menschen, die gewöhnlich zwischen Gut und Schlecht schwanken und deren Charaktere beides enthalten. Die Widersprüche liegen aber doch in der Wurzel alles Lebens und daraus entstehen auch die vielfachen Verwicklungen. Wäre der Mensch nur gut oder nur schlecht, so gäbe es keinen herausfordernden Widerspruch und auch keine Notwendigkeit der Lösung. Aber die menschliche Natur ist eine Mischung von Schlecht und Gut und läßt daher niemals eine einfache Lösung zu. Der Zwiespalt, der den einzelnen Menschen von Hause aus eigen ist, muß später auch in unserm Zusammenleben stets hervortreten: so leicht ist die Erhebung aus den Niederungen unserer Natur zu Gott nicht. Jedenfalls gelangt man auf diese Höhe nicht mit Hilfe der Vernunft: ein richtiges Nachdenken über das Leben ist noch nicht das Leben selbst, die Wiedergeburt ist nicht ein Gedanke. Was hilft die Erkenntnis ohne den geläuterten und auf einen ganz neuen Boden gestellten Willen? Und wenn der Wille noch nicht der vollständigen Läuterung fähig ist, wenn wir den Widerspruch unserer Natur noch nicht überwinden können? Gar mancher weiß, was gut ist, und kann es doch nicht betätigen. Freilich hat es dann tiefe Folgen für ihn und für die andern, und die Sühne ist unausbleiblich, aber so ist eben das wirkliche Leben.

Als Tolstoi über die Ursachen unserer Übel nachdachte, fand er sie anfangs, wie er selbst sagt, in der menschlichen Schlechtigkeit, dann in den sozialen Zuständen, in der Gewalttätigkeit, mit der diese Zustände aufrecht erhalten werden, und darin, daß dieselben Menschen, denen von ihren Mitmenschen Gewalt angetan wird, selber an der Gewalttätigkeit teilnehmen; dann kam er wieder zu der Überzeugung, daß die meiste Schuld an allen Übeln die Abwesenheit der echten religiösen Einsicht sei: von einer richtigen religiösen Erziehung erhofft er nun die Umgestaltung des Lebens. Er überschätzt sowohl unsern Willen als auch unsere Vernunft und sucht das Übel nicht in der Wurzel und im Stamme, sondern in den Zweigen und Blättern. Er sieht geradezu von der Wurzel, von dem verderbten Willen, ab: diesen Willen hat Christus erhoben und befreit, aber er muß in jedem einzelnen Menschen Christus stets wieder nachfolgen, um sich zu erheben und zu befreien. Ist doch selbst derjenige, der die höhere Einsicht erlangt hat, noch keineswegs sicher, daß sie auch seinen eigenen Kindern allen zugänglich sein wird. Spricht denn nicht daraus ein unerklärliches Geheimnis unserer Natur?

In seiner Jugend urteilte Tolstoi über das Leben in mancher Hinsicht tiefsinniger als in seinem Alter. In seinem Tagebuche schrieb er damals:

‚Ewiges Glück ist hienieden nicht möglich. Die Leiden sind notwendig. Warum? Ich weiß es nicht ... Ich danke Gott für diesen Augenblick des Glückes, da mir meine Kleinheit und meine Größe gezeigt worden sind'. In den späteren Jahren verschwindet aus seinem Innern fast alles Geheimnis: er tritt an das Dasein wie an eine mathematische Formel heran, mit demselben Selbstvertrauen, das er den Schriftgelehrten zum Vorwurf macht. Nicht an den erneuerten Willen appelliert er, sondern an die unfreie, mit allen Widersprüchen behaftete Natur, die plötzlich, ohne Wiedergeburt, nur mit Hilfe des hinzukommenden ‚vernünftigen Bewußtseins' aus sich selbst ihre Befreiung und Erhebung hervorbringt. Alle konkreten Verwicklungen des Lebens lösen sich dann für ihn mit größter Leichtigkeit. Man lasse Staat und Regierung beiseite und behalte nur sein eigenes Leben im Auge: habe man alle Staats- und Gesellschaftsfragen ein für allemal von sich gewiesen, so trete die größte Klarheit in unser Fühlen und Denken, und alle Widersprüche würden gehoben. Er staunt geradezu darüber, daß die Menschheit dieser einfachsten und klarsten Lösung die Verwicklungen vorgezogen habe, aus denen sie vergeblich einen Ausweg suche.

Im Jahre 1896 schreibt er in einem Briefe, die Einigung der Menschen sei notwendig zur Verwirklichung des Reiches Gottes auf Erden: wir müßten alle miteinander vereint sein, wie Christus mit seinem Vater. Der Mensch kann also für sich nicht bestehen und ist stets mit andern Menschen verbunden. Aber in dieser Abhängigkeit nimmt sich das Leben schon ganz anders aus: hier kommt die Verschiedenheit der Charaktere zum Vorschein, und der Widerspruch zwischen unserer Erkenntnis und unserm Willen ist handgreiflich. Die Menschen können also ohne Vereinigung nicht leben, um höhere Ziele zu erreichen, und doch wendet sich Tolstoi von jeder Art Staatseinrichtung, wie auch von jeder Art kirchlicher Vereinigung ab. Er verwahrt sich gegen den Tolstoismus als besondere Lehre und Sekte und meint, seine Lehre sei ganz die des Evangeliums, wahr für jedermann: wer den Sinn dieser Lehre erfaßt hat, trete aus freien Stücken in eine Beziehung zu Gott, und niemand könne ihm dann etwas darüber sagen. Jede Vermittlung der Beziehung zwischen Gott und Mensch erscheint ihm als Widerspruch zu der Lehre Christi. Auf die weltgeschichtliche Bedeutung des Christentums in der Kirche und durch die Kirche schaut er mit dem Mißtrauen eines Sektierers. Die dem ganzen menschlichen Leben innewohnende Zweiheit von Ideal und Wirklichkeit ist für ihn kein Geheimnis, mit dem er sich auseinanderzusetzen hätte. Seine Lebensdeutung möchte die Verehrung Gottes ‚im Geist und in der Wahrheit' und wird doch lebensfremd und daher keine Verkörperung der Wahrheit. Alles Geistige muß ja Körper annehmen: der nicht inkarnierte Geist bleibt ein abstrakter Gedanke, und der Glaube an den von der Wirklichkeit losgelösten Geist ist bloß eine Utopie.

In der ‚Auferstehung' stellt Tolstoi einen der Vorkämpfer der russischen Staatskirche als einen Menschen ohne sittliches Empfinden und ohne

wahren Glauben dar: dieser Vorkämpfer des russischen orthodoxen Christentums habe, meint Tolstoi, den unsittlichen Widerspruch seiner ganzen Stellung nicht sehen können oder sehen wollen; seine Lebensaufgabe bestand darin, die russische Kirche gegen die Eingriffe des römischen Katholizismus, des Protestantismus und Sektierertums mit allen Mitteln zu schützen, und doch heiße es von dieser Kirche, die oft mit den verwerflichsten Mitteln geschützt werde, sie sei eine göttliche Einrichtung und nicht ein Menschenwerk, weshalb auch die Pforten der Hölle ihr nichts anhaben könnten. Was diesem Kämpfer für das Staatskirchentum hauptsächlich gemangelt habe, sei eben alles religiöse Gefühl, jedes Gefühl für Gleichheit und Brüderlichkeit, denn er habe die Überzeugung gehabt, das Volk sei aus einem ganz andern Stoffe gemacht als er selbst und bedürfe eben deshalb des Glaubens, den er selbst gar nicht hatte. Tolstoi sagt auch einmal, niemand würde an die Kirche glauben, wenn alle wüßten, daß die Kirche sich zu einem Christus bekenne, der Hinrichtungen billige, keine Verzeihung gewähre und den blutigen Krieg verlange. — Gewiß hat das Christentum eine andere Mission, als im Dienste des Staates zu stehen, allein seine Aufgabe ist auch nicht, den Staat zu negieren. Tolstoi aber wird von seinem Denken zur Verneinung des Staates und zugleich zur Verneinung der Kirche geführt.

Wo findet dann die Verwirklichung der von Christus verkündeten Wahrheit des Reiches Gottes statt, wenn der konkrete Boden, das Erdenleben mit den Widersprüchen und dem Kampfe zwischen den Höhen und den Niederungen verneint wird? Irgend eine Gestalt muß ja jedes höhere Streben annehmen, wenn es nicht ein Luftgebilde bleiben soll. Christus stand allen Luftgebilden so fern wie nur möglich, denn er durchdrang die ganze Wirklichkeit, alle Widersprüche und Hinfälligkeiten der menschlichen Natur, an der das Erlösungswerk zu vollbringen er in die Welt kam. Christus war kein Gesetzgeber. Er brachte vielmehr etwas ganz Neues in die Welt: die Freiheit. In den Niederungen ist alles vergänglich, und dieses Vergängliche wird, um irgendwie Bestand zu haben, von Gesetzen beherrscht. Im Gesetze liegt schon ein Keim der Freiheit, aber zugleich Nötigung, Zwang. Ohne Gesetz können die Menschen in den Niederungen gar nicht leben; sie würden sich in ungeregelten Trieben selbst zerfleischen und vernichten. Auch jetzt noch bricht dieser vernichtende Wille fortwährend im Leben des einzelnen wie auch im Leben der Gemeinschaft hervor, aber er ist durch das Gesetz, das die Triebkraft ordnet, nicht mehr ganz sinnlos und sucht wenigstens seiner Vernichtungskraft eine Richtung und auch eine Erklärung zu geben.

Christus erwartete die Umgestaltung des Menschen weder von der Vernunft des einzelnen noch von dem Wachstum der Vernunft in der Menschheit. Das Zunehmen des ‚vernünftigen Bewußtseins' bedeutet noch keinesfalls die Steigerung innerer Überwindungskraft, die wesentliche Erneuerung des Willens. Die Menschheit ist nichts anderes als der Wille in den einzelnen Menschen. Die vielen Übel und Mißstände haben ihren tiefern Grund in unsern Trieben: sie liegen in unserer niedern Natur wie der Nebel in den

Tälern, und unsere Unfreiheit nimmt immer wieder eine neue Gestalt an. Christus zieht keine logischen Konsequenzen aus Gedanken, stellt keine fünf neuen Gebote auf, die Tolstoi aus dem Evangelium herausliest, sondern schaut in die Tiefen der Lebenstragödie und erhebt den Menschen über alle Hinfälligkeit.

Wie seltsam: überall in seinen Werken stellt Tolstoi gerade die innersten Mängel der menschlichen Natur überzeugend dar. Selbst in einer seiner späteren Schriften bemerkt er noch: ‚Was für eine sittliche und vernünftige Gesellschaft kann mit solchen Menschen errichtet werden? Wie aus faulen und krummen Balken, mögen sie auch hin und her gewendet werden, kein Haus gebaut werden kann, so kann auch aus solchen Menschen keine vernünftige und sittliche Gesellschaft gebildet werden, sondern nur eine Herde von Tieren entstehen, die mit Schimpfworten und mit der Peitsche des Hirten regiert wird‘. Und doch verleugnet der eindringliche Schilderer der Wirklichkeit diese vollständig in seiner Lebensauffassung. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, Tolstoi betrachte die Aufgabe der Menschheit nicht anders, als wenn es eine Schulaufgabe wäre: er unterstreicht, verbessert und fordert mehr Vernunft.

In seiner Jugend schrieb er: ‚Wenn die Nützlichkeit das einzige Gesetz der Natur wäre, so hätte diese ihr Ziel weit überschritten, da sie den Menschen das Bedürfnis nach Poesie und Liebe eingegeben hat‘. Als er in seinem spätern Alter sich über den tragischen Gehalt des Daseins hinwegzusetzen suchte, begann er auch mit der ihm eigenen Folgerichtigkeit, die Kunst zu negieren: weder der Göttlichen Komödie Dantes, noch den Werken Shakespeares, noch den großen Werken der bildenden Kunst kann er mehr etwas abgewinnen, ja er äußert sich über sie in der abfälligsten Weise. Trotz seiner Liebe zur Musik erklärt er auch sie für schädlich. Auch die Künste möchte er in den engen Kreis seiner Sittlichkeitslehre bannen, kann aber freilich dort keinen rechten Platz für sie finden.

Aus seinem Mißverstehen der ganzen Erscheinung Christi folgte notwendig seine Lehre von der vollständigen Passivität gegenüber der Gewalt. Der frische Lebensquell, woraus die nach Wahrheit und Gerechtigkeit dürstende Menschheit fortwährend, bis ans Ende der Zeiten, schöpfen soll, wird zu einem Dorfbrunnen, der mit der Zeit durchaus versiegen muß, und so ist das Christentum nicht mehr die höchste Steigerung aller innern Kräfte, nicht mehr die Überwindung des Diesseits durch das Jenseits. Tolstoi wird notwendigerweise eng und abstrakt, weil seiner Auffassung des Menschen die konkrete Liebe, das Verstehen und Verzeihen fehlt: der abstrakten Wahrheit wohnt niemals die echte Liebe inne. Aber trotz seiner großen Einseitigkeit vertritt Tolstoi doch mit dem Beispiel seines eigenen Lebens eine wichtige Forderung der christlichen Wahrheit, nicht Worte für Taten, nicht den Schein für das Wesen zu halten und stets auf der Hut zu sein vor dem schlimmsten Feinde der menschlichen Seele: der Selbstzufriedenheit.



Nippons Ästhetik.

Aus meinen ostasiatischen Aufzeichnungen.

Von

Graf Vay von Vaya.

I.

Japans Malerei war vor einem halben Jahrhundert in Europa noch so ziemlich unbekannt. Erst vor einigen Jahrzehnten begannen die Kunstkenner sich damit ernster zu beschäftigen. Heute endlich ist diese Richtung modern. Jeder bemüht sich, wenigstens einige gemalte Paravents oder einige Aquarelle zu erlangen. Diese ganz eigenartige Schule ist populär geworden, ohne daß man sie genauer kennen oder besser verstehen würde als früher. Doch vielleicht verdankt sie ihre Beliebtheit gerade dem Umstande, daß sie dem großen Publikum unverständlich und bizarr ist.

Die Ausnahmen in Ehren! Solche Ausnahmen sind vor allem die Kunsthistoriker Englands, Deutschlands, Amerikas und Frankreichs. Die Anderson, Bing, Goncourt, Grandidier, Bigelow, Gonse, Curtis, die Kunstschätze im Werte von Millionen im British-, im Kensington-Museum, im Louvre und in den Sammlungen von Dilletanti wie Guimé, Morgan, Cernuschi in den letzten Jahren angehäuft haben. Allerdings haben die betreffenden Nationen die kulturhistorische Wichtigkeit des Wirkens dieser Männer sogleich begriffen und nicht nur freigebig Opfer für die Förderung dieser Forschungen erbracht, sondern ihrer hochbedeutsamen Arbeit auch die entsprechende moralische Anerkennung angedeihen lassen.

Die Kunstsammlungen in London, Paris, Boston, Newyork bieten allen jenen, die nicht in die Lage kommen, eine Asienreise zu unternehmen, die beste Gelegenheit, nicht bloß Japans Malerei, sondern auch den Geist dieser Kunst kennen zu lernen.

Wichtig ist in erster Reihe eben dieser Geist. Wie interessant eine Kunstschöpfung auch sein mag, so ist doch der Genius des Künstlers, der in dem Werke zum Ausdruck kommt, noch weit interessanter. Das Gemälde mag noch so hinreißend sein, so bleibt doch die Idee, die darin Farbe und Form gewonnen, das Entscheidende.

Wesentlicher als das objektive Kunstwerk ist das subjektive künstlerische Gefühl. Nur wenn wir uns diese These vor Augen halten, können wir Japans Malerei verstehen und genießen. Das Bild selbst als Kunstgegenstand mag oft skizzenhaft, ein anderes Mal die Ausführung primitiv, die Anatomie fehlerhaft, die Perspektive schlecht sein: aber die Idee, die darin Ausdruck sucht, ist von unvergleichlicher Unmittelbarkeit.

Kommen wir vor allem mit den Begriffen ins Reine; erkennen wir die starke Seite der Malerei und loben wir nicht, was schwach an ihr ist. Schließlich ist die japanische Kunst nicht deshalb wertvoll, weil sie dem Auge des Europäers originell erscheint, auch nicht deshalb, weil sie naiv ist, weil sie oft das Können vermissen läßt, sondern weil sie, obgleich eigenartig, kindlich und primitiv, selbst bei beschränktem Können und unzulänglichen Mitteln auszudrücken weiß, was der Künstler gefühlt hat. Bewundern wir nicht auch bei unseren großen Präraffaeliten das tiefe Gefühl, trotz des minderwertigen Ausdrucks? Das Primitive der äußeren Form haben nur jene moderne Sezessionisten hochgehalten und nachgeahmt, die sich nicht zur erhabenen inneren Empfindung eines Cimabue, eines Giotto oder eines Beato-Angelico zu erheben vermochten.

Die ganze Geschichte der japanischen Malerei zeigt zahlreiche Analogien mit der europäischen Malerei; es gibt da viele verwandte Züge, wenn auch nicht in Betreff der Entwicklung, so doch in Betreff des Ursprungs. Gleichwie die Völker Europas ihre Kunst unmittelbar von Rom, bezw. von Athen entlehnten, so waren die Meister Nippons das benachbarte Korea und China, mittelbar aber haben sowohl Europa wie Japan — das erstere über Rom und Athen, das letztere über Korea und China — aus den Quellen der in den Himalayatälern entsprungenen Urkultur ihre ästhetischen Grundbegriffe geholt.

Im 6. Jahrhundert n. Chr. verbreitete sich im Lande der aufgehenden Sonne die chinesische Zivilisation. Wie in Europa im Laufe des Mittelalters die lateinische Kultur und Sprache maßgebend wurde, war in Japan die chinesische Sprache die literarische. Die Bücher der chinesischen Gelehrten lieferten den japanischen Schulen den Lehrstoff. Die Werke des Confucius Mencius und des Lao-Tse wurden ebenso obligate Lehrgegenstände der japanischen Schulen, wie in den Gymnasien des Westens die Schriften des Horaz, Homer und Aristoteles, und auch ebenso hat man sich im Lande der aufgehenden Sonne die ganze Ideologie, Philosophie und Ästhetik Chinas zu eigen gemacht, wie Europa diejenige Roms.

Das sind die Grundzüge der japanischen Kulturgeschichte, das sind die Prämissen der Malerei Nippons.

II.

Die ersten Pulsschläge des Kunstlebens im Herzen der Nation erkennen wir auf dem Boden Jamatos. Was Umbrien und Toscana in der Renaissancezeit für die Entwicklung der Malerei Italiens waren, das waren

Jamato und Jamashiro zur Zeit des Erwachens der japanischen Kunst: die Wiege der neuen Ideen.

In Horiuji finden wir die ältesten beglaubigten Überreste. Auf die Wände der alten Pagode malte der erste Maler der Nation Tori-Bushi* seine bis auf den heutigen Tag erhalten gebliebenen Fresken.

Daß das Werk aus jener Zeit stammt, ist eine kaum anfechtbare Tatsache. Ob die Striche der eigenen Hand Toris erhalten geblieben, ist schon schwieriger festzustellen. Das ist aber auch weniger wesentlich. Die Hauptsache ist, daß verhältnismäßig gut erhaltene Fresken von der Malerei der ersten Epochen Zeugnis ablegen.

Diese Werke stehen auf einer überraschend hohen Stufe. Sie sind vielleicht vollkommener als alle, die aus der japanischen Nation später hervorgegangen sind. Allerdings sind es noch Schöpfungen von Künstlern, die aus fremden Ländern gekommen sind; aber waren nicht auch jene Meister aus fremden Landen gekommen, die die Mosaiken Ravennas gemacht und die ersten Statuen Etruriens gemeißelt haben? Das Wichtigste ist, daß gleichwie Europa von den auf höherer Stufe gestandenen byzantinischen und griechischen Künstlern, so Japan seine Kunst von berühmten koreanischen und chinesischen Meistern erlernt hat.

Die Kunstgeschichte betrachtet Kose-No-Kanaoka als den Begründer der nationalen Malschule. Zur Zeit der vollen Blüte, in der Epoche der Fujivara, hat auch er gelebt. Wie Kobo-Daishi, diese hervorragende Gestalt des 9. Jahrhunderts, dessen Wirken sich auf alle Zweige der Wissenschaft und der Künste erstreckte, war auch Kanaoka vollständig unter dem Einflusse der in China maßgebenden Tang-Kultur gestanden.

Die kaiserlichen Sammlungen haben mehrere seiner Werke aufbewahrt. Er hat angeblich alles gemalt, was er sah oder was seine Aufmerksamkeit fesselte. Zahlreiche Anekdoten der Überlieferung erzählen von der Naturtreue seiner Gemälde. Eine der volkstümlichsten bezieht sich auf ein Pferd, das der Meister gemalt hat. Das Tier war angeblich so lebenstreu wiedergegeben, daß es allnächtlich aus dem Rahmen sprang und die Reisfelder der Nachbarn abweidete. Die guten Landleute wurden von dieser Plage erst befreit, als der Künstler dem unbändigen Rosse — schwere Ketten um die Beine malte.

Seine noch vorhandenen Gemälde zeigen aber keineswegs eine solche naturalistische Richtung: es sind meistens sogenannte Mandara, d. h. buddhistische Altarbilder, nach strengen Kanons gezeichnete symbolische Werke, die sich starr an die Manier seines berühmten chinesischen Zeitgenossen Wu-Taotse halten.

Während des 10. Jahrhunderts sind neben den Nachfolgern Kanaokas, die dem Geiste der Tang-Schule getreulich folgten, noch mehrere Richtungen zur Geltung gekommen. Die Schüler der Takuma, einer anderen, bekannten

* Tori-Bushi bedeutet Vogel-Schnabel und war der Spitzname des ersten bekannten japanischen Malers.

japanischen Kunstanschauung, strebten schon dem neueren chinesischen Kunstgeschmack nach. Aus nationalem Gesichtspunkte am interessantesten ist aber die am Schlusse des 10. Jahrhunderts erstandene Kasuga-Schule, die in Nara, in Nippons Persepolis begründet wurde. Die ersten Mäcenaten dieser Richtung waren die mächtigen Regenten des Fujivarageschlechtes selbst.

Diese Ära kann die Perikles-Zeit Japans genannt werden. Damals brachte die Malerei und brachten auch die übrigen Zweige der Künste ihre vollkommensten Werke hervor. Aus jener Zeit ist Tamenari-Takumas berühmte ‚Eden' erhalten geblieben, welches die Wände des heute noch bestehenden Ho-ho-Do oder Phönixhalle schmückt. Wenn Horiuji das San Vitale der japanischen Kunst ist, kann nicht ohne alle Berechtigung Ho-ho-Do Nippons Santa Maria Novella genannt werden.

III.

Unter den zahllosen Malerschulen Japans haben zwei Hauptrichtungen hervorragende Bedeutung erlangt: die naturalistische und die akademische. Den Werken dieser beiden Strömungen begegnen wir am häufigsten auch in unseren Sammlungen. Wenn wir von den Mandara, d. i. von den Bildern ausschließlich religiöser Richtung absehen, welche in Ostasien eigentlich die höchste Stufe dieses Kunstzweiges bezeichneten und am schwersten zu verstehen sind, kann die profane Malerei in die zwei Hauptrichtungen Tosa und Kano eingeteilt werden.

Die erstere Richtung ist bestrebt, mit starr akademischer und ins Detail gehender Genauigkeit ihren Gegenstand zu verewigen; die letztere Richtung ist mehr skizzenhaft, impressionistisch und will, anstatt eine getreue Nachahmung des Vorbildes zu geben, die scheinbare Wirkung desselben skizzieren. Sie sieht gleichsam von vornherein ein, daß sie die Wirklichkeit nicht wiederzugeben vermag, und sucht daher den Schein mit möglichster Lebendigkeit zu erwecken. Sie erkennt rechtzeitig ihre Rolle; sie begreift, daß die reale Gestaltung, wie sie der Plastik und der Architektur gegönnt ist, ihr versagt bleibt, daher beschränkt sich die Malerei einfach auf die Erweckung von Impressionen, von Gefühlen.

Dieser Grundgedanke schützt die japanische Malerei vor Exzentrizitäten, andrerseits aber hat er ihre technische Entwicklung behindert. Struktur, Perspektive, Details haben die Anhänger dieser Richtung niemals beschäftigt. Die starren Gesetze waren für sie nebensächliche, formale Faktoren, die Hauptsache blieb die Erreichung der allgemeinen Stimmung. Ihr Streben ging dahin, daß der Effekt, die Impression, eine wahre sei.

Die Auffassung lernten sie von China, wie sie ja ihre ganze Malerei dem benachbarten Kaiserreiche entlehnt hatten. Ihre Meister waren die Mitglieder der verschiedenen Buddhisten-Orden. In erster Reihe waren es die Lehrer der abstrakten und vor allem esoterischen Ideen des Zen-Bekenntnisses, welche die Japaner mit der neuen Richtung bekannt machten. Seine Lamas,

die abseits vom Getriebe der Welt ein beschauliches Leben führten, waren die berufensten Meister.

So gelangen wir zum 14. und 15. Jahrhundert, zur Glanzzeit der Ashikaga. Seit der Regierung der Fujivara saß auf dem mächtigen Throne der Shoguns kein mehr verfeinertes Geschlecht als das der Ashikaga. Sie waren sämtlich hervorragende Staatsmänner, energische Politiker, Gelehrte und Kunstkenner. Auffallend sind die verwandten Züge zwischen diesen Männern des Ostens und den Mitgliedern der Familie Medici im Westen.

In Kioto wie in Firenze hat der Herrscher am Abend seines Lebens zugunsten seines Erben auf die Macht verzichtet und in stiller Zurückgezogenheit seine Tage beschlossen. Die Teilhaber an Glanz und Macht und an allem, was diese Welt zu bieten hat, schufen sich in einer von der Außenwelt abgeschlossenen Einsiedelei eine neue Welt und vor allem eine neue Weltanschauung. Wie Lorenzo sein Tuskulum in Petraja, so erbaute sich Yosimitsu sein goldenes Haus in Yosimitsu-Kinkakuji. Mochte dieser strahlende Palast die herrlichste Heimstätte sein, welche die Kunst dieses Volkes hervorzubringen vermochte, so war doch um vieles bedeutungsvoller die Idee selbst, die sich darin kristallisierte. Wie in den Olivenhainen von Fiesole die ideale Weltanschauung der Neuplatoniker, so entwickelte sich auf den Abhängen von Kinukasa die Ästhetik Japans zu ihrer höchsten Stufe.

Auf diesem Wege konnten die Japaner nicht weiterschreiten. Die Verfeinerung konnte sich nicht weiterentwickeln, an ihre Stelle trat die Überfeinerung.

So gelangen wir zu Ginkakuji, und zugleich der dritten und letzten Station des Ästhetizismus. Der Mittelpunkt des Kunstlebens ist auch fernerhin ein erkünstelter Olymp, den Ashikaga Yosimasa, ein Nachfahr Yosimitsus, geschaffen. Allein diese Richtung findet den Glanz des ‚Cadoro' schon übermächtig und sucht nach silberschimmernden Tönen, nach nebeligen Wirkungen. Der zarte Dämmer des Mondes ist ihr stimmungsvoller als der strahlende Sonnenglanz. So wird Ginkakuji, die Silberpagode, die Mondburg erbaut.

Man zeigt dem Wanderer heute noch die Trümmer der ehemaligen Größe. Nicht viel ist von der einstigen Pracht mehr vorhanden, doch ist der Ort selbst samt den Gärten erhalten geblieben, und darin kommt der Gedanke des entschwundenen Arkadiens zum Ausdruck. Denn Ginkakuji symbolisierte mehr als Ruhe und Erholung, seine Bedeutung war eine höhere als die eines Buen-Retiro oder Quisisana. Es war nicht einfach für ländliche Freuden erbaut worden, wie Trianon mit seinen Malereien oder Aranjuez mit seinen Kiosken. Ginkakuji bedeutete eine ganze Welt für seine auserwählten Bewohner.

Ashikaga Yosimasa legte auf der Mittagshöhe seines Lebens sein Szepter aus der Hand und beschloß, dem Beispiele seiner Vorfahren folgend, in voller Zurückgezogenheit seine Tage zu beenden. Er gehörte zu den gehätschelten Schoßkindern des Schicksals. Seit seiner Jugend hatte er reichlichen Anteil an irdischem Glanze und an Festlichkeiten. Ihm war alles gewährt, was ein

Mensch hienieden wünschen kann. Überdies war er hervorragend begabt. Es ist nicht zu verwundern, daß er schon früh die Eitelkeit allen Glanzes und aller Macht erkannte und daß er an dem Tage, an welchem er seinen Herrscherpflichten Genüge geleistet zu haben glaubte, sich von der Außenwelt zurückzog und in seiner inneren Welt Befriedigung suchte.

Er trat in den beschaulichen Zen-Orden ein. Die hervorragendsten Gelehrten, Schriftsteller und Künstler der Nation gehörten dieser Sekte an. In fortwährender und inniger Verbindung mit China stehend, waren sie die Verbreiter jeder neuen Strömung. Ihre Klöster wurden zu ebenso vielen Kulturzentren. Denn die Ideen kamen immer noch aus fremden Ländern, ganz so wie tausend Jahre früher in dem ersten bahnbrechenden Zeitalter der buddhistischen Kultur.

Das ganze geistige Leben der Nation holte seine Inspirationen außerhalb der Landesgrenzen. In der Vergangenheit wie in der Gegenwart ist unter den physiologischen und psychologischen Erscheinungen Japans die bezeichnendste eben der Umstand, wie rasch die Nation die Kultur und die Zivilisation fremder Völker sich angeeignet und den eigenen Verhältnissen angepaßt hat.

IV.

Der chinesische Ästhetizismus, der im 14. und 15. Jahrhundert zu neuer Blüte gelangt war, fand den hellsten Widerklang gerade in den Silberhallen des Ginkakuji. Yosimasa hatte die hervorragendsten Geister seiner Nation um sich vereinigt. Alle die Philosophen, Gelehrten, Schriftsteller und Künstler waren seine Freunde. Durchwegs auserlesene Menschen wie ein Soami oder ein Senko, die von Illusionen umgeben ein ideales Leben zu führen bestrebt waren.

So ward Ginkakuji erbaut, so entstand der Zauberhain, so der Teich des ewigen Friedens, der Sengetsu, die Brücke der Unsterblichen, der Sadan; jeder Baum und jeder Strauch, jeder moosbedeckte Felsblock, jeder irisierende Wasserfall erhielt seine symbolische Benennung und seinen übertragenen Sinn in dieser cachierten Zauberwelt. —

V.

Die abstrakte und völlig ideale Weltanschauung übte ihren entscheidenden Einfluß auf Japans Malerei aus. Die berühmtesten Meister standen unter diesem Einflusse. Sie dachten und fühlten so, wie man in dieser idealen Welt dachte und zu fühlen sich bestrebte. Sie waren Ästhetiker im strengsten und edelsten Sinne des Wortes.

Um Japans Malerei verstehen zu können, müssen wir alle diese Umstände in Betracht ziehen; um ihre Gemälde genießen zu können, ist es sehr wesentlich, über die Ideen derselben im Reinen zu sein. Nur wenn wir die Ideale dieses Volkes kennen, vermögen wir seine künstlerischen Ausdrücke, seine Architektur, seine Skulptur, seine Malerei zu begreifen.

Betrachten wir nun die Werke einzelner Meister, so überrascht uns erstens der Entwurf, zweitens die Auffassung. Der Entwurf ist nicht einfach eine leblose Sache, auch nicht bloß eine Landschaft, ein Stilleben, sondern vielmehr der Gedanke, die Idee, die aus der Landschaft oder aus den Gegenständen zu dem Beschauer spricht. Wichtig ist das Erlauschen der Wechsel, der Effekte des Platzregens, das Traurige der stillen Abenddämmerung, mit einem Worte, der Stimmung als solche. Ein Chodensu, Sesson, Busson, Korin war vor allem in der Wiedergabe der Stimmungen unerreicht. Mit Sesshu erreichte der japanische Impressionismus die höchste Stufe.

Seine Bilder bestehen aus meist schlichten Reißpapierblättchen im Ausmaß von einigen Geviert-Zentimetern; auf dem weißen Blatte sind kaum ein paar mit Tusche gezogene Striche zu sehen, und doch erzielen diese Skizzen die höchsten Preise, ja sie sind heute fast unbezahlbar.

Die berühmten japanischen Kunstfreunde beurteilten den Wert eines Gegenstandes nicht nach der technischen Vollendung desselben. Sie bezahlten das Bild nicht als Objekt, als Möbelstück, sie bezahlten nicht den vergoldeten Rahmen, denn die Bilder hatten einen solchen gar nicht; sondern sie würdigten und feierten die Kunst selbst.

Die Ideen und Ideale der japanischen Kunst sind also ebenso, wie es in Europa der Fall ist oder sein sollte, das Wichtigste. Wir müssen wissen, was die Menschen begeistert hat. Wir müssen erstens wissen, was ihre Maler verewigen wollten. Wir müssen über ihre künstlerischen Bestrebungen im reinen sein. In dem Ausdruck der Aktion oder des seelischen Zustandes erblickten sie vor allem die Aufgabe des Künstlers. Daher kommt es, daß eine Handlung, eine Bewegung, mit einem Worte: der Ausdruck einer dynamischen Kraft niemals mit größerer Meisterschaft verewigt wurde als von den Japanern. Niemals ist der Flug eines Vogels oder das Schwimmen eines Fisches von einem Maler besser skizziert worden als von einem Motonobu, bezw. von einem Okyo.

Doch die großen Impressionisten Japans gingen noch weiter und wollten die verschiedenen Gefühle in dem Beschauer erwecken. Sie waren bestrebt, ihre künstlerischen Eingebungen gleichsam suggestiv auf das Publikum zu übertragen. In diesem Sinne ist — um ein bekanntes Gemälde anzuführen — Sesshus ‚Abschied'* ein wahres Kunstwerk. Es ist alles im allem ein flüchtig skizziertes Segelboot und eine mit einigen Strichen umrissene Gestalt. Trotz der primitiven Faktur dringt in uns der volle Ernst der Szene, unwiderstehlich bemächtigt sich des Beschauers das beklemmende Gefühl des Heimwehs.

Doch was schießlich in der Kunst eines jeden Volkes das Interessanteste, ist nicht die materielle, sondern die geistige Seite der Kunstbestrebung, mit einem Worte: die Philosophie der Kunst.

Nur wenn wir die Philosophie der Kunst Asiens studieren, können wir die Kunstschöpfungen seiner Völker verstehen, die Malerei Japans genießen.

* Eigentum des Kaisers.

Nur dann finden wir einen Sinn in den wenigen Strichen und Punkten. Wenn wir die von der unsrigen in den Details so verschiedene, aber in ihren Grundthesen der unsrigen dennoch ähnliche Ästhetik Japans kennen, vermögen wir erst die künstlerische Bedeutung ihrer Skizzen und deren vollen Kunstwert zu ermessen. Nur so ist der in der Malerei Japans sich äußernde nationale Geist zu begreifen, welcher zwar in Farben und Formen Ausdruck sucht, die den europäischen entgegengesetzt sind, aber dennoch verrät, was schließlich das Wesentliche ist: das in den fahlen Farben und in der verschwommenen Zeichnung latente menschliche Talent, des Künstlers Genius.

VI.

Noch will ich einige Worte von der hochbedeutsamen moralischen Wirkung der japanischen Kunst sagen. Vergessen wir nicht, daß die religiösen Begriffe dieses Volkes ziemlich dunkel und verworren waren. Es neigte bald zu dieser, bald zu jener Richtung, es folgte bald den Lehren des Confucius, bald jenen des Lao-Tse oder Buddhas. Inmitten dieser Schwenkungen wurde das übernatürliche Moralische durch die natürliche Harmonie ersetzt. Für den Mangel der Ethik suchte die Ästhetik schadlos zu halten. Die Künste hatten nebst der Zerstreuung auch noch die Aufgabe, zu veredeln und zu erheben. Daher kommt es, daß wir in der japanischen Literatur oder Kunst niemals rohe oder sinnliche Züge finden. Was gemein und niedrig ist, war von vornherein ausgeschlossen. Die Kunst wollte vor allem nicht zu den Instinkten sprechen, sondern zum Intellekt.

Die Künstler suchten nicht Leidenschaft zu erregen, sondern Ideen zu erwecken. Nur so konnte die Kunst mit allen ihren Idealen ein Gemeingut der Nation werden, nur so konnte das Volk sich zu ihren höchsten Idealen und zu ihrer ganzen Ideologie bekennen. In solcher Weise entwickelte sich der japanische Ästhetizismus nicht bloß zu dem raffiniertesten, sondern auch zu dem volkstümlichsten. Von den Ateliers ausgehend, drang diese Kunst bis zu den Hütten der Arbeiter und wirkte verbessernd, veredelnd, erhebend auf die Gesellschaft. Sie beeinflußte die Manieren, schliff die Formen, machte den Verkehr angenehmer. Die Kunst trachtete mit einem Worte auf den unebenen Pfaden des Alltagslebens Harmonie zu schaffen.

Hat jenes ferne Land der Welt auch nicht die allergrößten Künstler gegeben, so war sein Volk doch das am meisten künstlerische. Der ästhetische Sinn der Nation hat alle Schichten der Gesellschaft durchdrungen, Gleichgewicht und Einklang zwischen den konträrsten Elementen geschaffen. Und das ist eben das bedeutsamste Moment der Ästhetik Nippons, denn ihre Wirkung ist — wie wir sehen — nicht bloß eine künstlerische, sondern auch eine soziale. Sie hat die Gesellschaft verfeinert, das Volk veredelt. Die Poesie der Vorstellungswelt hat die Prosa des wirklichen Lebens erträglicher gemacht.





Ein romantisches Dokument.

Mitgeteilt und erläutert von A. M. von Steinle.

Fast ein Jahrhundert mußte hingehen, ehe von den zünftigen Literaten das durch Voß begründete Vorurteil gegen die Romantiker beiseite gesetzt und ihre Schriften gelesen und studiert wurden — und heute veranstaltet man von des in den meisten Literaturgeschichten kaum erwähnten, immer schief und falsch beurteilten Clemens Brentano gesamten Schriften eine Neuausgabe und wiegt die ersten Drucke seines ‚Godwi' und seines Märchens ‚Gockel, Hinkel und Gackeleia' mit Gold auf. In katholischen Kreisen waren seine ‚Märchen' bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts allgemeine Hauslektüre. Dann war er eine zeitlang ganz vergessen, bis die Diel-Kreitensche Ausgabe einer Auswahl seiner Dichtungen [1]) und das von Diel entworfene, von Kreiten allzu ängstlich überarbeitete Lebensbild des Dichters [2]) ihn dem katholischen Lesepublikum wieder näher brachte. Das heutige allgemeine Interesse für den romantischsten Romantiker dürfte den beiden Büchern von Ricarda Huch über die Romantik [3]) zu verdanken sein, in welchen Brentano zum erstenmal von nichtkatholischer Seite eine — abgesehen von gewissen, Katholiken gegenüber wie es scheint unvermeidlichen Schiefheiten — unbefangene und gerechte Würdigung zuteil wird.

Es dürfte daher gerade jetzt die Zeit gekommen sein, ein bisher unbekanntes Dokument Brentanoscher Phantasie zu publizieren, für das es bislang an Verständnis gefehlt hätte — und für das es bis zum Jahre 1874 sogar an genügender Erklärungsmöglichkeit gefehlt hat.

Dies Dokument ist keine Dichtung, sondern eine Zeichnung von Brentanos Hand. Daß Brentano zeichnete und nicht übel zeichnete, ist von seinen Biographen nicht erwähnt. — Den 11 Bildern in der Originalausgabe des Gockelmärchens liegen Entwürfe von seiner Hand zugrunde, deren erste vier von einem Fräulein Maximiliane Pernelle, deren spätere durch einen unbekannten Zeichner auf den Lithographierstein übertragen und unter des Dichters Aufsicht im Detail ausgeführt wurden. [4]) Auch die mit ‚ipse fecit' gezeichnete

1) Herder 1873. 2 Bde.

2) Herder 1878. 2 Bde.

3) Ricarda Huch. Ausbreitung und Verfall der Romantik 1902. Blütezeit der Romantik 3. Aufl. 1905. Leipzig, H. Haessel.

4) Brentanos Briefe an Böhmer v. 29. Nov. 1836 und besonders der vom 27. Febr. 1837. Ges. W. Bd. 9. p. 349 ff.

Beilage zu seinem ‚Philister vor, in und nach der Geschichte' ist von des Dichters Hand.

Die als Beilage zu diesem Artikel zum ersten Male ans Licht gebrachte Zeichnung Clemens Brentanos ist an Emilie Linder, die bekannte in München lebende Baseler Malerin, gerichtet. Sie ist mit Clemens Brentanos Briefen an Emilie Linder im Juni 1862 von dieser an Eduard v. Steinle gegeben worden mit dem Anheimstellen, nach seinem Gutdünken mit diesen Papieren zu verfahren. Steinle hatte schon im November 1856 an Emilie Linder geschrieben, daß er ihr nur raten könne, die Briefe Brentanos zu verbrennen. ‚Persönlicheres als Ihre Briefe (von Clemens) ist vielleicht nicht unter Clemens Nachlaß.' Steinle schrieb nach Erhalt dieser Sendung am 19. August 1862 an Emilie Linder: ‚Die Schriften und Zeichnung habe ich erhalten und nicht ohne eigentümliche Wehmuth jedes Blättchen gelesen. An dem Tage, als ich im Jahre 1837 Clemens in München kennen lernte, sagte er zu mir: „Ich bin ein sehr unglücklicher Mensch, denn ich kann kein Glas Wasser füllen, ohne daß das Wasser über den Tisch läuft." — Wie wahr hat Clemens sich selbst geschildert.

Die große Zeichnung enthält so viel Geschmackloses und Barockes als nur möglich, und dennoch ist sie wie die Erfindung eines phantasievollen und ungezogenen Kindes. Das war aber Clemens im Grunde, und das kann uns immer mit ihm aussöhnen. Bewahren wir alles Gute und Schöne, was uns Gott der Herr durch diese Seele zuführen wollte.'

Während Edw. v. Steinle die ihm übersandten Briefe Brentanos vernichtet hat, hat er die Zeichnung aufbewahrt, und so ist sie in die Hände des Herausgebers gekommen, der wohl in der Tatsache ihrer Erhaltung eine Rechtfertigung ihrer Publikation erblicken kann, zumal die Zeichnung nichts enthält, was nicht durch die Biographien Brentanos und Emilie Linders allgemein bekannt wäre.

Die Zeichnung ist derart phantastisch und so ächt Brentanoschen Geistes, daß man wohl mit Recht die Bezeichnung der Überschrift dieses Artikels auf sie anwenden darf.

Ihre Komposition und Anlage erinnert auf den ersten Blick sofort an Runges Art, dessen größter Verehrer Brentano war und den er zu Kompositionen zu seinen ‚Romanzen vom Rosenkranze' zu gewinnen hoffte und suchte derart, daß er die freudige Fortsetzung der Romanzen von Runges Mitwirkung abhängig erklärte*). Als Runge, der freudig auf die Anregung eingegangen war, im selben Jahre (1810) starb, hat dann Brentano auch die ‚Romanzen' unvollendet liegen lassen.

Was nun den Inhalt der Zeichnung anlangt, so habe ich oben bemerkt, daß es vor 1874 an einer Erklärungsmöglichkeit derselben für Dritte gefehlt habe. Dies gilt besonders von der unteren Partie, in welcher wir den Dichter selbst in einer Grotte, eine Nixe bewundernd, sehen, während in

*) Brentanos Briefe an Runge, Ges. Schr. Br. 8. S. 135 ff.

dem die Grotte umgebenden Meere andere Nixen mit geflügelten Kindern sich tummeln. Diese, aus keiner der damals bekannten Dichtungen Brentanos erklärbare Darstellung hat offenbar Edw. v. Steinles Urteil über die Zeichnung, sie ‚enthielte so viel Geschmackloses und Barockes‘, veranlaßt; denn auf den ersten Blick scheint ja die Zeichnung wie ein Liebeswerben und ein Inaussichtstellen reichgesegneten Familienlebens.

Erst die Anfangs der siebziger Jahre von Frau Christian Brentano aufgefundene Abschrift der ersten Fassung der ‚Chronika des fahrenden Schülers‘ mit dem angehängten überaus phantastischen und tiefen ‚Märchen vom traurigen Untergang irdischer Liebe‘ gab mir, wie durch einen Strahl erleuchtet, die Deutung, welche wohl als durchaus ungezwungen gelten darf.

In der Grotte unten sitzt der Dichter selbst, der ‚Pilger‘, verstohlen nach der Seite den ‚Perlengeist‘, den Geist der Weltlust und Weltfreude, welcher den Männern als schönes Weib, den Frauen als schöner Jüngling erscheint, anblickend; er hat seinen Pilgerstab in die Erde gesteckt und hält ein Strickgarn, das ein vor ihm hockendes Eichhörnchen abwickelt.

Der Dichter ist am Ziel angelangt; er schreitet endlich zur Abwickelung seines Lebensgespinstes d. h. zur Herausgabe seiner Dichtungen, zu welcher ihn seine Münchener Freunde und besonders der Frankfurter Freund Urkundius Regestus, Dr. Böhmer, antrieben, welch letzterer alle ihm überlassenen Manuskripte eigenhändig abgeschrieben hatte. Ob das Eichhörnchen, dieses stets in Bewegung befindliche Tierchen, eine Anspielung auf den stimulierenden Eifer Dr. Böhmers sein soll — wer vermöchte in einem Bilde, das von Symbolen geradezu wimmelt, alles und jedes zu erklären? Daß bei dieser Arbeit, dem Wiederversenken in die seit Jahrzehnten liegen gelassenen Manuskripte, der vom Dichter überwundene Geist der Weltlust und Weltfreude wieder aufleben könne, ist durch das Liebäugeln mit dem Perlengeiste angedeutet — und durch den Affen, der aus dem am Pilgerstabe angehängten Korb herausklettert und mit einer Lichtputzschere einen Faden abschneiden will, an welchem ein Bohrer hängt, der den Dichter in die obere, später zu beschreibenden Region emporziehen soll. Unter dem Affen darf man wohl die Phantasie verstehen, die dem Dichter manchen Streich gespielt und ihm heimlich im Korbe versteckt gefolgt und ihm wieder einen Streich zu spielen gekommen ist. Von echt Brentanoschem Übermute und Humor zeigt die Schurzbekleidung des Affen, die aus einem Lindenblatte gebildet ist.

Die kleinen geflügelten Kinder stellen des Dichters geistige Kinder, seine Dichtungen dar, die er seiner Ansicht nach mit Geistern aus der Grotte des Perlengeistes, den Nixen, gezeugt hat. Das eine ganz rechts im Vordergrunde, ungeflügelt, ist samt seiner Mutter in Korallen verstrickt und unrettbar verloren — es ist sein von dem Dichter so schwerbeklagter Roman ‚Godwi‘; ganz oben rechts am Wege auf dem Felsen blüht ein ‚Schneeglöckchen‘, von einem kleinen Genius geläutet: die Jugenddichtung gleichen Namens, von welcher es scheinbar kein Exemplar mehr gibt. Links werden

einer Nixe Körbe und Bettchen gebracht, um die Kinder der Phantasie zu betten und zu verwahren. Auf die Nixe links im Vordergrunde müssen wir später zurückkommen.

Der obere, sich über dem Fels aufbauende Teil der Zeichnung ist eine Verherrlichung seiner hochverehrten und geliebten Freundin Emilie Linder.

Aus einer Lilie erhebt sich eine Linde, auf welcher ein Stern sich ausbreitet. In diesem Stern wird das neugeborene Kind von einem Engel getauft, während es seine Namenspatronin hält. In den Zweigen der Linde wohnen die ‚Weisheit', ‚Glaube', ‚Hoffnung' und ‚Liebe' dem Akte bei, während oben im Himmel das Seelchen des Täuflings sich mit dem Datum des Tauftages, gehalten von dem Tagesheiligen, Petrus von Alcantara, und begleitet vom hl. Lucas, dem Patron der Maler, in das Buch des Lebens einträgt. Unter der Linde in einem Garten entwickelt sich das Kind zur Jungfrau — darüber auf mehreren Lilien erscheint sie in ihren Haupttätigkeiten als Malerin, Musikerin und als eifrig der Wissenschaft Obliegende. Ohne auf alles Einzelne der überreichen Komposition einzugehen, sei nur darauf hingewiesen, daß von Knaben gehaltene Spruchbänder die Lieblingslektüre Emilie Linders verzeichnen, darunter die ihr von Baader gewidmete Schrift ‚Vierzig Sätze aus der christlichen Erotik'.

Im Felsen über der Grotte sind verschiedene Kammern angebracht. In der Kammer rechts sitzt Emilie Linder, Briefe schreibend. Das bedeutet ihre ausgedehnte, meist mit Liebesgaben begleitete Korrespondenz, deren Früchte ein Engelchen durch eine Lücke in eine darunter befindliche Sternenkammer (himmlischen Lohn) schüttet.

In der mittleren Kammer sitzt Emilie, Kinderkleider für arme Kinder nähend, in der Ecke steht die Malerstaffelei und die Harfe.

In der Kammer links liegt Emilie am Boden und hat ein langes klammerartiges Instrument in der Hand, in welchem ein kleiner Genienflügel eingeklemmt ist. Der kleine Genius, der am Flügel eingefangen war, ist unter Verlust seines Flügels wieder hinabgestürzt und liegt (ganz vorn unten links) weinend auf dem Schoße seiner Mutter, welche drohend die Hand nach der Anglerin ausstreckt. In der Kammer stehen allerhand ausgestopfte und in Spiritus gesetzte Tiere und Wechselbälge; in einer darunter befindlichen Kammer sind eingefangene kleine Genien hinter einem Gitter verwahrt, davor ein Futterkasten mit Herzen, aus dem sie genährt, d. h. mit Liebe gepflegt werden. Aus der oberen Kammer hängt die Schnur herab, welche den über dem Kopfe des Dichters schwebenden Bohrer hält. Hier ist symbolisch die Mitarbeit Emilie Linders an der Überarbeitung, Emendierung und Redaktion der herauszugebenden Dichtungen Brentanos dargestellt. An manchen glaubt der Dichter die Liebesmühe verloren, andere hält er für Wechselbälge oder des Lebens nicht werte Produkte, die anderen müssen erst gezähnt und mit Liebe behandelt neu gekleidet werden.

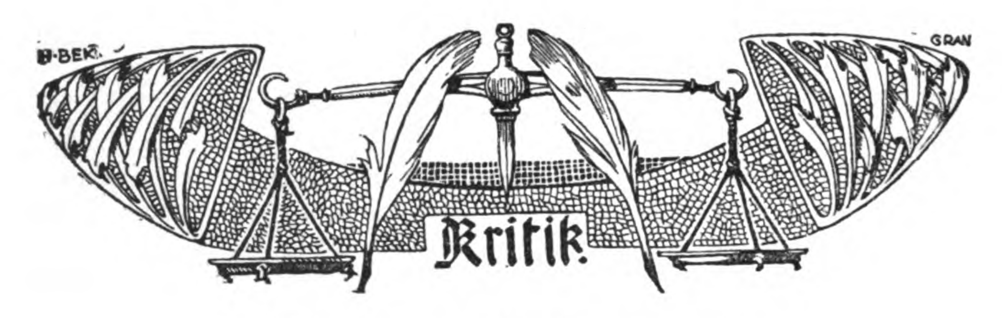
Die Darstellungen links und rechts vom Felsen in der Luft zeigen

links die unsichtbare, die protestantische, rechts die sichtbare, die katholische Kirche und in den oberen Erscheinungen, durch die darüber schwebenden Symbole und Spruchbänder erklärt, das Schicksal angedeutet, welches der Freundin drohe, wenn sie dem Ruf der Gnade widerstehend nicht zur wahren Kirche zurückkehre, wo allein sie himmlischen Lohn finden würde.

Der Gesamtinhalt der Zeichnung deutet darauf hin, daß sie entstanden ist zu jener Zeit, als der Dichter den Gedanken, sich mit Emilie Linder zu verheiraten, endgültig aufgegeben hatte und nur noch in brüderlicher Liebe ihre Rückkehr zur katholischen Kirche zu betreiben sich gedrängt fühlte. Und so steigt sie als kluge Jungfrau mit brennender Lampe die Felsentreppe hinab, um in dem Schifflein der Kirche, welches von der hl. Familie besetzt heranschwimmt, Platz zu nehmen, unbekümmert um das Brummen des heimatlichen Schweizerlöwen. Wir dürfen also die Entstehung der Zeichnung in die Zeit 1835—36 versetzen.

Sie ist, abgesehen von ihrem Inhalt als hochromantisches Dokument, ein urkundlicher Beweis, daß Emilie Linders Anteil an der Herrichtung der Märchen Brentanos zur endlichen Drucklegung viel größer war, als man bisher annahm. Ist es bei der bekannten Zartheit und Bescheidenheit Emilie Linders begreiflich, daß sie selbst in ihren Korrespondenzen davon nichts erwähnt und wohl auch Brentano auferlegt hatte, nichts davon zu erwähnen, so ist andererseits bei den von Brentano hochgeschätzten Eigenschaften Emilie Linders sicher anzunehmen, daß er gerade ihrem Arbitrium das größte Zutrauen schenkte. Die Zeichnung ist ferner durch den Platz, welchen der Dichter dem ‚Schneeglöckchen' anweist, ein dokumentarischer Beweis dafür, daß er diese Dichtung nicht zu denjenigen zählt, welche er nach seiner Ansicht zu bereuen Ursache hätte. Wir haben uns absichtlich darauf beschränkt, den Sinn der Zeichnung nur in großen Zügen zu erklären, ohne auf die vielen Details derselben einzugehen, die, wie Edw. v. Steinle richtig urteilt, sehr viel Barockes enthalten. Vieles wird verständlich durch die angebrachten Sprüche, anderes, wenn man sich die an Emilie Linder gerichteten Gedichte Brentanos und die Verflechtung ihrer Person in das ‚Tagebuch der Ahnfrau' vergegenwärtigt. Immerhin aber wird von dieser Zeichnung mehr noch als von manchen Brentanoschen Dichtungen des Dichters eigenes Wort wahr bleiben: ‚Ich kann kein Glas Wasser füllen, ohne daß das Wasser über den Tisch läuft.'





Ein Grazer Lokalroman.*

Dieses Buch hat ein ziemliches Rumoren hervorgebracht, der Eifer von Freunden, das Geschick des Verlegers, etwas Glück, sie einigten sich zu dem hübschen Erfolg: 6000 Exemplare ungefähr binnen Jahresfrist. Das werden nun freilich kaum die Grazer in Graz bestritten haben, denn diese kaufen in der Regel nicht gerne Bücher, sondern entleihen sie lieber, wie denn auf der Liste der steiermärkischen Landesbibliothek für Monate hin Leser dieses Bandes vorgemerkt sind. Einen Grazer Lokalroman habe ich das Werk des neuen Autors genannt. Der geläufigen Definition dieses Ausdruckes entspricht es nun eigentlich nicht, denn darnach müßten die Vorgänge der Erzählung engstens mit ihrem Orte verknüpft und durch ihn bedingt sein, etwa wie Willibald Alexis und Paul Lindau einen Berliner Lokalroman oder, in einigem Abstande davon, Eduard Breier und Theodor Scheibe den von Wien geschrieben hatten. Das läßt sich von dem Buche Bartschens nicht behaupten, einfach deshalb, weil nichts darin geschieht.

Denn sein Inhalt läßt sich kurz in Folgendes zusammenfassen: vier junge Leute, denen acht andere sich anschließen, sämtlich ‚Studenten‘ in dem vagen Sinne, wie man das Wort in Graz gebraucht, stiften einen ‚statutenlosen Verein des Geheimnisses vom Glück, zur kunstgemäßen Entwicklung von Stimmungen, zur Erzeugung wunderschöner Erinnerungen, zur Benutzung schöner Tage, zum Gutestundenfang‘. Mit Einschnitten, nicht aber in Abschnitten wird uns berichtet — denn das Buch ist völlig ungegliedert — wie dieses Unternehmen sich vollzogen hat. Sieht man genauer zu, so läuft die Sache darauf hinaus, daß ein Teil der Genossen Grillen fängt, sich der Naturheilkunde ergibt und auf die Wanderpredigt verlegt, eine größere Gruppe geht Liebesabenteuern nach, die zwar poetisch aufgefaßt werden, im Grunde jedoch ziemlich ordinär sich ausnehmen, ein paar beschäftigen sich dilettantisch mit Kunst und Kunstgeschichte, einer schreibt heimlich donnernde Briefe an Kaiser Wilhelm II., um ihm Reformideen für sein Herrscheramt beizubringen.

In der Darstellung der Ritte, welche diese kleinen Don Quixotes auf ihren Steckenpferden unternehmen, zerläuft das Buch. Um es nun wenigstens äußerlich zusammenzuhalten und einzurahmen, hat sich der Verfasser einen Mechanismus erfunden: das ist eine Art Drehscheibe, in deren Mitte sich die schöne, ‚lichte‘, schlanke Frau Professor Karminell langsam wie die Säule eines Ringelspieles um sich selbst bewegt, indes die zwölf Studenten, in ungefähr gleichen Abständen am Rande der Platte festgesteckt, die Dame umkreisen und dazu ihre Kapriolen schneiden. Zuletzt ergibt sich die Schöne, die Tochter eines Grazer Großindustriellen und eine Macht der dortigen Gesellschaft, einem der Zwölf, natürlich im Ehebruch, die übrigen

---

* Zwölf aus der Steiermark. Roman von Rudolf Hans Bartsch. Mit Umschlagzeichnung von Alfred Keller, Wien. Sechstes Tausend. Leipzig, L. Staackmann 1908. M. 6.—.

wischen sich resigniert den Mund ab oder ‚beruhigen sich‘, wie der Verfasser die Dame sagen läßt, durch andere Vergnügungen (sie suochten armiu wîp, würde Hartmann von Aue gesagt haben), nach und nach zerstreuen sie sich, einer und der andere purzeln überhaupt um und werden durch den Tod aus der Darstellung entfernt.

Das gibt demnach gewiß keinen Roman im modernen Sinne des Wortes. Eher schon in dem einer älteren Zeit, der Überlieferung der romantischen Schule zweiter Generation. Dort begegnen diese Geschichten, die keinen Anfang und kein Ende, aber auch keine Ereignisse in der Mitte haben, ohne Problem und ohne Katastrophe, ohne Körper und ohne Schatten, ein farbiges Bündel von Stimmungen, duftig, poetisch, interessant. Nun glaube ich allerdings nicht, daß der Verfasser, dessen literarhistorische Kenntnisse sich wenig unter die Oberfläche senken, an die deutschen Romantiker dachte, als er sein Buch schrieb: auf das Arrangement seines Stoffes mag er aus äußerem Anlaß gekommen sein, das Wichtigste war ihm der Stoff selbst, nämlich die Stimmungen. Und diese hat er tatsächlich zu verwerten gewußt.

Es ist eine Frage untergeordneten Ranges, in welchem Verhältnis der Autor zu seinen Figuren steht: hat er sie aus dem Leben geschöpft oder hat er sich selbst und seine Grazer Erfahrungen auf die zwölf roten Kleckse verteilt, die geschmacklos den Vorderdeckel des Bandes schmücken? Vielleicht beides zugleich. Jedesfalls hat er seinen Gestalten wenig Leiblichkeit verliehen, bisweilen nehmen sie sich, sogar in den erkünstelten Namen, etwas allegorisch aus. Am meisten lebendige Rundung besitzt unter den Zwölfen O'Brien, der schließlich Offizier wird und als solcher in einem Grazer Straßenlärm, den dieses Schattenspiel zur Größe eines welthistorischen Geschehnisses überdehnt, auf seine früheren Kameraden schießen läßt. Diese Figur stammt wohl aus dem nächsten Gesichtskreise des Verfassers, und da dünkt es mich bezeichnend, daß ihm dessen Offiziersqualitäten ausschließlich in den galanten Fähigkeiten zu bestehen scheinen: der Standpunkt des Troupiers in der kleinen Garnison, nicht des Generalstäblers. O'Brien ist ein Leutnant aus Bilses berüchtigtem Pamphlet und ein sehr wenig erfreulicher Repräsentant seines Standes.

In etwas besserer Gesellschaft bewegen wir uns bei Othmar Kantilener und Amadé Helbig, zwei Gestalten, die Bartsch sichtlich mit lebhaftem inneren Anteil entworfen hat. Helbig wäre nicht sehr wahrscheinlich, wenn er nicht ein Grazer sein sollte. Ein gescheiter Bursch, aber in der ganzen Konstitution seiner Persönlichkeit von seiner Umgebung abhängig, die ihn trägt und hält. Nach einer Liebschaft, die ihn körperlich zerrüttet, begibt er sich als Dr. jur. in ein Ministerialbureau nach Wien, wo ihm eine glänzende Laufbahn bevorsteht. Wider alle, ich möchte sagen, Naturnotwendigkeit, denn in solchen Leuten entfaltet sich sonst fast immer ein sehr energisches Strebertum, fühlt sich der vom Grazer Nährboden Losgerissene zu Wien höchst unglücklich, und als er sich nun überdies für tuberkulös hält, erschießt er sich und läßt seine Asche mit theatralischer Inszenierung auf dem Boden der steirischen Heimat zerflattern. Ich glaube nicht an die Realität dieser Figur, sondern meine, daß der Autor in ihr eine seiner eigenen Stimmungen eingefangen und zu einer Person verdichtet hat. Doch leugne ich nicht, daß es Menschen gibt, für die eine Devise ‚extra Styriam non est vita‘ geprägt werden könnte und die darnach leben. Nur sehen solche Leute gewöhnlich anders aus als der nervöse Helbig, sie ähneln mehr dem vierschrötigen Scheggl aus Eisenerz und stolpern jedesfalls nicht über ein solches Gesindel von Wiener Quartiervermietern, wie sie Bartsch in einer Schlußepisode mit beachtenswerter Schärfe gesehen und beschrieben hat.

Am meisten von seinem eigenen Wesen hat der Verfasser offenbar dem Othmar Kantilener verliehen, der unter dem ganzen Dutzend das beträchtlichste Quantum Ehrenhaftigkeit und Opfermut besitzt, daher auch schließlich durch das Wunderweib beglückt wird. Cantilena heißt das Lied, zumal in der Oper, und ich zweifle nicht, daß Bartsch diesen Jüngling dadurch als Lyriker hat kennzeichnen wollen. Ist die Weisheit, welche die Zwölf in ihren Sprüchen von sich geben, zuweilen etwas fadenscheinig und kommen sie sich selbst viel bedeutender vor, als ihre Worte auszudrücken vermögen, so wird hingegen Kantilener von seinem Schöpfer mit ganz niedlichen Sachen ausgestattet, und die Lieder, die er ihm zuschreibt, beweisen, daß wenigstens Bartsch in der Tat ein lyrischer Dichter ist. Da stehen z. B. S. 166 zwei Strophen, die sich sehen lassen können:

,Es ist ein Jahr. Ich stand noch allein
Im sonnedurchschauerten Buchenhain
Und strebte zu wandern, zu wandern!
Dort hinter den Bergen das Wunderland
Die Höhen mir selber noch unbekannt,
Ach, eine hinter der andern!

Nun weiß ich, wie die Blauferne trügt;
Ich kenne, was hinter den Wäldern liegt
Und wanderte über die Höhnflucht.
Die Frauen brachten mir Leid und Glück,
Und armausbreitend schau ich zurück
Und sterbe vor Sehnsucht — nach Sehnsucht!'

Noch manche andere Versgruppen, die über das Buch hingestreut sind, verdienten es, zitiert zu werden.

Lassen wir die Jünger der Naturheilkunde und ihr närrisches Apostolat beiseite, da sie sich eher einem wirtschaftlichen als einem poetischen Problem zuordnen; entspricht doch die Triebkraft ihrer Propaganda hauptsächlich dem Bestreben, sich von der teuren Medizin und ihren Ärzten freizumachen: Wasser und Luft und Sonne kosten nichts, die Kleidung wenig, ebenso die vegetarische Nahrung, wenn man sie nicht zu ernst nimmt. Man spart und erfreut sich eines wohltuenden Gefühles der Überlegenheit, indem man die medizinische Sippschaft verachtet, die man freilich wieder holen lassen muß, sobald es ans Sterben geht.

Der Querkopf Cyrus Wigram muß einstweilen übergangen werden, Arbold von der Ostgotia ist doch nur eine Karikatur auf die Burschenschafter, Zimbal ein Lump, der nicht der Rede wert ist. Da bleibt uns noch der Slowene Semljaric mit dem deutschen Vornamen Bodo, in ihm soll sich die Bezauberung des slavischen Studenten durch die deutsche Kultur, Wissenschaft und Kunst verkörpern, der er sich nur nach harten Kämpfen entwindet, indem er aus der Gefahr, deutsch zu werden, zum Fanatismus seiner Konnationalen zurückkehrt. An diese Figur glaube ich nicht, obgleich sie dem versöhnlichen Sinne des Autors alle Ehre macht. Diesem Traumbild kam ein Grad von Wirklichkeit zu in jener fernen Zeit, als Franz Miklosich aus der Südsteiermark emporgestiegen war. Heute betreten die slowenischen Studenten eine deutsche Universität mit verbissenem Trotz, mit Ingrimm darüber, daß sie eine nationale Hochschule noch nicht haben schaffen können, sie sind bereits an der Mittelschule mit dem giftigsten Haß wider das deutsche Volkstum angesogen, sie lernen die deutsche Sprache nicht mehr, weil es die Sprache ihrer Feinde ist und weil sie hoffen, binnen abmeßbarer Frist alles Deutsche unter sich zu stoßen und mit der zähen Rachgier des slavischen Blutes zu zertreten. Ich erörtere die Frage nicht, wem die Historie an diesem todbringenden Gegensatz die größere Schuld

zuschreibt, den Deutschen oder den Slowenen; ich stelle nur fest, wie die Dinge wirklich liegen, damit nicht eine Gestalt wie Bodo Semljaric für möglich oder wirklich gehalten werde und daraus eine kränkelnde Sentimentalität sich entwickele. Wir wissen in der Gegenwart nur zu genau, welch ungeheuren Mißgriff das deutsche Gewinsel um die edlen Polen vor drei und zwei Menschenaltern bedeutete, viel gefahrbringender als der bloß lächerliche Kultus der Pseudo-Hellenen; wir dürfen uns einen solchen Luxus, wie es die Gefühle schwächlich-humaner Auffassung der Alpenslaven wären, durchaus nicht gestatten, sondern müssen sie nach wie vor ernstlich für unsere Feinde halten, und zwar für Feinde, die gar nicht unterschätzt werden dürfen.

Näher der Wirklichkeit steht in Bartschens Romane der jüdische Musiker Bohnstock, obzwar ihn der Autor aus demselben blassen irrealen Humanismus heraus geschaffen hat wie seinen mit deutschen Studenten fraternisierenden Repräsentanten des Slowenentums. Unter den Juden begegnen tatsächlich mitunter solche durchaus ideal angelegte Persönlichkeiten, die sich in der Sehnsucht des Anschlusses an ein kraftvolles nationales Wesen verzehren und, wenn sie die Hand einer göttlichen Kunst zu ergreifen vermögen, mit ihrer Hilfe sich über die Klüfte des modernen Lebens hinwegschwingen wollen. Und Musik ist gewiß die Kunst, welche allzeit am meisten international war. Von Musik ist überhaupt in dem Buche viel die Rede, und nicht bloß aus faselndem und innerlich unbeteiligtem Scheinenthusiasmus, es wird manches verständige und hörenswerte Wort gesprochen über die ärmliche Kunst der Nachtreterschaft Richard Wagners, über das deutsche Lied der Gegenwart und das Verhältnis der Komponisten dazu und dergleichen.

Kürzer darf ich mich fassen, indem ich an dem mechanischen Mittelpunkte des Buches, der ‚lichten' Frau von Karminell vorbeigehe, in welche der Autor alle seine Beobachtungen weiblicher Schönheit zusammengetragen, und, so gut es gehen wollte, verbunden hat; auch die übrigen Nebenfiguren genügt es, mit dem Blick zu streifen. Der Verfasser ist einem bedenklichen Übelstande nicht ganz aus dem Wege gegangen. Er hat seinen Personen, vielleicht ganz absichtslos, Umrisse und Farben aus der erlebten Grazer Wirklichkeit verliehen und ist dadurch in die gefährliche Nähe des Schlüsselromanes geraten. Für diese Gattung ist aber er und seine Arbeit zu gut, da muß er einen scharfen Strich ziehen und sich für alle Zukunft von der Gemeinheit der Kolportageerzählungen, die das reichliche Honorar aus dem Schmutz der niedrigsten Instinkte ihres Publikums auflammeln, auf das bestimmteste trennen.

Es wäre ungerecht, wollte jemand aus diesen Nebenpartien des Buches von Bartsch den Anspruch auf dessen Bezeichnung als ‚Lokalroman' ableiten. Diese rechtfertigt sich auch nicht aus der Schilderung der Stadt Graz und ihrer Umgebungen, obschon häufig genug davon gesprochen wird und obschon der Verfasser mit Emphase bis zum Überdruß seine eigenen Zwölf durchstreicht und nur Graz als seinen Helden will gelten lassen. Denn diese Schilderungen machen nicht die Stärke des Autors aus, so breit sie sich auch allenthalben vordrängen. Zwar kennt Bartsch die Örtlichkeiten ausreichend genau, aber er beschreibt sie mit viel zu geringer Rücksicht auf die Einzelheiten, und ich bin gar nicht überzeugt, ob jemand, der das Grazer Stadtbild nicht schon in sich aufgenommen hat, es aus den 383 Druckseiten dieses Buches zu konstruieren vermag. Es ist eben gar nicht so leicht, Landschaften gut, wirkungsvoll, und vor allem erkennbar zu beschreiben, — der verstorbene Geograph Eduard Richter hat einmal sehr feine Bemerkungen darüber

drucken lassen — und die wenigsten Erzähler von heute besitzen diese Fähigkeit oder wissen sie zu gebrauchen. Ferdinand Kürnberger war auch solcher Künste Herr, in fast jeder seiner Novellen schilderte er Szenen, die man in der Wirklichkeit nachweisen kann, und an einer Reihe von Stellen seiner vor kurzem herausgegebenen Briefe an eine Grazer Freundin beschreibt er steirische Landschaften mit einem Blick für die großen Linien und doch mit der notwendigen Achtung vor den Details so anschaulich, daß ich mindestens niemand weiß, der dies bisher besser vermocht hätte. Der Roman von Bartsch kommt allerdings nicht bloß in bezug auf das Landschaftliche zu kurz, wenn der Maßstab der modernen Technik, den uns Realismus und Naturalismus zurückgelassen haben, daran gelegt wird. Die nötigen Gaben fehlen dem Verfasser nicht ganz, das weist sich aus einzelnen Darstellungen, die durch ihr ganz offenherziges Einbekennen des Gesehenen wunderlich von der Umgebung abstechen (das Haus der Hebamme z. B., in dem die Schwangeren das Kindbett heimlich abwarten). Es kommt ihm jedoch im ganzen nicht darauf an; seine lyrischen Stimmungen sind ihm lieber und wichtiger. In diesen liegt denn auch der wahre Wert des Buches, sie sind durchaus echt und, was ich noch viel höher anschlage, sie steigen in der Tat aus der Atmosphäre von Graz auf und können nur aus dieser erzeugt sein. Deshalb dürfen die ‚Zwölf aus der Steiermark' auch ein Grazer Lokalroman heißen.

Dabei muß freilich sofort in Abzug gebracht werden, daß dieser Roman ein Buch der Jugend ist, wenn auch nicht just ein Buch für die Jugend. Nur die Jugend führt darin das Wort, sie interessiert sich auch nur für sich selber und sie allein hat Recht; der einzige ältere Mann des Werkes, Herr Professor Karminell, ist ein lächerlicher Dummkopf und Hahnrei. Doch genügt dieses Übergewicht der Jugend in dem Buche nicht, um die Souveränität des Genießens über alle sonstigen Aufgaben des Lebens zu erklären, die darin herrscht. Es muß die Stadt Graz selbst hinzugenommen werden, als deren Preislied das Werk sich empfiehlt, und es sei alsbald zugestanden: so ist die Stadt Graz in der Tat beschaffen, wie sie hier sich spiegelt. Über diesem Gemeinwesen, das schon in einem mehr als hundert Jahre alten Grudebook Murrays als the most luxurious city of Austria charakterisiert wurde, brütet ein heißer Dunstkreis von Genußsucht, von den brutalsten bis zu den feinsten Formen, der alle Straßen und Plätze durchzieht wie ein giftiger Schwaden, den Ernst lebendigen Wirkens austilgt, die Kräfte lähmt, und dessen verderblichem Hauch sich nur entziehen kann, wer sich auf sich selber stellt oder in der Fremde die daheim durch das Wohlleben zermürbten Kräfte wieder zu gewinnen und zu stählen trachtet. Es ist sehr bezeichnend, daß von der Lebensarbeit der Zwölf in dem Buche von Bartsch sehr wenig oder gar nicht gesprochen wird: mit Ausnahme der Spuren kunsthistorischer Vorlesungen, also ein rein ästhetisches Interesse, haben diese jungen Leute gar kein Verhältnis zu den Studien, auf denen ihre Zukunft sich aufbauen soll; es wird nebenbei erwähnt, daß der eine den Doktor macht, der andere an einer Dissertation schreibt, aber der Gegenstand ist vollkommen gleichgültig, jeder volle und tiefe Atemzug, den diese Menschen tun, lechzt von Begierde nach Genuß. Nicht ein Blatt von den 24 Druckbogen dieses Bandes ist den schwierigen Problemen gewidmet, die am Horizont der Gegenwart beängstigend schweben — die Spielerei mit der Naturheilkunde bedarf keiner Beachtung — es dominiert in dem Buch die Stimmung von Makarts sieben Todsünden oder der Niniviten des alten Testamentes vor ihrem Untergange. Diese Poesie weiß aus der Arbeit nicht zu schöpfen; wer arbeitet, ist für den Dichter ein

Lasttier, und Menschen, die sich mit Gedanken über Pflicht, Zwang, Not des Daseins plagen, sind Beladene und Gedrückte, die an dem Geheimnis des Glückes keinen Teil haben. Daraus versteht sich das Gewieher des Jubels, mit dem die „Zwölf aus der Steiermark“ in manchen Quartieren von Graz aufgenommen wurden: können sie nicht so leben, wie dieses Buch ihnen anwünscht, so möchten sie es doch so gerne. Und welcher Puls von Sittlichkeit schlägt in diesen Blättern: alle Mädchen sind zu haben, ausnahmslos, von der Hofratstochter bis zur Schenkdirne, ja, es sieht aus, als ob der Grundsatz, der nach dem Urteil von Kennern des Volkslebens in einem Teile Obersteiermarks herrscht, für Graz insbesondere Geltung haben sollte: nur die mehrfach gefallene Jungfrau hat Wert in der Gesellschaft, denn, was man anderwärts noch für Schande hält, wird hier als Merkmal der Anerkennung hoch taxiert. Warum auch nicht? Von manchen Völkern des grauen Altertums wird Ähnliches erzählt; noch heute soll es Menschen irgendwo auf Erden geben, die sich durch solche Prinzipien ihr Dasein erleichtern: gewiß locken diese dem Leben mehr ‚Stunden des Glückes‘ ab als die philiströsen Anhänger einer veralteten Moral.

Graz ist nicht Steiermark, und es sollen diese Darlegungen nicht eine allgemeingültige und nicht eine ausnahmslose Ansicht über die Stadt zum Ausdruck bringen, noch weniger über das Land, dessen Mittelpunkt sie bildet. Schon die Bevölkerung setzt sich in Stadt und Land verschieden zusammen; ein Blick in die Namen des Grazer Adreßkalenders überzeugt davon, wie stark an dieser Mischung die Slowenen beteiligt sind. Auch in der Steiermark selbst sind die Slaven durchaus im Vordringen und diesem Umstande wird vielleicht die Verantwortung für den Wandel zuzurechnen sein, der sich im Charakter der Steiermärker seit dem Mittelalter unzweifelhaft vollzogen hat. Denn die alten deutschen Herrengeschlechter, die einst mit ihren Leuten den still über die Mark ausgegossenen Slowenen ihren Besitz wieder entrissen und unter sich, die Hand am Schwert, aufgeteilt hatten, zumeist Bayern, wenige Sachsen und Franken, waren harte Männer und Gebieter (heute ist ‚hart‘ im Munde der Steirer kein auszeichnendes Prädikat wie anderswo, sondern ein Schimpfwort) und es hat sie wenig bekümmert, ob die Unterworfenen sie liebten oder haßten. Solcher Härte bedurfte die Steiermark während der vielen Jahrhunderte, da sie als wichtigste Grenzwacht das deutsche Reich mit dem eigenen Leibe decken mußte. Diese Leistung, historisch noch nicht ausreichend gewürdigt, forderte den Aufwand aller Kräfte: die in ihrer Art einzige Waffensammlung der Landstände im Grazer Zeughaus gewährt das ausreichende Zeugnis dafür, daß die Mark ihre Pflicht getan hat. Gewiß sind direkte Mitteilungen schon aus dem 13., dann aus dem 15. Jahrhundert überliefert, wonach die ‚reiche‘ Steiermark unter ihren Nachbarn ihres Hanges zu groben Genüssen halber einen besonderen Ruf genoß und mit mancherlei Gespött verfolgt wurde. Jedesfalls aber ist erst in der Neuzeit, während welcher die fatale Blutmischung sich ausbreitete, die Stärke der Weichheit gewichen, die zähe, wenngleich langsame Bauern- und Kriegerarbeit der Bequemlichkeit, und aus der Genußliebe hat sich die Genußsucht entwickelt. Die Steiermärker sind ein wackerer und leistungsfähiger Stamm, der in Kunst (man denke der glänzenden Erscheinung Hauberissers) und aller Art Werk tüchtig Schaffende in die Welt sendet: mögen die heutigen Märker dessen eingedenk bleiben, daß die Deutschen Männer brauchen und keine verweibten Dekadenten, und daß mannhaft zu schaffen wichtiger ist, denn aller Schnickschnack angeblicher Lebenskunst.

Ein Buch, das wie der Grazer Lokalroman von Bartsch aus dem Lebenskreise einer Stadt mit solcher Bestimmtheit ein getreues Bild seiner Stimmung zu schöpfen weiß, bezeugt nicht gewöhnliche Gaben und verdient mehr als einen Achtungserfolg, nämlich, daß es durch nachfolgende bessere Werke überwunden und in Schatten gestellt werde. Denn als die Schöpfung eines Anfängers leidet es natürlich an vielen Gebrechen, ganz abgesehen davon, daß mir vorläufig des Verfassers Anlagen mehr auf die Lyrik als auf das Epische gerichtet scheinen. Gerade jedoch, weil ich von dem jungen Autor Besseres und Bestes erhoffe, möchte ich am Schlusse ihm auch eine Warnung mitgeben. In Graz grassiert bei Künstlern und Literaten eine ansteckende Krankheit: die Lobsucht. Diese tritt tätig und leidend ins Erscheinen, Lober und Gelobte sind gleichermaßen von ihr erfaßt. Innerhalb ihrer Koterien beschäftigt man sich nur mit der eigenen Vortrefflichkeit und genießt sie von Morgen bis Abend, in den Zeitungen, am Stammtisch. in den Eckchen, welche der Wirbel einer Geselligkeit ganz anderen Inhaltes übrig läßt, und zwar mit unermüdetem Behagen. Der Begriff einer sachlichen Kritik fehlt diesen Kreisen gänzlich: die zu ihnen gehören, wissen sich eben so vollkommen, daß sie keiner ernsten, mahnenden Beurteilung bedürfen. Erhebt sich irgendwo Tadel oder Widerspruch, noch so leise geflüstert und noch so höflich unter dem Strich vorgetragen, so kann ein solcher Wagebold nur von Bosheit oder Feindschaft dahin beeinflußt sein, daß seine Augen den Glanz der Grazer Herrlichkeit nicht vertragen und daher falsch sehen. Gibt er dann nicht sofort klein bei, so wird er einfach ausgeschaltet: ‚Wir bleiben unter uns, denn da verstehen wir uns allein,‘ so hatte es bereits in Seldwyla geheißen. Innerhalb dieses Rahmens von Graz wachsen alle Talente zu übernatürlicher Größe empor; da kein Vergleichen mit anderen Kulturkreisen und -epochen geduldet wird, da es an historischer Perspektive durchaus fehlt, werden Kunstmängel nicht erkannt und bleiben deshalb ganz ungestört in ihrem üppigen Gedeihen. Nun ist aber das Buch von Bartsch technisch schlecht gemacht, es hat überhaupt keine Technik. Alles läuft durcheinander und auseinander, die lächerlichsten Wiederholungen stolpern vor dem Leser umher. Das Buch ist auch stillos und die Sprache mit ganz groben Defekten behaftet; teilweise stammen sie aus der Nachahmung übler Manieren von Schriftstellern, die der Verfasser als seine Muster verehrt. Zuweilen löst sich der Ausdruck schlechtweg in Sinnlosigkeit auf. Realistische Trivialitäten mengen sich unter den verzückten Schwung mit albernen Kontrasten. Dem Verfasser kann ich mit keinem höheren Zeichen die Schätzung seiner Gaben und seines Werkes ausdrücken, als indem ich ihm diese bitteren Wahrheiten (die Belege dafür habe ich gesammelt) hier sage, die er sonst von niemandem zu hören bekäme. Einem Anfänger von seiner Bildungsfreude und seinem Vermögen des Aufnehmens wünsche ich vor allem einen großen, würdigen Stoff: nimmt er sich dann mit aller Macht zusammen, eignet er sich Respekt an vor seiner Kunst und vor der deutschen Sprache, lernt von Gottfried Keller, Ferdinand von Saar, Frau von Eschenbach und anderen Meistern mit gebührender Treue und Hingebung, dann wird sein steiler und mühsamer Pfad ihn gewiß aufwärts führen nach jenen Höhen, auf denen die edle, große Kunst ihre Heimstätte aufgeschlagen hat.

Dr. Anton E. Schönbach.





Um einen neuen Jesustyp in der Malerei.

Wie Jesus als Menschensohn auf Erden ausgesehen hat, wissen wir nicht. Bis ins vierte Jahrhundert wurde er ohne Porträtabsicht jugendlich bartlos oft mit kurzem Haupthaar dargestellt. Dann kommt der männlich persönlichere Typus mit langem gescheiteltem Haupthaar und Bart. Er ist unser Jesustyp geblieben bis heute.*

Die Gegenwart hat nun einen neuen Jesustyp gebracht, einen kurzgeschorenen und bartlosen. Er hat bereits zu manchen Erörterungen Anlaß gegeben, nach seiner historischen Berechtigung wie seinem religiösen Gehalt. Nun hat sein Schöpfer Ludwig Fahrenkrog selber (Nord und Süd, Juli 1908) sein Werk verteidigt und sein Bekenntnis abgelegt. Und ein Bekenntnis nur kann ein religiöses Werk schaffen und sich darin spiegeln. Hören wir das Seinige:

‚Einen Jesus hat meine Seele gestaltet und ihm eine Form gegeben nach meinem Willen. Ja, ich habe ihn gebildet, ohne eurer zu gedenken. Denn, das war es ja nicht, daß ich um eine gütige Zustimmung geizig war, sondern das war es, daß meine Seele sich über ihre Ufern ergießen und gebären mußte. Wer aber wollte mir sagen: „Was machst du?"

Habe ich es nicht Recht: zu schaffen, was mir die Seele gebietet? Oder, wäret ihr meine Auftraggeber und nicht meine Seele?

Aber ich habe ihn mitten unter euch hingestellt, und das ist mir Schuld: denn nun sprecht ihr also: „Du kannst keinen Jesus bilden — wir erkennen ihn nicht" — und ich werde nachdenksam — und sinne, während ich entgegne: „Hab' ich doch noch nie ein Bild des Herrn gesehen, das mir der Jesus wäre, wie ich ihn schaue, es sei denn der, den ich selber schuf".

Ihr aber kennt ihn nicht, wenn ihr nicht schaut wie ich. Und wenn eure Seele noch immer jene weiche, althergebrachte Larve sucht, gewiß, sie wird sie nicht finden. Elende Bildner, schlechte Baumeister schaffen von außen nach innen. Bei diesen sucht sie. Da aber ich den Menschensohn schuf, war er zuvor in mir, und seine Seele hat auch seine Form bedingt. Was aber meine Seele bedingte, liegt in der Zeit, die ihr ureigenster Ausdruck ist und ihres Wesens Symbole sucht und vielen, die in der Zeit stehen, wird dieser Jesus bekannt erscheinen wie seit lange schon.'

Gewiß wir kennen ihn, diesen Jesustyp Fahrenkrogs, wie wir den Tonfall Nietzschescher Sätze aus Fahrenkrogs Bekenntnis hören. Wir kennen ihn seit den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts. Wir sehen ihn

* Wir nennen hier das Schriftchen ‚Die Christusdarstellung in der bildenden Kunst', eine kunstgeschichtliche Studie von Dr. Fink (Breslau, G. P. Aderholz, 75 Pfg.), das allerdings gegenüber einigen modernen Meistern die nötige psychologische und künstlerische Feinfühligkeit vermissen läßt.

hinter den Zeilen des Überphilosophen und hinter den Programmworten sozialistischer Theoretiker; er wird erkannt mit den Sinnen psychologisch verfeinerter Wissenschaft und dieser entzieht er sich wieder in spiritistisches Dunkel; er ist der Gott der rücksichtslos realistischen Kunst und ein Prophet großer dichterischer Worte. Er ist Übermensch, dem nichts Menschliches fremd, Edelanarchist, aristokratischer Sozialist, er ist Pazifist und Kosmopolit; in seinem Blick liegt die Macht der Suggestion, mit der er Wunder wirkt und seine faszinierenden Ideen verstärkt. Er ist der Menschenfreund aus Verachtung, der große Intellektuelle, und übernervöse Fanatiker. Er ist der Geist unserer Zeit, der Gott von heute und im Grunde — ein Literat, wie sie eben in den achtziger Jahren erstanden zur Erlösung aus jeder Art von Tradition. Mir hat er eine auffallende Ähnlichkeit mit Gerhart Hauptmann.

Der neue Jesustyp stammt nicht aus der biblischen Geschichte.

‚Wenn ich Jesus den Menschensohn heiße, so wie er sich selber genannt hat, so meine ich nicht den mystischen Gottessohn, dessen die durch Dogmen gefesselte Seele bedarf, um durch den Glauben an ihn sich ihr ewiges Heil zu sichern, sondern ich meine den Menschen der Menschheit, der seine Grenze überwand, der aus dem blöden Tier ein Gott ward, der aus dem Ich ins Du, ins Reich der Gottesseele schaute und dessen Seele sprach: „Ich will den Brüdern dienen, sie sind mein". Ich meine den Typ des genialen Menschen, der das Gute will und um des Guten willen auch bereit zu leiden ist. Der Mensch am Marterholze ist der Mensch, der Menschensohn, den Leid in seiner reinsten Liebe trifft, und alle Gotteslust mit Schmerzen zahlt. Es ist der Mensch, der heiß und hungernd weint, wenn seine Träume auf die Erde fallen, und unter Tränen sieht, wie sie zertreten werden. Es ist der Mensch, aus dem die Weltenseele ruft nach Recht und Liebe und den Materie umstarrt und Erdenschwere. Es ist der Sohn der Menschheit, welcher wissend ward und in der Kraft des Geistes Menschenseelen sucht, die ihn verstehen, deß Rede Majestät besitzt, die aus Urtiefen hallt; der Eiferer um seines Vaters Hause, der all die Krämer und Geldwucherseelen aus seines Gottes Heiligtum gebannt und dessen Hoheit selbst noch seine Henker hin zur Achtung zwingt.'

Diese menschlich-übermenschlichen Sentimentalitäten sind also das Göttliche in dem Jesustyp, der in manchen Kreisen Freunde und Verehrer gefunden hat.

Fahrenkrog tut sich auf die Bartlosigkeit seines Jesustyps zugute:

‚Wenn wir nun Jesus, genannt Christus, heut anders sehn, anders verstehn als vor x-hundert Jahren, kann dann der gewandelte Inhalt noch immer durch dieselbe herkömmliche, dem gemodelten Inhalt aber fremde Form dargestellt werden? Oder, was hat der Jesus, wie wir ihn heut meinen, mit jenem wunderlichen, süßen, mädchenhaften Angesicht, mit jenen weichen Augen, schönen Locken, schön gepflegtem Bart und lieben Frauenhänden, dem Typ vergangener, sentimentaler Zeit zu tun? . . . Bringt mir den Nachweis, daß Jesus Bart und langes Haupthaar trug!' . .

Es ist nicht die erste Frage, ob Jesus bartlos oder nicht, von langem Haupthaar oder geschoren war. Für uns kommt zuerst die religiöse Suggestivkraft eines Typs. Auch wir bedauern und verwerfen die Versüßlichung der Jesusgestalt, ohne uns aber Fahrenkrog zum Helfer zu bitten.

Ist es nicht Vermessenheit, daß der Mensch das Göttliche darstellen will? Wie will das Geschöpf seinen Schöpfer bilden! Doch der Mensch bildet sich nur ein Symbol für seinen Gebrauch, um sich Gott zu nähern, ein Symbol, dessen Grundzüge seiner Seele mitgegeben wurden. Diese Linie und jene Form entspricht den Kräften seiner Seele und verdichtet sich zu dem künstlerischen Begriff des Göttlichen. Nicht einer formuliert ihn, sondern Generationen geben ihr Bestes dazu her und speichern es in der Tradition auf. Diese Elemente religiöser Anschauung darf auch das biblische Christusbild nicht missen, um nicht zum leeren Historienbild zu werden. Sie erwecken und verstärken die Schauer der Ehrfurcht, die subjektive Religionsübung, die für die künstlerische Empfindung und Gestaltung an erster Stelle steht. Sie vor allem waren in der Kunst der ersten christlichen Zeiten wirksam und sprechen in monumentaler Majestät ohne porträthafte Individualität aus den Mosaiken. Dann wird das Jesusbild porträthafter, individueller. Die Tradition bildet einen konkreten Jesustyp meist mit langgelocktem Haupthaar und kurzgelocktem Bart. Daß an ihn aber nun nicht ausschließlich die religiöse Kraft und Weihe gebunden ist, beweist der berühmte, idealschöne, bartlose jugendliche Christuskopf Leonardo da Vincis. Immerhin darf die Summe religiöser Werte, die sich im Laufe der Zeiten von zahlreichen begeisterten Künstlern im Anschluß an die kirchliche Stetigkeit in dem herkömmlichen Christustyp verkörpert hat, nicht unterschätzt werden.

Ein anderes ist aber bemerkenswert. Die historische porträthafte Gestaltung des Jesustyps hängt enge zusammen mit dem ganzen Zug der Kunst zum Realismus und zum Naturalismus. So wird die Jesusgestalt immer mehr in die Zeit und Welt hereingezogen, anthropomorphistischer. Das gemeinsame und festbegründete kirchliche Bekenntnis hilft aber dem Künstler den transzendentalen Zug wahren, wie ihn die Nazarener unserer Zeit schenkten; ja auf klösterlichem Kulturboden, bei der Beuroner Kunstschule erwächst sogar ein religiöser Typ, der die Wirkung der alten christlichen Kunstdenkmäler sucht. Im konsequenten Naturalismus tritt der Gott aber vollends in die Enge der Welt und Gegenwart herein. Die überirdische Idee verläßt ihn, die Erde erfaßt ihn. So ist denn Fahrenkrogs Jesus nichts weiter als ein Zeitgenosse. Göttliches ist nicht an ihm.

Aber auch für das Künstlerische an Fahrenkrogs Jesustyp vermögen wir keine Wärme aufzubringen. ‚Schlechte Baumeister schaffen von außen nach innen‘ wirft Fahrenkrog den alten Jesusmalern vor. Wir finden an seinen Jesusbildern eine äußere photographische Glätte, eine absichtliche Lichtführung über Stirne und Nasenrücken, um Geistigkeit zu markieren. Die faszinierenden hellen Punkte über der Nasenwurzel, die scharfe Herausarbeitung überfeinerter Linien ergibt äußerliche Effekte. Wie viel geistiger sind dagegen eben mit Hilfe des Lichts Uhdes Christusbilder. Nein, Fahrenkrogs Theaterheld ist kein Jesustyp. W.



Zeitgeschichte.

Der 1. internationale Kongreß für Moral-Pädagogik. Zwei große internationale Kongreße hat London im September d. J. gesehen. Zunächst den 19. internationalen eucharistischen Kongreß, der jedoch mehr zu bedeuten hatte, als sein Name besagt: es war tatsächlich die gewaltigste Manifestation des Katholizismus in der Hauptstadt des britischen Weltreiches, die es seit den Zeiten der Reformation gesehen hat. Wer die Begeisterung dieser Tage miterlebt hat, wird den Eindruck nimmer vergessen können; beschreiben — der Wirklichkeit getreu — läßt es sich nicht. Das aber wurde auch den Fernerstehenden klar, welche Kraft der einheitlich geschlossenen Weltanschauung des Katholizismus innewohnt, wie sie unsterblich durch die Jahrhunderte fortlebt, die Grenzen der Nationalitäten und Erdteile überbrückt und alle vom Herzoge bis zu seinem letzten Arbeiter einigt in dem höchsten Idealismus des Glaubens und der Liebe. — Dann kam gegen Ende des Monats der 1. internationale Kongreß für Moralpädagogik. Auch er war universal, in dem Sinne, daß wohl alle Weltanschauungen, religiösen und philosophischen Systeme auf demselben vertreten waren. Und darin liegt sein Wert wie auch sein Unwert begründet. — Der Kongreß war unter dem Protektorate der Unterrichts-Ministerien fast aller europäischen Staaten einberufen worden; auffallenderweise wird unser deutsches Vaterland nicht genannt, während die Türkei, Mexiko, Japan u. a. angeführt sind. Und es war — um dieses gleich anzufügen — ein Vertreter dieses jüngsten Kulturstaates, der in seiner Kritik der christlichen Sittenlehre, — an deren Stelle er die Bedeutung des Ahnenkults und der Ehrfurcht vor dem Kaiser und Staat hervorhob — bis zu seichter Witzelei herabstieg, worin er allerdings meines Wissens keinen Nachfolger fand. In acht Sitzungen, zum Teil in mehreren Sektionen, wurde denn über das ganze weite Gebiet der Moralpädagogik gehandelt. Ich führe nur einige der Unterabteilungen an, in die sich die Verhandlungen gliederten: Ziele und Aufgaben der verschiedenen Unterrichtsanstalten; Charakterbildung durch Einwirkung und Umgebung; Verhältnis der religiösen zur sittlichen Erziehung; Systematische Moralunterweisung; Verhältnis der ethischen Erziehung zur wissenschaftlichen, ästhetischen Bildung; Biologie und Moralpädagogik. Alle diese Probleme wurden von den verschiedensten Standpunkten in einer Reihe von Vorträgen erörtert. Zum Teil liegen dieselben bereits in den Originalsprachen — englisch, deutsch, französisch — gedruckt vor.*

---

* Papers on Moral Education; London, Verlag von David Nutt; 404 Seiten, Preis 5 Sh. Der Wert des Buches als einer umfassenden

Auch von katholischer Seite hat man an den Verhandlungen lebhaften Anteil genommen. So finden wir unter den gedruckten Beiträgen neben andern katholischen beispielsweise den Erzabt der englischen Benediktiner, P. Gasquet mit einem Aufsatze: ‚über die Ziele und Ideale der katholischen Pensionate‘. P. Maher, S. J. führt aus, daß das Leben Christi, wie es uns in den Evangelien in konkreter Gestalt entgegentritt, sowohl das vollkommenste als auch das wirksamste ethische Ideal ist. F. von Caenegem, Direktor der Handels-Hochschule in Mons, spricht über religiöse und sittliche Erziehung an Handelsschulen. Prälat Tremp vom schweizerischen Erziehungsverein legt in vortrefflicher Weise den katholischen Standpunkt gegenüber den moralpädagogischen Kongressen dar. Auch in der Debatte wurde derselbe in wirksamer Weise vertreten. Und das war gut so. Besonders von französischer Seite wurde der Versuch gemacht, den Kongreß für die religionslose Schule zu engagieren. Alfred Moulet sprach es offen aus, als er die ‚Schule ohne Gott‘ als die Schule der Toleranz feierte und den Kongreß einlud, sich für dieselbe als ‚une nouvelle enquête de la justice‘ zu erklären. Hierin wurde ihm von einer starken Gruppe deutscher Kongreßteilnehmer unter Führung von Rud. Penzig-Charlottenburg, dem Vorkämpfer einer religionslosen Ethik in Deutschland, lebhaft sekundiert. Aber dieser mußte es selber zugeben, daß der Kongreß diesem Unterfangen nicht günstig war, und gab denn auch seiner Enttäuschung unverhohlen Ausdruck. Die Mehrzahl gehörte der englischen Sprache an und stand auf christlichem Boden. Der Vorsitz in der wichtigen V. Sitzung, in welcher über das Verhältnis der religiösen zur ethischen Erziehung gehandelt wurde, lag in den Händen des Rw. Dr. Gow und wurde in derselben der positive Standpunkt von dem Bischofe von Southwark (Herkkirche) eindrucksvoll verteidigt. Auch hatte der Vertreter des englischen Unterrichtsministeriums, wie ich erfuhr, die Weisung, sich in keiner Weise zu engagieren, wobei insbesondere auch Österreich-Ungarn und Belgien auf seiner Seite waren. So kam jenes Pronunziamento nicht zustande. Ja, der Generaldirektor des belgischen höheren Schulwesens Mr. van Overbergh sprach es mit einem Hinweis auf die wahrhaft freiheitliche Ausgestaltung des Schulwesens in Belgien aus, wie das schwierige Problem der Moralpädagogik jedem ernsten Bearbeiter desselben vor allem selber zwei Lektionen gebe: ‚une leçon de modestie et une leçon de tolérance‘; und noch deutlicher wurde den stürmischen Neuerern von anderer Seite zugerufen, daß sie erst Anfänger seien in dem Versuche einer Lösung dieses allerschwierigsten der Probleme und daß sie mit den Theorien von heute und gestern doch ja die tiefste Ehrfurcht vor den alten, durch die Erfahrung der Jahrhunderte sanktionierten Traditionen vereinigen sollten. Rektor Reinartz.

Übersicht über alle Bestrebungen der Neuzeit zur sittlichen Hebung und Vervollkommnung der Menschheit ist unzweifelhaft ein hoher; freilich wird man vielem höchstens theoretische Bedeutung zuerkennen müssen, weil eben die Voraussetzungen unrichtig und darum auch die Folgerungen für das praktische Leben unfruchtbar sind.

Die Gegensätze in der Sozialdemokratie. Weder die rasch durchgepeitschten Resolutionen des Nürnberger Parteitags über Sozialpolitik, neuesten Kurs, Reichsfinanzreform vermögen unser Interesse zu spannen, noch selbst die Beschlüsse über Frauenorganisation und Jugendorganisation. Unser Interesse fesselt vor allem die Unabhängigkeitserklärung der revisionistischen Minderheit von der orthodoxen Mehrheit. Von Anfang an hat sich die Sozialdemokratie als Weltanschauung gefühlt. Je mehr ihre Erfolge auf der revolutionären Kraft ihres Glaubensbekenntnisses beruhten, um so heftiger mußte sie die Aushöhlung der so-

zialistischen Orthodoxie durch die revisionistische Skepsis erschüttern. Der Parteitag bezeugt es.

Durch zwei Tore vor allem gelangte der Revisionismus in die Marxistische Dogmatik: durch die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Gegenwartskultur, und durch die praktische Arbeit in der Gegenwartsgesellschaft und im Gegenwartsstaate.

Karl Marx hat es unternommen, auf wissenschaftlichem Wege die Klassenkampftheorie zu beweisen und aus derselben den notwendigen Zusammenbruch der Gesellschaft abzuleiten. Im Namen der Wissenschaft hatte die Sozialdemokratie, hatten die ‚aufgeklärten Arbeitermassen‘ an den Traditionen des religiösen und gesellschaftlichen Lebens gerüttelt. Die strenggläubige Rosa Luxemburg vermeint in Nürnberg den kräftigsten Streich gegen den revisionistischen Kurt Eisner zu führen, indem sie ihm ‚wissenschaftlichen Sozialismus und proletarische Weltanschauung‘ abspricht. Allein nicht ungestraft hatte der Marxismus die Wissenschaft für seine revolutionären Ziele zu Hilfe gerufen. Eine Reihe von Genossen hatte, sobald sie sich eingehender mit den der wirtschaftlichen und gesamten kulturellen Entwicklung zugrunde liegenden Problemen befaßten, viel kompliziertere Verhältnisse vorgefunden, als die einfache Marxistische Formel sie ahnen ließ. Ja alsbald standen sie staunend vor einem breiten Strome der Kultur, der mitten durch die angeblich ‚verfaulende und vermorschende bürgerliche Gesellschaft‘ (Klara Zetkin in N.) fließt. Der Glaubenszweifel setzte ein. Es hilft wenig, wenn Schulze, der ehemalige Volksschullehrer und nunmehrige Sekretär des Bildungsausschusses, in Nürnberg mit kräftiger Stimme erklärt, die Wissenschaft sei oft die ‚Dirne des Kapitalismus‘, wenn er den ‚wissenschaftlichen Sozialismus‘, den ‚historisch-ökonomischen Sozialismus‘ als Grundlage des Klassenkampfes preist und unter dröhnendem Beifall ausruft: ‚Nicht durch Bildung zur Freiheit, sondern durch Volksbefreiung zur wahren Volksbildung.‘ Es hilft das wenig, da ein Bernstein, Calwer, Schippel, die ganze Gruppe um die Sozialistischen Monatshefte ihn nicht mehr hören. Sie haben zu kräftig von der Wissenschaft getrunken. Sie verachten die ‚Schnellreife‘, welche die orthodoxe Berliner Parteischule in 6 Monaten vermittelt. ‚Ehrfurcht vor der Wissenschaft‘, ‚geistige Bescheidenheit‘ verlangt der ‚ethisch-ästhetische‘ Eisner. So hat bei den Wissenschaftlichen die Skepsis den Glauben zu zerstören begonnen.

Zum selben Zweifel gelangten andere von der Praxis her. Mit Ungestüm hatten sie jede Gelegenheit ergriffen, auf die Entwicklung Einfluß zu gewinnen und die Lage der Lohnarbeiterklasse zu verbessern. Sie gedachten die Welt umzuformen. Aber auch sie konnten sich dem Einflusse eben der Kultur, die sie revolutionieren wollten, nicht entziehen. In der Verabschiedung der Maifeierfrage in Nürnberg trat dies deutlich in Erscheinung. Die Maifeier soll die Kraft der internationalen Sozialdemokratie aller Welt demonstrieren. Allein in harter zäher Arbeit haben die Arbeiterorganisationen sich Tarife errungen. In denselben steht nichts von Arbeitsruhe am 1. Mai, weil es sich im Tarifvertrage um außerordentlich ernste Gegenwartsarbeit, nicht um Phantasien handelt. Es folgten demgemäß der Maifeier Aussperrungen durch die Unternehmer, die z. B. voriges Jahr den Berliner Holzarbeitern allein 70000 Mark kosteten. 70000 Mark für ein Ding, das in der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung keinen Platz hat. Natürlich weigerten sich in Nürnberg Partei wie Gewerkschaft, die Mittel fernerhin aufzubringen. Sie ständen vor dem Ruin.

Vor allem aber war die Arbeit in volksfreundlichen Parlamenten bestimmt, die Marxisten auf den Boden der Gegenwart zu zwingen. Die Zustimmung zu Bud-

gets, so peroriert der alt und krank gewordene Bebel, schließt ein Vertrauensvotum für die Klassenregierung ein. Deswegen kann die Budgetbewilligung der Süddeutschen nicht gebilligt werden. Timm, Dr. Frank und Hildebrand schenken in uneingeschränkter Redezeit den norddeutschen Genossen nichts von dem, was in den drei süddeutschen Parlamenten an sozialpolitischen Erfolgen erreicht wurde. ‚Wir können die Massen nicht auf einen Zukunftsstaat verweisen, von dem wir nicht wissen, wann er kommt.' (Timm). Sie behaupten, daß die Verweigerung des Budgets eigentlich die Ablehnung des Parlamentarismus überhaupt zur Konsequenz habe. Auf der Seite der Süddeutschen standen sämtliche Gewerkschaftsführer. Dr. Frank zieht geradezu die Parallele zwischen Tarifvertrag im gewerblichen Leben und Budgetbewilligung im Parlament. ‚Wir können nicht den Staat umformen, indem wir mechanisch nein sagen, sondern indem wir zäh und ausdauernd arbeiten.' Dagegen schlugen sich die sozialistischen Frauen durchweg auf die Seite der Strenggläubigen. Da sie den christlichen Ideenkreis, aus dem die Frauenanlagen ihre edelste Entfaltung gewinnen, verlassen haben, vermögen sie erst wieder Halt zu machen, wenn sie im Sozialismus eine neue Religion ergreifen. Sie haben sich in der Budgetbebatte alle für den ‚wissenschaftlichen Sozialismus' erklärt. Der Radikalismus knirschte und schäumte. Der Revisionismus aber rang um sein Leben. Es war zu ertragen, wenn von Zeit zu Zeit über diesen oder jenen Revisionisten das Scherbengericht verhängt wurde. Durch den Nürnberger Beschluß aber wäre aller parteipolitischen Tätigkeit der Lebensnerv unterbunden worden. Warum das die Nordostdeutschen (die Westdeutschen sprangen den Süddeutschen bei) nicht begreifen wollten? Der geistreiche Mannheimer Dr. Frank teilt es mit: ‚Der ganze Streit ist der Ausfluß der Tatsache, daß die Preußen ein Wahlrecht nicht besitzen. Hätten die Preußen ein Wahlrecht und eine der Kraft des Proletariats entsprechende Vertretung, dann würde auch für Preußen der Tag von Damaskus kommen.' So kann sich selbst die Sozialdemokratie der Erschütterung nicht entziehen, die von der zur Zeit wichtigsten innerdeutschen Frage ausgeht: von der preußischen Frage. In grimmiger Feindseligkeit schickten die beiden Parteien 35 Redner aufs Podium drei Tage lang. Der Schluß war, daß zum Staunen der norddeutschen Delegierten die Abstimmung eine sehr beträchtliche Minorität aufzeigte, die durch Segitz sofort erklären ließ: ‚Wir sind der Ansicht, daß in allen speziellen Angelegenheiten der Landespolitik die Landesorganisation die geeignete und zuständige Instanz ist.' Indem der Parteitag diese Erklärung zu Protokoll nahm ohne ein Wort der Erwiderung, hat er in einem Atemzuge eine Resolution angenommen und umgestoßen. Das ist das Schicksal einer Partei, die sich in Ideologien eingesponnen hat und verlangt, das Leben müsse sich nach ihrer ‚wissenschaftlichen' Schablone schicken, auch wo es längst über dieselbe hinausgewachsen ist.

Dr. N. Brem.

Literatur.

Wege und Abwege in der Lyrik. Die Schwierigkeit in der kritischen Wertung lyrischer Gedichte ist einem jeden bekannt, der es versucht hat, an echten Gedichten die Ursache ihrer Wirkung, das Wunder ihrer Entstehung, die Notwendigkeit und Unabänderlichkeit ihrer Form, die Mittel dieser Form usw. rein verstandesmäßig zu prüfen und an unechten die Ursache ihrer Wirkungslosigkeit. Das letztere ist jedenfalls leichter und bietet so einen Weg zur tieferen Würdigung echter Lyrik; diese aber bleibt dem rein kritischen Verstande ein Geheimnis, das er durch die übliche Zerlegung nicht zu ergründen vermag. Es erginge ihm da-

mit wie mit der Blume, die er bricht und entblättert.

Und doch kann sich die Kunstkritik unmöglich schon mit dem Bewußtsein zufrieden geben, daß alles Echte durch sich selbst wirkt. Wie will man überhaupt echt und unecht unterscheiden, ohne außer der subjektiv bedingten Wirkung ein objektives Kriterium zu haben? Das genießende Publikum mag sich immerhin auf seinen Geschmack verlassen. Die Kunstkritik muß sich auf Einsichten gründen. Sonst hat sie kein Recht auf Urteil und Aburteil. Und in erster Linie ist sie doch eine Abwehr des Unechten, eine Zensur, wenn auch ihr vornehmstes Amt die Begründung des Echten ist. Es gilt auch hier, allmählich die Gesetze des lyrischen Schaffens genauer zu statuieren. Es sind die Gesetze dichterischen Schaffens überhaupt. Nur sind sie in der Lyrik schwerer zu fassen als in der epischen und dramatischen Kunst. Der Grund ist ersichtlich. In der Lyrik hat man unmittelbaren Seelenausdruck, wie Hebbel sagt, das ‚reine Element' vor sich. Nirgends, außer in der Musik, vernimmt man so sehr das reine Tönen des Geistes. Es ist unverkennbares Prinzip der Lyrik, alles Räumliche, Körperliche in das entsprechend Zeitliche, wenn nicht aufzulösen, so doch zu bannen. Das Zeitliche entspricht dem direkten Ausdruck des Seelischen vielmehr als das Räumliche, ist gleichsam ein näherer Weg in die freie raum- und zeitlose Unendlichkeit. Womöglich also sollen sich der bildliche und der tönende Wert des Wortes im Gedicht so ausgleichen, daß das Wort nur malt und zeichnet, was es im harmonischen Gefüge der inneren Melodie an ‚Seele' konkret ausspricht. Die Kunst spricht eben nur Geistiges aus, und das Geistige duldet keine Erstarrung, sondern fordert blutvoll lebendige, schier tönende Erscheinungskraft.

In Epos und Drama, die ja im Grunde dem gleichen Prinzip gehorchen, ist die Sinnenwelt viel enger einbezogen. Daher bedarf es da einer viel stärkeren Gestaltungskraft. Im Lyrischen befreit sich der seelische Moment; im Epischen und Dramatischen ist nicht oder braucht es nicht zu sein der Grad, wohl aber der Umfang ein größerer. Einen seelischen Moment auszusprechen, selbst künstlerisch auszusprechen, gelingt, wenn auch vielleicht nur einmal im Leben, vielen Menschen. Die Seele der Welt, wie sie sich in einzelnen bestimmten Individuen und in ganz bestimmten Situationen ausspricht, darzustellen und so darzustellen, daß über dem währenden Kampf der ewige Friede leuchtet als thronende Gerechtigkeit, ist dieselbe, aber eine weit schwierigere Kunst, insofern sie durch eigene geistige Kraft ein breites Stück fremden Lebens zur Freiheit der natürlichen Erscheinung erheben muß. Um so leichter, schon weil die Anschauungs- und damit Reibfläche eine größere ist, hat es da die Kritik, die das geistige Leben hier in gewohnter, wenngleich herausgehobener Lebensäußerung erkennt und so irgend Künstlichkeiten, Unwahrheiten und Unwahrscheinlichkeiten, Gemachtes und Erdachtes den Gestalten vom Leben her eher anmerkt.

Dazu die geringere Anzahl der Möglichkeiten im Epischen und Dramatischen, wo alles an Äußeres fest gebunden erscheint, gegenüber der Unendlichkeit geistig persönlicher Empfindungsmomente, gegenüber der Kleinwelt lyrischen Gefühls: den großen erhabenen Konstruktionen der Gebirge gegenüber dem Kleinleben der Pflanzenwelt vergleichbar. Jene haben immer eine gewisse Gleichheit und Eindeutigkeit, die in jedem Moment mit erhabener Wucht zu Herzen spricht, diese bieten Unterschiedlichstes und Feinstes, dem nicht jede Stimmung gerecht wird.

Es ist bezeichnend, daß selbst ein so intimer Kenner des lyrischen Dichtungsprozesses wie Hebbel sich scheint's nur ungern der Beurteilung von Lyriksamm-

lungen unterzogen hat, obwohl er sich bewußt war, durch Erfahrung und Reflezion intensivste Kenntnis der Grundprinzipien und der Artmöglichkeiten lyrischen Schaffens erworben zu haben.

Und so ist es auch andern Dichtern und Aesthetikern ergangen, so daß das Urteil über Lyrik durchweg Kritikern von geringer oder gar keiner tieferen Einsicht in das Wesen der Lyrik überlassen blieb. Mit dem Aufschwung der modernen Lyrik ist das kritische Niveau allerdings bedeutend gestiegen. Doch hilft auch da die Phrase zumeist den Mangel an Urteil verdecken. Und darum ist's kein Wunder, daß die meisten Leser Lyrikbesprechungen ungenießbar finden. Die Besprechungen von epischen und dramatischen Werken lassen sich wenigstens stofflich reicher gestalten, aber es herrscht hier in der Tat auch eine größere Vertrautheit mit den ästhetischen Forderungen und eine tiefere historische Schulung: vor allem für das Gebiet des Dramas fehlt es nicht an grundlegenden ästhetischen Werken und neuerdings auch nicht für das Gebiet des Romans. Die Ästhetik der lyrischen Kunst ist erst in den Anfängen begriffen. Aus den bisherigen Versuchen ließe sich Material zu einer umfassenderen Arbeit über das Wesen der Lyrik vielleicht gewinnen. Dabei wären die Beobachtungen unserer hervorragendsten Lyriker am eigenen Schaffen natürlich gehörig zu verwerten. Nichts schärft indes das Verständnis für das Wesen der deutschen Lyrik so sehr als die Betrachtung ihrer historischen Entwicklung in all den Wandlungen und Irrungen des Geschmacks. Denn aus all den Vergewaltigungen, fremden Einflüssen heraus klingt der ureigene Ton der deutschen Lyrik stets deutlich wieder hervor. Die genaueste Kenntnis der historischen Entwicklung unserer Lyrik und die daran geschärfte Urteilskraft müßten die Grundlage und die beträchtlich gediehenen Forschungen in der Verslehre das Rüstzeug bilden zu dieser Ästhetik der lyrischen Kunst, ohne sie mit Einzelheiten daraus zu beschweren.

Suchen wir nach dem Vorausgeschickten konkret zu werden, so bieten sich drei neuere Gedichtbücher als Gelegenheit an.

Brühls Gedichte* sind keine lebendigen Einheiten von Seele und Leib, es sind zumeist bloße Idealitäten, Begeisterungen für das Edle und Schöne. Als solche verraten sie sich durch ihren Mangel an eigener Form und Farbe, deren beider Bildung ausgeht vom Blute, das wesentlich in der Erscheinungsform des harmonisch geschlossenen Rhythmus die Unendlichkeit seelischen Lebens als individuelle Einheit darstellt. Ohne diesen belebenden Blutstrom gibt es keine Gestaltung. Brühls Gedichten eignet nur die sogenannte ‚poetische', auch ‚akademisch' genannte, die in der Erinnerung traditionierte Form und Farbe, gemeinhin das ‚Literarische' geheißen, nicht aber also die allem Geborenen ursprünglich eigene paradiesische Nacktheit, sondern eine je nach der Konvention veränderliche Gewandung. Der Faltenreichtum und die an und für sich oft kühne und ganz prächtige Ornamentfülle dieser Bekleidung verdecken die innere Unfreiheit der poetischen Fiktion, das Puppengestell, einem Geübteren, ja auch dem einfach natürlichen Auge nicht. Nur wo Brühl zuweilen einmal mehr in sich selbst gründet, erblicken wir einige Ebenbildmäßigkeiten — denn eine solche ist der freie Schöpfungsakt der Phantasie —, deren lebendige Gesetzmäßigkeit alsdann natürlich auch das Gewandartige des Ausdrucks mehr zur reinen sinnlichen Ausdrucksform zusammenzwingt und so eine Steigerung zu echtkünstlerischem Werte und zu entsprechender Wirkung vollbringt. Das alles ist vom strengsten Kunststandpunkte aus gesprochen und be-

* Ein Gedichtbuch von H. Jos. Brühl. Münster, Verlag der Alphonsusbuchhandlung, 3 Mark.

rührt die relative Güte der Gedichte besonders durch die Höhe und Vornehmheit der Gesinnung gegenüber der Dutzendwarenmäßigkeit heutiger Poesien durchaus nicht, besagt aber im Grunde, daß Brühl weniger ein künstlerisch intuitiv, als eher diskursiv denkerisch veranlagter Mensch ist.

Tielos Gedichte* leiden an einem entgegengesetzten Mangel. In der Kunst ist die Abstraktion unmöglich. Geist ohne sinnliche Verkörperung ist ihr ein leerer Begriff und ein rein wissenschaftliches Werkzeug; aber ebenso ist die bloß sinnliche Wahrnehmbarkeit in der Kunst ein Unding. Man kann sich der Sinnenschärfe Tielos einen Augenblick freuen, auf die Dauer aber stumpft nichts so sehr ab als dieses Kaleidoskop unvermittelter Einzelbeobachtungen, die kein seelisches oder naturrhythmisches Ganzes, keine in sich begründete Notwendigkeit ergeben. Man sieht da wörtlich den Wald vor lauter Bäumen nicht. Das ist erst recht der Tod aller Kunst. Matthisson wird hier oft noch hoch übertrumpft. Tielo mangelt die eigentliche Schöpferkraft, jener göttliche Hauch, der erst das Leben schafft. Einzelheiten sind oft vortrefflich, wirken aber in Tieloscher Zusammenstoppelung oft mehr wie eine langweilige Beschreibung und lösen höchst selten eine geschlossene Stimmung aus. Trotz aller Farbe bleibt das Bild leer. Jedes Dasein trägt den Rhythmus seines individuellen Gegebenseins in seiner Erscheinungsform ausgeprägt; diesen zu erlauschen, ist die erste Bedingung, denn er ist das Gesetz, wonach jedes Ding sich entfaltet und gestaltet. Die tote Erscheinung erzählt uns nichts vom Geheimnis des Lebens, sonst wäre die Wissenschaft längst hinter das Geheimnis gekommen; vor allem erzählen uns willkürliche Einzelheiten einer Erscheinung nichts davon. Das macht ja gerade den Wert der Kunst aus, daß sie das Leben in freier lebendiger Erscheinung, in der jeweils besonderen Wesenheit, erfaßt, das eine, im Grunde unkomplizierte Leben in unendlichen Spiegelungen darstellt. Nur in wenigen Stücken zeigt sich Tielo auf diesem Wege zu bedeutender Kunst, sein stetes Abirren davon aber läßt kaum hoffen, daß er es auf diesem Wege bis zu dem Punkte bringen wird, wo Erkenntnis- und Gestaltungskraft in Wollen und Wirken eins sind und ‚die Natur in der Natur vermehren'.

Von diesem Punkte ist auch Fr. X. Schrönghamer* noch weit entfernt, obwohl in ihm mehr ungeteiltes künstlerisches Fühlen steckt, dessen Kraftmaß aus seinen Gedichten einstweilen jedoch kaum zu berechnen ist; denn hier herrscht noch die, wenn auch frische, so doch erst wenig Selbständigkeit verratende Nachempfindung vor. Zur gleichmäßigen künstlerischen Konzentration ringt er sich noch nirgends durch. Er läßt sich von fremden und eigenen Stimmungen allzu empfänglich beeinflussen und gibt der Welt vorschnell zurück, was sie ihm an Erleben bietet. Seine Eindrücke sind zu flüchtig, nicht erlebnisschwer genug, wie Schwalben, die über dem Wasser spielen. Er müßte eigennütziger werden und mehr für sich ‚ins Enge bringen'; dann könnte er sich gesicherter ins Weite dehnen. Denn was zum Grund der Seele sinkt, dehnt ihre Oberfläche aus. Das gibt dann immer neue und reichere Erlebnisse, deren Schlacken den Grund festigen, deren Perlen die tausenderlei Wellen schleifen und endlich ans Ufer rollen.

Chr. Flaskamp.

Jules Barbey d'Aurevilly, geb. 2. November 1808. Der geistvolle französische Schriftsteller, der diesen klangvollen Namen trug, ist zwar schon seit 1889 gestorben, aber noch nicht vergessen. Gerade in den letzten Jahren hat sich das lite-

* Klänge aus Littauen von A. K. T. Tielo. München, Verlag von Georg D. W. Callwey.

* Fern und leise. Gedichte von Franz Schrönghamer. Münster, Alphonsusbuchhandlung.

rarische Frankreich in weitgehendster Weise mit diesem seltsamen Manne beschäftigt. Einer seiner Freunde, der Buchhändler Trébutien aus Caen, hat sogar aus der Sammlung seiner Schriften und deren Literatur einen wirklichen Kult gemacht. Nun gibt Lemerre, schon bei Lebzeiten des Schriftstellers dessen Verleger, seine Werke neu heraus. Ein Teil seiner Korrespondenz, die Briefe an den Pamphletisten Leon Bloy und an Eugénie de Guérin, liegt seit kurzer Zeit auf dem Büchermarkt. Die führende literarische Kritik widmet ihm in ihren Sammelbänden interessante Artikel, und in Anthologien wird er nicht übergangen. Eines seiner bekanntesten Werke hat man sogar aus Sensationslust zu einem billigen Preise in die Masse geschleudert, wofür der Name der Modern-Bibliothèque bürgen kann. Vor einigen Jahren hat Barbey d'Aurevilly auch den Weg nach Deutschland gefunden, wo er jedoch wie zuvor ein Unbekannter geblieben ist.

Seine reizvolle und vielumstrittene Persönlichkeit ist jedoch der Beachtung wert, und sein umfangreiches Werk kann gerade in katholischen Literaturkreisen ein Maßstab für die künstlerische Behandlung heikler Probleme sein. Das äußere Leben des Schriftstellers ist in kurzen Worten erzählt. Er wurde am 2. November 1808 zu Saint-Sauveur le Vicomte (Manche) geboren. Als Sproß einer altadeligen normannischen Familie erhielt er eine ernste häusliche Erziehung, die er in Paris vervollständigte. Vom Rechtsstudium wandte er sich später dem Journalismus und der Literatur zu, der er bis zu seinem Tode treu blieb. Als Journalist mitten im Kampfe der damaligen Zeit stehend, betätigte er sich besonders in der Kritik. Nebenbei fand er Muße, Gedichte, Novellen und Romane zu schreiben, die mit seinem kritischen Nachlasse Bände füllen. Gleich von Anfang hatte er sich eine geachtete, selbst gefürchtete Stellung in den literarischen Kreisen des schöngeistigen Paris errungen. Aber auch im gesellschaftlichen Leben der damaligen Zeit ragte er durch seine Eigenart hervor. Sein Dandysmus, ein raffiniertes Stutzertum, das ihn in Kleidung und Manieren von den andern trennte, war stadtbekannt. Einem Vorgänger dieser Art, Georges Brummel, hat er sogar ein Büchlein gewidmet.* Auch als geistvoller Plauderer, der stets aus einer gediegenen, fast unerschöpflichen Wissensfülle schöpfte, war er in der damaligen Gesellschaft sehr beliebt. Trotzdem stand er der großen Masse fern, und der Schleier der Legende wob sich schon bei Lebzeiten um seine aristokratische Gestalt. Sonderbar wie sein Wesen war, ist und bleibt auch sein literarisches Werk. Seine äußerst fruchtbare Kritik liegt in einem großen Sammelwerke ‚Les Oeuvres et les hommes' (Paris, Lemerre) vor. In seiner alles umfassenden Geistesrichtung nimmt er hier Philosophen, religiöse Schriftsteller, Historiker, Dichter, Journalisten, Pamphletisten, Politiker, Künstler und Blaustrümpfe unter seine scharfe Lupe. Neben dieses große Werk reihen sich Memoiren und Theaterkritiken, die einen wertvollen Beitrag zur französischen Theatergeschichte der Mitte des vorigen Jahrhunderts bilden. Ist vielleicht sehr oft sein Urteil in literarischen und künstlerischen Dingen nicht das unsere, so sind doch seine Kritiken immer tiefschürfend und anregend, mag er nun über Lamartine, Millet, Taine oder Hello reden. Er kennt keine Tagesgötzen und zerstört mehr als ein Idol; er hat Rückgrat und macht aus seiner Liebe und aus seinem Hasse keinen Hehl. Immer und immer wieder kehrt er in seiner stolzen Einseitigkeit seinen katholischen Standpunkt hervor, den zu wahren ihm in seinen belletristischen Werken nicht gelungen ist. Dazu ist es gerade der Romanschriftsteller, der mit

* Du dandysme et de G. Brummel. 1887. Der Verlag G. Müller (München) kündigt soeben eine Übersetzung durch Richard Schaukel an.

seinem Namen fortlebt, während der Kritiker wie der Dichter nur den Literaturhistoriker interessiert. Die vielgelesenen Romane sind ein schlechter Prüfstein seines Katholizismus, weil er hierin mit sich selbst im Widerspruche steht. So ist es denn schwer sein gesamtes Lebenswerk unter dem von ihm gebotenen und gewollten einheitlichen Gesichtspunkte zusammenzufassen. Ohne uns in einzelne Analysen einzulassen, nennen wir hier neben andern Romanen die bedeutendsten ‚La Vieille Maîtresse' (1851), ‚L'Ensorcelée' (1854), ‚Le Prêtre Marié' (1864) und ‚Les Diaboliques' (1874).* Schon der erstgenannte wurde gleich nach seinem Erscheinen wegen seines Inhaltes und seiner Ausführung heftig angefeindet. Man machte dem Romancier den Vorwurf des Sadismus, und der bekannte Schriftsteller Huysmans wiederholt unumwunden diese Anklage in seinem Buche ‚Wider den Strich'. Der unbefangene Leser wird ebenfalls in den Novellen und Romanen von Barbey d'Aurevilly nur eine prickelnde, das Perverse streifende Lektüre finden. Und doch hat sich der Normanne seine Romane als künstlerische Erbauungslektüre gedacht. Die Schilderung des Bösen in seinen grausigen Folgen sollte zur Abwehr dienen. Er hat dies ausdrücklich in der Vorrede der Novellensammlung ‚Les Diaboliques' betont. Barbey d'Aurevilly, der an den greifbaren Einfluß des Teufels in dieser Welt glaubt, will uns Männer und Frauen schildern, die rettungslos darunter zu Grunde gehen. Er will uns zeigen, wie Satan über seine Opfer lacht, und findet kaum Farben genug, um die Sünde und die sündhaften Gestalten seiner Erzählungen in ein helles Licht zu setzen. So entrollt er vor unsern Augen in nervenerregender Weise düstere Dramen, das eine heikler als das andere. Ehebruch, Prostitution, Gatten- und Giftmord bilden den gewöhnlichen Vorwurf, zu dem er als Hintergrund die sturmdurchtobte Zeit der Revolution und des Kaisereiches wählte. ‚Die großen Maler dürfen alles malen, sagt er, und ihre Malerei wirkt stets sittlich genug, wenn sie tragisch ist und Ekel vor den Dingen, die sie malt, erregt.' Der Schriftsteller hat nun aber das gesteckte Ziel nicht erreicht; die moralisierende Tendenz wurde durch die künstlerische Darstellung erstickt. Man sieht kaum die Grenzen, die zwischen dem Helden der Erzählung und dem Schriftsteller stehen müssen, so sehr geht der letztere in seiner Arbeit auf. Er gefällt sich als Künstler in der Schilderung der Sünde; ein Bild soll das andere übertreffen. Als Nachfahr der französischen Romantik führt er uns auch nur solche Menschen vor, die durch körperliche und geistige Anlagen einen Stich ins Übermenschliche haben. Diese gehen nun gleichsam als Halbgötter durch dieses Leben, vom Schimmer des Bösen nur noch mehr verklärt. So wirkt die künstlerische Apotheose, mit der sie Barbey d'Aurevilly ins Leben zaubert, wie eine Absolution, die Gott dem Teufel gibt.

Wir zweifeln nicht, daß der Schriftsteller es ehrlich gemeint hat. Doch er hat in einer großen Selbsttäuschung gelebt, wenn er glaubte den Teufel durch Beelzebub austreiben zu können. Seine Novellen und Romane haben so nur den Wert einer sensationellen Lektüre, zu der die vorgesetzte christliche Moral eine um so prickelndere Würze ist. Man geht aber doch zu weit, wenn man dem Schriftsteller deshalb den Vorwurf des Sadismus macht. Sein Freund, der bekannte Pamphletist Bloy, hat seinen Glauben und sein Werk in Schutz genommen. Immerhin bleiben die Romane von Barbey d'Aurevilly eine geistige Entgleisung, die man bedauern muß. Abgesehen davon ist er als Literat ein vollwertiger Künstler

* ‚La Vieille Maîtresse, Eine alte Geliebte' und ‚Les Diaboliques, Die Besessenen', sind in vorzüglicher Übersetzung im Verlage Bruns (Minden) erschienen.

und glänzender Stilist. Er übte darum auch keinen geringen Einfluß auf die französische Literatur der achtziger Jahre aus. Peladan steht in seinen Fußstapfen und nennt ihn seinen Meister; Huysmans hat sich an seinen Ideen geschult, und Bloy hat ihm seine Kampflust und seinen Bilderreichtum entlehnt. Auch Paul Bourget gehört zu seinen begeisterten Anhängern. ‚Seit Rivarol und dem Fürsten von Ligne hat niemand so wie Barbey d'Aurevilly zu plaudern verstanden — wir müssen bemerken, daß der Dialog bei ihm eine erste Rolle spielt —; er besitzt nicht allein das Wort, wie so viele andere, er besitzt auch Stil im Worte, Bilderreichtum, Poesie.'*

Es ist schade, daß so viel Kunst und Geist verschwendet wurde, um eine willkommene Beute der Sensation zu werden! Verständnisvolle Leser aber werden Barbey d'Aurevilly mit andern Augen betrachten und sein belletristisches Werk im Rahmen seiner ganzen Lebensauffassung zu würdigen suchen. So wird vielleicht trotzdem nach seinem Tode der große Irrtum einen, wenn auch geringen Ausgleich erfahren, und das Verständnis für einen eigenartigen, aber hochbegabten Schriftsteller gefördert, der weniger erreichte, als er erstrebt hatte.

Pierre Paulin.

Kunst.

Ludovico Seitz † (11. Sept. 1908). Am frischen Grabe des Altmeisters der christlichen Künstler in Rom, des Malers Ludovico Seitz, stehen in tiefer Klage die Künstler und Kunstfreunde Italiens und Deutschlands vereint, solche auch, denen sein Denken und Fühlen fremd ist, und all die frommen Waller, die in den Gnadenkirchen von Loreto und Padua von seiner Kunst erhoben und beglückt wurden. Seine stille Größe, die der Parteien Haß und Gunst nicht berührte, ist erwachsen aus der Vereinigung deutscher und italienischer Elemente in einer ausgeprägten Persönlichkeit. In Rom stand die Wiege des deutschen Künstlersohnes, Rom ist sein Wohnsitz geblieben. Aber so sehr er sich auch in die italische Eigenart eingewöhnt hat — seine Familie ist vollkommen italienisch — er hat sein deutsches Wesen doch immer treu bewahrt und es in seinem Charakter und in seinem Schaffen nie verleugnet. In der Schule der Nazarener und auf fruchtbaren Studienwanderungen durch Deutschland lernte er deutsche Kunst kennen und vor allem die deutsche Gotik lieben. Mit den italienischen Meistern der Renaissance wurde er so vertraut, daß er — wie er selbst gestand — in eines jeden Art hätte malen können. Nichts ging ihm über Michelangelo — ein noch ungedruckter Vortrag über die Sixtinische Kapelle beweist, wie tief er ihn erfaßte — aber auch der griechischen und der ägyptischen Kunst sowie philosophisch-ästhetischen Studien widmete er sein reges Interesse. Durch all dies gelangte er zu einer staunenswerten Technik — vor allem in der Freskomalerei — womit er aber eine peinliche, liebevolle Sorgfalt in der Ausführung verband, die aber doch nicht kleinlich wurde. Auf solchem Fundament baute er dann eine Kunst auf, die ihn nicht als Kopisten der Alten, nicht als Nachbeter einer Schule zeigt, sondern als vollkommen individuelle Erscheinung, und zwar als ausgesprochen religiös-christliche Persönlichkeit.

Nicht jeder anfangende Künstler hat das Glück, verhältnismäßig rasch Aufträge zu erhalten, die ihn einmal materiell sicherstellen und dann auch seinem Können ein fruchtbares Feld der Betätigung bieten. Seitz hatte dies Glück. Bischof Stroßmair übertrug ihm die Ausmalung der Kathedrale von Djakovar. Und hier war es, wo ihm die Entwürfe Overbecks nicht genügten, wo er zeigte, daß er nicht blindlings in

* Vgl. L'esprit de J. Barbey d'Aurevilly par O. Uzonne. Paris, Mercure de France 1908. Ein vorzügliches, aus s. Schriften zusammengestelltes Brevier.

die Fußstapfen seiner Lehrer treten wollte. Der Erfolg dieser und anderer Arbeiten kleineren Umfangs, wie in Prag, in Treviso, in Serajewo, in mehreren Kirchen Roms, verdienten ihm die Ehre, von Leo XIII. zum Direktor der päpstlichen Gemäldegalerie ernannt zu werden. Dieser Vorzug des Deutschen vor italienischen Künstlern brachte ihn diesen gegenüber in eine ziemlich schwierige Stellung; aber seine aufrichtige Bescheidenheit und die liebenswürdige Vornehmheit seines Charakters mußte im Verein mit der Macht seiner Kunst alle Mißgunst in Fesseln schlagen. Die berühmte Akademie S. Luca ernannte ihn zum Professor. In Rom beschäftigten ihn nunmehr mehrere bedeutende Restaurationsarbeiten besonders im Vatikan sowie die Ausmalung mehrer Kapellen, wie St. Johann Nep. in St. Maria dell' Anima, St. Bonaventura in Aracoeli u. a. Die Galerie dei Candelabri schmückte er mit einem großen glänzenden Thomaszyklus, aus Anlaß der Neubelebung des Thomasstudiums unter Leo. Seine Hauptwerke sind aber die Fresken in der Chorkapelle des Domes von Loreto und einer Kapelle im Dom zu Padua. Wer den Altmeister kennt, weiß, daß er das Marienleben in Loreto betend gemalt hat; die innige und doch kraftvolle Frömmigkeit des Meisters spricht lebendig aus seinem herrlichen Kruzifixus, seiner Mater Dolorosa, den Patriarchen und Propheten, seinen an Fra Angelico erinnernden Engeln. An der genialen Komposition erkennt man so recht, was er von den besten Meistern der Renaissance gelernt hat. Das Werk wird bleiben. Und nicht anders die Fresken in Padua; sie sind nicht ganz vollendet; aber das noch Fehlende ist bereits so vorzüglich vorbereitet, daß die Ausführung keine Schwierigkeiten bereiten wird.

So erwies sich Ludovico Seitz als ein Regenerator der christlichen Kunst. Wohl wenige christliche Künstler von heut haben eine so tiefe, ideale Auffassung von ihrem Berufe wie er. Ihm schwebte das Ziel vor Augen, die christliche Kunst vom Verfall in Manieriertheit und Fabrikmache zu erheben, und ebendazu sammelte er auch die katholischen deutschen Künstler Roms um sich in der ‚Künstlerzunft' — nicht um ihnen materielle Förderung zu bieten, sondern um sie für seine großen Ideen von einer einheitlichen Kunst, nach dem Beispiel etwa der Griechen, der Ägypter, — unter voller Wahrung nationaler und persönlicher Eigenart — zu begeistern. Diese großen theoretischen Kunstfragen diskutierte er häufig in den Studios der Zunft, besprach sie brieflich mit namhaften deutschen Künstlern, legte sie in Vorträgen italienisch und kleinen Broschüren deutsch (3 Hefte ‚Erörterungen über wichtige Kunstfragen') dem weiteren Publikum vor. Noch wenige Wochen vor seinem Tode las er uns in einem kleinen Zirkel einen neuen Essay über das Typische in der Kunst vor, und entwickelte in seiner einfach klaren Weise solide und wahrhaft moderne Gedanken; mit der heutigen modernen Kunst konnte er sich freilich gar nicht befreunden, er kannte sie auch wenig. So viele Verehrer er auch unter den Künstlern hatte, eine Schule gründete er nicht, hauptsächlich weil ihm die Individualität des Künstlers über alles ging.

Der Meister hat seinen Ruhm, der ihm jetzt winkte, nicht erlebt — er hat ihn auch nie gesucht. — Seine goldene Persönlichkeit lebt in den Herzen aller fort, die ihn zu kennen das Glück hatten, seine Werke werden seinen Namen ruhmvoll durch die Zeiten tragen.

Dr. Josef Negwer.

Musik.

Alexander Ritter und Richard Strauß. Im Lauf der musikalischen Entwicklung treten hin und wieder Erscheinungen auf, die, ohne zu den selbst schöpferisch führenden Größen zu gehören, doch von mächtigem Einfluß auf den Gang der Kunstentwicklung wer-

den, indem sie Ideen künstlerischer und technischer Natur anregen und anbahnen, die dann von Größeren fruchtbringend aufgegriffen und weitergeführt werden. Auch Alexander Ritter, der eifrige Apostel der Kunst Wagners und Liszts gehört in diese Kategorie. Denn ähnliche Verdienste wie sie sich Hans von Bülow als Dirigent und Pianist um die Verbreitung moderner Musikkultur erworben hat, kann auch Alexander Ritter für sich in Anspruch nehmen; als Lehrer wie als Komponist hat er vorbildlich auf jüngere Kräfte gewirkt und ihnen das Verständnis der neudeutschen Kunst vermittelt; insbesondere Richard Strauß, der berühmteste Tonsetzer der Gegenwart, verdankt Wichtiges in seiner Entwicklung der Lehre und dem Vorbild Ritters, was allein schon genügt, uns Ritters Erscheinung interessant zu machen.

Zu den Tagesberühmtheiten der modernen Musikgeschichte gehört Alexander Ritter nicht; der populäre Ruhm, der mancher weit minder bedeutenden Modeerscheinung zuteil geworden ist, blieb dem bescheidenen im Stillen schaffenden Meister versagt. Um so erfreulicher ist es daher, daß nunmehr sein Lebenswerk Gegenstand einer populär gefaßten, von liebevollem künstlerischem Verständnis getragenen monographischen Darstellung geworden ist, deren Verfasser Siegmund v. Hausegger, der bekannte Dirigent, ist. (Berlin, Verlag Marquardt & Co., Preis 1,50 Mk.) Hausegger stand durch verwandtschaftliche Beziehungen zur Familie Ritter das biographische Material in besonders reichem Maße zur Verfügung, und auch der künstlerische Teil der Aufgabe war bei ihm in guten Händen; nur das entwicklungsgeschichtliche Moment, das bei der Würdigung gerade einer Erscheinung wie Ritter das Wichtigste ist, hat bei Hausegger noch nicht entsprechende Berücksichtigung gefunden.

Alexander Ritter wurde als Sprößling einer deutschen Familie am 27. Juni 1833 zu Narva (Rußland) geboren. Auf dem reaktionären Leipziger Konservatorium ausgebildet trat er doch bald in Berührung mit der jungen, neudeutschen Kunst. 1855 verheiratete er sich mit Franziska Wagner, einer Nichte des Bayreuther Meisters, und siedelte noch im gleichen Jahre nach Weimar über, wo er mit sämtlichen bedeutenden Anhängern der „Zukunftsmusik", mit Liszt, Cornelius, Bronsart, Raff und Bülow, mit dem er schon gemeinsam auf der Schulbank gesessen hatte, bekannt und befreundet wurde. Nach mehrfachem Wechsel des Aufenthalts ließ sich Ritter 1863 dauernd in Würzburg nieder, wo er später aus pekuniären Gründen sich genötigt sah, eine Musikalienhandlung zu eröffnen. 1882 trat er in das berühmte Meininger Orchester Bülows (als Violinspieler) ein; nach dessen Auflösung zog er nach München, wo er bis an sein Lebensende (12. April 1896) blieb, wieder in besseren Verhältnissen, ruhig seinem künstlerischen Schaffen lebend. Die Idee der Übersiedelung nach München hatte ihm aber kein anderer als Richard Strauß nahegelegt, der während Ritters Engagement zweiter Kapellmeister des Meininger Orchesters war und damals eben ein Engagement an der Münchener Hofoper antreten sollte. Leicht wußte Strauß den älteren Künstlerfreund zu bereden, ihm nach Isar-Athen zu folgen, und so blieben Strauß und Ritter vorläufig zusammen, was für beide Künstler von weittragender Bedeutung wurde. Für Ritter war es von je ein Bedürfnis gewesen, sich ‚mitzuteilen', und hätte er sich dazu wohl eine geeignetere Persönlichkeit wünschen können als den ungewöhnlich begabten jungen Strauß? Strauß selbst wiederum hat ausdrücklich anerkannt, wieviel er den Anregungen Ritters verdankte: Ritter habe ihn, ‚den bis dahin streng musikalisch Erzogenen, nur mit Haydn, Mozart und Beethoven Aufgewachsenen, soeben erst durch Mendelssohn

über Chopin und Schumann bei Brahms Angelangten, durch langjährige liebevollste Bemühungen und Belehrungen endlich zum Zukunftsmusiker gestempelt, indem er ihm die kunstgeschichtliche Bedeutung der Worte und Schriften Wagners und Liszts erschlossen.' ‚Ihm allein danke Strauß das Verständnis dieser beiden Meister und einzig durch ihn sei er auf den Weg gewiesen, den er nun selbständig zu gehen imstande sei.' Ritters Anregungen beschränkten sich eben nicht auf theoretische Lehren, sondern auch durch sein eigenes Schaffen hat Ritter vorbildlich auf den jungen Künstlerfreund eingewirkt und ihm den Weg gewiesen. Am interessantesten ist uns dabei der Opernkomponist Ritter, dessen Vorbild nicht nur für Strauß, sondern für die moderne Oper überhaupt in manchen Punkten führende Bedeutung erlangte.

Zwei Einakter, ‚Der faule Hans' (München 1885) und ‚Wem die Krone?' (Weimar 1890) machen Ritters Opernschaffen aus. Hier ist zunächst die Form des Einakters bemerkenswert. In den älteren italienischen und französischen Opern sehr häufig, war der Einakter in der deutschen Oper seit den in den Anfang des 19. Jahrhunderts fallenden Ausläufern des deutschen Singspiels selten geworden. Durch Ritters Beispiel wurde diese knappste Form des Musikdramas wieder modern. Straußens ‚Feuersnot' und ‚Salome', Eugen d'Alberts ‚Kain', ‚Abreise' und ‚Flauto Solo' sind u. a. Beispiele von erfolgreichen modernen Vertretern der Form. Auch mit ihrer Stoffwelt bedeuten Ritters beide Opern ein bemerkenswertes Vorbild für die nachwagnerschen Komponisten. Gelegentlich eines Konzertes in Mannheim äußerte sich Richard Wagner in einem Privatgespräch mit Alexander Ritter dahin, ‚daß die jungen Komponisten heutzutage weder würden in den Stil der alten Oper zurückkehren dürfen, ohne sich lächerlich zu machen, noch etwa nach den gewaltigen Stoffen des germanischen Heldenmythos greifen könnten, ohne in Nachahmungen seiner Werke zu verfallen. Es ruhe aber noch ein reicher ungehobener Schatz im kleineren Ideenkreise der Sage, des Märchens und der Legende, der Gelegenheit böte, auf engerem Gebiete nach ihm Neues zu schaffen.' (Mitgeteilt bei Hausegger a. a. O. Seite 103.) Diese hochbedeutsame Anregung, die namentlich, was die Warnung vor den ‚Germanendramen' betrifft, von den Nachwagnerianern leider nicht recht beherzigt worden ist, ließ Ritter auf sich wirken. Der ‚Faule Hans' sowohl wie ‚Wem die Krone' sind heitere Märchenopern; bedenkt man, daß die bedeutendsten Erfolge im nachwagner'schen Musikdrama einerseits auf dem Gebiete der Märchenoper, andererseits in der komischen Oper erzielt wurden, so sieht man unschwer, wie bedeutsam Ritters Beispiel sein mußte.

Der ‚faule Hans' ist der Sohn eines deutschen Ritters und hat diesen Spottnamen wegen seines Hangs zum Träumen und Nichtstun erhalten. Aus Zorn über den entarteten Sohn befiehlt der Vater, ihn im Burghof an einen Eichblock festzuschmieden zum Gespött aller Welt. Gleichmütig läßt Hans es geschehen. Aber die Zeiten ändern sich. Wilde Feindeshorden bedräuen die Burg, in der die junge Königin Zuflucht gesucht hat. Jetzt ist die Zeit zur Tat gekommen: auf das Schlachtfeld, von dem die Brüder mit zerfochtener Waffe zurückkehren, stürmt Hans, seine Fesseln mit übermenschlicher Kraft zersprengend, hinaus und schlägt den Feind. Den zurückkehrenden Sieger lohnt die Liebe der Königin und jubelnde Huldigung des Volkes, des Vaters und der Brüder, die ihn so lange schwer verkannten. Auch ‚Wem die Krone?' versetzt uns in sagenhafte Märchenzeit, da die drei Söhne der Königin Ute ausgezogen sind, sich durch Heldentaten der Krone des Reiches würdig zu zeigen, die dem zuteil werden soll, der am besten die Probefahrt zu

bestehen vermag. Mit reichen Schätzen kehrt der eine Sohn aus dem Orient heim, der andere hat sich hohen Waffenruhm erworben, und nur Heinz der jüngste erscheint mit ganz leeren Händen: er war überhaupt nicht in der Fremde; im eigenen Lande hat er sich umgesehen und gefunden, daß das Volk unter schweren Lasten und Mühen seufzt. Die Not lindernd hat er eingegriffen, wo er konnte, zum Schutz der Unterdrückten diente sein Schwert; so kommt er nun mit leerem Beutel zurück und fleht die Mutter an, vor allem des leidenden unterdrückten Volkes zu gedenken. Da jubeln alle ihm zu: ‚Der soll es sein', dem gebührt die Krone und mit dem Herrscherreif hat er sich auch die schöne Richildis, die Geliebte seiner Jugendtage, gewonnen. Nicht Geld und Macht, sondern die Liebe wird beglückend im Lande herrschen.

Die Fäden, die von der Ideenwelt dieser beiden von Ritter nach Gedichten von Dahn und Dräxler-Manfred verfaßten Opern zu Richard Strauß heute führen, sind leicht aufzudecken. Zunächst ist es einmal die in Straußens ‚Feuersnot' so genial verwirklichte Gattung der Satirenoper, die in Ritters ‚faulem Hans' ein direktes Vorbild fand. Der ‚faule Hans' ist eine Satire auf den ‚deutschen Michel', der sich durch nichts so leicht aus seiner gemächlichen Bequemlichkeit reißen läßt, dann aber, wenn es wirklich einmal zur Tat kommt, am allerkräftigsten dreinschlägt. Und wie andererseits in Straußens ‚Feuersnot' in der Figur des Kunrad eine Art Selbstporträt des Komponisten und seiner persönlichen Schicksale gegeben ist, so hat auch Ritter mit der Titelrolle des ‚faulen Hans' teilweise auf sich selbst angespielt: ‚Hans der Träumer', dem nur der Drang eines inneren Erlebnisses als Anstoß zur Tat gilt, der sich nicht in die eigennützige Geschäftigkeit dieser Welt finden kann, mußte er Ritter nicht gerade als das erscheinen, was ihm selbst in der Zeit seines kaufmännischen Berufes (— der ‚faule Hans' entstand gerade während Ritters Tätigkeit als Musikalienhändler in Würzburg —) zu sein verwehrt war: ‚Handeln frei von äußeren Zwecken'? In ‚Wem die Krone?' aber findet die Idee ihren Ausdruck, die Richard Strauß als Grundlage des zweiten Aktes seiner Oper ‚Guntram' gewählt hat: daß man im Streben nach politischer Macht nicht des leidenden Volkes vergessen dürfe, daß in einem wirklich glücklichen Lande nicht Herrschsucht, sondern Liebe das Szepter führen müsse. Teilweise fast mit denselben Worten, mit denen Heinz die Mutter auf die Not des Landes hinweist, mahnt auch Guntram den Herzog und die Vasallen in seinem wunderschönen ‚Friedensgesang', die Segnungen des Friedens und der Liebe dem erschöpften Volke zu gewähren. In weiterer Verfolgung dieser verwandten Stoffe und Ideen könnte man sogar die Übereinstimmung einzelner Szenen bei Strauß und Ritter nachweisen.

Außer als Opernkomponist ist Ritter auch als Lyriker und Instrumentalmeister bedeutend; freilich ist auf diesen Gebieten seine Einwirkung auf Strauß geringer. Denn während der Liederkomponist Strauß seine historische Bedeutung darin hat, daß er die moderne soziale Lyrik der Vertonung zugänglich machte, blieb Ritter wie Liszt, Cornelius und Wolf der älteren Dichterschule treu, wie ihn denn namentlich die schwermütige Lyrik Lenaus zu seinen schönsten Liederkompositionen begeistert hat. Konnte er sich dabei auch nicht zu einer Wolf ebenbürtigen musikalischen Bedeutung aufschwingen, so verdiente doch beispielsweise sein schöner Zyklus ‚Liebesnächte' regere Berücksichtigung seitens unserer Konzertsänger, als ihm bisher zuteil wird. Als Instrumentalkomponist aber, vor allem mit den sinfonischen Dichtungen ‚Karfreitag und Fronleichnam', ‚Kaiser Rudolfs Ritt zum Grabe', ‚Olafs Hochzeitsreigen,

u. a. war Ritter wieder ein bedeutsamer Anreger von Strauß. Namentlich die originelle Art, wie Ritter in ‚Olafs Hochzeitsreigen‘ die poetische Idee in die reinmusikalische Form des Walzers zu bannen wußte, konnte teilweise vorbildlich sein für Straußens ähnlichen Versuch, seine sinfonische Dichtung ‚Eulenspiegel‘ in die reinmusikalische Rondoform zu kleiden. —

Es liegt in der Natur der Sache, daß Übergangserscheinungen wie Alexander Ritter nicht zu Tagesberühmtheiten werden können. Wer aber die Fäden des Entwicklungsganges der Kunst zu entwirren vermag, der wird in Ritter ein notwendiges Glied der Entwicklung sehen, das nicht zu missen ist unter den Säulen, die den stolzen Bau unserer modernen Musik tragen, und wer den Sinn für schlichte, ehrliche Kunst inmitten des Modetreibens sich gewahrt hat, der wird vollste Sympathie den Werken des Künstlers nicht versagen können.

Dr. Eugen Schmitz.

Verschiedenes.

Die Hygiene der geistigen Arbeit beginnt man allmählich ebenso ernstlich mit Ratschlägen und Mahnungen zu bedenken, als es hinsichtlich der körperlichen Gesundheitspflege schon länger heilsam geschieht. Und gerade die Erfahrungen der ärztlichen, zunächst auf Körperpflege bedachten Hygieniker sind es gewesen, die zu der Einsicht führten, daß in vielen Fällen eine einseitige Beratung nur hinsichtlich der physischen Lebensführung ohne Erfolg bleibt, daß namentlich bei gewissen typischen Großstadtleiden ebenso nachdrücklich eine vorbeugende und helfende Regelung der geistigen Lebensführung erstrebt werden muß. Mit so allgemeinen Redewendungen wie der vielbeliebten: ‚Hüten Sie sich vor geistiger Überanstrengung und gehen Sie fleißig spazieren!‘ ist's wirklich oft nicht getan, zumal da die meisten Patienten gar keine praktische Möglichkeit haben, dieser Mahnung in hinreichendem Umfang zu entsprechen. Man muß sie vielmehr dazu anleiten, ihre Arbeit, die sie nun einmal leisten müssen, nach rationellen Regeln dergestalt einzuteilen und auszuführen, wie es zur Erhaltung oder Wiedergewinnung einer vollkommenen und freudigen Arbeitsfähigkeit am zweckdienlichsten ist.

Eine Fülle vernünftiger und praktisch erprobter geistiger Arbeitsregeln hat der Frankfurter Nervenarzt Dr. Otto Dornblüth unlängst in seinem sehr empfehlenswerten Buch ‚Hygiene der geistigen Arbeit‘* zusammengestellt. Er vernachlässigt dabei keineswegs die alte, von so vielen deutschen Geistesarbeitern noch immer vernachlässigte Regel, daß ein gesunder, arbeitskräftiger Geist sich nur in einem wohlbeherrschten und widerstandsfähigen Körper erhalten kann; ein hoher geisteshygienischer Wert eignet der zielbewußten körperlichen Übung wegen ihres günstigen Einflusses auf die Willenskraft, auf die Emanzipierung von der Überreiztheit der Sinne, wie auf die Beherrschung störender Stimmungen, Gemütsempfindlichkeiten und Leidenschaften. Es ist bekannt, wie sehr uns die Engländer noch vielfach in der Betätigung und Wertschätzung vernünftigen Körpersports voraus sind; und was dortzulande der Student von Jugend auf gewohnt ist, dem widmet sich auch noch der hochgelehrteste Professor ohne jede Beeinträchtigung seiner geistigen Würde. Man darf getrost sagen, daß dem deutschen Geistesleben manche absurde Verstiegenheiten erspart geblieben wären, wenn wir nicht über ein so zahlreiches Geschlecht natur- und lebensfremder Stubenhocker verfügten. Den Mitgliedern so seltsamer Weltverbesserungsbünde, wie z. B. des jüngst begründeten zur Bekämpfung des Lärms, sei eigens folgender Passus aus Dornblüths Kapitel über die Willenskraft

* 2. Aufl. Berlin 1907. Deutscher Verlag für Volkswohlfahrt. Gebd. M. 4.—

anempfohlen, der zugleich ein Beispiel guter erzieherischer Nutzanwendung gibt:

‚Eine gute Art der Willensübung ist es, sich gegen Geräusche mit Willen unempfindlich zu machen. Auch sehr empfindliche Menschen können das. Es ist ein direkter Fehler, wenn man glaubt, nervöse, besonders geräuschempfindliche Menschen müßten sich in eine möglichst ruhige Gegend begeben, sich die Ohren verstopfen, ihre Wohnungen mit Doppelfenstern und undurchlässigen Teppichen ausstatten usw. Auf diese Art wird allmählich eine immer größere Empfindlichkeit erzielt, die schließlich nur noch von ganz unabhängigen und sehr reichen Menschen im Leben durchgesetzt werden kann. Vielmehr ist es durchaus ratsam, sich von solchen störenden Einflüssen möglichst unabhängig zu machen, sich fest vorzunehmen, daß man z. B. trotz eines störenden Geräusches einschlafen will. Man wird in solchem Falle am Einschlafen gewöhnlich nicht durch die Stärke des Geräusches verhindert, sondern dadurch, daß man sich aufregt, auf das Geräusch achtet oder das weitere Eintreten von Störungen befürchtet und darüber die zum Einschlafen nötige Ruhestimmung verliert. Macht man dagegen den Versuch, das Geräusch zu überhören, sagt man sich eindringlich, daß es durchaus nicht so laut ist, daß man nicht dabei schlafen könnte, erinnert man sich daran, daß man z. B. in der Eisenbahn bei viel stärkerem Lärm und noch dazu in unbequemerer Lage ganz gut geschlafen habe, so wird es mit der Zeit gelingen, sich darüber hinwegzusetzen.‘

Solcher Winke zur Selbsterziehung und erst recht zur Erziehung der Kinder, denen man dann viel nachträgliche Selbstkorrektur erspart, gibt Dornblüth nicht minder für die geistige Arbeitsweise an sich. Auf mancherlei praktische Methoden kommt ja schließlich jeder geistige Arbeiter von selbst. Aber wie viel schlimme Erfahrungen und schwer zu behebende Schäden bleiben erspart, wenn man von vornherein sich Regeln vorschreibt, wie etwa die folgende: ‚Arbeite nicht zu lange ohne Unterbrechung! Für anstrengende geistige Arbeit dürfte das Maß des Einzelabschnittes die Zeit von 40 bis 50 Minuten sein. Danach genügt eine Pause von 5 bis 10 Minuten, um die Ermüdung zu beseitigen, ohne den Wert der Übung und der Anregung aufzuheben. Nach abermaligen 40 bis 50 Minuten wird man wieder 10 bis 15 Minuten Pause machen usw.‘

Freilich gilt von allen solchen Übungsvorschriften neben ihrer individuellen Abstufungsweite das gemeinsame *Eine*, daß sie eben auch *geübt* sein wollen, und man darf nicht glauben, durch die bloße Lektüre guter Ratschläge und ihre einmalige oder nur gelegentliche Befolgung mit einem Schlage aus einem geschwächten zu einem starken, aus einem unsicheren zu einem zielbewußten, aus einem zerstreuten zu einem konzentrierten Geistesarbeiter zu werden. Je mehr man einen notwendigen Bestandteil seiner Geistesfähigkeiten vernachlässigt hat, desto mehr bedarf er natürlich nachträglicher Übung, um auf die Höhe seiner Leistungsfähigkeit zu gelangen. Das gilt in besonderem Maße von dem so oft ungebührlich mißachteten Gedächtnis, welches Dornblüth mit Recht ‚die Grundlage alles geistigen Lebens‘ nennt. Hier müssen oft solche Hilfsmittel, wie sie etwa die auch von Dornblüth lobend erwähnte Poehlmann'sche ‚Gedächtnislehre‘ an die Hand gibt, den Schaden nachträglich wieder mindern oder ausgleichen. Poehlmanns geistvoll ausgedachtes Regelsystem, zu dessen Geheimhaltung er seine Schüler verpflichtet, beruht im wesentlichen auf der richtigen Grundansicht, daß gerade diejenigen fundamentalen Fähigkeiten, welche der Geistesarbeiter so gerne mißachtet, auf ihre rechte und harmonische Höhe gebracht, dem Ganzen der geistigen Arbeit außerordentlich hilfreich sind. Das gilt schon für die ein-

fache sinnliche Beobachtung durch Auge und Ohr; und darum beginnt Poehlmann sehr zweckmäßig mit Beobachtungsübungen des Gesichts und Gehörs und weiß diese Sinne dann schließlich auch so abstraktem Gedächtnismaterial, wie Zahlen, Namen, Paragraphen u. dgl. durch geschickte mnemotechnische Verknüpfungen dienstbar zu machen. Im Grunde ist diese und jede andere Mnemotechnik so wenig eine Geheimlehre, die Wunder wirkt, wie sonst irgend eine Technik. Übung und Ausdauer macht hier, wie überall, den Meister. Eine jede Gedächtnislehre kann nur im einzelnen zu den zweckmäßigsten Übungsmethoden anleiten.

Übung und Ausdauer: das sind die hygienischen Hauptmittel, deren ebenso wie das Gedächtnis auch jede andre und höhere Geistesfähigkeit zur Stärkung und — wenns not tut — Gesundung am meisten bedarf. Geistige Hygiene führt letzten Endes immer zu ethischer Anleitung und Selbsterziehung und darum erstreckt sich ihr Bereich über den engeren Wirkungskreis des Arztes weit hinaus. Dessen bleibt sich auch Dornblüth bei allen hygienischen Einzelregeln durchaus bewußt und betont, daß es ohne richtige Charaktererziehung keine vollwertige Hygiene des Geistes geben kann. Die ethischen Grundansichten, die er hierbei entwickelt, stimmen in den wesentlichsten Stücken und namentlich auch in der Betonung des unersetzlichen Erziehungswertes eines festen, christlichen Gottesglaubens mit den pädagogischen Meisterlehren F. W. Foersters aufs erfreulichste überein.

Man sieht also, daß die materialistische Überschätzung des Körperlebens, welche man vielleicht nicht immer mit Unrecht manchen Forderungen moderner Gesundheitspflege vorgeworfen hat, bei deren notwendiger Ausdehnung auf eine Hygiene des Geistes von selbst sich berichtigt. Im Grunde bedarf es freilich solcher Berichtigung gar nicht. Denn auch schon die Hygiene des Körpers führt bei gründlichem und folgerichtigem Durchdenken zu hohen individual- wie sozialethischen Anforderungen, welche in der Hygiene des Geistes nur willkommene Bestätigung und Ergänzung erlangen.

Dr. M. Ettlinger.

Unsere Kunstbeilagen.

Unser Vierfarbendruck ‚Wolfram von Eschenbach‘ von Edward von Steinle ist ein Nachklang des Steinleheftes. Mit seinen klaren Linien und Umrissen und den einfach gegeneinander gesetzten Farben, die dem Blatt einen leise heraldisch stilisierten Charakter geben, zeigt dies Bild den Künstler nochmals von seiner ritterlich romantischen Seite. Indem es den überragenden mittelalterlichen Sänger zum Gegenstand hat, ist es ein besonderes Denkmal der den klassizistischen Bann brechenden Kunst, die in die frühdeutsche Blütezeit zurückging und auch von dorther so viel poetische und literarische Anregung empfing.

Das andere auf den ersten Anblick so kuriose Bild mit dem stockwerkartigen Aufbau ist mehr eine literarische als künstlerische Überraschung. Als ein phantastisches persönliches Bekenntnis Klemens Brentanos wie als Dokument aus der romantisch-katholischen Hälfte des letzten Jahrhunderts wird es gleiches Interesse finden. In seiner Erläuterung unter dem Titel ‚Ein romantisches Dokument‘ in diesem Heft gibt der Sohn Steinles, Justizrat Dr. A. M. Ritter von Steinle, die nötigen Aufschlüsse zu der Veröffentlichung, für die ihm hier noch besonders gedankt sei.

Herausgeber und verantwortlicher Chefredakteur: Karl Muth, München-Solln.
Mitglieder der Redaktion: Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß, beide München.
Mitleiter für Musik: Univ.-Musikdirektor Prof. Dr. Fritz Volbach, Tübingen.
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.


KUPFERBERG GOLD
NOVEMBER
KUPFERBERG
GOLD
KUPFERBERG
GOLD



Regenerations-Stoffwechsel-Kuren
■ Waldsanatorium ■
Sommerstein-Thüringen
Prospekte gratis. **Direktion.**

B & F

Vor Anschaffung eines photogr. Apparates verlange man unsern reichill. Camerakatalog C



Neueste Modelle aller modernen Typen gegen bequeme

Monatsraten

Ferner für Sport, Theater, Jagd Reise, Marine, Militär d. bekannten



Goerz-Triëder-Binocles, sowie bill. Pariser Gläser höchster optischer Leistung. Preisl. 159 C kostenfrei.

Bial & Freund
Breslau II u. Wien XIII

Ein bemerkenswertes Angebot

macht die bekannte Bremer-Zigarrenfabrik Hermann Klatte in Bremen unseren geschätzten Herren Lesern durch den der heutigen Auflage beiliegenden Prospekt. In Anbetracht der drohenden Zigarren-Banderolen-Steuer beabsichtigt obige Firma, ihr enorm großes Lager feinster Bremer-Zigarren-Fabrikate zu bedeutend ermäßigten Preisen zu räumen und wird hierdurch jedem Raucher Gelegenheit gegeben, seinen Bedarf jetzt etwa 40% billiger decken zu können, als nach Eintritt der Steuer.

Mit Rücksicht auf obige Tatsachen bitten wir unsere geschätzten Herren Leser, von dieser günstigen Offerte ausgiebigen Gebrauch machen zu wollen, zumal ein Risiko laut den Bezugsbedingungen vollständig ausgeschlossen ist.

Stottern
heilt nach wissenschaftl. Methode unter Garantie
C. Bucholz,
Hannover-H, Lavestr. 54
2. Anstalt Kirchrode

Wiener's
Vorbereitungs-Institut zum **Einjährig-freiwillig.-Exam. Dresden, Bürgerwiese 18.** Wiederholt bestanden sämtliche Schüler des Instituts die Prüfungen. Prospekt frei.

Dr. Bergmanns Wasserheilanstalt
Luftkurort Cleve (System Kneipp).
Prospekte gratis. Dr. Bergmann, früher Badearzt in Wörishofen.

Wintersport
in Davos-Platz.
Touristen- und Sport-Hotels:
Hotel Central (vorm. Tobelmühle).
Hotel Davoser Hof.
Hotel Post.



Haben Sie die Absicht ein der fortschrittlichen Zeit entsprechendes, durchaus erstklassiges
Pianino, Flügel oder
✤ ✤ ✤ Harmonium ✤ ✤ ✤
zu kaufen, so unterlassen Sie es in Ihrem eigenen Interesse nicht, bevor Sie Ihre Wahl treffen, vermittelst 5 Pfg.-Postkarte von der Hofpianofortefabrik
Eduard Hilger, Aachen,
═ Lieferant Sr. Heiligkeit Papst Pius X., ═
die Zusendung der neuesten Kataloge und Prospekte zu verlangen.
Wichtige Neuerungen auf technischem und praktischem Gebiete.
—— In- und Auslandspatente (D. R. G. M.) ——
Goldene Medaillen auf Welt- und Fachausstellungen. Ehrenpreis und Goldene Medaille auf der christlichen Kunstausstellung Aachen 1907.

Ärztlich überall empfohlen!
„Chemikalienfrei!"
Einzig derartiges Patent.

fast Nicotinfrei

Sortim.-Kiste M. 8.20.
— **Prospekt frei.** —
C. W. Schliebs & Co., Breslau IX
Sternstrasse 9a.

Jos. Kösel'sche Buchhandlung, Kempten und München.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Was ist uns Schiller?

Von **P. Ansgar Pöllmann.** 8°. IV und 38 Seiten mit einem Bildnisse Schillers. Preis broschiert 70 Pfg.



Filippo Lippi pinx. Photogravure Bruckmann

Maria, das Kind anbetend





Photogravure Bruckmann

Maria, das Kind anbetend



Sechster Jahrgang. Dezember 1908. 3. Heft.

Stimmung in Welt und Seele.

Von
Joseph Bernhart.

Wir zählen die Jahrtausende nicht, die es bedurfte zur Bildung des Begriffes Stimmung. Jedes neue Wort, das die Sprache hervorbringt, ist eine Entdeckung. Wir Nachgeborenen, die wir gedankenlos mit dem Erbe der Vorzeit schalten, vergessen allzu leicht, daß es auch für uns eine Entdeckung bedeutet, wenn wir den Weg, den die Früheren denkend und sprachschöpferisch vorwärts gegangen, mit sokratischer Bedächtigkeit rückwärts gehen. Wenn auch das Ergebnis einer solchen Betrachtung nicht in jedem Falle der Ausgrabung prächtiger Paläste gleichkommt, wie Max Müller einmal die Arbeit des Sprachforschers bezeichnet, so entlohnt doch schon der Blick in die Tiefe manch eines Wortes unserer reichen deutschen Sprache, wenn auf seinem Grunde versunkene Städte schimmern.

Die Herkunft des Wortes Stimmung aus der Welt des Hörbaren leuchtet ohne weiteres ein. Eigentlich bezeichnet es das Ineinklangbringen verschiedener Tonhöhen zur Identität oder zu einem harmonischen System. Der Spieler, der die Geige stimmt, bietet das anschaulichste Beispiel der Tätigkeit, die der Stimmung zugrunde liegt. Mehr als solch primitive Erkenntnis enthält auch Novalis' Bemerkung in seinen Fragmenten nicht: ‚Das Wort Stimmung deutet auf musikalische Seelenverhältnisse. Die Akustik der Seele ist noch ein dunkles, vielleicht aber sehr wichtiges Feld. Harmonische und disharmonische Schwingungen.'

Aus der Betrachtung des musikalischen Wortsinnes ergibt sich zunächst ganz allgemein: Es handelt sich bei der Stimmung darum, daß eine Vielzahl von Elementen auf Gemeinsamkeit gebracht wird. Und dies geschieht, indem das einzelne einem Herrschenden sich fügt. In der Musik ist dieses ein Ton, eine Tonart, ein Intervallensystem, anderwärts ein Gedanke, ein Gefühl, eine Ahnung, eine Absicht u. a. Stimmung bezeichnet im gewöhnlichen Gebrauche keine Tätigkeit, sondern einen Zustand, so daß wir zutreffender von Gestimmtheit reden würden. An Beispielen aus der Natur, aus der redenden und bildenden Kunst sei versucht, des Begriffes habhaft zu werden.

Mit einem Laubwald verglichen erscheint uns der Tannenwald als Träger einer starken Stimmung. Dort eine Mannigfaltigkeit in den Formen und in der Färbung der Bäume, die erst durch das Hinzukommen eines vereinheitlichenden Elementes, sei es der brausende Wind oder goldhaltiges Vesperlicht, mit Stimmung begabt wird, hier alles auf den Ton des Ernstes gestimmt: tausend Stämme von nirgends gestörter Geradheit, davon gehen reichbeschwerte Äste aus, nach Abstand und Senkung alle ohne Regung eines Eigenwillens einer Ordnung gefügig, nur mit Stetigkeit nach oben abnehmend, bis im Gipfel der monotone Rhythmus sich endigt. Die ernste Form gewandet sich in ernste Farbe. In dichter Gedrängtheit verwehren die Tannen dem Licht den Einlaß; der lichte Tag wird hier zur Dämmerung, die Dämmerung zur Nacht. Eiche, Buche, Birke öffnen in lichter Verzweigung ihr Inneres, die Tanne scheint hinter dichten Nadelbehängen ein Geheimnis zu hegen. Ihre Weise, im Wind sich zu bewegen, in feierlicher Ruhe, im Auf- und Niederwogen der Zweige, läßt ihre Erregung tief, aber innerlich und gehalten erscheinen. So vollendet sich der Charakter des Tannenwaldes als eines Stücks Natur, das in Linie, Farbe und Bewegung auf einen alles beherrschenden Ton gestimmt ist. Daß wir Menschen, indem wir in die Dinge uns einfühlen, ganz unbewußt alles verpersönlichen, bedarf hier nicht eigens der Erwähnung. Die entscheidende Ursache, warum wir aus verschiedenen Dingen auch verschiedene Seelen herausfühlen, muß eben doch in den wahrgenommenen Dingen selbst liegen.

Es legt sich nun von selber nahe, von der Beschreibung eines in sich einheitlich gestimmten Teils der Landschaft zur Analyse der Stimmungslandschaft im ganzen überzugehen. Aus diesem unerschöpflichen Bereich für intime Beobachtung — man denke an Gewitterstimmung, Hochgebirg und Meeresstrand, Vorfrühling und Spätherbst — möge für unseren Zweck genügen die Abendstimmung.

Denken wir an jene flüchtigen Augenblicke, wo das glühende Taggestirn still hinabgesunken noch den westlichen Himmel überstrahlt! Die Leuchtkraft aller Dinge nimmt ab. Es hebt ein Verlöschen aller Farben an. Das Verhängnis des Dunkelwerdens kommt über die ganze Welt. Daß nirgends etwas seinen taglichten Schein behauptet, daß alles gemeinsam sein Licht veratmet, daß im Dämmer auch Formen vergehen, Welligkeit verebbt und Buschig-

keit sich verflacht, bis am Ende nur die Schattenrisse als spärliche Wesensandeutung verbleiben, dieser Vorgang des Abendwerdens stimmt die Landschaft: Besonderheiten müssen untergehen, unter einem allgemeinen Verzicht auf Eigenes begibt sich die Natur zurück in die Einfachheit und Einheit eines erscheinungsarmen, farblosen Seins. Die Blumen der Flur, die tagüber gelb und blau und rot blühten, müssen auf Beachtung verzichten, sie verschwistern sich mit all den andern Gräsern zur Gleichheit, ja der ganze Gräserbestand ist schon nebensächlich geworden, nur die geräumig hingedehnte Flur als ganzes kann in dieser Stunde noch etwas bedeuten, aber auch sie beansprucht kaum noch Beachtung, denn sie verliert sich in dieser Ungewißheit ans dämmernde Ganze. Ein Aufgehen des einzelnen im Allgemeinen, eine Angleichung an den das Allgemeine beherrschenden Ton, ein Verlorengehen des mannigfaltigen Lebens, ein stetiges Eingehen des Besonderen in die große formlose Einheit der Nacht — dieser Vorgang macht das Wesen der Abendstimmung aus. Der Mensch aber, gewöhnlich unbewußt, lebt ihn sympathisch mit. In den breiten Grundton des Vergehens stimmt auch das empfängliche Gemüt ein. Ihm scheint die untergehende Sonne alle Dinge in ihren Untergang mit hineinzuziehen, und er gibt sich selbst dem Ereignis unwillkürlich hin. In diesem Augenblick aber geschieht in der Seele etwas, ohne das in uns überhaupt keine Stimmung zustande käme: es ist die dem Naturvorgang gleichgeartete Antwort in der Seele. Der Grundton des Vergehens läßt alles in mir anklingen, was ich je an Vergänglichkeit erlebt habe: ungewollt hebt ein leiser Akkord von Analogien an.

Es ist nicht ein bestimmtes Erlebnis, das etwa in der Erinnerung sich ins Bewußtsein heraufdrängte, sondern unterhalb der Grenze des Bewußten ordnen sich, gleichsam dem von der Landschaft angeschlagenen Ton gehorchend, tausend Erfahrungen der Vergänglichkeit, die ich zeit meines Lebens gemacht. Alles, was in meinem Leben mit Hinschwinden und Untergang verwandt war, sammelt sich im Unterbewußten zu einer mich stark beherrschenden Macht. Die Phantasie kann hiebei völlig untätig bleiben, der Wille hat gar nichts zu sagen, das Bewußtsein hat keinen andern Inhalt, als was an mattem Schein der Welt noch eben durch die Augen eingeht. Ich hab es oft gesehen, wie Sträuße welken, Halme sinken in goldenen Breiten, Blätter niederwirbeln, Wangen bleichen und Augen verlöschen — anblicks der abendlichen Natur scheint jedes solche Erlebnis in der Tiefe der Seele leise angerührt miteinzuklingen in die Stimmung. Alles, was ich je mit dem Gefühl der Vergänglichkeit beantworte, wird nun als Ganzes wirksam. Ein Gleichnis: Das im Unbewußten versunkene Einzelerlebnis gleicht einem untergegangenen Gestirn; in der Stimmung, sie mag verursacht sein wie immer, nähern sich die gleichgearteten Erlebnisse, oder, bildlich gesprochen, die verwandten Gestirne unterhalb der Bewußtseinsgrenze, und nun ist ihr zusammenfließender Nachschein stark genug, über jene Grenze hinauf noch Helle zu werfen. Alles, was nun ins Bewußtsein tritt, erfährt auch diese Beleuchtung. In der Stimmung

unterliegt das Bewußte einer Färbung durch das Unbewußte. In der Abendstimmung kommen aber dem psychologischen Prozeß noch besondere Eigentümlichkeiten zu. Die Vorgänge der Außenwelt, die Abnahme des Lichts, die allmähliche Verarmung an Formen, das Schematischwerden aller Erscheinungen, das Eingehen des Besonderen ins Allgemeine bewirken ein gleichgeartetes Geschehen in der Seele — und hiemit soll zugleich ein Beispiel der ethischen Bedeutung der Stimmung gegeben sein. Was die Sonne des Tages der Welt an Glanz aufgetragen, scheidet mit ihr auch wieder ab. Die geliehene Schönheit schwindet und überläßt die Dinge arm sich selbst. Die Unbedeutendheit des Geschöpflichen legt sich uns unmerklich nahe, und eine Ahnung davon, daß wahrer Wert nichts Geborgtes ist, ein Zug zur Selbstschau angesichts der verdämmernden Welt der Dinge schleicht sich ungerufen ein. Das Wesenhafte an unserm Leben und Wirken tritt einfach und bestimmt hervor; die bunte Vielzahl des tagüber Erlebten gleicht sich mit gemeinsamer Ruhe dem waltenden Abendgefühl an; das Kleinliche entschwebt uns und wir neigen uns gerne dem Großen und Wichtigen zu und fühlen unsern Sinn von Gedanken beschwert, die uns in den lauten Stunden der Geschäftigkeit ferne lagen; die Rückkehr des Blickes von außen nach innen, das Gewahrwerden unserer Seelentiefen in der Ruhe, die mächtig andringende Ahnung von unserm und alles Geschaffenen Ende, das alles verdichtet sich in dem Zustand, der in der Abendstimmung sich unser bemächtigt. Und mit ihr überkommt die Seele zugleich eine Disposition zu reinerer Geistigkeit, ein stärkeres Anschlußbedürfnis macht sich fühlbar — beides aus dem Grunde, weil das Erlöschen der Umwelt uns auf die Betrachtung des Seelischen anweist und das Aufhören des sinnlichen Verkehrs mit der Umgebung den Menschen einsam sich selbst überläßt. Daß wir am Abend uns gern über das Kleinliche erheben und ebenso wie bei der Betrachtung der dämmernden Landschaft mit dem Großen und Allgemeinen uns befassen, daß unser Urteil höhere Gesichtspunkte einnimmt, ist wohl auch der Grund, warum der Abend versöhnlich stimmt.

Es wäre ein leichtes, für all die berührten Eigentümlichkeiten der Abendstimmung Beispiele aus dem Geistesleben aller Völker anzuführen. Es genüge der Hinweis, daß Goethe aus abendlicher Todesahnung seine Verse wob: Über allen Wipfeln ist Ruh; daß auch in einem Gottfried Keller, da er einsam im Dunkel steht, eine überirdische Sehnsucht aufwacht: es ist, als täte endlich mir — der alte Gott sich kund. Der Mensch empfindet es mit, wie die Natur eine große Synthese vollzieht:

> Und aus seinen Finsternissen
> Tritt der Herr, soweit er kann,
> Und die Fäden, die zerrissen,
> Knüpft er alle wieder an. (Hebbel.)

Auch Brentano bezeugt dieses Erlebnis in einer Strophe seines in die Tiefen der Weltseele horchenden Gedichtes: Sprich aus der Ferne!

Alles ist freundlich wohlwollend verbunden,
Bietet sich tröstend und trauernd die Hand,
Sind durch die Nächte die Lichter gewunden,
Alles ist ewig im Innern verwandt.

Das abendliche Freiwerden des Geistigen in uns liegt wiederum in Goetheschen Versen, in dem Gedicht an den Mond ausgesprochen: Lösest endlich auch einmal meine Seele ganz; Verlangen nach Beisammensein bekunden die Jüngerworte: Herr, bleib bei uns, denn es will Abend werden; Vergebung vor Tagesende empfiehlt die Schrift: Lasset die Sonne nicht untergehen über euerem Zorne!

Das Erleben einer ‚gestimmten' Landschaft kann in dem dazu befähigten Menschen nach künstlerischem Ausdruck drängen, nach bildnerischer oder sprachlicher Gestaltung. Stimmungslandschaft und Stimmungsgedicht setzen etwas Stimmendes voraus, das die Teile vereinheitlicht. Sturm, der alles Bewegliche auf Erden und am Himmel angreift, Mondlicht, das alle Farben auf seinen Ton stimmt und ausgeglichene Unterschiede friedlich in ihn einbezieht, ungestörte Monotonie der Heide und des Himmels, eine Lichtflut, die (wie auf Rembrandtschen Radierungen) einem verklärten Stück Welt in die Seele schauen läßt — das sind einige der stimmenden Mächte, mit denen auch der Bildner walten kann. Kein Maler wird hier treffender zum Beispiel dienen als Böcklin. Bei ihm geht die Natur nicht bloß von Stimmung gesegnet, bei ihm hat sie schon geboren, und ganz eines Bluts mit der Mutter sprechen diese losgelösten Wesen aus, was ihr unsagbar auf der Zunge liegt. Bei Rembrandt ist die Stimmung noch im Leib gebundene Seele, bei Böcklin ist sie wesenhaft Gestalt geworden. Um so viel leichter wird es uns, das Stimmende in seiner Landschaft beim rechten Namen zu nennen. Ungeheuer stark ist die Stimmung in der Herbstlandschaft, durch die der Tod reitet. Das in der bisherigen Betrachtung als für die Stimmung notwendig befundene Element, durch das Mannigfaltiges auf einen Ton gebracht wird, ist in diesem Meisterwerk verpersönlicht in der reitenden Gestalt des Todes. Baumgruppen mit welkem, absterbendem Laub, ein Baum mit abgedorrten Ästen, ein verwitterter, längst gestorbener Stamm, fahle Ruinen, alles Bewegliche, Gezweig, gefallenes Laub, Mantel und Mähne an Reiter und Roß vom durchbrausenden Sturm ergriffen, über allem ein düster zerfetzter Wolkenhimmel, aus dem ein paar Strahlen durchbrechen, um hier das zerrissene Gemäuer mit seinem Moder und dort den Wirbeltanz gefallener Blätter anzuleuchten. Der dahinsprengende Tod auf dem scheuenden Tier betont sich auf der Linken durch scharfen Schattenriß, während er auf der Rechten aus dem Dunkel der vergehenden Welt hervorzuwachsen scheint. Alle Lebensspur ist ausgetilgt, alles Freudige verstiebt vor dieser gewaltigen Vernichtungsleidenschaft, nichts Lebendiges mischt sich ein in diesen schwerblütigen Chor hinsterbender Naturgeister. Eine Vielzahl von Elementen ist in Böcklins Landschaft vereinheitlicht und auf den Ton des unabwendbar verhängten Untergangs gestimmt, die Stimmung aber ist Gestalt geworden. Von

ähnlichem Gehalt, freilich mehr zur Elegie abgedämpft, ist Ruisdaels Judenfriedhof. Aber es bedarf durchaus nicht einer Mannigfaltigkeit von abgestimmten Erscheinungen wie in den erwähnten Bildern, es genügt auch der Zusammenklang zweier Elemente, wie er im ruhenden Meer mit dem Himmel darüber gegeben ist. Das Stimmende wäre in diesem Fall die feierliche Größe, die Einfachheit der Erscheinung, das bewegungslose Insichruhen.

Die technischen Stimmungsmittel des Landschafters, Farbe, Licht und Bewegung sind bald gesondert, bald vereint vorzufinden. Aber das Stimmungsbild setzt auch Gestimmtheit des Dargestellten voraus. Wie aus dem besagten Beispiel der Tanne hervorgeht, wohnt Naturdingen — wir bleiben uns der menschlichen Zutat in der Einfühlung wohl bewußt — ein Zug von geistiger Bedeutung inne. Zypresse und Birke, Sumpf und Sturzbach, Amselschlag und Geierschrei sind gattungsverwandte Erscheinungen und doch von ganz verschiedenem Gefühlswert für unser Erlebnis. Eben dieser geht aber von der gemeinten Sache auf das Wort als ihr sprachliches Symbol über. So kommt es, daß viele Wörter eine geistige Atmosphäre um sich verbreiten, daß ihnen ein Gefühlston unzertrennlich anhängt und eben dadurch eine stimmende Kraft innewohnt. Dieser Sachverhalt ist von großer Bedeutung für das Stimmungsgedicht. Das Werden eines solchen in der Seele des Dichters kann ungefähr zutreffend also beschrieben werden: Im Dichter ist, sei sie nun frei geworden oder mit Absicht erzeugt, eine Stimmung vorhanden. Sie drängt nach Äußerung durch sprachliche Mittel von adäquatem Gefühlswert, Worte von zusammenstimmender Gefühlsfärbung, in Rhythmus und Melodie der Grundstimmung des Erlebnisses sich fügend. Im Gedicht ahmt der Dichter sein Inneres nach, und so bestätigt sich des Aristoteles Wort, daß alle Kunst *μίμησις*, Nachbildung sei, auch hier. Das Wortgefüge muß auf die erlebte Stimmung gestimmt sein, die einzelnen Elemente des Poems dem beherrschenden Ton sich fügen. Auch hier mögen Beispiele zur Klärung dienen!

Alban Stolz liefert in seinem ‚Vaterunser‘ einen Beleg für die erwähnte Tatsache, daß manche Dinge eine eigenartige Gefühlssphäre um sich schaffen. Er hört gerade die Totenglocke läuten: ‚Sie hat einen so eigenen Klang; ’s liegt nicht in dem besonderen Metall und nicht im Gewicht der Glocke: ’s liegt im Gedächtnis, was es bedeute. So ein Scheid- oder Begräbniszeichen ist ein gar wundersames Singen; es ist Gesang und Gebet und Predigt miteinander, und sagt einem so vielerlei ins Ohr und in die Seel hinein, und kann einem so zu Herzen reden, besser als ein wortflüssiger Prediger, daß man schier ganz ernsthaft darüber wird und ans eigene Sterben denkt.‘ Wie Dinge oft eine ganze geistige Welt in sich schließen — man denke an die Osterglocken, in deren Ertönen über dem verzweifelnden Faust die ganze Wucht der christlichen Auferstehungshoffnung sich entladet — so liegt auch das Wort, das sie bezeichnet, im Bereiche jener geistigen Welt. So kann das einzelne Wort Symbol und Träger einer Stimmung werden. Es ist dann einer Farbe zu vergleichen, die von den benachbarten im Gemälde

eine leise Veränderung erfährt, aber selbst auch, je nach Umfang, Kraft und Tiefe, die anderen beherrschend in ihre Stimmung einbezieht. Wie nächtlich die Welt ruhig gestimmt ist, hat Mörike in gleichsam selber ruhenden Worten nachgeahmt:

Gelassen stieg die Nacht ans Land,
Lehnt träumend an der Berge Wand,
Ihr Auge sieht die goldne Wage nun
Der Zeit in gleichen Schalen stille ruhn.

Außer dem einleitenden ‚stieg' kein Wort, das nicht auch das Ruhen in sich begriffe. Daß der Rhythmus der Wortfolge, ihr musikalischer Wert überhaupt, ein stimmendes Element von höchster Bedeutung ist, sei nur flüchtig erwähnt und an dem Fortgang der eben angeführten Verse mit ihrer feierlich bewegten Andacht nachgewiesen. Das einzig Rege und Bewegte in ruhender Mitternacht erhält das Wort:

Und kecker rauschen die Quellen hervor,
Sie singen der Mutter, der Nacht ins Ohr
Vom Tage,
Vom heute gewesenen Tage.

Es wird klar: das Stimmende in der sprachlich abgeschilderten Natur, das Seelenleben mitinbegriffen, ist auch das Stimmende, Sinn und Klang und Rhythmus Bestimmende im Gedicht.

Wenn wir bisher nur von der Stimmung in der Außenwelt und ihrer Nachbildung in der Kunst sprachen, so ist es nun an der Zeit, uns dem seelischen Zustand des Menschen zuzuwenden, der gleicherweise Stimmung genannt wird. Es handelt sich hier nicht allein um das Individuum mit seinen ‚Stimmungen', sondern weiterhin um Lebensansichten ganzer Gruppen, um Stimmungen im Völkerleben, um die Stimmung ganzer Epochen. Unter Stimmung ist zuweilen auch die seelische Grundanlage eines Menschen zu verstehen. In der ‚heiteren Stimmung', die wir als eine der köstlichsten Segnungen des Lebens betrachten, sieht John Stuart Mill die von der Natur gegebene oder durch Gewohnheit erlangte Neigung, vorzugsweise die heitere Seite der Dinge ins Auge zu fassen. Keineswegs, meint er, braucht diese heitere Lebensstimmung unsern Blick für die Gefahren und Übel der Welt zu verschließen; vielmehr finde das Umgekehrte statt: denn die Hoffnungsstimmung ist ein Sporn für unsere Fähigkeiten und erhält unsere Energie in Tätigkeit.

Niemals von der Welt der Dinge, wohl aber von der seelischen Innenwelt gebrauchen wir das Wort ‚Verstimmung'. Eine Unlust in uns wird der herrschende Bewußtseinsinhalt. Er wirkt stimmend auf den ganzen übrigen Seelenbestand und zieht die vorhandenen wie die neueingehenden Erfahrungen in sein düsteres Licht. Das Verstimmendste ist das Ausbleiben befreiender Gegenvorstellungen, erlösender Möglichkeiten. Der Verstimmte ist ‚schlecht aufgelegt' und zieht auch seine Umwelt, als wäre jedwedes Ding mitschuldig, in Mitleidenschaft. Alles gleicht sich der waltenden Verstimmung an. Die Welt

an sich hat keine noch so leise Veränderung erfahren, sie weiß nichts davon, daß sie von trüber Unlust ganz überflutet ist. Stimmung im guten und bösen Sinne kann ausschließlich aus dem Innern selbst geworden sein. Als das Wesentliche ist auch hier wiederum zu erkennen die Einbeziehung und Ausgleichung alles Erreichbaren, sei es noch so bunt und vielgestaltig, an das eine Herrschende, das Stimmende. Der eingangs betrachtete Vorgang, wie sich die Seele von der Natur stimmen läßt und ihr Geschehen treulich nachlebt, hat also sein Gegenbild in der alles sich gleichstimmenden Betrachtung der Außenwelt durch die lust- oder unlustvoll gestimmte Seele. Ein naheliegendes Beispiel ist die naive Zartheit der germanischen Naturbeseelung, die in der Poesie der Sonntagsstimmung sich ausspricht. Bogumil Goltz hat in seinem ‚Buch der Kindheit' reizvoll den Sonntag seiner Bubenzeit beschrieben. ‚O Herr, mein Gott, nun war es wirklich Sonntag! Sonntag den ganzen langen Tag, in allen Stunden und Minuten, Sonntag in jedem Augen- und Sonnenblick! Sonntag in allen Pulsen und Blutstropfen, Sonntag in Sinn und Gedanken, in allen Kisten und Kasten, gleich wie in Seele und Leib . . . wir Kinder waren zu lauter Sonntag verwünscht . . . Man mochte ansehen und erleben, was man wollte, es war das anders wie am andern Tag. Es war das alte und doch nicht das nämliche Ding, es war vom Sonntag verklärt und gefeit, von seiner Magie umflossen, alles wie in einem seligen Traum.' Auch da, wo immer arbeitlose Stille herrscht, auf der Heide und im Hochgebirg, fühlen wir den Sonntag in der Schöpfung und Fels und Baum und Halm scheint mitzufeiern. In starker Stimmung füllt der Mensch die Welt mit seinem Ich:

als knieten viele ungesehen
und beteten mit mir. (Uhland.)

In dieser Verschmelzung von Subjekt und Objekt beruht auch der produktive Wert der Stimmung. Es ist freilich vor allem künstlerisches Gebilde, das aus so beschaffenem Seelenzustand hervorgeht. Dem herrschenden Ton nähert sich das Verwandte, es ziehen sich Fäden zwischen Vorstellungen von gleicher Gefühlsfarbe, es entspinnt sich ein feiner Gedankenzusammenhang, der scheinbar weitabliegende und sich fremde Dinge innerlich verbindet. Die Augenblicke, in denen wir das Heraufkommen versunkenen Lebens verspüren, sind oft flüchtig wie an niederhängenden Regenwolken der Nachschein der Abendsonne, der unerwartet noch ein letztesmal ans Gewesene erinnert. Wie die Stimmung Entlegenes herbeiruft, weiß jeder Redner, der je in der Begeisterung improvisierte, und seiner kaum bewußt in längst vergessene Vorratskammern einbrach. Jeder Schaffende kennt die Eigenart seines halbierten Innern, wenn die obere, ihm bewußte Welt, deren er habhaft ist, in der Ruhe der Erwartung liegt, indes im Unterbewußten vieles sich drängt, um in die Helle des Erkannten emporzukommen: ein Schiff will in See gehen, es ruht noch still mit seiner Fracht, aber von Bord aus sieht man an der Stelle, wo der Anker gelichtet worden, hinunter in aufgewühlte Wasser. Daß

der Mensch in diesen Augenblicken nur für bestimmt geartete Einflüsse zugänglich ist, hat, wie die Stimmung überhaupt, auch große pädagogische Bedeutung. Sublime Darbietungen wie der religiöse Unterricht setzen, wenn sie tiefgehen und nachhaltig wirken sollen, entsprechende Gestimmtheit voraus wie die Aussaat geöffnete Furchen. Aus dem bezeichneten Wesen der Stimmung ergibt sich, daß zu Beginn einer solchen Darbietung etwas in der kindlichen Psyche, sei es eine dem schwebenden Thema verwandte Vorstellung, Erfahrung oder Einsicht, zur Vorherrschaft gebracht werden muß, in deren Licht getaucht alles Gesagte eingeht. Die Stimmung in der Schulstube führt uns eine Stufe höher zur Stimmung im Völkerleben.

Die Übermacht eines Kulturelements gibt hier den Ausschlag. Das Vorwalten des Religiösen bei den Ägyptern und innerhalb dieses wiederum des Todesgedankens stimmt die gesamte Kultur dieses Volkes auf den Ton des Ernstes. Wenn wir von der eschatologischen Stimmung der paulinischen Epoche des Christentums sprechen, so will es heißen, daß dem Leben und Streben dieser Zeit die allgemeine Erwartung der letzten Dinge die Richtung gab. Transzendentale Stimmung des Mittelalters, die Gewißheit jenseitiger Vollendung der Persönlichkeit, nimmt dem Irdischen den Selbstzweck, ordnet, wertet und stimmt all die tausendfältigen Elemente einer materiell und geistig reichen Kultur von jener übernatürlichen Welt aus. Es bedarf wahrlich keines weiteren Beispiels, um das Wesentliche der Stimmung in der Vereinheitlichung und Angleichung eines Vielen zu einem vorwaltenden Einen zu erkennen.

Wenn ein metaphysischer Höhenblick gestattet ist, so dürfen wir vielleicht in dem Phänomen Stimmung mit all seinem Unbestand und seiner scheinbaren Wesenlosigkeit die uns sich zuwendende und erkennbare Außenseite eines tief in allem Geschöpflichen liegenden Dranges nach Einswerden im Höchsten erkennen. Im Nachdenken über die Stimmung ist es, als riefe es von den Gipfeln der geistigen Menschheit in tiefsinnigen Stimmen das Wort von der Sehnsucht der Kreatur herüber. Der Stagirite sieht die Welt ihrem unbewegten Beweger zueilen. Dante erzählt vom ewigen Licht: In seiner Tiefe sah ich, wie sich einet, verbunden in ein einziges Buch mit Liebe, was auf des Weltalls Blättern sich zerstreuet. Goethe erkennt:

> Teilnehmend führen gute Geister,
> Gelinde leitend höchste Meister
> Zu dem, der alles schafft und schuf.

Wie leises Wehen streift uns in der Stimmung dieses Trachten der Welt nach Einswerden im Ewigen. Unruhig ist unser Herz, bis es ruhet in Ihm.





Neurose und Sexualethik.

Von

Fr. W. Foerster.

In der medizinischen Welt erregt seit einiger Zeit eine neue Theorie des bekannten Wiener Mediziners Freud über den sexuellen Ursprung nervöser Störungen beträchtliches Aufsehen. Da nach dieser Theorie gerade die ethischen Hemmungsvorstellungen auf sexuellem Gebiete die wesentliche Ursache nervöser Störung bilden, so liegt für den Ethiker und Pädagogen sehr ernster Anlaß zur Stellungnahme vor. Freud hat seine Hypothese kürzlich auch in einer nichtmedizinischen Zeitschrift vertreten (‚Sexualprobleme', März 1908). An die betreffende zusammenfassende Formulierung wollen wir im folgenden einige kritische Bemerkungen anschließen.

Freud knüpft dort zunächst an eine Unterscheidung zwischen ‚natürlicher' und ‚kultureller Sexualmoral' an. Diese Unterscheidung hat von Ehrenfels (Prag) in die Diskussion hineingetragen. Die natürliche Sexualmoral gehe auf Gesundheit und Lebenstüchtigkeit, die kulturelle Sexualmoral hingegen bezwecke die Anpassung des Menschen an die soziale Kulturarbeit. Freud behauptet nun, daß die kulturelle Sexualmoral durch die Opfer, die sie von dem Individuum verlangt, so sehr dessen Gesundheit und natürliche Lebenstüchtigkeit schädigen könne, daß auf diesem Umwege auch das kulturelle Endziel gefährdet werde. Es scheint Freud nun zweifellos, daß die wachsende Nervosität gerade des hochgesteigerten Kulturlebens in erster Linie durchaus auf unsere kulturelle Sexualmoral zurückzuführen sei. Die Kultur ruhe auf Triebunterdrückung — diese Unterdrückung aber verlange eine Umwandlung der sexuellen Erregung in andere psychische Bestrebungen und Erregungen; zu dieser Umwandlung sei jedoch selbst bei den besten Konstitutionen nur ein bestimmtes Maß von Energie vorhanden — wer dieses nicht aufbringen könne, der gelange zur Neurose, resp. zur Perversität. Die gehemmten Sexualtriebe rächen sich in solchen Fällen auf folgende Weise: Statt daß sie einfach durch höhere Bestrebungen absorbiert werden, verlange ihre Beherrschung ein verzehrendes Maß von seelischer und nervöser Energie, die für die Triebrepression verbraucht wird, ohne mehr als höchstens eine ganz äußere Hemmung hervorzubringen. Der unterdrückte Trieb aber wirke innerlich weiter, und seine ‚Ersatzerscheinungen' machen eben das aus, was wir als Nervosität, spezieller als Psychoneurosen, bezeichnen. ‚Der psychische Wert der Sexualbefriedigung erhöht sich mit ihrer Versagung. Die gestaute Libido wird nun in den Stand gesetzt, irgend eine der selten fehlenden schwächeren Stellen im Aufbau der Vita sexualis aus-

zuspüren, um dort zur neurotischen Ersatzbefriedigung in Form krankhafter Symptome durchzubrechen.'

Daß bei bestimmten Naturen die Unterdrückung hochgesteigerter sexueller Bedürfnisse ebenso gut zum Anlaß nervöser Krisen werden kann, wie jeder andere starke und anhaltende Kontrast zwischen Drang und Befriedigung, das ist ja gewiß höchst wahrscheinlich. Alles kommt nur auf die Folgerungen an, die man daraus ziehen will und kann. Jedenfalls wäre es gänzlich verfehlt, die Freudschen Hinweise en bloc abzulehnen unter Berufung auf die zahlreichen Gutachten medizinischer Autoritäten, welche darin übereinstimmen, daß die sexuelle Abstinenz keinerlei gesundheitsschädliche Folgen nach sich ziehe. Man sollte sich vielmehr prinzipiell klar machen, daß unsere ethische Stellungnahme in der Sexualfrage überhaupt nicht von all den schwankenden Theorien der medizinischen Wissenschaft abhängig gemacht werden darf — seien diese Theorien nun der Abstinenz günstig oder ungünstig. Die sogenannte wissenschaftliche Theorie ist hier ein gänzlich unsicherer Boden. Gerade weil es sich hier nicht um greifbare und experimentell reinlich zu bestätigende Zusammenhänge handelt, sondern um psychologisch-neurologische Grenzfragen kompliziertester Art, so kann man hier abwechselnd alles behaupten und alles leugnen, je nach dem Gesichtspunkt, der gerade Zeitmode ist. Wenn heute selbst die gesamte Medizin die Unschädlichkeit der Abstinenz behauptete, wer könnte sagen, ob nicht morgen eine neue Strömung einsetzt, die im Laufe eines Jahrzehnts auf Grund bisher unbekannter Zusammenhänge die medizinische Wissenschaft zum Gegenteil bekehrt? Manchen Vertretern der medizinischen Wissenschaft könnte etwas mehr strenge Erkenntnistheorie wahrlich nicht schaden, man würde dann aufhören, von ‚wissenschaftlichen' Ansichten zu sprechen auf Gebieten, wo es eine exakt-wissenschaftliche Feststellung des Tatsächlichen überhaupt nicht geben kann. Die Aussagen des Menschen über seine intimste sexuelle Lebensführung sind das Unzuverlässigste, was es geben kann, — ja, sehr viele Menschen belügen sich hier selbst, ohne es zu wissen. Und was dann die Rückschlüsse auf sexuelle Ursachen bestimmter nervöser oder psychischer Erscheinungen betrifft, so liegt hier das post hoc, ergo propter hoc nur zu nahe. Eine zuverlässige Aussonderung von Kausalbeziehungen ist hier ganz unmöglich, und selbst wenn sie sich in seltenen Fällen mit einiger Sicherheit durchführen ließe, so könnte man doch keinerlei allgemeinere Schlüsse darauf bauen. Und was die Freudsche Methode der Psycho-Analyse betrifft, so dürften hier die neueren Forschungen über die Psychologie der Aussage ganz besonders zur Vorsicht mahnen, um so mehr, als es sich um bereits seelisch mehr oder minder aus dem Gleichgewicht gebrachte Menschen handelt, bei denen die suggestive Wirkung des Fragestellers in gesteigertem Maße zur Geltung kommt. Es ist also weder positiv noch negativ etwas völlig Endgültiges über die hygienische Wirkung der sexuellen Abstinenz festzustellen. Schon deshalb nicht, weil für diese Feststellung doch nicht bloß die eventuellen unmittelbaren hygienischen

Wirkungen in Frage kommen könnten, sondern auch alle jene weitern Gesundheitsfolgen, welche sich an die zunehmende oder abnehmende geistige Herrschaft des Menschen über seine körperlichen und seelischen Zustände anknüpfen. Es könnte z. B. sehr wohl sein, daß ein Mensch durch sexuelle Abstinenz in gewisse nervöse Krisen gerät, dafür aber eine Charakterfestigkeit eintauscht, welche ihn vor nervenzerstörenden Einwirkungen viel schlimmerer Art sicherstellt. Und es könnte andererseits sehr wohl sein, daß ein Mensch durch sexuelles Sichgehenlassen momentan gewissen nervösen Beschwerden entgeht, dafür aber eine Willensschwäche erwirbt, welche alle verborgenen pathologischen Dispositionen auswachsen läßt, und welche ihn vor allem auch in Situationen bringt, die unvergleichlich nervenzerrüttender wirken als diejenigen kleinen Schädigungen, denen er entgangen ist. Freud gibt zu, daß gewissen hygienischen Nachteilen der Abstinenz doch auch entscheidende kulturelle Vorteile gegenüber stehen können; er sieht aber nicht, daß das Problem der Hygiene selber auf diesem Gebiete weit komplizierter ist, als seine Theorie es erscheinen läßt: die kulturelle Sexualmoral kann letzten Endes auch hygienisch vorteilhafter sein als eine bloß natürliche Sexualmoral, die nur die nächstliegenden Folgen ins Auge faßt, aber die eminente Gesundheitsbedeutung übersieht, welche große gebieterische Ideale und geistige Lebenszwecke für den Menschen haben.* Es gibt doch nicht nur Gesundheitsgefahren sexuellen Ursprungs. Wir haben uns auch gegen andere Gefahren zu wappnen: Natur und Kultur bedrohen unsern Organismus und unsere Seele täglich mit den mannigfachsten Irritationen, Eingriffen und Hemmungen, denen gegenüber wir ein außerordentliches Maß an geistiger Festigkeit und Initiative bedürfen. Wäre es darum nicht sehr wohl denkbar, daß die zeitweise oder dauernde sexuelle Enthaltsamkeit, gerade weil sie die stärkste Zumutung an unsere persönlichste Willenskraft stellt, auch am entscheidendsten dazu beiträgt, uns zur Festigkeit gegenüber jeder Art von inneren und äußeren Reizen und Zuständen zu erziehen? Und daß die damit verbundenen Beschwerden ein Opfer bedeuten, dessen Segnungen alle Nachteile unvergleichlich überwiegen? Wir sehen, daß Menschen, die ihren Beruf aufgeben und sich um der Hygiene des Alters willen zur Ruhe setzen, oft in wenigen Wochen zusammenbrechen, gerade weil die unbarmherzige Willensanspannung des Berufes mit ihrer Wirkung gegen das Sichgehenlassen ein hygienischer Faktor von fundamentaler Bedeutung ist. Diese Beobachtung aber gilt für das ganze Leben des Menschen. Muß das Nachgeben an die Triebe nicht letzten Endes stets zu jeder Art von Zusammenbruch führen?

Man kann von allen diesen Erwägungen aus sehr bereitwillig zugeben, daß die sexuelle Abstinenz gewisse gesundheitliche Schädigungen mit sich bringt, daß sie manche Temperamente sogar in schwere Krisen führt, und trotzdem betonen, daß solche Feststellungen, selbst wenn sie ganz zuverlässig wären, keine

* Dies haben neuerdings sehr treffend zwei französische Heilpädagogen hervorgehoben: Payot, ‚Erziehung des Willens', und Levy, ‚Natürliche Willensbildung'. Übersetzt bei Voigtländer, Leipzig.

Beweiskraft haben gegenüber all den tieferen kulturellen und hygienischen Gründen, die für die Forderung der alten Ethik sprechen.* Auch die Mutterschaft ist voll von hygienischen Gefahren und Schädigungen, und die Mutterliebe mit ihren schlaflosen Nächten, ihrer Angst und ihrer Aufopferung stellt wohl das direkte Gegenteil von hygienischer Lebenshaltung dar, und doch sind wir nicht im Zweifel, daß alle diese Schädigungen niemals zu einer Umwertung der Werte in bezug auf den Mutterberuf führen werden. Und wenn Freud uns hier antworten wollte, daß hinter all diesen Aufopferungen doch eben ein Trieb stehe, dessen Befriedigung auch wieder zur Hygiene gehöre, so machen wir darauf aufmerksam, daß auch hinter der sexuellen Selbstüberwindung ein mächtiger Trieb steht, dessen Nichtbefriedigung vielleicht noch weit aufreibender und nervenzerrüttender wirkt als der Ungehorsam gegen körperliche Triebe: das ist der Drang des Menschen nach geistiger Selbstbehauptung, nach Herrschaft über den Augenblick, ein Drang, dessen Erklärung — ganz abgesehen einmal vom Metaphysischen — schon in der entscheidenden Bedeutung liegt, welche gerade beim Menschen die Oberherrschaft des Geistes über die Impulse des Augenblicks hat.

Freud will übrigens seine Lehre von den absoluten Gefahren der Triebrepression nicht bloß auf das sexuelle Gebiet beschränkt wissen. Wendet man sie aber allgemein an, in der ganzen alarmierenden Übertreibung, mit der Freud hier gewisse sekundäre Erscheinungen zu Hauptfaktoren des Lebens und Sterbens macht, so kommt die ganze Absurdität der Theorie deutlich zum Vorschein: das Jugendalter wäre dann die ungesundeste Zeit, weil der Erzieher so viele Triebe einengt und beschneidet. Und diejenigen Menschheitsepochen, welche sich durch starken Glauben, strenge Zucht und feste Sitte auszeichnen, und dementsprechend weite Schichten der Menschheit in ungewöhnlichem Maße über die bloße Triebsklaverei erheben, müßten vom Standpunkt des Neurologen die miserabelsten Abschnitte der Geschichte sein. Und die Zeit des kaiserlichen Rom müßte voll geistiger Gesundheit und Tatkraft sein! In wie vielen erhebenden und gesund erhaltenden Berufen muß das Bedürfnis nach Schlaf und Ruhe, nach Geselligkeit und Aussprache, nach Bewegung und Zerstreuung stark und oft unterdrückt werden, wie viele große Ziele müssen im Leben durch eingreifende Entbehrungen und Versagungen jeder Art erreicht werden, und welche Quelle von Lebensenergie und Nervengesundheit liegt trotzdem gerade in solchen Zielen! Sexuelle Zügellosigkeit entspricht ja in Wirklichkeit doch auch keineswegs dem hygienischen Idealzustand ungehemmten Trieb-

* Auch das Hungern oder bloße Kartoffelessen ist gesundheitsschädlich, und doch verlangen wir von ganzen Bevölkerungsschichten, daß sie lieber solche Schädigungen für sich und die ihrigen auf sich nehmen, als sich an fremdem Eigentum vergreifen. Denn wir wissen, daß letzten Endes auch die wirtschaftliche Not ins Ungemessene steigern müßte, wenn es keine feste Eigentumsordnung mehr gäbe. Auch hier ist also doch die kulturelle Rechtsordnung auch für die physische Erhaltung des Menschen zuträglicher als der Naturzustand des allgemeinen Zugreifens.

lebens im Freudschen Sinne, sondern sie stellt nur einen Zustand dar, in dem höhere Triebe durch niedere Triebe gefesselt werden. Das Vorhandensein starker unbefriedigter Antriebe würde also auch durch Freuds sogenannte natürliche Sexualmoral nicht beseitigt, denn die menschliche Natur selber trägt Bedürfnisse in sich, die unter einer bloß natürlichen Sexualmoral noch weit quälender leiden als die elementaren physiologischen Antriebe unter der kulturellen Forderung! Und geistige Depressionen untergraben auch die physische Gesundheit des Menschen oft viel stärker als bloß physiologische und neurologische Krisen. Ist nicht z. B. gerade der Trieb nach Selbstachtung, der am stärksten durch sexuelle Unordnung und Impulsivität angegriffen wird, zugleich ein Trieb, dessen Nichtbefriedigung außerordentlich deprimierend auch auf das Nervensystem, ja auf die ganze Blutzirkulation wirkt?

Man könnte sich die Freudschen Erklärungsversuche einigermaßen gefallen lassen, wenn Freud sich darauf beschränkt hätte, zu konstatieren, daß bei gewissen Dispositionen und Konstellationen allerdings die sexuelle Triebbeherrschung zu stark nervösen Erscheinungen führen kann. Aber hier wäre erstens das Wort ‚Disposition‘ stark zu unterstreichen, um von vornherein darauf aufmerksam zu machen, daß die sexuelle Triebbeherrschung nicht als die eigentliche Ursache, sondern nur als ein auslösendes Moment der nervösen Störung nachzuweisen ist, und zweitens wäre hier ein Wort Björnsons zu zitieren:

‚Erfülle deine Phantasie einseitig, womit du willst, und es kann für dich zum Verderben werden.‘

Es gibt Menschen, welche sich aus gewissen moralischen Gründen jeder sexuellen Unordnung enthalten, aber sich zugleich in der Phantasie die Erfüllung verschaffen, die ihr Gewissen ihnen versagt: daß solche Seelenzustände auch das Nervensystem stark mitnehmen müssen, ist zweifellos klar. Es ist aber noch gar nicht gesagt, daß derartig willensschwache und verschwommene Menschen durch sexuelle Freiheit* wirklich nervös gesunden würden; die ganze Situation würde dann sehr häufig sozusagen nur einen Stock tiefer gelegt, sie würden ‚sexuell normal‘ leben, ihre Phantasie aber ginge ins sexuell Raffinierte, ja Perverse, und würde den gleichen irritierenden Zustand krankhaft wuchernder Wünsche schaffen, der vorher im Stande der sexuellen Abstinenz vorhanden war. Die Ursache der nervösen Störung liegt also hier nicht in der Selbstbeherrschung als solcher, sondern entweder in einer abnormen Anlage oder auch nur in einer Hypertrophie der Phantasie infolge mangelnder Erziehung und Selbsterziehung. Oft wirkt beides zusammen. Die Abstinenz ist relativ auch für solche Personen demnach das gesündeste, so lange sie nicht zur Ehe kommen, weil sie doch einen gewissen innern Halt gibt, während charakterlose Nachgiebigkeit solche Menschen auch auf allen andern Gebieten zu willenlosen Sklaven machen und jede Art von ungesunden Dispositionen

* Um Mißverständnisse auszuschließen, sei hervorgehoben, daß auch Freud eine schon vorhandene Psychoneurose keineswegs durch bloßen sexuellen Verkehr heilen will. Vgl. Freud, Sammlung kleiner Schriften zur Neurosenlehre. 1906. S. 216.

wecken würde — so wie bei feuchtem Wetter die Regenwürmer aus dem Boden kommen. Es ist gerade von diesem Standpunkt aus zweifellos, daß unsere Zeit durch ihre Auslebetheorie weit mehr nervöse Degeneration auf dem Gewissen hat als durch die Reste von Zucht und Idealismus, die noch in ihr wirksam sind. Man fragt sich überhaupt mit Erstaunen, mit welchem Rechte Freud gerade in unserem Zeitalter der ‚Self-Indulgence' die Gefahr der Triebunterdrückung so alarmierend findet. Gewiß ist zu allen Zeiten, auch in den gläubigsten, die Praxis auf sexuellem Gebiete unendlich weit hinter der Theorie zurückgeblieben — es gibt aber Zeiten der Auflösung, in denen die höheren Ideale selber in weiten Kreisen zusammenbrechen, und in denen dann die Herrschaft bloßer Naturtriebe auch auf Kreise übergreift, die sonst durch Erziehung, Gehorsam und geistige Erweckung zur Selbstbemeisterung zu leiten wären: In einer solchen Zeit leben wir heute — im Gegensatz etwa zu der Zeit, in der noch die deutschen Burschenschaften den Keuschheitsparagraphen in ihren Satzungen hatten. Wenn nun gerade unsere Zeit in ganz besonderem Maße an Nervosität leidet, so darf man die Schuld dafür wahrlich nicht darin suchen, daß die gegenwärtige Epoche etwa einen besonderen Gipfelpunkt der sogenannten ‚kulturellen Sexualmoral' darstelle. Weit eher ließen sich die entgegengesetzten Schlüsse ziehen.*

Nur in einem Punkte muß man Freud Recht geben — oder sich wenigstens durch ihn auf eine wichtige psychologische und pädagogische Wahrheit aufmerksam machen lassen: Es gibt heute gewisse Kreise, die nur durch Rücksichten äußerlicher Art und durch eine gewisse Scheu, mit der Sitte zu brechen, an der alten Ethik festhalten, im übrigen aber ganz und gar von den Ansprüchen einer völlig andern Lebensanschauung erfüllt und erhitzt sind, in deren Rahmen Selbstüberwindung und Entsagung eigentlich gar keinen Sinn haben. Solche Menschen können dann allerdings unter den Verboten der alten Ethik schwer nervös leiden — so wie überhaupt jeder tiefe Zwiespalt das Nervensystem aufreibt, weil sozusagen die eine Hälfte des Organismus sich für eine Funktion vorbereitet, Kräfte und Säfte dafür erzeugt, das Blut in die betreffenden Organe treibt, während die andere Hälfte beständig hemmt und zurückhält und den aufgesammelten und angespannten Energien die letzte Auslösung und Entladung versagt. Solche Art von Triebunterdrückung ist ganz entschieden sehr ungesund, und solche Art der Repression findet sich nicht selten bei Menschen, die mit einer bloßen abstrakten Ethik gegen ihren Sexus kämpfen wollen. Eine wirklich gesunde und erfolgreiche Gegenwirkung wird hier immer nur dann gelingen, wenn durch große und lebendige Ideale die ganze auf den bloßen Genuß konzentrierte Lebensrichtung in der Wurzel entmutigt und zurückgedrängt und die geistige Natur des Menschen in den

* Es ist merkwürdig, daß sich Freud in seinen früheren Aufsätzen weit reservierter ausdrückt, als in dem unsren Darlegungen zugrunde liegenden Aufsatz im Märzheft der ‚Sexualprobleme'. Es scheint, daß Prof. von Ehrenfels Angriffe auf die kulturelle Sexualmoral Freuds Einseitigkeit aufs neue gesteigert haben.

Vordergrund des ganzen Ich gerückt wird. Wird die Seele nicht durch höhere Güter erfüllt und von der Triebwelt abgelenkt, so verfällt sie nur zu leicht völlig den Anreizen der begehrlichen Sphäre und steigert diese wiederum mächtig durch die Illusionen, mit denen sie aus ihrer eigenen inneren Fülle die Armut des sinnlichen Genießens verklärt: In solchem Zustande ist der Kampf des Menschen mit seinem Sexualtriebe in der Tat nur eine aufreibende und qualvolle Misere ohne tieferen Sinn und Erfolg. Die Freudsche Theorie also hat ihr relatives Recht dort, wo es an der rechten Pädagogik der Repression fehlt. In solcher Begrenzung aber gilt sie nicht nur für den Widerstand des Menschen gegenüber den sexuellen Anreizen, sondern auch für seine Haltung gegenüber allen andern Reizen und Trieben. Die bloße Zurückdrängung von starken Impulsen und Bedürfnissen ohne tiefere Behandlung ihrer psychologischen Quellen und ohne anderweitige Verwendung ihrer Energie muß zweifellos bei vielen Naturen zu psychischen und nervösen Krisen führen. Dies gilt auch für die Askese, wenn sie nicht in eine höhere Lebensanschauung eingeordnet ist, sondern bloß als spartanisch-moralische Selbstbearbeitung betrieben wird. So ist z. B. auch eine bloß äußerliche Erziehung zur Geduld gegenüber fremden Eingriffen und Verfolgungen gewiß geeignet, die Nervosität zu steigern, weil hier der ganze ungebrochene Elan des Vergeltungstriebes plötzlich gehemmt und zurückgedrängt wird, während die allein gesunde Überwindung dieses Triebes darin besteht, daß man erstens durch tiefere Vorstellungen und Aufklärungen seinen Erregungen vorbeugt, zweitens durch die Hinwendung zu einer heroischen Caritas dem aktiven Drange Befriedigung schafft. In diesem Sinne ist die Vergeltung des Bösen mit Gutem leichter und auch dem Nervensystem zuträglicher als die bloße Repression des Vergeltungstriebes. Überhaupt ist es pädagogisch das allein Richtige, jeden Akt der Hemmung und Unterdrückung bestimmter Lebensäußerungen als ein Mittel zur Befreiung eines stärkern und wertvollern geistigen Lebens darzustellen und dadurch alle Selbstbeschränkung sozusagen in eine große aktive Lebensauffassung einzuordnen: dadurch wird der psychologische Eindruck der Lebenshemmung gemildert und die angespannte Energie auf höhere Ziele abgelenkt. Man betrachte von diesem Standpunkt einmal die platonische Seelenführung gerade gegenüber den sinnlichen Trieben, man vergegenwärtige sich die christlichen Vorstellungen vom ‚höheren Leben‘, man denke an das ‚ego sum vita‘ und man wird die tiefe Pädagogik verstehen, mit der eine ernsthafte Philosophie und Religion sich gerade der psychologischen und physiologischen Schwierigkeiten annimmt, die mit aller starken Triebunterdrückung zusammenhängen. Man kann diese Leistung der religiösen Anschauung auch dort beobachten, wo es sich um den Schutz des Menschen gegenüber der nervenzerstörenden Gewalt von Schicksalsschlägen und Krankheitsfällen handelt: um der lebenshemmenden und deprimirenden Wirkung solcher Eingriffe entgegenzuwirken, zeigt sie dem Menschen, daß es noch ein weit höheres Leben als das irdische Gedeihen gibt, und weist ihn an, irdisches Leiden und Fehlschlagen gerade als Anlaß und Mittel geistiger Höherentwicklung zu

benutzen. In diesem Sinne lehrt uns Thomas a Kempis, ‚auch die Mißerfolge unserer Unternehmungen zu lieben', nämlich als Mittel der Abkehr von zu großer Selbstsicherheit und als Hilfen zu einem Erfolge höherer Art, nämlich zum Wachstum der seelischen Mächte, die den Menschen über alle Schicksalsfügungen erheben und ihn unabhängig von den Außendingen machen. Solche veränderte geistige Stellung zur Repression ist oft entscheidend für deren Wirkung auf unsere ganze Natur. Es kommt also alles darauf an, das scheinbar bloß passive Ertragen und Entsagen in eine große aktive Tendenz des Willens einzuordnen und auf ihre Ziele zu beziehen — man muß danach trachten, für alle Opfer deutliche Äquivalente höherer Art ins Bewußtsein zu rücken, damit der Mensch bei jeder Kreuzigung auch die Auferstehung empfinde. Auch kommt es darauf an, die Triebwelt, gerade, weil sie oft im Unbewußten weiterwirkt, nicht bloß rationalistisch zu behandeln, sondern vor allem durch Vorstellungen, die, wie die religiösen, selber aus den tiefsten Gründen der Seele stammen und darum auch dort noch Macht haben, wo die verstandesmäßige Überlegung völlig versagt. Hierauf hat James in seinen ‚Varieties of religious experience' nachdrücklich aufmerksam gemacht. Endlich handelt es sich auch darum, die Lebhaftigkeit und vor allem die psychische Resonanz des Triebes und Affektes selber vorbeugend durch Betrachtungen zu brechen, die den Menschen durch die Täuschung hindurchblicken lassen, die hinter all solchen Erregungen steckt. Auch muß den Gegenständen all dieser Wallungen und Erregungen ihr faszinirender und verblendender Wert genommen werden. Für Aufklärungen solcher Art kommen nicht nur die großen religiösen Autoren in Betracht, sondern auch die stoische Schule und besonders auch Spinozas Anweisungen zur Überwindung der Affekte.

Wir erwähnen dies alles, um zu zeigen, daß wir keineswegs die Gefahren verkennen, welche aus bloßer Repression und Hemmung unserer Aktivität für Nerven und Psyche entstehen. Man darf aber aus solchem Tatbestande nicht schließen, daß darum die möglichste Beseitigung aller Triebunterdrückung zur leitenden Forderung der Nerven- und Seelenhygiene zu erheben sei. Vielmehr kommt alles darauf an, die Übung unserer geistigen Meisterschaft über Reize und Zustände, die von so fundamentaler Bedeutung für die Kultur und für die Hygiene der Nerven und der Seele ist, pädagogisch und psychologisch so zu leiten und zu begründen, daß nervöse und psychische Schädigungen dabei möglichst vermieden werden. Für viele moderne Pädagogen der religionslosen Richtung, die sich das Problem der moralischen Bändigung des Menschen äußerst einfach vorstellen, sind daher Freuds Hinweise recht nützlich, ja, dieselben sind vielleicht gerade aus der Gegenwirkung des denkenden und erfahrenen Arztes gegenüber dem bloßen ethischen Idealismus entstanden. In der ‚Technik' der Trieb-Beruhigung und Trieb-Überwindung sind wir zweifellos heute noch die reinsten Stümper und Kinder.

Es ist also gewiß zuzugeben, daß bei bestimmten Anlagen, oder bei mangelnder Stärke und Durchbildung der geistigen Gegenmittel, die Nicht-

befriedigung starker Triebe und Bedürfnisse zu nervösen Störungen führen kann. Solche Art von Störungen sind aber mit jeder Art von Zwiespalt zwischen Wunsch und Erfüllung verbunden und können auf andern Gebieten oft noch weit stärker auftreten, als innerhalb der sexuellen Sphäre, ohne daß deshalb die moralische Notwendigkeit der Repression aufgehoben wird. Auch würde durch eine skrupellose Befriedigung der betreffenden Begierden und Wünsche die nervöse Krise solcher Naturen nur verschoben, nicht aber verhütet. Die hier in Frage kommenden Beschwerden und Krisen sind daher nur durch eine tiefere psychologische Behandlung des Problems der Selbstbeherrschung und Entsagung nach Möglichkeit zu verhindern oder zu lindern.

Freuds Hauptfehler liegt darin, daß er aus einem mitwirkenden und auslösenden Faktor der Nervosität, der bei ganz bestimmten Dispositionen und unter ganz bestimmten psychologischen Bedingungen in Wirksamkeit tritt, eine allgemeine Ätiologie nervöser Störungen macht, ohne zu sehen, welch ganz ungeheuerliche Folgerungen sich aus seinen Prämissen ergeben würden, Folgerungen, die allein schon die Absurdität der Theorie an den Tag bringen würden. Nach der Freudschen Theorie müßte ja eigentlich jede tiefere Kultur, weil sie eine wachsende geistige Herrschaft über Triebe, Launen und Leidenschaften verlangt, schließlich zur allgemeinen Hysterie führen. Bei einigen Formulierungen Freuds muß man sich nur wundern, daß der Verfasser nicht durch den Gedanken an die Konsequenzen darauf aufmerksam gemacht worden ist, daß hier doch wohl etwas nicht ganz stimmen kann und daß man Behauptungen, die derartig die ganze kulturelle Tradition der Menschheit als Nonsens erscheinen lassen, denn doch mit anderen Fundamenten versehen müsse, bevor man sie in die Öffentlichkeit sendet. Ich erinnere z. B. an die Behauptung, ‚die Neurose besorgt die Rolle der unterdrückten kulturfeindlichen Seelenkräfte, so daß die Gesellschaft nicht einen mit Opfern erkauften Gewinn, sondern gar keinen Gewinn verzeichnen darf‘. Wäre das wahr, so müßten wir zum Kannibalismus zurückkehren, und alle Kultur wäre nichts als der Weg zur geistigen und physischen Selbstvernichtung des Menschen. In einer Sitzung der Gesellschaft der Ärzte des Kantons Zürich (Korrespondenzblatt für Schweizer Ärzte 1. April 1908) hebt ein Nervenarzt gegenüber obiger Ätiologie Freuds mit Recht hervor, daß man mit einer derartigen Methode schließlich überall sexuelle Momente herausfinden könnte, z. B. sogar beim Rütlischwur. Und in der gleichen Sitzung macht Dr. med. Kesselring darauf aufmerksam, daß man mit solchen künstlichen Psycho-Analysen in die komplizierte menschliche Psyche hineintragen könne, was man wolle. Er fährt dann fort: ‚Man kommt dem Wesen der Hysterie dadurch nicht auf den Grund. Das eigentliche Wesen derselben liegt in der eigentümlichen Disposition; die psychischen Verknüpfungen mit unbewußten Vorstellungen sind sekundäre Erscheinungen. Wir alle tragen ja eine Menge schlummernder Komplexe, sexueller und anderer Natur in uns; diese verborgenen Komplexe treten auch bei uns oft unwillkürlich mit mehr oder weniger Intensität ins Bewußtsein,

aber trotzdem erzeugen sie, da eben jene Disposition fehlt, keine hysterischen Symptome.‘

Es ist wohl zweifellos, daß eine neue Sexualmoral, welche aus hygienischen Gründen das Element starker Zucht zu eliminiren suchen wollte, einen höchst schwächenden Einfluß auf die Nervensysteme ausüben und damit erst recht wieder die Disposition zur Hysterie verbreiten würde.

Freud hat überhaupt die ganze hygienische und kulturelle Tragweite der sexuellen Triebbeherrschung nicht entfernt in ihrem ganzen Umfang vor Augen und übertreibt auf der andern Seite die nervös störende Wirkung der sexuellen Abstinenz in einer wissenschaftlich absolut nicht zu stützenden Weise. Erfreulicherweise kann konstatiert werden, daß auch von den Vertretern der medizinischen Wissenschaft — wie schon oben gezeigt — Freuds Theorie stark bestritten und mindestens als eine wissenschaftlich ganz ungenügend fundirte Hypothese beurteilt wird. Selbst wo man nervöse Schädigungen durch Abstinenz zugibt und überhaupt Freuds Hinweise auf die Bedeutung des Unterbewußtseins für sehr beachtenswert hält, bezeichnet man doch die einseitige und generalisierende Zurückführung von Hysterie und Neurose für höchst künstlich und fragwürdig und bekämpft auch die aus jener Hypothese hervorgehende Fragestellung gegenüber den Patienten.* Letzteres zweifellos mit vollem Recht, denn solche Fragen können Regungen wecken, die vorher schlummerten, und selbst dort, wo wirklich das sexuelle Moment ursächlich entscheidend war, ist die Ablenkung weit mehr angebracht als die analysirende Hervorzerrung und Betonung, durch welche die Störung weit mehr befestigt als überwunden wird. Wir zitieren hier zum Belege unserer Auffassung folgende medizinische Kritiker: In einem Artikel ‚Zur Pathologie und Therapie der Zwangsneurose‘ sagt W. Warda (Monatsschrift für Psychiatrie und Neurologie 1907, Festschrift für Binswanger p. 160): ‚Meine ursprüngliche Annahme, daß ein derartiges (d. h. nach Freudscher Psychoanalyse) in die Tiefe gehendes Verständnis für die Genese der Krankheit die Beruhigung des Kranken befördern werde, ist nicht eingetroffen, Deshalb vermeide ich es neuerdings völlig, im eigentlichen therapeutischen Verfahren die sexuelle Ätiologie zu berühren . . .‘

Ferner sagt Hofrat A. Friedländer in seinen ‚Kurzen Bemerkungen zu der Freudschen Lehre über die sexuelle Ätiologie der Neurosen‘ (Neurol. Zentralblatt 1907, p. 953): ‚Freud zieht den Kreis der sexuellen Ätiologie der Neurosen viel zu weit‘. ‚Sofern aber diese Methode (die psycho-analytische) das detaillierteste Eingehen auf geschlechtliche Perversitäten nötig macht, halte ich sie für gefährlicher als ihren Nutzen für erwiesen, nachdem es gelingt, ohne sie, selbst bei schwersten Fällen, Heilung zu erzielen, wie ich durch meine ausführlichen Darstellungen zu erweisen hoffe‘.

* Auf freigesinnter Seite erzählt man viel übertriebenes von der Ungeschicklichkeit mancher Beichtväter, die durch die Art ihrer Fragestellung ihre jugendlichen Beichtkinder auf Dinge bringen, die ihnen sonst gar nicht eingefallen wären. Die Freudsche Psychoanalyse erhebt solche Ungeschicklichkeiten zur prinzipiellen Methode.

Liest man aufmerksam den Aufsatz Freuds, welcher den Ausgangspunkt unserer Betrachtungen bildet, so hat man den überwältigenden Eindruck, daß hier trotz aller realistischen Attitüde doch kein unbefangener Beobachter des Lebens redet, sondern ein Theoretiker, bei dem sich bestimmte partielle Eindrücke sofort zu einer Hypothese gestalten, die ihm dann jede Umsicht und Unbefangenheit in der Auffassung und Beurteilung der Lebenserscheinungen nimmt. So hat man schließlich trotz mancher feinen Bemerkung und geistreichen Kombination doch das Gefühl von einer Führung ohne jenen gesunden Wirklichkeitssinn, der jeder einzelnen Tatsache ihren richtigen Platz im Gesammtbilde des Lebens zuweist, und da verlieren wir das Vertrauen auch zu dem, was uns zuerst als richtige Beobachtung einleuchten will; man fürchtet, es sei nichts im richtigen Verhältnis zum Ganzen gesehen und dargestellt. Welches Vertrauen kann man z. B. zu der Psychologie eines Mannes fassen, der folgende ungeheuerliche Behauptung aufstellt: ‚Dagegen meine ich, daß die unzweifelhafte Inferiorität so vieler Frauen auf die zur Sexualunterdrückung erforderliche Denkhemmung zurückzuführen ist‘. Und was soll man zu der durch nichts bewiesenen Behauptung sagen, daß mit der ‚Einschränkung der sexuellen Betätigung bei einem Volke ganz allgemein eine Zunahme der Lebensängstlichkeit und der Todesangst einhergeht . . . welche sich in der verminderten Neigung zur Kinderzeugung äußert . . . .‘ Wir wissen doch vorläufig nur, daß die verminderte Neigung zur Kinderzeugung sich gerade am meisten in den Ländern zeigt, in denen die kulturelle Sexualmoral am wenigsten auf die sexuelle Betätigung drückt. Ebenso erstaunlich ist die Behauptung Freuds, daß die ‚sexuelle Abstinenz nicht energische selbständige Männer der Tat oder originelle Denker, kühne Befreier und Reformer heranbilden helfe, weit häufiger brave Schwächlinge . . . .‘ Darauf ist erstens auf das Lebenswerk von Männern wie Paulus, Gregor VII. und auf die ganze ungeheure Kulturarbeit des abendländischen Mönchtums hinzuweisen, zweitens aber ist zu antworten, daß Freud die ganze Frage verschiebt. Es handelt sich hier ja gar nicht um die absolute sexuelle Abstinenz, sondern um die ‚kulturelle Sexualmoral‘, und da wird man wohl nicht im Zweifel sein, daß gerade die größten Führer und Pioniere der Kultur auch Menschen von gewaltiger Selbstzucht waren, und daß diejenigen, welche sich selbst nicht in Gewalt bekamen, auch bald ihren tieferen Einfluß und ihre konzentrierte Willenskraft einbüßten. Das fehlte gerade noch, daß wir den Bruder Liederlich noch als Kulturheros verehren müßten!

Ein Nervenarzt, dem überhaupt weit mehr die sexuell gestörten Beziehungen vor Augen kommen als die normalen, ist übrigens auch von vornherein in großer Gefahr, seine Anschauung allein auf die abnormen Eindrücke zu basiren und schon dadurch unbewußt die Wirklichkeit zu karikieren. So malt uns Freud ein deprimierendes Bild von den Ehen, die von bisher Abstinenten geschlossen wurden und ruft alle Kundigen auf, seine Eindrücke zu bestätigen, als ob nicht zahllose glückliche Ehen, von denen am wenigsten verlautet, ge-

rade weil sie normal und glücklich sind, von Eheleuten geführt sind, die vor der Ehe abstinent gelebt haben und gerade dadurch mehr Fähigkeit für ein echtes Liebesleben bewahrten als die, welche ihre geistige Bestimmung um ein Linsengericht verschachert haben! Und ferner scheint Freud auch das unvergleichlich größere Elend vergessen zu haben, das sich nur zu häufig aus den physischen, psychologischen, moralischen und sonstigen Folgen ergibt, die aus vorehelichen Geschlechtsverbindungen in die Ehe getragen werden! Die monogamische Ethik mit all ihren Bedingungen und Konsequenzen ist gewiß nicht diejenige Ordnung, die in dieser unvollkommenen Welt allen Bedürfnissen entspricht und alle Hungrigen sättigt, sie muß gerade durch die notwendige Ausschließlichkeit ihrer Forderungen und Formen gar manchen mehr oder weniger zu sexueller Entsagung verurteilen, sie muß manchem schwere Kämpfe und Krisen auferlegen, aber wir wollen der Menschheit nicht wünschen, daß sie erst durch eine Phase der freien Liebe hindurchgehen muß, um durch blutige Erfahrung zu lernen, wo das kleinere Übel sitzt, und welche Unsummen von Häßlichkeit, Krankheit, Degeneration, Roheit und Charakterlosigkeit aus der sogenannten natürlichen Sexualmoral, d. h. aus der Diktatur der Naturtriebe auf sexuellem Gebiete entstehen müßte. ‚Sulzer, er kennt diese verdammtigte Race nicht‘ sagte Friedrich der Große einmal zu einem theoretischen Philantropen. Das gleiche Wort kann man auf alle Reformer anwenden, die da wähnen, man könne ungestraft auf sexuellem Gebiete Freiheit gewähren, ohne in kurzer Zeit die Kulturarbeit von Jahrhunderten in Grund und Boden zu vernichten.

Betrachtet man die ganze Unzulänglichkeit des Beobachtungsmaterials, sowie die ganze Verwegenheit der Schlüsse, auf Grund deren hier ein einseitiger Theoretiker die ganze sittliche Tradition von Jahrhunderten, das Ergebnis reicher Erfahrung und eindringender Seelenkenntnis, als einen gesundheitsschädlichen Irrtum bei Seite schieben möchte, so fragt man sich unwillkürlich, wohin uns diese Art von reformierendem Individualismus noch führen wird? Und selbst ein skeptisch angelegter Mensch wird sich sagen, daß es dann doch wohl das bessere sei, sich von solchen Einfällen wieder der Führung des alten treuen Gewissens zuzuwenden, das in den Tiefen der Seele untrüglich redet, uns an unsere geistige Bestimmung mahnt und uns ein Heil der Seele teuer macht, das wichtiger ist als alle die Gesundheitsängste, mit Hilfe deren eine entgleiste Wissenschaft den Menschen um seine höchste Würde bestehlen will.

Uns erscheint es manchmal, als seien alle diese hygienischen und wissenschaftlichen Befürchtungen vor den Gefahren mannhafter Selbstzucht der Ausdruck einer ‚akademischen Hypochondrie‘, die mit gesunden Lebensinstinkten nichts zu tun hat, sondern selber schon ein Zeichen nervöser Degeneration ist. Das mag hart klingen, es gibt aber in der Tat heute ein Reformerwesen, bei dem einem um die geistige Gesundheit der Menschheit bange wird, und das man deutlich und warnend kennzeichnen und von gesunder und fruchtbarer Kritik scharf unterscheiden muß.



Armsünderin.

Roman aus dem Hunsrück.

Von

Nanny Lambrecht.

(Fortsetzung.)

IV.

Die Hochebene dampft und zittert.

Der Sturmwind wirbelt die Erde aus den Äckern auf, den Staub von den Landstraßen, die Blätter aus den Wäldern. Wilde Kreise drehen. Staub- und Blätterkreise, Papierfetzen, Strohhalme. Schurfend über die trocken geblasenen Straßen, in rasendem Spiel in die Wiesengründe hinein, in die heulenden Lüfte hinauf. Ein Jeder, der des Weges kommt, faßt fester Hut oder Mütze, reibt seine Augen. Da flutet der Wind ihm in Kittel oder Weiberrock, reißt, zerrt ihn, schlapp! über die Köpfe. Wirft die Menschen gegen die Bäume, schüttelt die Bäume, drückt ihre Wuschelköpfe nieder, daß sie knacken, daß sie splittern und daß die vergilbten Blätter stäuben wie ausgeraufte Federn. Ffujoh!! mit Geheul und Tosen himmelhoch hinauf, hinter den jagenden Wolken her. Ffujoh!! Der Wind hat einen spitzen, pfeifenden Mund und volle, fauchende Backen und rollende wilde Augen. Man könnte die Posaune hören, und man könnte Felsen bersten und Tote auferstehen sehen. Mit gellenden Pfiffen schrillts über die Dächer, leckt zähnefletschend und zischend über sie hinweg, frißt ihre Giebel weg. Lieber Gott! und da geht das Oberförsterdach bei Kirchberg in Trümmer! Die Schnörkel zerschlagen und auch die Hirschköpfe und auch die Geweihe. Da sagen die Bauern: In der Stadt hats was abgesetzt! und schauen nach ihrem Kirchturm aus. Gott Dank! er steht noch. Möge der Himmel allen Christgläubigen gnädig sein! Das Vieh brüllt im Stalle. Die Einhörnige brüllt, daß ihr der Hals vertrocknet und die weißliche Zunge herausschlampert. Die Luft ist verfinstert und es ist um zwei Uhr nach dem Mittag.

Hinter den Dorffensterchen brennen geweihte Kerzen, und Palmbüschel flammen wie bei grausigen Gewittern. Wie da die Menschen still hocken! Sie sprechen nicht. Sie beten leise. Und nicken sich zu und winken stumm. Und die Felder sind leer, die Menschen sind davongetrieben. Und der Sturmwind will die weite Hochebene zu seinem Tanzsaal.

Da ist in Sturm und Lärm und Fauchen und Stöhnen und gellem Pfeifen eine Tänzerin. Über Brachäcker und Wiesenhügel — huppsala! An Zäune und Schlagbäume, hierhin, dorthin, überallhin — o weh! zerschunden und zerrissen. Die raschelnden Hecken neigen und biegen und lassen ihre Rutenstreiche niedersausen. Fort zwischen die Gemüsestrünke, über die Kuhlen mit Runkelrüben, mit einem Sprung über breite Wiesenraine, huppsala! huppsala! Und atmet schnell und erschrocken hinter den drei Birken. Um das Kapellchen pfeift eine Melodie: Ei, Jule Fuck, wohin in dem Sturm und Unwetter?

Jule Fuck drängt an die Kapellentüre, strählt das zerzauste Haar zurück. Ei no, wohin! Und was sie will! Das sagt sie dem Teufel nicht. Der weiß es. Vielleicht sagt sie es der Frau. Sie hat die Botschaft von dem Sohne! Einen Auftrag muß man ausrichten. Ei no, sie wird ihn ausrichten!

Der Hof liegt wie gestorben. Wie leergefegt. Mensch und Vieh in der Furcht des strafenden Herrn. Jule Fucks Augen leben und lauern. Sie zündet mit glühenden Blicken das Haus an. Und eine innere Stimme sagt ihr, daß sie nicht mehr gut sein dürfe. Sie hat ein Sehnen und einen Haß. Und eine große, fürchtende, totbringende Liebe! Sie wird sorgen müssen, daß sie halten kann, was sie dem Müller-Sett zugeschworen hat.

Was ist da ein Geschrei im Hofe? Helle Stimmen im Sturm. Man läuft zum Stalle. Knecht und Mägde; auch Adam mit der brennenden Stallaterne. In dem fahlen Tagdunkel wirrt das blasse, gleißende Scheinchen. Der Stall wird voll Menschen. Das Vieh stampft und brüllt. Ketten rasseln. Die Kaninchen schlüpfen irr und wirr zwischen den Beinen der Männer durch über die Schwelle heraus in die Hofwinkel, in den Holzschuppen. Adam steht auf dem Kaninchenstall und leuchtet über die Köpfe der Männer. Die Einhörnige will kalben. Sein Herz kloft. Sein Herz hängt schon an dem Kälbchen, das ungeboren ist. Er betet still:

„Heilig' Applon, mach', daß sie dem Kälebche nit weh' tun!
Heilig' Applon, mach', daß das Kälebche scheen ist!
Heilig' Applon mach alles gut!'

Da schreit Amei, daß man zu dem Friedche schicken müsse und auch zum Sauhirt. Sie müßten helfen. Reißt Adam die Laterne aus der Hand. Er soll laufen. Der springt ab, sieht mit weinenden Blicken zurück. Hännes geht schon und holt Stricke. Adam wird vom Windwirbel erfaßt und verschlagen. Als er an den drei Birken vorüberkommt, ruft ihn Jule Fuck an.

Was da auf dem Hofe sei? Adam sagt soundso und er müsse Hilfe herholen für die Einhörnige. Dreht im Wetterlaufen noch einmal um, fragt: ‚Wat stehst dou lo herum? Geh'' enin, mr kann deïch brauche.'

Jule Fuck sagt: ‚Mr kann meïch nit brauche.'

‚Nit? Wat bist dou dann for ent? Dou bist doch dat Kesselflickersch Jule! Geh' 'enin un schiel die Krumpere.* Mr werd al' Hunger hon, wenn se feertig sin!' Und fort im Windsausen.

Jule Fuck starrt ihm nach. Er muß sich an den Hecken halten, um nicht die Böschung zu dem Wiesengrund hinunterzurutschen. Jule Fuck denkt, daß es unklug sei, ein Kind in dem Wetter auszuschicken. Die drei Birken vor ihr biegen wie Ruten. Sie möchte sich stützen und faßt nach ihnen. Sie möchte in den Hof hinunter. Da kommt eine vom Hofe herauf. Das ist die Hottenbacherin. Sie will im Kapellchen eine Kerze aufstecken. Auf daß kein Unglück werde, von den Lüften herab und im Stalle. Sie geht mit tiefgeneigtem Kopf und Oberkörper gegen den Wind an. Darum sieht sie erst auf, als sie in die Kapellentüre den Schlüssel einsteckt. Und sieht Jule Fuck! Da fährt sie zurück und auf die Schwelle. Jule Fuck sagt in das Windsbrausen: „Hottenbachersch, Sie braucht nit fortzelaafe. Wenn eïch nu mit Ihne zu de heilig' Applon eningehn, dann werd die heilig Applon aach nit fortlaafe. No, Hottenbachersch, bleiwt Se stehn!'

Und die Frau: ‚Wat willst dou, Mädche?'

Man hört die wehe Stimme kaum in dem Winde. Und Jule Fuck mit verschränkten Armen und tiefliegenden Augen. Und so herb. „Hottenbachersch, geh' Sie! Et is doch besser, wenn ent vor mr fortläft!'

‚Mädche, warum biste eso, warum biste nit annersch? Och Herrjemmersch! seï annersch!'

‚Hottenbachersch eïch sin grad eso gut un grad eso schlächt wie ent aus Euere Baueresippschaft! Wie zum Beïspiel dat Müllersch-Sett oder zum Beïspiel en Bauerebu — zum Beïspiel dä Weïßkopp vun Sohre!'

‚Och e dou! Dou sollst meï Bu' nit schlächt mache!' Jule Fuck kauert ein, mit hängenden Schultern und hängenden Armen. ‚Sie könnt' aach sage, dä Bu' soll meïch nit schlächt mache!'

Die Frau weicht in die Kapelle hinter das Gitterchen zurück. In ihrem kranken Gesichte glosen die wehen Augen. ‚Mei Bu?! Och sa(g) neist gen meï brave Bu!'

‚Eïch sin aach brav, Bas!'

‚Nä, dou kannst nit brav sin! deï Vadder is et nit und deï Muedder is et nit! Wie kannst dou brav sin?!'

---

* Kartoffeln, crompîre-wallonisch. Verstümmelte französ. und wallonische Wörter findet man häufig in diesem Dialekt.

‚Jo, gel?!' — Jetzt lacht Jule Fuck, aber es könnte auch ein Gesicht zum Beißen sein. Vor diesem Lachen möchte man mit verhülltem Angesichte fliehen. — ‚Jo, gel?! Schlächt Blut dut nit gut! Mach Sie die Deer (Türe) zu, Bas; eïch rieche aach nit gut! Eïch stinke noh Kesselflick Panneflick!' Sie hebt sich von der Kapellenwand hinweg, da wirft sie der Sturm zwischen die drei Birken. Sie muß sich an die weißen Stämme halten. Ihr Tuch und ihre Haare flattern. Ihre Stimme gellt der Frau nach: ‚Hottenbachersch! Ihre Suhn hot meïch hergeschickt! Am Applonskapellche soll eïch seïner Muedder uffpasse und soll'r sä'(g)n: Bas, Sie hot keï brave Bu!'

Und dumpf aus der Kapelle: ‚Mädche, et is nit wohr! dou ligst!'(lügst).

Da hebt Jule den Arm. Die schlanken Birken rauschen und biegen. ‚En Dunnerkeil soll uff meïch niederfahre, wenns nit wohr is! Wenn ihr Bu' nit gesat hot, so wie eïch et sa(g)n!'

Da geht die Frau vom Gitter weg. ‚Gott, verzeïh'm die Sin(d)!'

Schurft gebückt durchs Kapellchen zum Altar. Sankta Apollonia steht da zwischen Papierblumen und in Holz gehauen und sehr bunt. Zu ihren Füßen die gebeugte Frau. Die will ihre Kerze anzünden, aber die Hände zittern und können den Kerzendocht nicht in die Flamme bringen.

Leise in die Kapellentüre tritt Jule Fuck und schließt. Stark geht ihr Atem. Draußen wimmert der Sturm um die Mauern. Drinnen verhallt er in der Kirchenstille. Und Jule Fucks blanke, scheue Stimme spricht hinein ‚Die Sin(d) war so scheen! Dorum hon mr et gedohn!'

Die Frau bleibt eine Weile regungslos. Dann neigt langsam ihr Körper vornüber. Und tiefer. Und ganz tief. Langgestreckt liegt sie über den Stufen des Altars, und ein schluchzendes Erbeben rüttelt sie zusammen. Da faßt Jule Fuck die Türe, wirft sie auf. Und hinaus in das Brausen und Heulen. Der Wind zerrt ihre Kleider, ihre Haare. Taumelnd, kämpfend gegen den Sturm — fort!

Fern über dem Soonwald liegt ein lehmgelber Streifen des Himmels. Sonst schwarze, jagende Wolken, soweit der Blick läuft. Ein steriler, gleißender Schein, der Hochebene die Sturmnacht kündend. Ein matter Abglanz leuchtet herüber auf die Giebel der Dorfhäuser, die Kirchturmspitze und die hohen Kornstapel um die Höfe. Auch in Jule Fucks rotzerblasenes Gesicht. Ein kalt schimmernder Gleiß, der sie blendet! Sturmzeichen. Sie legt die Hand über die Augen und blickt ins Feld. Gen Sohren steif und massig der Kirchturm. Der Wind fährt in die Turmlucken und timpt an die Glocke. Daneben der Pfarrgarten. Die breitästigen Obstbäume werden geschüttelt und geworfen. Und ein Pfad steil herunter ins Wiesenland. Den läuft ein Knabe, der Adam. Die Regentage haben das Wasser angeschwemmt.

Es steht in den Wiesen zwischen den Hügeln wie ein breiter Tümpel. Der Pfad führt knapp vorbei. Adam muß den Kopf bäumen und stoßweise gegen den Wind angehen. Wenn ein Sturmstoß über die Hügel herunter knattert, muß er sich flach auf den Boden werfen und die Hände ins Gras graben. Jule Fuck kauert hinter dem hohen Dorngestrüpp um eine Baumschule. Sie hat manches Unwetter im Freien hingebracht. Sie kennt das. Regungslos hockt sie, aber ihre Augen fiebern. Ihre Blicke haften auf einem Punkte starr, gläsern. Da, wo der Bube sich den steilen Pfad hinunterkämpft! Jetzt nimmt ihn ein Windstoß und schleudert ihn. Er fuchtelt mit den Armen, erfaßt einen niedern, verkrüppelten Holzapfelbaum. Der hängt halb über dem Wasser. Adam stemmt gegen ihn, umklammert ihn. Der Sturm pfeift ihm gegen die Brust, drängt ihn hinunter. Seine Füße trampeln schon im Wasser. Da! — ein splitterndes Knacken! der dürre, gerissene Stamm ist entzwei. Wars ein dünner Schrei in den heulenden Lüften? Jule Fuck stößt auf, rast ins Wiesengelände hinunter. Und zu dem Wasser an die Stelle, wo der Baumstumpf aufragt. Und wo das bleiche, angstvolle Bubengesicht über dem Wasser schwimmt! Seine Hände krallen um den schaukelnden Baumstamm. Er ist nicht ungeschickt und versucht rittlings auf das Holz zu gelangen. Aber die Eiskälte des Wassers läßt seine Hände erstarren. Der dicke Bubenkopf taucht unter, stößt um eine Armlänge weiter wieder durch die Wasserfläche. Auf, unter! Ein Notschrei! Jule Fuck wirft Schuh und Strümpfe aus, schürzt den Rock, und mitten in den schwammigen Wiesengrund und ins Wasser und mit langausgestreckten Armen nach dem Baumstamm. Der schwimmt ihr fast in die Hände hinein, wird wieder davongetrieben. In Wellenlinien rund um sie. Sie glitscht aus, überstolpert sich, das Wasser schlumpft um sie. Adams rotgefrorenes Gesicht auf dem schaukelnden Wasser. Ein weher, zitternder Ruf: Mueddderche! — Da ist Jule Fuck bis über den Hüften im Wasser, faßt den Baumstamm und zieht ihn zu sich her. ‚Halt dich, Adamche!‘ schrillt ihre Stimme. Er kann noch nicken, dann wallt ein Guß über sein Gesicht, in seinen offnen Mund. Ein Gurgeln. Stille. Jule hält ihn, trägt ihn. Der Wind peitscht ihre nassen Röcke, peitscht das Wasser. Er bläst ihr die Last fast vom Arm weg. Auf dem Pfad legt sie den Buben nieder, drückt ihm den geschwollenen Leib. Und obwohl er kein Lebenszeichen von sich gibt, spricht sie in das Windheulen zu ihm: ‚Adamche, dou bist voll Wasser. Adamche, nou hal' still, ganz still, eso — eso!‘ Sie faßt ihn bei den Beinen, stellt ihn auf den Kopf. Das Wasser läuft ihm aus Mund und Nase. Dann lädt sie ihn auf die Schulter und stapft in den Heckenweg hinauf.

Der lehmige Lichtstreifen hat sich allgemach über den ganzen Horizont ausgebreitet. Das Feld ist eingetunkt in den fahlen kalten Schein. Es ist

ein peinvoller, schmerzender Schein, wie Glühlicht, das in einem Mausoleum über Särge hinzittert. Ein gestorbenes, freudloses Licht, das die Augen und die Seele schmerzt. Die Wolken fliehen vor ihm. Der Himmel zerfließt zu weiß-violetten, gelben und blaßroten Farben. Und mattes Gold in Weiß und Blau, und kaltes Gold überall!

Die Windstöße kommen nur mehr ab und zu. Dazwischen lange, schwüle Pausen. Da ist eine wundervolle Ruhe. Aber die geheime Angst fiebert darin.

Jule Fuck kommt auf den Dreibirkenhof, als die Männer mit aufgekrempelten Hemdärmeln in der Küche stehen und Schnaps trinken. Lachen und erzählen. In den Ställen rumort noch das Vieh. Die Einhörnige brüllt nicht mehr. Sie leckt ihr Kälbchen.

Jule Fuck kommt gebückt herein. Der Knabe hängt ihr auf dem Rücken. Sie wälzt ihn auf den Brunnendeckel ab. Nun stehen alle um sie. Die Hottenbacherin drängt mit leisem Ächzen heran. Da ist Jule neben ihr und sagt dumpf: „Hottenbachersch, für dä eene Suhn, dä eïch Ihr genomm, bring' eïch den annere! Adschehs, Hottenbachersch!“

Und will gehen. Hottenbacher steht breitbeinig in der Stube, ruft von dort her: ‚Macht dem en Butterschmeer!‘

Das soll ihr Lohn sein. Jule dreht nach ihm um, sagt nichts, fackelt ihn mit bösen Augen an und geht.

Er ist mit langen Schritten hinter ihr, steht unter der Türe und starrt ihr nach. Ameï drängt an ihm vorüber. ‚En Dunnerkeil, was fir Auge!‘ brummt er Jule nach. „Jo, Spitzbueauje!“ habert Ameï und rückt geräuschvoll die Messingkessel. Hottenbacher stapft die Treppe hinauf zur Kammer, wo sie Adam ins Bett stecken. Dessen Stimme schrillt schon. Er sagt, es hätte ihm keines aus dem Wasser zu helfen brauchen. Warum denn? Er wäre wohl schon geschwommen. Weibsleut' sollten die Finger von ihm lassen. Die Hottenbacherin beugt über ihn. Ihr Mund zuckt. Jule Fuck hätte ihr den Weißkopf retten sollen!

Die geht mit nassen Kleidern gen Sohren. In der Dorfschenke hocken ein paar Scheidbacher. Sie sind auf Tour zum Messerschleifen, Korbflechten. Und der Ham-Pitt und die Madam'. Sie sitzen am langen Tisch und trinken aus einer Viertelflasche Schnaps. Vielleicht ist die Frau ihm angetraut. Aber er sagt Madam'. Auch wenn er sie schlägt, auch wenn er sie küßt. Und wie gesagt, sie trinken schon die zweite Viertelflasche.

Jule tritt herein und rückt auf die Bank ans Fenster. Von dem Ham-Pitt weiß sie nicht gewiß, ob er ihr Vater ist. Es kümmert sie auch weiter nicht. So kann sie ihm ohne Gewissensbisse eins herunterhauen, wenn er sie mißhandeln will. Das Weib neben ihm ist ihre Mutter. Das

weiß sie gewiß. Wie man eben derlei gewiß wissen kann. Im Gefühl hat sie es nicht. Sie fühlt, daß diese Frau die Verpflichtung gehabt hat, sie groß zu ziehen. — Sie wird die Frau nicht verhungern lassen, solange sie noch für sie betteln und stehlen kann. Junge Katzen und junge Hunde, auch Mäuse, vielleicht noch andere Tiere würden es auch so machen. Und mehr nicht und weiteres nicht. Sie hat manchmal Mitleid. Man könnte das für Liebe nehmen. Ihre Seele ist zuweit von dieser Frau gegangen, um sie zu lieben.

Ham=Pitt schurpt dem Mädchen sein Glas hin. ‚Elo trink, mei Schnuckelche!‘

Jule Fuck greift nach dem Glase. Sie fröstelt. Die Nässe schleicht ihr in den Körper. Leert das Glas auf einen Zug. Ham=Pitt füllt wieder: ‚Trink noch ent!‘

Jule greift danach, leert. Huckt wieder zusammen und starrt durchs Fenster.

Die Türe geht auf und Ann' Hummrich tritt herein, setzt sich an den Tisch. Die große Änn' von der Scheidbach! In ihrem Alter gehen andere Leute gebückt. Sie geht aufrecht. Sie ist stark und knochig. Und geht sehr sauber in breiten, gestärkten Schürzen. Darunter hängt schwer die separate Tasche. Eine Hand steckt immer darin. Unter der Schürze in der Tasche. Wenn auf der Scheidbach eine Schandtat geschieht, ist die große Änn' Sprecher vor Gericht. Der Richter sagt: Allen Respekt vor der Änn' Hummrich! — aber die Meinung der Leute ist, er müßte sagen: Alle Angst vor der Änn' Hummrich. ‚En Viertelche!‘ bestellt die große Änn'. Sie kann das Quantum überwältigen, obwohl sie sagt, der ‚Ihre‘ komme nach, der alte Hummrich. Man weiß schon, er wird nicht kommen. Des Weitern erzählt sie dann, im Pfarrgarten sei ein Baum zerschlagen, der mit den Goldrainetten. Fräulein Anna stehe davor und klage, es sei ihr ein Leid, als wär ein Mensch gestorben. Auch das weiß man. Das Dorf hat sich schon um die Unglücksstelle versammelt. Des Weitern erzählt die große Änn', an der ‚Bellevue‘ sei das Dach der Kegelbahn gehoben worden — nur an der Windecke, die losgerissene Teerpappe flattere wie ein Fahnentuch. Und noch des Weitern:

‚Die „Bellevue“ bricht dem Hottenbacher den Hals. Das dut schon dä ausländisch Name. Mr hot kei Glück damit. Auch nit mit ausländsche Wertpapiere.‘ Der Wirt horcht auf. Man mag über die Ann' Hummrich sprechen wie man will, sie weiß viel, warum nicht auch von Wertpapieren? Die Scheidbacher horchen nicht auf. Sie wissen, daß die Änn' Hummrich nichts weiß. Aber das von dem Hottenbacher leuchtet ihnen ein. Wenn ihm etwas den Hals bricht, kanns ihnen nur recht sein. Es kann Jule

Fuck mehr wie recht sein. Sie stützt beide Ellenbogen auf die Fensterbank und starrt in die stille Dorfstraße. Ganz fern und dumpf wütet noch der Sturm. Ihre Blicke gehen nach innen, nach außen sind sie abwesend und gläsern. Aber sie folgen stier einem steifnackigen Manne. Dem soll der Hals gebrochen werden! Und da denkt sie sich wieder das Ungewisse, Unheimliche, Unsichtbare aus. Wie damals in den Steinbrüchen! Es ist ja nicht zum Ausdenken!! Man müßte in wahnsinnigem Schreien durch die Welt laufen, wenn mans ausdenken könnte! Ganz ausdenken! O Gott! O Gott! O Gott! Wie furchtbar schön! Wie furchtbar grauselig! Du lieber Gott, wie furchtbar! Ein stolzer nnd heiliger Mann mit gebrochenem Halse! Wie gestürzte Statuen herumliegen in einer durch Krieg und Mord und Brand zerstörten Kirche! Und ein reicher Mann in Armut. Und ein Jäköb in Armut! Dann können sie mitsammen gehen. Die Landstraße ist breit genug für zweie. Auch für Dreie. Und der reiche Mann müßte neben ihnen hergehen auf der Landstraße! Sie möchte das erleben und sterben. So voll wahnsinnigen Glückes glaubt sie dann zu sein! Sie ist von ihren nagenden Gedanken geworfen. Sie ist sehr froh! Die Backe steift sie in die aufgestützte Hand. Ab und zu zuckt ihr Körper ruckweise in einem halblauten, monotonen Lachen. Ihre Augen stieren in die Dorfstraße. Ann' Hummrich sagt: ‚Et is besuff!‘

Änn' Hummrich sagt auch noch, daß Hottenbacher einen Aufwärter brauche. Da rülpst Jule Fuck wieder das hölzerne Lachen heraus. Sie fragt: ‚Braucht er nit 'n Aufwärtersch?‘

Die große Änn' sitzt steil auf der Kante der Bank. Der hagere Hals reckt auf. Sie fragt: ‚Willst dou et werde?‘

Und Jule Fuck ohne sich umzudrehen. ‚No jo, warum nit?!‘

Ham-Pitt tritt der Frau, die zum Schlafen zusammenhuckt, ans Bein. ‚Heerste nou, Madam'? Uffwärtersch will dat Lausmensch were! So 'n Spierenastikus!* Die Mucke** hots vun dr Madam'?‘ — Und zu Jule Fuck: ‚Herr Jerres! meï Schnuckelche, wat host et hoch im Kopp! No, mach' et, mach' et! Uff die Scheidbacher Kundschaft kannste rechne.‘

Jule Fuck steht auf, im Vorbeigehen stützt sie sich schwer auf Ham-Pitts Schulter. Beugt mit stillem, heißem Lachen zu ihm. ‚Eich mach' et!‘

An dem Wirte vorbei langsam hinaus. Ham-Pitt schickt ihr ein Augenzwinkern nach. Lacht pfiffig. ‚Sie micht et!‘

Die große Ann' sagt allwissend und hart: ‚Se micht et nit!‘

‚En Kreïzgewieredunnerkeïl!‘ Ham-Pitt schlägt mit der flachen Hand auf den Tisch ‚Se micht et!‘

‚Se micht et nit!‘ sagt Ann' mit hartem Gleichmut.

* Überspannte Person. ** Grillen.

‚Se micht et!!‘ Ham-Pitt sucht in seinen Taschen. ‚Eich steche dr et Meſſ’ in dä Leïb!‘

‚Et micht et nit!! Eich haue dr en Ohrkapp’ erunner!‘

In der offenen Wirtshaustüre steht nun doch der alte Hummrich, rasselt mit dem Gebinde verrosteter Scheeren. Er hört sein Weib sprechen und fragt nicht, was es sei und wie es sei und sagt unerbittlich: ‚Nä, et micht et nit!!

Hebt gleichzeitig den Arm mit dem Scheerenbund, denn Ham-Pitt geht drohend gegen ihn. Auch die große Änn’ harkt auf. Zwei riesenhafte Hummrichgestalten gegen den verwegenen, schmächtigen Mann. Die Madam’ sitzt zwischen ihnen. Sie wagt nicht aufzustehen. Die Faustschläge, die andern zugedacht sind, prasseln auf sie nieder. Sie sitzt greinerlich und geduldig und faul. Ein Stoß der Hummrichskörper gegen ihren Stuhl wirft sie auf. Jetzt hängt sie an Ham-Pitt, wankt und watschelt in den qualligen Hüften, kräht Schmerzenstöne. Stuhlstempel krachen entzwei. Die Gläser und Flaschen splittern, auch der Spiegel, auch die Fensterscheiben. Der Wirt läuft ratlos. Er meint, daß man die Brandglocke läuten müsse. Da hält der alte Hummrich inne und sagt:

‚Wat? Brandglock? Wen gehts ebbes ân, wenn mr uns haue wolle? So ’nem dreckige Kerl soll mr die Budick zesamme schlahn! Komm, Ham-Pitt!‘ Und sie schlagen die Budick zusammen. Und gehen weiter nach Dillendorf. Da ist das nächste Wirtshaus. Man muß wieder Brüderschaft trinken.

— — — — — — — — — — — —

Nun wird eine wundervolle Ruhe im Feld und im Dorfe. Die Welt ist wie ein Gottesacker. So still und so traurig nach dem Sturm. Es sind viele Baumleichen geworfen. Die Bauern treten aus ihren Häusern. Wo da irgendwo Schaden sei? Im Pfarrgarten stehen sie um den Goldrainettenbaum. Er ist mitten durch entzwei. Das weiße Holz klafft wie eine blutleere Wunde. Es ist ein großes Ereignis. Das ganze Dorf spricht davon. Es waren schöne Goldrainetten.

Jule Fuck kommt tagelang nicht heim. Und danach kommt sie heim und schmückt sich. Sie bindet eine Zierschürze um. Sie lockert das straffe Haar. Dann ist es gewellt. Sie trant ihre weißstaubigen Schuhe. Sie steckt Ringe an. Ihre schwarzen Augen strahlen ein abgrundtiefes Lächeln. Wie sie so geht, ist sie aufreizend für den Mann. Aber der Mann muß sie fürchten. Mann weiß nicht, ob sie küssen oder beißen will. Als sie zwei Stunden bis Kirchberg gegangen ist, sind ihre Schuhe wieder weiß verstaubt. Da tritt sie an den Chausseegraben und putzt sie im Grase. Und langsam weiter. An der Oberförsterei hämmern sie das neue Dach auf. Das Notarhaus steht gelb-weiß im spätherbstlichen Garten. Gegenüber die ‚Bellevue‘

sechs Schritte weit in den Garten zurück. Der breitkronige Birnbaum davor verdeckt die Fassade. Jule Fuck geht über den Steg, der den Wegrain überbrückt, durch den Gartenpfad und um das Rondell mit dem ausgestorbenen Blumenbeet. Die faulenden Strünke kleben an der Erde. Es ist ein freundlicher Tag, ein mildes Abschiednehmen des Herbstes. Als Jule Fuck unter den Baum tritt, sitzen drei schweigsame Herrn am runden Gartentisch: der Notar, der Richter, der Empfänger. Jule Fuck sagt: ‚Gude Dag, Ihr Hähre!'

Die Herrn fragen sich, was Jule Fuck will. Sie sind noch immer schweigsam.

Jule Fuck sagt: ‚Ich möcht' dä Hottenbacher sprechen.'

Der Empfänger ist ein freundlicher Mann. Er sagt: ‚Wir warten auch auf ihn'.

Sie haben noch keine Gläser vor sich auf dem Tische. Der Notar hat den Schlüssel zur ‚Bellevue'. Er kann hineingehen, wenns ihm beliebt. Nun sitzen sie und warten auf den Wirt.

‚No, Ihr Hähre, das geht doch nit', sagt Jule ‚nix zetrinke, keene Bedienung! For so Hähre! No passen Se mol uff. Ich besorje das schun'.

Geht um das Haus in das Schenkzimmer. Sie kennt das. Sie hat mit dem Jäköb am Bellevuekrahnen gesessen. Macht hurtig und zapft drei Biergläser voll.

Der Empfänger Kuntz hat einen freundlichen, blonden Bart. Er sagt: ‚Man soll es nicht für menschenmöglich halten, daß so 'was von einer Scheidbach kommen kann.'

Die andern Herrn sagen noch nichts. Sie sind sehr vorsichtig. Besonders der Notar. Denn wenn er sich duckt und unterm Birnbaum durchschaut, sieht er seine sehr vornehme und sehr stolze Frau Notar am Fenster sitzen. Jule Fuck ist wieder um die Ecke und hockt auf der Treppe zum platten Dache, die Ellenbogen auf die Knie gelegt und wartet. Sie hört die Gartentüre knarren, Schritte im Kies. Hottenbacher poltert seine Begrüßung heraus. Die Herrn reden mit ihm, dies und das und von einer Aufwärterin. Sie seien nett bedient worden. Der freundliche Kuntz schaltet ein: famos!

Hottenbacher sagt nicht viel. Er weiß sich da nicht zu helfen. Er ist noch ratlos, als er durch den Gartenpfad stapft und Jule Fuck in die Kegelbahn hereinwinkt. Tuschelt sie an: ‚Wat willst dou? Wat fällt dir inn?'

‚No wat? Ihr sucht 'n Aufwärter, eich melde mich!'

‚Und dou glaubst, jetzt wärste schon mei Schwiejertochter? Dat ist es doch!'

‚Dat is et nit, Hottenbachersch-Vetter. Liewer als eich uff Euere Huhp (Hof) komme, leje eich meich in't Grab!'

‚So! dat lasse ich mir gefalle. Alles, wat rächt ist. Dou bist en ganz ordentlich Mensch, awer für den Hottenbacherhof biste nit. Wenn dou dat einsiehst, kannste hie uffwarte. Ich gewe dir drei Grosche for de halwe Dag. Und — manchmol auch Zeug for 'n Rock, gel'?‘ Er kneift sie in den Arm. Da weicht sie zurück. In sein Gesicht reißt ein lautloses Lachen. ‚Warum so schaneerlich? Man weeß doch, warum die Hähre uff enmal so in Schwalität (Fieber) fir dat Kesselflickersch Jule sin. Man weeß dat doch!‘

‚Die Hähre‘, sagt Jule Fuck ‚die Hähre soll ich mr schun vom Buckel hal'e. Awer so'n Mann wie der Herr Kircherat —!‘

‚Loß mich jetzt mit dem Kircherat mit Ruh!‘ sagt es unwirsch und geht. Von der Ecke her sagt er noch: ‚und datste Hochdeutsch mit dä Hähre schwätzt!‘

Nun steht sie da und sie lacht nicht. Sie hat immer geglaubt, daß sie lachen würde. Drei Groschen den Halbtag. Sie wird das Geld in den Bach werfen. Sie braucht kein Geld. Wenn sie jetzt dem frommen und stolzen Manne den Hals brechen will, kann sie es. Sie kann ihn ins Gerede bringen. Sie kann das. Bedenken und Furcht hat sie nicht. Wenn eine von der Landstraße kommt, weiß sie, wie man sich wehren muß. All' Unschuld müßte auf der Landstraße gehen. Weil sie da weiß, wie man sich zu wehren hat! Und wie da Unschuld wird! Und wie sie dann erst weiß, ob sie unschuldig ist!

Soviel weiß Jule Fuck, daß sie instinktiv aus Liebe zugrunde gehen kann!

Wenn nun der ‚Herr Vater‘ nicht den Hals bricht, wird sie über dem ‚Herrn Vater‘ den Hals brechen. Weil in ihrem Weißkopf soviel Bauernrespekt vor dem Herrn Vater ist! Er liebt ihn nicht. Er haßt ihn nicht. Aus Respekt! Er wird sie nicht heiraten. Es wäre eine Pflichtverletzung — gegen den Herrn Vater! Also will sie dem Weißkopf den Herrn Vater inwendig und auswendig zeigen. Und wie der keinen Respekt und keine Pflicht gegen das Kind hochhält. Und so will sie etwas zertrümmern, was nicht vom Blute kommt, sondern von der Einbildung. Sie wird zeigen, daß ein Herr Vater ein Herr wie jeder andere Herr ist. Zum Beispiel wie der Herr Empfänger.

Nun muß sie doch lachen. Es wird lustig. Wahrhaftig!

Im Vorgärtchen klopft man nach der Bedienung. Der Durst der Herrn ist unstillbar. Der Notar kann nicht mehr austrinken. Man ruft ihn. Das Ehepaar Backes sei angekommen. Was will das Ehepaar Backes? Die Herrn wissen es schon. Die Näh-Kät will das Häuschen auf ihren Namen. Es waren viele Backesschulden.

O, es war fürchterlich! Sie sei betrogen mit dem Backes, sagte sie.

Lukas Cranach d. Ä. pinx.

Torgauer Altar
(Mittelbild).



In den Flitterwochen wurde Backes tiefsinnig. Dann wurde er dreist und dann frech. Aber die Näh-Kät wurde noch frecher. Da wurde er zuletzt wieder tiefsinnig. Und menschenscheu. Besonders gegen seine Gläubiger. Die schrieben dann Mahnzettelchen. Die Näh-Kät sammelte sie in die Suppenschüssel, die für Hochzeit oder Kindstaufe allzeit im Backesschranke gestanden. Eine Staatsschüssel mit verschnörkeltem Deckel. Als Backes von seiner Botenfahrt nach Simmern heimkommt, steht diese Schüssel auf dem mittäglich gedeckten Tische. Es broddelt kein Essen auf dem Feuer. Backes streckt die müden Beine unter den Tisch. Er ist sehr hungrig. Hebt den Suppendeckel und sieht Schuldenzettel. Und schöngedeckt ist der Tisch. Was das sei? Was er essen solle? — Schuldenzettel! sagt die Näh-Kät. Er möge versuchen, damit satt zu werden. Sie esse von ihrem Gelde, er von seinem. Jedem das Seine! Er sagt, sie sei wahrscheinlich verrückt. Da ruft sie alle Heiligen im Himmel zu Zeugen an, daß sie in ihrem Rechte sei. Backes aber sagt, sie sei verrückt. Da möchte sie die Nachbarn herbeirufen, daß diese unparteiisch zugeben, daß *sie* im Rechte sei! Daß sie ungerecht behandelt werde! Daß das Backeshaus für sie zur Hölle werde! — Backes aber bleibt dabei, sie sei verrückt! Setzt sich an den Schrank und schmiert Butterbrote. Man könnte im Backeshause zufrieden und glücklich sein. Es ist blitzblank. Die Böden sind weißgescheuert. Es ist eine peinvolle Sauberkeit. Die macht den Backes verschüchtert. Seine erste Frau seelig hat die Hühner über den Eßtisch trippeln lassen. Da brauchte er keine Schuldenzettel zu essen. Seine stille, grimme Wut richtet sich gegen diese fremde Sauberkeit. Er holt unterm Bette die Stiefel hervor, holt auch die Transchale und setzt sich mitten in die Stube. Auf den frischgescheuerten Fußboden! Die Beine kreuzt er und hält Stiefelputz. Staub und Ackerschmutz spritzt um ihn. Auf den frischgescheuerten Fußboden! Näh-Kät mag hadern und die Arme werfen. Er sagt, es sei *sein* Haus! Und nun beginnt der stille, grimme Kampf gegen die fremde, ungemütliche, friedenstörende Sauberkeit Er ist des Teufels. Er läßt kein properes Plätzchen mehr im Hause. In *seinem* Hause! Wenn Näh-Kät kreischt, pfeift er. Er ist wirklich des Teufels. Der gute, alte, harkige Backes! Da macht Näh-Kätt ein Ende. Sie bezahlt die Schulden, aber das Haus will sie auf ihren Namen! Backes gibt nach. Sie zahlt. Das ist die Hauptsache. O, du guter, alter, harkiger Backes! Das ist nicht die Hauptsache. Du wohnst jetzt nicht mehr in *deinem* Hause!

Und das ist schlimm. Es kommen jetzt lange Wintertage mit vielen beschäftigungslosen Stunden. Essen, Schlafen, Viehfüttern. Aber keine Langweile ist. Der Bauer lobt den Winter. Man kann schlafen. Die Burschen loben ihn. Sie erzählen vom Freien und ihren Pfeifen und zeigen sich ihre Sonntagskappen, machen Axt- und Rechenstiele auf Vorrat

für den Sommer und flicken die Ochsengeschirre. Die Frauen loben ihn. Sie kommen früh abends mit ihren Spinnrädern zusammen. Sie gehen ‚maien‘. In der ‚Mai‘ raspeln die Zünglein hurtig wie die Rädchen und hurtig, wie sie den Daumen anfeuchten zum Zwirndrehen. Sie erzählen von Krankheiten. Da und dort vor Jahren sei eines kurios krank gewesen. So=undso und zehn Jahre hätt's gedauert, und soundso hätt's gesprochen und gelitten. Der Pastor hätte dies darüber gesagt, der Doktor dies. Es sei ein armes Mensch geworden. Und die Spulen surren und die Köpfe nicken. Die Stube ist voll Wärme und voll von trübem Licht und voll milder Melancholie.

Und Jäköb schreibt zu Weihnachten seinen ersten Brief. Er sei glücklich angekommen. Er freue sich auf seinen Urlaub. Ostern. Dann werde er wieder schreiben.

Die Müller=Sett kommt mit dem Käthelchen des Sonntags aus der Christenlehre heim. Käthelchen erzählt die frohe Briefbotschaft und welches die Adresse Jäköbs sei und wo herum Metz liege. Weil die Müller=Sett fragt! Die stapft dann heim und schreibt an Jakob Hottenbacher, den Metzer Soldaten. Anonym. Schreibt, daß er belogen und betrogen mit dem Jule Fuck wäre. Was das für ein Mensch sei! Ein liederliches! Mit dem Hottenbacher habe sies! Nach dem Sohne den Vater! Es sei bald ein Schandal im Ort! Einen scheenen Gruß, und er soll dem Schiß=bachersch den Laufpaß geben. Es seien noch andere Mädchen. Ehrbare! So geschrieben von einem guten Freund.

Die Tinte ist gelbgrünes Wasser. Ein Anstrich für des leibhaftigen Bösen Gesicht! Es dunkelt schon, als Müller=Sett mit dem Gekritzel fertig ist. Der Gedanke war jetzt niedergeschrieben. Ihr rundes, gequollenes Gesicht ist unbeweglich. Dicke, straffe Gesichter zeigen keinen andern Aus=druck als fette Gutmütigkeit. Man muß in der Müller=Sett Augen sehen, um zu wissen, daß keine Gutmütigkeit in ihr ist.

— — — — — — — — — — — —

Die Jule Fuck hats nicht gut auf der Welt. Sie hat eine große, wehe, hassende Unruhe. Wenn sie an die Müller=Sett denkt! Wenn sie an den Hottenbacher denkt! Und an Jäköb und an viele andern. Es kann der Jule Fuck nicht gut gehen auf der Welt. Sie muß soviel an andere denken!

Jetzt geht sie im weißen Felde nach dem Backeshaus. Der Weiher liegt eingefroren. Die Weidenruten starren im Eise. Das Backeshaus liegt hoch und überschneit und weißklumpig wie ein Hünengrab. Die Eiszapfen hängen armdick vom Dache herunter. Ein Knusperhäuschen, ein ganz nied=liches! Von weißem, blinkrigem Zucker im grünfahlen Mondlicht. Es

wohnt eine Hexe darin. Backes sagt, es sei Näh-Kät. Sonst sagt er nicht viel. Auch nicht, als Jule Fuck für ein paar Tage kommt und neue Böden in alte Körbe flickt und Kartoffelsäcke stopft und Besen bindet. Es ist Näh-Käts Haus. Es steht auf ihrem Namen, Punktum! Und Näh-Kät findet, es müßten viele Körbe geflickt, viele Säcke gestopft und so viel als möglich Besen gebunden werden. Man könne nie genug kehren! Man müsse im Winter Vorsorge treffen für den Sommer. Backes und seine verstorbene Backesfrau haben nie Vorsorge getroffen. Wenn der Augenblick kam, sorgten sie. Und so wars immer sehr gemütlich im Backeshause. Und schmutzig. Hunsrücker Bauern denken sich die Ungemütlichkeit furchtbar sauber. Wenn Backes über diese Ungemütlichkeit im Hause bei den Bauern klagt, sagen sie ihm: ‚Dat Näh-Kät ist'n Wassersteensgesell'!‘ Dann weiß mans. Dann ists fürchterlich in einem Hunsrücker Bauernhause. Im Backeshause kanns nicht fürchterlicher sein. Da waltet ein Wassersteinsgeselle! Da wird die Jule Fuck zum Korbflechten, Besenbinden in den Holzschuppen gesetzt. Bei der Kälte! Näh-Kät sagt, ein richtiger Bauer spüre keine Kälte. Aber sie heizt ihre Stube warm. Die brandige Hitze stinkt darin. Sie ist keine richtige Bäuerin. Sie war in der Stadt in der Lehre. Sie ist fein. Am Abend darf Jule auch fein sein. Dann wird sie in die brandige Stube gerufen. Da soll sie nähen. Es tät ihr gut zu ihrem leiblichen und ewigen Heil. Sagt Näh-Kät. Eine feine Beschäftigung sei das Nähen. Eine gemeine sei Kesselflick, Panneflick. Auch nach ihrer Meinung ist die Scheidbach auf dem Wege zur Hölle. Also möge Jule Fuck sich Schürzen nähen.

Jule Fuck sagt, abgemacht sei es so: Sie flicke dem Näh-Kät die Körbe und die Säcke, dafür habe es ihm die Schürzen zu nähen. Wie gesagt, abgemacht sei abgemacht. Die Schürzen müsse sie für die Bellevue haben, recht breit und vorn eine Tasche fürs Geld. Näh-Kät schurpst die Nadel durchs Zeug und knodert verärgert:

‚Dou! Dou! Och dou! Dou weißt nix und verstehst nix und läßt dich auch nit belehre! Die Bellevue ist deï Unglück. Bleib aus der Bellevue! Dä Hottenbacher läßt die Weibsbilder nit mit Ruh. Dä läßt auch dich nit mit Ruh! So ist et!!‘

Jule sitzt am Herdofen. Mit den verfrorenen Handflächen streicht sie unaufhörlich an den Kanten der Platte herunter, starrt in den glühenden Schein, der aus dem Ofenrost fällt.

‚Et läßt mich keener mit Ruh. In der Bellevue nit und auf der Straß' nit und überall nit! Auf der Kermeß auch nit. Manchmol auch in der Kirch' nit, wenn ich drunne zwischen de Buwe stehn. Ich hon mich immer zewehre gehatt. Mei Lebsdags! Ich kann überall meï Unglück hon. Do brauch ich nit die Bellevue zu suche un nit de Hottenbacher!‘

‚Es ist awer en Blamatsch!‘

‚For wen?‘

‚For dä Hottebacher! Er is nun einmol Keercherod!‘

Da sitzt Jule mit einem Ruck kerzengerade. Ihr Augen glänzen dunkel. Wie schwarzer Marmor. ‚Jo gel‘, et is'n Blamatsch for ihn?‘

Näh=Kät zieht einen langen Faden durchs Zeug, hält den Arm steif und blickt herüber. ‚No dou! Freuts dich aach noch?!‘

Jule Fuck klunkst einen leisen Schrei heraus. ‚Jo, Näh=Kät, et freut mich!‘

Näh=Käts steifer Arm sinkt herunter in den Schoß. Sie nimmt die Brille ab und pitscht die Augen. Sie rückt die Lampe bis an den Tischrand und stellt den grünen Schirm so, daß das Licht in die Ofenecke auf Jule fällt. Dann fragt sie tief und streng: ‚Willst dou Geld von ihm?‘

Jule Fuck sagt: ‚Nä!‘

‚Uff deï Seel' und Seligkeit nit?‘

Jule Fuck sagt: ‚Uff meï Seel' und Seeligkeit nit!‘

Da stößt Näh=Kät wieder die Lampe in die Tischmitte, rückt den Schirm zurecht und näht weiter. Draußen plumpst der Schnee vom Dache. Sie sagt: ‚Dann möcht' ich wisse, worum dou ihm die Blamatsch machst!‘

Jule Fuck schweigt. Schlägt auch die Augen nieder. Man soll nicht sehen, wie sie leuchten. Näh=Kät beharrt: ‚Er is ârtig mit dr. Er schmiert dr dä Brei ums Maul?‘

‚Jo, dat duht er.‘

‚Un dat gefällt dr?‘

‚Et gefällt mr nit.‘

‚Dann soll'n ânständig' Mädche seines Wegs gehn! Heerste?!‘

‚Wenn ich jemand dann en Gefalle drmit duhn, sin ich liewer nit anstännig!‘

Näh=Kät schiebt die Brille auf die Stirne. ‚Wem tätste drmit en Gefallen?‘

‚Ich meen, dem Hottebacher!‘

‚So!‘ Näh=Kät versteht das nicht. Sie bückt wieder über ihr Nähzeug und steckt die Nadel ein. Dann ruhen plötzlich ihre Hände im Schoß. Sie fragt: ‚Wieso?‘

Ein Funke spritzt aus dem Lampendocht, fährt durch den Zylinder. An der niedern Decke schwankt der Lichtkreis. Jule Fuck spricht halblaut, manchmal flüsternd: ‚Näh=Kät! Heerste? Ich hon dem Keercherat ent uff dä Backe gehau', dat es geklabbert hot! Ich mußt mich doch wehre, Näh=Kät! Un ich hon auch dem Keercherad en lästerlich Wört vor dä Hähre gesagt. Die Hähre hon so ab un zu wat gesehn. Der Parre kommt schon nit mehr.

Mr sagt in Kirchberg, mit der Bellevue wärs en Mordsschandal. Mr werds dann auch in Sohre sage. No, und dann hot er mich schun 'enausgeschmiß. Awer ich sin wiederkomm'. Ich werd' immer wiederkomme! Dä Hottenbacher wird seï Bellevue verkaufe un abreiße un verbrenne un zesammerumpele losse müsse, damit ich nicht mehr wiederkomme!'

Näh-Kät sagt: 'Wat bist dou en schimperlich (ehrlos) Mensch!'

Jule starrt wieder in den Schein aus dem Rost.

Draußen knackt das Eis auf dem Weiher.

'Wat liegt dran, wie ich sin? Die Leut' wolle mich nit annersch. Wenn ich annersch sin, glaube se dat nit. Ich hons mei Lebelang nit probeert, die Leut ebbes glaube zu mache. Ich hon nur gesorgt, dat se mich nit kaput mache!' Langsam steht sie auf und geht an den Tisch und steht steif. So sagt sie noch: „Jetzt hon ich dä Hottebachersch Vadder un dä Suhn! Jetzt mach' ich zwei kaput, wenn se mich kaput mache wollen!'

Näh-Kät sieht an ihr hinauf. Ihre Augen blinzeln. Ihre Lippen kneifen zusammen. Sie drängt das Mädchen vom Tische. „Geh' mr eweg! Dou bist mr unheimlich! Dou bist wie deï Vadder, dä Ham-Pitt!'

Jule Fuck aber steht. Ganz steil. Sie könnte draußen im Eise stehen. Wie überfroren! Das fühlt sie. Darum kann sie den Arm nicht heben und den dünnen Hals der Näh-Kät würgen. Man würde nicht weiter verwundert sein. Der Ham-Pitt war ihr Vater! Ei no!

Draußen plumpsen schwere Tritte auf das Häuschen zu. Backes kommt herein. Aus einer 'Mai' zurück. Geht ohne ein Wort durch die Stube in die Schlafkammer. Näh-Kät sieht mit gerunzelter Stirne seinen Fußspuren nach. „Ich putze mr dä Seelsack 'eraus, un so'n alt Stick Vieh tapst mit seine Flatschbeene drdurch!'

Sie läuft und sucht nach dem Putztuche. Jule fragt kurz, ob nicht Schlafenszeit sei. Näh-Kät sagt 'Nein'. Und sagt dann lange nichts mehr. In der Kammer knackt die Bettstatt unter der Backeslast. Da knüpft Näh-Kät wieder an Jules Frage an. „Ich sin gar nit in Schwalität, um ins Bett ze komme. Dä alt krogelig Kerl läßt mr keï Platz. Ich falle Naacht for Naacht fast aus'm Bett!' — Mit einer heftigen Armbewegung: 'Wär ich denn nit besser ledig geblieb'? So hätt' ich wenigstens meï Bett for mich alleen. Awer unser Pastor is schuld. Er hot gesagt, ich sollt heirade. Hals un Been hätt' ich breche müsse, bevor ich zum Altar sin gang. Ich arm' Mensch! — Jule loß die Ofedür uffstehn. Et Feier kann ausgehn!'

Sie steht auf. Gude Nacht! und geht auf dünnen Söhlchen in die Schlafkammer. Jule Fuck schläft im Sessel hinterm Ofen. Die Stube ist überheizt. Die Wärme hält bis zum Morgen an. Um acht Uhr ist der Morgen noch nicht klar.

Jule Fuck geht mit weiten Schritten und steif hängenden Armen ums Haus in den Holzschuppen. Sie läßt die Türe, die statt der Angel durch Lederbünde gehalten wird, halboffen. Der Schnee stäubt herein. Im Holzblock steckt noch die Axt, die zieht sie heraus, setzt sich und sucht die brauchbaren Weiden aus. Die Kälte kriecht ihr an den Beinen herauf. Wenn jemand vom Dorfe herauf kommt, muß er am Holzschuppen vorüber. Es bleibt lange still. Über ihrem Kopfe ist die lange, schmale Kiste für den Hühnerstall angebracht. Ab und zu darin ein verträumtes Gööröck! Die Welt ist heimlich und still. Die weiße Welt! Jule Fuck meint, sie müsse aufspringen und hinausgehen in die weiße, heimliche Welt. Und so weit bis an einem Wegweiser geschrieben stehe: Richtung nach Metz! Wird da fragen, wo der Jäköb wohnt. Man wird den Jäköb kennen. Er hat einen weißen Kopf. Jäköb, hier ist sie! Sie hat nicht schreiben gekonnt. Sie kann nicht schreiben. Wenn der Jäköb wiederkommt, steckt er im Soldatenrock. Dann ist er ein anderer Jäköb. Vielleicht weiß er dann nicht mehr den Weg zu den Steinbrüchen. Sie fühlts. In dem Soldatenrock wird ein ganz anderer Jäköb kommen. Nun greift sie hurtig in den Schoß, rafft die Weiden zusammen. Draußen geht ein Schritt. Ein Kleid raschelt. Ein brauner, langer Pelz schlenkert. Fräulein Anna aus dem Pfarrhause. Breit und gediegen und echt. Sie tritt in das Backeshaus ein. Backes kommt heraus und an dem Holzschuppen vorüber. Brummt herein: ‚Jule, wenn dou laustere (horchen) willst — se losse keï gut Hoor an dr!‘

Stapft den Pfad weiter. Er hat die faule Zeit. Der hohe Schnee hat ihm die Botenfahrten abgesperrt. Sein Verdienst ist schmal. Näh-Kät muß rackern. Also geht Backes seine Tage und Abende ins Dorf; zu dem und jenem, wo man geschlachtet hat, wo das Schnapsglas gratis aufgestellt ist. Jule schüttelt die Holzteilchen aus dem Schoße, steht auf, geht langsam um das Haus ans Fenster. Da legt sie die Ellenbogen auf und stiert hinein. Die Stimmen schallen laut. Sie sagen von dem Fucke Jule, was gut und schlecht an ihm sei. Mehr schlecht als gut. Weil der Ham-Pitt ihr Vater sei! Weil die dicke Madam' ihre Mutter sei! Darum! Fräulein Anna sagt, darum müsse Näh-Kät sie aus dem Hause schaffen. Und nicht ein so böses Beispiel der Gemeinde geben! Näh-Kät sagt, der Heiland habe mit Zöllnern und Sündern zu Tische gesessen. Was schlecht ist, müsse man gut machen. Sie habe schon zwei Bauernmädchen überredet, ins Kloster zu gehen. Eines von Dickenschied. Nahe bei der Scheidbach! Man müsse Seelen retten für Gott den Herrn. Fräulein Anna sagt, das soll sie dem Pastor überlassen. Außerdem, die Ehre eines Kirchenrates sei nahe daran, untergraben zu werden. Durch Jule Fuck! Ein Kirchenrat sei quasi nicht ein Mann wie alle andere. Er sei unbescholten. Er sei es — bald! —

nicht mehr. Durch Jule Fuck! Ob man so 'was in Sohren einnisten lassen will? Nein! Ob Näh-Kät die Verantwortung tragen will? Ach nein! — Also?!

Das Fenster ist leer. Als Näh-Kät im Holzschuppen nachsieht, liegen die Weiden zerstreut umher. Auf dem Holzblock das Messer. Jule Fuck ist fort. Sie hat nicht gewartet, bis Näh-Kät kommt und sagt: ‚Dou kannst nit mehr bleiwe. Im Dorf hawe se was dagegen. Ich muß auf meine gute Name sehn!'

Die Wege bis zur Scheidbach sind weiß weit und beschwerlich. Ihre Spuren sind verwischt. Man gerät mitten ins Feld und merkt sich die Richtung an Bäumen und Hecken. Jule bricht bis zu den Hüften ein. Mit erfrorenen Händen arbeitet sie sich heraus. Und flach über den Boden, zu einem nahen Wegweiser. Sie wischt den Schnee vom Holze und liest die Namen. Ein Arm zeigt die Richtung gen Kirchberg, der andere die gen Dickenschied. Die Bauern sind in der Frohn gestanden und haben einen Weg geschiffelt. Da hastet sie. Die nassen Röcke sind ihr steif gefroren. Die Füße brennen ihr. Unweit von ihr ein wehender Schatten. Ungeheuer groß in der blendenden Helle. Ein Reiter. Ein blinkender Helm. Sie regt sich nicht auf. Es mag der Kirchberger ‚Berittene' sein auf dem Trabe zur Scheidbach. Ob er diesmal den Ham-Pitt einfängt? Zweimal ists ihm nicht geglückt. Der hat irgendwo einen Diebstahl auf dem Kerbholz. Ham-Pitt sagt, er wolle warten, bis ein paar Strafen zusammen abzubrummen seien. Wenns ihm gefällig sei, komme er schon. Er ist schon öfters gekommen, wenn es nach seinem Gutdünken Zeit war. Aber das Gesetz ist manchmal unvernünftig. Es will nicht warten. Dann müssen die Kirchberger Gensdarmen ihre gefährlichen Ritte nach der Scheidbach unternehmen.

Der Berittene ist schon längst im Dorfe, als Jule Fuck die ersten Hütten erreicht. Lauernde Gesichter glosen hinter den blinden Scheiben. Es sind größtenteils Frauen. Die Männer, die immer zu fürchten haben, schlüpfen in ihre Verstecke. Dreist und furchtlos stehen die Weiber in den Stubentüren, wenn der Gensdarm hereinklirrt. Fragt er nach diesem und jenem, so wissen sie nichts. Sie haben nichts gesehen. Was will der Gensdarm bei ehrlichen Leuten? Was will der Berittene beim Ham-Pitt? Er sei in der Stadt. Da soll er ihn fangen. Der Berittene kennt den Kniff. Er lacht klug. Man soll die Leiter an die Falltüre zum Dachboden stellen. Dort hat er etwas in den Weidenhaufen rascheln gehört. Steigt schwerfällig hinauf. Als er droben ist, hebt das Weib die Leiter ab. Ein Schatten huscht an ihm vorüber — mit einem Schwung in die Öffnung der Falltüre. Wars der Ham-Pitt? Der Gensdarm flucht und ruft nach der Leiter. Er wird sie hängen lassen — alle! Er wird das ganze Dorf niederbrennen lassen! Er schnarrt die längsten Flüche. Er haut mit

der Säbelscheide gegen die Bretter. Da kommt Jule Fuck langsam und stellt die Leiter an. Bombenhageldonnerwetter! wo der Ham=Pitt sei? Sie weiß nichts. Sie hat nichts gesehen. Der Berittene muß heimtraben. Als er ein andermal kommt, bringt er Polizisten mit. Da muß Ham=Pitt neben dem Pferde herlaufen. Mit gebundenen Händen. Der Berittene hält ihn an einem Stricke. Ham=Pitt erzählt gemütlich. Der Weg ist lang. Die Unterhaltung ist nett. Der Berittene hört zu. Ham=Pitt hat keine Feindschaft. Er sagt: ‚Sie misse jo ihr Pflichtgefihl duhn, Hähr Schandarm. Sie duhn nit meh' wie rächt. Eïch hon neist gen Se! Wenn Se meïch krieje, hon Se meïch. Un dann trinke mr en Dröppche zesamme, nit wohr, Herr Schandarm? Wenn Se mich e bißelche locker an dä Hän(d) mache wolle — eïch hon en Flasch' im Sack!'

Der Berittene lacht breit und klug. ‚Nee, Ham=Pitt, das kennen wir. Das habt ihr schon zu oft gemacht. Darauf falle wir nich mehr rin. Denkt euch 'was anders aus!'

Und so gemütlich plaudern sie.

Und so verplaudert Ham=Pitt seine Gefängnistage. Die Flasche im Sack wird leer. Aber man kann sie füllen. Als Ham=Pitt entlassen wird, ists um Fastnacht. — — — —

Die Sonne hat schlimme Arbeit geschafft. Sie sendet dem weißen Winterfeld einen Sonnenstich und nun ists in Tränen aufgelöst. Ein Verrinseln überall. In den Wiesen, zwischen den Hecken, in den Wäldern. Die dunkle Ackerscholle duftet erdig. Hie und da hängt noch die weiße Winterschale an ihr. Wie die geborstene Eierschale an dem Küken! Wie aufgerissene Wunden, die noch verheilen müssen! Der Himmel wölbt in sanfter Melancholie darüber. Man möchte daheim bleiben und diese Erde nicht wiedersehen, bis der Frühling darüber hingeschritten ist. Bis die himmelblauen Tage leuchten!

Vielleicht zu Ostern! In Sohren heißts, dann sei die Zeit, daß die Urlauber heimkommen! Jule Fuck hört, daß diese Zeit sei. Sie hockt vor der Türe auf der Schwelle. Mit dem Rücken legt sie sich an den Türpfosten. Der wackelt, das ganze Häuschen ist locker. Ein Sturm könnte es hinwegfegen. Vielleicht würde sie dann bleiben, wo sie jetzt ist und sich begraben lassen. Oder zudecken lassen von den Trümmern. Oder so irgendwo hingeraten, wo es innerlich nicht so traurig und gewalttätig ist. In den Soonwald. Wie der Räuber Schinderhannes und seine Katharina Blasius! Die konnten auch in der Welt nicht zusammenkommen. Da sind sie aus der Welt gegangen. Man müßte aus der Welt gehen. Man braucht nicht zu sterben, um aus der Welt zu gehen. So müßte der Weißkopf mit ihr gehen! So muß er mit ihr gehen! Sie hats angefangen, sie muß es

auch zu Ende bringen. Aber sie hat jetzt eine schlimme, innerliche Zeit. Wenn sie an Ostern denkt, fiebert ihr das Blut zu Kopf. Ihre Pulse jagen, die große, furchtbare Angst kommt in sie. Wenn sie an Ostern denkt! —

Die geputzten Bauern schreiten durchs Feld. Hoch im Himmelblauen steht über ihnen die Ostersonne. Auferstehung! Das Hochamt hats in die Kirchenwölbung hineingesungen. Ihre klobigen Herzen schöpfens auf. Nun ist eine stille Feier in ihnen. Dann gehen sie in die Felder. Der frische Erdgeruch hängt in den weißen Lüften. Die Hecken duften. Grüne Spitzen sind auf den Zweiglein aufgesteckt. Der ganze Himmel ist offen. Posaunenschall dröhnt durchs weite einsame Feld: Auferstehung! Da leuchten aus Bauerngesichtern frohe Augen.

Über den Steinbrüchen ist der Himmel zu. Und die Posaunen tönen nicht. Es hockt eine dort und wartet. Sie hockt bis zum Mittag. Wenn es warm und dunstig wird, kommt er. Dann kam er immer. Er wird ja wissen, daß sie wartet. Er wird durstig nach ihr sein. Sie wars auch. Sie weiß nicht mehr, wie sein Kuß schmeckt. So lange schon ists her. Die sehnende Erwartung lächelt auf ihrem Gesichte. Jetzt ist alle Angst aus ihr. Weich und warm quillts in ihr, bis zum Halse hinauf. Sie meint, er müsse schon lange hinter ihr stehen und lächelnd und neckisch nach ihr geschaut haben. Sie fährt hastig herum und wills nicht glauben, daß da nicht jemand gestanden habe, und läuft irr und wirr, um nachzuschauen. Steht hoch auf den Zacken und sieht mit fiebernden Blicken weit hinaus. Taucht ein Schatten auf der Landstraße auf, dann klunkst ihr sein Name heraus. Aber die Schatten schweben weit von den Steinbrüchen weg. Sie hockt bis zum Abend. Finster wird der himmelblaue Osterhimmel. Es ist noch weich und warm in ihr. Er wird morgen kommen, morgen im brandigen Mittag. Sie geht zum Backeshause, tritt ans Fenster und ruft hinein, Näh-Kät möchte ihr ein Butterbrot herausreichen, und wartet draußen. Es soll keiner im Dorfe sagen, sie habe das Näh-Kät in Verruf gebracht. Näh-Kät schmiert die Butter dick, aber sagt: ‚Wie dou mich beloge host!‘ und klappt das Fenster zu. Jule Fuck ißt mit Gier und geht ihren Weg zurück. Am Frühmorgen wartet sie schon in den Steinbrüchen. Als er am Mittag noch nicht gekommen ist, schleicht sie durch Heckenwege dem Hottebacherhofe zu. Hännes sitzt auf dem Pflug, der an die Stallwand gelehnt ist und raucht. Vor ihm spazieren Gänse und Hühner. Sonst ists still wie auf einem Gottesacker. Die Weibsbilder und der Hähr sind in die Vesper. Plötzlich schlägt der Spitz in der Hundehütte an. Hännes nimmt die Pfeife aus dem Munde, läßt den Mund halb offen, starrt und geht dann hinein, zwinkert mit den Augen und sagt: „Jäköb, dat Fucke Jule schleicht elo um't Hous!‘

Jäköb raspelt auf von der Bank, darauf er schlief. Seine vollen

Lippen quellen auf. Ein aufgedrehtes Bärtchen darüber. Der ist ein anderer Jäköb geworden. So ein strammer und patziger. Die Drillichjacke strafft ihm um den runden gut gefütterten Körper, die schwarze Halsbinde sitzt ihm eng um den rotbraun gebrannten Hals. Als Hännes mit seiner Nachricht kommt, jagt eine Röte über sein volles Gesicht. In großer Verlegenheit streicht und glättet er mit den Händen sein Haar. Es ist fett und glänzend pomadisiert. Man hat ihm gesagt, es werde dadurch dunkler. Da er seine Verlegenheit und den ersten Schrecken überwunden hat, kugelt er wieder auf der Bank zusammen, sagt mürrisch: ‚Loß et!'

Hännes schlorrt hinaus. In der Stube tickt die goldverschnörkelte Uhr unter Glas. Es ist eine atemlose, von schweren, fiebernden Gedanken zusammengepferchte Stille. Jäköb starrt mit gläsernen Blicken gegen die Decke. Schwere Atemstöße heben und senken die Drillichjacke. Da kommt Adam herein und sagt, Fucke Jule warte zwischen den Birken. Sie habe ihn angerufen und gesagt, der Jäköb möge 'mal herauskommen. Jäköb erwidert nichts. Seine Blicke glosen nach der Decke. In der Stube hängt die dumpfe, farblose Stille. Das jagende Ticken der Uhr geht wie ein flirrendes Irrlicht um.

Da kommt Kätelchen herein und sagt, Jule Fuck habe es hereingeschickt. Sie warte an den drei Birken! Jäköbs Gesicht ist zornrot. ‚Nemmt Stein' uff un werft noh'm! Dat kannst ihm sage!'

Aber als Kätelchen hinaus ist, hastet er auf, tritt vorsichtig ans Fenster und drängt sein Gesicht in die steifen weißen Gardinen. Seine Augen stieren hinüber, wo die drei Birken vor dem Kapellchen stehen. Zwischen den weißen Stämmen sieht er sie. Ihr Gesicht ist dicker, fast aufgedunsen. Sie ist rund und nicht schöner geworden. Als er das sieht, haßt er sie. Wenn er sie jetzt küssen müßte, stieg ihm der Widerwille. Sie soll sich fortscheren. Er hat nichts mehr mit ihr zu schaffen. Er nicht! Und es freut ihn, daß er ein anderer ist. Aber es ist eine freudige Wut.

Er sieht Kätelchen zu ihr gehen. Jetzt wird sie sagen: Der Jäköb meint, man soll dir Steine nachwerfen. Wird sie drohen und zu ihm hereinstürzen? Nein, sie kehrt langsam um und geht. Und sieht nicht mehr zurück. Über den Hecken im Weg taucht noch ihr Kopf auf, und ist dann verschwunden. Ein Hund belfert hinter einem Gartenzaun.

Freudlos und kühl fährt der Wind durch die Hecken. Es ist keine Sonne mehr. Die Natur liegt erschlafft und müde nach dem anstrengenden Ereignis ihrer Auferstehung. Es ist ein festliches Wandern und Eilen am Himmel. Wie Scharen, die zu einer erhabenen Feier ziehen. Und es ist so wunderbar traurig.

Wohin soll Jule Fuck gehen?

Sie muß dem Jäköb in die Wege kommen. Da, wo er sich vielleicht nicht mit ihr schämt. Sie schleicht und hockt hinter Zäunen und Sträuchern, an brachliegenden Äckern und jungen Saatfeldern. Sie weiß, wo seine Wege hinführen. Am letzten Tage seines Urlaubs weiß sie, daß er noch einen Jagdgang macht. Da schleicht Jule Fuck durch den Wald und horcht, wo ein Schuß knallt. Sie geht zwischen den hohen, schlanken Stämmen wie in einem Dom mit vielen Säulen. Sie meint, nun müsse das Feierliche, das Heilige geschehen! Nun müßten zwei Menschen verbunden werden! Sie trägt das Band. Und wenn sie ihm dann sagt, daß sie schon sein Kind wiegt — daß da einmal in lautloser Nacht eine schwache, feine, unaussprechlich geheimnisvolle Lebensregung kam — und ihr Herz schwoll!

Wenn sie das sagt, dann muß das Feierliche und Heilige geschehen!

So schreitet sie in den Wald. So in andächtiger Erwartung. Die Schritte klingen hohl wie auf festem Polster. Hoch über ihr wölbt das Walddunkel. Die Äste schimmern noch durchweicht und in Nässe. Mit leisen Tritten schlüpfen die scheuen Tiere. Und Flügelrauschen und Surren. Es weht ein Flüstern wie gehauchte Gedanken: Waldgedanken. Die sind so anders. Jule Fuck muß daran denken, was schön und gut in ihrem Leben war. Und es war vieles schön! So muß sie denken, wenn der fröstelnde Wald um sie ist. Der raschelnde Wind treibt ihr Fetzen einer sanften, wehen Melodie ans Ohr. Als ob die Waldbäche sängen! Lichtpunkte drängen durch das Gewirr der Äste. Ein bißchen Sonne träufelt herab und zerschmilzt in dem Dunst zwischen den Stämmen. Es wirbeln Schleier durch den Goldton. Jule sieht leidverzerrte, bleiche und müde Gesichter darin. Jule Fuck hat eigentümliche Augen. So, als säh' schon ein Kinderblick heraus — —

Und so, als müsse sie weich und gut sein — — Weich und gut — ja, o ja — ein Englein zieht mit ihr, das wiegt sie, das schaukeln ihre lieb-süßen Träume — — o du lieb-süßes Englein, o du weißes, o du goldiges! Ja, o ja — — wenn doch der Jäköb wollt! wenn er wollt! ach Gott! ach Gott, wenn er wollt! Sein sollt das Englein sein! . . . Wenn . . . . nur der Jäköb wollt! . . . . . . Und geht leise und bedachtsam. Und tupft mit den Fingern auf die Wange. Da hängt eine Träne.

— — — Ein Schuß!! — — — Das Knattern wirrt, schnobert um die Stämme, in die Waldgründe, wider die Waldhügel und Holzstöße und ins Buschwerk, ins Unterholz. Ein Knattern, das um die ganze Welt läuft und aufhüpft und die Soonwaldhöhen überspringt und in den Waldwinkeln das Echo aufhämmert, holla! holla! Und so weit und endlos ist! So weit und endlos wie der stumme fröstelnde Wald.

Jule steht mit einem Ruck. Schwer sinkt ihr Körper auf die Füße.

Die brechen in das faule Laub und das morsche, zerbröckelnde Holz ein. Die werden steif wie tote Hölzer. Sie will den stockenden Atem lang ausfließen lassen, da schwankt schon ein Mannesschatten zwischen den Stämmen, in dem dunstigen Goldton. Einer mit moosgrüner Jagdjoppe. Die Soldatenmütze ohne Schirm straff im Kopfe. Die tuchene Hose steckt in niedern, schlapphängenden Stiefelschäften. Das ist Jäköb. Er bemerkt Jule erst, als er nicht mehr ausweichen kann. Ihre warme Stimme bebt zu ihm hinüber. Neckisch wie sie einst war.

‚Schieß meïch, Jäköbche!‘

Das aufgedrehte Bärtchen zittert. Die Mundwinkel zerren herunter. Wortlos will er umkehren und von ihr fort. Da ist sie neben ihm, an ihm. Packt seine Schultern und hält ihn mit einer Riesenkraft. Ihr Gesicht glüht im Zorn. ‚Wenn dou meïch nit ângucke willst, dann guck uff die Seït', aber ân h ö r e mußt dou meïch. Jäköb, nou mußt dou meïch ânhöre!‘

Er bäumt von ihr weg, sieht sie nicht an, beißt die Lippen und sagt nichts. Sie läßt nicht von ihm. Sie drängt an ihn. Fest und unauflöslich! Zwei Menschen sollen verbunden sein. Ein Englein soll ihm werden, ein schönes, goldiges! Und eines, das von keiner Sünde weiß! Ei darum! Ei, so soll er lächeln! Und sie küssen! Da wendet er sein Gesicht. Ach, Gott! Es schreit die Not und Verzweiflung aus ihr. Ihr Gesicht hängt in matten, durstigen Zügen. Es ist nicht mehr schön. Es ist rasend. Und ihre Notblicke jagen. Sie wartet, und er bleibt stumm und finster. Da wirft sie ihren Kopf auf seine Schulter. Wild rasen ihr die Nerven, schütteln ihren Körper. Die Zähne klappern ihr. Die Hände krampfen. Sie drückt das Gesicht in die Joppe, beißt hinein, um ihre geschluchzte Pein zu ersticken.

Da fährt seine Stimme hart und roh über sie hin. ‚Dat Fucke Jule kann mr begegne, wo et will — eïch kenne et nit!‘

Sie läßt ihn locker. Ihre Arme sinken. Matt steht sie vor ihm. ‚Dou hättst' et i m m e r nit kenne solle, Jäköb! Dann wär' eïch jetzt nit eso weit. Und jetzt mußt dou doch zu mir hale, Jäköbche! Un — — — et werd' d e ï Gesiecht hon — — eïch meens so, eïch fühls!‘

Er tritt von ihr weg, als sei ihr Atem tödlich. ‚Meï Gesicht hot et nit! Wie soll dat meï Gesiecht hon?! Eïch hon 't Gesiecht vun meiner Muedder! Nit vun meinem Vadder!! Verstehste? Nit vun meinem Vadder!‘ Das Blut staut in seinem Kopfe. Seine Augen spritzen fast heraus. Als sie wie versteinert steht, stößt er ihr gegen die Schulter. Und grob: ‚So is et! Nit wohr, jetzt ist deï Mundstick still? Nou weeßte, wat alle Mensche im Dorf sa(g)n! Nou weeßte et!‘

Sie spricht leise und ruhig: ‚Dou mißt et doch besser wisse, Jäköb!!‘

Er steht abgewandt. Er hört die warme bebende Stimme aus den

Steinbrüchen. Da möchte er umkehren und zu ihr hin. Sein Blick bohrt zur Seite. Er sieht sie häßlich und unförmig. Ihr Gesicht gedunsen. So häßlich sieht die Sünde aus! Die ihn zu ihr in die Steinbrüche trieb! Mag sie reden. Er glaubt ihr nicht. Sie ist schlecht! Sie will reden. Warum sie zur Bellevue gegangen sei! Da wirft er ihr die Worte in den Mund zurück. ‚Worum soll 'n Hur nit aach lieje?' (lügen.) Wendet sich rüde und stampft davon. Ihr Aufkreischen prallt ihm nach. Hinter ihm rascheln ihre jagenden Schritte. Da dreht er kurz um und nimmt die Flinte schußbereit in den Arm. Und sagt: ‚Wenn dat Fucke Jule mr noch irjendwo in dä Weg läſt — eïch kann schieße!'

Da steht sie. Sie hört ihn nicht mehr reden. Sie hört ihn auch nicht davon gehen. Diese Worte bannen sie! Diese Worte aus den Steinbrüchen. Jäköbche, ich sin en wild Tier. Wenn deï Herr Vadder mit de Flint kommt —.

Und Jäköb in seiner Lieb' und Wut: ‚Eïch kann aach schieße!'

Das war in den Steinbrüchen.

Jetzt steht er mit der Flinte und wird den Herrn Vadder nicht schießen. Und wird sie schießen.

Das ist im Walde.

Von den Steinbrüchen zum Walde ist ein langer Weg. Man kann sich die Füße wund laufen. Und die Seele.

Jetzt wird ihr, als müsse sie im Walde steif und steinern werden. Und müsse da liegen bleiben, bis einer mit der Flinte kommt und ihr das antut, was man kranken Tieren gönnt. Sie ist ja krank. Warum muß der kranke Mensch mehr leiden als ein krankes Tier? Nur darum, weil er Mensch ist! Ein krankes, leidendes Tier würde man aus Barmherzigkeit totschießen.

Die steifen Knie knicken ihr um. Schwer plumpst sie auf den Waldboden nieder. Ihre Finger krallen sich mühsam ein, scharren und graben. Gefaulte Tannenzäpfchen und Laub quellen aus dem Boden. Ein tiefes Loch möcht sie sich graben.

Vielleicht kommt doch noch einer mit der Flinte, der einen leidenden Menschen wie ein krankes Tier behandelt — — —

Und gräbt nicht mehr. Es wird keiner kommen. Weil sie ein Mensch ist! Ei no, die Jule Fuck ist auch ein Mensch! —

Da steht sie langsam auf. Da geht sie wieder leise und bedachtsam. Ihr Finger tupft an die Wange. Da hängt eine Träne. Weint die Jule Fuck?

Ach Gott! nein. — Sie — — — lacht!!

* * *

V.

In den Kirchen ist noch Osterstimmung. Sie singen noch: Alleluja, Jesus lebt!

Im Hofe bei den drei Birken ist auf Karfreitag nicht Ostern gefolgt. Das stille Verdüstertsein hängt wie Spinngewebe in allen Ecken und Winkeln. Wenn ein Windstoß hineinraschelt, flattern sie auf und wirren in Fetzen umher und in die verstörten Gesichter. Dann weiß man erst, daß sie da sind, die verstaubten, zerfressenen Gewebe, die Lumpenfähnchen am Staatskleid des reich gewesenen Hofes.

Das Poltern und Schelten Hottenbachers ist der Sturm im Hause.

An hochheiligen Festen, so am Osterfeste, ist er wie der brüllende Löwe, der laut des biblischen Vergleiches umherzieht und sucht, wen er verschlingen kann. In Hemdärmeln und ohne Weste, die tuchene Hose bis zur halben Brusthöhe heraufgezogen, unten aufgekrempelt, so daß der graue, steifleinene Futterstoß sichtbar ist, so schlorrt er mit den langen knochigen Gliedern ruhelos, gereizt, geärgert, geängstigt umher, bald im Stalle, bald in der Stube oder droben in den Kammern, oder in der Scheuer an den dickverstaubten Dresch- und Kornmaschinen, oder im Holzschuppen, wo die kleingehackten Reiser in Gebinden bis zur Decke hinauf aufgestapelt sind und die Ochsengeschirre an den zerbröckelten Lehmwänden hängen. Die Geschirre und Ketten wirft er auf den Hof hinaus, daß sie klinkern und gegen den Prellstein anfahren und Funken schlagen. Man soll sie nicht in der Kälte hängen lassen, damit nicht nachher beim Anschirren die Tiere Schaden leiden. Was eine Sauwirtschaft! Er, der Hottenbacher, müßt überall sein, überall, überall! In der Bellevue, im Hof, in der Kirch, im Feld, überall, überall! So wär's, wenn man faule Menscher auf dem Hofe hätt' und einen Staatssohn, der aufgewichst herumspaziert und das Hottenbachergeld verfrißt und stinkige Geschichten macht. Dann kommt die Hottenbacherisch herausgelaufen und tuschelt und beschwört ihn: ‚Mann, sei still! Fînf Dag hot dä arm Bu' Urlaab, un dou kannst en nit mit Ruh losse!'

Und er schnaubt sie an, daß ihm der Atem raschelt: ‚Jo, deï Bu'! En feïner Bu'! Deï Same! Ich schmeiße en naus! Ich hau'm dä Heereschermel (Hirnschädel) inn! Wärt! Wärt! Ich tun so ebbes!'

Hinter den mit Kot bespritzten Scheibchen des Küchenfensters ist Jäköbs Gesicht mit dick herausgewulsten Lippen und zornig aufgeblähten Backen. Da steht auch schon die Mutter neben ihm und holt ihn mit sich fort.

‚Mei Suhn, spazeer' en keïtche in't Dorf, geh' zum Friedche. Die Bue sin all' do; ore zum Mihlerche. Dat Sette frägt all immer noh dr.'

Sie schiebt, drängt ihn. Ihre fahlen Hängebacken schlampern vor Erregung. Er störrt und läßt sich stoßen. ‚Ich mißt'm ebbes sage!' und

er schwenkt mit dem Kopf nach der Richtung, wo Hottenbacher im Hofe steht. ‚Ich mißt doch eemol mit'm schwätze.'

‚Nä, nä! Dou schwätzt neist mit'm. Tu dat for dei Muedder, mei Suhn. Geh', spazeer' en keitche, geh' zum Pastors-Vedder —.'

Da steht Jäköb steil. ‚Dä Pastor war all schun lang nit meh' do, hä?'

Sie streicht an den steifen Falten ihrer Schürze herunter. ‚Nä, all schun lang nit meh'.'

‚Sunst kam er immer Ostern.'

‚Jo, sunst is er komm'.'

‚Dann gehn eich aach nit zum Pastor!'

Hackt das Seitengewehr vom Kleiderhalter, schnallt es um, geht. Im Heckenweg klatscht sein Schritt. Die Frau atmet auf. Nun hat sie für einen Tag wieder Ruhe. Vor Nacht kommt er nicht heim. Und übermorgen war sein Urlaub zu Ende. Übermorgen kann sie einmal nachdenken und ihre Gedanken ordnen. Was das mit dem Gerede im Dorf war? Was das mit dem Fucke Jule war? Ihr Sohn, ihr braver Bub — nein, lieber Gott, an dem bleibt die Schande nicht hängen. Sie möchte ihn einmal bei der Hand nehmen und zu den drei Birken führen. Da möchte sie ihn fragen —. Er braucht nur ‚nein' zu sagen —. Sie wird's ihm glauben. Aber wenn sie ihn sieht, kommt er ihr sehr stattlich und sehr selbständig vor. Dann wird's ihr schwer, ihn bei der Hand zu nehmen und zu den drei Birken zu führen. So wie ihr ‚Jäköbchen'. Er sieht nicht aus, als ob ihn das jetzt noch freuen könnte. Er hatte seine Ankunft auf einer Karte gemeldet und unterschrieb ‚Jakob Hottenbacher'. Ob das des Königs Rock fertig brachte, das Stattliche, das Selbständige. Die schlichte Bauernfrau schreckte zurück. Sie hatte eine Scheu. Ob ihr der Sohn Jakob imponierte? Oder auch — vielleicht liebte sie ihn zu sehr, daß sie nichts fragen wollte. Am Ende des Urlaubs, beim Abschied, hat sie an ihm hinaufgesehen — sie beugte schon etwas vornüber, die Krampfadern stachen wieder und erschwerten ihr das Gehen — mit ganz matten Augen und so, als müßte sie ihn sagen hören: Muedder, ich weiß schun. Mach dr kein Sorg'. Er sagte aber nur laut und fest und fast freudig, um fortzukommen: ‚Adscheh, Muedder, hal' dich munter!' Da ging sie doch mit ihm bis zu den drei Birken, drückte ihm die Hand, sagte: ‚Heerste, mei liewer Suhn! Wat meenste dorüwer, wennste täts kapiteleere?'

Er steht stramm. Ein Ruck strafft ihm den Körper. Als sei eine Regimentsordre über ihn hinweggeschnarrt. In großer Erregung stößt er die Finger zwischen die Uniformknöpfe. Das rote Sacktuchbündel mit den Überresten von den Festtagen läßt er gegen das Knie baumeln, entsinnt sich dann, als müsse er sehr eilen.

‚No, abscheh Muedder, dat kann eich mr noch iberleje.‘

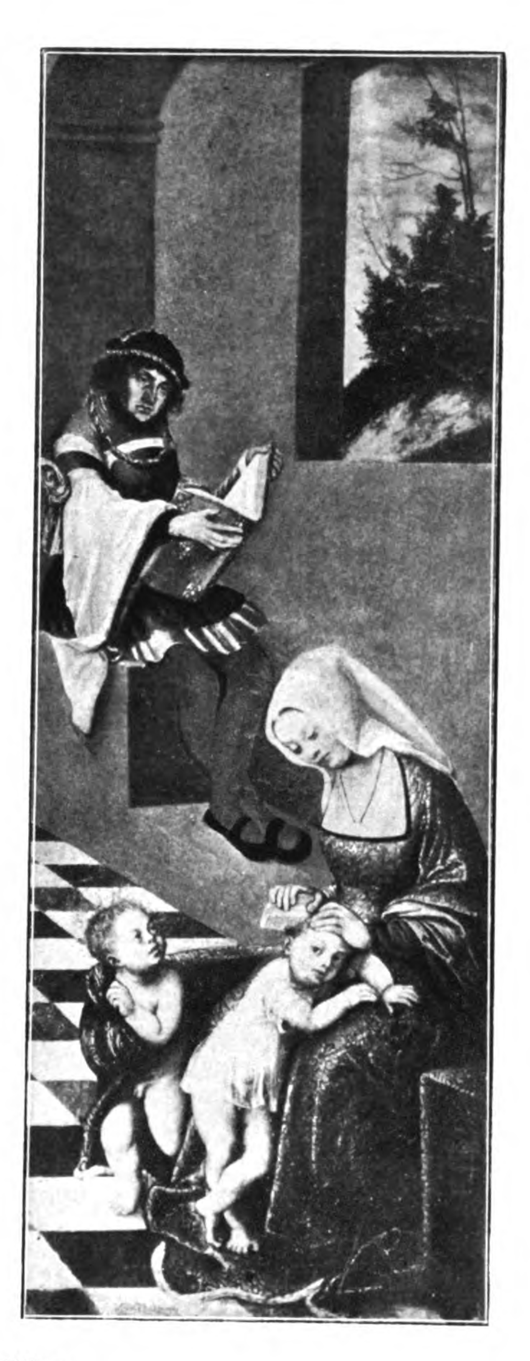
Hottenbacher bleibt jetzt mehr auf dem Hofe, als dem Gesinde angenehm ist. Sie sagen, daß er nicht viel, oder wenigstens nichts von der Ackerwirtschaft versteht und doch auf seinen Befehlen verharrt. Sie lassen ihn reden und tun, was sie für gut halten. Und dann wird's ein fortwährendes Geschimpfe und Auseinandersetzen. Sie kündigen und bleiben doch wieder. Sie tuns für die Frau. Hottenbacher sitzt verärgert. Jawoll, der kann sich ärgern. Der Pastor kam nicht zum Osterkaffee. Der ließ auch den Hottenbacher nicht mehr zum Kartenspielchen rufen, schon lange nicht mehr. Hottenbacher fuhr darob den Schulmeister, der gemeinhin mittun mußte, grob an. Allmächtiger! der wußte nichts. Wahrhaftig nichts. Es konnte sein, daß der Herr Pastor wieder sehr gichtig war. Vielleicht mußte ihn das Kapländchen wieder vertreten. Was scherte Hottenbacher das Kapländchen. Die Bohnenstange! Der machte in Kirchberg Umwege, wenn er ihn grüßen sollte. Da soll einer nicht wild werden, fuchswild! Hottenbacher wurde nicht fuchswild. Wenn einer ihn nicht grüßen wollte, machte er weite Schritte zu ihm und klopfte ihm auf die Schulter und schwatzte großartig und merkte nicht, daß man es sehr eilig hatte und ihn stehen ließ.

Wenn der Notar bei seinen Stammtischfreunden war, zog er die Schultern hoch und riß die Brauen in die Stirne. ‚Er merkt absolut nichts. Man muß es ihm deutlicher geben.‘

Sie gabens ihm sehr deutlich, er merkte noch immer nichts. Er war nicht feinbesaitet. Man mußte sein Ehrgefühl schon mit Keulenschlägen treffen, ehe es erwachte und begriff und sich stolz erzürnte. Man mußte ihn schon am Arm schütteln und hinauswerfen, bevor er begriff, daß er moralisch schon längst hinausgewiesen war. Als er endlich einsah, daß die Herrn ihn geflissentlich mieden, schimpfte er in gemeinen Worten bei seinen Sonntagsgästen in der ‚Bellevue‘. Die Gäste hörten mit schmunzelnder Neugierde zu, aber als die Geschichte sich stetig wiederholte und die alten Schimpfereien immer wieder hervorgeholt wurden, schupfen sie ärgerlich die Schulter. Was soll man sein gutes Geld verzehren und das langweilige Geschwätz anhören? Schließlich, wenn die Herrn es unter ihrer Würde hielten, fernerhin noch in der ‚Bellevue‘ zu verkehren, brauchte sich auch der Bürger nicht in so einem Lokale herunterzusetzen. Was war denn das für eine Wirtschaft! Freilich, jetzt blieb das Scheidbachersch weg. Es war auch Zeit. Es hätte sonst in der Bellevue niederkommen können. Mit wem hatte sie es nun? Mit dem Alten oder dem Jungen? Es war eine schreckliche Wirtschaft. Am besten war's, man ging nicht mehr.

Es blieben einige Gäste aus, und dann viele und dann alle. Die Bauern sagten, es sei eine Schande. So ein Kirchenrendant. Da kassierte







Lukas Cranach d. Ä. pinx.

Torgauer Altar
(Innenflügel).



der Pastor die Gelder ein. Es stimmte nicht alles. Da fielen von dem Hottenbacher die Kirchenämter wie Zunder herunter. Es wurmte ihn. Er schimpfte auf den Pastor. Er schimpfte jetzt reichlich. Es gab kaum einen im Dorfe, mit dem er nicht Zänkereien anfing. Seine stumpfen Gefühlsnerven waren wachgekitzelt. Jetzt war er empfindlich, fast krankhaft. Wie ein Bär, den man gereizt hat, und der noch um sich schlägt und beißen möchte, nachdem man ihn streicheln will. Er sieht die Menschen von vornherein mißtrauisch an. Ob sie Anspielungen machen? Ob sie ihm eins aufpatzen wollen? Er wird sich nichts gefallen lassen. Er brauchts nicht. Das Geld läßt er über den Wirtstisch rollen, im Dorf und in der Stadt. Sie sollten nur kommen und mit ihm trinken. Er bezahlts. Da murren sie und rücken von ihm weg. Er soll sein Geld zusammenhalten. Er brauchts. Auf seinem Hofe gehe die Wirtschaft bergab. Das Gesinde sei Herr und Meister. Ei, du liebe Zeit, was eine Lodderwirtschaft! Ha, wie denen der Neid spritzt! Er wills ihnen zeigen, was es mit dem Hof ist. Ländereien wird er kaufen. Die besten und schönsten Wiesen. Der Christmans läßt versteigern. Dem kauft er den ganzen Krempel ab. Er, der Meistbietende, er, Hottenbacher. Sie mußten 's Maul halten. Wer wagt sich an den reichen Mann? Wer sagt ihm etwas nach? Wer? Keiner aus dem Dorf! Ha!

Aber die Scheidbacher sagens ihm nach. Sie sagen: Wir stecken ihm seinen Hof in Brand! Und werfen drohend die Arme. Warum zahlt er nicht? Weil die Jule Fuck so dumm ist und das Kind dem Jäköb anhängen will! Was kann ihr der Jäköb nützen? Der mußte noch die Groschen aus der Hand des Alten nehmen. Glaubt sie, daß er sie heiratet? O, sie ist verrückt! Und wenn er sie heiratet. Und wenn?! Was dann? Schinden und abrackern muß sie sich von morgens früh drei Uhr bis abends neun. Besser also, sie ließ sich von dem Alten den Mund stopfen und sagte, von dem und dem von der Scheidbach habe sie das Kind. Der und der von der Scheidbach würde sich das gefallen lassen. Für Geld!

Jule Fuck hört das alles an, und als sie ausgeredet haben und atemlos sind, schüttelt sie den Kopf. Sie wird's nicht tun. Nein!

Da sind sie alle um sie mit Schimpfen und Schreien. Und als sie sich außer Atem geredet und ihre Arme wie im Kampfe geführte Schwerter vor dem Mädchen herumgefuchtelt haben, bleibt das noch immer stumm und sieht an ihnen vorbei in die leere Luft. Was das für ein Haufen Schreier ist? Weiteres denkt sie nicht.

Die Frauen sagen, es sei für nichts gesorgt. Kein Leinen im Hause, nicht ein Lappen! Was sie mit dem armen Wurm anfangen wolle? Man habe selber nichts. Man könne nichts abgeben. Und im übrigen, wenn sie so halsstarrig sei, werde man sich hüten und sie fein in Schwalität lassen.

Da werde sie schon zahm. Da werde die Schlimmste zahm und flau. Also möge sie sich in den Graben legen und das Dorf zusammenschreien. Auf der Scheidbach gäb's nichts zu holen. Da seien genug hungrige Mäuler satt zu machen.

Jule Fuck geht durchs Feld. Sie muß des öftern auf Schlagbäumen und Ackergeräten, die im Wege stehen, niedersitzen. Der Weg bis nach Sohren ist weit. Und sie muß doch bis nach Sohren. Sie fühlt's. Sie wird sich doch nicht in den Graben legen wollen.

In den Feldern bücken die Menschenschatten. Da regt sich schon das bäuerische Leben. Hinter Hecken in den Gemüseäckern wiederholen die Frauen das Aussäen der Kurz-Möhren und Erbsen, stecken mit leichten Trippelschrittchen eine schmale Bahn zur Aussaat ab, grenzen auch die Beete ab für krausen Winterkohl, Stangenbohnen und Salat. Die Stämme der edleren Obstsorten tragen noch die schützende Hülle aus Packleinen. Weit drüben in den Kartoffelfeldern hacken und düngen sie. Zurufe von hüben und drüben. Die Männer sagen einander, wie das Gras stehe und wie es heuer schneller als je zur vollen Blüte wachse und reif zum Mähen werde, und wie reichlich viel Klee dazwischen hervorschieße, und so derlei. Sie sagens mit Arbeitsfreudigkeit nach abgeschüttelter Winterrast. Sie sind andere Menschen geworden. Der Saft der Erde quillt in ihnen. Jule Fuck sehen sie mit bösen Blicken nach. Sie ist faul und unnütz, eine Drohne. Man müßte sie mit dem Karst oder mit der Mistgabel niederschlagen. Sie ist schlecht. Sie ist unrein. Man müßte ihr nicht erlauben, über die gesegneten Felder zu gehen. Die Burschen pfeifen gell hinter ihr her. Eine Erdscholle fliegt nach ihr, oder ein gefaulter Strunk, der neben ihr zu Boden plumpst. Sie geht nicht schneller darum. Und wenn ihr eins an den Kopf fliegt —. Sie kann nicht mehr schneller. Sie hat Atemnot. Sie hat Angsten. Um Gotteswillen, nur nicht in den Graben! Ach Gott, im Graben liegen und schreien! Das muß schrecklich sein. Man wird sie hören und liegen lassen. Oder kommen und sie totstechen. Sie will noch nicht sterben. Nein! Nein! Sie will leben, lange leben! Zwei Jahre noch. Bis Jäköb von den Soldaten heimkommt. Dann muß er für sein Kind sorgen. Er wird's nicht mehr leugnen können. Das Kind wird ihn verraten. Es wird seinen Weißkopf tragen. Den muß es haben. Wenn sie ihr nur jetzt auf dem Hofe einen Platz geben, wo sie ihr Kind ins Leben setzen kann. Im Holzschuppen oder auf dem Heustock. Ihr war alles recht. Nur nicht in den Graben! Die Hottenbacherin wird einen Lappen Leinen und einen alten Shawl hergeben. Das ist wenig. Sie könnte mehr fordern. Es sollte des Sohnes Kind kommen. Die Frau hat ein gutes Gesicht. Sie wird's ihr nicht verweigern.

In dem Heckenweg steht sie und blickt in den Hof hinein. Die Hühnerschar pickt auf dem Mist. Die Gänse watscheln in den Pfützen.

Man hört das Grunzen der Schweine. Das Scheunentor steht weit auf. Jule Fuck schlüpft durch ein Heckenloch und schleicht von hinten her an die Ställe. Ein Holzladen in der Lehmwand führt in die Scheuer. Den drückt sie heimlich auf und steigt ein. Dunkle Ecken und Winkel gab's da genug. Einen für sie! Nur einen! Sie brauchte wenig. Nur etwas mehr wie einen Graben! Um einen Weißkopf zur Welt zu bringen, der für sie zeugen soll!

So wie sie durch den Laden eingeschlüpft ist, hat sie rechter Hand zu ebener Erde neben der Tenne den Heuschober. Ein großes dumpfes Geviert, das durch ein Gebälk abgetrennt ist. Bis zu den Deckbalken hoch hinauf ist das Heu aufgehäuft, trockenes, altes, vom Lagern morsch gewordenes Heu, und so staubhaltig, daß das Vieh sich einen chronischen Lungenkatarrh damit einfressen könnte. Hännes sagt: Man müßt's ausstauben, — der Hähr sagt: Man habe keine Zeit!

Jule Fuck macht ein paar Schritte in die Tenne hinein. Da ist sie an dem Kuhstall, der in gleicher Linie mit dem Heuschober liegt. Die niedere Türe steht halboffen. Die Schwelle liegt hoch. Jule muß hinaufsteigen. Ein warmer, stickiger Dunst quallt ihr entgegen. Der Stall ist dunkel. Durch das einscheibige Fensterchen herein hängt eine fahle, durch Staub und Spinngewebe gedämpfte Lichtsträhne. In diesem blassen Schimmer sieht Jule eine Menschengestalt. Sie kann nicht unterscheiden, ob es Ameï oder die Hottenbacherin ist. Die reckt zum Hühnerställchen hinauf und faßt Eier in ihre Schürze. Als sie dann zwischen den Viehrücken auftaucht und die Einhörnige liebkosend auf den Wanst platscht, auch eine Hand voll Grünfutter vom Kaninchenstall aufrafft und dem Kuhmaul einstopft, sieht Jule Fuck, daß es die Bäuerin ist. Sie drückt sich an den Türpfosten und reckt den Hals vor. ‚Hottenbachersch-Bas, Heere Se!'

‚Uch!' macht die erschrocken, denkt, es sei Ameï oder Male oder das Kätelchen, sieht näher zu und weicht zwischen die Kühe zurück. Jule kommt einen Schritt näher und sagt: ‚Verschrecke Se nit, Hottebachersch-Bas. Eïch möcht' nur froge —. Eïch gehn nit meh' lang — eïch mißt doch eweil for'n Obdach sorje, gelle Se?'

Die Bäuerin ringt nach Atem. Sie bringt kein Wort heraus, hebt stumm den Arm und weist nach der Türe. Jule bleibt mit hochgezogenen Schultern und eingeducktem Kopfe vor ihr stehen. Aus den tiefen Augen geistern ihre Blicke. Ihre Stimme ist trübe und belegt. ‚Jo, Hottebachersch-Bas, Sie hot gut schwätze. Enaus soll ich! Enaus! Wohien dann, Hottebachersch-Bas? Sie hot gut schwätze; eïch weeß jo nit wonous! Eïch weeß et gewiß un wahrhaftig nit!'

Da fragt die Frau erstickt: ‚Wat willst dou heï?'

‚Ei, eïch will heï meï Kind krieje.'

‚Nä! Och herjerrem, nä! Eïch will dr en Bindel Wäsch gän, un dann michste, datste eweg kimmst!‘

‚Hottebachersch-Bas, eïch kann nit unnerm freïe Hiemel en Kind uff die Welt setze!‘

‚Ach nit elo, nit heï!‘

Die fistelnde Krankenstimme schwillt gell an. Die Frau weicht bis an den Kopf des Tieres zurück, faßt haltsuchend an das Einhorn. Jule kommt näher, stützt den Arm auf den Rücken der Kuh. Die wirft den Schwanz um das Mädchen, muht ihre Brummtöne. Die Kaninchen rascheln in der Stallstreu. Jule sagt: ‚Die Eenhörnig hot's besser gehatt. Mr hot wuchelang um se herum gemach un naachts gewacht un scheene Suppe gekoch'. Sin eïch dann weniger wie'n Stick Vieh? Hottebachersch-Bas, eïch sin doch kä Stick Vieh! Un Hottebachersch-Bas, Sie hot'n warem Bett gehatt, wie Sie dat Jäköbche uff die Welt gesetzt hon. Un nou soll dem Jäköbche seï Kind in't Leben komme —!‘

Der Arm der Hottenbacherin reckt herüber. Ihre Hand krallt in Jules Schulter, schüttelt sie: ‚Wat sääst dou? Dat is nit wohr! Dat is gelo'(gen)! Liewer Herr un Heiland, wie dat gelo' is! Mei brave Bu —! Enaus!!‘

Jule steht. ‚Vun wem soll's dann sunst sin? Nou red' Sie mol, vun wem?!‘

Die Bäuerin liegt über dem Kuhhals und drückt das Gesicht in die Hände. Ihr grämliches Weinen stößt ihr in die Stimme. ‚Meï Maul is mr zugebun'. Ent(eins) is jo so schlimm wie dat anner!‘ und schnellt den Kopf auf.

Sie hält inne. Ein Mann spricht im Hofe. Sie lauschen beide. Die Bäuerin läuft mit erhobenen Armen gegen Jule. ‚Elo is er! Enaus, enaus! Er schläht uns alle zwee z'samme! Och, mach' dich enaus! Deï Anblick is mr z'wieder!‘

Jule steht. Die Bäuerin drängt sie gegen die zur Scheuer führende Stalltüre. ‚Liewer, heiliger und gerechter Gott! Lo! lo! naus!‘

Da springt Jule an die zum Hofe führende Türe, reißt sie auf, lacht, schrillt: ‚Nä, Hottebachersch! Elo naus!!‘

Sie ist draußen. Mitten im Hofe, dicht vor Hottenbacher. Ehe der weiß, was geschieht, reckt sie die Arme an ihm hinauf und klammert sich an seine Schulter. Schreit und lacht. Bis zum nächsten Hofe hinüber gellt es. ‚Hottebacher, nou bezahl' meïch! Bezahl' meïch! Nou gehn eïch durch et Dorf un kreisch et 'eraus: Vum Hottebacher is et! Vum Keerche-rendant is et, dat Kind, dat Kind!! — Hähr Hottebacher, nou bezahl' meïch, un eïch hale dat Maul! Awer bezahl' meïch! Heut noch! Eweïl! Jetzt gleïch!‘

Da hat er seinen Atem und seine Besinnung wieder. Mit Ellenbogenstößen schafft er sich Luft.

Aber sie klammert fest wie eine Klette an seinem Arm, läßt sich schlenkern und werfen, überschreit sein gemeines Schimpfen, läßt ihn nicht zu Wort kommen, reißt ihn an seinem Barte und stößt unaufhörlich die wahnsinnigen Schreie aus: ‚Bezahl' meïch! Bezahl' meïch! Bezahl' meïch!'

Die Kinder stürzen aus dem Hause. Das Gesinde ist auf dem Felde. Kätelchen und das Jüngste heulen und schreien. Adamche steht eine Weile wie versteinert, dann rast er zum Hundestall und bindet Spitz los. ‚Ksch, ksch! Spitzche, faß et! Faß et! Ksch!'

Spitz wimmert in beißender Wut, schlampert die rote Zunge, schnarcht in wilder Gier und jagt in tollen Sprüngen davon. Ein Sprung auf Jule Fucks Rücken, schlägt ihr die Zähne in den Nacken. Ein schrilles, wehes Aufkreischen! Jule bäumt zurück, wirft die Arme über den Kopf und läuft in gellenden Notschreien davon. Durch die Wiesen, über den Schlagbaum, hinter Hecken. Mit Beißen und Bellen rennt der Hund hinter ihr drein. Hottenbacher schallert sein brutales Lachen. Adamchen lacht mit, Kätelchen auch und das Jüngste auch. Sie stacheln und hetzen den Hund: ‚Ksch! ksch!'

Im Heckenweg steht eine und treibt den Spitz heim, drückt der Gehetzten ein Bündel in den Arm. ‚Elo, elo! Nemm et! Himder (Hemde) un en Rock!'

Jule preßt das Bündel. Wer gibt's ihr? Wer redet mit ihr? Weg ist die Frau, die Hottenbacherin. Jule wendet sich nach ihr, läuft irr und wirr, faßt sich an den Kopf und steht, und hat Atemnot, und schnappt nach Luft. Ach Gott, ach Gott, wie wird ihr! Ist sie bezahlt? Hemde und einen Rock! Ist sie bezahlt? Allmächtiger, schämt der Jäköb sich nicht bis in die Seele hinein? Wohin jetzt? In den Graben? Wenn der Graben tief wär! Und voll Wasser! Bis obenhin voll Wasser. Aber es muß ihr doch jetzt ein Mensch helfen. Wer denn? Wer denn? Wer denn? Und wie wird ihr denn? Was ist das? Jemand müßte ihr doch helfen! Ach Gott, jemand. Ein einziger Mensch! Vielleicht der Pfarrer. Von der Kanzel herunter spricht er schön. Man soll seinen Nächsten lieben wie sich selbst! Er wird sie lieben wie seinen Nächsten, wenn sie jetzt kommt; oder wie die Fräulein Anna. Als wenn die jetzt so käm und niemand hätte! Sie wird ganz ruhig bei dem Gedanken. Die Brust wird ihr frei, und der Atem geht ihr lang und gedehnt. Es ist schön, wenn man ganz bestimmt weiß, man kann zu einem Menschen gehen, der einen nicht fortweisen darf, der Sonntags auf der Kanzel sagt: ‚Kommet alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid! Dann kann man zu ihm gehen. Wie zu Gott. Sie geht beruhigt und froh, und wie jemand, der ein Anrecht hat, weil er mühselig und beladen ist!

Die Kirchturmspitze ragt im Blauen. Die weißen Mauern schimmern. Der Zaun am Pfarrgarten hängt grünverblichen und schief. Sie drückt das Gittertürchen auf. Die angetriebenen Georginen und Goldlack straucheln in den Pfad um ihre Füße. Sie tritt achtlos darauf. Ihre Blicke jagen suchend durch den Pfarrgarten. Weit hinter den Zwergbäumchen liegt die junge Pastors=Magd auf den Knien und mäht mit einer Sichel den Rasen. Einige Schritte von ihr ab häufelt Fräulein Anna die Früherbsen und versieht sie mit Reisern. Der große breitrandige Gartenhut verdeckt ihr erhitztes Gesicht. Als Jule Fucks Tritte im Kies knistern, sieht die Magd auf und sagt halblaut: ‚Do is eine von der Scheidbach.'

Fräulein Anna ruckt aus dem Kleiderbausch auf und beschattet die Augen mit der erdbeschmutzten Hand. ‚Was willst dou?' fragt sie scharf hinüber.

Jule Fuck sagt: ‚Ich muß mit'm Hähr Pastor schwätze!' und macht hastige Schritte auf das Haus zu. Fräulein Anna stößt die Magd auf. ‚Stell' dich an die Tür! Laß das Scheidbachersch nit ins Pfarrhaus!'

Die Magd humpst laufend herbei und stellt sich breit in die Türe. Ihr folgt hurtig Fräulein Anna. In der Faust hat sie noch ein Bündchen Bastriemen. Sie stellt sich vor Jule Fuck und sagt sehr empört und in der Absicht, einer großen Sünderin die Leviten zu lesen: ‚Wie kannst du et wagen, in so 'nem Zustand vor deine Seelsorger zu treten? Schämen sollst du dich, du grundverdorbenes Mädchen. Du bist eine Schande für die ganze Gemeinde! Ein Abschaum bist du! Einen ordentlichen Mann hast du ruiniert, einen Kirchenrat! Und hast jetzt noch die Frechheit, und kommst in't Parrhaus! Ist dir denn gar nix mehr heilig? Bist du denn so in Grund und Boden hinein verdorben? Kennst du deine Katechismus nit mehr? Sag!'

Jule Fuck spricht leiernd und monoton: ‚Eich muß mit'm Hähr Pastor schwätze!'

‚Nein!' ruft Fräulein Anna scharf, und die Magd spreizt breit auf der Schwelle die Beine und die Arme. Zwischendurch sieht Jule Fuck den Pastor durch den Hausgang zur Hintertüre hinausgehen. Es ist, als wolle er flüchten. Jule drängt ihren Kopf zwischen der Magd durch und ruft: ‚Hähr Pastor! Kommt alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid! Liebe deinen Nächsten wie dich selbst! Hähr Pastor! Hähr Pastor!', und läuft um das Haus herum, um ihn an den Ställen einzuholen. Fräulein Anna ruft der Magd zu: ‚Hurtig, schlag' das Pförtchen an den Ställen zu!'

Die Magd rattert durch's Haus, zwischen Dunghaufen und Stall durch zum Türchen, das von dort aus in den Garten führt und verriegelt es. Jule Fuck rüttelt daran. Der Pastor steht und fragt: ‚Was willst du denn, Jule?'

‚Hähr Pastor, liebe deinen Nächsten wie dich selbst! Hähr Pastor! Hochwürde, helfe Se mr! Eïch weeß nit wohien. Losse Se mich in die Scheuer, ore in dä Holzstall, ore uff dä Speicher. Eïch muß eweïl irjendwo unnerkomme —‘ und dann stockt sie wie schamerfüllt, sieht stumm an sich herunter. Die heiße Unruhe in ihr zerrinnt vor dem Seelsorgerblick und der schwarzen Soutane. Sie wünscht jetzt, nicht gekommen zu sein. Zum ersten Male fühlt sie eine leise Scham über ihren Zustand. Aber die wird blitzschnell fortgefegt von dem verzweiflungsvollen Drängen, irgendwo unterzukommen. Sie hängt über dem Gartenpförtchen, sie reckt die Arme herüber. Der Pastor schiebt die lange Pfeife in den Mundwinkel und sagt anscheinend ruhig, aber die Worte kommen zerquetscht aus der etwas zugeschnürten Kehle. ‚Wennste selber driwer nachdenkst, was du von deinem Parre verlangst, dann wirste einsehen, daß dat nit geht. Es is ganz unmöglich, ja, es is ganz ungeheuerlich. So etwas im Parrhaus?! Jule, ich bitte dich, wie sollt' ich mich da z. B. vor dem Herrn Bischof verantworte? Nee, nee, Jule, dat geht nit. Geh' hin in Frieden zu deinen Eltern!‘

Er schlägt die Soutane zurück und greift tief in die Hosentasche. Seine dicken, etwas gichtig angeschwollenen Finger raffen das Portemonnaie. Da fährt Fräulein Anna aus dem Hausgange heraus und auf ihn zu, packt seine Hand nebst Portemonnaie und drängt ihn tuschelnd in den breiten offenen Eingang zum Holzschuppen. ‚Bruder,‘ wispert sie, ‚wie kannst du so unvorsichtig sein und so 'nem Mädche Geldunterstützungen anbiete? Wie kann das ausgelegt werde! Bruder, denk' dran, was se in Gemünde ihrem arme Pastor nochsage: Mr weiß, worum er die Witwen un Waisen unterstitzt! — sagen se. Bruder, du bist zu gut und zu einfältig.‘

Da sackt er seine Börse wieder ein. Fräulein Anna empfindet es immer in froher Genugtuung, wenn sie die freigebige Hand des Bruders etwas niederhält. Sie ist alt, er wird alt. Die Zukunft ist nicht sehr verlockend. Er verschenkt Handwerksburschen seine Staatshemden; er steht im Garten und strupt seine Stiefel aus, wenn einer auf klaffenden Sohlen kommt. Er würde arme Leute umsonst begraben, und Totenmessen nicht anschreiben, — wenn Fräulein Anna nicht Buch führte! Nur die Heiraten läßt er sich unerbittlich bezahlen. Das ist Luxus in seinen Augen. Jetzt steht er unbehilflich vor der tuschelnden Schwester und macht Einwände. ‚Man könnte ihr wenigstens das Esse schicke, wenn sie — soweit ist. Mr hat's auch bei der Friedches getan.‘

‚Ich bitte dich, Bruder! Die Friedches war auch 'n anner Kindbettersch wie dat von der Scheidbach. Die Bauern werden dir nachsagen, datste uneheliche Geburte unnerstitzt! Du mußt auch uff der Kanzel driwer spreche; vom abschreckende Beispiel, vom Schandfleck, der jetzt in der Ge-

meinde is, un so wat! Die Bauere wolle dat. Die schwätze jetzt von nix annerm mehr. Die wolle jetzt wisse, wat ihre Pastor uff der Kanzel driwer sagt, un so wat! Und dann tät man höre, dat du so'm Mensch dat Esse schickst! Awer Bruder, Bruder, wo denkste nur hin?'

Er ist zerknirscht, sie hat recht, recht, recht! Außerdem fügt sie hinzu: ‚Uwrigens wenns jetzt noh der Scheidbach zurickgeht, dann is es aus deiner Pfarrei 'raus, dann gehörts zu Dickeschied; un weil die Kirchberger Hähre Geistliche die Pfarrei Dickeschied versorje, könne die sich mit dem Scheidbacher Pack abgewe.'

‚Gewiß,' sagt der Pastor aufatmend, ‚ich meinte aach nur für dä Fall, dat sie hie im Dorf niederkäm.'

Die Magd tapft in den Eingang. ‚Et is furt!'

Da tut der Pastor lange Züge aus seiner Pfeife, reißt ein Buchenscheit aus dem Holzstoß, harkt die Axt von dem Hauklotz und zerhackt das Scheit. Fräulein Anna rafft die umherfliegenden Stücke in ihre Schürze und erzählt: ‚Ich hon mal heut die Reisercher in die Erbse eingesteckt ...'

Der Pastor läßt die Axt niederprallern und erzählt: ‚Heut' Nochmittag so gege finf will der Mättes mir seine Bu' schicke, dat'r mir die Schweincher für'n Stund oder zwei uff die Pannes-Wies' treibt ...'

Auf der Landstraße schwer und bedachtsam schurft Jule Fuck, hält sich dicht an den Bäumen. Sie meint, sie könne jeden nächsten Augenblick niederfallen. So wird ihr! Einen Steinwurf weit vor dem Walde führt ein ausgefahrener Feldweg zum Backeshaus. Sie hält einen Moment still und denkt, da könne sie vielleicht noch anfragen. Der nächste Gedanke schon stößt sie weiter. Die Näh-Kät ist als ledige Person zu keiner Kindbettersch gegangen. Sie ist fromm, sie ist rein. Vielleicht ist sie es jetzt noch. Dem Backes zuliebe wird sie nicht anders geworden sein. So denkt Jule Fuck und geht in ihrer stumpfen Not weiter. Aber nicht durch den Feldweg zum Backeshaus. Weit im Feld im Blauen liegen die Steinbrüche. Sie wird da ruhen müssen, und gegen Abend heimgehen. In den Steinbrüchen ruht sie noch gern. Sie hat da das Gefühl, daß sie zu Hause ist. Die Erinnerungen lassen sie heimisch werden. Es ist da vor dem verschütteten Bruch ein Heiligenfigürchen. Sie wird niederknien und beten. Es ist eine gewaltige Not in ihr. Die Angst schüttelt leise und heiß ihren Körper. Sie muß beten. Sie tut's gern. Es ist angenehm und tröstlich zu wissen, daß kein Haar vom Haupte fällt, ohne daß es der himmlische Vater weiß. Wenn man hilflos und von den Menschen verlassen ist, hört man das gern. Dann hat man die Kraft, weiterzuleben.

Als die blasse Sonne aus dem Tag schwindet, ist der Himmel wie

durch Regenwolken verdüstert. Man merkt dann, daß noch die Feuchtigkeit des Winters in das Frühjahr hineindunstet, und daß noch kein sanfter Abenddämmer ist, und nur regnerische Schatten und empfindliche Kühle. Die Mistwagen und Pflüge, die Walzen mit den Eggen darauf rattern schwerfällig und langsam aus den Feldern heim. Auf der Landstraße, da, wo sie breit und weiß durch den Wald läuft, das Fuhrwerk Christmans. Pflug und Egge sind darauf gepackt. Christman trollt neben seinem Kuhgespann. Sie trampfen plump und gemartert und mit Schneckenschritten im Doppeljoch. Christman immer um drei Schritte voraus mit hängendem Kopf und rundem Rücken. Schrillt ab und zu: „Hüpp! Häh!", trabt die drei Schritte zurück und gibt einen gelinden Peitschenschlag über die Kuhrücken. Als sie aus dem Walde heraustrotten, läßt er das Gespann weitertraben, während er hurtig zum Steinbruch hinüberwill, um ein, zwei Platten aufzuladen. Daheim legt er sie vom Stall zur Scheuer oder bis zum Hause, auf daß man trockenen Fußes über die Jauchepfützen und den Kot hinwegkommt. Die Sohrener Bauern profitieren von dem herrenlosen Steinbruch. Es fährt selten ein Gespann vorüber, das nicht per Gelegenheit seinen Bedarf auflädt. Christman macht also weite Schritte durchs Feld und rechnet, daß er am Backesweg sein schleichendes Gefährt einholen wird. Aber nach einer Zeit kommt er ohne Platten gerannt. Hüh! Hüjoh! Seine mit Bartstoppeln übersäeten Backen blähen auf. Sein Kittel flattert. Ein laufender Bauer, häh! hüh! Ist wer am Sterben? Will er zum Pastor? Oder ist's etwas mit dem Vieh? Hat das den Übergang von der Trocken- zur Grünfütterung nicht vertragen und steht jetzt im Feld und leidet an Kolik? Da keucht Christman schon neben seinen Kühen her, haut ihnen mit dem Peitschenstiel gegen die Hängebäuche, reißt sie am Joche nach sich. Es hilft nichts, sie trampfen langsam und gemächlich. Es ist ihrer Lebtag nicht erhört worden, daß ein Kuhgespann läuft. Da mag der Bauer ziehen und zerren und sie an die Wänste treten — Herrjerrem! Da stochert er ihnen mit dem Peitschenstiel unter den Schwanz. Sie wumpsen die Hinterbeine auf und nehmen einen gelinden Anlauf. Die beiden plumpen Köpfe stecken unter einem knorrigen Joche. Mitten hinein verankert ist die Deichsel. Sie schlorrt und quitscht in dem Joch. Das rückt und stößt an ihren Köpfen. O weh, eine Schinderei. Die Schwarzfleckige hupst auf, die Braune auch; da ist's kein Trampfen mehr im gleichen Schritt und Tritt, da jackeln ungleichmäßig die Hornknöpfe. Das Doppeljoch knarrt. Nebenan jackelt mit steifen, knorrigen Beinen der Bauer, hält sich am Jochriemen und — hüh! hüjoh! es kommt ihm eine Erleuchtung. Am Feldweg zum Backeshause hält er an und zwängt die Kuhköpfe an die Hecke. Da können sie nicht weiter und da mögen sie fressen. Derzeit will er zum Backeshaus hinüber-

laufen und mit einem ‚Kreizgewieredunnerkeil‘ sagen, was geschehen ist: ‚Dat Fucke-Jule leiht im Steenbruch un hot'n Kind krieht!!‘

Das Näh-Kät soll 'rüber und ein paar Weiber mitnehmen. Der Backes soll nach Kirchberg zur Grammesen, der Hebamme, und seine Frau, die Christmans, die fast wie eine Grammesen sei, könne kommen und Tee kochen. Die Christmans aber sagt, so wegwerfen tät sie sich nicht. Näh-Kät sagt, sie wisse da nicht zu helfen, sie sei quasi noch wie ledig. Da beratschlagen die Männer, wie sie das Scheidbachersch aus dem Steinbruch fortschaffen können. Der Schäfer, der den Bauern weit in der Gemarkung auf unergiebigen Weidwiesen die Hämmel hütet, schleppt die Tragbahre für den Dung herbei. Friedche meint, sie sei zu eng. Da heben sie die Türe zum Holzschuppen aus und legen sie darüber. Der Wirt sagt: ‚Un eweil noch'n Bund Stroh.‘

So traben sie zum Steinbruch, laden auf, was zu laden ist, eine junge, starrliegende Mutter und ein wimmerndes Kind. Die Friedches-Bas mußte wohl oder übel mit ihnen. Wohin nun? Das nächste Haus ist beim Backes. Trampf! Trampf! Die Friedches-Bas sagt: ‚Näh-Kät, et werd' dir neist annersch iwrig bleiwe, als dat Mensch ze nemme. Mr kann et nit unnern freie Hiemel leije losse.‘

Da reißt Jule die starren Augen zu und sagt ihr erstes Wort: ‚Tut mich in de Holzstall leje.‘

Näh-Kät fühlt ihr Herz gestoßen. Sie schlägt die Haustüre weit zurück und geht voran: ‚No dann nur 'erin mit'm!‘

Unter der Treppe richten sie ein Strohlager her. Die Friedches findet das Bündel, knotet es auseinander und sieht die auf Hottenbacher gezeichneten Hemde. Man blickt sich gegenseitig an und nickt und fragt Jule, ob sie auch Geld bei sich trage. Jule kneift die Lippen ein und schüttelt den Kopf. Sie ist erdfahl und stöhnt leise.

Die Friedches-Bas geht geradewegs zum Hottenbacherhof und kommt mit einem Arm voll Bettwäsche wieder. Und dann trampfen sie heim und sagen: ‚So leiht's (liegts) gut!‘

Spät in der Nacht langt Backes mit der Hebamme aus Kirchberg an. Die Näh-Kät ruft ihr aus dem Bette heraus zu, der Backes könne ihr Kaffee kochen. Die Grammesen steht vor dem Lager an der Treppe, stemmt die Arme in die Seite und kneift die Lippen ein. Auf dem Lande ist eine Hebamme eine Respektsperson, die man fürchtet, auf deren Geheiß man widerspruchslos pariert. Man braucht sie. Sie kann einen arg in der Klemme lassen. Die Männer gehen ihr aus dem Wege. Wenn sie mit denen zu reden hat, wird's unter vier Augen, dann wird's saugrob. Sie droht mit Anzeige. Sie hat eine unbeschränkte, unheimliche Macht. Backes

hat nichts zu fürchten, aber er steht trotzdem verschüchtert hinter ihr, folgt ihr rücksichtsvoll auf den Fußspitzen, wie sie stramm bis zur Schlafkammer geht und die Türe aufstößt. In ruhiger Sicherheit und scharf spricht sie zu dem Näh-Kät in dem Kissenwust: ‚Sag! Ihr onverschämtes Bauernpack! Näkelt sich das Mensch im weiche Bett und lißt'n Kindbettersch uff'm Boden lieje! Sag! onverschämtes Näh-Kät, willste dich erauser mache uff der Stell! Uff der Stell', sag ich! Oder ich brenge dich zur Anzeig'!‘

Näh-Kät haspelt aus den Kissen auf, sitzt im Bette. Die Nachthaube strafft ihm weiß und glatt um das bleiche Stubengesicht. Es schnappt nach Worten: ‚No, Grammesen, Se werde doch nit ännehme, dat eïch so'n Mensch in meï anständig Bett losse —‘

‚Anständig?!‘ Die Amme hebt gebietend die Hand — ‚halt mr et Maul mit deiner Anständigkeït. Dou warst en verrickt' Mensch genug un hoſt de ält, grockelig Backes geheirat‘ — Backes steht hinter ihr und freut sich unbändig, — ‚wenn nur 'n annere komm wär, wer weiß, wat mit dir geschieht wär! Dou warst mit'm Feuerspänche änzestecke, dou fromm, geckisch Zimwel! Un jetzt erauser uff der Stell! Dou weißt, ich mache nit lang Fisematentcher, ich nemme dich korzer Hand am Schlaffitche — Backes, Ihr könnt mr helfe —‘

Da steht Näh-Kät schon mit bloßen Füßen und im Hemd vor dem Bette, knodert heimlich und sucht nach den Unterröcken.

Und so kommt eine Scheidbacherin in das Backessche Ehebett. Gegen Morgen trinkt die Amme den Kaffee und macht sich zum Heimgang fertig. ‚Ei no, un wer bezahlt mich?‘

Backes meint, von Rechtswegen der Hottenbacher, aber der würde ihr wohl bei der ersten Anfrage alle Rippen entzweischlagen.

‚Der?!‘ — ihre Blicke rollen bedeutungsvoll — ‚der werd' sich schwer hite! Den hon ich in der Hand, den Ehelümmel! Wenn ich's Maul aufmache, spazeert er ins Zuchthaus! — Also der muß mich bezahle!‘ Und henkelt ihr schwarzes Körbchen in den Arm, schlägt den Rock über die Hüften, trabt zum Dreibirkenhofe.

Als sie gegangen ist, wirren Jule Fucks stumpfe Blicke durch die Kammer. Zur Beruhigung sagt sie Näh-Kät: ‚Morge kann eïch schun uffstehn.‘

‚Nä!‘ schnarrt Backes aus der Küche. Dort sitzt er am Herd und trinkt das Kaffeekännchen leer. ‚Nä, die Grammesen will iwermorje noch emol komme!‘

Näh-Kät hadert ihn an. ‚Dat is meï Haus, do hot sich keï Grammesen eninzemengsele!‘ Und als Backes stillvergnügt in sich hineinlacht: ‚Wat lachst dou Flabbes? Biste schon verkindscht!‘ Und Backes lacht, lacht. Die Grammesen wirds ihr zeigen, no, die wirds ihr wiedergeben. Und lacht

und freut sich, daß wenigstens ein Mensch auf der Welt ist, vor dem Näh-Kät sich ducken muß.

Am Mittag nach einem leichten Schlaf sagt Jule Fuck: ‚Dou tust't nit umsunst, Näh-Kät. Wenn ich uffstehn, schaff' ich dir'n paar Wuche drvor.'

‚Dou wirst eweil for deï Kind sorje misse,' sagt Näh-Kät scharf. Da schweigt Jule Fuck. Näh-Kät aber spricht weiter: ‚Et is 'n Kind des Fluches. Besser wär ihm, wenn ihm ein Mühlstein angehängt, und et in die Tiefe des Meeres versenkt würde, sagt die heilige Schrift.' Setzt sich ans Fenster und näht. Und nach einer Pause: ‚En Bankert sitzt zeitlebens in de Nessele. Et kann z. B. keï Nunn (Nonne) werde. Wenn nit grad einer von der Schißbach kommt, heiratet auch nit. Wie gesagt, et wär gut, wenn dä Bankert die Halsbräun kriegt und stirbt. Gott sei Dank, dat's keï Bu' is, der tät dir später den Buckel vollschlage!' Steht auf. ‚Et schreit, lo geb'm ze trinke!'

Jule nimmt das bis über den Hals hinauf gewickelte Kind und schließt die Augen. Sie will es nicht ansehen. Es wimmert an ihrer Brust. Sie denkt, es habe vielleicht schon die Halsbräune und würde bald sterben. Warum hat sie es nicht umgebracht, als es neben ihr im Steinbruch lag? Aber als es einmal aufschrie, konnte sie es nicht mehr. Jetzt liegt's gierig an ihrer Brust und pitscht die Augen. Jule wendet das Gesicht ab, als müsse sie sich schämen, wenn sich die zugepitschten Augen einmal öffneten. Wenn es ein Junge wäre, würde der sie später schlagen. Ach, o weh! ein Kind des Fluches, ein Kind, das Ärgernis erregt! Ein Bankert, der zeitlebens gestoßen und verachtet wird. Bankert, Bankert, stirb! Ach Gott, wenn doch die Halsbräune schon anfing. Schlaf, Kindchen, schlaf. Ach Bankertchen, ach Höllenkind! Man wird hinter ihnen beiden frech herlaufen zeitlebens. Kindchen, schlaf! Ach, o weh, sie hat viel Schmerzen gelitten. Sie wird noch viel mehr leiden müssen, viel mehr. Wenn's doch schon die Halsbräune hätt'! Bankert – oh!

Mutter und Kind schlafen fest. Von draußen her an das Fenster schleichen die Dorfkinder und gucken herein. Adamchen ist der Anführer. Er spuckt gegen die Scheibe und kreischt: ‚Schißbach! Schißbach! Etsch!'

Die Kinder aber stacheln ihn und rufen: ‚Et is doch 'n Schwesterche vun dr, — Etsch! Etsch!'

Er eifert: ‚Dann wär et doch in unsem Haus!'

Da schreien die Kinder: ‚Et hot awer Bettwäsch un Himder vun euch!' Adamchen wütet heim. ‚Ameï, is dat Schißbacher Kind meï Schwesterche?'

‚Uch! uch!' Ameï hält ihm den Mund zu. Da beißt er ihr in die Hand. Und hinter Hottenbacher her, der ins Baumstück bei den Ställen will. ‚Hä, Vadder, is dat Schißbacher Kind meï Schwesterche?'

Hottenbacher hört nicht auf ihn. Wer aufmerksam hinsieht, bemerkt, daß er nicht mehr aufrecht und patzig geht. Ein Unsichtbares wälzt gegen ihn, das er nicht aufhalten kann. Er hat's versucht mit Wüten und Toben, mit Hochmut und Lachen. Es wuchs aber und wälzte über ihn hinweg. Die öffentliche Meinung drückt ihn zentnerschwer. Sein Wüten hat die Kraft verloren, weil er gegen ein ungläubiges Lachen nicht aufkommt. Es ist, als wollten sie sich jetzt alle entschädigen für die langen Jahre verborgenen Grolles und Neides, den sie gegen ihn hegten. Er hat nicht gewußt, daß so viele seine Feinde immer waren. So schlorrt er und bleibt stumpf gegen die Frage seines Kindes. Das reißt in Ungeduld an seiner Jacke, schreit, zerrt. Da haut er kraftlos mit der Hand hinter sich. ‚Biste still, du Lausert!'

Aber mit Kreischen ist Adamchen hinter ihm her, stößt einen Stein mit der Fußspitze auf, daß der dem Manne zwischen die Beine fliegt. Ameï hält im Stallmisten inne, ruft dem Hännes zu: ‚Drei Deiwel sin in dem Bu'!'

Man führt jetzt das Adamchen ohne den Teufel nicht mehr im Munde. Das Gesinde ist der Leumund eines Hofes. Es wird nun ein böser Leumund. Der Hottenbacher ziehe sich in dem Adamchen seine Rute groß. Och, wie der den Galgenstrick von Kind auf verwöhnt habe! Und gelacht hat er, wenn der ihm mit dreisten Antworten übers Maul fuhr. Jetzt lacht er nicht mehr. Jetzt muffert er sich in seine Gedanken hinein und läßt erst recht Hof Hof sein. Och wie das am Ende wird! Die Ameï weiß es nicht, der Hännes nicht und Male nicht. Aber sie stellen sich in der Scheuer oder im Stalle oder in der Backstube beisammen und schwatzen, was das hierherum eine Wirtschaft sei. Man müßte den Jäköb vom Militär freimachen. Ob der aber sehr erpicht sei, heimzukommen? Jetzt?! Mit ihm und dem Jule sei es doch nicht so ganz ohne gewesen. O nä, o nä! schaltet Hännes ein. Dem Alten könne man auch nicht rein alles in die Schuhe schieben. Mit der Bäuerin sei es auch nichts auf dem Hofe. Die gehe wie ein Gespenst umher mit Kollern und Husten. Und wo nun die Hitze komme, breche es wieder los mit den Krampfadern. Dann liege sie droben in der Kammer, und der freche, unnütze Bub, das Adamchen, sei sich selbst überlassen; der ziehe sich selbst groß. Wenn auch mal die Bäuerin in ‚Schwalität' gerate und dem Ameï zurufe, es soll den Galgenstrick in den Keller sperren, dann wirft der sich auf den Boden und kriegt's Zappeln und verdreht die Augen und so, als wären's Krämpfe! Die Bäuerin läßt dann gleich die Tränen bubbeln und meint, es stecke 'was in ihm von dem Tage her, da er von dem Sturm ins Wasser getrieben wurde. Wahrhaftig'n Gott! Seither stecke was in ihm. Eine Krankheit. Der Hännes sagt: ‚Jawoll, ein' Unart!' Ameï sagt: ‚Drei Deïwel!' Die Leute von den Nachbarhöfen, die seine schrillen Krampfschreie herüberhören, sind auch der

Ansicht, daß da 'was mit dem Teufel sei. Im übrigen sei die Bäuerin eine gute „Hutzel', meint Amel. Sie sei heimlich zum Näh-Kät geschickt worden mit einem Korb voll — na, so hoch voll! Für die Kindbettersch! Aber das Näh-Kät sei nicht aus der Verdrießlichkeit herauszubringen gewesen. Die Scheidbacher liefen ihm das Haus ein, das saubere, weißgescheuerte Haus. Der Backes soll sie 'rausschmeißen, aber der will nicht. Näh-Kät meint, der schickt sie sogar. No, das Jule habe gesunden Menschenverstand und wolle aufstehen. Schon vor dem neunten Tage! Wenn das Näh-Kät nur nicht die Grammesen fürchtete, längst wäre die Scheidbacher Wirtschaft hinausgeflogen. Kurzum, eine gute „Hutzel' sei auch das Näh-Kät. Wenns auch schimpfe, wenns auch ohne aufzuhören knodere. Da sei nun einmal seine Natur.

Und soundsoviel zu schwatzen hat's Gesinde in der Scheuer und im Stalle und in der Backstube. Und es ist schon weit im Frühjahr, wo die Felder voll arbeitsfroher Menschen sind. Und wo die Scheidbacher ihre Wanderung bis zur Nahe hinauf antreten! Jule Fuck fürchtet die Grammesen nicht mehr und wird aufstehen und für ihr Kind sorgen. Aber sie fürchtet sich, mit diesem Kinde über Näh-Käts Schwelle hinauszutreten. Was wird nun kommen? Es wird Fürchterliches kommen. Sie weiß das unbestimmt, als habe man es ihr im Traume verheißen. Für dieses Kind, das ein Kind des Fluches, des Ärgernisses ist, wird sie Schmach und Elend erdulden müssen. Sie hat's nicht viel angesehen. Wenn es an ihrer Brust trinkt und sie das Gefühl überströmt, daß sie es an sich pressen müsse, wild und stürmisch, dann beißt sie die Zähne aufeinander und schließt die Augen und hört Stimmen um sich, die sagen, nun trage sie ihre lebende Schande mit sich herum, und besser wärs, wenn dies Geschöpf die Augen nie auftue. Ach, es tut sie nicht viel auf. Es blinzelt in den bleichen Schein seiner neuen Welt und schläft hurtig wieder ein. Es schreit nicht viel. Als wüßte es, daß es hier in fremdem Hause ist. Daß Menschen kommen könnten und sagen, besser wäre ihm, wenn ihm ein Mühlstein an den Hals gehängt würde und so weiter. Es hat's mit zur Welt gebracht, das stille Geducktsein, die Scheu vor der Menschenhand, die zuschlägt, weils nur eine Mutter und keinen Vater hat. Und keinen, der seine Faust vorstreckt und brüllt: ‚Rührt mir dies Kind nicht an!' ‚Ach, Kleines, wenn du umkehren könntest!'

Jule Fuck wacht in den kühlen Nächten. Ihre brennenden Augen leuchten groß. Morgen wird sie aufstehen und abverdienen, was sie diesem Hause gekostet und geschadet hat. Der Mondschein streift über das Bett und bis zur getünchten Wand hin. Da liegt ihr Kind und schleckt suchend mit dem Mündchen. Das Backessche Ehebett ist breit und völlig genug, daß sie die Wärme des Kinderkörpers nicht spürt. Sie darf nichts empfinden für dies Kind des Ärgernisses und der Schuld. Es ist vor Gott und den

Menschen verdammt. Man wills nicht einmal in einem Kloster. Und ein Kloster ist doch schrecklich. Ein Kloster ist ein Grab und ein Zuchthaus. Man muß sich Wunden schlagen, man darf nicht mehr lachen, man muß mitten in Winternacht auf und beten, man muß auf der harten Diele schlafen — ui! ui! schlimmer wie im Zuchthause und im Grab! Aber ihr Kind darf dort nicht sein! Es wird einen von der Scheidbach heiraten, einen, der vielleicht schon gemordet hat. Jule nestelt die Arme unter der Bettdecke heraus. Ihr wird ganz heiß und kalt und siedend und fröstelnd. Herrjerrem! Herrjerrem! Jetzt möchte sie zu dem Kindchen hinüberkreischen: Kehr' um! kehr' um! O Liebchen! O Bankertchen! Laß' dich verhungern, schreie dir einen Schaden, schlaf! schlaf! schlaf! und tue nie wieder die Augen auf! Es wird dir nicht gut gehen auf der Welt!

Der Mondschein klettert an der weißen Wand hinauf. Am Weiher in den Weiden und auf den Pappeln schrillen die Pfiffe und Schreie der Nachtvögel. Das Kindchen an der weißschimmernden Wand und in dem blassen Schein, schleckt und mampft und raschelt mit den Lippen. Und ein leiser, meckernder Schrei. Verstummt wie erschrocken, wie niedergeschlagen von der zürnenden Menschenhand. Jule Fuck fühlt sich aufgestoßen. Sie sitzt im Bett. Wendet langsam den Kopf nach der weißschimmernden Wand. Da liegts. Das Kind. Ihres! Wenn sie es jetzt anschaut und schamrot wird, sieht mans nicht. Es ist Nacht. Unter der Treppe schlafen die Eheleute Backes. Der Mond fließt leichenstill und heimlich durchs Fenster. In stummen, furchtsamen Nächten ist der Mond so aufreizend. Er schüttelt und streichelt sie, der leichenstille Mond. Ihr fiebert etwas im Blute. Das drängt sie zu ihrem Kinde hin. Als ob sie es morden oder küssen müßte! Sie muß es doch einmal ansehen. Wie es ist! Am Tage schämt sie sich. Es ist doch ein Kind des Fluches und der Schuld. Eine Mutter muß doch wissen, wie ihr Kind ist. Auch eine ledige Mutter. Sie hats doch auch unter Schmerzen geboren. Und sie ernährts von ihrem Lebenssaft. Jule Fuck stützt die geballte Hand auf die Bettlade und richtet sich hoch auf. Das Bett knackt. Sie erschrickt, huckt scheu ein und lauscht. Am Weiher klappern die Weidenruten im Nachtwinde. Vorsichtig streift sie die Decke von sich. Sie soll nicht rascheln. Beugt nach der weißleuchtenden Wand hinüber, schwer und zitternd. Ihre Hand tastet nach dem Kinde, faßt das kahle, glatte, warme Köpfchen und streichelt darüber hin. Ein weicher, seidener Haarflaum streift unter ihrer bebenden Hand. Ein leises zittriges Gefühl rieselt in sie hinein, eine heimliche, gestohlene Wonne. Und quillt und schwillt in ihr. Und läuft ihr wie ein süßer Rausch durch den Körper. Heiß wirds in ihr zum Verbrennen, wild zum wahnsinnigen Aufschreien. Was fragt sie jetzt noch nach denen, die unter der Treppe schnarchen! Was

kümmert sie Tag oder Nacht und alle, alle, die kommen und sagen, ihr Kind sei ihre Schmach! Beide Arme streckt sie hinüber, reißt das Kindchen empor, an ihr Gesicht. Küßt in wilder Gier die weichschlappernde Haut, das kahle Köpfchen, reißt die Wickelsachen auf, legt ihr Kind bloß, küßt die befreit strampelnden Beinchen, das ganze hülflose, rosige Körperchen. Sie hats ja unterm Herzen getragen. Da lags gut. Die zürnende Menschenhand hats aus ihrem Schoß herausgetrieben. Allzufrüh in diese Welt. Aber gesund ists und rosigrot. Ihr Kind! Ihres! Und keinem sonst. Keinem, keinem! Sie wills ernähren und sich blutig schinden. Wer solls sonst? Wer sonst? Wer sonst? Und vor ihm hergehen wird sie mit der geballten Faust: Rührt mein Kind nicht an! — Mit unterdrücktem Freudeklunksen drückt sie es an ihr Gesicht. Da schleckt das Mäulchen, da saugen die Kinderlippen an ihrer Wange, das Züngelchen leckt und tastet. Ungestüm reißt sie ihr Hemd auf, legt ihre Brust bloß und preßt das Kindergesichtchen hinein. Und schließt die Augen und lächelt süße, heimliche Bilder an. Und ihre Gedanken fließen in einen langen, betäubenden, gaukelnden Traum. — — — —

Als sie jäh aufschreckt, steht Näh-Kät im bleichen Morgenschein an ihrem Bette, nimmt ihr das Kind von der Brust und legts an die Wand. Man solls nicht verwöhnen. Und im Übrigen — das sei schmutzig, dadurch gäbs die Lutschkinder. Wenn die von der Mutterbrust entwöhnt seien, nutschen sie am Daumen. Und außerdem — hier gäbs keine Schißbacher Wirtschaft, die Kinder den lieben langen Tag auf dem Buckel oder an der Brust zu tragen. Und kurz und gut, was sie jetzt anzufangen gedenke? Arbeiten für ihr Kind. Holla! zuerst aussegnen lassen. Sie werde mit dem Pastor reden. Der Pastor verordnet: Sonntags nach der Nachmittagsandacht. Dann möge sie vor dem Altar sich einfinden, um ausgesegnet zu werden, um wieder gereinigt zu sein. Jule glättet die Haare, zieht den Rock der Hottenbacherin an, wäscht sich draußen am Regenfaß. Näh-Kät drückt ihr das Gebetbuch in die Hand. Das Kind sei gesättigt und könne allein bleiben. Verläßt das Haus schon beim ersten Anläuten. Jule geht beim zweiten. Als sie ins Dorf kommt, läutets schon zusammen. Drei rasselnde, mißtönende Glocken. Der Turm knarrt und zerbröckelt. Die Bauern stehen bis auf den Kirchplatz heraus. Da sie Jule Fuck kommen sehen, werden ihre Gesichter hart und straff und ihre betenden Stimmen rauh und polternd. Dumpf aus der Kirchenwölbung und dem dichten Menschenschwarm heraus tönt schon das laute dröhnende Vorbeten des Pastors. Es ist die Bittwoche. Von morgen ab ziehen die Prozessionen durchs Feld. Man betet aus der Andacht für den Maimonat ‚Vertrauen auf Gott'. Da Jule Fuck sich der Kirche nähert, hört sie heraushallen: ‚Du sorgtest für mich, wie für die ganze Welt. Auch der geringsten Geschöpfe vergissest du nicht.'



Lukas Cranach d. Ä. pinx.

Torgauer Altar
(Außenflügel).



Der Chorus rauher Stimmen fällt ein: ‚Du kleidest die Lilien des Feldes, du nährest die Vögel des Himmels; wie könntest du meiner vergessen?‘

Da geht Jule Fuck aufrecht und leicht und mit frohen Blicken. Warum soll sie allein von Gott vergessen sein? Er nährt die Vögel des Himmels, er wird sie und ihr Kind nicht verhungern lassen. Was starrt man sie an? Sie will in die Kirche hinein. Sie will ausgesegnet sein wie jede, die geboren hat. Macht Platz! sie muß nach der Andacht zum Altar hinauf. Da sie in den Menschenknäuel eindringt, schaffen die Bauern eine Bahn für sie frei. Sie weichen vor ihr zurück, und ungehindert geht sie durch. Rechts und links von ihr drehen die Gesichter nach ihr. Erwartungsvoll flimmern die Augen darin. Die Gasse in dem Menschenwust läuft ihr voraus. Sie schlängelt bis zur Kanzel hin. Und endet dort. Und ist allda wieder geschlossen. Da, wo ein leerer Kirchenstuhl bleibt. Immer leer in der gefüllten Kirche. Immer gemieden! Der Brautstuhl. Jule Fuck denkt nicht: der Armesünderstuhl! Sie denkt überhaupt nichts. Sie steht nur plötzlich mitten in der Gasse still und starrt und lauscht und hört ihr Herz rasen. Des Pastors Stimme dröhnt über ihr: ‚Der Herr hilft allen auf, die fallen, und richtet auf alle Gebeugten!

Um sie prallern die harkigen Stimmen: ‚Der Herr behütet alle, die ihn lieben und alle Sünder vernichtet er!‘

Die Worte rauschen wie Ströme. Die Blicke der Beter schießen nach ihr. Wie Steine fliegen die Gebetsworte gegen sie. Und Blut klebt an den Steinen. Ihr Blut. Blutgierige lauern um sie. Ein Stoß mit der Schulter gegen sie. Man will sie vorandrängen. Wohin? Die Gasse schließt am Brautstühlchen?! Herrgott! Herrgott! War es das? Das Blut rinnt ihr in die Augen. Es flimmert ihr. Funken kreisen vor ihren Blicken, feurige Räder, Sterne fallen .... Herrgott! Wars das? Sie steht wie versteinert. Sie spürt die Stöße nicht. Ist das der Anfang ihrer Leiden, was sie leiden muß um ihres Kindes willen? Nun springt der frühere Wagemut in sie hinein. Stehen bleiben wird sie und nicht weichen und nicht rücken. Hah! wer wagts mit den Scheidbachern? Hah! ist sie aus der Sohrener Pfarrei? Hah, nein! nein! Steht steinern. Da schließt vor ihr die Gasse und immer näher zurück zu ihr. Die breiten Rücken schieben sich vor, einer neben den andern, einer hinter dem andern, versperren ihr die Luft und die Aussicht. Ihr wird eng und heiß. Sie weicht zurück. Und wieder dicht vor ihr die raschelnden Bauernkittel, die brutalen Arme und ein runder, feister Weiberrücken. Dicht an ihrem Gesichte. Sie muß zurückbäumen. Ein frohlockendes Bauerngesicht sieht nach ihr. Die Müller-Sett. Sie muß weiter zurückweichen. Immer mehr schließt die Gasse vor ihr; hinter ihr weitet sie sich. Schultern rücken, drücken.

Brutal und grausam. Sie spürt das Freie. Sie ist draußen. Ausgestoßen! Verworfen! Verachtet! Die letzten Bauern draußen glosen nach ihr. Was will sie noch? Hier ist sie ausgeschlossen. Sie soll gehen; oder — man wird aus dem Reiserhaufen neben der Kirche ein Scheit herausziehen...... Dumpf aus der Kirchenwölbung hallt das Gebet ‚Für die Feldfrüchte‘: ‚Großer Gott, allmächtiger Vater! alles ist deiner Macht unterworfen. Deine Gewitter steigen auf und lassen sich nieder, wo du willst. Blitz und Donner nehmen die Wege, die du ihnen zeigst. Wenn du die Sünder strafen willst, so ist alles wider sie bereit — — —‘

Die Bauerngesichter drehen aus der betenden Menge. Da steht Jule noch und preßt das Buch in den Händen, und möchte es doch in die Menschen hineinschleudern und ihnen den Schädel zertrümmern, die so stolz an die eigene Tugend glauben . .

. . . ‚Was einst die Raupen liegen ließen, das haben die Heuschrecken verzehrt, und was die Käfer verschonten, das hat der Mehltau vernichtet.‘

Die Stimmen der Beter raunen und murmeln zum großen Choral zusammen: ‚Segne die Früchte der Erde; damit wir dir Dankopfer bringen von den Erstlingen und deinen Namen preisen in Ewigkeit.‘

Da wirft Jule Fuck die Arme empor und schlenkert, schüttelt sie über sich, bäumt das Gesicht weit zurück, und zum weißdunstigen Himmel hinauf dröhnt ihr Geschrei: ‚Nein! Nein! Großer Gott, allmächtiger Vater! Erhöre sie nicht! Segne ihre Felder nicht! Laß Blitz und Donner und Hagel niedergehen! Alles soll zerschlagen und verwüstet werden und eindorren und von den Raupen gefressen werden! Herrgott! Laß Feuer und Wasser kommen! Herr, erhöre sie nicht! Herr, erlöse sie nicht! Herr, segne sie nicht!!‘

Ihre Schreie gellen in die Gebete, hallern in die Wölbung. In die Menge kommt ein Schieben und Stoßen, in das andächtige Murmeln ein Murren und Fragen. Der Pastor hält inne, schickt den Schulmeister hinaus. Was da vorgehe? Der Schulmeister spaltet die Menge zart und bedächtig, steht draußen und lauscht erschrocken und macht schleichende Schritte auf Jule Fuck zu, die wie in wilden Visionen redet und den weißleuchtenden Himmel beschwört. ‚Julchen!‘ ruft er sanft und mahnend ‚Du hast vor mir auf der Schulbank gesessen —.‘

Da stürmt sie vor ihm weg. Sie fürchtet die Menschen, die da kommen und mit ihr sanft reden. Giftige Zungen sinds. Ihr wildes Mißtrauen wehrt sich dagegen. Keiner spricht gut mit ihr. Warum der? Warum der? Will er sie einfangen und den Bauern überliefern? Julchen?! Julchen?! Sie lacht gell und hart auf, läuft quer die Felder, lacht immerfort, stößt Angstschreie aus und rast und läuft und hastet. Über einen Haufen gefaulter Strünke, Steine und Reiser stolpert

sie und bleibt da liegen. Mit dem Gesicht auf dem Ackerboden. Der kühlt sie. Da quillt eine Kraft und ein erquickender Odem heraus. Fern von der Kirche her wellen und wehen brausende Sänge. ‚Jesus, zu dir schreien wir, mit Vertrauen rufen wir, o Jesus, o Jesus!‘ —

Näh-Kät kommt heim in blankgewichsten, knarrenden Schuhen, das Buch wieder die Brust gedrückt und den Kopf gesenkt. Es geht vom Gottesdienst heim. Da soll man nicht unnütz reden und fürwitzig um sich schauen. Auf dem Weiher schwimmen losgerissene Blattpflanzen. Vögel streichen dicht darüber hin. Das deutet auf Regen. Aus der offenen Stubentüre heraus wimmert das Scheidbacher-Kind. Gleich hinter Näh-Kät tritt Jule Fuck herein, plötzlich, wie aus der Erde gestiegen. Näh-Kät bleibt mitten in der Stube stehen, fixiert, kneift die Lippen ein. Der Pastor habe mit der Aussegnung auf sie gewartet! Für fromme und gottesfürchtige Leute wie Näh-Kät mag der liebe Gott im Himmel auf arme Sünder warten, aber nicht der Pastor. Jule sagt: ‚Eich gehn nit meh'.‘

‚Wat? Du mußt doch ausgesegnet wer'n‘.

‚Nä, ich muß nit!‘

‚No, dat wär et! Dou Heidenmensch! Wat fällt dir denn in? Dou geheerst in die Armsünderbank, basta! Dou mußt doch Buße for deine Sind tun, basta!‘

Da läßt Jule die Arme hängen und sagt dumpf und hart: ‚Eich will keï Buß' und will keï Kirch un keï Gott!‘

Näh-Kät hört nicht die stumpfe Not aus ihr. Sie struppt ihren Rock aus und hadert: ‚Ich werd dich schun an Gott un Gebot glaabe lehre. Ich hon dich nit for nix un wieder nix im Bett gehal'. Nou will ich deï arm Seel rette. In dat Armsinderstihlche mußte, un wenn mr dich an de Hoor herinzerre muß!‘ Geht dann in die Küche, um den Kaffeekessel aufs Feuer zu setzen. Jule Fucks dunkle, wirrende Blicke bohren ihr nach. Als Nähkäts Rock um den Türpfosten raschelt und im Halbdunkel der Küche verschwunden ist, rafft sie ihr Kind auf, preßt es in ihre Arme und stürmt mit ihm hinaus aus dem Backeshause. Die Böschung hinunter am Weiher entlang, zwischen die Pappeln, weiter längs den Hagenbuttenhecken und verschwindet in der weißen Ferne, in den Baumschatten und dem Strauchwerk.

In der Scheidbach stehen die Hütten leer. Die Alten und Kranken liegen vor den Türen. Die Andern sind mit Kind und Kegel, Hundekarren und Bettzeug zur Wanderung. Jule Fuck tritt zu den Alten und Siechen und zeigt ihnen ihr Kind. Sie freuen sich. Sie wickeln es auf und sagen, so müsse es in der Sonne liegen! Die Haut müsse braunrot werden. Sie sagen auch, seine Haare würden schwarz. Das mißstimmt Jule Fuck. Sie müßten weiß-blond werden. Alle küssen das Kind. Sie stecken ihm den

Finger in den Mund und lassen es saugen und lachen. Die Alten und die Siechen. Die alte Busching streift ihren verblichenen großen Schal ab und gibt ihn Jule. Sie soll ihn umknoten, über die linke Schulter und unterm rechten Arm hindurch, vorn an der Brust das Kind hineinlegen. So kann sies auf weiten Wegen mit sich schleppen. Die Alten helfens ihr zurechtmachen. Die Kranken geben ihre Ratschläge, so wie sie's gemacht haben, als sie noch mit gesundem Körper hinter den Hundekarren herzogen und nicht wie jetzt auf dem ungepflasterten Boden herumrutschen mußten. Jule Fuck will bei den Alten und Siechen bleiben und für sie betteln und stehlen. Wenn die Früchte auf den Äckern reifen oder die jungen Runkelrüben verpflanzt werden! Sie hat eine große Familie zu ernähren. Sie flechten ihr Körbe und binden ihr Besen. Die verkauft sie auf Wochenmärkten. Sie ist still und zufrieden, wenn sie zwischen den leeren Hütten geht und unter ihren Alten und Kranken. Aber sie ist nicht still und glücklich, wenn sie von den Menschen kam, die ihr Kind mit bösen Blicken streiften. Ein uneheliches Kind ist wie eine räudige Katze, die man totschlagen darf. Rechtschaffene Leute empfinden vor ihm Ekel und Widerwillen. Sie denken an die Sünde, wenn sie das Kind der Schuld sehen. Aber die Sünde, die man nicht sieht, ist ehrbar! Jule Fuck mag sich brüsten. Sie hat die Naivität gehabt, die Sünde lebendig werden zu lassen. Vielleicht wird sie das nicht wieder tun. Lieber Gott! und dann ist Jule Fuck schlechter geworden.

Wenn die Alten und Siechen von der Scheidbach mit erhobenen Fäusten in die Welt hinausziehen könnten, würden sie ausrufen: Jule Fuck ist nicht schlecht! Jule Fuck hat ein goldig' Kindchen. Wir lieben es alle. Daß es nur zu uns kommen ist, das goldig' Kind! — was kümmert uns das Andere? Und Jule Fuck wird stolz bei den lachenden Gesichtern, die ihr Kind anschauen. Ei ja, so möchte sie ihr Lebenlang bleiben.

Die Schatten fallen dichter. Weit aus dem Wiesengrund schimmern weiß wie verschneit die blühenden Birn- und Apfelbäume. Aus dem verschatteten Feld schrillen die Schreie der Wiesel. Mit einemmal werfen die Scheidbacher die Köpfe auf. In das Häuflein kommt ein Dehnen und Recken. Was war das, hä? Wars ein Bellen? Vom Walde her stumpfes Lärmen. Babams Nännchen wirft den einen Arm hoch: ‚Uns' Leit komme! Heert dr die Hund belle?' Stumpf und heiser kommts näher, das Hallen und Tönen von Menschen- und Hundestimmen, das Stampfen und Rattern; schon an den ersten Dorfhütten, schon die enge, tiefausgefahrene Dorfstraße füllend. Hä ja! Sie kehren heim, die Scheidbacher, mit Hunden und Kindern. Zottige Schäferhunde mit bauschig herabwallenden Schwänzen, verzottelt und zerschlitzt und träge wie zerlumpte Wegelagerer.

Die aus der Verwandtschaft der Hummrichs sind den Andern voraus.

Sie schlenkern die Arme, werfen die Fäuste. Eine große Erregung ist in der Sippe. Die alte Busching humpelt in den Kreis der Hummrichs. Man stößt und schüttelt sie. Ob sie's denn noch nicht wisse? Obs denn erhört sei? Ei, was denn? Ei Herr Jerrem! Und nun haben sich alle Scheidbacher angesammelt. Es ist ein dunkles Gewimmel von Mensch und Vieh und Karren. Es ist wild und spassig. Alle reden, alle wollens erzählen. Auf je einen Alten oder Siechen kommen drei Erzähler. Und von diesen Dreien schwatzt jeder auf seine Art, und wer am lautesten schreit, hats Wort. Ann' Hummrich hats Wort. So und so und sie müsse mal zum Herrn Richter und dem unter vier Augen 'was sagen, soundso und ob die Kirchberger Hähre meinten, sie könnten ihre eigenen Kinder nicht mehr erziehen? Hä! sie könnten die vom Herrn Richter noch miterziehen. Was der für Lausbuben erzogen habe!

Ham-Pitt ruft: ‚Mit dem Richter hon mr neist ze schaffe! Der Vorjemeester ist der Cujon. Der will uns die liewe Kinner hule und in en Aanstalt steche. Se solle elo besser erzo'(gen) wer'n. Mir solle uns liewe Kin' nit meh' erziehe könne? Dunnerschdag noch emol!‘

Ei, du liebe Zeit! humpelt da die alte Busching heran, schreit da der Ham-Pitt, greint die Madam', spricht gelassen und feierlich die große Änn', und der alte Hummrich knurrt gräßliche Flüche und die Hunde bellen dumpf und drohend hinein. Zum Nachthimmel hinauf hallert das Geschrei von der Scheidbach. Der Bürgermeister hat einen klugen Plan ersonnen. Er will ein Menschenfreund sein. Und die verrufene Scheidbach ausräuchern will er! Da und dorthin sollen ihre Kinder verpflanzt werden. Nicht mehr in Rudeln zusammenleben, nicht mehr so viele gleichen verbrecherischen Sinnes in einem dörflichen Gemeinwesen zusammengeschart. Das Nomadenblut soll zusammenfließen mit seßhaftem und gut bürgerlichem und ehrlichem. Und Friede wird werden auf dem Hunsrück, denn es werden allda nur noch Menschen wohnen, die eines guten Willens sind. Also dachte der Bürgermeister von Kirchberg. Die Dorfgemeinde dachte auch so, und es dachten noch viele edlen Menschen so.

Jule ist davongeschlichen zum Wiesenbach. Von der Wasserstelle herüber schallt das Geschrei in die Nacht. Sie höhlt den Schoß und legt das schlafende Kind hinein. Scheidbacher Kinder werden noch beim Untergange der Welt weiterschlafen. Jule Fuck sitzt mit fiebernden Wangen. Sie werden ihr das Kind nehmen, gewiß und wahrhaftig, sie werden es! Sie sieht das kommen. Aber, sie wird eher das Kind im Bache ertränken, ehe sie es hergibt! O, sie wird das! Sie wirds! Warum wär' sie von der Scheidbach, wenn nicht einmal etwas Gewalttätiges bei ihr durchbräche? Also sie wirds! Der Gedanke beruhigt sie. Der schlägt die Angst in ihr

nieder. Die Steinchen im Bachgrund schurpfen zusammen und klunkern. Die langen Gräser am Rande tunken hinein, auch die rissigen Ruten der Holunderbüsche. Das Bachwasser gischelt und rauscht hindurch und wirft Schaumkrönchen auf. Und Jule Fuck spürt, wie alles um sie friedlich und still wird, als ob eines lieben, gutmütigen Großvaters Stimme aus dem Bach zu ihr rede, so in ruhiger Sicherheit, mit tiefen überzeugenden Lauten und voll hellklingenden Humors. Um sie und ihr Kind häuft sich die Nacht; so enge, als sei nur ein Raum für sie beide. Und der Duft aus den Hecken fließt zu ihnen her, wie der bebende Atem des Frühlings. Blanke Augen schauen durch die Frühjahrsnacht. Das ist, als Jule Fuck in ihren Schoß sieht in die weitgeöffneten Augen ihres Kindes. Sie nimmts auf und trägt es behutsam in die Ham-Pittshütte. Da schlafen sie alle beieinander in der einen, von der Sonne tagsüber heiß und dunstig gebrannten Stube. Jule ist am Morgen früh auf und hängt ihr Kind ins Schultertuch. In den vollgepfropften Hütten rasselt noch der Atem der schwer Schlafenden, da wandert sie schon zum Dorfe hinaus. Es ist ihr, als müsse sie gehen, ehe sie erwachen und das Geschrei und Hundegebell wird. Heute in der Frühe hat die graue, schwarzgesprenkelte Henne wie ein Hahn gekräht.. Das bedeutet Unglück; wenn der Ham-Pitt es gehört hat, wird er der Henne den Hals umdrehen. Aber das Unglück wird trotzdem hereinbrechen. Jule denkt: gegen Mittag vielleicht! Wenn der Gendarm von Kirchberg hergeritten kommt und die Scheidbacher Kinder herdenweise vor sich hintreibt. Ach, da wird ihr heiß am Herzen. Sie fühlt das Feuer durch ihre Jacke brennen. Jerem! Da muß sie laufen. Weiß man denn, wo die Jule Fuck steckt? Die Dörfer liegen weit. Sie mögen die Brandglocke läuten und nach der Jule Fuck suchen. In welcher Gemarkung die ist? Vielleicht in keiner, vielleicht im Steinbruch, hähä. Aber sie muß essen. Sie muß ihr Kind sättigen. Das saugt sich die Lippen voll Blasen und wimmert und kann sich nicht stillen. Also wird sie arbeiten müssen, alte Körbe flicken und Stallbesen binden. Mann wird sie in der Scheuer hocken lassen; dann hat sie's Bauernessen. Von heut' auf morgen. Einen Tag um den andern. Einen Hof um den andern. Wenn nur ihr Kind nicht durstet! Sie hats lieb, weil andere es hassen. Sie liebt's in lauernder Wildheit. Sie äugt nach den Augen der Menschen, wenn sie ihr Kind anschauen. Ha! wenn sie ihre Hände ausstrecken, wenn sie's anrühren, ha! sie springt ihnen an die Gurgel, sie zerkratzt ihnen das Gesicht! Sie wird spucken und beißen. Ganz gewiß. Ganz wahrhaftig. Wie die graue, schwarzgesprenkelte Henne, wenn sie ihre Küchlein unter die Flügel nimmt! Wie eine Tigerin oder Löwin, fauchend und wild.

Die Morgenfrühe kühlt und erfrischt wie ein Trunk Quellwasser.

Aber der Hunger gräbt ihr im Magen; es rumpelt und rollt darin wie Steine in leeren Fässern. Gegen Mittag wird Jule im Backeshause sein. Sie muß doch beim Näh-Kät ihre Schulden abdienen. Aber sie wirds nicht bis Mittag aushalten. Beim nächsten Hof wird sie anfragen: ‚Nix ze flicke? Nix ze binde?‘ Sie muß essen. Ihr Kind regt sich im Tuch. Arm' Dier! Es gibt nix. Sie überlegt, ob sie den langen Weg wieder zurückgehen soll. Da spähen ihre Blicke den schmalen Heckenpfad hinunter. Es kommt einer, ein Schwarzer, ein offenes Buch zum Gesichte emporgehoben. Herr du meines Lebens! Der Sohrener Pastor! An dem soll sie vorüber zwischen engen Hecken?! Mit dem Kinde des Ärgernisses an ihrer Brust! Wohin soll sie ausweichen? Es gibt keinen Ausweg; rechts nicht und links nicht. Die Hecken starren in Dornen zu beiden Seiten. Zurückflüchten mag sie auch nicht. Er wird ihr nachrufen. Dem Sohrener muß man Rede stehen, der ist wie der Herrgott. Der läßt seine Zornblitze niederprasseln auf Gerechte und Ungerechte. Sie drückt sich in die Hecken und will ihn vorüberlassen. Er bleibt stehen: ‚No, gude Morsche, Jule!‘

‚Gelobt sei Jeses Christes!‘ erwidert Jule scheu und mißtrauisch. Er bäumt zurück, kreuzt die Hände mit dem Buche über der herausgedrängten Soutane. Seine Augen runden sich weit und glänzen wie hellfarbige Glasperlen. ‚Wohin, Jule Fuck?‘

‚Uff die Wanderschaft, Hähr Pastor. Eich muß schaffe.‘ Sie blickt auf ihr Kind nieder. Er sieht drüber weg.

‚Schaff' was Ordentliches, was Gediegenes.‘

‚Wat dann, Hähr Pastor?‘

‚Bauerearweit!‘

‚Eich kann dat nit.‘

‚Mr muß lerne, Jule! Du kannst komme und mr die Säucher hiete. Die misse jetzt Bewegung im Freie hawe. Die misse jetzt 'was zum Wühlen hawen, Bauschutt oder Asche, oder Steingries, so 'was! Also du kannst komme. Ich hon zwei Ferkelsäu, Prachtexemplare,‘ sein breites, volles Gesicht zeigt eine lächelnde Weichheit, ‚und fufzehn Ferkelcher, eins scheener wie's andere. Se fresse einem aus der Hand‘, und erinnert sich, daß die Scheidbachersch Jule vor ihm kauert. Sein Gesicht entrunzelt das Lächeln. ‚Wie gesagt, du kannst komme. Aber! ein besseres Leben — ein viel besseres Leben!‘

Sie redet ihm hastig hinein. ‚Eich kann also komme, Hähr Pastor?‘

‚Die Säucher hiete, jawohl. Ich will dir Gelegenheit zur grindlichen Besserung biete. Man wird dir das Esse 'nausbringen, du wirst erbauliche Bücher lesen, sehr scheene! Die ‚Beatushöhle‘. Und ganz besonders die Heiligenlegenden. Da kannst du Beispiele der Bekehrung finden! Du hast doch Gott schwer beleidigt, nicht wahr? Du mußt es doch wieder gu

machen. — Nicht wahr? Du willst doch dein Kind nicht wie'n Heide 'erumlaufe lasse? Die Erziehung dieses Kindes — dat ist jetzt die Hauptsach —!'

Jule schreckt auf, wendet sich halb von ihm weg, drückt inbrünstig ihr Kind an die Brust. Ihre scheu-düstern Augen werfen entsetzte mißtrauische Blicke. Einlenkend fragt der Pastor: ‚No, wie gehts dann dem Kindche?'

‚Dem Kindche! Meïnem Kindche?!'

Das bebende, freudeklunksende Lachen stößt ihr heraus. Der Sohrener fragt nach ihrem Kinde! Wie's ihm gehe! Dem Kinde des Fluches! Hat er das Kindchen gern! Und wie's aussehe! Grad wie andere, und noch viel, viel schöner! — Sie nestelt das Tuch auf, legt das kahle Köpfchen in ihre Hand. — O, er soll gleich sehen, wie es lacht. Manchmal krähts auch. Kitzekitz! Hä, Liebche, hä Schnuckelche! Es soll den Hähr Pastor anlache, es soll ihm den Finger greifen! Dag, Dag! solls machen. Kitzekitzekitz! Ist es denn die Möglichkeit?! Der Hähr Pastor wills Kindchen sehen! Sieht ers nicht mit bitterbösem Blick an? Och Gott, och Gott! Liewer Hähr Pastor! Hunderttausendmal gedankt sei's ihm! Freudenstöße wallen ihr gegen das Herz. Ach Göttchen! daß doch ein Mensch außerhalb der Scheidbach ist, der ihr Kindchen lieb hat, der nicht sagt, sie müßts verstecken, der wissen will, wie's dem Kindchen geht! Nu soll der Hähr Pastor die dicken Beinchen sehen. Und da, da, da! Och Hähr Pastor, er solls küssen! — Sie hebts ihm auf weitausgestreckten Armen empor. Sie trägts ihm nach, als er zurückweicht.

‚Kisse Se meï Kindche, Hähr Pastor!'

Ein wirres Flehen leuchtet in ihren Augen. Das Blut jagt ihr zum Kopfe und macht sie toll. Er drückt das erhobene Bündel sachte mit der breiten Hand nieder, macht ein hilfloses Gesicht und sagt kurz und ablehnend: ‚Laß et gut sein, laß et gut sein!' fügt schnell, fast überstürzend hinzu. ‚So lang du nu in der Sohrener Pfarrei bist, mußte auch Sonntags scheen in die heilige Messe kommen. Meine Schwester wird dich fihre. Wenn du's einmal iberwunde hast und im — Brautstihlche drin warst —.'

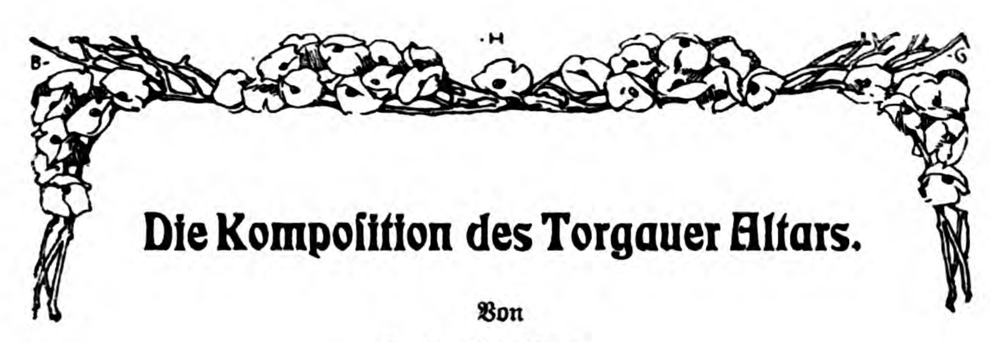
Neben ihm rauschen und strippen die Hecken. Jule drängt an ihm vorbei und fort. Die Dornen zerreißen ihr den Rock.

‚Denk an deï Kindchen!' ruft er ihr nach. Da sieht er sie kreuz und quer in die Felder hineinlaufen. Ihr Rock flattert. Die Haarzöpfe streifen herunter und lösen sich. Hinter ihr spritzt und pulvert die Ackererde auf.

Der Pastor steckt das Brevier ein und geht weiter den Pfad zum nächsten Dorf, um die Messe zu lesen. Noch einmal blickt er zurück und sieht tief im Feld einen Schatten wirbeln.

Die wird nicht kommen, um seine Säucher zu hüten!

(Fortsetzung folgt.)



Die Komposition des Torgauer Altars.

Von

Fritz Hoeber.

Über den Annenaltar des Lukas Cranach d. Ä., den im Jahre 1509 der Sachsen-Wittenbergische Kurfürst Johann der Beständige zum Gedächtnisse seiner im Wochenbette verstorbenen Gemahlin Sophie von Mecklenburg in die Marienkirche von Torgau stiftete, sind die kunsthistorischen Akten geschlossen: Franz Riefel hat in der Zeitschrift für bildende Kunst (1906 N. F. XVII. 14. Jhrg. Heft Nr. 11) die chronologische Diskussion mit aller Ausführlichkeit geführt, und die noch in Torgau befindliche Altarstaffel mit den 14 Nothelfern, die stilistisch von dem eigentlichen Altarbilde abweicht, in das zeitlich richtige Verhältnis zu letzterem gebracht. — Auch hat der glückliche Erwerber des neuen Frankfurter Cranach, Herr Direktor Dr. Georg Swarzenski, schon zu verschiedentlichen Malen auf die vielen historischen Porträts in dem Altarwerke: des Stifters Johanns des Beständigen, der verstorbenen Sophie von Mecklenburg, des Kurfürsten Friedrich des Weisen, des Kaisers Maximilian nebst seines Sekretärs, des Hofrats Sixtus Oelhafen, und des Kindes, an dem die Wöchnerin starb, des späteren Kurfürsten von Sachsen, Johann Friedrich, des Großmütigen, nach Gebühr hingewiesen.

Nach der rein künstlerischen Seite aber hat diese prachtvolle Neuerwerbung des Frankfurter Städelschen Institutes noch keine Auslegung gefunden, obschon es gerade hier nottut, den Augen des großen Publikums den Weg zu weisen, des großen Publikums, dessen literarischer Geschmack viel eher sich der historisch-anekdotischen Kuriosität zugänglich erzeigt, als der optisch-malerischen Feinheit! — Hier also gilt es der dumpfstaunenden Menge rein künstlerisch zu helfen, ihr alle künstlerischen Vorzüge des schönen Triptychons in die Helle des Bewußtseins zu rücken, ihr von vorneherein zu sagen, wo die ästhetischen Hauptakzente sitzen, durch welche diese eigenartige bunte Schönheit wird, kurzum, ihrem Genusse die Hauptrichtlinien zu geben in der idealen Intention eines richtigen Sehenlernes, wie sie immer wieder durch unsern Museumsdirektor und seinen feinsinnigen, trefflichen Assistenten Dr. Fritz Wichert verfochten wird.

* * *

Der dreiflügelige Annenaltar ist ein Sippenaltar: Die heilige Anna, die Großmutter des Herrn, war bekanntlich die Modeheilige am Vorabende der Reformation. (Man denke z. B. an Luthers berühmtes Mönchsgelübde.) Alle Altäre, die man ihr weihte, waren Sippenaltäre, d. h. sie stellten nicht

das Einzelbild der Heiligen dar, sondern dieselbe im Kreise ihrer Nachkommenschaft: so bringt denn auch unser Frankfurter Bild — ähnlich wie der berühmteste der nordischen Annenaltäre, der von Quinten Massys im Brüsseler Museum — außer der hl. Anna noch den kleinen Jesusknaben, Maria, Joseph und den jungen Johannes im Mittelteil, Maria Salome, mit zwei Kindern auf dem linken, Maria Kleophas — nochmals mit dem kleinen Jesus und dem kleinen Johannes — auf dem rechten Innenflügel.

Die grau in grau gemalten Außenflügel des Triptychons zeigen in Nischen die Madonna mit dem Jesuskinde in breiter Frontansicht links, die hl. Anna, in ein vor sich gehaltenes Buch vertieft, mehr im Halbprofil rechts; beide streng statuarisch gehaltenen Figuren haben kompakte Scheiben als Heiligenscheine. — Gleich spätgotischen Bildsäulen, wie man sie in den Laibungen von Kirchenportalen vorfindet, muten sie uns an: die Madonna mit ihrem breit behandelten weiten Mantel und den hierzu im Gegensatze erdachten Röhrenfalten des Untergewandes, und die heilige Anna — oder historisch die selige Sophie von Mecklenburg — mit dem spätgotisch-modisch vorgestreckten Unterleibe und den diese häßliche Modestellung noch verstärkenden, überm Leibe mit dem Buch zusammengenommenen Händen mit den entsetzlich lang herabhängenden Schlappärmeln.

Der beabsichtigte Kontrast zwischen den in Steinfarbe gemalten Außenflügeln und der köstlichen Buntheit des Innenbildes ist sehr leicht zu erfassen. Seiner Intention nach ist er uralt: so denke man vor allem an das berühmteste Beispiel, den Genter Altar der Gebrüder van Eyk. In der Woche wurde der dreifältige Klappaltar geschlossen gehalten, so daß nur die schlichte Außenseite sichtbar erschien. Aber an Sonn- und Feiertagen öffneten sich die Flügel, und eine himmlische Farbenpracht tat sich der staunend andächtigen Gemeinde auf.

Bei unserem Torgauer Altar nun ist außer diesem koloristischen Gegensatze von außen und innen auch noch ein stilistischer wahrzunehmen. Außen die spätgotisch mittelalterliche Konvention in ihrer nüchtern hausbackenen Befangenheit, innen eine durchaus modern empfundene, eine durchaus zeichnerisch wie malerisch lebendig gedachte Komposition von fast italienischem Renaissanceanstrich. Die Figuren sind ganz vortrefflich in den Raum gestellt, und dieser wird durch die perspektivisch in einem Verschwindungspunkte zusammenlaufenden Quaderfugen der Fliesen, durch die in die Tiefe führenden Gesims- und sonstigen Horizontalglieder der Mauern zugleich vertieft und zugleich sehr einheitlich zusammengehalten. Wohl sind die einzelnen Architekturprofile noch von nordisch-spätgotischem Charakter, wohl zeigt die Säule noch an ihren Fußecken gotisch dreieckige Füllstückchen; aber daß überhaupt die Säule — es kommen hier ihrer 4 zur Anwendung — als raumgliederndes Element gebraucht ist, ja, daß im ganzen der Raum so weit, so ungotisch weit und breit durchgefühlt wird, bedeutet durchaus die Stimmung der neuen Renaissance.

Wie schon festgestellt, sind die Gestalten unseres Bildes für ein deutsches Gemälde von diesem Datum besonders gut in den Raum geordnet: Seiten-

flügel und Mittelflügel gehen in ihrer figürlichen Gruppierung genau zusammen, jene bilden mit diesem ein flaches Trapez. (Die konvergierenden Schrägen zieht man leicht längs Kopf und Rücken der Figuren der Seitenflügel hin.)

Das eigentliche Mittelbild für sich ist deutlich in drei Horizontal-Stockwerke zerlegt: das oberste wird durch die drei sich unterhaltenden Männer, deren mittelster der mit dem Maximilianskopf ist, unter dem granatapfel-gemusterten Brokatbaldachin gebildet. Dann folgt unter dem italianisierenden Puttenfriese an der Brüstung der Empore, worauf jene Männer sitzen, die eigentliche heilige Sippe: der eingeschlafene Joseph — ein uraltes und populäres Motiv der nordischen Kunst — mit dem echt Cranachisch breituntersetzten Schädeltyp, Maria und Anna mit dem ganz à la Rafael sich auf dem Schoße der Großmutter drehenden Jesuskindchen dazwischen. Das dritte und unterste Stockwerk nehmen die mit ihren Äpfeln und ihrem Wägelchen spielenden Kinder ein.

Man sieht also lauter schier italienisch ruhige Wagerechten in der Figurenkomposition, welche noch durch die gleichgeordneten stark sprechenden Architekturhorizontalen der Emporengesimse und der quer durch den Saal laufenden Sockelbank, dem Sitze der heiligen Sippe, besonders betont werden.

Auch die Einzelgruppe, ich meine die Mittelgruppe der Sippe, die heilige Anna und Maria mit dem in Rafaelscher Schiebung seiner Mutter zustrebenden Christkinde, ist nach Art der italienischen Renaissance in sich noch einmal zur geometrischen Figur zusammengefaßt: Sie hält sich in dem idealen Gleichgewicht des gleichseitigen Dreiecks, einer Figur, an die man von Lionardos Kompositionen her gewöhnt ist, und die auch Rafael als bildmäßig vorzüglich gerne gebrauchte. Noch zweimal kehrt diese dreieckige, die sich nach oben zu auf breiter Basis harmonisch verjüngende Silhouette, in unserem Altarwerke wieder: links in der Gruppe der frontal gewandt sitzenden Maria Salome mit ihren beiden echt Cranachisch starkschädeligen Kindern, und rechts etwas weniger streng gehandhabt, in der Gruppe der Maria Cleophas.

Endlich sei noch erwähnt, daß die Architektur — ganz im Sinne der klassischen Kunst — die figürliche Komposition unterstützt. So ist es denn kein Zufall, daß z. B. die stolz aufgerichtete Gestalt des Kurfürsten Friedrichs des Weisen vor einem Mauerpfeiler gleicher Richtungstendenz postiert wird, sondern eine sehr weise künstlerische Wirkungsrechnung.

* * *

Wir haben bis jetzt nur von Linien- und etwa noch Flächenkomposition gehandelt. Mit die Hauptsache des Cranachschen Werkes aber, das Hauptwirkungsmittel aller romantischen nordischen Kunst, in bezug auf welches alles, was je in Florenz und in Rom gemacht wurde, eitel Pfuscherei ist, die malerische Komposition der Farbe, ist von uns noch unberührt geblieben. Freilich läßt sich die Farbenkomposition nicht so rationell analysieren wie die geometrisch-zeichnerische, ihre Musik spottet eines genauen Architektonisierens; und trotzdem wollen wir es versuchen.

Die durchaus vorherrschende Farbe in dem Cranachschen Altarwerk ist ein prachtvolles Rot, welches im Licht etwas mehr ins Zinnober, im Schatten etwas mehr ins Karmin hinüberspielt: es ist das typisch Cranachsche Rot, das sowohl allen seinen selbstausgeführten Gemälden, wie aber auch allen Bildern seiner Schule stets eignet. Neben diesem Cranachschen Rot kommt ein kaltes Preußisch-Blau ebenfalls in einer helleren und dunkleren Nuance vor, ein saftiges Pflanzengrün und ein Gelb, welches bald mehr fahl schwefelfarben erscheint, bald mehr goldig ins Lichtbraun übergehend. Letztere Farben zeigen z. B. die Hälfte der Fliesenquadrate, deren andere Hälfte weiß erscheint.

Diese schachbrettartige Fliesenmusterung sowie die herrlich leuchtenden reinen Lokalfarben der prächtig kostümierten Gestalten heben sich nun äußerst wirkungsvoll von dem koloristisch indifferenten Grau des ganz schlicht gehaltenen architektonischen Hintergrundes ab. Und dieser Kontrast wird noch verschärft durch die stoffliche Oberflächendifferenzierung, der Cranach seine sämtlichen Gestalten und Gegenstände unterwirft. Die in ihrem völligen Mangel an Ornament stark an Italienisches, z. B. an Fra Angelico da Fiesole erinnernde Mauer ist glatt hellgrau verputzt. Vor ihr stehen Säulen aus breitgemustertem Buntmarmor. Diese stehen wieder auf bunten Marmorsockeln von enger gemusterter Spielart. Die Simsprofile der Emporenbrüstung sind aus weißglänzendem Marmor gedacht. Über die Fliesmusterung wurde schon geredet. Die Sockelbank, auf der die heilige Sippe sich niedergelassen, ist scheint's aus Granit. Und nun erst die stofflichen Feinheiten der Gewänder: die glänzenden Goldbrokate sind mit den reichsten Mustern des Granatapfels, dem orientalischen Abkömmling der antiken Palmette, verziert. Dann findet sich ein feines Spitzengewebe an den Brustausschnitten der Frauen, buntes Tuchzeug an sämtlichen Leibröcken von Männern und Weibern, Wollzeug an den Strümpfen der Männer, fest gesteiftes Leinen an den großen Hauben der Frauen und ein goldgestickter schwarzer Sammet an den niederländischen Häubchen der Maria Salome: alles in der ihm eigentümlich stofflichen Oberflächenbeschaffenheit charakterisiert.

Zu solchem brillanten Effekt in der stofflichen Oberflächenausnutzung, der noch durch die blitzenden kurzen Strahlen der Heiligennimben verstärkt wird, tritt endlich ein sichtbares Interesse für die malerische Behandlung von Haut- und Haarqualitäten hinzu. Das Inkarnat — der Fleischton — ist noch ganz hell und durchsichtig im Gegensatze zu der späteren Cranachschen Weise behandelt; noch nicht wird einem der Oberflächen-Unterschied der Männer- und Weiberkörper dort durch einen dick braunroten, hier durch einen ganz hellweißen Fleischton — wie doch im späteren Oeuvre Cranachs — plump deutlich gemacht. Vielmehr werden die Geschlechter durch die Zeichnung der Gliedmaßenformen und vor allem der Haare sehr fein unterschieden. Bei diesen hat dann Cranach seine eigene Manier: wie er sie so z. B. am Haupte der Maria in wenigen Strähnen von der sonst ganz fest an Kopf- und Rückenform sich anschmiegenden Hauptmasse loslöst. Das ist durchaus spätgotische

Formempfindung, die Masse verharrt in geschlossener Ruhe, nur an wenigen Punkten bricht's mit Lebendigkeit durch.

* * *

Man kann den Namen Lukas Cranach nicht aussprechen, ohne sein landschaftliches Malertalent zu preisen. Ihm gleicht hierin nur noch Matthias Grünewald. Und Albrecht Altorfer, der andere Wald- und Märchenmaler der deutschen Renaissance, oder Hans Baldung Grien sind ohne Cranach nicht denkbar!

Schon der Cranachsche Baumschlag ist ganz vorzüglich. Albrecht Dürer, um einen recht schlechten Schilderer der blätterreichen Bäume und der rauschenden Laubmassen — ich spreche nur von diesen, nicht von dem kahlen Geäst — zu nennen, strichelt einen ganz allgemeinen Umriß mit konzentrisch angeordneten Reihen von Glanzlichtern aus, so daß diese Laubbäume flach, unkörperhaft und nach ihrer natürlichen Art und Gattung durchaus nicht unterschieden erscheinen.

Welche mannigfaltigen Arten von Bäumen sieht man nun bei Cranach, dem Erfinder der deutschen Landschaftsmalerei. Man denke an die ‚Ruhe auf der Flucht' von 1504 im Berliner Kaiser Friedrichs-Museum, wo nicht nur jeder einzelne Baum seine bestimmte Physiognomie erhalten hat, sondern sogar all die botanischen Schmarotzer darauf, die hängenden Flechten und Moose, sehr nett ausgemalt erscheinen. Der Frankfurter Altar bringt in seinen beiden Landschaftsstückchen, welche rechts größer und links etwas kleiner als besondere Ausblicke aus dem Saal motiviert erscheinen, nur den Lieblingsbaum der Cranachschen Kunst, die Tanne Mitteldeutschlands, aber diese so famos charakterisiert im großen wie im kleinen, der rauh gesprungenen Borke und dem Fädigen der herabhängenden Nadelbüschel, und in ihren hie und da verschieden auftretenden großen Erscheinungsformen so trefflich individualisiert: Von Silhouetten haben wir da die hohe, ausgewachsene Tanne mit unten kahlem Stamm, das niedere im Umrisse geschlossene Gebüsch, einzeln oder in mehreren Reihen, und dasselbe von einem schlank emporgeschossenen Stämmchen überragt —, wie es halt nur der intimste Freund der Natur herausbringen kann.

Die Landschaft selbst ist durch gelbe Sandbrüche, durch Wassertümpel mit Brücken und durch graue Felsen belebt, gegen den Hintergrund zu durch eine luftige Burg abgeschlossen. So, wie sie hier ist, breit aufgebaut auf kühn überhängendem Felsen kommt sie immer wieder in Lukas Cranachs Werk und dem seiner Schule vor. Die Gestaltung des Himmels endlich zeugt von dem gleichen Formempfinden, wie das bei der Zeichnung der Bäume lebendige. Auf dem hellblaugrauen Grunde tummeln sich viele durch ihre Silhouette recht interessante graue, an den Rändern etwas glänzend weiß aufgehöhte Wölkchen. Ein Stücklein dieses lichten Himmels hat sich auch noch in die Dunkelheit der Hinterwand, welche durch eine rechteckige Luke unterbrochen ist, gleichsam als farbiger Fleck verirrt.

* * *

Das nordische 16. Jahrhundert kennt noch keine Licht- und Schattenmalerei im modernen Sinne. Was es farbig-malerisch gibt, sind nur Lokalfarben. Und man muß froh sein, wenn diese untereinander harmonieren! Dies ist jedoch nur selten der Fall. Daß sie nicht harmonieren, davon giebt Dürer uns manches berüchtigte Beispiel. Durch Licht und Schatten aber die Lokalfarben zusammenzuschmelzen, hat erst später ein einziger verstanden: Der Einsame von Kolmar, Matthias Grünewald.

Die Frühkunst Lukas Cranachs nun gibt, wie schon angedeutet, die Lokalfarben noch als ein Nebeneinander unverschmolzener, heller, freudiger und farbenprächtiger Töne. Der schönste Beleg für diese bunte und doch so durchaus harmonische Fröhlichkeit ist der prachtvolle linke Flügel unseres Torgauer Altars, der schönste Teil des ganzen Werkes. Wie herrlich geht das warme Rot des Mantels der Maria Salome mit dem weichen Grün der Landschaft und dem kalten Blau des Himmels zusammen! Wie wunderbar macht sich das Schwarz des Untergewandes und des krausen Vollbarts des Kurfürsten Friedrichs des Weisen neben dem Goldgelb des reichen Brokatüberwurfes!

Eine ähnlich festliche Farbenstimmung spricht nur noch aus der schon mehrfach genannten Berliner „Ruhe auf der Flucht". Und auch noch in anderer Beziehung ist dem Berliner Bilde von 1504 das Frankfurter Bild an die Seite zu stellen. Es ist ein Frühwerk Cranachs, als solches ausführlichst bezeichnet auf einem an der rechten Säule des Mittelbildes hängenden Täfelchen: LUCAS ✠ CHRONVS ✠ FACIEBAT ✠ ANNO ✠ 1509. Jeder, der sich einmal für Cranach interessiert hat, weiß, was das bedeutet ein Frühwerk —, wo doch später der wohlhabende und ehrsame Apothekenbesitzer, Buchhändler und Schultheiß Lukas Cranach eine Fülle von mit dem gekrönten Schlänglein, seinem Meisterzeichen, signierten Tafeln aus seiner Werkstatt recht unverantwortlicher Weise hervorgehen ließ, die nur noch von kulturgeschichtlichem, nicht aber mehr von künstlerischem Werte sind.

Von der Mittelmäßigkeit dieser späten Werkstattbilder ist der ganz eigenhändige Frankfurter Cranach also nicht. Das Verdienst, ihn für Frankfurt erworben und ihn damit auch dem allgemeinen deutschen Publikum wiedergegeben zu haben, ist darum nicht hoch genug anzuschlagen. War doch der Torgauer Altaraufsatz — ohne die Staffel mit dem 14 Nothelfern, welche sich ja immer noch in der Torgauer Marienkirche befindet — bald nach seiner Entstehung in ein spanisches Kloster verschlagen worden. Dort hatte ihn Emile Molinier, der frühere Direktor des Louvre entdeckt, und ihn in seine Pariser Privatsammlung gebracht. Nun aber prangt er wieder in Deutschland: in Frankfurt am Main im Städelschen Institute! —





Emanuel Swedenborg.

1688—1772.

Von

Lady Blennerhassett.

(Schluß.)

III. Der Okkultismus und Swedenborg.

Es ist nicht notwendig und kaum möglich, Swedenborgs äußere Lebensschicksale weiter zu verfolgen. Von 1747 an führte er ein Wanderleben, das längere Aufenthalte in Schweden unterbrachen. In Holland und vornehmlich in London druckte er 44 Werke, die, wie sein Tagebuch, alle von seinen Visionen berichten. Das erste und größte derselben, die ‚Arcana coelestia', in acht Bänden und nahezu elftausend Paragraphen gibt eine Erklärung der Genesis und des Exodus, die er von seiner Vernunft geprüft nennt. Es folgen Mitteilungen über das Dasein im Himmel und Hölle, über die Beziehungen zwischen geistiger und natürlicher Welt, über Seele und Leib, und die Enttäuschung beginnt.

Das himmlische Jenseits ist eine Wiederholung in höherer Sphäre des irdischen Daseins und durchaus anthropomorphisch. Die Szenerie mit Tälern, Hügeln und Bergen, Wohnstätten, Tempeln und Palästen gleicht derjenigen, die wir hienieden kennen. In ihr bewegen sich Männer und Frauen, die ihre weltlichen Interessen nicht aufgegeben, ihr menschliches Empfinden bewahrt, wenn auch vervollkommnet haben. Die Engel sind Menschen, Gott selbst ist der große, unendliche Mensch, als solcher die Sonne des Alles, von der, wie in Dantes Paradies, die Liebe ausstrahlt. Diejenigen, die auf Erden eine starke gegenseitige Liebe empfanden, vereinigen sich, der Gatte mit der Gattin zu einem einzigen engelgleichen Wesen, der Freund mit dem Freund, nach den Korrespondenzen innerer Harmonie. Die Großartigkeit dieses Bildes verkleinert seine Ausmalung. Auf den Planeten sieht Swedenborg abwechselnd Forscher, Wanderer, Zwerge usw. die durch Äußerlichkeiten und Verschiedenheit in Gestalt, Hautfarbe, Bartwuchs, Sprechorganen sich von den Erdbewohnern unterscheiden und doch ihnen gleichen. Geister, auch nichtchristliche, besuchen Tempel und werden von Predigern ihrer Religionen belehrt. Nationen bestehen fort und behalten ihre Eigentümlichkeiten. Die Holländer z. B. beschäftigen sich auch

im Jenseits mit Handel; die Engländer, ihres intellektuellen Eifers wegen bevorzugt, erhalten zu ihrer Fortbildung besondere Lehrer und schließen sich in ihrer Nationalität ab. Gerechte Reiche behalten ihre Habe. Vieles klingt naiv, fast trivial. Wir bewegen uns in einem Kreis. Die Theologie Swedenborgs wird weitergesponnen. Da weder Apostelbriefe noch Apostelgeschichte mit ihr in Einklang zu bringen sind, beschränkt sie sich im Neuen Testament auf die vier Evangelien und die Apokalypse. In ‚Himmel und Hölle', seinem bekanntesten Buch, das 1758 erschien, versichert Swedenborg, schon damals mit über hunderttausend Geistern Abgeschiedener verkehrt zu haben, unter diesen, ein Jahr hindurch, mit dem heiligen Paulus. Die Art und Weise, wie der Visionär ihm gegenüber den theologischen Gegensatz rächt, ist bezeichnend. Paulus, sagt er, wollte der größte im Himmel sein und geriet in Gesellschaft eines der schlimmsten Teufel, des der Herrschsucht, während die andern Apostel sich von ihm abwandten, weil er am äußern Sinn des Wortes festgehalten, den innern Sinn, — den Swedenborgs, — verworfen hat. So ist er im Abgrund und weiß nicht mehr, daß er Paulus gewesen ist. Unter den Reformatoren ergeht es aus ähnlichen Gründen Melanchton am schlimmsten. Er ist ein Heuchler, der auch im Jenseits auf der alleinseligmachenden Gnade beharrt, weswegen er in einem Kerker in der alten Umgebung am Schreibtisch weiter diskutieren muß. Luther dagegen hat zwar im Zwischenort viel zu leiden, streitet dort über die Rechtfertigungslehre weiter, kann aber auf Erlösung hoffen, weil er nur aus Gegnerschaft zum Papismus, nicht innerlich, vom Evangelium der Liebe sich losgesagt hat. Indessen verlacht er seine verstockten Anhänger! Calvin, der Verkünder der Prädestinationslehre, bekennt seinen Irrtum. Er wird selig, weil er christlich gelebt und ein aufrichtiger Mensch gewesen ist. Unter den Verworfenen befinden sich König David, der Jesuit und Heilige Franziskus Xaver und der Stifter der Brüdergemeinde, Graf Zinsendorf, letzterer, weil er seine Meinung nach Nützlichkeit gewechselt und sich nicht an das Wort gehalten hat. Leibniz verkehrt im Jenseits mit Chr. Wolff, der zwischen Bejahung und Verneinung schwankt und Leibnizens innere Erleuchtung nicht besitzt. Karl XII. wird für seinen hoffärtigen Starrsinn durch das Zusammensein mit einer Xantippe bestraft. Elisabeth von Rußland gelangt, einiger guten Regungen wegen, unter die Auserwählten. Was Swedenborg mit Moses, Abraham, Aristoteles, Newton, großen Männern der Vergangenheit und Fürsten seiner Tage besprach, füllt Bände. Einmal zweifelt er, ob der Römer, mit dem er sich unterhielt, Cicero gewesen sei. Den alten Freund Polhem sah er lebend bei dessen Begräbnis, 1751, und sprach auch mit der Tochter, seiner einstigen Braut. Dem infolge einer Verschwörung hingerichteten Grafen Brahe begegnete er drei Tage nach dessen Tod, und war Zeuge, wie seine bösen Neigungen ihn in die Tiefe zogen.

Swedenborg sah die Geister in dreifacher Weise; in ruhigem Verkehr, im Zustand der Entzückung, der seine Sinne schärfte, endlich in seltenen

Momenten, wo der Geist ihn über Zeit und Raum entrückte und er in Transpiration und heftiges Zittern verfiel.

Bezeichnend ist die Schilderung Porthans, eines finnischen Gelehrten, der Swedenborg in seinem Haus zu Stockholm aufsuchte. Während Porthan auf ihn wartete, vernahm er, aus dem Nebenzimmer kommend, ein lebhaftes, lateinisches Gespräch über Vorgänge in Rom zur Zeit des Augustus. Aber es war stets nur eine Stimme, die Frage und Antwort gab. Als Swedenborg seinen Besucher begrüßte, entschuldigte er die Verzögerung mit dem Bemerken, Virgil sei bei ihm gewesen: er werde wiederkommen, denn er unterhalte sich mit ihm über römische Literatur. Porthan, als er das hörte, vermutete, wie natürlich, daß er es mit einem Geistesgestörten zu tun habe, staunte aber nicht wenig, als Swedenborg unmittelbar darauf ein gelehrtes Gespräch mit ihm einleitete und ihn durch sein Wissen jetzt doppelt überraschte.

Zugleich mit dem beständigen Geisterverkehr, von dem hier wenige Proben genügen müssen, betätigte Swedenborg eine Fähigkeit, die heute mit Telepathie oder Gedankenübertragung bezeichnet werden würde und sich mit Hellsehen verband.

Für ihn, der zwischen göttlichem und menschlichem Wissen, der diesseitigen und jenseitigen Welt keine Unterscheidung macht, fiel der Begriff des Wunderbaren weg. Er hat dann auch, u. a. 1771, auf das Bestimmteste erklärt, die außerordentlichen Vorkommnisse, deren Wahrheit er bekräftigte, seien keineswegs Wunder, sondern Zeugnisse des einzig ihm gewährten, rein intellektuellen Verkehrs mit Engeln und Geistern.

Die bekanntesten dieser Manifestationen sind diejenigen, die Kants Aufmerksamkeit auf ihn lenkten.

In einem Jahr, über dessen Richtigstellung eine Kontroverse entstand, die die Angabe des Philosophen, es sei 1758 gewesen, dahin korrigirt, daß das Datum später zu setzen sei, erhält dieser einen Brief des Fräulein Charlotte von Knobloch mit der Anfrage, was von Swedenborgs Geisterseherei zu halten sei? Kant erwiderte, bei ihm sei wohl keine dem Wunderbaren zugeneigte Gemütsart zu entdecken; auch habe er alle derartigen Berichte für unerwiesen gehalten, bis die Geschichten, wovon die eine durch den österreichischen Gesandten Dietrichstein in Kopenhagen und den mecklenburgischen Gesandten Lützow in Stockholm, die andere durch Zeugen, die er nennt, beglaubigt, ihn stutzig gemacht hätten. Er schreibt: ‚Im Jahr 1756 (Wilkinson sagt 1759) stieg Herr von Swedenborg gegen Ende des Septembermonats um 4 Uhr Nachmittags, aus England kommend, zu Gothenburg ans Land. Mstr. William Corstel bat ihn zu sich und zugleich eine Gesellschaft von fünfzehn Personen. Des Abends um 6 Uhr war Herr von Swedenborg herausgegangen und kam entfärbt und bestürzt ins Gesellschaftszimmer zurück. Er sagte, es sei eben jetzt ein gefährlicher Brand in Stockholm am Südermalm (Gothenburg liegt von Stockholm über 50 Meilen weit ab) und das Feuer greife sehr um sich. Er war unruhig und ging oft hinaus. Er sagte, daß

das Haus einer seiner Freunde, den er nannte, schon in der Asche läge, und sein eigenes Haus in Gefahr sei. Um 8 Uhr, nachdem er wieder hinausgegangen war, sagte er freudig: „Gottlob, der Brand ist gelöscht, die dritte Tür von meinem Hause!" — Diese Nachricht brachte die ganze Stadt und besonders die Gesellschaft in starke Bewegung, und man gab noch denselben Abend dem Gouverneur davon Nachricht'

Folgt die Beglaubigung bis ins kleinste des Ereignisses durch Eintreffen von Sendboten und Kurieren aus Stockholm. ‚Was kann man wider die Glaubwürdigkeit dieser Begebenheit anführen?' fragt Kant. Eine geringere Beweiskraft schien ihm das andere Vorkommnis zu besitzen, nach welchem Swedenborg die Witwe des holländischen Gesandten Harteville durch Unterredung mit dem Geist ihres Mannes in den Besitz der verloren geglaubten Quittung über Bezahlung eines Silberservices setzte. In Gegenwart einer ganzen Gesellschaft führte er sie an einen bis dahin vergebens durchsuchten Schrank, in dessen verborgener Schublade, von der sie nichts gewußt, sich ganz nach seiner Angabe nicht nur die Quittung sondern auch eine geheime Korrespondenz vorfand. Die dritte Geschichte, die Kant erst in den ‚Träumen eines Geistersehers' mit dem Bemerken erzählt, ‚Lützow u. a. habe ihr bei der Königin von Schweden selbst beigewohnt', ist die folgende: Luise Ulrike, Schwester Friedrichs des Großen und Gemahlin Adolph Friedrichs von Schweden, berief Swedenborg nach Hof und bat ihn, sie ihrem kürzlich verstorbenen Bruder, dem Prinzen von Preußen, in Erinnerung zu bringen, falls er ihn sehen sollte. Nach acht Tagen kehrte Swedenborg des Morgens ungerufen wieder, trat ungemeldet in die Privatgemächer der Königin und sprach ihr leise ins Ohr. Ihr wurde übel, wieder zu sich gekommen sagte sie, nur Gott und ihr Bruder wüßten, was Swedenborg ihr über den Inhalt ihres letzten Gesprächs mit dem Prinzen mitgeteilt habe: leicht zu täuschen sei sie nicht.

Im Brief an Fräulein von Knobloch nennt Kant den schwedischen Gelehrten einen vernünftigen, offenherzigen Mann; er schrieb ihm selbst und wartete auf die Aufschlüsse, die er ihm zu geben versprochen hatte. Das Buch, das sie enthalten sollte, kam nicht, wohl aber die Reaktion bei Kant, die 1766 in den ‚Träumen eines Geistersehers' sich Luft machte. Sie beginnen mit den Worten: ‚Das Schattenreich ist das Paradies des Phantasten. Kant bespöttelte die Verlegung des Sitzes der Seele ins Gehirn ganz ebenso wie die anschauende Kenntnis der andern Welt, die allhier nur um den Preis erlangt werde, vom Verstand einzubüßen, den man für diese hier brauche. Den Adepten des Geisterreichs erteilte er den Rat, ihre fieberhafte Aufregung durch Arzneimittel zu beruhigen. Dann gibt er die Schilderung der drei Begebenheiten, die er nicht zu erklären versucht, sagt aber jetzt, ohne Geistererzählungen an sich zu leugnen, ziehe er doch jede einzelne in Zweifel und überlasse es dem Leser, ‚wie die Märchen aus dem Schlaraffenland der Metaphysik', so auch die wundervollen Geschichten, die Mischung von Vernunft und Leichtgläubig-

keit, in ihre Elemente aufzulösen. Swedenborg nennt er jetzt einen betrogenen Schwärmer. Er fällt bei Kant zugleich mit der Metaphysik.

In ähnlicher Weise nannte der Deutsch-Franzose, Baron Grimm, die einzelnen Vorkommnisse bei Swedenborg so gut beglaubigt, daß man sie nicht leugnen könne: ‚mais le moyen d'y croire?' fügt er hinzu.

Aber nicht nur der Zauber, der nun einmal alles Geheimnisvolle für den Menschen umgibt, sondern die tiefe Religiosität, die unabänderlich hohe, reine Ethik, die sich in Swedenborgs Offenbarungen mit unschuldiger Daseinsfreude harmlos paart, gewannen ihm Anhänger und Gläubige. Während seines Lebens zählte er deren, wie er meint, etwa Hundert, die sich auf Diesseits und Jenseits verteilten! Zur Ausbreitung der neuen Kirche baute er auf Gott und auf die Wirkung seiner Schriften.

Mit seiner, der lutherischen Kirche, geriet er erst 1769 in Konflikt. Er erbat sich des Königs Beistand unter der Beteuerung, der Herr Jesus selbst habe ihm, trotz seiner Unwürdigkeit, persönlich alles mitgeteilt, was er geschrieben habe, verteidigte ruhig aber standhaft die Orthodoxie seiner Lehre, berief sich auf Gewissensfreiheit und wurde nicht weiter behelligt. Nur seine Bücher wurden eine Zeit hindurch, wie es scheint, in Schweden verboten.

Kurz vor seinem Ende empfing er zu London und nach lutherischem Ritus das Abendmahl, zur Bestätigung, wie er sagte, daß die irdische und die himmlische Kirche eins seien. Er bekannte sich auch als Sünder, solange er mit diesem sündigen Leib behaftet sei. Auf die feierliche Aufforderung des schwedischen Geistlichen, der ihm beistand, der Wahrheit Zeugnis zu geben, erklärte er ebenso feierlich, daß alles, was er geschrieben, wahr sei: hätte er die Erlaubnis dazu gehabt, so würde er ungleich mehr gesagt haben; im Jenseits würden sie beide sich darüber besprechen.

Den Tag seines Scheidens soll er zweimal, in einem Brief an J. Wesley, dem Haupt der Methodisten, der ihn kennen lernen wollte und zu spät kam, und wieder seinen Hausleuten, vorhergesagt haben. Eine Dienerin sah ihn froh, als gehe er zu einem Feste.

Es war der 29. März 1772. Er fragte noch, wie viel Uhr es sei. Auf den Bescheid, es sei fünf Uhr, sagte er, es sei gut so, ‚ich danke ihnen, Gott segne sie', dann entschlief er sanft. In der schwedischen Kirche zu London, wo er starb, wurde er begraben. In diesem Jahr 1908 hat man seine Gebeine nach Schweden, das er 1770 zum letztenmal verlassen hatte, zurückgebracht. Von seinem Wiedererscheinen nach dem Tode verlautet nichts, wohl aber hat ein frommer deutscher Schwärmer, Pfarrer Fricker, Freunden seine Ankunft im Geisterreich gemeldet. Er ist selig, sagte er, besteht aber auf seinen eigenwilligen Schriftdeutungen. Der Himmel Swedenborgs bleibt ein theologisches Konventikel.

Erst am Vorabend der Revolution, 1788 und in London fand sich die erste Gemeinde des Neuen Jerusalem zusammen. England zählt deren heute achtundsiebzig, Amerika über hundert, mit einer Mitgliederzahl, die zu

schwankend ist, um genau angegeben werden zu können, da einzelne Gläubige außerhalb der auch in anderen europäischen Ländern zerstreuten Gemeinden stehen. Diese verfügen über Kirchen und Schulen und entfalten in besondern Gesellschaften eine rege Tätigkeit zur Verbreitung der Lehren ihres Meisters. Der Hauptinhalt derselben wurde in Katechismen festgelegt, wovon der letzte 1903 zu London erschien. Die mit Wiederholungen beschwerten, ursprünglich alle in lateinischer Sprache verfaßten, jedoch heute fast sämtlich übersetzten, theologischen Werke Swedenborgs, vierundvierzig an der Zahl, dürften dennoch den wenigsten seiner Anhänger bekannt sein. Zu ihrem leichteren Verständnis und Gebrauch wurde 1888—1902 eine ebenfalls wieder sechs starke Bände umfassende Konkordanz herausgegeben, die als Leitfaden in einem wahren Labyrinthe dient. An der Hingebung und dem starken Glauben seiner Anhänger ist infolge solcher Opfer an Zeit, Geld und Arbeitskraft nicht zu zweifeln. Sie verteidigen seine Rechtgläubigkeit und feiern in seinen Visionen den Protest gegen den Materialismus einer Epoche und Generation, die in den Abgrund der Verneinung gerissen wurde. Der Genius Newtons, so wird gesagt, erleidet keine Einbuße, weil er die Apokalypse kommentiert hat, noch ist Pascal weniger groß, weil er sich nicht vom Amulet trennte, in welchem Worte niedergeschrieben waren, die er in einer Stunde der Verzückung gehört hatte. Ärzte und Psychiater sprechen von chronischem Delirium und Halluzinationen, infolge gestörter Gehirntätigkeit, aber Renan nennt die Begriffe von gesund und krank relativ, denn die schönsten Dinge auf der Welt seien im Zustand des Fiebers gemacht worden. Emerson, den der Gelehrte Swedenborg begeistert und der Geisterseher verwirrt, meint, dieser rätselhafte Mensch habe für außerordentliche Fähigkeiten durch anormale Störungen gebüßt: seine Umdichtung des Universums in Symbole sei gescheitert. Jeder Zusammenhang mit Schulen oder Individuen, mit Mystikern und Theosophen ist folgerichtig von demjenigen abgelehnt worden, der direkt mit der Gottheit selbst zu verkehren glaubte, und in Mit- und Nachwelt bleibt Swedenborg isoliert.

IV. Swedenborg in deutscher Beleuchtung.

Es ist kaum nötig, daran zu erinnern, daß das Jahrhundert der Aufklärer und Freidenker auch das einer religiösen Erneuerung im Geist des Pietismus und Methodismus gewesen ist, daß John Wesley und Zinzendorf, mit ihnen unzählige Menschen, von den Fanatikern des Wunderbaren, wie man sie genannt hat, bis zu den nach inniger Vereinigung mit Gott strebenden schönen Seelen der Stillen im Lande, sich in mystischer Vereinigung zusammenfanden. Die ersten, aus diesem Geist geborenen Gesänge der Messiade sind zeitlich Genossen der ‚Arcana‘ und mit Swedenborg trat Klopstock während seines Aufenthalts in Kopenhagen in persönliche Berührung. Zu einer Annäherung kam es nicht, denn der Eindruck, den Deutschlands erster großer Dichter von dem in mehr als einer Beziehung ihm sinnesver-

wandten Theosophen erhielt, war ein ungünstiger.. Swedenborg ging nicht auf den Vorschlag ein, mit einem verstorbenen Freund Klopstocks in Verkehr zu treten, sondern redete von den Geistern fürstlicher Personen, die auf ihn warteten. Mit der spöttischen Bemerkung, ihn dabei nicht länger stören zu wollen, zog sich Klopstock zurück. Er hat ihn des Unmuts darüber beschuldigt, daß er, der Dichter, seine teuren Quartos nicht gekauft habe. Das klingt deshalb nicht wahrscheinlich, weil Swedenborg, der für den Druck seiner Schriften teuer zahlte, nie Vorteil aus denselben zog, sondern den jedenfalls nur spärlichen Erlös den Armen zuwandte. Zur Abneigung Klopstocks lagen andere Motive vor. Auch er hatte sich eine seraphische Welt geschaffen, in deren poetischen Visionen die Offenbarungen eines andern nur störend empfunden werden konnten. Und das um so mehr, als die schönsten Stellen des Gedichtes durch Swedenborgs Visionen nicht erreicht sind: die erschütternden Töne lyrischen Empfindens fand der Deutsche allein. Dennoch ließen sich auch in der Messiade Analogien mit dem Jenseits der ‚Arcana' nachweisen. So im XVI. Gesang, wo, hier wie dort, die Seelen verstorbener Kinder, von Stern zu Stern geführt, zu himmlischen Jünglingen heranreifen, und an andern Stellen, wo die Planeten als Aufenthalte Abgeschiedener in die Dichtung einbezogen werden, ohne daß die Ähnlichkeit der Auffassungsweise auf Entlehnungen zu schließen berechtigte. Von den Dichtern der klassischen Zeit hat keiner Swedenborg gesehen, aber mehrere derselben haben sich mit ihm beschäftigt. Zunächst Wieland, ein entschlossener Gegner Swedenborgs und der Dämonomanie, eine Bezeichnung, die er für jegliche Art okkulter Manifestationen gebraucht. Er beruft sich auf Mitteilungen des Franzosen Thiébault. Dieser verlebte zwanzig Jahre zu Berlin, wo er als Mitglied der Akademie tätig war und vernahm von Königin Ulrike selbst die Episode mit Swedenborg. Durch Thiébault erfahren wir, daß das letzte Gespräch zwischen den königlichen Geschwistern zu Charlottenburg stattgefunden hatte. Luise Ulrike blieb im wesentlichen bei den Angaben, die Kant erhalten hatte. Sie fügte aber jetzt hinzu, obwohl sie keine Erklärung des Vorkommnisses zu geben imstande sei, glaube sie dennoch nicht an die Möglichkeit der Begegnung zwischen ihrem verstorbenen Bruder und Swedenborg. Wieland, der solche Erklärungen versuchte, war augenscheinlich selbst so wenig davon befriedigt, daß er zum Auskunftsmittel griff, zu fragen, ob die Königin nicht etwa auf Kosten Swedenborgs sich eine Mystifikation erlaubt habe? Dafür ist aber weder in ihrem Gespräch mit Thiébault noch sonst der leiseste Anhaltspunkt gegeben. Auch Wielands Endurteil über Swedenborg, er sei ein Betrüger gewesen, löst das Rätsel nicht. ‚Den größten Geisterseher des achtzehnten Jahrhunderts' nennt ihn Herder, der nicht umhin kann, das Himmelsbild Swedenborgs, die Teilung des Paradieses in ein Reich der Erkenntnis und der Wahrheit, über den das Reich der Liebe in höchster Seligkeit sich erhebt, in seiner tiefsinnigen Deutung zu bewundern. Ihn hält Herder für einen Selbstbetrogenen, ein Opfer seiner Phantasie, die ihm in steter Wiederholung einen Seelenroman vorgetäuscht habe,

überläßt ihm jedoch das dunkle Land der Ahnungen und Vermutungen, dessen Grenzen sich nicht bestimmen lassen.

Zum Glauben an Swedenborg prädisponiert war der Arzt und Mystiker Jung-Stilling. Zwar verneint er die Inspiration der theologischen Lehre Swedenborgs. An der Tatsächlichkeit seiner Visionen hält er nichtsdestoweniger fest und vermehrt die kleine Zahl von Beispielen des Hellsehens, die Kant erwähnenswert gefunden hatte, durch das Erlebnis eines seiner Freunde. Dieser hatte Swedenborg gebeten, einen im Leben ihm nahegestandenen Verstorbenen über den Inhalt ihres letzten Gesprächs zu befragen. Swedenborg erfüllte die Bitte und sagte, sie hätten sich über die Wiederbringung aller Dinge unterhalten; im Hades, wo dieser Geist auf Erlösung harre, setze er die Diskussion fort. ‚Mein Gott, auch im Jenseits', rief bestürzt Jung-Stillings Freund. ‚Ja wohl, auch im Jenseits', bestätigte Swedenborg; ‚die Lieblingsneigungen und Meinungen gehen mit uns hinüber und es hält schwer, sich von ihnen los zu machen. Deswegen soll man schon hienieden sich davon entledigen'. Soweit Jung-Stilling, dessen Leichtgläubigkeit sich durch viel durchsichtigere Selbsttäuschungen und Betrügereien als u. a. durch die berühmte von ihm geglaubte Prophezeihung von Cazotte in die Irre führen ließ. Cazotte, selbst ein Opfer der Revolution, sollte die Ereignisse von 1793 Jahre vorher im Freundeskreis mit erschreckender Bestimmtheit vorher verkündet haben. Die Prophezeihung fand Glauben, bis La Harpe, der sie erfunden hatte, sich zur Urheberschaft bekannte.

Aus pietistischen Kreisen benützte einer ihrer hervorragendsten Theologen, Prälat Ötinger im Württembergischen, Swedenborgs Entdeckungen jenseitiger Zustände in seiner Predigt, übersetzte mehreres von ihm, lehnte aber seine Schrifterklärung ab und glaubte nur an seine Gabe willkürlicher Eröffnungen durch den Herrn. Ötinger ist der einzige, der Jahre hindurch, 1766 bis 1772, mit Swedenborg, dessen Briefe nichts Neues enthalten, korrespondierte. Er hoffte noch 1772 auf seinen Besuch, erwähnt auch eine Frau von Seckendorff, die mit dem Greis darüber Briefe wechselte.

Durch des Genfer Bonnet ‚Palingénésie' und durch Swedenborgs Schriften begeistert, veröffentlichte J. K. Lavater 1768—73 seine ‚Aussichten in die Ewigkeit' und faßte den nie ausgeführten Plan eines Gedichtes von der Seligkeit der verklärten Christen. Seine Christusliebe und seine feste Überzeugung vom Zusammenhang des Diesseits mit dem Jenseits, der äußern mit der innern Form, zogen ihn mächtig in die Kreise der Theologie und Gedankenwelt des schwedischen Geistersehers, mit der auch seine Physiognomik zusammenhängt. Sie gewann das Interesse Goethes. Als aber Lavater ihn 1774 zum erstenmal von Angesicht sah, hatte er ihm Botschaft von Swedenborg nicht erst zu bringen. In den Tagen schweren Krankseins, 1770—1771, war dem jungen Dichter die fromme, milde, abgeklärte Gestalt einer Leidenden, des Fräulein von Klettenberg, nahe getreten. Ihr, die in herrnhutischen Anschauungen zum Gottesfrieden gelangt, den okkulten Kräften in Natur und

Geist nachspürte, erschloß Goethe seine Seele und sie ist die erste gewesen, die ihn auf Swedenborg aufmerksam machte. In Goethes Geist rang bereits die Faustdichtung nach Gestalt; um sie zogen sich magisch-mystische Kreise, mit denen Goethe nach einer Seite seines Wesens nie völlig den Kontakt verloren hat. Erich Schmidt gebührt das Verdienst, den Anteil Swedenborgs an diesen zugleich naturwissenschaftlichen und phantastisch-mystischen Studien dahin festgelegt zu haben, daß er ihn als denjenigen bezeichnet, dem die Verse huldigen:

,Jetzt erst erkenn' ich, was der Weise spricht!
Die Geisterwelt ist nicht verschlossen;
Dein Sinn ist zu, dein Herz ist tot,
Auf, bade, Schüler unverdrossen,
Die irdische Brust im Morgenrot'.

Die gewiesene Spur verfolgend, hat ein anderer Forscher verschiedene Parapraphen der ,Arcana' mit den Stellen im Urfaust verglichen, wo einzelne wirksame Züge der Beschreibung des Geisteruniversums entlehnt sind: ,Es zucken rote Strahlen mir um das Haupt — es weht ein Schauer vom Gewölb herab — und faßt mich an. — Ich fühl's.' Wie der Erdgeist, so erscheinen auch die Geister des Merkur in der Flamme. Er spricht:

,Du hast mich mächtig angezogen
An meiner Sphäre lang gesogen',

ein Bild, das Swedenborg ebenfalls, aber im umgekehrten Verhältnis von Geist zu Mensch gebraucht. Das loqui cum spiritibus ist Fausts und Swedenborgs Magie. Mephisto ist zuerst ein Erdgeist, ein spiritus malus. Daß der Mensch nur den wahlverwandten Geist festzuhalten vermag, ist eine der Grundanschauungen Swedenborgs, die in den Worten wiederklingt:

,Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir!'

Das Gesamtbild des Universums, den großartigen Makrokosmus der ,Arcana' findet Max Morris in der Stelle erkennbar:

,Wie Alles sich im Ganzen webt,
Eins in dem andern wirkt und lebt,
Wie Himmelskräfte auf und niedersteigen
Und sich die goldnen Eimer reichen!
Mit segenduftenden Schwingen
Vom Himmel durch die Erde dringen,
Harmonisch all das All durchklingen'.

In den Entstehungstagen des Urfaust, 1772, hat Goethe Swedenborg ,den gewürdigten Seher unserer Zeiten' genannt. Am 22. Juni 1781 schrieb er an Lavater: ,Glaube mir, das Unterirdische geht so natürlich zu als das Überirdische, und wer bei Tage und unter freiem Himmel nicht Geister bannt, ruft sie um Mitternacht in keinem Gewölbe.' Einige Monate später und er empfand das Bedürfnis, sich nicht weiter fortreißen zu lassen, als er selbst zu gehen entschlossen war. Auf der Mittagshöhe seines Lebens, in Liebesglück

und in der Fülle allseitiger Tätigkeit vermag er noch zu sagen: ‚Ich bin geneigter als Jemand, noch eine Welt außer der Sichtbaren zu glauben und ich habe Dichtungs- und Lebenskraft genug, sogar mein eigenes beschränktes Selbst zu einem Swedenborgischen Geisteruniversum erweitert zu fühlen‘. Er hat es festgehalten, im Meister, in den Wahlverwandtschaften, wo nicht? Hierauf aber folgt, im selben Brief, die Beschränkung und damit die Befreiung: ‚Alsdann mag ich aber gern, daß das Alberne und Ekelhafte menschlicher Exkremente durch eine feine Gährung abgesondert und der reinlichste Zustand, in den wir versetzt werden können, empfunden werde. Was soll ich aber zu Geistern sagen, die solchen Menschen gehorchen, solches Zeug vorbringen und solche Handlungen begehen‘. Es war die Absage, auch von Lavaters Prophetentum und Jung-Stillings Spukgestalten, die sich unaufhaltsam vollzog. War es auch eine Loslösung von der Welt der schönen Seele und von den Geistern, die sie gerufen? In den Wahlverwandtschaften, da, wo von Ottiliens letzten Tagen gesprochen ist, begegnet uns in bezug auf ihre wie eine Naturnotwendigkeit erfaßte Liebe zu Eduard die erstaunliche Stelle: ‚Er war (wenn sie beisammen waren) nur ein Mensch im bewußtlosen vollkommenen Behagen‘. Worauf Goethe, wie Swedenborg, die Liebenden einer solchen Wiedervereinigung im Jenseits — wir fragen hier nicht nach welchem Recht — für wert hält. Es wäre völlig ungerechtfertigt, zwischen Goethes Apotheose der Ehe und dem Lobgesang, den Swedenborg ihr weiht, eine Parallele ziehen zu wollen, denn Übereinstimmung ist nicht Entlehnung, wenn auch beider Auffassung eine mystische ist. Aber wenn es in der Farbenlehre heißt, das Ein- und Ausatmen, Systole und Diastole, sei die ewige Form des Lebens, so tauchen doch ganz bestimmte Erinnerungen an grundlegende Gedanken des Naturforschers Swedenborg auf. Hat er, wie Morris es voraussetzt, Anteil auch an dem Abschluß der Faustdichtung gehabt und ist ihr greiser Vollender noch einmal zu Demjenigen zurückgekehrt, der seiner Phantasie beglückend lebendige Anschauungen geliehen hatte? Aus den ‚Arcana coelestia‘ gewinnt Morris abermals Analogien zwischen dem Wesen der Engel und Geister, die Jahrzehnte hindurch durch Swedenborgs Mund redeten, und jener letzten Vision, in der Goethes Weltanschauung den Himmel sich schuf, in dem Faust Erlösung findet.

Dieser Himmel selbst aber ist nicht mehr das Paradies Swedenborgs, das Sündern Einlaß gewährt und keine Heiligen kennt. Der Dichter des Faust ist Heiligkeit zur geflüchtet, um Gnade für den Sünder zu erlangen: der Himmel der Arcana ist erbleicht.

Ohne deshalb Eindrücke auszulöschen, deren Spuren nicht nur in Goethes größtem Werk erkennbar sind, erhebt sich eine Macht, ungleich größer denn jene Swedenborgs, als die wahre Erweckerin der Schlußszene des ‚Faust‘.

Goethe hat sie genannt. Er schreibt 1804 die inhaltsschweren Worte: ‚J'aime mieux que le Catholicisme me fasse du mal, que si on m'empêchait de m'en servir pour rendre mes pièces plus intéressantes.‘

Er erhielt viel mehr, als er begehrte. In ihren Armen hat die katholische Mystik seine unsterbliche Büßerin emporgetragen und, mit Faust, die Dichtung selbst gerettet.

Als Vorbild des Erdgeists war Swedenborg einst in diese Dichtung aufgenommen worden. Im Schlußakt, so heißt es, kehrt er in der Gestalt des Pater Seraphicus und im Chor der Seligen wieder, zu denen er eine junge Geisterschar emporführt:

,Steigt hinan zu höherm Kreise,
Wachset immer unvermerkt,
Wie, nach ewig reiner Weise,
Gottes Gegenwart verstärkt.
Denn das ist der Geister Nahrung,
Die im freiesten Aether waltet:
Ewigen Liebens Offenbarung,
Die zur Seligkeit entfaltet'.

Wenn Goethe bei dieser Stelle wirklich Swedenborgs gedacht hat, so verewigt sie den fruchtbringenden Gedanken seiner Theosophie, die Fortentwicklung des Menschen im Jenseits zu immer höherer Tätigkeit und wachsender Erkenntnis in der Seligkeit göttlicher Liebe.

Nach Goethe haben, um diese zu nennen, Tennyson, Newman und Fogazzaro am goldenen Faden weitergesponnen, der ihre dichterische Vision durchzieht. Auch Swedenborgs Ewigkeitsgedanken sind, gleich den ihrigen, nur ein Spiegelbild dessen, was die menschliche Seele mit unvertilgbarer Sehnsucht erwartet und begehrt. In der seinigen lebte diese Sehnsucht so stark, daß sie ihn, ein Menschenleben hindurch, fast der Erde entrückte. Nicht daran, sondern am Versuch, die Wonnen einer andern Welt dieser hier begreiflich zu machen, ist er gescheitert. Er sollte erfahren, daß schon die irdische Kunstregel, die dem Schriftsteller mit dem bildenden Künstler zu wetteifern verbietet, mit untrüglicher Sicherheit auch gegen ihn arbeitet. Bilder, die durch Hervorhebung weniger charakteristischer Züge zum Leben erwachen, erstarren unter dem Wagnis, sie in allen Einzelheiten zu beschreiben. Vom Jenseits Swedenborgs wissen wir zu viel, um noch an seine Realität glauben zu können: er ist den Erdgeist nicht los geworden. Der Flügelschlag des Geisterreichs rauscht nicht durch Swedenborgs Offenbarungen, sondern in den Worten des zu kühn von ihm verworfenen Apostels, der nicht schildern kann, was er geschaut hat, und uns — gerade dadurch — überzeugt.

Die katholische Kirche, die bereits 1734 die ,Principia' verurteilt hatte, muß selbstverständlich auch Swedenborgs Theologie verurteilen. Obwohl er selbst Katholiken zwar für erlösungsfähig hält, aber das Papsttum und die Hierarchie dem Untergang im Diesseits und Jenseits geweiht hat, sind zwei Katholiken, wovon jeder in seinem Gebiet von hervorragendster Bedeutung, sehr mild mit ihm verfahren, nämlich J. A. Möhler in seiner ,Symbolik', J. Görres in einer besondern Schrift. Möhler, der vieles an seiner Theo-

dicee zu loben findet, nennt seine Darstellung der alten kirchlichen Lehre, schon infolge seiner Unwissenheit in Kirchen- und Dogmengeschichte, ganz unhaltbar, aber seine Psychologie sei durchdacht. Den Autor der Geschichte der Mystik haben Swedenborgs Visionen beschäftigt. Bei einem so untadelhaften Charakter will Görres nicht an Betrug denken, aber er erklärt seine ekstatischen Zustände als somnambulistisches Hellsehen, bei dem dämonische Mächte ganz in der Nähe lauerten, wie denn auch Swedenborg selbst Gewandtheit böser Geister in Betrug und List fürchtete. Durch ihre Annäherung auch physisch in Angst und Schrecken oft bis zur Erschöpfung versetzt, suchte er Zuflucht gegen sie im Gebet. Diese Umstände erwägend, spricht Görres von der auffallenden Isolation dieser Offenbarungen, von ihren Widersprüchen, von der schreienden Dissonanz, die sie in die Führung der Vorsehung bringen würden. Wie Traumbilder im gewöhnlichen Schlaf, so sei in der Verzückung des Hellsehens eine gemischte Welt von Täuschung und Wahrheit an Swedenborgs Geist vorübergezogen. Sein Irrtum sei sein Unglück, nicht seine Schuld gewesen. Damit scheiden wir, nach Möhlers Worten, von einer der geheimnisvollsten Erscheinungen der Geschichte.



Abend.

Ja, wenn sich einsam, still der Abend naht,
Wenn sich des Tages toller Lärm verlor,
Dann dunkelt in die Seele meine Tat,
Dann erst lauscht dem Gewissen bang das Ohr.
Dann kommt die tags verlachte Angst zu mir,
O Gott, jetzt, ja jetzt rett ich mich zu dir,
Ob nicht dein Licht, die Nacht durchhellend, käme,
Und deine Hand die meine schützend nähme;
Wie sich zur Mutter sucht das Kind und rief,
Da es den ganzen Tag verspielt und lief,
Und dann an ihren Knieen weinend lag
Und alles ihr erzählt, alles versprach
Und Besserung gelobend, leis entschlief.
O Gott, und morgen wieder?
's wird wieder Tag — o würd' es nie mehr Tag.

Ernst Thrasolt.

Aus der soeben erschienenen Sammlung ‚De profundis'. (J. Kösel, Kempten u. München.)





Das Kinderbuch als Bildungsmittel.

Die letzten Jahre brachten der pädagogischen Welt eine vollständige Umwälzung in der Theorie und Praxis des Kinderbuches. Die Zeiten, da man im Kinderbuche ein bequemes Mittel erblickte, die Kinder daheim zu halten, ihnen die Zeit zu vertreiben, sie zu unterhalten, vielleicht auch so nebenbei ein wenig zu belehren, sind für immer dahin. Man betrachtet das Kinderbuch wieder wie vor langer, langer Zeit als ein wichtiges Bildungsmittel. Man nimmt Goethes schönes Wort: ‚Für die Kinder ist nur das Beste gut genug!‘ wirklich ernst. Man sucht auch auf dem Gebiete des Kinderbuches den äußerlich protzigen, innerlich wertlosen ‚industriösen Schnickschnack‘, der sich immer dreister und anmaßender in allen Lebensformen und Einrichtungen zur Geltung bringen wollte und will, zu verdrängen und der echten, bodenständigen Kunst ihr verloren gegangenes Heimatrecht auch in der Kinderstube zurückzuerobern. Man will zur Bekämpfung allzu einseitiger Verstandesbildung auch den künstlerischen Trieben wertvolle Nahrung geben. Man strebt darnach, im Kinderbuche der Jugend einen Umgang edelster Art zu schaffen.

Diese Ideen und Bestrebungen fanden ein Feldgeschrei in Theodor Storms bekanntem Paradoxon: ‚Wenn du für die Jugend schreiben willst, darfst du nicht für die Jugend schreiben;‘ sie brachten das Wolgastsche Schlagwort: ‚Die Jugendschrift in dichterischer Form muß ein Kunstwerk sein‘ zu allgemeiner Anerkennung; sie riefen eine umfangreiche Literatur über die Theorie und Praxis des Kinderbuches hervor; sie führten endlich zu rücksichtsloser Ablehnung aller Jugendschriften, die buchhändlerischer Spekulation oder pädagogischem Übereifer ihr Dasein verdankten, in denen der gute Wille des Verfassers für sein schlechtes Können entschädigen, in denen eine pädagogische Tendenz über mangelhafte Darstellungsweise hinwegtäuschen sollte. Zwar hat schon vor einem Vierteljahrhundert kein geringerer als der bekannte Pädagoge Otto Willmann solche Grundsätze ausgesprochen, wenn er verlangte, daß das Jugendbuch klassisch sein muß, klassisch in dem Sinne, daß jedes Alter in ihm einen Besitz hat und zu ihm zurückzukehren Antrieb fühlt. Aber der besinnungslose Materialismus der siebenziger Jahre überhörte solche Ideen, und erst die energische Agitation der um Wolgast gescharten vereinigten deutschen Prüfungsausschüsse für Jugendschriften verhalf dem Gedanken einer gründlichen Reform der Jugendlektüre zum Durchbruch.

Die theoretischen Ergebnisse der Bewegung haben sich verdichtet in den Anforderungen, die man jetzt an gute Jugendlektüre zu stellen gelernt hat. Inhaltlich muß das Kinderbuch — wir haben hier vornehmlich die erzählende, die dichterische Jugendlektüre im Auge — ein Kunstwerk sein. Nur der Künstler vermag den kindlichen Geist durch gute Lebensdeutung, durch unverfälschten Ausdruck des Lebens zu nähren. Das Kinderbuch muß aber auch in seinem Stoffe dem Kinde zugänglich und interessant sein, es muß Bildungswerte enthalten. Das Äußere des Jugendbuches muß seinem Gehalte entsprechen. Papier und Druck sollen dem Auge gefällig erscheinen, müssen die Sehkraft schonen. Der Einband muß dauerhaft sein. Bei reich und vornehm ausgestatteten Büchern, die im allgemeinen nicht den Vorzug verdienen, sollen Einbanddecke, Vorsatzpapier, bildlicher Schmuck, Papier und Druck ein harmonisches Ganze bilden. Im Interesse einer weiten Verbreitung guter Jugendlektüre soll der Preis möglichst niedrig bemessen sein. Die Maßstäbe der Jugendschriftenkritik sind also wesentlich andere geworden. Sah man früher als Hauptkennzeichen des guten Kinderbuches seine moralische Unschädlichkeit an, so sind uns heute seine Bildungswerte der erste Empfehlungsbrief, wobei wir als selbstverständlich voraussetzen, daß die Jugendschrift sittlich einwandfrei ist. Verlangte man früher vom Jugendschriftsteller in erster Linie pädagogische Absichten, so kann uns heutzutage die beste Absicht künstlerische Gestaltungskraft und Ausdrucksfähigkeit nicht ersetzen. Erblickte man die Kindertümlichkeit der Jugendschrift früher in einer besonderen, für den jugendlichen Leser zugestutzten Behandlungsweise des Stoffes, so sehen wir das Heil in einem Stoffe, der dem jugendlichen Verständnis zugänglich ist und dem kindlichen Interesse entgegenkommt, so verlangen wir mit Theodor Storm einen Stoff, ‚der, unbekümmert um das künftige Publikum und nur seinen inneren Erfordernissen gemäß behandelt, gleichwohl wie für den reifen Menschen, so auch für das Verständnis und die Teilnahme der Jugend geeignet‘ ist.

Diese Umwertung der theoretischen Werte rief auch eine Umwälzung der Schriftsteller- und Verlegerpraxis in der Jugendliteratur hervor. Es begann zunächst eine eifrige Durchforschung unserer nationalen Kunst und Literatur nach solchen Erzeugnissen, die für die Jugend verständlich, interessant und wertvoll sind. Man wendete sich hauptsächlich jenen Literaturgebieten zu, die nach ihrer Entstehung und inneren Beschaffenheit von vornherein den Stempel der Kindertümlichkeit trugen: Märchen und Sage. So brachte denn die Bewegung eine große Zahl guter Märchen- und Sagenbücher. Auch die besten Sachen der Kunstmärchendichter wurden ausgewählt und neu herausgegeben. Man bevorzugte: Hauff, Andersen, Brentano. Man wies hin auf gute geschichtliche Erzählungen. Man wählte gute Novellen aus der zeitgenössischen und klassischen Literatur aus. Vor allem erlebten Kinderlied und Kinderreim eine fröhliche Auferstehung. Wolgasts reizendes Büchlein ‚Schöne alte Kinderreime‘ wurde in kurzer Zeit in mehr als 100 000 Exemplaren verbreitet. Man schuf Auswahlbände der besten kindertümlichen Gedichte von Goethe, Schiller, Uhland,

Lenau, Eichendorff, Droste-Hülshoff, Mörike, Liliencron, Greif, Güll, Kopisch, Reinick, Pocci, Hey und gab auch einige trefflichen Anthologien heraus. Reiche Ausbeute gewährte auch die Literatur der Schwänke, Volksbücher und Legenden. Dieselben Grundsätze und dasselbe Verfahren wurden auf das Bilderbuch ausgedehnt. Es wurden Bilderbücher aus den Werken Dürers, Richters, Menzels, Thomas, Steinhausens, Rethels, Uhdes und neuestens auch Schwinds* geschaffen. Auch die zeitgenössischen Künstler nehmen sich in nie geahntem Umfange des Bilderbuches an: man kann von einer radikalen Umwälzung der Bilderbuch-Literatur reden.

Ein weiteres Ergebnis der Bewegung ist die Tatsache, daß die Verleger auch das Äußere des Kinderbuches mit der allergrößten Sorgfalt behandeln. Vielleicht wird in dieser Hinsicht des Guten zuviel getan. Für die raffinierte Dekorationskunst mancher Modernen, wie sie auch in einzelnen Bilderbüchern sich breit macht, hat das Kind absolut kein Organ, soll es kein Verständnis haben. Dennoch kann nicht geleugnet werden, daß von manchen Künstlern Gutes geschaffen wurde. Namentlich verdienen die schmucken Bände der Gerlachschen Jugendbücherei durchweg hohes Lob.

Einen durchschlagenden Erfolg erzielte die Bewegung auch in ihren auf Verbilligung des Jugendbuches gerichteten Bestrebungen. Die niedrigen Preise mancher Bücher waren aber nur dadurch möglich, daß eine große Organisation sich die massenhafte Verbreitung angelegen sein ließ und dem Verleger von vornherein weitgehende Garantien zu bieten vermochte. So ist es denn dem Zusammenwirken verlegerischen Wagemutes und hingebender Werbearbeit der deutschen Lehrerschaft gelungen, eine aus 16 Blatt bestehende Ludwig-Richtergabe für 50 Pfg., Wolgasts ‚Schöne alte Kinderreime' für 15 Pfg., ‚12 Blatt aus Dürers kleiner Passion' für 10 Pfg. auf den Markt zu bringen. Allerdings wurden von diesen Büchern in kurzer Zeit über 100000 Exemplare verkauft. Auch die ‚Münchener Jugendschriften', die in gut ausgestatteten Heften zu 15 Pfg. meist gutes, altes Erzählungsgut bringen, verdienen als ein vorzügliches Unternehmen rückhaltlose Anerkennung.

Eltern und Lehrer, die sich die Ergebnisse dieser Bewegung zunutze machen und die Bücher ihrer Kinder nach den hier vorgetragenen Grundsätzen auswählen wollen, ziehen bei ihren Einkäufen am besten ein von erfahrenen Pädagogen zusammengestelltes Bücherverzeichnis zu Rate. Als die beste von vielen guten sei die von Dr. Thalhofer zusammengestellte, im ‚Literarischen Ratgeber für die Katholiken Deutschlands' abgedruckte Bücherliste besonderer Beachtung und fleißiger Benutzung angelegentlich empfohlen.** Diese Liste, an der neben Thalhofer auch Elisabeth Nieland und Stefan Reinke mitarbeiten,

* Mit Moritz von Schwind ins Märchenland. Ein Buch für die Jugend und ihre Freunde von Johanna Arntzen. Kempten, Kösel. 3 M.

** Außerdem darf ich hinweisen auf die grundsätzlichen Erörterungen und die Bücherverzeichnisse in meiner Schrift: ‚Jugendschrift und Erziehung.' Wittlich, Fischer. 1 M.

stellt so ziemlich den praktischen Ertrag der von katholischer Seite ausgegangenen Bemühungen zu einer Reform der Jugendlektüre dar. Sie ist ein wertvolles Hilfsmittel für jeden, der Jugendlektüre zu leiten und zu beschaffen hat, der das Kinderbuch als wichtiges Bildungsmittel betrachtet und demgemäß verlangt, daß in ihm nur der Künstler in Wort und Weise, Form und Farbe zum Kinde sprechen darf.

Von einer solchen Lektüre wird man sich die besten Wirkungen versprechen können. Sie wird zunächst die gesamte Bildungsarbeit unterstützen und ergänzen: Bereicherung der Kenntnisse, Vertiefung und Verfeinerung der Gefühle, namentlich des Mitgefühls, Erhöhung der sprachlichen Ausdrucksfähigkeit werden die sicheren Ergebnisse guter Jugendlektüre sein. Insbesondere erscheint die Lektüre poetischer Werke, wie auch Schönbach in seinem Buche ‚Über Lesen und Bildung' ausgeführt, gerade in unseren Tagen dazu bestimmt, die schädlichen Folgen einseitiger Verstandes- und Berufsbildung auszugleichen, ergänzend und harmonisch zu wirken. Weiterhin verspricht man sich von derartiger Jugendlektüre, daß sie eine gute Grundlage zur Bildung literarischer Urteilsfähigkeit schafft. Denn die fortgesetzte Lektüre wertvoller Dichtungen gewöhnt an gute Darstellungsweise, vermittelt weniger die Kenntnis, aber ein Gefühl für unerläßliche, künstlerische Qualitäten: für innere Wahrheit, für scharfe Charakterzeichnung, lebendige Schilderung und plastische Sprache. So legen sich im Geiste des Lesers gewisse Normen fest, die bei der Aufnahme neuer Werke zum Vergleiche reizen, als Maßstäbe gebraucht werden, die aber meistens unwillkürlich, gefühlsmäßig wirksam sind; wie denn überhaupt bei den meisten Menschen der Geschmack weniger aus der Kenntnis fester ästhetischer Grundsätze als vielmehr aus der Gewöhnung an gewisse Ausdrucksformen hervorgeht. So darf man denn vielleicht von einer guten Jugendlektüre auch erwarten, daß sie die Jugend mehr oder weniger zu verständiger Teilnahme am Studium und am Genusse unserer klassischen und zeitgenössischen Literatur erzieht.

Joseph Antz.





Die neueste ‚Allgemeine Kunstgeschichte'.

Das groß angelegte Werk des gelehrten Benediktiner-Paters Dr. Albert Kuhn* liegt jetzt bis zur 41. und 42. Lieferung vor, in der die Malerei der neuesten Zeit (1850—1908) abgehandelt wird. Es wird noch eine 43. Lieferung erscheinen, die nächst dem Abschluß des eigentlichen Textes die Haupt- und Bandtitel der sechs Halbbände, die Inhalts- und Illustrationsverzeichnisse, ferner eine genaue Anweisung für den Buchbinder und die Abbildung der Originaleinbanddecken für jeden Halbband samt Preisangabe enthält. Alle Vorarbeiten sind getroffen, so daß noch vor Weihnachten 1908 die 6 kompletten Halbbände im Buchhandel erscheinen können.

P. Dr. Kuhn gibt seinem Werke den Untertitel: ‚Die Werke der bildenden Künste vom Standpunkte der Geschichte, der Technik und der Ästhetik.' Es ist aufs höchste zu rühmen, wie der Verfasser diese drei ‚Triangulationspunkte' zur instruktiven Vermessung der Kunst stets sorgfältig in Rechnung stellt und so, als ein scharfer Dialektiker der Momente, welche die Fundamente zum Verständnisse der bildenden Künste bilden, ein überaus trefflicher Lehrmeister ist. In längeren Einleitungen philosophischen Charakters werden die Grundlinien der Kunstprinzipien, wie sie Pater A. Kuhns Auffassung zugrunde liegen, nach obiger Dreiteilung hin festgelegt, und wenn der einzelne vielleicht auch nicht in allem beistimmen wird, wie dies bei der unendlichen Mannigfaltigkeit der Anschauungen über das Wesen der Kunst kaum anders möglich ist, so wird er doch soviel unbedingt zugeben müssen, daß der Verfasser dieses schwierige Problem auf Grund einer eminenten Belesenheit, eines gut disziplinierten kritischen Vermögens und mit zugleich weit und tief denkendem Geiste umfaßt.

Wenn es erlaubt ist, eine persönliche Meinung hier hervorzuheben, so wäre unseres Erachtens ein entwicklungsgeschichtliches Moment mehr in den Vordergrund zu stellen gewesen, dem allerdings allgemein die ihm zustehende Würdigung nicht erteilt wird; wir meinen das kulturpsychologische. Wir verstehen darunter den Zusammenhang der Kunstwerke mit dem Kulturgeist der Zeit, eine Betrachtung der Kunstbetätigung in der Weise, daß aufgewiesen wird, wie sich in den einzelnen Schöpfungen das Seelenleben des Volkes spiegelt. Die Kunstgeschichte im engeren Sinne des Wortes begnügt sich mit der Pragmatik und mit der Darstellung der Entwicklung der Kunst im Zusammenhange mit den politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen, die Kunsttechnik beschäftigt sich mit den äußerlichen Mitteln, welche der Kunstübung dienstbar gemacht werden, die Kunstästhetik zeigt die abstrakten allgemeinen Normen auf, auf welche wir die Begriffe des Schönen, Erhabenen, Anmutigen ꝛc. basieren. Als Aufgabe der

---

* P. Dr. Albert Kuhn, O. S. B. Allgemeine Kunstgeschichte. Einsiedeln, Waldshut und Köln, Verlagsanstalt Benzinger & Co., 1900—1908. In 43 Lieferungen à 3 Mk., geb. in 6 Bänden.

Kunstpsychologie betrachten wir es, nicht nur darzutun, wie der einzelne Künstler seine individuellen Anschauungen und Stimmungen, seinen Eigencharakter im Kunstwerke zum Ausdrucke bringt, sondern auch, wie er, als Kind seiner Zeit, uns in seinen Schöpfungen einen Spiegel des gesamten Kulturlebens und namentlich des Volksempfindens vor Augen hält. Um deutlicher zu zeigen, was wir meinen, sei es erlaubt, ein Beispiel anzuführen. Fast alle Kunstgeschichten fangen mit den ägyptischen Bauwerken an. So auch P. Kuhn, und diesem Wegweiser folgend sei auch unser Beispiel dem Pharaonenreiche entnommen. Hier treten uns als älteste Baukunstwerke nicht, wie vielfach irrtümlich angenommen, die Pyramiden, die Königsgräber, sondern die Mastabas, die Hügelgräber, vor Augen. In diesen Gräbern hauste bekanntlich nach altägyptischer Vorstellung der Schemen der Toten in seinen vielfachen Gestaltungen, wie er sie im Laufe der religiösen Entwicklung des Kulturlebens am Nil angenommen hat. Der Kunsthistoriker hätte hier also zu zeigen, wie in den einzelnen Teilen der Mastaba, den Kultusräumen, dem Serdab und der Totenkammer die Ideen der Ägypter von dem Fortleben der Toten sich widerspiegeln, wie wir hier die ältesten Dokumente eines zwar höchst äußerlichen, aber dabei unerschütterlichen Unsterblichkeitsglaubens vor uns haben und wie dessen Modifikationen im Fortschreiten der Zeit mit den Wandlungen in der Anlage der Mastabas Hand in Hand gehen. Es liegt auf der Hand, daß eine derartige Betrachtungsweise ein sehr intensives völkerpsychologisches Studium erfordert, und daß es den Stoff einer Kunstgeschichte außerordentlich vermehrt und in gewisser Weise beschwert; aber andererseits ist es auch klar, daß gerade hier die Handhabe zum völligsten Verständnis namentlich solcher Kunstwerke gegeben ist, die einer Zeit entstammen, deren Geist uns fremd geworden ist, und daß nur durch diese ‚Seelenkunde der Kunst' es möglich ist, die starren Monumente ältester Zeit wieder zu beseelen, d. h. unserem Empfinden nahe zu bringen.

Von der Einführung in die Ästhetik ist ganz besonders die Abhandlung über das Schöne in der Plastik zu loben, wo mit treffenden Gründen die Einseitigkeiten von Lessings Auffassung zurückgewiesen werden. Von gleicher Gedankenschärfe und -Größe zeugen die Abhandlungen über die ästhetischen Ideale in der Geschichte, über den Geschmack und über das Erhabene, während das Anmutige uns etwas zu kurz zu kommen scheint, ein Mangel, der mit anderen Eigenheiten in der Kuhnschen Kunstauffassung, auf die wir noch zu sprechen kommen, zusammenhängt. Gänzlich abweichender Meinung sind wir nur in bezug auf das, was P. Kuhn vom Tragischen in der Kunst sagt. Wir lesen S. XXXV. (Lief. 3) unter dem Titel: ‚Die mittelbaren Formen des Schönen': ‚das echt Tragische ist tief religiös'. Dieses Diktum können wir als einen Wahrheitssatz nicht anerkennen. Es setzt dem Tragischen zu enge Grenzen. P. Kuhn steht eben noch auf dem Standpunkte der Tradition, die als Postulat des Tragischen setzt, daß die höhere Idee, das Gute oder Göttliche, sich sieghaft erweise über das Böse, das Niedere-Menschliche. Die Empirie des Lebens zeigt aber, daß dies durchaus nicht immer der Fall ist, ja, man kann nicht ohne Grund zweifeln, ob es auch nur in der Mehrzahl der tragischen Vorkommnisse der Fall ist. Niemals darf aber die Kunst in die Zwangsjacke vorgefaßter Prinzipien gesteckt werden; nichts, was wahr ist, soll a limine von der künstlerischen Darstellung ausgeschlossen sein. Unsere modernen Schulen wie Realismus, Naturalismus, Verismus gehen — womit ihre Einseitigkeiten, Zügellosigkeiten und Auswüchse durchaus

nicht geleugnet werden sollen — von dem gesunden Gefühl aus, daß man bislang die Kunstübung allzusehr in die spanischen Stiefel idealistischer Ästhetik eingeschnürt hat. Norm des Tragischen wie der Kunst überhaupt kann nur das Menschlich-Bedeutungsvolle sein. Sofern das Menschliche bedeutungsvoll ist, spricht sich allerdings in ihm stets eine höhere Lebensidee, ein Zug zu Gott oder auch eine Abwendung von Gott aus; aber das involviert durchaus noch keine tiefe Religiosität, die man, wenn man aufrichtig sein will, in der Tat in viele und manche der besten tragischen Kunstwerke nur mit Gewalt hineindisputieren kann.

Aus diesem Grunde können wir auch P. Kuhns Beurteilung der Laokoongruppe (Lief. 8, S. 229 ff.) nicht völlig beistimmen. Was über die Entstehung, die notwendigen Ergänzungen und die Komposition gesagt wird, ist einwandsfrei und von der Klarheit und Plastik, die überhaupt P. Kuhns Darstellungsweise und Diktion auszeichnet. Der Verfasser sagt alsdann: ‚Die raffinierte Technik wird anspruchsvoll, sie drängt sich dem Beschauer auf und fordert besondere Aufmerksamkeit und Beachtung für sich; es ist unmöglich, das Bild zu betrachten, ohne an die Überwindung der Schwierigkeiten und die Bravour der Mache zu denken ... Man hat den Vorgang tragisch genannt. Echte Tragik setzt sittliche Erhabenheit voraus, welches (?) im Kampf den Einsatz bildet. Im Laokoon wird kein Erhabenes ausgesprochen, er wirkt daher auch nicht erhebend durch Furcht oder Mitleid, sondern abschreckend durch das Gräßliche des Vorgangs' (S. 232 f.). Hier möchten wir uns doch ein Fragezeichen erlauben. Die Szene, welche die drei rhodischen Künstler hier vor Augen stellen, erfüllt unsere Bedingung, daß etwas Menschlich-Bedeutungsvolles dargestellt werden solle, ganz zweifellos. Ein Sieg des Erhabenen ist allerdings nicht gegeben und konnte auch, ohne dem Geschehnis Zwang anzutun, kaum zur Darstellung kommen. Das Werk ist von pessimistischem Realismus durchweht. Laokoon, der Priester Gottes, wird mit seinen beiden Söhnen von brutalen Naturgewalten vernichtet, ohne daß eine Antwort auf die Frage gegeben wird: warum? Ist er, sind seine Söhne schuldig? Aber zweifellos kommen im Leben tausend Fälle vor, wo wir vor ähnlichen Rätseln eines Gottesgerichtes stehen, und unseres Erachtens ist es weder zweckdienlich, sie prinzipiell vom Boden der künstlerischen Verwertung wegzurücken, noch angängig, zu verlangen, daß das Erhabene durch irgendwelchen ‚Kunstgriff' hineininterpretiert werde. Daß nun bei der Gruppe die Überwindung der Schwierigkeiten, welche aus dem Sujet sich ergeben, dem Betrachtenden augenfällig ist, kann nicht geleugnet werden, es ist aber eine aus dem Sujet selbst sich ergebende Notwendigkeit, die keinen Vorwurf gegenüber den Künstlern bedeuten kann. Wenn bei anderen Werken die Überwindung der Schwierigkeiten, deren vielleicht ebenso viele und große vorhanden sind, mehr in den Hintergrund tritt, so liegt das aber nicht an der glücklicheren Hand des Künstlers, sondern an dem Vorwurf. Es kommt darauf an, ob die Bravour des Schaffens nur sich selbst zur Schau tragen, oder ob sie Mittel zum Kunstzweck, der Vergegenständlichung einer höheren Idee ist. Wir glauben nicht, daß ersterer Vorwurf ohne Leichtfertigkeit den Bildern der Laokoongruppe gemacht werden kann. Dagegen bricht der Glanz einer höheren Idee in dem schauervollen Realismus der Gruppe sich sehr wohl Bahn: bei Laokoon selbst, indem er im höchsten Affekt des Schmerzes das Haupt zum Himmel wie flehend wendet, bei dem jüngeren Sohne, der schicksalergeben zusammenbricht, am stärksten bei dem älteren Sohne, der trotz der ihm drohenden Gefahr sein sorgendes Mitleid dem Vater zuwendet.

Indem wir nunmehr zur Kritik des pragmatischen Teiles übergehen, fällt es uns schwer zu sagen, was wir am meisten loben sollen. Um zunächst ein Äußerliches hervorzuheben, so ist der Reichtum der Abbildungen* bei dem verhältnismäßig billigen Preis — die Lieferung, ungefähr 90 Seiten umfassend, drei Mark — ein geradezu erstaunlicher. Die Bilder sind nicht aufs Geratewohl aus vorhandenen Kunstwerken herausgeklaubt, sondern mit großem Verständnis für den belehrenden Zweck zusammengestellt; sie sind zum Teil ganz neuer oder doch wenig bekannter Art, und man merkt der Auswahl an, daß das Material dem Verfasser zum größten Teil durch Autopsie bekannt ist. Wir haben Lithographien, Lichtdrucke, Autotypien, Typographien, Photogravüren und Illustrationen in reicher polychromer Ausführung in buntem Wechsel vor uns, und fast jede dieser Abbildungen entspricht durchaus an Feinheit und Deutlichkeit jedem Verlangen, das man irgend bei dem geringen Preise vernünftigerweise stellen kann. Auch die Farbendrucke entsprechen zumeist der künstlerischen Höhe, auf der das Werk steht. Ganz besonderer Dank gebührt aber dem Verfasser noch für die überaus zahlreichen Grundrisse, die er den Darstellungen der Baudenkmale zugefügt hat — getreu seinem Prinzip, das angeregte Interesse durch Belehrung zu vertiefen.

Der Kontext behandelt bei den einzelnen Kunstepochen Architektur, Skulptur und Malerei stets gesondert. Diese Trennung trägt zur Prägnanz und Durchsichtigkeit der Darstellung wesentlich bei, und manche Kapitel gelangen zu einer solchen Geschlossenheit und Vollendung in der Konzeption, daß sie geradezu als klassisch angesprochen werden können. Zu solchen Kapiteln möchten wir namentlich rechnen: die Darstellung des konstruktiven Systems bei den Griechen, die Abhandlung über die Epoche der altchristlichen Baukunst bei den Germanen wie über die Plastik bei den Germanen zu gleicher Zeit, ferner die Würdigung der gotischen Bauprinzipien und die Ästhetik des gotischen Stils, dann die Analyse der deutschen Malerei im Cinquecento und des Barocks, speziell auch die neuartige Behandlung des französischen Barocks, endlich die Einführung in die Kunst Michelangelos und Rubens'. Bei Rembrandt vermissen wir dagegen eine Hervorhebung seines spezifisch deutschen Wesens und des auf dieses sich gründenden einfach-kräftigen Realismus, wie er z. B. in der leider nicht genug gewürdigten heiligen Familie in Kassel in so warmen, naiven Tönen zu uns spricht.

Nach diesem vielen Lob der vielen äußerst tüchtigen Seiten des Werkes sei es uns erlaubt, zum Schluß noch auf eine schwache Seite hinzuweisen.

Wir sehen ein Manko von P. Albert Kuhns meisterlichem Werke in folgender Richtung. Schon bei der Abhandlung der ägyptischen Kunst fiel uns auf, daß die Kleinkunst so stiefmütterlich behandelt wurde. Gerade bei den Ägyptern ist diese von einer außerordentlichen Wichtigkeit geworden. Es ist allgemein bekannt, wie die Uschebtis, die kleinen Ton- und Steinfiguren, die man den Toten in den Sarg legte, und die den Ägypter in allen seinen täglichen Verrichtungen und Lebensgewohnheiten darstellen, für unsere Kenntnis des Kulturlebens und der Kunstübung am Nil von äußerster Wichtigkeit geworden sind. Denn hier emanzipiert sich die ägyptische Kunst ganz von dem Zwang des Konventionellen, dem sie in allen anderen Formen unterworfen ist; sie tritt natürlich auf und ist daher wahr. Aber auch an Schmuck- und Ziergegenständen ist uns eine große Menge, wiederum meist in Gräbern gefunden, erhalten geblieben, und aus all diesen Überbleibseln alters-

* Ca. 3600 Illustrationen und ca. 240 ganzseitige artistische Beilagen.

grauer Zeit vermögen wir uns ein Bild von dem Volksleben am Nil vor 4000 Jahren zu entwickeln, wie wir es kaum so deutlich von dem Leben unserer eigenen Ahnen zur Zeit ihres ersten Auftretens in der Geschichte uns vorzustellen vermögen. Die Monumentalbauten und deren großartige Skulpturen und malerische Ausschmückungen werden ja zweifellos immer an erster Stelle in einer Kunstgeschichte zu würdigen sein, aber ganz im Zuge unserer Zeit, die nicht nur den Geist der großen, sondern auch der kleinen Leute kennen zu lernen sucht, liegt es, mehr wie bisher auch alle jene primitiven Anfänge, Fortschritte und Verfeinerungen der Kleinkunst zu verfolgen, in welchen sich die Entwicklung des Familien- und gesellschaftlichen Lebens spiegelt. In eine moderne Kunstgeschichte gehört daher unseres Erachtens auch eine Rücksichtnahme auf alle die Kunstwerke, welche in den ethnologischen Museen angehäuft werden, und eine Aufweisung der Zusammenhänge der ursprünglich-volkstümlichen Kunstübung an unscheinbaren Gegenständen mit den monumentalen und vollendeten Werken der offiziellen Kunst. Dies würde sich um so mehr lohnen, als wir dadurch die Völker nicht mehr so ausschließlich im Sonntagsrock der geweihten Kunst, sondern mehr im Bürgerrock des alltäglichen Lebens kennen, neben ihren erhabenen Bestrebungen auch ihre anmutigen Freuden, ihre Spiele, Tänze und alles das würdigen lernten, was die Kunst zur Verschönerung des täglichen Lebens beiträgt.

Trotz dieser Ausstellung, die in einer zweiten Auflage des Werkes Berücksichtigung finden möge, können wir dasselbe allen Kunstfreunden als eine Leistung allerersten Ranges bestens empfehlen. Dr. J. Jaeger.

Ernst Thrasolt, ein religiöser Lyriker.

Wenn ich hier gleich eingangs bekenne, daß ich vorhabe, über ein dünnes Gedichtebändchen von 128 Seiten eine längere Besprechung zu geben, so werden die meisten das zunächst sehr unangebracht finden. Man denke, welche Zumutung an den heutigen Leser moderner Romane, den Zuschauer neuzeitlicher Bühnenstücke — ein ganzes Buch Lyrik, und noch dazu religiöse Lyrik, ja kondensiert religiöse Lyrik! Ich gewähre aber den darob entsetzten Gemütern gern mildernde Umstände; denn die frommen Lieder sind nicht ganz mit Unrecht in Verruf geraten. Man hat uns — ich denke in erster Linie an Katholiken — ja in den letzten Jahrzehnten reichlich mit ‚religiösen' Gedichten gefüttert; aber, ach, sie waren meist mehr fromm als künstlerisch geschmackvoll — und daran haben wir uns den ästhetischen Magen so verdorben, daß wir jeder unter religiöser Etikette servierten lyrischen Kost ein vorsichtiges Mißtrauen entgegenbringen. P. Ansgar Pöllmann hat es während der paar Jahre des Bestehens seiner ‚Gottesminne' (und die Jahre waren trotz allem nicht vergeblich!) wohl am unmittelbarsten und bittersten erfahren müssen, wie arm wir in der Gegenwart eigentlich an wahrhaft religiösen Sängern sind: er hat zwar stillschweigend, aber sehr merklich sogar das ganze Programm seiner Zeitschrift umgestalten müssen; auf ihn berufe ich mich als Zeugen für meine Behauptung, daß unsere Zeit im katholischen Milieu entweder für künstlerische religiöse Lyrik nicht produktiv ist, oder daß bei uns kein Geschmack mehr für solche Poesie vorhanden ist, oder vielleicht auch beides! Item, wenn uns wieder ein religiöser Lyriker höheren Stiles, etwa vom Schlag und Wuchs der Droste — auf diese muß man schon als letzte Vertreterin des von mir gemeinten Typs zurück-

greifen — geschenkt werden sollte, dann hätte der unter allen Umständen keinen leichten Stand. Und nun glaube ich, um keine Umschweife zu machen, er ist da!

Ernst Thrasolt — unter dem Pseudonym verbirgt sich ein jüngerer katholischer Priester — hat es gewagt, uns einen ganzen Band ‚geistlicher Gedichte' vorzulegen.* ‚De profundis' singt er seine erschütternden Lieder, die alle auf den ernsten, oft klagenden Bußton des schmerzlichen Ringens der Seele mit ihrem Gott gestimmt sind: nach der gegenständlichen Seite hin teils die inneren Kämpfe des um Klarheit über seinen Beruf ernst sich mühenden Leviten des Heiligtums, teils die Stimmungen des jungen Priesters. So sind denn diese Strophen im innersten Wesen katholisch, und dennoch sind sie wieder von allem nur Konfessionellen weit entfernt, weil der religiöse Ausdruck, ich möchte sagen (hoffe aber, nicht falsch verstanden zu werden) von jeder kirchlichen Umkleidung absieht. Das Thema ist das uralt-unerschöpfliche: Gott und die Seele, die Seele und ihr Gott! So wie das hier Gestalt annimmt, merkt man sofort, daß alles persönliches Erlebnis ist. Der Verfasser ist durch die Schule heißer innerer und äußerer Leiden hindurchgegangen. Dadurch ist aber auch alles wieder so echt menschlich-allgemein geblieben; und ich bin überzeugt, daß Nichtkatholiken von diesen rein religiösen Herztönen ebenso ergriffen werden wie die Konfessionsgenossen des Sängers. Und ich halte es für einen Ruhmestitel des katholischen Volksteiles, daß er der Nation nach längerer Pause wieder einen rein religiösen Lyriker von rassigster Eigenart geschenkt hat. Ich sage nicht, daß die katholische Lyrik nach der Droste keine religiös tiefen Leistungen aufzuweisen habe; aber die Unmittelbarkeit Thrasolt's ist bisher schwerlich erreicht gewesen — nomina sunt odiosa, sonst könnten wir ja naheliegende Vergleiche anstellen. Und wenn auch der Dichter von seinen Liedern behauptet:

‚Nein, sie sind weit von hoher Offenbarung,
Die bittern Früchte sind's des Tags und der Erfahrung,
Wo ich vor Sünd und Leid oft keinen Ausweg wußte,
Wo zwischen Gott und mir ich still nur weinen mußte,
Um alte Not, um alte Sunden wieder,
Und Reuetränen nur sind meine Lieder' —

so braucht man doch nur flüchtig in das Bändchen hineinzuschauen, um zu erkennen, daß ein Herzenskundiger, ein wirklicher ‚Israel' da redet und uns neue Einblicke tun läßt in die Tiefen der Menschenseele. Und weil Thrasolt das kann, ist er eben ein Dichter, dessen Wesen und Aufgabe es ist, das, was er divinatorisch oder intuitiv klarer geschaut als andere, in künstlerischen Formen zu gestalten und auch uns empfinden zu lassen. Thrasolt hat sich dafür eine ganz eigene, freie Form geschaffen, wenig sangbar, aber voll von einem inneren geheimen Rhythmus, der unwillkürlich ergreift, auch in der Form herb und original wie in den kühnen und doch wieder so überraschend einfachen Gedankengängen: nur die Droste wüßte ich noch zu nennen, welche die glühendste Gottesminne so frei von allem Süßlichen, Sentimentalen, so stark bei aller Hingabe an den Ewigen im Verse auszuprägen wußte; denn, so sagt er: ‚Mit schwerer Zunge rede ich von dir!' Wahrscheinlich wird die Thrasolt'sche religiöse Lyrik stets nur eine Kost für verhältnismäßig wenige Auserwählte, für Feinschmecker sein; diesen aber wird der Dichter viel geben. Für den äußeren Erfolg wäre es vielleicht klüger gewesen, wenn der Sänger seine profanen Sachen, unter denen sich viele feine Naturbilder und -Stimmungen befinden, und die auf einen ausgedehnteren Verständniskreis rechnen dürfen, zuerst veröffentlicht hätte; ich hoffe, ihnen noch einmal auf dem Büchermarkte zu begegnen. Johannes Mumbauer.

* De profundis. Geistliche Gedichte von Ernst Thrasolt. 128 S. Kempten, J. Kösel.



Sozialistischer Fortschritt und künstlerische Umwälzung.

Diese Hefte haben sich unter das Programm gestellt, die ganze moderne Kultur in allen ihren gesunden Lebensäußerungen für ein gemeinsames und einheitliches Kulturideal fruchtbar zu machen. Wissenschaft, Literatur, Kunst und Lebenspraxis, mögen sie noch so unglücklich getrennt sein, sind eine unlösliche Einheit. Die Gegenwart und zwar die ganze Gegenwart unterbaut die Zukunft. Ist das Endziel die Katholizität, so müssen auch die jeweils zeitlichen Mittel allumfassend, katholisch sein.

Während diese Gedanken zum Zank des Tages werden, während man sie in ideellen Lösungen auszutragen sucht, schreitet das praktische Leben unaufhaltsam vorwärts. Während von den Gehirnen einzelner Luftschlösser gebaut werden mit Zäunen und Ringwällen, zu eng und exklusiv für die Mitlebenden, geschweige denn für die Nachkommen, ändert sich unter den schaffenden Händen der Massen die Struktur der Gesellschaft. Ihr Antlitz wird ein anderes. Dem Streit der Ideen kommt die Materie der Lebenspraxis zu Hilfe, schiedsrichterlich. So viel Kraft wohnt in der unbestechlichen Materie, und so viel geheimer Wille in der zielstrebigen Entwicklung der Menschheit.

Es ist gewiß eine seltsame Frage, die Wenzel Frankemölle, Amsterdam, mit dem Titel seines Aufsatzes im Oktoberheft der ‚Sozialen Kultur'* ausspricht: ‚Hat die sozialdemokratische literarische Kunst allein die Zukunft?' Noch nicht gewohnt, christlich-soziale Gedanken allseitig durchzudenken, ahnen die wenigsten, welch prächtige Gedanken und welch großzügige Auffassung der Literaturgeschichte des vergangenen Jahrhunderts und des heutigen Literaturproblems sich dahinter verbergen. Wir nehmen diese Äußerung als ein Zeichen, daß der christlich-sozialen Bewegung aus den Existenzkämpfen bereits ein Kraftüberschuß verbleibt, den sie weitsichtig zur Konsolidierung ihrer Ideale in den allgemein-menschlichen Fundamenten benützt.

Wie das Fehlen einer sozialen Verknüpfung mit den Bedürfnissen der Gesellschaft die Lebensfremdheit der Literatur des 19. Jahrhunderts verschuldet hat, und wie jetzt die ‚sozialen Fermente' aus dem politischen und wirtschaftlichen Kampf heraus in die Domänen individueller Betätigung, Literatur und Kunst, eindringen, diese Tatsachen geben den idealen Bestrebungen, die ganze Gegenwartskultur als Basis des Fortschritts zu benützen, Rückhalt und neuen Ansporn.

---

* Red. von Prof. Dr. Fr. Hitze und Dr. W. Hohn, M.-Gladbach, Volksvereinsverlag.

Da die breite Masse sich erhebt und nach der Souveränität greift, wird die Kunst bürgerlich und kapitalistisch.

‚Die Kunst ist für die kapitalistische Gesellschaft ein Luxus, ein Reich der Willkür, sie ist für den Staat kein Bedürfnis und für unser öffentliches Leben nicht die Gesetzgeberin eines alles durchdringenden Schönheitsgefühls. Der kapitalistischen Zivilisation fiel übrigens eine reiche Kunst- und Literaturblüte in den Schoß. Kein Wunder. Sie entwickelte so viele und schöne Kräfte; sie weckte so viele Erwartungen, erschloß so viele Formen, daß ihre künstlerische Phantasie wohl schön und reich sein mußte. Sie entwickelte sich so schnell, sie macht solche Riesensprünge, daß die Kunst unter ihrer Herrschaft alles sein konnte, ausgenommen stabil, und in kaum einem Jahrhundert mehr wechselte und in reicherer Vielfältigkeit blühte als früher in Jahrhunderten. Der erste idealistische Streit der Bourgeoisie um die Vorherrschaft in der menschlichen Gesellschaft war die französische Revolution. ... Die Bourgeoisie schien zu streiten für eine Welt, die voll Glück und Freiheit sein sollte, bestimmt, die ganze Menschheit zu umfassen. Und sie stritt auch wirklich dafür, denn sie repräsentierte in jener Zeit die Entwicklung und den Fortschritt der Gesellschaft. Kunst und Leben wurden wieder eins. Die Poesie war idealistisch und realistisch zugleich, und die Dichter lebten, was sie sangen. Zu kurz aber dauerte die Heldenepoche der Bourgeoisie.‘

Besonders kurz in Deutschland mit seiner ‚ökonomischen Rückständigkeit‘, wo auch ein Goethe sich in die engen Verhältnisse eines winzigen Hofes einschloß. Die folgende Romantik hängt aufs engste mit dem sozialen Ungenügen zusammen. Eine Konfrontierung vor allem dieser Periode mit den sozialen Idealen ist für die katholische literarische Gegenwart von besonderer Tragweite.

‚Die Romantik war eine starke Erregung des Subjekts, sie entspringt einer Zeitlage, wo das Gleichgewicht zwischen Objekt und Subjekt gestört ist, wo die dargebotenen äußeren Lebensaufgaben die Innerlichkeit nicht mehr befriedigen..... Die Romantik hat in Verfolgung des Wahnbildes einer durch künstlerische Betätigung souverän gewordenen Subjektivität zur Verstärkung seelischer Innerlichkeit und Beweglichkeit Hervorragendes gewirkt, hat auch sonst eine Fülle fruchtbarer Anregungen geliefert, eine innere Verbindung mit dem Volke hat sie nicht geschaffen. ... Die Romantik war zu passiv, um das Ideal des werdenden Volkes zu sein. Der moderne Mensch will das Gewordene meistern. Und dann, die Romantik hatte aus eigenem Wesen heraus keine Zukunft: nach ihrem Gehalt und Gemüt war sie Enttäuschung und Wirklichkeitsflucht, nach ihrem geistigen Gehalt war sie Schauen nach der Vergangenheit. Nach der brillanten, aber untiefen Bewegung der Spätromantik, die alte Puppen mit bunten Gewändern aufputzte, aber an Ursprünglichkeit nicht viel mehr besaß als diese Gewänder allein, stand die Kunst vor einer neuen Wahl.‘

Nun gehen eine naturalistisch-materialistische und eine idealistische Kunst neben einander her. Die materielle, naturwissenschaftlich arbeitende, im Grund gesellschaftslose Kunst gedieh ‚überall, wo ein kräftiges Kleinbürgertum sich erhob‘.

‚In dem Maße, wie das Proletariat emporstrebte und die proletarischen Schriften Interesse weckten, wandte sie sich dorthin. Sie beschrieb sein Elend, bekam dadurch einen revolutionären Schein und wirkte auch hier und da revolutionierend. Proletarisch aber wurde sie nicht, denn der Grundsatz, nach welchem

sie arbeitete, war das auf das Kunstgebiet umgesetzte Manchestertum. Sie wollte besitzen und greifen, alles durch den Körper fühlen, sie konnte das proletarische Prinzip nicht umfassen, ohne aufzuhören selbst zu sein. Das proletarische Lebensprinzip ist Erweckung und Verlangen nach der Zukunft. Die materialistische Kunst konnte diese Empfindungen ihrem materiellen Prinzip nicht einimpfen, sie konnte die proletarische Lebensanschauung, die wurzelt in der festen Überzeugung neuer Werte, nicht verbinden mit ihrer Naturliebhaberei, die keine moralischen Werte kennt. ... Sie war schließlich nicht das neue Gefühl, sondern verkündete nur die neuen Begriffe. Sie hat wiederholt an sich selber demonstriert, daß auch begabte naturalistische Schriftsteller — selbst der Großmeister Zola — in unwahrer und aufgeputzter Romantik versinken, wenn sie zur Ausschmückung auf ihre realistischen Darstellungen die Fahne der sozialistischen Weltanschauung pflanzen wollen'.

Schließlich verliert sich aber auch der Naturalismus in verschiedene individuell artistische Richtungen.

Die moderne Poesie mit ihrem Persönlichkeitskultus und ihrer Naturschwärmerei war von vornherein ohne einen sozialen Widerhall. Diese ganz individuellen, sich selbst und die Natur in eigener Stimmung bespiegelnden Gefühle stehen dem Gemeinschaftsgefühl des Arbeiters fremd gegenüber, der zuerst als soziales Wesen fühlt und handelt. Auch wird das Verhältnis des Besitzlosen zur Natur nicht in platonischen Poesien ausgedrückt. Er will seine Persönlichkeit nicht in Natur aufgehen lassen, sondern er will sie eben stärken und zwar durch die Gesellschaft. Die engere Dichtung steht in der Gegenwart der Gesellschaft unverstanden, verachtend und schmollend fern.

‚Als das letzte aufregende Ideal, das die bürgerliche Klasse besaß und bestrebte, und das sie von der Romantik übernommen hatte — nämlich das nationale — verwirklicht war, bot die gesellschaftliche Bewegung den Dichtern des ausgehenden 19. Jahrhunderts nicht viel mehr, was moralisch schön war. Denn diese Dichter standen den religiösen Idealen durchweg verneinend gegenüber, und von den sozialen Idealen verstanden sie eben nichts. All diese Impressionisten, Naturalisten, Idealisten, Realisten, Psychologen, Physiologen — Gott weiß, wie sie alle heißen — sind Kinder des Liberalismus, der nun einmal von Ewigkeit zu Ewigkeit den Grundfehler macht, die menschliche Persönlichkeit nur als Individuum und nicht zugleich auch als soziales Wesen zu betrachten.'

Im Gegensatz zu dem auf einen individuell revolutionären Ton gestimmten Naturalismus, eine ethisch pessimistische und wertlose Literatur und zu den verschiedenen artistischen Richtungen möchten wir doch als eine bürgerliche Errungenschaft von fundamental-sozialem Wert den sachlichen Realismus besonders hervorheben, der in der gründlichen Neubeackerung der Materie sich einen fruchtbaren Boden schaffen will zu einer geistigen Aussaat, der so seine Kräfte einstweilen übt und stählt im Kneten und Bezwingen der rohen Masse, das geistige Ziel zwar ferner gerückt, aber fest im Auge. Dies Prinzip der sachlichen Wahrheit tritt vorerst deutlicher bei den bildenden Künsten und beim Kunstgewerbe in Erscheinung — sollten wir dabei nicht an die engere

soziale Beziehung denken — als in der Literatur. Indes haben wir auch für diese eben jetzt ein Beispiel in unseren Heften.

Doch eine Kunst, die allgemein gelten soll, wie sie es im alten Griechenland und im Mittelalter war, die dem innerlichen Menschen und seiner Zeit ein gemeinsamer Ausdruck sein will, darf nicht bloß aus der unverfälschten Sachlichkeit und nicht bloß aus der künstlerisch starken Individualität hervorgehen, sie muß dazu noch aus einer ganzen sozialen Lebensfülle hervorquellen. Heute kann sie es noch nicht, denn auch bei ideell geschlossener Weltanschauung sind die Hemmnisse aller Art noch zu groß, die Tradition lastet zu schwer und der Ansporn zur Erneuerung ist, wo der wirtschaftliche Kampf nicht so stark empfunden wird, zu schwach. Anders bei den sozial interessierten Kreisen und bei deren geschlossenster Gruppe, der Sozialdemokratie. Hier gären neue Werte.

> ‚Alles was die Arbeiterklasse will, ihr ganzes Sein beruht auf Gemeinschaftsgefühl. Der streitende Arbeiter lebt in tausend andern, denn durch tausend Augen sieht er, in tausend Stimmen hört er, was ihn bewegt. Klar ist, daß dieses Gemeinschaftsgefühl kräftig wirkt auf Gefühl und Phantasie. Das Herz wird geöffnet für andere Gemütsbewegungen und die Kräfte der Phantasie dringen leichter durch in das, was außerhalb von ihr ist. Je tiefer das Gefühl und je reicher die Phantasie, um so schöner und kräftiger die Poesie. Das ist aber nicht alles. Das Gemeinschaftsgefühl ist Glücksgefühl. Der Mensch fühlt sich darin frei und leicht. Wer fühlt sich nicht gehoben, wenn er weiß, daß er getragen wird von einer Gemeinschaft brüderlicher Liebe. Dieses Gefühl gibt dem streitenden Arbeiter seine optimistische Fröhlichkeit und auch jenen Lebensmut, der uns vielfach so erstaunlich vorkommt. Dieses Glücksgefühl muß also ausstrahlen in der Phantasie ihrer Empfindungen, in der Kunst.... Der freie Streit um die freien Rechte des freien Mannes, die Verherrlichung und die gesunde Idealisierung der Taten, die in diesem Streit um Recht gestellt werden, die Schilderung des Kampfes zwischen Arbeitern und sozial uninteressierten Werkgebern, die Jubilierung über den kommenden Sieg der Volkesgesamtheit — das ist der idealistische und realistische Boden der kommenden proletarischen Literatur. So kommen wir zu der klaren Einsicht, daß die emporstrebende Arbeiterklasse Ideal und gesellschaftliche Wirklichkeit wieder eins macht. Der Kapitalismus trennte diese zwei Elemente und stellte sie in Wirklichkeit und in Literatur scharf einander gegenüber. Die sozialdenkende Masse vereint sie in Lebensanschauung und Lebensweise und ermöglicht in der Kunst wieder die höhere Einheit, die sie einmal besaß‘

Wenn auch augenblicklich die Sozialdemokratie die nächste an dieser Kunst ist, so ist doch die ganze Erneuerung von Leben und Kunst nicht Parteisache, sondern Gemeingut sozialer Denkweise.

Frankemölle stellt fest, daß es eine sozialistische Kunst heute nicht gibt, da die sozialistische Gemeinschaft nicht besteht, ferner daß es auch eine rein proletarische, der bürgerlichen entgegengesetzte Kunst nicht gibt; denn im Proletariat sind einmal die intellektuellen Kräfte zu verschieden, sodann saugt der soziale Kampf alle andern Kräfte einstweilen auf und schließlich begnügt die Masse sich wie bei ihren übrigen Lebensbedürfnissen auch in künstlerischen

Dingen hergebrachter Weise mit Produkten fünfter Güte. Dagegen gibt es eine proletarisch angehauchte Kunst, die in die Formen des bürgerlichen Idealismus und Realismus proletarische Empfindungen kleidet. Wir möchten hier beifügen, daß in der sich so stark ins Volk einwühlenden und das politische Leben beeinflussenden russischen Literatur schon immer soziale Fermente gärten und daß auch der amerikanische Roman von heute soziale Probleme neuartig und großzügig verherrlicht.

Schließlich zieht Frankemölle die positiven Folgerungen und betont, daß keine Bedingung für die Kunst der Zukunft spezifisch sozialdemokratisch ist und daß die christlichen sozialen Kulturbestrebungen vollkommen parallel gehen mit den allgemein sozialistischen Tendenzen.

> ‚Das Gottesreich scheint kein moderner Begriff zu sein und doch ist Christus und sein Gottesreich der Ursprung des Besten und Stärksten, was die moderne Kultur bestrebt: das Ideal der geistigen Persönlichkeit. „Das Evangelium sagt uns, das Reich Gottes fordere die Innerlichkeit, die Tatkraft und die Liebe. Wer aber diese drei Forderungen stellt, fordert die Pflege der Persönlichkeit, eines reichen Lebensinhaltes für ihre Innerlichkeit, und zwar durch volle und freie Kraftanspannung zur wechselseitigen Förderung und Verwertung für das Ganze. Das Evangelium vom Gottesreiche ist demnach die hohe Schule der geistigen Persönlichkeit". In diesen Worten Herman Schells ist alles enthalten, was die Sozialdemokratie für sich fordert. Im großen ganzen sind diese sozialdemokratischen Ideale uralt evangelische. Ich weise darum auf diese bekannte Tatsache hin, weil eine Gemeinschaftskunst in christlichen, sozialinteressierten Kreisen viel mehr Aussicht zu haben scheint als in der Sozialdemokratie. Eben dadurch, weil die christliche Religion alles das bietet, was die Verwirklichung einer sozialen Kunst ermöglicht, nämlich eine einheitliche Welt- und Lebensanschauung, die alle Elemente sozialer Gemeinschaft in sich hat.‘

Der soziale Gedanke muß die künstlerischen Individualitäten durchdringen und ihre Kunst umschaffen. Und die christliche Kunst, sowie sie sich auf den realen und materiellen Boden stellen muß, um nicht wie ein Antäus von dem Herkules der modernen erdenständigen Kunst erdrückt zn werden, muß auch in sozialer Hinsicht die Initiative ergreifen.

> ‚Auch von christlicher Seite muß Einkehr gehalten werden. Auf diesem wichtigen Lebensgebiet ist noch so gut wie nichts getan. Die Sozialisierung der Kunst muß nicht eine Nebensache bleiben in dem Programm der christlichen Reform zur sozialen Kultur. Die Sozialdemokratie hat schon in allen Ländern eine Menge von Künstlern, die fieberhaft tätig sind und wirklich von großen Schöpfungsidealen geleitet werden. Wenn das christliche Volk eines Tages fragt um die Gaben der Schönheit, dann dürfen wir nicht mit leeren Händen dastehen und dem Volk alte Surrogate statt lebender Schönheit bieten.‘

W.





Zeitgeschichte.

Die Frauentage zu Münster i. W. Die äußere Gestaltung der Tagung des katholischen Frauenbundes trug einen ähnlichen glanzvollen Charakter wie die letzte zu München. Was sie an innerm Gehalt barg, wirkte auf den einzelnen je nach seinen Hoffnungen und der Inhaltsbestimmung seiner Ziele in der Frauenbewegung. Bei den meisten Teilnehmerinnen klingen indes wohl die gewonnenen Eindrücke stärker nach, als dies bei den beiden vorhergehenden Generalversammlungen der Fall war. Die Gründe dafür mögen freilich verschieden, vielfach vielleicht entgegengesetzte sein. Wege und Mittel der katholischen Frauenbewegung sowie die Hindernisse, die gerade sie zu überwinden hat, traten deutlicher in die Erscheinung als bisheran. Infolge davon zeigte sich zeitweise eine hohe Spannung in der Versammlung. Erkenntnis und Einsicht in die Bedeutung der Frauenbewegung sind ohne Zweifel gewachsen, auch die katholischen Frauen sind sich ihres Wertes mehr bewußt geworden, sie haben ernstlich gearbeitet und haben in weitaus größerer Zahl als vorher den Mut der Überzeugung, den Willen zur Selbstbestimmung. Der ganze Ton der Versammlung zeigte diesen Fortschritt.

Ist es die Macht der Idee, die sich geltend macht, bestimmt ein klar erkanntes, angestrebtes Ziel für die katholischen Frauen die Wegerichtung und die Wahl der Mittel, oder sind es allein die geistigen Einflüsse aus dem starkflutenden Leben der allgemeinen Frauenbewegung, die ihre Wirkung tun? Auf diese Frage muß erst die weitere Entwicklung des Bundes die Antwort bringen. Aus den Vorträgen und Resolutionen läßt sie sich nicht mit Sicherheit konstruieren.

Wer nicht über die Zwecke des Frauenbundes orientiert war, könnte glauben, es handle sich um die Bundesversammlung sozialer und vor allem caritativer Vereine, so ganz ließ die Behandlung der einzelnen Materien das besondere Ziel des Bundes hinsichtlich der Frauenbewegung im Hintergrund, und nur das eine Ziel, die planmäßige Zusammenfassung der Vereinstätigkeit der katholischen Frauen trat zutage. Es soll hier ausdrücklich gesagt werden; es handelt sich um eine ehrliche, sachliche Erörterung, um Feststellung von Tatsachen, wobei die Mitglieder des Bundes als Träger der katholischen Frauenbewegung selbstverständlich als Kollektivkörper gefaßt sind. Diese Tatsachen aber und die Voraussetzungen und Folgerungen, die für das Ganze sich daran anknüpfen lassen, müssen — vom rein sachlichen Standpunkt aus — besprochen werden, sobald an uns, wie jetzt zu Beginn einer neuen Arbeitsperiode wieder die Frage herantritt: Wie kommen wir weiter? Welches sind unsre *nächsten* Aufgaben? Und da

scheint es für die Weiterentwicklung des Bundes, soll er nicht zu einem Verband sozialcaritativer Vereine herabsinken, und, was das wichtigste, wollen wir nicht beiseite gedrückt als quantité négligeable behandelt werden, unbedingt notwendig, die zweite, positive Aufgabe in den Vordergrund zu rücken: die katholischen Frauen über die das Frauengeschlecht bewegenden Fragen aufzuklären und sie zur Mitarbeit an deren Lösung im Sinne der katholischen Weltanschauung anzuregen. Auch die große Mehrheit der Mitglieder des katholischen Frauenbundes, auch die Außenstehenden, seien es nun Freunde oder Gegner, müssen durch die Tätigkeit des Bundes vollauf zu der Überzeugung kommen: Im Frauenbund handelt es sich nicht nur um die einzelnen sozialen und caritativen Aufgaben an sich, sondern um die wirtschaftliche, rechtliche, intellektuelle, religiössittliche Hebung des Frauengeschlechts als solches, um die Umsetzung der katholischen Kräfte zur Tat in der Frauenbewegung und um die sozial- und vorab kommunalpolitische Schulung der Frauen für ihre Aufgaben in der Öffentlichkeit. Nur indem wir dieses bestimmte Ziel zum Ausgangs- und Mittelpunkt unsrer Bestrebungen machen und unsere praktische Tätigkeit mit Rücksicht darauf einrichten, kommen wir weiter. Das gibt unsrer Arbeit die sichere, konsequente Richtung, das gestaltet auch Fragen, die sonst die Einheitlichkeit und wohltuende Harmonie zu stören bedrohen, zu nebensächlichen, das innere Leben des Bundes nicht berührenden. Daß die innern Spannungen, die stark empfundenen Gegensätze bei solchen Nebenfragen überwunden und es zu einem harmonischen Abschluß gekommen ist, zeugt für die einigende Kraft unserer Weltanschauung, für die Besonnenheit der katholischen Frauen und die Selbstbescheidung der einzelnen. Wer Zeuge der einzelnen Vorgänge war, wird den Mitgliedern des katholischen Frauenbundes diese gerechte Anerkennung nicht versagen. Die moralische Kraft, welche diese Frauen bewiesen haben, wird — so hoffen wir — ihnen in allen Kreisen das Vertrauen erringen, dessen sie bedürfen, um die Ziele des Frauenbundes zu verwirklichen. Alle katholischen Frauen müssen dafür gewonnen werden, den Frauenbund in fortschreitender Entwicklung zu halten, die Heranbildung der Frauen zu selbständiger, ihrer Eigenart entsprechenden Mitarbeit auch an allen Aufgaben des bürgerlichen Lebens zu ermöglichen. Der Weltanschauungskampf vollzieht sich in allen Verhältnissen des Lebens, in dem ganzen System von Veranstaltungen, wie sie besonders auch von den kommunalen Behörden ins Werk gesetzt werden.

Nur, wenn es uns durch zielsichere Tätigkeit gelingt, die auch der katholischen Frau gebührende Stellung im öffentlichen Leben zu erringen und zu sichern, werden wir ihren Kultureinfluß zu voller innerer und äußerer Wirksamkeit bringen.

L. B.

Literatur.

Fedor Michailowitsch Dostojewski, der nervenspannende, abgründige russische Dichterpsycholog, ist in Deutschland bei weitem nicht so populär wie Leo Tolstoi, dessen Hauptromane allgemein bekannt sind und von dessen bäurisch patriarchalischem Apostolat jedermann weiß. Tolstois Persönlichkeit ist eben, soweit sie wenigstens den Doktrinär betrifft, bis zu einem gewissen Grad leichter in Worte zu fassen und zu begreifen. Freilich entzieht auch sie sich bald genug dem westeuropäischen Bürgerverstand und taucht in jenes mystische Urelement zurück, als welches den Außenstehenden die russische Seele erscheint. Unbegreiflicher und unheimlicher aber ist Dostojewski, bei dem das Dichterische und Seherische, Künstlertum und Apostolat eine viel tiefere künstlerische Einheit bil-

den. Harmonie, das formalistische abgebrauchte Wort scheuen wir uns auszusprechen von einem Dichter, der alle Seligkeiten und alle Teufeleien mit fanatischer Kaltblütigkeit erleben läßt, dem Himmel, Welt und Hölle offen stehen und der diesen ganzen Kreis der Schöpfung in die qualvolle Enge eines einzigen Menschenherzens bannt. Dostojewski überwältigt anfangs mit solch ungeheuerlicher, nervenerschütternder Wucht, daß seine Welt als ein Chaos erscheint voll ungebändigter Urkräfte, von keinem Schöpfungsplan dienstbar gemacht. Und will sich dann aus dem düsteren Hintergrund heraus Form zu Form fügen und Seele in Seele erkennen, da zerreißt ein Blitzstrahl dämonisch das kaum geahnte Bild und leuchtet grell in Gründe und widerleuchtet glimmend aus Abgründen, vor denen das Auge schwindelnd versagt. In Dostojewskis Welt geht man durch keine fruchtbaren, langgesegneten Gefilde und keine von Keimen geschwellte Erde. Den Urzuständen nahe geht man über wogende Lavafelder und fühlt den Atem glühender Schlünde und ist umzingelt von heimtückischen Vulkanen. Unter Dostojewskis Persönlichkeiten sind Instinktmenschen mit den feinsten seelischen Regungen, Barbaren mit höchster Treibhauskultur. Vom Urmenschen zum Heroen und Dekadenten sind nur Schritte. Alles ist gedrängt, explosiv.

Dieser Dostojewski und sein Werk ist ein Rätsel an sich und eine Lösung des Problems Rußland. Während beides sich dem Verstand immer mehr verwirrt, geht es dem Gefühl immer deutlicher auf. Hier ist eine uns fremde Welt, dicht an unserer Seite, die uns der Künstler besser offenbart als der Politiker. Die russische Literatur ist von jeher, nicht wie die anderen, aufs engste trotz aller Hindernisse mit den politischen und nationalen Idealen verknüpft. Unterdrückung und Zensur haben sie auf die soziale Frage hingeleitet; mit dieser bildet sie die im Volke gärende Hefe. In der Dichtung hat die Revolution lange ihr Wetterleuchten vorausgeworfen. Hier tummelten sich die Pläne nihilistischer Schwärmer, die spielenden Revolutionsgedanken der Intellektuellen, allrussische und kosmopolitische Ideen. Dostojewski läßt ihr Werden und Versagen miterleben, bevor die Revolution und ihre Früchte kamen und versagten. Manche Szenen aus den ‚Dämonen‘ sind so seherisch empfunden, als wären sie während der Revolution und heute geschrieben.

‚Die Dämonen‘ sind als erster Roman in zwei Bänden der gegenwärtig im Erscheinen begriffenen sämtlichen Werke Dostojewskis* erschienen. Wie ein rasender Taumel flagellantischer Selbstvernichtungswut sehen sich die Ereignisse an, der Versuch eines Aufstandes, der aber ganz im Milieu bleibend aufflackert und erlischt. Die Ironie der Darstellung ist heiliger Ernst. Diese Menschen, an denen zum Teil kein guter Flecken ist, gewinnen höchstes Interesse und beinahe Sympathie, eine Wirkung, die nur der Kraft des großen Dichters möglich ist. Dieser selbstgefällige intellektuelle Stepan Trophimowitsch, sein nihilistisch verbrecherischer Sohn Pjotr Stepanowitsch, und dann im Mittelpunkt das seltsame Gemisch von Gut und Bös, von Trieb und Lässigkeit, Stawrogin, ein Stück Rußland; daneben eine ganze Reihe lauter merkwürdiger Gestalten, der Idealist Schatow, der tragisch von seinem Fatum ereilte Indeterminist Kirillow, der versoffene Hauptmann Lebädkin, die verschiedenen Vertreter der gesetzlichen Autorität und die Frauengestalten; da ist kein Typ darunter im gewöhnlichen Sinne, jeder hat seine eigene komplizierte Psychologie, und jeder ist eine russische Individualität. Oft tut sich

* Unter Mitarbeiterschaft von Dmitri Mereschkowski, Dmitri Philosophoff u. A. herausgegeben von Moeller van den Bruck München, R. Piper und Co, Subskriptionspreis 3.50 und 4.50 Mk. Einzelpreis 4 und 5 Mk.

ein fürchterlicher Hexensabbat von Gemeinheit und Verelendung auf, die revolutionären Triebe beleuchtend, deren Gegner Dostojewski war und die er doch geistig schon erlebte. So schwärmt Pjotr Stepanowitsch: ‚Hören Sie, ich habe sie schon alle zusammengezählt: der Lehrer, der mit den Kindern über ihren Gott und über ihre Wiege lacht, ist schon unser. Der Advokat, der den gebildeten Mörder damit verteidigt, daß der Mörder entwickelter gewesen als sein Opfer, und somit, um Geld zu bekommen, unmöglich nicht töten konnte, ist schon unser. Die Schuljungen, die einen Bauern töten, um Schauer zu erleben, sind unser. Die Geschworenen, die die Verbrecher grundsätzlich freisprechen, sind unser. Unser sind Administratoren, Literaten, oh, der unsrigen sind viel, sind Legionen, und sie wissen es selbst nicht mal! Anderseits wieder hat der Gehorsam der Schuljungen und der Dummköpfe die höchste Grenze erreicht. Bei den Lehrern — nichts als Galle! Überall Ruhmsucht!! Wissen Sie überhaupt, wie viel wir allein schon mit fertigen Ideechen nehmen? Als ich fortfuhr, war die These Littrés aufgekommen, wonach das Verbrechen Wahnsinn ist. Ich komme wieder — und schon ist das Verbrechen nicht mehr Wahnsinn, sondern gerade der wahre, der einzige Sinn, ist beinahe Pflicht und Schuldigkeit, ist zum mindesten ein edler Protest gegen die Gesellschaft... Der russische Gott hat vor dem Schnaps schon die Flucht ergriffen. Das Volk ist betrunken, die Mütter sind betrunken, die Kinder sind betrunken, die Kirchen sind leer und im Gericht: „Zweihundert Rutenstreiche oder schlepp den Eimer.“ Ah, gebt nur dieser Generation Zeit, aufzuwachsen! — Eine oder zwei Generationen mit unerhörter Sittenverderbnis sind jetzt unbedingt nötig: Vertierte Sitten, gemeine Sitten, so daß der Mensch sich in einen widrigen, feigen, grausamen, selbstsüchtigen Ekel verwandelt — das ist es, was nötig ist! Und hier dann noch etwas „frisches Blut“, damit man sich allmählich daran gewöhnt.‘

Ein straffes Gefüge haben Dostojewskis Romane mit ihren langen Dialogen nicht; die Probleme sind zu reich und psychologisch vielseitig. Seine Novellen mögen darum schneller Liebhaber finden. In der genannten Ausgabe sind unter dem Titel ‚Aus dem Dunkel der Großstadt‘ deren acht in einem Band erschienen. In der Einleitung analysiert Moeller van den Bruck Dostojewski als den Dichter der Großstadt, insbesondere Petersburgs, der ‚abstraktesten und künstlichsten Stadt der Welt‘ nach Dostojewski. Diese Art von Großstadttyp und also auch von Dichtung fehlt den Deutschen noch ganz. Hier unter einem von der Natur vollständig getrennten, nirgends wurzelnden und sich darum selbst aufzehrenden Menschentum findet der Dichter seine Stoffe. Novellen wie ‚Die Kleine‘ sind wahre Wunder feinster seelischer Zergliederungskunst.

Zur Ergänzung des Charakterbildes Dostojewskis gehören seine zahlreichen schriftstellerischen und publizistischen Arbeiten, in denen er sich mit den zeitbewegenden Fragen Europas und Rußlands auseinandersetzte, wie etwa einige Titel in dem betreffenden erschienenen Bande ‚Politische Schriften‘ angeben: Republik oder Monarchie, Frankreich und Deutschland, Deutschland und Rom, Katholizismus und Sozialismus, Bismarck, Papstmacht, spezifisch russische Themen, die Judenfrage u. v. a. Dem Wert der Erkenntnis seiner und russischer Ideen dürfte die allgemeine Bedeutung dieser verschiedentlichst gewendeten und immer wiederholten Gedanken nicht gleichkommen. Der grübelnde Zergliederer pflegt sich selbst die praktische Tatkraft zu unterbinden. Aber gerade das Ungewohnte seines Standpunktes und seiner Denkweise mag uns hier reizen, den großen Russen, dem seine widrigen Lebensschicksale — er war auch in Sibirien — Mut und Freude zur

Arbeit für sein Volk nicht nahmen, ganz kennen zu lernen. Konrad Weiß.

Theater.

Berliner Theater. Mit Novitäten oder halben Novitäten begann diese Spielzeit, wie die vorige, Max Reinhardt in den ‚Kammerspielen', während er im ‚Deutschen Theater' seine Versuche an Shakespeare und Schiller fortsetzt, indes Brahm bei Ibsen verharrt und auf den Hauptmann der Saison wartet. Als halbe Novität können wir Arno Holz' ‚Sozialaristokraten' ansprechen, ein für diesen Dichter und das, was ein enger Kreis in Berlin eine Zeitlang ‚Dichtung' nannte, höchst bezeichnendes Stück, das schon einmal an einer Bühne versuchte, das Licht der Welt zu erblicken. Es scheint sich diesmal etwas lebensfähiger zu erhalten, denn es wird gespielt, weitergespielt, wenn auch vor fast leeren Bänken. Die wenigen Zuschauer aber amüsieren sich nicht schlecht. Mit Kunst, Dichtung und speziell Theater-Dichtung hat das Stück allerdings wenig zu tun, denn von eigentlicher Entwicklung ist in diesem Werk des ‚Erfinders' des ‚konsequenten Realismus' nichts zu entdecken. Eine nur in losem Zusammenhang stehende Reihe szenischer Bilder tut sich vor den Augen des Zuschauers auf, die dadurch immerhin fesseln, daß die Äußerlichkeiten der Menschen wie mit scharfem Kodak festgehalten sind. Von Wirkung ist ein derartiges Kinematographenwerk natürlich nur, solange es abgehaspelt wird. Da es nichts Eigentliches vor unseren Augen aufbaut — vielmehr nur Schattenrisse, die dem nächsten im Nu weichen — so baut es auch in uns nichts auf; der Dichter scheint in ein leeres Faß zu füllen; wenn der Vorhang fällt, gehen wir heim wie nach einer Jahrmarktsvorstellung. Unsere Gedanken weilen längst bei anderem. Ein gewisser Dauerwert, der dem Stück nicht abgesprochen werden kann, liegt außerhalb des Dichterischen: es ist ein Zeitdokument. Wie kaum ein anderes, wird es spätere Tage über die Konfusion jener Dichter, Denker und Sozialreformer aufklären, die um 1890 herum im Jägerhemd von Friedrichshagen aus die Welt reformieren wollten. Die Leute müssen an haltlosem, verstiegenem und phrasenhaftem Idealismus, der natürlich nichts war als der platteste Materialismus, so ziemlich das denkbar Möglichste geleistet haben, so daß ihre Gestalten sich kaum zu anderer Darstellung als einer photographischen Karikatur eignen. Staunenswert bleibt dabei die Selbstverleugnung, mit der der Dichter, der diesem Kreis doch immerhin halb angehört hat, seine armen gottverlassenen Brüder in Apoll nicht nur abkonterfeit sondern auch noch persifliert. Denn daß diese Gruppe philosophischer Phrasendrescher (deren Portraits man teils unmittelbar erkennt) sich zu ihren kühnen Taten im Hause des Trottels Oskar Fiebig, eines Gelegenheitsdichters, versammelt haben soll, können wir kaum glauben, wenn schon dieser biedere Philister nicht der übelste der Kumpane ist, und die Tatsache verbürgt, daß einer aus dem Kreise eifrig damit beschäftigt war, einem Dichterling zur Gründung einer Zeitschrift die junge Erbschaft aus der Tasche zu ziehen. So bleibt der Witz, mit dem Arno Holz die edle Sippe behandelt, das Amüsanteste am ganzen Stück und der Grund, weshalb der Zuschauer sich unterhält, ein Witz freilich, der (da vom Aufbau und Geist der Komödie nichts zu merken ist) im gröbsten Possen-Kalauer stecken bleibt. Man glaubt, im Herrenfeld-Theater zu sein, denn der regierende Dialog des Dichters Oskar Fiebig geht nieder wie ein Knallerbsenregen Berliner Destillen-Redeblüten; das ganze eine Bierzeitung. Und neben diesen Philosophen und Sozialreformatoren die ‚holde Weiblichkeit', die an der Seite dieser Helden erscheint! Das Kapitel ‚Friedrichshagen' wird in diesem Spiegelbild, in der deutschen Literatur, als die Lücke ihres kulturlosesten Dezenniums

gähnen, und die edlen Frauen, bei denen diese modernen Tassos anfragten, was sich schicke, das traurigste Beispiel, wie tief der Geschmack sinken kann.

Die Novität war Terakoya, ein historisches Trauerspiel aus dem alten Japan nach der Tragödie des Takeda Izumo von Wolfgang von Gersdorff. Vorher spielte man Kimiko, die Tragödie einer Geisha aus dem Japan dieser Tage, von eben diesem Wolfgang von Gersdorff, der das vorige Stück bearbeitete. An diesem Stück, der eigenen Arbeit des jungen Dichters, ist nicht viel Gutes und außer den Kostümen nichts Japanisches. Und gespielt wurde miserabel, eben dieser Zwitterhaftigkeit wegen. Tilla Durieux sahen wir noch nie so schlecht. Die Fabel des Stückes ist, daß ein junger Edelmann eine Gefallene heiraten möchte, die er liebt. Sie verweigert ihm dies und er glaubt sie zu gewinnen, als er ihr das Schwert des Vaters zurückbringt, eines tapferen Kriegers, der in der Schlacht fiel und nach dessen Tode Kimiko, um die Familie zu erhalten, den Weg der Sünde betrat. Sie verweigert ihm weiter die Ehe und selbst in dem Augenblick, als Yoshitoro, denn dieses ist der Name des Edelmannes, seine alte und anfangs über den Schritt des Sohnes untröstliche Mutter gebeten hat, Kimiko die geliebte Geisha, zu erweichen. Sie weist auch die Mutter zurück, die, erstaunt und ergriffen von diesem unerwarteten Gange der Dinge, ihr Lob singt, und sich nur sie als Tochter wünscht. Der Sinn der Fabel aber ist dieser: ein geschändeter Leib ist unwürdig zur Mutterschaft; man kann eine Gefallene zwar lieben und zu sich empor ziehen, nie aber zur Mutter seiner Kinder machen. Der liebende Mann in diesem Stück fühlt das nicht, das Weib um so schwerer. Es ahnt die Konsequenzen. Daran ist nichts Japanisches; es ist in diesem Stück dazu noch rührselig, kameliendamenhaft, und dem Mädchen die Heldenpose nur möglich, weil dieser Liebhaber so ganz und gar ohne sittlichen Instinkt ist. Ein haltloser Schwärmer. Wolfgang von Gersdorff aber war versucht, den Stoff heldisch zu behandeln, weil dieses Motiv der Terakoya des Izumo zugrunde liegt, und zwar in den Linien wahrhafter primitiver Größe als die erschütternde Strophe unbeugsamer Männertreue. Gespielt wurde Kimiko wie gesagt schlecht und aus den halben Gefühlen heraus ganz und gar unjapanisch. Man dachte an die Sabdo Jacco und wie sie und ihre Leute wie brünstige Katzen einander anfauchten, einander umschlichen. Um so stärker fiel auf, wie Friedrich Kayßler in der Terakoya unter dem Einfluß der tragischen Dichtung ausgezeichnet wurde, während die Eysoldt auch hier nur in der Anfangsszene, da sie das Kind der Schule übergibt — Terakoya heißt Dorfschule — und sich nicht von ihm trennen kann, den Anforderungen genügte. In den weiteren Szenen, die die ungeheuere Tragik des Vorgangs entwickeln, reichte die Kraft dieser auf kleine Perversitäten gerichteten Schauspielerbegabung nicht mehr aus. Der Inhalt der Terakoya ist dieser: der Usurpator des Thrones trachtet Kwan Tusai, dem noch minderjährigen Sohne des vertriebenen rechtmäßigen Fürsten, nach dem Leben und Malsuo, der Kanzler des rechtmäßigen, nun des usurpierenden Fürsten, sucht das Kind zu retten, indem er es in einer Dorfschule versteckt hält. Und nun setzt der herzzerreißende Vorgang ein, der umso unwiderstehlicher wirkt, da der Zuschauer ihn anfangs nur ahnt, im letzten Augenblick erst die volle Gewißheit erhält — womit Izumo die ganze Kraft des den Gang der Handlung langsam bis zum Schluß atemlos steigernden Dramatikers verrät: Malsuo gibt sein eigenes Kind in letzter Stunde, als der Versteck des Knaben durch Verrat dem Gewalthaber bekannt geworden, zum Austausch in die Schule, ein Opfer, das um so grausiger uns packt und um so helden-

hafter berührt, da einmal der in die Sache eingeweihte Schulvorsteher dieses nicht ahnt und dem unglücklichen Vater, der ausersehen ist, den Kopf des Gesuchten seinem Herrn zu überbringen, Vorwürfe nicht erspart, zum andern, weil das arme Opfer, wie sich schließlich herausstellt, um sein trauriges Loos wußte und in kindlicher Hingabe zur Rettung des Königssohnes sich hinschlachten zu lassen bereit war. Und wie dieser fürchterliche Vorgang in knappen Linien sich aufbaut: nach munterem Getriebe in der Kinderstube erscheinen die Kriegsknechte, links und rechts an der Tür Posten zu fassen und wie bei einem Hasensprung das Wild, werden die Knaben zur Sichtung durchgetrieben, deren schreckliches Geschäft Malsuo selbst besorgen muß. Der Gesuchte entschlüpft, dem Opfer wird im Nebenraum der Kopf heruntergeschlagen. Malsuo selbst muß schließlich konstatieren, ob er's ist: es sind Augenblicke, die in ihrer elementaren Einfachheit und Größe an das Tiefste erinnern, das die europäische dramatische Dichtung aufzuweisen hat. Ein Gemälde des Schmerzes, als die beiden Eltern in stummer Ergebenheit an der Leiche des Kindes sitzen, einer Pietà von Giotto gleich.

An diesem Stück konnte man nicht nur das Wesen der dramatischen Kunst wie an einem Paradigma ablesen, es ging einem auch die ganze Größe und kriegerische Heldenhaftigkeit des alten Japan auf, die nicht Shakespeareschen Gestalten, wohl dem frühen Griechentum verwandt ist.

Ein mit Spannung erwartetes Ereignis war die Lear-Aufführung im Deutschen Theater. Leider wurde sie den außerordentlichen Anforderungen, die dieses gewaltigste aller Bühnenwerke an die Schauspieler stellt, durchaus nicht gerecht. In der Dekoration hielt Reinhardt diesmal Maß, er ‚veroperte' den Lear nicht, wie er es mit anderen Shakespeareschen Stücken tat, bewies aber dadurch, daß in dieser ‚Veroperung', d. h. in der lyrischen Durchtränkung der Szene seine Stärke liegt, nicht in der Kraft der Darstellung, die das Drama ausmacht. Das große Drama verlangt nach ebenbürtigen Schauspielern; daran fehlt's heute. In der Zeit des Subjektivismus begnügen sich auch die Darsteller meist mit der Hervorkehrung ihrer eigenen, häufig recht dürftigen, sogenannten Individualität. Nun verfügt Reinhardt über eine Kraft, die davon bis zu einem Grade eine Ausnahme macht, Schildkraut; an den Lear reichte er aber nicht im mindesten. Sein Lear war von der ersten Szene an falsch angelegt, und wenn das der Fall ist, was giebt's dann noch zu retten! Wer nicht einsieht, daß Lear als Irrsinniger die Bühne betritt, und daß sein ganzes Handeln die Folge seines Irreseins ist, der begreift diese Rolle, der begreift das Stück nicht. Allerdings war es lange Zeit üblich, Lear als die Tragödie des kindlichen Undanks aufzufassen. Das ist ganz und gar falsch. Lear verfällt nicht dem Irrsinn, weil seine undankbaren Kinder ihn peinigen, seine hartherzigen Töchter peinigen ihn vielmehr, weil seines Irrsinns Launen ihnen lästig sind. Das geht deutlich aus dem Dialog hervor, den Goneril und Regan gleich nach der Reichsteilung halten und in dem sie sich gegen den Alten verbünden. Es ist auch gar nicht anders denkbar, denn die Reichsteilung an sich ist ein Akt des Greisen-Verfalls, und um so deutlicher die Entrüstung des Kranken über das Verhalten Cordelias. Und wenn irgendwo, so hat hier einmal der Psychiater das Recht, über eine Dichtung zu urteilen (was in unserer Zeit leider allzuhäufig von unkünstlerischem Standpunkt aus geschah) und er wird mit seinem wissenschaftlichen Werkzeug Schritt vor Schritt die unfaßliche Genialität des Dichters in diesem klinischen Bild wiedererkennen, gegen das Ibsens Oswald Alving ein schülerhafter Versuch blieb. Und so,

als Irrsinnigen von Anbeginn, hat der größte Lear-Darsteller, Rossi, die Gestalt aufgefaßt. Die übrigen, und mit ihnen Schildkraut, spielen einen rüstigen alten Herrn, der gemessenen Schrittes, voll königlicher Würde die Bühne betritt, und plötzlich zu toben beginnt, die welterschütterndsten Flüche ausstößt: ‚bei Hekates Verderben und der Nacht, bei allen Kräften der Planetenbahn, durch die wir leben und dem Tod verfallen; oder: der rauhe Szythe, der die eigenen Kinder macht zum Fraß‘ — nur, weil die jüngste Tochter auf die Erbschaft verzichtet! Darin liegt ja schon die Krankheit des Mannes. Es ist hier nicht der Platz, eine Studie über Lear zu schreiben. Es sei nur gesagt: aus dem Umstand, daß Shakespeare hier einen Irrsinnigen als Helden auf die Bühne stellt, ergeben sich die kompliziertesten Situationen, die einmal gegen das Wesen des Dramas verstoßen, da ein Kranker und die seinem Kranksein entspringenden Handlungen wie die des Verbrechers niemals tragisch wirken können: tragisch wirkt nur der unschuldige an der Welt zu Grunde gehende Held, und deshalb Lear auch durchaus nicht (wir haben so wir uns recht besinnen, nicht einen Augenblick Mitleid mit seinem Schicksal), wie anderseits dieser Umstand dem Dichter ermöglicht, die tiefsten, elementarsten Dinge aus diesen Komplikationen herauszulösen, während er das rein tragische Moment in der Parallele Gloster nebenher laufen läßt, denn dieser erkrankt erst durch die erfahrene Unbill. Lear ist ein Bühnenwerk, in dem ein Genie vom Range Michel-Angelos die Grenzen des Dramas durchbricht und mit Motiven wie mit vom Erdbeben durcheinandergewürfelten Felsblöcken spielt. Die Heideszenen, da der Dichter unter Donner und Blitz den Mund von Irrsinnigen die tiefsten Wahrheiten und Weisheiten reden läßt, in der grandiosesten Sprache, die die Weltliteratur je gesehen, wirken wie der sich empörende Geist des Weltalls selbst. Da ist es denn nicht mehr angebracht, von Verstößen gegen die dramatischen Gesetze zu reden, oder davon, daß die Wirkung rein im Lyrischen beruhe. Denn wir erleben das Ungeheuerlichste, das ein Menschenschicksal kreuzen kann; nach allen Richtungen hin wird das Leben wie von einem Anatomen seziert, so daß wir ein klinisches Bild im Speziellen bewundern können, das heute den Ergebnissen der neuesten Forschung standhält. Daß aber dazu nur die bedeutendsten schauspielerischen Kräfte gerade hinreichen, nichts aber weniger als der Bühnengeist unserer Tage, ist ebenso klar, wie es lehrreich ist, daß trotz der ungünstigen Konstellation der große Brite nach wie vor unser Theater beherrscht.

Rudolf Klein.

Wiener Theater. Die Regsamkeit der Wiener Bühnen darf nicht zu dem Glauben verleiten, daß sie mit künstlerischer Vertiefung und Weitung im Einklange steht. Auch die neu eröffneten Theater lassen trotz schöner Programmworte nicht jene große Tat erhoffen, die kräftig wäre, in der konventionellen Masse ersterbende Talente zur Entfaltung ganzer Persönlichkeiten emporzureißen. In Wien herrscht der Operettengeist; nicht nur auf den Bühnen, die Abend für Abend die ‚Lustige Witwe‘, den ‚Walzertraum‘, die ‚Förster-Christl‘ herableiern, sondern auch an den der Kunst geweihten Stätten. Es illustriert die jetzige große Lust am Amüsement leichter Walzertakte, wenn selbst die Sprechbühnen wertlose Operetten, natürlich ohne Musik, aufführen, wenn das ‚Bürgertheater‘ z. B. die Häßlichkeiten seines sattsam bekannten ‚Gretchen‘-Schwankes unter der Marke von Max Dreyers ‚Tal des Lebens‘ in die Kostüme des Duodez-Rokoko kleidet.

Auch das ‚Theater in der Josefstadt‘ gewinnt trotz ‚literarischer Abende‘, die durch eine Wiedergabe von Balzacs interessantem und in geänderten Masken häufigem ‚Mercadet‘ Nennung verdienen,

keine künstlerische Höhe, wenn es auch mit der Aufführung von Henry Batailles ‚Clown' der neuesten französischen Dramatik Eingang gab, die den Ehebruch nicht mehr wegen des pikanten Interesses, sondern um der Möglichkeit, ein Problem psychologisch zu entwickeln, auf die Bühne bringt. Die Komödie ‚Vater' von den Herren Guinon und Bouchinet zeugt auch von dieser Schwenkung im Geschmacke der französischen Bühnenstücke-Fabrikanten. Das ‚Deutsche Volkstheater' holte sich mit dieser unwahren, geschickten Mache kleine Erfolge, die der Aufnahme eines bedeutungslosen, zum Teile karnevaldummen Einakterzyklus gleichkamen. Rudolf Herzogs Renaissancedrama ‚Die Condottieri' ist von Handlung, überkräftigen Gestalten, Gobinau'schen Bildern so überhäuft, daß es den interessanten Grundgedanken — das Streben einer jener Mächtigen des Cinquecento, auch nach dem Tode Gewalt zu haben — erdrückt.

Des Spaniers Moreto ‚Donna Diana', die in Schreyvogels Bearbeitung im Burgtheater eine Vorliebe für das poetische, formell fein ausgearbeitete Lustspiel begründete — wie Laube berichtet — fand kühle Aufnahme. Das ‚Deutsche Volkstheater' ist die einzige Bühne, welche ernstes Streben zeigt und ihre große Kraft jetzt auch in den Dienst abgerundeter Klassiker-Aufführungen stellen will.

Paul Schlenther konnte heuer als Leiter des Burgtheaters sein zehnjähriges Jubiläum feiern. Es wird sich später noch Gelegenheit geben, seine Tätigkeit in einem kurzen Überblicke zu skizzieren. Es scheint, daß aber gerade im heurigen Festjahre unser erstes Theater den größten Tiefstand erreichte. Wenn nicht die starke Tradition wäre und der umschwärmte Kainz, wiewohl seine Manieriertheit jedes stilvolle Ensemble zerstört, die Leute ins Burgtheater lockte, so hätte der Prachtbau am Franzensring gewiß seine Tore schließen müssen. Künstlerische Taten sind im Burgtheater vorbei. Oder wollte man die Wiederaufführung von Scribes ‚Glas Wasser', den Belebungsversuch der ‚Lady Tartuffe' von Frau v. Girardin, die seit 1853 im Archive schlummerte, die Premiere ‚Die Liebe wacht' — ein Lustspiel von Caillavet und de Flers — künstlerische Taten nennen? Die kleine Variation von Sardous Françillon, mit Plattheiten und Witzeleien geputzt, konnte nicht einmal durch gutes Spiel gewinnen; denn der akustische Fehlbau des neuen Burgtheaters läßt keine intime Konversation zu; ein Nachteil, der sich immer mehr bemerkbar macht und in letzter Zeit den Gedanken, ein kleines Burgtheater intimen Charakters als Ergänzung des großen zu bauen, stark in den Vordergrund schob.

Die Gründung der ‚Wiener Bühne', welche den wertlosen ‚König' von de Flers und Caillavet brachte, der Plan, Reinhardts Kammerspiele auf Wiener Boden zu verpflanzen und in einem ‚Intimen Theater' zu verwirklichen, sind vielleicht doch Zeichen für eine Erneuerung der Wiener Bühnen, die ich allerdings nicht von den neuen Formen alter Schablonen, sondern von den neuen Taten neuer Persönlichkeiten erhoffe. Vielleicht deutet die fiebernde Tätigkeit auf ihr Kommen.

Johannes Eckardt.

Kunst.

Die Rückkehr zur Seele in der Malerei. Verfolgt man die Tageskritik über Theater, literarische und künstlerische Dinge, so stößt man immer öfter auf Äußerungen, die gar nicht mit dem trockenen Materialismus der letzten Jahrzehnte in Kunstsachen harmonieren wollen. Man hat sich an den verschiedenen Schalen abgesehen, unter denen sich die Früchte der Schönheit darboten, und nun fängt man an, die Schalen zu öffnen, ob denn ein Kern dahinter sei. Schon das ist ein Durchbrechen der ästhetischen Gesetze, über die extreme Künstler und Kritiker überein gekommen waren: daß nämlich

die Malerei nur ein optischer farbiger Prozeß sei und alles Weitere nach Ethik, Novellistik, mit einem zusammenfassenden Wort, Tendenz rieche. Nur gut, daß sich der Instinkt des Künstlers gegen Theorien behauptet und die größere Reife des allgemeinen Urteils von der Zukunft zu erwarten den Mut hat. Doppelt gut für ihn, wenn die Schale seiner Kunst einen echten Kern einschließt, so daß seine Werke, nicht nur für den Augenblick den formalen Kunstverstand einnehmen, sondern auch später noch auf die Dauer den geistigen Sucher befriedigen und beglücken. So wie Uhde. Und Uhde ist auch ein Beispiel der Wandlung des Urteils, wie Hans Rosenhagen unlängst im ‚Tag' anläßlich einer zusammenfassenden Uhde-Ausstellung in Berlin dokumentierte:

‚Vor einigen Jahren würde eine Uhde-Ausstellung von dem Umfange und der Reichhaltigkeit der jetzt in Ed. Schultes Salon vorgeführten natürlich auch einen gewissen Eindruck hervorgerufen und interessiert haben; aber doch längst nicht in dem Maße wie heute. Der Sinn für die geistige und moralische Bedeutung der künstlerischen Persönlichkeit Uhdes hätte gefehlt. Man würde ihn zu sehr nur als Maler beurteilt haben. Jetzt aber, nachdem man sich von dem verödenden Einfluß des L'art-pour-l'art-Prinzips auf die gestaltende Phantasie der Maler bei unzähligen Gelegenheiten hat überzeugen können, gewinnt Uhdes Schaffen für den, der mit seiner Zeit fühlt, eine Art von vorbildlicher Bedeutung. Man nimmt mit Vergnügen wahr, daß es da einen Künstler gibt, für den die gute Malerei nicht Selbstzweck ist, sondern ein Mittel, um von seinen Empfindungen zu sprechen; ein Mittel, um andere seelisch anzuregen und vielleicht sogar zu erheben. Man sieht zu seiner Genugtuung in Uhdes Schöpfungen künstlerische Probleme aller Art zwar glänzend, jedoch mit so wenig Aufdringlichkeit gelöst, daß die Wirkung seiner Bilder auf den naiven Menschen in keiner Weise beeinträchtigt ist. Man sieht einen Maler unzählige Anregungen von außen aufnehmen, aber ihn doch immer er selbst, klar und allgemeinverständlich, voll eigener Empfindung und Erfindung und gut deutsch bleiben. Indem man das alles feststellt, kommt man ohne weiteres zu der Überzeugung, daß es für einen wirklichen Künstler niemals ein Ziel sein kann, eine nur wenigen Eingeweihten verständliche Kunst zu machen. Denn Kunst ist Mitteilung. Sie ist freilich noch vieles andere; aber einer der Gründe, aus denen der Maler Bilder malt, der Plastiker Formen bildet, der Dichter seine Gefühle in Worte, der Musiker die seinigen in Töne faßt, ist doch wohl der Wunsch, anderen Kunde zu geben von dem, was das Herz des Künstlers bewegt. Und je höher dessen Empfindung schwingt, aus je größeren Tiefen seiner Seele er zu den anderen spricht, um so stärkere Wirkungen müssen von seinen Mitteilungen ausgehen.'

Freilich will uns scheinen, als ob man in der Freude, unter all dem materialistischen Wust einen Künstler mit so viel Seele entdeckt zu haben, die seelische Spannung und Größe in Uhdes Bildern doch überschätzt. Mit Hilfe des Lichts hat Uhde die Malerei in eins gezwungen und mit dem Hauch seines Gemüts hat er sie beseelt. Umgestaltet und in ein geistiges Dasein erhoben hat er sie nur insoweit, als er den Boden von Natur und Wirklichkeit nicht unter den Füßen zu verlieren brauchte. Hat er diesen Boden aber verlassen, sich etwa in historischem Sinne versucht, so wurde er auch von der natürlichen Sicherheit und Wirkung verlassen. Auch seine religiöse Wirkung bleibt im Grunde auf eine gemütstiefe Einfühlung und Ausdeutung des im Lichte verklärten Modells beschränkt. Wo immer sich Geist und Natur bei seinen biblischen Bildern am reinsten und harmonischsten durchdringen, da ist er

auch weit von einem bestimmten biblischen Geiste entfernt. Und wo das menschliche, alltägliche Geschick, in das er die biblischen Begebenheiten umzuwandeln pflegt, besonders stark in seinen Bildern betont ist, da will uns selbst eine weichherzige, um nicht zu sagen, sentimentale Regung anwandeln. Vollen Genuß gewähren jene lyrischen Landschaften, in die der Mensch aufgeht unter Verlust seiner geschichtlichen Bedeutung, zu der Uhde die Maske nicht findet. Was Uhde an künstlerischer Darstellung persönlich gefühlter Religion geleistet, muß vor allem als seelische Bereicherung der modernen Malerei geschätzt werden. Daneben als eigenpersönliches Bekenntnis. Dahin versteht sich auch mit eingeschränkter und umgedeuteter Gültigkeit Rosenhagens Satz, Uhde vertrete seine Ansicht, daß die Malerei nicht nur Anschauung, sondern auch Weltanschauung, eine Vorstellung von den geistigen Fähigkeiten des Ausführenden geben müsse, mit einer individuellen, künstlerischen Sprache voll Reiz des Ausdrucks und eindringlicher Kraft. Eines Künstlers Bekenntnis hat nur dann den Wert allgemein gültiger Weltanschauung, wenn es selbst aus einer solchen entstanden ist.

Daß trotz all unserer malerisch artistischen Theorien schließlich doch der Mehrer geistiger Werte durchdringt, des mag auch der unter den ‚Klassikern der Kunst in Gesamtausgaben' zuletzt erschienene Band ‚Fritz von Uhde'* ein Beweis sein. Hiemit ist zum erstenmal ein Moderner in die Sammlung eingetreten unter die anerkannten Klassiker. In 285 worunter einigen mehrfarbigen Abbildungen zieht seine reiche Lebensarbeit an uns vorüber, die sich in den letzten Jahren inhaltlich nicht mehr erweitert hat, malerisch aber immer noch gelöster und sprühender geworden ist. Die Einführung, zu der in der üblichen Anlage Erläuterungen und Register kommen, hat der Herausgeber Hans Rosenhagen in dem eben gekennzeichneten Sinne vorangeschickt, eine kluge und warme Würdigung des Künstlers, dessen Kunst ‚ihrem Charakter nach doch durchaus empirischer Natur ist und von den Entdeckungen lebt, die er von Fall zu Fall in der Wirklichkeit macht,' und eine Orientierung über die modernen einschlägigen Kunstströmungen überhaupt.

K. W.

* Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 10 M.





Vom Weihnachtsbüchertisch.

Allgemeines: Handbücher.

Eine jede Bücherei, die ihr Besitzer zum Mittel seiner geistigen Fortbildung gestalten will, kann eines Grundbestands allgemeiner Nachschlagewerke nicht entbehren. Auch dieses Jahr verweisen wir wieder in allererster Linie auf die acht Bände des **Herderschen Konversationslexikons** (M 100.—), das bei seiner allseitigen Zuverlässigkeit, zweckmäßigen Knappheit und ausreichenden Stoffülle gerade im ständigen Gebrauch sich immer wieder neu bewährt und so die Freude des Besitzers steigert. Wer etwa daneben in reich ausgebauter Privatbibliothek noch ein zweites ähnliches Werk besitzen will, hat es keinesfalls mehr nötig, die allzu umfangreichen Bändereihen des großen Meyer und Brockhaus aufzustapeln, sondern kann sich getrost mit **Meyers kleinem Konversationslexikon** begnügen, welches nun in seiner neuen Auflage, gewiß nicht ohne Hinblick auf Herder, auf sechs Bände ausgebaut wird. Der uns vorliegende zweite Band (M. 12 —) zeigt wieder die ganze glänzende redaktionelle und verlegerische Technik, die man von den Darbietungen des Bibliogr. Instituts gewohnt ist, aber auch — in Beiträgen wie Ehe, Frauenfrage, Frankreich (neueste Geschichte), Deutsche Literatur — erhebliche Einseitigkeiten in Fragen der Weltansicht, durch die das Werk als alleiniges Orientierungsmittel irreführen müßte. Auf den zahlreichen neutralen Gebieten dagegen ist die erteilte Auskunft in Wort und Bild meist musterhaft. — Zur alljährlichen Ergänzung seines Lexikons hat der Herdersche Verlag seine Jahrbücher weiter ausgebaut. Im äußeren und inneren noch stattlicher als bisher hat sich der jüngste 23. Jahrgang des altbewährten und allseitig anerkannten **Jahrbuchs der Naturwissenschaften** eingestellt; möge für seinen zu früh verstorbenen, hochverdienten Herausgeber Dr. Max Wildermann ein ebenbürtiger Nachfolger gefunden werden. Das neu hinzugesellte **Jahrbuch der Zeit- und Kulturgeschichte** (M. 7.50), herausgeg. von Dr. Franz Schnürer, weist in seinem ersten Jahrgang neben vorzüglichen Teilen Einzelpartien von erheblichen Schwächen auf, die aber gutem Vernehmen nach inskünftig Ausgleichung finden und das sehr verdienstliche Unternehmen in allen Sparten auf die volle Höhe sachlichen Erfordernisses heben sollen. In bescheidenerem Rahmen gehalten, erfüllt das **Kirchliche Jahrbuch** (M. 6.—), herausgeg. von P. Krose S. J. u. a., bereits in seinem ersten Jahrgang aufs erfreulichste seinen Zweck, über alle wichtigsten Geschehnisse und Verhältnisse des kirchlichen Lebens zu orientieren; am ausführlichsten wird das Deutsche Reich berücksichtigt, und hier sogar an statistischen Übersichten und Einzelangaben manchmal des Guten etwas zu viel getan; auch über die kirchlichen Verhältnisse im Ausland bietet ein eigener Abschnitt guten kürzeren Bericht. Wird dies Handbuch bei gleicher Zuverlässigkeit und Sachlichkeit mit wachsendem Bedacht auf anregende Form weitergeführt, so wird es gewiß bald der reichausgebildeten, kirchlichen Lebensbetätigung deutscher Katholiken, von der es Kunde gibt, auch als vielgebrauchtes Hilfsmittel dienen. — Ihren glänzendsten literarischen Ausdruck finden die hohen Verdienste, die sich die deutschen Katholiken um die staatliche Gesamtentwicklung ihres Vaterlandes erworben haben, wohl unbestritten in dem durch Dr. Julius Bachems unermüdliche Fürsorge nun schon in 3. Aufl. erbrachten **Staatslexikon**, dessen soeben erschienener 1. Bd. (Herder, M. 18.—) durch stete und zielbewußte Bereicherung und Verjüngung seines Inhalts die Anforderungen der theoretischen Staatswissenschaft und praktischen Bürgerkunde prächtig vereint. Auch über dieses Werk, wirklich in jedem Sinn ein ‚Staatslexikon', wird ‚Hochland' späterhin noch ausführlicher berichten. — Als ganz neue Form der Enzyklopädie, mehr Studien- als Nachschlagewerk, stellt sich bekanntlich das großartige Teubnersche Unternehmen **„Die Kultur der Gegenwart"** dar, aus dem sich ein jeder die seinem Interesse nächstliegenden Bände einzeln

erwerben kann. Von den letzterschienenen Teilen behandelt der eine ‚Die osteuropäischen Literaturen und slawischen Sprachen (M. 12.—) in der Zusammenarbeit von elf der angesehensten Spezialgelehrten, der andere (M. 11.—) ‚Staat und Gesellschaft der neueren Zeit', d. h. von der Reformation bis zur französischen Revolution. Drei namhafte Historiker: Bezold, Gothein und Koser teilen sich in die Darstellung, ein jeder lehrreich und fesselnd, aber doch Gothein mit der nichts weniger als unparteiischen Darstellung nur der kirchlichen und geistigen Entwicklung seiner Epoche (Gegenreformation) stark aus dem im Titel bezeichneten Rahmen fallend. Eine solche Unterordnung, wie sie die ebenmäßige Durchführung des Hinnebergschen Gesamtplans erfordern würde, ist bei dem stark ausgeprägten Individualismus, wie ihn sich gerade so viele der gelehrtesten Kulturträger der Gegenwart zum Vorzug anrechnen, praktisch nicht zu erreichen; und auch darum wird sich ein jeder aus dem Gesamtwerk, da es doch kein einheitliches Bild gibt, nur auslesen, was ihm entspricht.

Dem unermüdlichen und rastlosen Verbesserungstrieb der Langenscheidt'schen Verlagsbuchhandlung ist es gelungen, ihre Wörterbücher für fremde Sprachen zu einer solchen Höhe der Zuverlässigkeit und praktischen Nutzbarkeit zu entwickeln, daß sie fast konkurrenzlos dastehen. Das beweist von neuem die kürzlich erschienene Neubearbeitung des **Muret-Sanders'schen enzyklopädischen Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache**, das sich nicht nur zu einem gleichwertigen Seitenstück zu dem französisch-deutschen Sachs-Villatte auswächst, sondern mit Rücksicht auf die größeren phonetischen Schwierigkeiten besondere Verdienste in Anspruch nehmen kann. Das Werk umfaßt zwei Ausgaben, eine größere, die nur selten eine dringende Notwendigkeit für die meisten Sprachbeflissenen sein wird, und eine kleinere, für Schule und Haus gedachte, die aber so reichhaltig nicht nur bezüglich des Wortschatzes sondern auch der Redensarten, der Wortbedeutungen, Provinzialismen rc. ist, daß sie kaum jemals ernstlich im Stich lassen wird. Diese kleinere Ausgabe in zwei stattlichen großen Lexikonbänden von bester Ausstattung in Papier und Druck oder in einem einzigen Bande (beide Sprachen umfassend) kostet 16 Mk. bezw. 15.— Mk.

Philosophie, Apologetik und Weltanschauungsbücher.

Zur Festigung in der eigenen religiösen Überzeugung und zu ihrer Rechtfertigung gegenüber den Angriffen Andersdenkender wird auch dem katholischen Laien die öftere Lektüre und deshalb der Besitz wenigstens einer größeren Apologetik immer unentbehrlicher. Noch auf lange hinaus wird wohl **Hettingers ‚Apologie des Christentums'** in ihrer klassisch-schönen, begeisterten und begeisternden Darstellung vor allen anderen die in weiten Kreisen meistgeschätzte bleiben. Ihre neunte, von Prof. Eugen Müller pietätvoll besorgte Auflage liegt nun mit dem 4. und 5. Bd. (Herder, je M. 6.20) vollendet vor; diese bringen die Darstellung der christlichen Dogmen mit der Lehre vom Heiland und von der Kirche zum Abschluß. — Einen ergreifenden und erhebenden Nachklang für alle die vielen, die Schells unermüdlich werbenden und bewahrenden Apologeteneifer erlebt haben, bildet die verdienstliche Sammlung von **Schells kleineren Schriften**, die wir Dr. Hennemann verdanken (F. Schöningh, M. 12.—). Die wertvollsten der Reden und weitzerstreuten Einzelabhandlungen, in denen dieser Feuergeist so mannigfaltig und doch so einheitlich seine katholische Überzeugung darlegte und verteidigte, sind hier vereinigt, von den ersten Abhandlungen über die Mystik des Buddhismus in Commers Jahrbuch bis zu seinem letzten Lobpreis der ‚Gotteskräfte des Christentums' im Hochland. — Zur Apologetik wird auch ganz von selbst das rein sachliche überaus reichhaltige Sammelwerk **‚Die Orden und Kongregationen der katholischen Kirche'**, dessen dritten und letzten Band Max Heimbucher in neubearbeiteter Auflage vollendet hat (F. Schöningh. M. 7.20). Aus all ihren Früchten religiöser und allgemeinerzieherischer Wirksamkeit werden die mannigfaltigen Organisationsformen, in denen sich im Laufe der Zeiten katholisches Ordenswesen entwickelt hat, als richtig erkannt, gewürdigt und bewundert.

Von den Klassikern der Philosophie wird **Platon** durch die lebensvollen Übertragungen Kaßner's (Diederichs, bisher 6 von 11 Bdn. zu meist M. 3.—) auch den Lesern nahegebracht, die sich durch Schleiermachers schwerflüssige Verdeutschungen noch abgestoßen fühlten. Schon die von Platon selbstgewählte Dialogform und die hohe Schönheit seiner

Sprache rechtfertigt die Freiheiten, deren Kaßner und seine Mitarbeiter sich bedienen, um den wesentlichen Geistesgehalt dieses wahrhaft königlichen Denkers zu übermitteln; auch der soeben erschienene, besonders stattliche Band mit den beiden Dialogen Gorgias und Menon (geb. Mk. 6.—), von Preisendanz übersetzt, reiht sich der Ausgabe, die im nächsten Jahr abgeschlossen werden soll, würdig an. — Zur philosophischen Erbauungsliteratur, aus der auch ein minder abstraktes Denken reichen Ertrag gewinnt, hat man von je die Hauptwerke der Stoa gezählt, zumal des welt- und menschenkundigen **Seneca** von Spruchweisheit überfließende Dialoge und Briefe. Es war daher ein sehr glückliches Unternehmen von Preisendanz, aus allen diesen Werken eine Fülle der schönsten ‚Sentenzen' auszulesen und in sachlich wohlgeordneten Rubriken darzubieten (Diederichs, geb. 6.50). Als tiefdurchdachter, von den besten Traditionen antiken und mittelalterlichen Geisteslebens getragener Durchblick der gesamten philosophischen Entwicklung sei auch in diesem Jahr noch einmal **Willmanns** monumentale ‚**Geschichte des Idealismus**' (Vieweg, 3 Bde., geb. Mk. 46.—) nachdrücklich hervorgehoben, deren wesentlichsten Gehalt der Verfasser soeben auch in einem Bändchen der ‚Sammlung Kösel' durch geschichtlichen Überblick der ‚**Wichtigsten philos. Fachausdrücke**' (1.—) auf ganz eigene, echt denkerzieherische Art ins Enge brachte. Die gleiche Sammlung bietet in **Endres**' ‚**Geschichte der mittelalterlichen Philos.**' den ersten knappen, und doch sachgerechten Abriß dieser vielunterschätzten Epoche. Die Vorzüge dieser höchst lesenswerten Arbeit werden im ‚Hochland' bald von berufenster Seite gewürdigt werden. Zur Einführung in die neuzeitliche Philosophie sind wenige Werke so geeignet als **Euckens** ‚**Geistige Strömungen der Gegenwart**', wie nun der Titel seiner ‚Grundbegriffe der Gegenwart' in 4. Aufl. (Veit & Co., Geb. 5.—) lautet. Die Grundlinien einer positiven geistig-ethischen Weltansicht prägen sich darin immer deutlicher aus und werden auch gegenüber der neuesten Denkmode des sog. ‚Pragmatismus' durch dessen kritisches Abwägen gewahrt.

Zur Weltanschauungsliteratur muß auch ein Buch gerechnet werden, das wie das neueste des namhaften Pädagogen Dr. F. W. Foerster: **Christentum und Klassenkampf**, (Schultheß, M. 3.—) sozialethische und sozialpädagogische Betrachtungen enthält, welche die vielgewürfelte Frage einmal von dem zentralsten Punkt aus, der tiefsten Innerlichkeit des Menschen, in Angriff nehmen. Foerster hat sich in jüngeren Jahren fast ein Jahrzehnt eingehend mit der modernen Arbeiterbewegung, zum Teil ganz auf deren Boden stehend, praktisch beschäftigt, und ist zu seinen heutigen Auffassungen also nicht nur auf theoretischen Wegen gekommen. Das fühlt man aus seinen Worten förmlich heraus. Es ist erkämpfte Weisheit eines Mannes, der weiß, daß alle Reformertätigkeit nur dann mit Erfolg gesegnet ist, wenn neben Abstellung äußerer Schäden und Übelstände man sich auch auf die letzten und höchsten Kräfte des Menschen besinnt und die zum Kampf mit aufruft. Weit entfernt, den Kampf gegen Kapitalismus, ‚Mammonismus' u. dergl. abschwächen oder unterbinden zu wollen, möchte er ihn nur auf eine festere, tiefere, d. h. christliche Grundlage stellen. Die in dem ersten Kapitel an die ‚Vertreter der Kirche' gerichteten Mahnungen enthalten unseres Erachtens das Beste und Reifste, was bis jetzt auf Seite der beiden Konfessionen gesagt worden ist, das Beste nicht zuletzt deshalb, weil es nicht in theologischer Redeweise, sondern in den Worten eines Mannes geschrieben ist, der seine Zeit von innen und außen kennt. Die weiteren Abschnitte über soziales Studententum, Klassenkampf und Ethik, psychologische und pädagogische Gesichtspunkte für Unternehmer und Betriebsleiter, über Attentate und gesellschaftlichen Fortschritt, die Dienstbotenfrage und die Hausfrauen und den Bildungswert des häuslichen Berufs möchte man in jedermanns Händen wissen; denn so wie hier diese Probleme angepackt sind, erscheinen sie als der einzige Weg, eine allgemeine Sozialreform durch individuelle Selbstreform vorzubereiten und einzuleiten.

Welt- und Kulturgeschichte.

So sehr sich die historische Gelehrsamkeit während der letzten Jahrzehnte in die Einzeluntersuchung und das Monographienwesen verloren zu haben schien, hat es doch praktischer Verlegersinn immer wieder verstanden, unsere Geschichtschreiber in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen durch Herausgabe universalhistorischer Werke oder sonstiger auf weitere Kreise berechneter Darstellungen der nationalen Geschichte oder einzelner bedeutsamer Epochen. Da ist vor allem die nunmehr abgeschlossene

Illustrierte Weltgeschichte in vier Bänden zu nennen, die Widmann, Fischer und Felten unter der Bereitstellung erheblicher Ausstattungsmittel bei der Allgemeinen Verlagsgesellschaft München erscheinen ließen. Sie empfiehlt sich sowohl durch ihre volkstümliche, leidenschaftlose und doch charaktervolle Darstellung als auch durch den leicht zu bewältigenden Umfang, die umsichtige schöne Illustrierung und den verhältnismäßig niederen Preis (à M. 10. –). Sie ist ein schönes Geschenkwerk für die studierende Jugend, sie befriedigt aber auch in den meisten Fällen die Ansprüche, die an eine gewöhnliche Familienbücherei gestellt werden. — Weit über diesen Rahmen hinaus geht das große Unternehmen des Ullsteinschen Verlags, das kurz als Ullsteins Weltgeschichte bekannt ist. In Verbindung mit mehreren Fachgelehrten gibt Prof. Dr. von Pflugk-Hartung diese Weltgeschichte in 6 Bänden heraus, die sich gleichmäßig auf die ältere und neuer Zeit verteilen. Das Unternehmen steht in jeder Hinsicht im Zeichen großkapitalistische Aufmachung. In seiner technischen Vollendung übertrifft es alle bis jetzt ähnlichen Weltgeichichten, textlich dürfte es die besten älteren Darbietungen nur in Einzelheiten hinter sich lassen. Über den ersten der bis jetzt erschienenen zwei Bände, der das ‚religiöse Zeitalter‘ (1500—1650) zum Gegenstand hat, vergleiche die Besprechung im Augustheft 1908 dieser Zeitschrift. Der zweite Band, das ‚politische Zeitalter‘ (1650 –1815) behandelnd, zeichnet sich im Allgemeinen durch die gleichen Vorzüge und Mängel aus. Die großen religiösen Grundkräfte selbst in Zeitaltern wie denjenigen Ludwigs XIV. werden nur nebensächlich berücksichtigt und zuweilen direkt verkannt, und eine protestantische Auffassung beherrscht und färbt das Urteil auch da, wo nur ein tiefer eindringendes Verständnis den Dingen und Verhältnissen Gerechtigkeit könnte wiederfahren lassen. — In Tagen, da das Problem der Kultur so im Vordergrund nicht bloß engster Betrachtung, sondern auch modischen Dilettantismus steht, kann dem historischen Bemühen, alte Kulturen in Wort und Bild aufleben zu lassen, der Erfolg und dankbares Entgegenkommen nicht versagt bleiben. So hat denn das im letztjährigen Weihnachtsbüchertisch erstmalig besprochene schöne Werk ‚Die hellenische Kultur‘, dargestellt von Baumgarten, Polland und Wagner (Teubner, Leipzig 1908) inzwischen seine zweite stark vermehrte Auflage erlebt. Die Verfasser haben nicht bloß da und dort verbessert und hinzugefügt, sondern ganze Abschnitte vollständig umgearbeitet, zum Teil auf Grund persönlicher Anschauung der Fundstätten z. B. auf Kreta. Auch illustrativ wurde ein übriges getan, sodaß das Buch nun in erhöhtem Maße jenes Lob verdient, das wir ihm schon früher spenden konnten. — Dem Zweck angenehmer Belehrung dient ein reichillustriertes, auf 3 Bände berechnetes Werk: ‚Aus der Geschichte der Völker‘ (Kösel, Kempten), von dem der erste Band (M. 7.20), die orientalischen Völker, die Griechen und die Römer umfaßt. Die Herausgeber Förderreuther und Würth haben hier aus den besten, neueren, aber weiteren Leserkreisen nicht leicht erreichbaren und inhaltlich kaum zu bewältigenden Werken abgerundete Lesestücke zu einem Ganzen verknüpft, das zusammen mit einem reichen gediegenen Bildschmuck sich als eine ebenso im Ton abwechslungsreiche wie in der sachlichen Folge geschlossene Einführung in die Geschichte der Völker darstellt. Als eine Arbeit erfahrener Schulmänner eignet sich das Werk ebenso für bildungsbeflissene Erwachsene, wie für die reifere studierende Jugend, die dann zugleich Gelegenheit hat, die Bekanntschaft unserer besten zeitgenössischen Historiker zu machen. — Auf einer ähnlichen Methode beruht ein kleines Büchlein ‚Unsere Kultur‘ von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart in Einzelbilder von Albert Geyer (Verlag Roth, Gießen, geb 3 Mk.), ebenfalls und ausschließlich für die Schule gedacht und nur mit Buchschmuck geziert. — Eine ‚Kulturgeschichte des Mittelalters‘, wie sie Georg Grupp in zweiter, vollständig neuer Bearbeitung darbietet, (Schöningh, Paderborn, 3 Bde. à 10 Mk.; der dritte Band steht noch aus) darf auf um so größeres Interesse rechnen, wenn wie hier selbst der Schein einseitiger Schönfärberei oder apologetischer Voreingenommenheit vermieden ist. Grupps Darstellung verdient in dieser Hinsicht alles Lob. Sie ist nicht nur bemüht, Licht und Schatten gerecht zu verteilen, sondern bringt durch die Gruppierung der Tatsachen tatsächlich den Eindruck einer wohl abgewogenen Würdigung dieses leidenschaftlichen und doch so geistesstarken Zeitalters hervor. — Vom Mittelalter zur Renaissance weitergehend, begegnen wir dem in 10. Auflage erschienenen Werke, ‚Die Kultur der Renaissance in Italien‘ von Jakob Burckhardt

(E. A. Seemann, Leipzig), dessen immer neue Durchsicht und vorsichtige Ergänzung Professor Ludwig Geiger von der 2. Auflage an mit Burckhardts Zustimmung unternommen hat. Obwohl Burckhardts Auffassung von der ital. Renaissance heute in mehreren wesentlichen Punkten aufgegeben (man vergl das Nachwort Geigers im 2. Bd.), genießt seine Darstellung doch mit Recht das Ansehen eines Meisterwerkes der Geschichtschreibung, dessen intuitive Kraft auch auf den Leser übergeht, der sich zu nur um so tieferem Eindringen in die innere Welt dieser Zeiten und Persönlichkeiten aufgereizt fühlt. Diesem Verlangen, durch das Burckhardtsche Werk neu geweckt, kommt ein zweibändiges Werk: „**Menschen und Kunst der Renaissance**" von Prof. Dr. Rob. Saitschick (Verlag Hofmann, Berlin) belohnend entgegen. Saitschicks Kunst, das Unveränderliche und Bestimmende einer Zeit und Persönlichkeit, ihren Charakter, in klaren, objektiven Linien zu zeichnen und aus dieser grundlegenden Kenntnis des Menschen sein ganzes übriges Wesen zu begreifen, diese von den Alten so meisterlich geübte Kunst gibt auch diesem Werk seinen Wert und seine hohe Bedeutung nicht bloß für die Bereicherung unserer Kenntnis der Renaissance, sondern über diesen wissenschaftlichen Zweck hinaus für die Bereicherung unserer Kenntnis der menschlichen Natur in ihren verworfensten und höchsten Erscheinungen zugleich. So stellt sich dieses Werk in mehr als einer Beziehung als eine Ergänzung des Burckhardtschen dar, diesem auch darin verwandt, daß trotz der dieser Arbeit zu Grunde liegenden außerordentlichen gelehrten Sachkenntnis die Darstellung auch nicht einen Augenblick davon beschwert erscheint. — Ein wichtiger Beitrag zur Beurteilung der Renaissance besonders in kirchlicher und religiöser Hinsicht ist die „**Geschichte der Päpste**" von L. Pastor (Herder, Freiburg) deren große Bedeutung Geiger im Hinblick auf seine Neubearbeitung Burckhardts hervorhebt. Eine gewissenhafte Beschäftigung mit der Renaissance wird sich von ihrer Heranziehung kaum entbinden können. Sie ist bis zum IV. Bd. gediehen, der die Zeit Hadrians VI. und Clemens VII. umspannt.

Wenn man von der Anzahl der in den letzten Jahren erschienenen Bücher über die deutschen Befreiungskriege auf ein wirklich vorhandenes Interesse schließen kann, so muß dieses erheblich sein, denn abermals liegt eine große Publikation vor, die sich rasch die Gunst des vaterländischen Lesers erwerben wird, **Die Franzosenzeit in deutschen Landen 1806 bis 1815, in Wort und Bild der Mitlebenden**, herausgegeben von Friedrich Schultze. (2 Bde. Leipzig, R. Voigtländers Verlag, 20 Mk.) Aus Berichten und Äußerungen der fürstlichen Akteure, voran des großen Eroberers, der Generale vor allem, die die Schlachten geschlagen, und der großen Staatsmänner; der deutschen Helden Blücher, Gneisenau, Hardenberg, Scharnhorst, Stein, der Patrioten, die in Wort und Schrift Deutschlands schlummernde Kräfte wachrüttelten wie Fichte oder Arndt, einer langen Reihe bedeutender oder mehr untergeordneter Persönlichkeiten, die den Taten scharfäugig als Teilnehmer oder Zuschauer folgten, aber auch mehr Außenstehender wie etwa Goethe, sodann der damals sehr geduckten Presse, aus der sich Görres titanisch herausreckt, schließlich in anschaulichen Porträten und Stichen der welterschütternden Ereignisse jener Jahre und zuletzt in ergötzlichen Karikaturen, mit einer Menge faksimilierter Einlagen entsteht in diesen beiden Bänden ein reiches Mosaikbild voll kulturgeschichtlicher Details, dessen Grundzüge Deutschlands Niedergang und Erhöhung bilden. Was etwa der Einheitlichkeit abgeht, das wird ersetzt durch die Frische des unmittelbaren Miterlebens und das umso reichere Material, das durch eine ganze Menge zeitgenössischer Augen erblickt wird.

Ungefähr der gleichen Zeit gewidmet ist ein Buch, dessen Titel „**Die Mode. Menschen und Moden im 19. Jahrhundert nach Bildern und Kupfern der Zeit**" (1790—1817), (Bruckmann, München, geb. 6,70 Mk.) kaum den tatsächlichen Genuß und Gewinn verrät, den eine aufmerksame Beschäftigung damit zu gewähren vermag. Das Buch will nicht bloß betrachtet, es will gelesen sein, und wer einmal in dieser zwiefachen Absicht hineingeblickt hat, wird finden, mit Recht. Max von Boehm, der den Text geschrieben, versteht es, das Thema in fruchtbringender Weise zu einer sehr anmutig zu lesenden Kulturgeschichte jener Epoche zu erweitern und mit Geist zu behandeln. Die Bilder, von Dr. Oskar Fischel ausgewählt, sind von intimem Reiz, wie überhaupt die ganze Publikation einschließlich ihrer feinen, zierlichen Ausstattung ein anmutiger, literarischer Leckerbissen ist. —

Natur- und Völkerkunde.

Das erste gemeinverständliche naturwissenschaftliche Prachtwerk, welches die Allgemeine Verlagsgesellschaft der Reihe ihrer geschichtlichen und kirchlichen gesellt, ‚Himmel und Erde', herausgegeben von so namhaften Astronomen, Meteorologen, und Geologen wie Plaßmann, Pohle, van Bebber, Kreichgauer und Waagen, kann nach den bisherigen 7 Lieferungen (von c. 28 zu je Mk. 1) als ein ausgezeichnetes, in der Darstellung der gesicherten Wissenschaftsergebnisse durchaus zuverlässiges Werk empfohlen werden. In den naturphilosophischen Einleitungs- und Schlußkapiteln aus der Feder des Breslauer Dogmatikers Pohle finden die anknüpfenden Weltanschauungsfragen lichtvolle Klärung. Die illustrative Ausstattung ist in seltenem Maße schön und eigenartig gewählt. — Auf eine gemeinverständliche Himmelskunde beschränkt sich das ähnlich angelegte, nur einbändige Werk von Wilhelm Meyer ‚Das Weltgebäude', das dank seiner ebenfalls glänzenden, wenn auch konventionelleren Ausstattung bereits in 2., umgearbeiteter Auflage (Bibliographisches Institut Mk. 16.—.) vorliegt. Der Verfasser verfügt über ein seltenes Popularisierungstalent und hält sich hier auch, im Gegensatz zu späteren Werken, fast ganz von monistischen Velleitäten frei. Diese trüben dagegen leider sehr stark den glänzenden Eindruck, welchen der Bilderatlas Konrad Günthers ‚Vom Urtier zum Menschen' (Deutsche Verlagsanstalt, bisher 10 von 20 Lieferungen zu je Mk. 1.—) beim Durchblättern nur des illustrativen Teils machen könnte. Die hier beliebte Art, monophyletische Entwicklung und tierische Abstammung des Menschen nach Häckelschen Konfusionsgesetzen in Eins zu verquicken, muß zumal bei einem populären Werk entschieden zurückgewiesen werden. Dem hinreichend unterrichteten, kritischen Verwerter können allerdings die prächtigen Tafeln gute Dienste tun.

Der erfreuliche Aufschwung, den die in die bunte Welt menschlicher Lebensformen näher einführende länder- und völkerkundliche Literatur nimmt, kommt zunächst auch darin zum Ausdruck, daß ein so vorzügliches, alt- und immer neubewährtes Hausbuch wie Seydlitz, ‚Handbuch der Geographie' (Hirt und Sohn) nun seine 25. Jubiläumsauflage erreicht hat. Es wird bei seiner unübertrefflich zweckmäßigen Anlage und in Anbetracht des billigen Preises (in Leinen 6,50, in Halbfranz 7,50) erstaunlichen Ausstattung (40 Farbentafeln, 300 weitere Illustr.) gewiß noch viele folgende erleben. Ein ähnlich angelegtes und gleich vorzüglich ausgestattetes Buch ist aus dem gleichen Verlag. ‚Das Deutsche Land' in seinen charakteristischen Zügen und seinen Beziehungen zu Geschichte und Leben der Menschen von J. Kutzen, 5. neubearbeitete Auflage mit 179 Bildern und Figuren und 12 farbigen Tafeln und Karten von V. Steinecke (10,50 und 12,50 Mk.). Seinen besonderen Wert erhält das Buch durch die glückliche Verbindung der geographischen Verhältnisse mit den historisch-politischen und industriell-sozialen. Den geographischen Richtungen folgend greift die Darstellung das Bild vervollständigend über die engeren deutschen Grenzen hinaus.

Unter den Einzelschilderungen fremder Länder und Völker nehmen diesmal die ‚Indischen Fahrten' von P. J. Dahlmann S. J. (2 Bände, Mk. 23.—), mit ihrer überwältigend reichen, eine ganze neue Welt erschließenden Illustration (474 Bilder auf 111 Tafeln) unstreitig die erste Stelle ein. Ganz besonders von der großartigen indischen Kunst, aber auch von der Religion, dem Volksleben und der landschaftlichen Schönheit dieses Wunderreichs gewinnt man hier eine Vorstellung, die mit immer neuem Staunen erfüllt. Der Herdersche Verlag hätte die Neuausgabe seiner illustrierten Bibliothek der Länder- und Völkerkunde nicht glänzender einleiten können. Dahlmanns Text, der in angenehmer Form ein reiches Wissen vermittelt, tritt hinter den Bildern an Interesse fast etwas zurück. Der religionsgeschichtlichen Vergangenheit, wie sie sich in den Denkmälern spiegelt, und der religiösen Zukunftshoffnung, die auf der katholischen Mission beruht, ist besonderes Augenmerk zugewandt. — Dem Wunsch, die schon weit mehr zerfallenen Reste einer einstigen Hochkultur, nämlich der Indianervölker Südamerikas, unsrer Kenntnis zu retten, verdanken wir ein zweites hervorragendes Prachtwerk, die ‚Reisestudien aus dem westlichen Südamerika' von Therese, Prinzessin von Bayern, Dr. ph. h. c. (2 Bände, D. Reimer, Mk. 20.—). Diesem völkerkundlichen Interesse gesellen sich bei der hohen Verfasserin nicht minder gründliche pflanzen- und tiergeographische Studien in den weiten südamerikanischen Ebenen, wie im Hochgebirge. So ent-

rollt sich vor uns das Bild einer ernsten und mühsamen, aber auch von reichen Erfolgen und Funden (zumal altperuanischer Mumien) gekrönten Forschungsreise, deren Schilderung durch 167 eingestreute Tafeln und Textbilder belebt wird. Ausschließlich ethnologische Interessen leiteten bei seiner im Auftrag des deutschen Kolonialamtes unternommenen Forschungsreise den Direktor des Leipziger Museums für Völkerkunde, K. Weule. Sein Buch über ‚Das Negerleben in Ostafrika' (Brockhaus, Mk. 10.—) faßt aus reichen Ergebnissen die allgemeininteressanten mit lebhaftem Erzählertemperament zusammen, auch die 200 schönen Abbildungen sind sehr zweckdienlich gewählt; einige Partien machen das Buch für jugendliche Leser ungeeignet. Daß auch ohne Illustrationshilfe ein echtes Schilderungstalent überaus anschauliche Vorstellungen zu wecken vermag, lehrt die neue Folge der ‚Mittelmeerbilder' von Th. Fischer (Teubner Mk. 7.—). Nicht in der Zufallsfolge der Reiseschilderung, sondern in sachlich aufgebauter, stets anregender Darlegung gibt sein Buch eine echte Länderkunde, deren Lektüre insbesondere den Mittelmeerreisenden, die nicht nur sehen, sondern auch verstehen wollen, bestens empfohlen sei.

Als ein fast neues Buch präsentiert sich die dritte, völlig neubearbeitete Auflage von Ägypten einst und jetzt von Friedrich Kayser und Ernst M. Roloff (Titelb., 189 Abbildungen und Karten, Herder, Freiburg 1908, geb. 9 M.). Roloff, der an Ort und Stelle eingehende Studien gemacht, hat das Buch des verstorbenen ursprünglichen Verfassers nicht nur durch Berichtigungen verbessert, sondern so umgearbeitet, daß nebst an großen Zusätzen über das alte und neue Ägypten fast keine Seite unverändert geblieben ist. So stellt sich das Buch als eine ebenso zuverlässige, wissenschaftlich genau orientierende, wie angenehme, ja reizvolle Lektüre dar, die allen Besuchern des Pharaonenlandes angelegentlichst empfohlen werden kann. —

Literaturgeschichte und Biographien.

‚Die deutsche Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts' hat in Friedrich Kummer einen neuen und sehr selbständig zu Werke gehenden Darsteller gefunden. Kummer, der selbst einmal einen recht talentvollen, aber vereinzelt gebliebenen Anlauf zum Parnaß genommen hat, bringt mehr als der bloße Gelehrte einen für das dichterisch Echte und Vollbürtige fein ausgebildeten Sinn mit. Durch ein neues System der Stoffgliederung nach Generationen gelingt es zum ersten Mal, eine gewisse natürliche Einheitlichkeit in die Gruppierung zu bringen. Fünf Generationen teilen sich in den Verlauf des Jahrhunderts. Jeder entspricht eine bestimmte, gemeinsame Weltanschauung und eine besondere, wirtschaftliche, politische und gesellschaftliche Lage. Jede Generation hat ihre Vorläufer, Pfadfinder, führenden Talente, ihre selbständigen Talente ohne führende Bedeutung und ihre abhängigen Talente. Die erste und dritte Generation ist mit Genies beglückt: Kleist, Wagner und Hebbel. Unter diesen Gesichtspunkten vollzieht sich ganz von selbst eine Auslese der schaffenden Autoren, die endlich einmal die Möglichkeit eines ordnenden Überblicks gewährt. Auf das Biographische ist größerer Wert gelegt als sonst; man erfährt in knappster Form vieles, was neue Lichter wirft. Von den bedeutenderen Werken sind Inhaltsangaben gemacht, gegen deren Mißdeutung sich der Verfasser verwahrt. Neben R. M. Meyers Werk, das es durch bessere Gruppierung und schärfere Herausarbeitung der Zeitströmungen übertrifft, ist Kummers Darstellung die beste, die wir besitzen. Es wird Gelegenheit sein, noch öfter davon zu sprechen. Der 700 Seiten starke Band ist bei Reißner in Leipzig erschienen und kostet geb. 12 Mk.

Der zweite Band von Alfred Bieses Deutscher Literaturgeschichte (Beck; in Leinen 5.50, in Halbfranz 7.—) ist soeben erschienen. Er führt von Goethe bis zu Mörike und Droste, die weitere Entwicklung von Hebbel bis Hauptmann einem neuvorgesehenen, dritten Bande vorbehaltend. So ist immer noch kein abschließendes Urteil über das ganze Werk möglich; auch der zweite Band zeigt wieder die wesentlichen Vorzüge des ersten: ruhevoll abgeklärtes, übersichtliches Darstellen, Eingliedern der poetischen Entwicklung in die allgemein geistige, ästhetisch wohlabgewogenes, für sprachlich formale Eigenart besonders empfindsames Urteil. All dies tritt in Charakteristiken, wie denen von Goethe, Kleist, Grillparzer glücklich zutage. Minder gerecht wird Biese dem Ethos eines Dichtergeistes; deshalb kommt schon Schiller zu kurz und gar die Neigung vieler Romantiker zum Katholizismus bleibt ihm ganz unverständlich. In der ruhigen Harmonie

der Biese'schen Darstellung, so wohltuend sie wirkt, erscheint unsere Literatur allzu sehr als etwas fertiges, nicht als etwas werdendes. Mit umso größerer Spannung erwarten wir den dritten Band des in jedem Falle sehr wertvollen Werkes.

Von Anselms Salzers Illustr. Geschichte der Deutschen Literatur, die Verf. und Verlag in jeder Hinsicht zu einem Prachtwerk ausgestalten, sind im verflossenen Jahr nur die Lieferungen 25 bis 27 (Allg. Verlagsgesellschaft, je Mk. 1.—) erschienen, die von Lessing bis Herder führen und damit doch endlich in die Zeit der Klassiker hinein, überall von der hohen feinsinnigen Sorgfalt, Einsicht und Geschmacksbildung ihres Autors zeugend. Angesichts seiner vorwiegend literargeschichtlichen Betrachtungsweise kann man das Vorhaben nur billigen, daß das Werk vor Beginn der neuesten Zeit abschließen und diese einem Nachtragband vorbehalten will. So werden wir uns in absehbarer Zeit eines durchaus abgerundeten und reichausgeführten Bildes der literarischen Vergangenheit freuen dürfen.

Nach vierjähriger Pause erscheint noch gerade recht zum diesjährigen Weihnachtsfeste der zweite und Schlußband von Bergers Schillerbiographie ‚Schiller. Sein Leben und seine Werke' von Karl Berger, 1.—4. Aufl. (Beck, München 1909. Preis geb. 7 Mk.) Die Zeit von Schillers Berufung nach Jena bis zu seinem Tode liefert den Stoff zu dem stattlichen Bande, der dem Fleiß und der Ausdauer seines Verfassers Ehre macht. Einen warmherzigeren und von der Größe und Würde seines Gegenstandes tiefer durchdrungenen Biographen hätte Schiller kaum finden können. Demgegenüber ist um so mehr anzuerkennen, daß die Diktion im Allgemeinen ruhig und sachlich ist, während in der Kritik eher zu wenig als zu viel getan wird. Wenn wir in dieser Hinsicht aus dem Vorwort die Behauptung herausheben: ‚für die schmerzlichsten Fragen unseres Geisteslebens hat er eine tröstliche und helfende Antwort, aus allen Nöten der unter der Last der Dinge seufzenden Seele findet sich bei ihm ein Weg', so versteht man wohl, wie wir es meinen. Schiller ist viel, ist ungeheuer viel für unsere Nation — aber es gibt in fast jedem Leben einen Punkt, wo man wünscht, daß der Biograph über seinem Stoffe steht und nicht ausschließlich verehrend zu seinem Helden aufschaue. Nur wo die Wissenschaft über Schiller weggeschritten ist, findet Berger auch kritische Töne. Hier liegt ein Mangel des Buches, der aber klein ist im Vergleich mit dem, was das Buch zu leisten berufen ist, indem es dem deutschen Volk einen seiner größten Söhne zeigt, und in ihm die Fülle idealer Geistigkeit nahebringt, die wir heute so schmerzlich vermissen. — In dieser Hinsicht ist auch freudig zu begrüßen, daß man überhaupt der Gedankenwelt unserer Klassiker wieder mehr Beachtung schenkt, insbesondere ihre hohe Auffassung von Kunst und Leben, von Sitte und Gesetz den auflösenden Tendenzen unserer Zeit gegenüberstellt. Lienhards ‚Wege nach Weimar', (Greiner & Pfeiffer, Stuttgart), von denen uns der letzte und 6. Band zu Goethe führt, sind hier der konsequenteste und charaktervollste Versuch, mit dem wir uns noch auseinandersetzen müssen. — Bücher wie das von Ludwig Geiger ‚Goethe und die Seinen' (R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1908, Preis geb. 6 Mk.) erinnern im Vergleich mit diesen auf das Wesen der geistigen Persönlichkeit dringenden Bemühungen an so manche Publikation aus der Zeit der Goethepfaffenliteratur. Im Grund genommen sind derartige Bücher für die geistige Annäherung an eine große Persönlichkeit mehr hinderlich als fördernd, und wenn dem Thema auch ein gewisses biographisches Interesse nicht abgesprochen werden kann, so ist es doch kaum so erheblich, daß ein dicker Band von 380 S. dadurch gerechtfertigt wäre. — Ein anderes sind Neuausgaben z. B. der Eckermannschen Gespräche mit Goethe, wie sie der Verlag F. A. Brockhaus durch Dr. H. Houben hat besorgen lassen. Die Beigabe von Abbildungen, die auf die in den Gesprächen behandelten Kunstwerke, Personen, Örtlichkeiten u. dgl. Bezug haben, entbehrt nicht bloß nicht eines gewissen Reizes, sondern ist sogar im Einzelnen, wie z. B. bei der Rubensschen Landschaft mit dem doppelten Schatten zum ganzen Verständnis wesentlich, sodaß man die Ausgabe (Preis geb. Mk. 8.—) nur begrüßen kann. Ebenso ist die von Deibel & Gundelfinger herausgegebene Sammlung von Goethe-Worten: ‚Goethe im Gespräch' (Insel-Verlag, Leipzig 1907, Preis in Leder geb. M. 8.—) eine wirkliche Förderung unseres Goetheverständnisses, eine schätzbare Ergänzung der Goetheliteratur für weitere Kreise. Sie ist weit entfernt von Sensation- und Anekdotenkram. Goethes geistige Persönlichkeit soll sich hier

aus seinen bedeutendsten Äußerungen synoptisch erfassen lassen. Deshalb wurde auf eine Vollständigkeit, wie W. O. Biedermann sie s. Zt. anstrebte, verzichtet, das aus diesem Sammelwerk Entnommene aber nach den Quellen wiedergegeben, richtig datiert und durch neue Parallelstellen ergänzt. —

Nächst den Klassikern sind es die Persönlichkeiten der romantischen Schule, denen sich die Herausgeberarbeit und verlegerische Spekulation zuwendet. Neben einzelnen Modetorheiten haben wir jedoch auch viel Wertvolles und Schätzbares dank des nun einmal geweckten Interesses für die Romantik erhalten. Hieher gehört z. B. eine von Gundelfinger besorgte Auswahl der **‚Lebenserinnerungen aus dem Kreis der Romantik'** von Henrik Steffens (Diederichs, Jena, Preis geb. 7.50 M.) Wir bewegen uns darin ziemlich ungezwungen in der Welt der romantischen Schöngeister und ihres wissenschaftlichen Anhangs, erhalten manches intime Bild der einzelnen Persönlichkeiten (mehrfache Begegnungen mit Goethe, Jean Paul, Schelling, Runge und vielen andern). Die Brauchbarkeit der Ausgabe ist durch eine übersichtliche Gliederung in Abschnitte mit Inhaltsüberschriften wesentlich erhöht.

Neuausgaben älterer Dichterwürdigungen und -Biographien können nur willkommen geheißen werden, wenn sie so wenig durch spätere ersetzt oder überflüssig gemacht sind wie die Arbeit Paul Schützes über Storm. (**Th. Storm.** ‚Sein Leben und seine Dichtung'. 2. verbesserte und vermehrte Auflage. Herausgegeben von Dr. Edm. Lange. Paetel, Berlin 1907) und die **Hebbelbiographie** von Emil Kuh. (2. unveränderte Auflage, Braumüller, Wien 1907 2 Bde., geb. 12 M.), ein Werk, das einen gewissen urkundlichen Wert niemals verlieren wird und dessen Fehlen im Buchhandel bei der steigenden Hebbelschätzung schmerzlich empfunden wurde. Während Schützes Stormbiographie durch Lange eine notwendige Ergänzung erfahren hat, da sie nur bis zum Jahre 1887 führte, konnte die Arbeit Kuhs, an der sich sein Leben erschöpft hatte, bevor sie zu Ende geführt war, mit den vom ersten Herausgeber beigefügten biographischen Schlußergänzungen unverändert aufgelegt werden, ohne das Geringste an Bedeutung zu verlieren. — **Annette von Droste-Hülshoff** ist mehrfach Gegenstand kleiner biographischer Versuche in letzter Zeit geworden. Ein recht gefälliges, wenn auch nicht selbständiges und tief einschneidendes ‚Bild ihres Lebens und Dichtens' hat Bertha Pelican (Herder, Freiburg, 1906. Preis 3.60 M.) gezeichnet, das sich im besonderen als eine schöne Gabe an die reifere Jugend eignet. — In letzter Stunde legt der Verlag von Greiner & Pfeiffer noch eine umfangreiche **Mozartbiographie** von Dr. Karl Storck auf den Weihnachtsbüchertisch, die nach den wenigen Leseproben, die wir machen konnten, eine mit liebevoller Hingabe von langer Hand vorbereitete Arbeit zu sein scheint, die sich anregend und leicht liest und zum tieferen Verständnis von Mozarts Persönlichkeit und Kunstschaffen viel beitragen wird. — **‚Dichtende Frauen der Gegenwart'** (Strecker & Schröder, Stuttgart 1907. Preis geb. 4 60 M.) nennt sich ein Bändchen von hübschen Essays, womit Dr. Theodor Klaiber über einige der namhafteren Erzählerinnen der Neuzeit sowohl biographisch als literarisch und ästhetisch gut orientiert, so daß es als ein Wegweiser durch die weibliche Romanliteratur betrachtet und empfohlen werden kann. — Ähnliches gilt von B. Steins Aufsätzen: **Neuere Dichter im Lichte des Christentums** (Alber Mk. 3.—) und besonders, aber viel allgemeiner von Karl Schmitts ‚Beitrag zur Literaturgeschichte' **‚Der moderne Roman'** (Pillmeyer, Osnabrück 1908, geb. 5 M.). Ein ebenso belesener, wie geschmackvoller Mann ist hier mit gutem Erfolg bemüht, in dem Schaffen des neuzeitlichen Romanciers das künstlerische Gesetz und die ästhetische Form des Romans und der Novelle aufzuweisen und den Leser an der Hand der besten neueren Werke in den tieferen künstlerischen Genuß derselben einzuführen. Bei alle dem übersieht der Verfasser, der katholischer Theologe ist, keineswegs, die idealen und ethischen Werte der einzelnen Schöpfungen in das rechte Licht zu rücken, ohne deshalb in den Ton eines beschränkten Moralisierens zu verfallen. Kann somit dieses Buch von Schmitt besonders der Leserschaft zur Einführung in die neuzeitliche Romanliteratur und deren ästhetische Probleme empfohlen werden, so wendet sich das größere Werk **‚Der Roman'**, Geschichte, Theorie und Technik des Romans und der erzählenden Dichtkunst von Heinr. Keiter und Tony Kellen (3. Aufl. Fredebeul & Koenen, Essen 1908. Preis geb. 5 M.) ebensosehr an die Autoren wie an das Publikum. Das kleine Büchlein von Keiter hat Kellen mit großem Fleiß so ausgebaut, daß aus dem ur-

sprünglichen praktischen Führer zu ersten Schriftstellerversuchen eine durch einen Geschichtsabriß des Romans erweiterte Theorie und Technik der erzählenden Dichtkunst und im Ganzen mehr ein vortreffliches Nachschlagebuche denn ein wirklich technisches Handwerksbuch geworden ist. — Wem es auf eine kürzere „Geschichte des deutschen Romans" ankommt, der sei auf das Bändchen der Sammlung Göschen von Hellmuth Mielke verwiesen.

Dichterische Werke: Neuausgaben und Neues.

Beginnen wir ordnungsgemäß beim Sängervater Homeros. Er wird ja leider von den meisten unter den Gebildeten ziemlich frühzeitig in der Schule — abgetan. Man bildet sich dann für ein Leben lang ein, ihn zu kennen. Und doch wird es nur ganz Wenigen vergönnt sein, seine wirkliche dichterische Größe in bezug auf das Ganze der Werke aus dem Kampf mit der Ursprache heraus zu erfassen und zu würdigen. Deshalb haben sich die Übersetzungen seit unserer Klassiker Zeiten dem allgemeinen Bildungsstreben nicht nur sehr förderlich, sondern direkt unentbehrlich erwiesen. Vielen gilt der alte Voß noch immer als der echteste Übersetzer. Aber wer hätte nicht schon die Schwierigkeiten empfunden, selbst ihn zu lesen? Eine neue gute Homerverdeutschung in leicht fließenden und doch charaktervoll das Original nachbildenden Hexametern ist daher noch immer eine verdienstliche Sache. Prof. Hans Georg Meyer hat sich die Aufgabe von neuem angelegen sein lassen, und was die Philologen auch immer zu seiner metrischen Übersetzung mit ihrer klaren, abrundenden und ebenmäßig schön fließenden Sprache sagen mögen, so ist es wirklich eine Freude, sowohl die „Odyssee" (Verlag J. Springer, Berlin) als auch die „Ilias" (Trowitzsch Berlin) zu lesen und lesend zu genießen. Auf dieses letztere aber kommt es allein an. In dieser Hinsicht könnte diese metrische Übersetzung, wofern sie nur allgemein bekannt würde, zu verdienter Popularität berufen sein. Beide Ausgaben sind trotz der Verschiedenheit des Verlags gleichmäßig und schön ausgestattet. Der Preis ist 4.50 M und 5.50 M. — Wie Homeros, so wird auch der große Epiker des Mittelalters, Dante, mehr gepriesen als gelesen. Trotz Philalethes, Gildemeister und Pochhammer besaßen wir bisher keine Übertragung, in der sich alle dichterische und gedankliche Schönheit seines Werks ebenmäßig wiederspiegelte. Nun dürfen wir uns dieses langersehnten Besitzes rückhaltlos freuen. Denn wie hätte es die **Zoozmann'sche Parallelausgabe von Dantes poetischen Werken** (4 Bde., Herder, geb. 18 M., in Pergament 28 M.) wagen dürfen, Urbild und Nachschöpfung unmittelbar nebeneinander zu stellen, wäre es dem Übersetzer nicht in erstaunlichem Maße gelungen, in klassisch geformten, vollklingenden Schlegelterzinen peinlichst treu und feinfühligst schmiegsam einer jeden Wendung des Originals zu folgen. So haben wir nun mit einem Mal den deutschen Dante, und zugleich ist der italienische den meisten unter uns erst wirklich zugänglich geworden.

Was die deutschen Klassiker betrifft, so sind der Ausgaben fast zu viele, der guten indes gerade eben genug. Die von Professor Heinemann besorgte Ausgabe von Goethes Werken in zwei Teilen zu je 15 geb. Bänden à 2 M., die poetischen und prosaischen Meisterwerke und die Nebenwerke und ausgewählten naturwissenschaftlichen Schriften enthaltend, ist nunmehr vollendet. Wir haben billigere Goetheausgaben als diese, aber wir haben keine gleich billige, schöne und wissenschaftlich zuverlässige wie diese mit größter Umsicht, gutem Geschmack und in solider Ausstattung besorgte aus der rühmlich bekannten Sammlung der Klassiker des Bibliographischen Instituts Leipzig. — Eine Separatausgabe des „Faust" (I. und II. Teil), deren Bearbeitung und Einleitung Otto Harnack besorgte und die gebunden für 2 M. einzeln käuflich ist, ermöglicht es, sich die Vorteile dieser Bearbeitung nutzbar zu machen, ohne nach der ganzen Goethe-Ausgabe zu greifen. — Das Ansehen dieser sog. Meyerschen Klassikerbibliothek wurde neuerdings durch die Neuausgaben zwei weiterer Dichter, **Jean Pauls** und **Chamissos** vermehrt. Die erste, von Rudolf Wustmann besorgt, enthält in 4 Bänden nach dem lobenswerten Grundsatz, lieber weniger, aber das wenige so, daß es gelesen wird, drei unvergängliche poetische Werke, den ‚Titan', die ‚Flegeljahre' und den ‚Wuz'. Damit sind zugleich Proben gegeben für die von Jean Paul beliebte Klassifizierung des Romanstils in drei Schulen, die italienische, die deutsche und die niederländische. Dem Theoretiker Jean Paul hat Wustmann lieber in Kunstfragen mit seiner ‚Vorschule der Ästhetik' das Wort geben wollen als in pädagogischen mit der ohnehin be-

kannteren ‚Levana‘. Diese Entschließung kann man nur gutheißen. — Die dreibändige Chamisso-Ausgabe von Dr. Hermann Tardel strebt bei den dichterischen Werken nach möglichster Vollständigkeit. Nur die wissenschaftlichen Teile der ‚Bemerkungen und Ansichten‘ zur Weltreise wurden etwas gekürzt. Umso ausführlicher ist das vorausgeschickte Leben Chamissos ausgefallen, dessen klar und sicher gezogene Linien ihre literarische Ergänzung in den Einleitungen zu den einzelnen Werken finden. Über Preis und Ausstattung gilt das von der Goethe-Ausgabe Gesagte. — Die ‚Bibliothek deutscher Klassiker‘, welche der Herder'sche Verlag, Freiburg, unter der Redaktion von Prof. Dr. Otto Hellinghaus für Schule und Haus herausgibt, und von der eigentlich nur die Bände Goethe und Schiller den Charakter von Ausgaben besitzen, ist neuerdings durch drei weitere Bände vermehrt worden, welche die Romantik und die Dichtung der Freiheitskriege, den schwäbischen Dichterkreis und die österreichischen Dichter und in einem dritten Band das junge Deutschland bis zur Gegenwart mit Proben belegen. Es sind literar-historische Anthologien, die mit Rücksicht auf den Gebrauch durch die Jugend in der Wahl der Stücke eine mittlere Linie einzuhalten trachten zwischen dem vom Standpunkt christlicher Weltanschauung und christlich-gesellschaftlicher Sitte Zulässigen und dem für die Beurteilung der Dichter Kennzeichnenden. Für eine Mädchen- und Knabenbücherei gerade das Rechte und Wünschenswerte! Es sei ausdrücklich bemerkt, daß sich diese Bibliothek nicht die bekannten Geschmacklosigkeiten zu Schulden kommen läßt, innerhalb der einzelnen Gedichte zu ‚purgieren‘ durch auffällige Abänderungen. Andererseits ist auch der Standpunkt nicht so eng, daß Liebeslyrik u. dgl. hätte ausgeschlossen werden müssen. — Hier verdient auch eine neue kritische Ausgabe der Trutznachtigall von P. Friedrich Spee S. J. des gleichen Verlags Erwähnung, deren literarhistorisches Verdienst Alfons Weinrich gebührt. Der Herausgeber hat ihr die Brentano'sche Ausgabe zugrunde gelegt und sich dadurch die Aufgabe eher erschwert als erleichtert. Denn diese Ausgabe geht nicht auf die frühesten zurück und enthält daher Fehlerhaftes, so daß Weinrich ihr wieder ältere Lesarten gegenüberstellen muß. Ebenso wurde die biographische Einleitung von Brentano beibehalten, jedoch mit vielen Fußnoten ergänzt. Spees ‚Trutznachtigall‘ wiegt noch immer ein ganzes Schock religiöser Gedichtsammlungen der Gegenwart auf; möchte sich unsere Lyrik an ihr inspirieren! Der 428 Seiten starke Band kostet geb. nur 3.80 M. —

Eine schöne Sache verspricht die neue erste kritische Ausgabe der Sämtlichen Werke Jos. v. Eichendorffs zu werden. Wilh. Kosch und August Sauer haben sich unter Mitwirkung von Philipp August Becker in die Arbeit der Herausgabe geteilt. Der 11. Bd., die Tagebücher enthaltend, wurde vorweggenommen, da er nebst dem Band mit den Briefen die Grundlage für das Weitere und insbesondere für die die Edition abschließende Biographie bildet. Sind diese Tagebücher mit ihren unstilisierten Aufzeichnungen auch nur biographisches Urkundenmaterial und an sich kaum eine genießbare Lektüre, so ist es doch nicht uninteressant, darin zu blättern und da und dort einen ganz köstlichen Einblick in die Verhältnisse z. B. bei Friedr. Schlegel oder in Eichendorffs Studenten- und Burschenleben zu tun. Nebenbei ist der Band eine erfreuliche Probe für die Ausstattung der Ausgabe, die dem Verlag J. Habbel, Regensburg, alle Ehre macht. Da bis zum Erscheinen des letzten Bandes dieser endgiltigen Ausgabe noch manches Jahr hingehen wird, mögen Eichendorffs Werke, herausgegeben, mit Biographie, Einleitungen und Anmerkungen versehen von Dr. Ludwig Krähe (Bongs Goldene Klassiker Bibliothek) ihre willkommenen Dienste tun, besonders da die Ausstattung gut und der Preis (2 Bd. geb. 3.50) gering ist — überhaupt bekam man es wohl zu keiner Zeit so leicht und billig gemacht, sich in aller Literatur umzusehen wie heute. Gibt doch Hesse's Verlag in Leipzig nun sogar Gutzkows und Laubes Werke in den bekannten billigen Bänden heraus, beide Ausgaben von Heinr. Hubert Houben besorgt, erstere in 12 Bänden oder zusammengebunden in 4 Bänden à 2 Mk. und Laubes gesammelte Werke in fünfzig Bänden und eine Auswahl in 10 Bänden! Während Gutzkow als der Vertreter einer mehr journalistischen Richtung in der Literatur ob seiner z. T. recht oberflächlichen Auffassung der Dinge nur noch in bezug auf wenige Leistungen Interesse erweckt, so verdient Laube doch ernst gelesen zu werden. Sowohl in seinen dramaturgischen Studien, die für die Theater-

geschichte und Kritik des 19. Jahrhunderts bleibenden großen Wert besitzen, wie auch in den historischen, politischen und autobiographischen Schriften, nicht zuletzt in den ästhetisch-literarischen Einleitungen zu seinen Dramen, ja sogar in diesen wie auch in einzelnen erzählenden Stücken offenbart sich häufig ein tieferes Denken und fast immer ein ernstes und redliches Wollen. Wer die beiden Männer nur insoweit kennen lernen will, als sie in der Literaturgeschichte bezw. auf der Bühne weiterleben, der findet ihre ‚Meisterdramen' in je einem Bande nebst guter Einführung beisammen, ebenfalls im Verlag Hesse. Über Laube orientiert eine biographisch-literarische Studie **Houbens**, die als Sonderdruck aus den ‚Werken' für Mk. 1.50 zu haben ist.

In dem Bestreben, den ganzen geistigen Besitz der Welt dem deutschen Bildungseifer dienstbar und zugänglich zu machen, sehen wir Publizisten und Verleger sich zu immer neuen Anstrengungen aufraffen, aber es dürfte doch zweifelhaft bleiben, ob diese Bemühungen wirklich ihren Lohn finden. Bei den ‚**Büchern der Weisheit und Schönheit**', die Baron Grotthuß bei Greiner & Pfeiffer herausgibt, scheint es wenigstens in bezug auf einzelne Bände der Fall. Jedenfalls verdient die hochdeutsche Ausgabe von ‚Walther von der Vogelweides Gedichten' von Rich. Zoozmann besorgt, alle Beachtung, ebenso die Auswahl aus Fechner, die vielfach religiös Anregendes, wenn auch nicht allzeit Einwandfreies enthält. Ob Gurlitt der richtige war, Pestalozzi auszuwählen, ist vorerst eine offene Frage. Bei seinen einseitigen Ansichten, ist die Gefahr nicht ausgeschlossen, daß er herausgelesen, was seine Meinungen bestätigt. Für die Bände Spinozas Ethik und J. J. Rousseaus Briefe ist eine tiefere volksbildnerische Notwendigkeit kaum einzusehen. — Hier sei auch der **Sammlung Kösel** Erwähnung getan, die einige sehr schätzbare Neuedierungen enthält, so die wunderbaren poetischen Legenden aus dem Leben des hl. Franziskus, **Franziskuslegenden** von Dr. P. Holzapfel, und die **Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands** von J. v. Eichendorff, ein köstliches Werkchen, das in keiner Bibliothek fehlen sollte, zumal der Preis für den geb. Band nur Mk. 2. beträgt. — Nur kurz, denn wir müssen ausführlicher davon sprechen, sei hier auf zwei Bücher aufmerksam gemacht, die zu den erfreulichsten gehören, was die neuzeitliche europäische Dichtung kennt: **Frederik Mistrals Nerto** und die bald in 5. Auflage erscheinende Dichtung **Mirèlo.** Nerto (Deutsch von August Bertuch, Verlag Cotta, Stuttgart 1908, M. 4.50) ist eine Versnovelle von einem wunderbaren religiösen Tiefsinn: die Macht des Bösen ungewollt im Dienst der Vorsehung! Positiv-religiöse Dichtkunst kann sich hier große Inspirationen holen. Dem Band sind Gedichte und die Kindheitserinnerungen beigegeben als eine Probe aus den Erinnerungen Mistrals, die von E. von Kraatz übertragen, gleichzeitig vollständig bei Grethlein u. Co., Leipzig erschienen sind, ein Band, nach dem man aus innerem Drang greifen wird, hat man erst einmal den Dichter kennen gelernt. — In diesem Zusammenhang darf wohl auch auf **Hlatkys Weltenmorgen** verwiesen werden, dessen 4. und 5. Auflage beweist, daß echte Poesie auch ohne modischen Einschlag heute noch immer ihre Verehrer findet. Doch können wir den Wunsch nicht unterdrücken, daß es der Dichter nunmehr mit Zusätzen und Umdichten genug sein lassen möge, da oft das Neue Feind des Guten ist. — Das gilt auch von R. von Kralik, dem die Hippokrene zwar noch ausgiebig, aber lange nicht mehr in der Frische sprudelt, die manche frühere dramatische Uebungen (Maximilian, Türken vor Wien) auszeichnet. Die unter dem Titel die **Revolution** zusammengefaßten sieben Historien im Stil der Gobineauschen Renaissance haben manche zeitgeschichtlich, anekdotisch, rhetorisch, dialogisch gute Partien, sind aber mehr gedanklich und historisch als dichterisch und künstlerisch zu genießen. Die gereimten Teile (Prolog, Epilog, diverse Vor- und Zwischenspiele) lassen die Äußerlichkeit der poetischen Mache am schmerzlichsten erkennen: immerhin eine nach mancher Seite hin interessante und empfehlenswerten Gabe der ‚Gralbücherei' (Alber, Ravensburg), deren 5. und 6. Band sie ausmacht. Ebenda ist eine von Kralik besorgte Bearbeitung der **Gralsage** (geb. M. 3.—) erschienen, gleichsam ein gereimter Leitfaden durch das Dickicht dieses Sagenkomplexes, der durch unsern Wolfram von Eschenbach ja nur teilweise übernommen und dann noch umgestaltet wurde. — Eine Ausgabe der **Werke Heinrich Harts**, unter Mitwirkung anderer von dem jüngeren Bruder Julius Hart besorgt (4 Bde. 8° geb. à M. 5.— bei Egon Fleischel & Co Berlin) bringt neben den Dichtungen (Lyrik, Lied der Mensch-

heit) so wertvolle Dokumente zur Literaturbewegung am Ausgang des 19. Jahrhunderts, daß sie selbst denjenigen, welche den dichterischen Leistungen Heinrich Harts keine führende Bedeutung zumessen, noch immer höchst wertvoll bleibt um der Anregungen willen, die sie für fast alle Gebiete der Literatur enthält. Hart ist übrigens nichts weniger als einer jener Literaturkritiker gewesen, die in ihrer Domäne eine abgeschlossene Welt erblicken. Sein Blick ging weit in Leben, Geschichte und Religion hinein, deren Zusammenhänge sich ihm immer wieder aufdrängten, so wenig er sie in ihren Tiefen erfaßt hat. Das ist um so weniger verwunderlich, als in Fragen der Weltanschauung und Ethik die letzte Zuflucht immer ein allgemeiner moderner Monismus und Antikonfessionalismus bleibt. — Von **Friedrich Lienhard's Werken** liegen einige wie die ‚Gedichte' und die kinderfröhliche, humorvolle ‚Frühlings-Dichtung' ‚Die Schildbürger' in neuen Auflagen vor, schöne von Hirzel geschmückte Bände (Greiner & Pfeiffer, Stuttgart), die sich als prächtige Festgaben empfehlen. Der Band kleiner Erzählungen ‚Helden' ist um einige prächtige Stücke vermehrt worden und gehört zu dem Charaktervollsten, was wir an volkstümlicher, dichterischer Erzählungsliteratur besitzen.

Von dieser, soweit sie noch immer bis zum Feste neu erscheint, auch einen oberflächlichen Überblick zu geben, wäre bei der Menge der Bücher und der Enge des Raumes hier ganz unmöglich. Wir beschränken uns daher auf die Namhaftmachung derjenigen bedeutenden Autoren, die speziell für die Hochlandleserschaft ein besonderes Interesse besitzen, sei es weil sie bereits mit Beiträgen in der Zeitschrift erschienen sind, sei es weil früher von ihnen hier gesprochen worden ist. Die beiden großen Romane der Baronin **E. von Handel-Mazzetti**, ebenso ihre Gedichte, unter dem Titel ‚Deutsches Recht' dürfen wir wohl in erster Linie nennen, nachdem ihr außergewöhnlicher Erfolg das nachdrückliche Eintreten dieser Blätter für ihre Bedeutung so glänzend gerechtfertigt hat. Sowohl die Romane ‚Helmpergers denkwürdiges Jahr' und ‚Jesse und Maria', als auch das ‚Deutsche Recht' gehören heute zu denjenigen Werken der schönen Literatur, die man gelesen haben muß, wenn man über eine wichtige Phase der modernen Erzählungskunst, nämlich ihre Wendung zur Objektivität und Volkstümlichkeit, mitsprechen will. — Zu dieser österreichischen Künstlerin hat sich eine vom Boden der gleichen Weltanschauung aus in ihrer Art nicht minder kraftvolle und originelle aus dem nordwestlichen Deutschland gesellt: **Nanny Lambrecht**. In kurzer Zeit hat sie drei Werke der Öffentlichkeit übergeben, die das Urteil der Kritik, soweit es nicht noch in der Bildung begriffen ist, auf ihrer Seite haben, sowohl was die Kraft des darin lebendigen Gestaltungsvermögens als auch was die Echtheit der Lebensbeobachtung anlangt. Während die ‚Statuendame' (Brun's Verlag) hier schon besprochen wurde, der Roman ‚Armsünderin' in diesen Blättern noch im Erscheinen ist, kommt uns ein neuer Roman ‚Das Land der Nacht' (Jos. Thum, Kevelaar) in die Hände, der mit starken Farben das Leben in den Kohlengruben und deren düstere, unheimliche Poesie in dem Schicksal einer Familie gestaltet zeigt. — **Clara Viebig**, die oft mit der Lambrecht zusammen genannt wird, ist in ihrem jüngsten Roman auf den Schauplatz ihrer ersten Erzählungen zurückgekehrt, ohne die alte Kraft ganz wieder gefunden zu haben. ‚Das Kreuz im Venn' (Egon Fleischel & Co., Berlin) führt uns mitten in das Leben eines katholischen Eifeldorfs hinein und macht uns zu Zeugen einer Wallfahrt nach Echternach, beweist jedoch die Unfähigkeit seiner Urheberin, bis zu den letzten Motiven und Stimmungen dieses religiösen Volkslebens durchzudringen. Die Genauigkeit der äußerlichen Beobachtung in Ehren — ein letzter Rest zum tieferen Verständnis bleibt ungelöst und nicht einmal poetisch geahnt, geschweige denn ausgemünzt, wie es z. B. eine Lagerlöf im ‚Wunder des Antichrist' mit hoher Meisterschaft verstanden hat. Auch in seiner künstlerisch-kompositionellen Anlage ist der Roman nicht auf der Höhe der großen Werke dieser allzeit gewandten und anschaulich wirkenden Erzählerin. — **Timm Kröger**, unser Mitarbeiter, erfreut seine Freunde durch ein neues Bändchen ‚Die alte Truhe' (Janssen, Hamburg, M. 3.—), dessen erstes Stück die Hochlandleser kennen, während ihnen der übrige Inhalt durch seinen echt norddeutschen, trockenen, aber tiefinnerlichen Humor neuen Genuß verspricht. In die gleiche Stimmung schlägt ein Roman ein von **Gustav Falke**, ‚Die Kinder aus Ohlsens Gang' (Janssen, geb. M. 4.50), eine reizende Mittelstandsgeschichte, ein

kleinbürgerliches Idyllenleben von frischer Jugendlichkeit und gewiß mit manchen autobiographischen Reminiszenzen unter der Dichtung Schleier. – Das gilt auch von **Hermann Hesses** Erzählungen ‚Nachbarn‘ (Fischer, Berlin M. 4.50), ein Buch, das man um seiner zarten, melancholischen Liebe zu allem Einfältig-Alten, Ehrwürdigen, Schlicht-Guten und Verirrten lieb gewinnen muß. Es sind im Ganzen 5 Erzählungen, von denen besonders Walter Kömpff's, des alten Originals, Kinderspotts und seltsamen Gottesleugners Geschichte ein feinstes Seelengemälde ist. — Was dem Roman ‚**Hochwald**‘ von Frida Schanz (Trowitsch, Berlin M. 3.50) an Tiefe abgeht, ersetzt er reichlich durch die prächtigen, frischen Schilderungen des deutschen Waldes, dessen Poesie in der einfachen, aber gut erzählten Fabel, — wie ein Mädchen von schwärmerischen Künstlerträumen zu gesunder, stählender Arbeit erzogen wird — wiederstrahlt. — Alpensommer (Staackmann, Leipzig, M. 5.—) nennt **Peter Rosegger** sein neues Buch, das kein Roman, aber eine vielleicht um so echtere Gabe Roseggerscher Erzählerkunst ist; erinnert es doch in manchem an die Geschichten aus der ‚Waldheimat‘, über die es in bezug auf die Weite des Horizonts und die Schärfe der Auffassung, hin und wieder auch des Witzes und der Satire hinauswächst. Jedenfalls ein erfreuliches Werk. — Zwei Bücher, die an das Mutterherz greifen und sehr empfohlen werden können, sind: **Helene Voigt-Diederichs**' ‚Aus Kinderland‘ (Diederichs, Jena, M. 3 50) und **Sophie Reinheimer's**, ‚Von Sonne, Regen, Schnee und Wind‘ (Verlag d. Hilfe, Berlin, M. 2.—). Auch für die erwachsene weibliche Jugend und zum Vorlesen und Wiedererzählen für Kinder können kaum innigere, warmherzigere Geschichten geschrieben werden. — Der nun in Buchform erschienene, geschmackvoll gebundene Roman ‚**U. L. Frau von Dänemark**‘ von J. Jörgensen (Kempten, J. Kösel'sche Buchhdlg. M. 4.50) ist den Hochlandlesern bereits bekannt und hat, wie aus zahlreichen Zuschriften zu ersehen war, lebhaftes Interesse erweckt. Der mit philosophischen und sozialen Problemen gärend erfüllte Konvertitenroman bewährt nun im Zusammenhang seinen Wert als künstlerisches Zeitbild, das noch lange in hoher psychologischer Geltung bleiben wird. — Zum Teil aus persönlichem Erleben geschrieben, scheint auch **Isabella Kaisers** Roman ‚Die Friedensucherin‘ (Bachem, Köln, geb. M. 4.—), der in Tagebuchform mit feiner künstlerischer Hand und psychologischer Erfahrung die innere Wandlung einer unheilbar Erkrankten darstellt. Nach dem Süden führt der Roman ‚Das sechste Gebot‘ von **Max Geißler** (Staackmann, Leipzig, geb. M. 5.—), eine sittlich ernste Ehebruchsgeschichte von guter Erzählungsart, jedoch gleich den Novellen ‚Sonne des Südens‘ von **Marie Amalie von Godin** (Bachem, Köln, M. 4.50) Landschaft und Menschen nicht individuell genug erfassend und daher mehr gute Unterhaltungslektüre.

Die gleiche Schätzung verdienen zwei Bücher von Ansgar Albing, der Roman ‚**Eine seltsame Verbindung**‘ und die Novellen-Sammlung: ‚**Frühling im Palazzo Caccialupi**‘ (2 Bände; Herder, Freiburg, gebunden 4 und 6 Mk.). Ein in der ‚guten‘ Gesellschaft versierter Mann entwirft darin mit viel Sachkenntnis und nicht ohne moralische Absichten ein Bild jener Welt, in der man sich langweilt, zeichnet dabei mit satirischem Geschick und Menschenkenntnis typische Gestalten, kommt aber über eine mehr oder minder gute Photographie nicht hinaus. Besser als der Roman eignet sich für eine derartige Begabung die Novelle, insofern sie von einer gegebenen Situation oder auch Anekdote ausgehend, die Charaktere nicht im Werden, sondern als einmal gegebene Größen zeigt. So sind denn tatsächlich unter den Novellen Ansätze zu künstlerischen Wirkungen, zu denen sich der Roman nicht zu erheben vermag. Da Ernst und Scherz geistreich wechseln, eignen sich die Bücher zu angenehmer Unterhaltung.

Zum Schluß sei noch kurz auf **Fischers Bibliothek Zeitgenössischer Romane** (S. Fischer, Berlin, pro gebund. Bd. Mk. 1.—) verwiesen, als eine Neuerung, die in mehr als einer Hinsicht Bedeutung gewinnen kann. Romane, die bisher 3—5 Mk. kosteten, werden hier in reizender Ausstattung beinahe in Taschenformat und auf leichtem Papier so billig geboten, wie es bis jetzt noch nicht der Fall war. Es liegen vor: Fontane, L'Adultera, Jonas Lie, Eine Ehe (ein gemüt- und seelenvolles Werk) und Joh. Schaffner, Die Erlhöferin (frisch und volkstümlich). Die Bibliothek ist in Jahrgänge eingeteilt und bringt monatlich einen Band. Daß der erste Jahrgang D'Annunzios Roman Lust enthält, gereicht dem Jahrgang als Ganzem zu keiner Empfehlung.

Die lyrische Dichtung steht heute vielfach abseits und kommt meist erst durch Anthologien in weitere Kreise. Das hängt nicht zuletzt mit dem artistisch exklusiven Charakter eines Teils desselben zusammen, wie er auch mit Aufnahme gefunden hat in die ‚**Deutsche Lyrik der Neuzeit**', eine Sammlung von älteren Dichtern, wie F. v. Saar, F. Dahn, J. Trojan, M. Greif, E. von Wildenbruch, und neueren, wie D. von Liliencron, G. Falke, A. Holz, R. Dehmel und O. J. Bierbaum. (Th. Weicher, 3 M.). Der mit handschriftlichen Selbstbiographien der Dichter und ihren von M. A. Stremel lithographierten Bildnissen versehene und von E. v. Sallwürk eingeleitete Band enthält so neben Gedichten von bleibendem Wert auch eine Reihe bloßer und nicht immer geschmackvoller Zeitdokumente. — Ungleich bedeutender und wertvoller ist ‚**Die Lyrik des Auslandes** in neuerer Zeit', herausgegeben von Hans Bethge (Leipzig, Max Hesse, 2 M.). Die verschiedenen Kultursprachen, China und Japan eingeschlossen, sind jeweils mit den bedeutendsten Vertretern ihrer lyrischen Poesie zum Worte gekommen. Die Reihe guter Namen hat sich dadurch vergrößert, daß die Geburtsgrenze der Dichter bis zum Jahre 1800 hinuntergeht. So finden sich die besten Namen ein. Die Gedichte sind zum Teil selber von deutschen Dichtern übertragen, die eine Gewähr für feinfühlige Nachschöpfungen bieten.

Einen zugleich schönen und nützlichen Zweck verfolgt ‚**Das neue Seelengärtlein**', religiöse und ethische Gedichte für Schule und Haus gesammelt von Joseph Jud. (Kempten, Jos. Kösel'sche Buchhandlung, 5 M.) Das ist ein rechtes Familien- und Jugendbuch, eine reiche lyrische Ernte zur künstlerischen Erquickung und religiösen Erbauung, die unter den Titeln religiöser und menschlich schöner Affekte eine überreiche Zahl Dichter zur Kenntnis bringt. Die Ausstattung ist sehr geschmackvoll. — Eine ähnliche Sammlung, jedoch ohne den pädagogischen Zweck nennt sich ‚**Aus der verlorenen Kirche**', religiöse Lieder und Gedichte für das deutsche Haus gesammelt von Rudolf Günther, mit Zeichnungen von L. von Schlieben (Heilbronn, Eugen Salzer, 3 M.). Inhaltlich gilt von dieser Sammlung ähnliches wie von der vorigen, nur daß der protestantische Einschlag deutlich ist. Die Kirche als verloren zu bezeichnen, aus deren Geist diese Gedichte stammen, heißt ihnen aber doch etwas von ihrer Wirkung nehmen. — Ganz auf Weihnachten zugeschnitten ist das ‚**Deutsche Weihnachtsbuch**', eine Sammlung schöner und beliebter Weihnachtsdichtungen in Poesie und Prosa (Bd. 20 u. 21 der Hausbücherei der deutschen Dichtergedächtnisstiftung, Hamburg-Großborstel, 2 M.). Weihnachten mit seinen religiösen Erinnerungen, seelischen Stimmungen und weltlichen Freuden hat in diesem Buch seinen Zauber ausgebreitet.

Auch in der Ausstattung einer Salonanthologie muß moderner guter Geschmack nicht fehlen, das zeigen die ‚**Dichtergrüße**', neuere deutsche Lyrik ausgewählt von Elise Polko mit 24 Dichterbildnissen (Leipzig, C. F. Amelang, 301. bis 312. Tausend, in Satin geb. 6 M.), neu bearbeitet von J. R. Haarhaus mit künstlicher Ausstattung von W. Tiemann. Das beliebte Buch enthält das gangbare lyrische Gut und wird darum weiterhin ein gutes poetisches Hausbuch bleiben.

Bildende Kunst.

Das Interesse für Kunstgeschichte ist heutzutage immer ungleich größer als das Bedürfnis nach lebendigem Kunstgenuß. Wenn wir darum kunstgeschichtliche Werke zuerst nennen, tun wir es nicht ohne den Hinweis, vor allem mit der Moderne und den Kunstproblemen der Zeit enge Fühlung zu suchen. — Dieses Jahr sieht an seinem Ausgang den Abschluß eines großen schönen Werkes, der ‚**Allgemeinen Kunstgeschichte**, die Werke der bildenden Künste vom Standpunkt der Geschichte, der Technik und Ästhetik' von P. Alb. Kuhn O.S.B., die anderwärts in diesem Heft eingehend besprochen wird. — Von dem rühmlich bekannten ‚**Handbuch der Kunstgeschichte**' von Anton Springer hat nun Adolf Philippi den 3. Band ‚Die Renaissance in Italien' in der 8. Auflage bearbeitet. (Leipzig, E. A. Seemann, geb. 8 Mk.) Das außerordentlich gründliche Buch hat auch in der gediegenen Ausstattung mit jetzt 332 Abbildungen und 20 Farbendrucktafeln wieder einen schönen Zuwachs erfahren. — Mit dem Zweck, zum ästhetischen Genuß anzuleiten, indem die jeweiligen sich entwickelnden Formwerte ausgebeutet werden, hat Berthold Haendcke seine ‚**Kunstanalysen aus neunzehn Jahrhunderten**' ein Handbuch für die Betrachtung von Kunstwerken geschrieben (Braunschweig, G. Westermann, 10 Mk.). Haendcke geht die Kunstgeschichte von der altchristlichen

Zeit bis in die Gegenwart kursorisch durch und verweilt bei den für Perioden und Künstler besonders charakteristischen Werken, vor- und rückblickend und ins Detail gehend an der Hand von über 200 guten Abbildungen. Wenn auch ein allgemeines und sicheres Verständnis so auf einen Anhieb nicht erzielt werden kann, so hat doch diese Art der Bildbetrachtung ihre großen Vorteile gegenüber dem trockenen Drill. — Schulpädagogische Zwecke verfolgt die knappe ‚Einführung in die Kunstgeschichte' von Frz. Friedrich Leitschuh (Kempten, Jos. Kösel'sche Buchhandlung 4 Mk.), die aus der Masse des kunstgeschichtlichen Materials die Hauptsachen herausstellt und mit 284 Abbildungen veranschaulicht. Die Darstellung geht bis in die neueste Zeit und erstreckt sich auch kurz über chinesische und japanische Kunst. — Eine gut orientierende Geschichte der Malerei seit dem Anfang des 15. Jahrhunderts, da ungefähr von diesem Termin ab die Malerei insbesondere im Tafelbild ihre eigenen Gesetze verfolgt, sind Max Rooses' ‚Meister der Malerei und ihre Werke 1400—1800' (Leipzig, W. Weicher, 12 Lieferungen à 1 Mk.). Nach einem einleitenden Überblick werden der Reihe nach die niederländischen, diese besonders eingehend, italienischen, deutschen, spanischen, französischen und englischen Maler behandelt. Das Illustrationsmaterial ist mit etwa 450 Abbildungen und 13 Farbendrucken sehr reichlich. — Als vortrefflicher kunstgeschichtlicher Lehrer wie Anleiter zur ästhetischen Analyse und zum künstlerischen Genuß ist Karl Volls ‚Führer durch die alte Pinakothek' in München zu nennen (München, Süddeutsche Monatshefte 3.50 Mk.). Die etwa durch die ‚Gemäldestudien' bekannte gründliche Art Volls bewährt sich auch in diesem praktischen Buche. — Das neue Gebiet der Kunst Japans erschließt sich auch in Deutschland immer mehr, nachdem insbesondere Frankreich frühzeitig mit Sammlungen und Forschungen eingesetzt hatte. Als glänzende Materialsammlung und umfassende wenn natürlich auch vielfach noch vorläufige und problematische Durcharbeitung ist Oskar Münsterbergs ‚Japanische Kunstgeschichte' zu nennen in drei Bänden, von denen der erste Bildhauerei, Malerei und Ornamentik (108 Abbildungen und 14 Tafeln nach 243 Objekten, 9.75 Mk.), der zweite Architektur, Lack, Bronze, Zellenschmelz, Tanz, Masken, Theater, Stoffe (212 Abbildungen und 23 Tafeln nach 438 Objekten, 15 Mk.), der dritte Töpferei, Waffen, Holzschnitt, Hänger (Inro, Netzke), (346 Abbildungen und 13 Tafeln nach 1300 Objekten, 28 Mk.) enthält. Das allmähliche Zugänglichwerden des Materials bedingt den sich ungleichen Stoffzuwachs (Braunschweig, George Westermann). — Im gleichen Verlag hat Münsterberg dann einen kurzen Abriß aus seinem großen Werk herausgegeben ‚Japans Kunst' mit 161 Abbildungen und 8 Farbendrucktafeln (4,50 Mk.) Dies für die Allgemeinheit berechnete Buch ist nicht nach Materien, sondern in geschichtlicher Entwicklung nach Zeiten und Stilen geordnet. — Als eine vortreffliche ästhetische Schulung für diese fremde Kunstwelt sind William Cohns ‚Stilanalysen als Einführung in die japanische Malerei' zu gebrauchen (Berlin, Österheld & Co., 6,50 Mk.), worin nach kurzem Überblick über Stilzeiten und -Inhalte an sicher ausgewählten Lichtdrucken die jeweiligen ästhetischen Ideale erläutert werden.

Von Einzeldarstellungen künstlerischer Persönlichkeiten stehen die ‚Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben' voran. Vor dem anderwärts besprochenen Uhdeband ist als 11. Band ‚Donatello' erschienen (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 8 Mk.). Nach einer knapp und klar gefaßten ästhetisch und historisch-kritischen Einleitung des Herausgebers Paul Schubring tut sich das Lebenswerk des formenkräftigen Quattrocentisten und Vorläufers Michelangelos in 277 Abbildungen auf. Erläuterungen und Register schließen den Band. — Soeben ist auch noch der 13. Kunstklassikerband erschienen, der in 537 Abbildungen das Gesamtwerk des welt- und geschäftsgewandten Vlämen ‚Van Dyck' vorführt. (15 Mk.) Emil Schaeffer charakterisiert ihn in seiner Einleitung als die reichtalentierte ‚feminine Natur'; diesen seelischen Grundcharakter wollen wir besonders auch für die Wertung der religiösen Bilder des Rubensjüngers betonen. Den Beschluß der Bilder machen hier wie im vorigen Band die umstrittenen und sonstwie einbezogenen Arbeiten. — Der holländische Künstler und Kunstschriftsteller Jan Veth gibt in seinem Buche ‚Rembrandt' (Leipzig, E. A. Seemann, 3 Mk.) dem großen Landsmann neues Relief. Seine Darstellung wird vor allem durch die Einzelurteile, die mit der Treffsicherheit des ausübenden Künstlers psychologische Feinfühligkeit verbinden, im Vergleichen mit

den Bildern, etwa in den beiden Rembrandtbänden der 'Klassiker der Kunst' nutzbar und wertvoll.

Ein schönes Unternehmen, das seinen Weg macht, sind die 'Kunstgaben', herausgegeben von der 'Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege' (Mainz, J. Scholz, je 1 Mk.), worin je in einer Mappe ein moderner Künstler mit 15—20 Bildern vertreten ist, bis jetzt Thoma, Steinhausen, Rethel, Uhde, Segantini. Eine Mappe bringt 18 Bilder alter und moderner deutscher Meister 'Vom Heiland'; mit dem Vorherrschen der Modernen wiegt auch der gefühlsmäßig erfaßte, leicht allzuweiche Christustyp vor. — Eine andere Mappe bringt die 10 Zeichnungen wieder in die Öffentlichkeit, die Alfred Rethel zu den 'Nibelungen' entworfen hat (Berlin, Fritz Heyder, 1,20 Mk.). Diese starken, trotzigen Blätter sind wohl Vorläufer noch mancher Publikation, die sich bis zur nächstjährigen Wiederkehr von Rethels 50. Todestag einstellen wird. — Eine Überraschung bereiten dieses Jahr die Städtemonographien der wohlbekannten 'Berühmten Kunststätten' die sich mit Band 41—45 in einem hübschen neuen Gewand und sehr handlichen Taschenformat einstellen. (Leipzig, E. A. Seemann). Erschienen sind 'Athen' von Eugen Petersen mit 122 Abbildungen (4 Mk.) 'Riga und Reval' von Wilhelm Neumann mit 121 Abbildungen (3 Mk.), 'Berlin' von Max Osborn mit 179 Abbildungen (4 Mk.), 'Assisi' von Walter Götz mit 118 Abbildungen (3 Mk.) und 'Soest' von Hermann Schmitz mit 114 Abbildungen (3 Mk.). Athen und unser Spreeathen finden gewiß lebhaften Anklang. In der Assisimonographie macht sich der protestantische Standpunkt des Verfassers geltend. — Dem Bestreben, die Freude am künstlerischen Stadtbild zu beleben, verdankt das Heft 'Deutsche Städtebilder' nach Originalen von H. Braun sein Entstehen (Leipzig, J. J. Weber, 2 Mk.). Malerische Winkel wie aus Rothenburg, altertümliche Rathäuser wie aus Ochsenfurt, Plätze wie aus Goslar und Halberstadt, Komplexe und Überschneidungen wie aus Meersburg, Danzig, Regensburg sind, 12 im ganzen, bildhaft abgerundet.

Von eigentlichen Veröffentlichungen lebender Künstler ist eine rechte Weihnachtsgabe 'Der hl. Franz von Assisi' von Fritz Kunz, Text van Heinrich Federer, mit 6 farbigen Tafeln und 11 Federzeichnungen (München, Gesellschaft für christliche Kunst 5, 6 und 10 Mk.). Kunz taucht die einfachen, starken Formen der Komposition in eine lyrische Farbenpracht zu einem mystischen Zusammenklang. Aber auch den farblosen Zeichnungen eignet eben durch ihre großen und strengen Linien und allen Verzicht auf konventionelle Glätte eine verhaltene tiefe religiöse Kraft und Weihe. — Ein Album voller Landluft und Heimatfröhlichkeit ist 'Bei uns auf dem Lande' von dem schwedischen Maler Karl Larsson, (Berlin, Bruno Cassirer, 20 Mk.). Was der Landmann Sommer und Winter, Werktag und Sonntag treibt, und wie zu seiner Hantierung eine gutgünstige Sonne hell und heiter blickt, das stellt Larsson mit etwas schnörkelndem Humor recht eingehend und liebevoll dar.

Einzelne Kunstthemen verschiedenster Art werden in den 'Führern zur Kunst' (Eßlingen, Paul Neff Verl., Max Schreiber, das Bändchen 1 M.) auf wissenschaftlicher Grundlage aber fast durchweg in allgemeinverständlicher und anziehender Weise behandelt; um nur zu nennen 'Von deutscher Kunst' von K. Woermann, 'Käthe Kollwitz' von H. W. Singer, 'Das Bewegungsproblem in der bildenden Kunst' von L. Volkmann.

Eine große, schöne, moderne Gemäldegalerie, die an Vielseitigkeit nichts zu wünschen übrig läßt, können die 'Meister der Farbe', Europäische Malerei der Gegenwart in farbiger Wiedergabe, genannt werden (Leipzig, E. A. Seemann, jährlich 12 Hefte im Abonnement je 2 Mk.). Jedes Heft enthält in vorzüglicher Ausstattung nach einigen Seiten literarischen Teils, in dem meist Künstlerbriefe veröffentlicht werden, 6 Farbendrucke, in denen das Bestmögliche in Angleichung an die Originale geleistet wird, jeweils mit Textblatt. Die meisten Blätter sind irgendwie malerisch und inhaltlich bedeutsam. Die internationale Auswahl erweitert die Kenntnisse ohne Mühe. Am meisten werden daneben aber die großen farbigen Wiedergaben unserer besten deutschen Meister wie Menzel, Thoma, Uhde u. a. Freunde finden. — Ein ähnliches Unternehmen des gleichen Verlags ist die 'Deutsche Malerei des 19. Jahrhunderts', das also weiter in die Vergangenheit zurückgreift und auf 20 Hefte zu je 5 Blatt (à 2 M.) vorgesehen ist. In den uns vorliegenden Heften findet sich von bekanntesten Meistern Feuerbach, Klinger, Schuch, Leibl, Schleich, Lenbach, Lessing, Kalckreuth u. v. a.

Schließlich freuen wir uns noch, ein würdiges und glänzendes Unternehmen der christlichen Kunstbewegung anzeigen zu können. Unter dem Titel **'Meisterwerke religiöser Kunst'** ist eine Mappe mit 6 farbigen Blättern nach alten Meistern mit Text von J. Damrich soeben erschienen (München, Gesellschaft für christl. Kunst, Mappe 25 M., Einzelblatt 6 M.). Es sind Reproduktionen nach Gerard David, van Eyck, Perugino, Raffael, Schongauer (2) (69×51) in einem Verfahren, das dem Original an Tiefe, Nuance und leuchtender Wärme der Farben außerordentlich nahe kommt. Wir wünschen dem schönen Unternehmen einen zur Fortsetzung ermutigenden Erfolg, bei der wir besonders den lieben alten deutschen Meistern gern oft begegnen würden.

Volks- und Jugendbücher und anderes.

Die Sagen des klassischen Altertums und die deutschen Götter- und Heldensagen sind immer wieder Gegenstand neuer Bearbeitungen. Hier hat der Teubnersche Verlag, Leipzig, seiner Vergangenheit getreu, tüchtigen Arbeiten zu schöner Erscheinung verholfen. **Die Sagen des klassischen Altertums** von H. W. Stoll, neubearbeitet von Dr. H. Lamer (zwei Bände in einen gebunden, 4 M.) mit zahlreichen, sorgfältig ausgewählten Illustrationen nach Werken alter Kunst, verdienen in dieser neuen Ausstattung den Ruf, der ihnen vorausgeht, nur in erhöhtem Maße. Ein schönes Gegenstück sind die **deutschen Götter- und Heldensagen** für Schule und Haus nach den besten Quellen dargestellt von Dr. Adolf Lange, ein in pädagogischer Hinsicht mit großem Bedacht bearbeitetes Buch, dem man ebenso wie den im gleichen Verlag erschienenen **Deutschen Heldensagen** von Heinr. Keck (neubearbeitet von Dr. Busch) (1. Bd. Gudrun und Nibelungen, 2. Bd. Dietrich von Bern) um der Vertiefung vaterländischer Gesinnung, Art und Sitte willen Verbreitung wünschen muß. Einzelne Sagenkreise haben wir in der **'Sage von Wölsungen und Niflungen'** **'Das Nibelungenlied'** von Prof. E. Falch für die Jugend behandelt, während Paul Lehmann-Schiller seinen früher erschienenen Geschichten aus Homers Odyssee nunmehr solche aus Homers Ilias folgen ließ, die sich beide durch die hübsche Ausstattung mit Zeichnungen von A. Kolb bei billigem Preis (in Leinwand geb. 2.40 M.) empfehlen. — Mehr noch als durch die mythologische Kunde wird der Jugend das Verständnis für Volks- und Stammesart erschlossen, indem man sie an dem gemütvollen Leben, Dichten und Denken der Altvordern christlicher Zeitrechnung teilnehmen läßt. In dieser Hinsicht erweist sich ein Buch: **Von deutscher Sitt' und Art.** Volkssitten und Volksbräuche in Bayern und darüber hinaus, von F. J. Bronner (Keller München. Preis geb. 4 M.) sehr schätzbar, sowohl für die reifere Jugend als auch für Volk und Familie.

In der erzählenden Jugendliteratur haben sich die **Mainzer Volks- und Jugendbücher** eine beachtenswerte Stellung errungen. Indem es dem Verlag von Jos. Scholz gelungen ist, in Wilh. Kotzde einen Herausgeber zu finden, der nicht nur selber pädagogischen Takt besitzt, sondern es bis jetzt auch verstanden hat, seine Mitarbeiter mit diesem zu erfüllen, darf das Unternehmen weitgehender Sympathien sicher sein. Das Neue ist dabei, daß namhafte Autoren wie Max Geißler, Gustav Falke, Eberhard König, Karl Ferdinands, nicht zuletzt der Herausgeber selber es sich angelegen sein ließen, für die Jugend mittleren Alters und beiderlei Geschlechts Erzählungen zu schaffen, die in der Form ebenso schön wie inhaltlich einwandfrei, in der Ausstattung ebenso schmuck wie im Preis (geb. 3 M.) billig sind und durch die Wahl der Stoffe auf die Erweiterung des jugendlichen Geistes jedenfalls eine günstigere Wirkung ausüben, als rein phantastische Abenteuergeschichten oder moralisierende Exempelbücher. — Allgemeine Empfehlung verdienen **'Ums hl. Land'** von Eberhard König, **'Im Schill'schen Zug'** von W. Kotzde, **'Der Douglas'** von Max Geißler und **'Die Pfahlburg'** von C. Ferdinands. Das Buch von Falke 'Die guten Kameraden' dürfte norddeutschen Lesern mehr sagen als süd- und mitteldeutschen. Es ist auch das einzige, wo man, da es Kinderleben und -Schicksal zum Gegenstand hat, den vielleicht programmäßigen Ausschluß einer konfessionellen Färbung als einen Mangel empfindet. In ein rechtes Kinderleben gehört Religion und zwar in ganz konkreter Form und mit der Erwähnung der Tatsache, daß ein Knabe 'konfirmiert' worden sei, ist dieser inneren Notwendigkeit nur oberflächlich Rechnung getragen. — Sehr schöne Gaben dieses Verlags zum Teil für Kinder sind die Märchen und Bilderbücher, sowohl aus der Sammlung

‚**Das deutsche Bilderbuch**‘ (à 1 M.), woselbst Zeichner wie Ernst Liebermann (Froschkönig), Fritz Kunz (Frau Holle), Hans Schrödter (Hans im Glück), Ad. Münzer (Aschenputtel) u. a. mitgewirkt haben, als auch die einzelnen Bücher wie **A-B-C-Bilderbuch** von Hans Thoma (4 M.), ‚**Der verlorene Pfennig**‘ von Arpad Schmidhammer (3 M.) oder die reizend illustrierte Neuausgabe von **Ludwig Aurbachers Abenteuer der sieben Schwaben**. Daß wir die Künstler auch bei der Schaffung von Gesellschafts- und Kinderspielen (Lotto, Quartett-Kartenspielen u. dgl.) mitwirken sehen, beweist, wie durchgreifend heute dieser Sinn für ein schönes, charaktervolles und doch echt kindliches Erziehungsmittel wirkt. Was hierin, ebenfalls im Dienst des Scholz'schen Verlags, Künstler wie Schmidhammer, Wulff, Gebhard, Thoma, Irene Braun u. a. geleistet haben, wird der Kulturhistoriker späterer Tage einmal als bahnbrechende Arbeiten buchen, mit denen die erschreckende Unkultur der letzten Jahrzehnte auf diesem Gebiet überwunden und an die guten Traditionen, wie Pocci sie noch gepflegt hat, wieder angeknüpft wurde.

‚**Wildrosenzeit**‘ nennt sich eine ‚Bücherei für erwachsene Töchter‘ aus der Verlagsanstalt Benzinger & Co, Einsiedeln, Schweiz, die, falls bei der Auswahl der künftigen Bände die Not nicht zur Aufnahme von Minderwertigem drängt, eine gute und ersprießliche Sache werden kann. Die bis jetzt vorliegenden zwei Bände: ‚Lotty Freiberg‘ und ‚Nur ein Jahr‘, beide von Marianne Maidorf machen keinen üblen Anfang und sind guter Aufnahme sicher, sofern man bei ihren Leserinnen das Prädikat ‚erwachsen‘ nicht allzu hoch ansetzt. Die Ausstattung, auch mit Bildern, ist recht gefällig, der Preis von M. 3.— für den Leinenband vielleicht etwas zu hoch. — Die ‚**Deutsche Seebücherei**‘ (Verlag Stephan Geibel, Oldenburg) nimmt einen so flotten Fortgang, daß sie alle Anerkennung verdient, wenn die Darbietungen die achtenswerte Höhe der ersten Bändchen einhalten. Im ganzen liegen deren 20 vor, darunter mehrere Doppelbändchen. Ihr Inhalt teilt sich in Erzählungen mit phantasievoller Ausschmückung und in geschichtliche Darstellung von Expeditionen, Kolonie-Erwerbungen, Aufständen, Eroberungen und Lebensläufen hervorragender Seefahrer. Nach mehreren Stichproben zu urteilen, ist auch da, wo das Missionsleben behandelt wird, ein ruhiger und sachlicher Ton eingehalten und z. B. das Wirken der Jesuiten in China und Japan in das beste Licht gerückt. Die Bändchen, von Prof. Dr. J. W. Otto Richter mit behördlicher Unterstützung herausgegeben, kosten je nach dem Einband M. 1.— 1.50. —

Den Darbietungen des Scholz'schen Verlags reihen sich die des Nister'schen in Nürnberg an, von denen besonders die durch Boelitz herausgegebene Sammlung **Illustrierte Jugend- und Volksbücher** (Rübezahl, Münchhausen, Sieben Schwaben, Grimms Märchen, Tausend und eine Nacht) bei weitem den Vorzug verdienen vor dem meisten, was von Bilderbüchern der letzten Jahre mit ihren geleckten, süßlichen und unwahren Bildern sich noch heute auf dem Büchermarkt herumtreibt. — Auch der Verlag von Fischer und Franke, Berlin, fördert diese neuen Bestrebungen; als Probe erwähnen wir die **Rheinsagen**, Erzählt von Wilh. Schäfer, mit Zeichnungen von B. Wang (3 Mk.), ein Buch ebenso lustig und volkstümlich im Inhalt wie geschlossen und einheitlich in der typographischen Aufmachung, die an gute alte Druckleistungen erinnert. An Phantasiemärchen begegnet man hin und wieder Neuschöpfungen, die so am echten Volksmärchen erwachsen scheinen, daß man willig und mit Freuden hinhört, wenn die Stunde solcher Erzähler einsetzt. **Zwergröschen und andere Geschichten** von Konrad Fischer (Thienemann, Gotha, Mk. 3.—), 12 Märchen für Jung und Alt, üben ohne Moralisieren und Belehren nur durch die innere Wahrheit der gelassen, aber sachlich eindringlich erzählten Geschichten ganz gewiß eine prächtige volkserzieherische Wirkung im Sinne vieler Volksmärchen aus. — Eine hübsche Sammlung ist die von Herder, Freiburg herausgegebene ‚**Kinderfreude**‘, kleine schmucke Bändchen, von denen Referent aus Erfahrung weiß, wie gern insbesondere Mädchen im Alter von 7—10 Jahren darin lesen und sich immer neue Bändchen wünschen. Die Bände ‚**An Gottes Hand**‘, herausgegeben von C. Kümmel, (ebenda) sind eine unterhaltend-erbauliche Lektüre für Dienstboten, für Krankenhäuser und schlichte Volksbibliotheken, wo sie viel Gutes wirken können. — Belehrende Jugendbücher, meist für das reifere Alter und das einfache Volk enthält die **Naturwissenschaftliche Jugend- und Volksbibliothek** des Manz'schen Verlags, München, die

auf 48 Nummern angewachsen ist (pro Bändchen Mk. 1.70) und namhafte Autoren unter ihren Mitarbeitern hat.

Benzigers Naturwissenschaftliche Bibliothek (pro Bändchen geb. M. 1,50) hat außer Neuauflagen früherer Nummern drei neue Bändchen: ‚Wunder der Kleintierwelt‘, ‚Darwin und seine Schule‘, ‚Ameisen und Ameisenseele‘ zu verzeichnen; alle von dem Herausgeber P. Martin Gander O. S. B., der recht gewandt zu popularisieren versteht. Die Polemik dürfte dabei freilich etwas mehr zurücktreten.

Hieher gehört auch die Sammlung **Der kleine Naturforscher**, herausgegeben von Dr. C. Floericke (Verlag Nister, Nürnberg) von der 5 Bändchen vorliegen, die in ‚Hof, Haus und Garten‘, in ‚Flur und Feld‘, an ‚Fluß und Teich‘ und an den ‚Meeresstrand‘ führen. Die Bändchen sind gut mit Illustrationen und farbigen Beilagen ausgestattet billig (1.20 M.) und auf das Alter von 7—12 Jahren berechnet.

Höhere Voraussetzungen machen einige sehr hübsche Bücher des Teubnerschen Verlags. Da ist vor allem das ‚**Chemische Experimentierbuch für Knaben**‘ von K. Scheid (gebunden 3.50 Mk.) ein erster, aber gelungener Versuch, Knaben vom 15. Lebensjahre mit den grundlegenden Experimenten der Chemie bekannt zu machen. Die zahlreichen Abbildungen erleichtern diese Aufgabe. Von gefährlichen Experimenten ist Abstand genommen und für die übrigen durch nachdrückliche Hinweise allenfallsigen Unannehmlichkeiten vorgebeugt. — Einem englischen Werke nachgebildet ist das Buch ‚**Natur-Paradoxe**‘ (deutsch von Dr. C. Schäfer, geb. 3 M.), das in sehr unterhaltend-belehrender Weise mit Hilfe vieler Abbildungen und Zeichnungen die Erklärung von Erscheinungen gibt, die mit der täglichen Erfahrung im Widerspruch stehen. — ‚**Unsere Pflanzen**‘ nennt sich das dritte Buch des genannten Verlags, worin Franz Söhns nicht botanische, sondern sprachliche und mythologische Aufschlüsse gibt. Es sind kleine, reizende, sehr instruktive Plaudereien, von denen man versteht, daß sie innerhalb 10 Jahren 4 Auflagen erleben konnten. Ein hübsches Buch besonders für Mädchen. — Regsamen Jungen, deren naturkundliches Interesse man allmählich zu tieferem Verständnis erziehen will, gibt man am besten die treffliche Zeitschrift ‚**Natur und Kultur**‘ (24 Hefte, Völler, Mk. 8.—) zum Begleiter.

Unsere Kunstbeilagen.

Das innig anmutige und dabei leise dogmatisch lehrhafte Bild ‚Maria, das Kind anbetend‘ von Fra Filippo Lippi atmet ganz den Geist der italienischen Frührenaissance, in dem das Herbe milder, das Heilige menschlicher, das Religiöse subjektiver, die Kunst und ihre Seele persönlicher, zugleich sinnenfreudiger und gefühlsreicher wird. An die Seite des monumentalen Heiligenbildes tritt das intimere Andachtsbild. Der dogmatische und biblische Gedanke, der in der Komposition unseres Bildes noch sehr deutlich ausgedrückt ist, kleidet sich in die Formen und Szenen menschlicher Verhältnisse, familiärer Beziehungen. In die Andacht der Madonna mischt sich die Erregung des Mutterglücks und der Strahl mütterlicher Freude. Das alles erscheint in Filippo Lippis Bild noch im ersten Werden, in einer ungemein zarten gedämpften Harmonie. Gerade dieses verhaltene Leben und dieser knospende Drang macht uns die Bilder der erwachenden Renaissance fast lieber als die stolze, aufgeschlossene Schönheit ihrer Hochblüte.

Der ‚Torgauer Altar‘ von Lukas Cranach d. Ä. wird in dem betreffenden Hauptartikel dieses Heftes von Dr. Fritz Hoeber eingehend besprochen.

Herausgeber und verantwortlicher Chefredakteur: Karl Muth, München-Solln.
Mitglieder der Redaktion: Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß, beide München.
Mitleiter für Musik: Univ.-Musikdirektor Prof. Dr. Fritz Volbach, Tübingen.
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.



Edward Burne-Jones pinx.

Heliogr. Kösel.



Aurora



Sechster Jahrgang. Januar 1[illegible]. [illegible]

Hygiene des Geistes.

Ein Beitrag zu pers[illegible]

Max Ke[illegible]

Das Studium der menschlichen Krankheiten ist die [illegible] Art, die Schwächen unserer Organisation zu erkennen und Mittel und Wege zu finden, welche uns befähigen, diese Schwächen zu schonen und allen Schädlichkeiten vorzubeugen. So hat uns auch die Erforschung der Geisteskrankheiten, die im letzten Jahrhundert so überaus große Fortschritte aufweist, manche Tatsachen der geistigen Hygiene aufgedeckt und Krankheitsursachen deutlicher erkennen lassen, auf die früher nur wenig Wert gelegt wurde.

Unter Krankheiten des Geistes versteht man im engeren Sinne alle jene Zustände, bei welchen durch Aufregung, Depression, Wahnideen, Halluzinationen, Verwirrtheit oder mangelhafte geistige Entwicklung die Urteilsfähigkeit in einem hohen Grade getrübt ist. Indessen hat man [illegible] erkannt, daß eine genaue Grenze nicht so leicht zu ziehen ist und [illegible] vielen Menschen sich Anzeichen finden, die mehr [illegible] gewöhnlichen Geisteskrankheiten erinnern. Der [illegible] bei allen Erscheinungen des Lebens tritt um so stärker [illegible] ter und feiner organisiert die Erscheinung ist; der [illegible] daher schon von Geburt an häufig einseitig veranlagt und [illegible] später meist noch dazu bei, die Unvollkommenheiten zu verstärken. Der menschliche



Heinr. Kosel



Sechster Jahrgang. Januar 1909. 4. Heft.

Hygiene des Geistes.

Ein Beitrag zu persönlicher und sozialer Kultur.

Von

Max Kesselring.

Das Studium der menschlichen Krankheiten ist die erfolgreichste Art, die Schwächen unserer Organisation zu erkennen und Mittel und Wege zu finden, welche uns befähigen, diese Schwächen zu schonen und allen Schädlichkeiten vorzubeugen. So hat uns auch die Erforschung der Geisteskrankheiten, die im letzten Jahrhundert so überaus große Fortschritte aufweist, manche Tatsachen der geistigen Hygiene aufgedeckt und Krankheitsursachen deutlicher erkennen lassen, auf die früher nur wenig Wert gelegt wurde.

Unter Krankheiten des Geistes versteht man im engeren Sinne alle jene Zustände, bei welchen durch Aufregung, Depression, Wahnideen, Halluzinationen, Verwirrtheit oder mangelhafte geistige Entwicklung die Urteilsfähigkeit in einem hohen Grade getrübt ist. Indessen hat man seit langer Zeit erkannt, daß eine genaue Grenze nicht so leicht zu ziehen ist und daß bei sehr vielen Menschen sich Anzeichen finden, die mehr oder weniger deutlich an die gewöhnlichen Geisteskrankheiten erinnern. Der Mangel an Vollkommenheit bei allen Erscheinungen des Lebens tritt um so stärker zu Tage, je komplizierter und feiner organisiert die Erscheinung ist; der menschliche Geist ist daher schon von Geburt an häufig einseitig veranlagt und das Leben trägt später meist noch dazu bei, die Unvollkommenheiten zu verstärken. Der menschliche

Geist reagiert so fein auf alle Einwirkungen des Körpers und der Außenwelt, daß leichtere Störungen ein alltägliches Ereignis bilden. Schon die körperliche Ermüdung, Schlaflosigkeit, Hunger und Durst vermögen die geistige Frische, ja selbst die Art des Empfindens wesentlich zu modifizieren. Eine leichte Magenstörung macht uns apathisch und reizbar, ein Fieber kann unsere Geisteskräfte bis zur Bewußtlosigkeit in Verwirrung bringen. Unter dem Einfluß einer Vergiftung, namentlich durch Alkoholgenuß, erleidet das feinere Denken oft geradezu eine Umkehrung, und mancher charaktervolle Mensch ließ sich dadurch schon zu Gemeinheiten verleiten, die er nachher bitter bereute. Chronischer Mißbrauch alkoholischer Getränke führt häufig zu einer dauernden geistigen Degeneration, die sich in einer Verrohung des Empfindens, in Willensschwäche und dem Verlust jeglichen Verantwortungsgefühls äußert. Wie sehr die richtige Funktion des Gehirns von einem gesunden Körper abhängig ist, zeigt z. B. auch die Tatsache, daß eine fehlerhafte Sekretion der Schilddrüse zum Blödsinn oder zu einer besonderen Form von Geisteskrankheit führen kann.

Bei diesen Tatsachen ist es natürlich, daß jene Krankheiten, die bisweilen direkte Zerstörungen im Gehirn selbst hervorbringen, erst recht auf das geistige Leben zurückwirken, z. B. die Syphilis, die Tuberkulose, Gehirnhautentzündung oder Geschwulstbildungen; ein vollständiger Verlust aller geistigen Fähigkeiten bis zu tiefem Blödsinn kann die Folge solcher Zerstörungen sein, wenn nicht eine besondere Lokalisation derselben schon vorher dem Leben ein Ende macht.

Die meisten dieser Erscheinungen gehören aber in die Kompetenz und Behandlung des Arztes und es ist hier nicht der Ort, sie mit Nachdruck hervorzuheben.

Anders dagegen verhält es sich mit den psychischen Einwirkungen, die in ihren Beziehungen zur Hygiene des Geistes noch viel zu wenig berücksichtigt und gewürdigt werden, während doch gerade auf diesem Gebiete der einzelne außerordentlich viel zu seiner Gesundheit beitragen kann.

Der Mensch kann sich in Bezug auf alle körperlichen Bedürfnisse in der denkbar günstigsten Lage befinden, in einem Zustande, in dem das Tier in vollster Zufriedenheit leben würde, und doch ist er vielleicht unbefriedigt, voll Sorge und Kummer, verbittert und verzweifelt. Dies allein zeigt schon zur Genüge, daß die Existenzbedingungen des Menschen ganz andere sind als die des Tieres und daß eine bloß auf das Wohlbefinden des Körpers gerichtete Lebensführung keineswegs alle seine Bedürfnisse zu befriedigen vermag.

Es gibt keinen so deutlichen und unwiderlegbaren Beweis von der großen Bedeutung psychischer Einwirkung auf den Menschen, als gerade die Erfolge, die man in der Behandlung der Geisteskranken erzielt hat. Die Geschichte der Irrenanstalten in den letzten hundert Jahren ist die beste und zugleich eine äußerst interessante Bestätigung dafür. Noch im Anfang des 19. Jahrhunderts waren die Irrenanstalten Stätten, an die man nur mit Grausen und Schrecken dachte. Nur die aufgeregtesten Kranken wurden dahin

verbracht, wenn jede andere Möglichkeit, sie zu verpflegen, ausgeschlossen war, und nur die allerwenigsten derselben wurden geheilt; ihre krankhafte Aufregung dauerte hier vielmehr fort und fort, bis eine vollständige Erschöpfung der körperlichen Kräfte den Tod herbeiführte oder die endgültige Zerrüttung der geistigen Fähigkeiten den Patienten zu einer, in diesem Falle noch wohltätigen, Geistesschwäche und Apathie brachte, so daß er von seiner Umgebung gar keine Notiz mehr nahm. Man hörte in diesen Anstalten beständig nur das Schreien der Kranken, Ausbrüche des Zorns, der Erbitterung und Verzweiflung, doch waren alle diese Anstalten meistens geleitet von durchaus human denkenden Menschen, die in bester Absicht handelten: die Widerspenstigen wurden bestraft, solchen, die sich selbst ein Leid antun wollten oder an Zerstörungssucht litten, wurden Fesseln angelegt, andere, die sich verunreinigten, band man, um sie daran zu verhindern, an Zwangsstühle.

Da trat um das Jahr 1820 John Conolly auf, ein Mann von feinster Beobachtungsgabe, psychologischem Scharfblick und zugleich von größtem Mitgefühl mit seinen Kranken. Er war leitender Arzt an einer der größten englischen Irrenanstalten, der Irrenanstalt in Hanwell, in der Nähe von London. Unter andauernden Kämpfen gegen seine eigene Aufsichtsbehörde und gegen den hartnäckigen Widerstand fast aller Irrenärzte führte er mit ungeschwächter Energie ein neues System durch. Mit den früheren Zwangsmaßregeln wurde gänzlich aufgeräumt, die Kranken wurden unter sorgfältige Aufsicht eines gut erzogenen Wartpersonals gestellt und soviel als möglich mit nützlicher Arbeit beschäftigt. Dieses No-restraint-System (‚ohne Zwang‘), wie es später genannt wurde, bewirkte bald wahre Wunder und bekehrte in wenigen Jahrzehnten die Irrenärzte der ganzen Welt. Aus einer Anstalt für ganz hoffnungslose Kranke wurde die Irrenanstalt nach dieser Reform ein wohltätiges Krankenhaus, in welchem die Aussicht auf Genesung für den Patienten unvergleichlich günstiger ist, als wenn er im Kreise seiner Familie verbliebe.

Worin bestand nun das Geheimnis der ungeheuren Wirkung dieser so einfachen Änderung in der Behandlung? Es bestand eben darin, daß die früher angewandte Methode damals mit der innersten menschlichen Natur gar nicht rechnete; daher wurden auch die Kranken beständig zum Widerstand, zu Zorn, Haß und Verzweiflung gereizt. Erst dann zog allmählich Ruhe und Zufriedenheit in die aufgeregten und verworrenen Gemüter der Kranken ein, als Conolly ihnen Freiheit und Arbeit gewährte; die natürliche Tendenz zur Heilung wurde jetzt nicht mehr durch die früheren plumpen Anordnungen der Wärter unterbrochen oder gar vollständig vernichtet. Je nach dem Verständnis und der Befähigung der einzelnen Ärzte wurde dann dieses No-restraint-System noch weiter ausgebaut und auch im persönlichen Verkehr mit den Kranken dadurch verwirklicht, daß man sorgfältig jede Reizung vermied: man trat nicht gegen die wahnhaften Ideen und gegen die Absonderlichkeiten direkt auf, sondern die gesunden Reste des Denkens und Fühlens wurden gepflegt und gefördert, so daß die Verschrobenheiten ganz von selbst allmählich zurück-

traten oder sogar verschwanden. Die Erfahrung zeigte, daß es z. B. ganz verkehrt ist, mit einem Geisteskranken über seine Wahnideen zu diskutieren und sie widerlegen zu wollen, da dies den Kranken nur reizt und aufregt, daß aber derselbe Kranke sich beruhigt, wenn seine Gedanken auf ganz andere Gebiete gelenkt werden, oder wenn er mit nützlicher Arbeit sich beschäftigt.

Das ist eine feststehende Tatsache auf Grund der Erfahrungen in der Irrenpflege, die aber ebenso wahr und ebenso wichtig ist im Verkehr auch mit allen andern Menschen. Eine richtigere und tiefere Erkenntnis der menschlichen Natur und ein echt liebevolles Handeln würde auch sonst Tausenden das Leben erleichtern und manchen vor der völligen Zerrüttung seiner geistigen Kräfte bewahren. In seinem vortrefflichen Buche über die Behandlung der Irren ohne mechanischen Zwang bemerkt Conolly treffend (vgl. deutsche Übersetzung, Lahr 1860): ‚Solche Resultate, die in einer guten Anstalt so häufig und auffallend sind, erregen unwillkürlich den Gedanken, daß, wenn alle so sorgfältig wie die Beamten solch eines Asyles sich hüteten, ihre Mitmenschen zu reizen und zu erbittern, wenn alle ebenso nachsichtig gegen Fehler wären, jeden Versuch der Selbstbeherrschung und Besserung unterstützten und ermunterten, und wenn, was nicht möglich ist, die Geistesgesunden in der Freiheit des Lebens vor Mangel und traurigen Sorgen ebenso geschützt wären als die Irren in ihrer Zurückgezogenheit — daß dann in der Welt außer den Mauern solcher Stätten weit mehr Glück und bei weitem weniger Veranlassungen existieren würden, welche Tausende von Gemütskranken nach unersetzlichen Verlusten aus einem unruhigen Leben in jene Stätten hineintreiben. Kommt einst die Zeit, wo man, erschreckt durch die Ausbreitung des Irrsinns, den Ursachen desselben vernünftig nachforschen würde, — einige Ursachen sind zwar von der Unvollkommenheit unserer Zustände unzertrennlich — so werden sich viele als das bloße Produkt von Einrichtungen ergeben, welche seit den letzten Jahren das Leben und den Charakter der Menschen veränderten!‘

Tausende der Aufregungen, Streitigkeiten und Prozesse ließen sich gewiß mit Leichtigkeit vermeiden, wenn die Menschen sich diese Erfahrungen zu nutze machten, wenn sie einsehen wollten und könnten, daß der erwachsene Mensch nach seinen positiven guten Eigenschaften beurteilt werden muß. Durch den Tadel eines andern legt dieser die Fehler und Verschrobenheiten seiner Natur niemals ab, im Gegenteil, sieht er, daß man sich damit besonders befaßt, so rückt er sie fortwährend in den Vordergrund und sie erlangen in seinen eigenen Augen eine ganz unverdiente Bedeutung. Glaube man ja nicht, daß der gesunde Mensch vom Geisteskranken so absolut verschieden sei; es gibt da vielmehr zahlreiche Übergänge und mit Recht sagt ein älterer deutscher Spruch:

‚Ein Reis vom Narrenbaum trägt jeder an sich bei,
Der eine hält es zu, der andere trägt es frei‘.

Die Starrheit des Denkens, die in ihrer Steigerung zur eigentlichen Verrücktheit, zur sogenannten Paranoia, zu fixen Ideen führen kann, findet sich häufig selbst bei normalen Menschen. Zu diesen gehören alle diejenigen,

die glauben, mit einem einzigen Gedanken alle Rätsel des Lebens lösen zu können: der Anarchist, der hofft, mit dem Tode eines Königs die Staatsordnung vollständig zu verbessern, der Heilkünstler, der mit einem Wunderbalsam oder einer neuen Gesundheitsregel alles Elend und alle Krankheit aus der Welt schaffen zu können glaubt, der Politiker, der seine beschränkte Idee für das einzige Mittel zur Erreichung alles irdischen Glückes hält. Versucht man, einen solchen Menschen zu belehren, so erreicht man nichts anderes, als daß er nur aufgeregter oder gar zu Grobheiten verleitet wird. Derselbe Mensch kann aber freilich bei seiner Arbeit, im engeren Familienkreise und auch sonst im täglichen Leben der ruhigste und vernünftigste Kopf sein.

In den Anstalten gibt es auch eine große Anzahl Kranker, die zu den Schwachsinnigen, den Psychopathen oder den ‚psychisch Minderwertigen‘ gezählt werden: Menschen, denen entweder alle Fähigkeit abgeht, kompliziertere soziale Verhältnisse irgendwie richtig zu erkennen und zu berücksichtigen, oder solche, die ihre mehr oder weniger krankhaft gesteigerten Gefühle und Wünsche gar nicht zu beherrschen vermögen und dadurch für alles soziale Leben unmöglich werden. Natürlicherweise führen nur die allerstärksten Grade psychischer Abnormitäten zur Internierung in die Irrenanstalt, in der Gesellschaft bleiben aber noch eine Menge Leute, denen dieselben Abnormitäten, nur in schwächerem Grade, anhaften. Aber wie viel ungünstiger sind meist die Lebensbedingungen dieser im Vergleich zu den Existenzbedingungen jener, welche in der Anstalt eine Zuflucht gefunden haben. In der Anstalt sorgt eine verständige und teilnehmende Leitung dafür, daß der Schwache nicht gereizt wird, daß er ungestört das leistet, was seine geschwächten Kräfte vermögen, daß er nicht Versuchungen ausgesetzt wird, denen er nicht widerstehen kann, und daß Lob und Belohnung ihn ermuntert, wenn seine Arbeit und sein Fleiß den guten Willen zeigen. Im Leben aber sind es gerade diese Schwächern, welche ihrer geringern Leistungen wegen von allen getadelt werden; jedermann setzt sich über sie hinweg. In unserer Gesellschaft, wo der Gelderwerb im praktischen Leben oft das Einzige ist, wornach wir uns richten, wird rücksichtslos ein vernichtendes Urteil gesprochen über alle, die nicht den Durchschnitt an nützlicher Arbeit leisten können.

Wir handeln fast wie die alten Spartaner, bei denen alle diejenigen, die zum Kriegsdienst im späteren Leben nicht tauglich erschienen, schon im frühesten Kindesalter ums Leben gebracht wurden; nur leitet uns dabei nicht die Rücksicht auf den Kriegsdienst, sondern die auf den Gelderwerb, und nicht den Kindern, sondern den Erwachsenen machen wir dabei das Leben unmöglich.

Wir scheinen gar nicht zu wissen, wie niedrig eine solche Auffassung im Grunde ist: sie zeigt klar, daß wir das Leben nur materialistisch erfassen und daß wir eine höhere geistige Bestimmung des Menschen nicht erkennen und nicht daran glauben wollen. Und doch finden sich oft gerade unter diesen schwächeren Naturen solche von feinster geistiger Organisation, die durch Selbstlosigkeit und warmes lebendiges Fühlen den menschlichen Typus weit schöner

repräsentieren als manche jener ‚Tüchtigen', die im Kampfe ums Dasein die Oberhand behalten. Dostojewski hat als großer Psycholog in seinem Romane ‚Der Idiot' eine solche Natur tiefsinnig und meisterhaft geschildert. Der menschliche Charakter hat so starke und lebendige Wurzeln, daß er oft noch recht deutlich hervortritt, selbst wenn das Gehirn tiefgehende Zerstörungen erlitten hat und die Verstandestätigkeit fast ganz geschwunden ist.*

Wohl gibt es Menschen, die eigentlich immer gesund sind, die keiner Hygiene des Geistes bedürfen, die keine innere Unruhe, keine Verbitterung, keine Sorgen, keine Verzweiflung kennen; aber solche Naturen kommen überaus selten vor und dann werden sie meist von geistigen Fragen fast gar nicht bewegt. Die große Mehrzahl der Menschen muß aber stets gewisse Unvollkommenheiten in sich entdecken, sei es in psychischer, sei es in geistiger Hinsicht, und die meisten leiden auch unter der Einsicht in diese Unvollkommenheiten. Man darf eine solche innere Krisis nicht sofort für krankhaft erklären, wie es manche oberflächliche Psychiater nur zu oft zu tun geneigt sind. Eine solche Krisis kann vielmehr die eigentliche Bedingung eines reichen inneren Wachstums sein: sind doch auch die Schmerzen der Säuglinge beim Zahnen oder die vielfachen körperlichen Störungen in der Zeit der Pubertät eine notwendige Bedingung zur weiteren Entwicklung des Menschen. Aber auf alle Fälle sind mit einer solchen Krisis ernste Gefahren verbunden und unter dem Einfluß einer ungeeigneten Umgebung, oberflächlicher Anschauungen und mangelnder Übersicht über die besonderen geistigen Bedürfnisse seines Charakters muß mancher nur allzulange in diesem kritischen Zustande stecken bleiben und kann sogar zu Verschrobenheiten gelangen, durch die die geistige Ruhe und Gesundheit auf die Dauer ernstlich gefährdet wird.

Das Milieu, worin die geistigen Erkrankungen ihre Quelle haben, kann hier freilich nicht von allen Seiten erörtert werden. Es können hier hauptsächlich nur einige wichtige Gesichtspunkte und Verhaltungsregeln für eine richtige Geisteshygiene hervorgehoben werden. Vor allem sollte jeder Mensch, soviel als in seiner Macht steht, dafür sorgen, daß die kommende Generation eine

* In seiner Schrift ‚Moralisches Irresein' (München 1903) sagt auch Ludwig von Muralt aus richtiger Beobachtung: ‚Wer viel mit diesen Stiefkindern der Natur (Imbezillen und Idioten) zu tun gehabt hat, der weiß sehr wohl, daß es unter den blödesten Idioten, die nicht einmal der Sprache mächtig sind, Gefühlsmenschen gibt, denen man, ohne Enttäuschung zu erleben, alles Vertrauen schenken kann, soweit auf ihre Intelligenzrudimente Verlaß ist, die weder stehlen noch weglaufen, die ihre Pfleger und Ärzte in triebartiger Weise lieben und für Freundlichkeiten empfänglich und dauernd dankbar sind. Er weiß aber auch, daß das gleiche intellektuelle Niveau mit allen Untugenden, mit der Sucht zum Stehlen, zum Weglaufen, zum Betrug, zur Simulation, mit kalter, fast raffiniert scheinender Lieblosigkeit und Pietätlosigkeit gegen die Wohltäter ihres hilflosen Lebens gepaart sein kann. Dieselbe relative Unabhängigkeit von Verstand und Gefühl treffen wir auf allen Stufen der intellektuellen Verkümmerung bis hinein in die unmerklich beginnenden Gebiete des geistig Gesunden wieder.'

Anlage mit auf die Welt bringt, die allen Anforderungen des Lebens gewachsen ist. Es ist eine sehr auffallende, unbedingt wahre Tatsache, daß eine große Anzahl derjenigen, die später geistigen oder nervösen Krankheiten verfallen, den Keim dazu bereits im frühesten Kindesalter in sich tragen. Da eine solche Anlage durch Generationen hindurch sich geltend machen kann, so müßte der auf solche Weise erblich Belastete als gewissenhafter Mensch Bedenken tragen, eine Ehe einzugehen. Erfahrungsgemäß können aber auch Eltern, die von Hause aus gesund waren, verhängnisvolle Krankheitskeime auch dadurch auf ihre Kinder vererben, daß sie durch ein ungeordnetes Leben, besonders durch die zwei großen Übel des Alkoholmißbrauches und der Syphilis, ihre Gesundheit untergraben. Der Alkohol kann nicht genug als schlimmer Feind unserer ganzen Zivilisation gebrandmarkt werden, und die Nervenärzte können nicht ausdrücklich genug auf die großen Schäden des Mißbrauchs geistiger Getränke hinweisen und sie bekämpfen. Wenn wir mit Schaudern von den Lasterhöhlen im fernen Orient hören, wo das Opium die Menschen bis zur Bewußtlosigkeit berauscht, so sind wir dabei geneigt, zu vergessen, daß auch die europäische und amerikanische Menschheit einem nicht minder schlimmen Laster fröhnt. Das Opium hält freilich seine Opfer vielleicht noch unerbittlicher im Banne als der Alkohol, aber selbst bei jahrzehntelangem Gebrauch hat es keinen so verrohenden Einfluß auf den Charakter, und der Opiumraucher überträgt die Folgen seiner lasterhaften Gewohnheit keineswegs in so schädigender Weise auf die künftige Generation. In Demmes Buche ‚Über den Einfluß des Alkohols auf den Organismus der Kinder' sind die Resultate aus 12-jähriger genauer Beobachtung von 10 Trinkerfamilien niedergelegt. Aus einer Gegenüberstellung von 10 nüchternen Familien haben sich folgende Zahlen ergeben: *die 10 Trinkerfamilien* hatten zusammen 57 Kinder; davon waren 10 (17,5 %) normal, 22 litten an Mißbildungen, Zwergwuchs, Veitstanz, Epilepsie oder Idiotie; 25 starben in den ersten Lebensmonaten. *Die 10 nüchternen Familien* hatten zusammen 61 Kinder; davon waren 50 normal (81,9 %), 6 litten an Bildungsfehlern und Krankheiten des Nervensystems und 5 starben.

Erschütternder als alle pathetischen Worte sprechen diese Zahlen von den zerstörenden Folgen des Alkohols und zugleich von den tiefgreifenden Veränderungen im Organismus der Eltern selbst. Von der allmählich und immer stärker zunehmenden Verrohung des Gemütes, von der beständigen Zanksucht und der ganzen grausamen Not, wodurch solche Familien oft vollständig ruiniert werden, kann sich nur derjenige die richtige Vorstellung machen, der mit wahrer hilfsbereiter Teilnahme solchen Familien näher tritt. Leider gibt es trotzdem nicht nur Laien, sondern selbst Ärzte, die mit Geringschätzung von dem mit so unendlicher Mühe geführten Kampfe gegen den Alkoholismus sprechen. Dies kann nur entweder von ungenügender Kenntnis der zerstörenden Wirkung des Alkohols oder aber von Teilnahmslosigkeit gegenüber den davon betroffenen Menschen kommen.

Nur die Syphilis, eine Infektionskrankheit, die meist durch geschlechtliche Ausschweifungen entsteht, muß in ihren für die Nachkommenschaft verhängnisvollen Folgen neben dem Alkohol genannt werden, da die Kinder syphilitischer Eltern häufig schon in frühester Jugend und bisweilen schon im Mutterleibe sterben. Der Alkoholismus und die Syphilis sind um so beklagenswertere Erscheinungen, als sie doch nur Übel sind, die von uns selbst abhängen; im Laufe der Zeit müssen sie auch sicher abnehmen, wenn alle Einsichtigen ernstlich und unablässig dagegen kämpfen werden. Gibt es doch Krankheiten und Übel genug, die nicht vermieden werden können und aus der Unvollkommenheit der menschlichen Natur und aus so vielen mit dem Leben unauflöslich verknüpften Zufällen herrühren.

In der Tat ist es auch die größte Seltenheit, einen Menschen anzutreffen, der nie krank war, denn die Krankheit ist ja mit allen lebendigen Wesen aufs engste verknüpft, ja unabwendbar, und je höher und komplizierter dieselben sind, um so leichter werden sie von der umgebenden Natur wie auch von anderen Organismen fortwährend gestört. Schon die Gefahren bei der Geburt und die natürliche Lebensschwäche des neugeborenen Kindes, die Pubertät und viele Beschwerden des Alters sind im gewissen Sinne auch Krankheiten: sie sind eben der Ausdruck unserer Unvollkommenheit. Die zahlreichen Übel, von denen wir sonst im Leben geplagt werden, sind im Grunde nur als Variationen der erwähnten natürlichen Vorgänge zu betrachten. Ja, je feiner der Mensch organisiert ist, um so leichter muß er auch auf alle diese Störungen reagieren. Sehr richtig hebt dies auch Goethe in einem Gespräche mit Eckermann hervor: ‚Es ist eigen, daß man so häufig bei ausgezeichneten Talenten, besonders bei Poeten findet, daß sie eine schwächliche Konstitution haben. Das Außerordentliche, was solche Menschen leisten, setzt eine sehr zarte Organisation voraus, damit sie seltener Empfindungen fähig seien und die Stimmen der Himmlischen vernehmen mögen. Nun ist eine solche Organisation im Konflikt mit der Welt und den Elementen leicht gestört und verletzt, und wer nicht, wie Voltaire, mit großer Sensibilität eine außerordentliche Zähheit verbindet, ist leicht einer fortgesetzten Kränklichkeit unterworfen‘.

Bei den vielen Krankheiten, von denen die menschliche Natur heimgesucht wird, sollten wir uns wenigstens ja vor einer imaginären Steigerung und falschen Auffassung derselben hüten, denn die Erfahrung zeigt, daß eine solche Steigerung und falsche Auffassung uns bisweilen viel stärker quälen kann als die Krankheit selbst. Merkwürdig ist es, daß trotz unseres vielen Prüfens und Studierens wir uns gar keine Gedanken über das eigentliche Wesen der Krankheit machen, denn hätten wir eine richtige Einsicht in das Wesen und in die Notwendigkeit der Krankheit, so würde dadurch unser ganzes Wohlbefinden ein gesteigertes sein. Und wirklich sind solche, die von Anfang bis zu Ende eine Krankheit mit Ruhe und Gleichmut ertragen können, überaus selten. Die meisten geraten, wenn sie erkranken, sofort in eine besondere Aufregung, denken bei der leisesten abnormen Erscheinung sofort an die

schwersten Komplikationen: Nur schwer gelingt es ihnen, ihre Ängstlichkeit und ihre Hypochondrie zu überwinden. Namentlich bei vielen Neurasthenischen ist dieser hypochondrische Zug sehr stark ausgebildet; sie werden von ihren angstvollen Befürchtungen vollständig und dauernd beherrscht, und namentlich in den niederen Ständen können sich solche Vorstellungen gelegentlich zu förmlichen Wahnideen steigern, denen dann mit keinen Vernunftgründen mehr beizukommen ist.

Es ist eine von den verschiedensten Neurologen klar und energisch ausgesprochene Beobachtung, daß gerade bei Nervenkranken rein psychische Gründe, wie z. B. die Lebensanschauung und die innern Erlebnisse, von überaus maßgebender Bedeutung sind. In seinen ‚Erfahrungen aus einer vierzigjährigen neurologischen Praxis' äußert V. von Holst: ‚Je mehr ich im Anfang meiner neurologischen Praxis mit Nervenkranken (sog. funktionellen Neurosen) zu tun hatte, desto mehr trat mir die eine Eigentümlichkeit gerade dieser Kranken entgegen, die nämlich, daß bei ihnen immer der ganze Mensch bis in sein innerstes Seelenleben — ohne daß sie im gewöhnlichen Sinne des Wortes psychisch Kranke zu sein brauchten — krank ist und nicht der Körper allein. Dementsprechend wurde es mir bei wachsender Erfahrung immer mehr und mehr klar, daß man diesen Kranken niemals wirklich helfen könnte durch eine, wenn auch noch so rationelle Behandlung der im einzelnen Falle vorliegenden körperlichen Symptome. Eine solche hat ja gewiß nicht nur ihre volle Berechtigung, sondern ist auch in den meisten Fällen durchaus notwendig, sie allein genügt aber nicht zu einem vollen Erfolge'.

Auch Möbius sagt in seiner Schrift ‚Über die Behandlung von Nervenkranken und die Errichtung von Nervenheilstätten', 1896: ‚Anders verhält es sich (d. h. in bezug auf die Behandlung) bei den sogenannten Nervenkranken. Hier tritt ein Etwas in den Vordergrund, das sonst in der Medizin keine große Rolle spielt, die Seele. Teils sind bei den Nervenkranken Einwirkungen auf die Seele Ursache der Krankheit, teils sind die Erscheinungen der Krankheit selbst seelische Veränderungen oder körperliche Veränderungen, die mit jenen zusammenhängen wie das Erröten mit der Scham, teils hängen Besserungen und Verschlimmerungen vom seelischen Zustande ab. Dadurch ist die Aufgabe des Arztes eine wesentlich andere geworden, denn er muß hier Erwägungen anstellen und Zielen zustreben, von denen weder in Physik und Chemie, noch in Anatomie und Physiologie die Rede ist'.

Wieviel Kraft und Energie verlieren wir nicht durch Mangel an Konzentration! Selbst bei geistig bedeutenden Menschen sieht man oft, wie sie infolge geringer körperlicher Störungen oder hypochondrischer Neigungen allen Mut sinken lassen und selbst die Arbeitslust einbüßen. Es ist eine allgemeine Erfahrung, die aber nicht genug hervorgehoben und eingeschärft werden kann, daß gerade wie die durch Hypochondrie erzeugte Mutlosigkeit überaus schädigend wirkt, ebenso jedes Bestreben, die Mutlosigkeit in uns zu bemei-

stern, uns innerlich erhebt und eine Quelle von ungeahnter Frische und geistiger Tatkraft ist. Von dieser Erfahrung spricht auch Goethe zu Eckermann: ‚Es ist unglaublich, wie viel der Geist zur Erhaltung des Körpers vermag. Ich leide oft an Beschwerden des Unterleibs, allein der geistige Wille und die Kräfte des obern Teils halten mich im Gange. Der Geist muß nur dem Körper nicht nachgeben! So arbeite ich bei hohem Barometerstande leichter als bei tiefem; da ich nun dieses weiß, so suche ich bei tiefem Barometer durch größere Anstrengung die nachteilige Einwirkung aufzuheben und es gelingt mir'.

Kleinliche und zaghafte Seelen lassen sich bekanntlich von jeder Anfechtung ihrer Nerven einschüchtern und dünken sich noch kränker als sie sind; starke Charaktere dagegen nehmen den Kampf selbst mit einer angeerbten krankhaften Anlage mutig auf, und gerade in diesem Kampfe wachsen ihnen stets neue Kräfte zu.

Die hl. Theresia ließ sich durch hochgradige Schwächezustände und nervöse Zerrüttung keineswegs davon abhalten, ein großes Werk auf sich zu nehmen, das sie mit unvergleichlicher Ausdauer und wahrhaft gesunder, zielbewußter Energie durchführte. Sie selbst schreibt darüber: ‚Kränklich, wie ich bin, konnte ich niemals etwas Taugliches vollbringen, bis ich mich fest entschloß, nicht mehr auf meinen Körper und auf meine Gesundheit zu achten... Da mich Gott über diesen Kunstgriff des Feindes erleuchtet hat, so antworte ich ihm, wenn er mir sagt, ich sei krank: es ist gleichgültig, wenn ich sterbe; wenn er mir von Ruhe spricht: ich bedarf nicht der Ruhe, sondern des Kreuzes, und so fort. Seit ich mich mit weniger Sorgfalt und Zartheit behandle, geht es mir viel besser.'

Selbst ein vorwiegend intellektuell veranlagter Mensch wie der Philosoph Kant hat ähnliche Erfahrungen an sich gemacht. Er litt sehr an Beklemmungen, die von einem Fehler seines Körperbaues herrührten; dieselben hinderten ihn oft bei seinem Denken und zuweilen machten sie ihn zu jeder geistigen Arbeit unfähig. Mit Energie kam er aber allmählich dazu, seinen Geist von dem Einfluß seiner körperlichen Beschwerden zu befreien. Diese seine Erfahrungen erzählt er in seiner Schrift: ‚Von der Macht des Gemütes des Menschen, über seine krankhaften Gefühle durch den bloßen Vorsatz Meister zu sein,' worin es unter anderm heißt: ‚Die Beklemmung ist mir geblieben, denn ihre Ursache liegt in meinem körperlichen Bau. Aber über ihren Einfluß auf meine Gedanken und Handlungen bin ich Meister geworden durch Abwendung der Aufmerksamkeit von diesem Gefühle, als ob es mich gar nicht anginge.'

Sehr treffend ist auch Kants Beobachtung: ‚Praktische Ärzte werden fast nie hypochondrisch, obwohl sie sich immer mit Krankheiten zu befassen haben. — Warum? Weil sie sich von Anfang an gewöhnen, alle Übel zu objektivieren, wodurch sie am Ende dahin gelangen, sich selbst und ihre eigenen Übel zu objektivieren, sie von ihrem wahren Ich zu trennen und zum Gegen-

stand der Außenwelt und der Kunst zu machen. Denn das wahre Ich wird nie krank.'

Die Hypochondrie, das ängstliche Festhalten an unbestimmten Befürchtungen, krank zu werden, ist nur eine typische Erscheinung innerhalb der großen Reihe ähnlicher Schwächen des menschlichen Gemütes. In unserm Gehirn selbst scheint eine gewisse Gefahr begründet zu sein, daß wir uns heftig an Gedanken klammern, die mit unserer eigentlichen und höheren Bestimmung gar nichts zu tun haben: Nichts liegt uns näher, als daß wir uns beständig Sorgen machen; ist es nicht unsere eigene Gesundheit, so ist es die unserer Angehörigen, die in uns Befürchtungen hervorruft; ehrgeizige Absichten, finanzielle Pläne, Kränkungen, Verletzungen, fortwährende Besorgnis in Hinsicht auf die Vergangenheit oder Zukunft trüben unser Denken und schwächen unsere Willenskraft; wir vermögen uns kaum davon zu befreien, und eine vollständige Depression aller unserer feineren psychischen Funktionen kann die Folge eines solchen beständigen Druckes sein. Die Forderung Christi, nicht für den folgenden Tag zu sorgen, sondern wie die Lilien des Feldes und wie die Vögel des Himmels zu leben, ist aus der tiefsten Kenntnis des menschlichen Charakters geschöpft und ist auch das wichtigste Gebot aller geistigen Hygiene, bezieht es sich doch gerade auf die eigentliche Quelle unserer größten Schwächen.

Die meisten Menschen, die auf geistige Forderungen nicht stark reagieren, können auch einen gewissen Ausweg aus ihrer innern Verwirrung in der Arbeit finden. Schon der Verfasser des ersten Buches Mosis hat dies erkannt: Die erste Folge des Verlustes unserer innern Unschuld ist, daß wir im Schweiße unseres Angesichtes uns das Brot erwerben müssen. Dies ist freilich die allgemeine Forderung der ganzen Lebensnotwendigkeit. Wir sollten aber auch bei der Arbeit auf die Beschaffenheit unseres Charakters gewisse Rücksicht nehmen, um in eine wahre und gesunde Beziehung zu der uns auferlegten Arbeit zu treten. Nur dann ist die Arbeit auch fruchtbar. Im allgemeinen wird dies viel zu einseitig aufgefaßt; besonders in bürgerlichen Kreisen trifft man vielfach auf eine so übertriebene Wertschätzung der Arbeit, daß diese für nichts Höheres Raum läßt und förmlich zum Götzen wird. Jeder Augenblick der Erholung, der Geselligkeit, der Pflege von ernster Kunst wird schon als Müßiggang verurteilt. Selbst wenn die Verhältnisse eine ruhigere und gemütlichere Lebensführung sehr wohl zulassen, wird in solchen Kreisen die Arbeit als Selbstzweck angebetet: der Gelderwerb dient hier nicht dazu, dem Menschen zu einem würdigen Dasein zu verhelfen, ihm die Befriedigung höherer geistiger Bedürfnisse zu ermöglichen, sondern Arbeit und Gelderwerb stehen im Mittelpunkte des Lebens; der Mensch ist in diesem Kreise nur der Arbeit wegen da und wird nur insoweit gewürdigt und anerkannt, als seine Kräfte ihn zur Arbeit befähigen. Besonders in unserm Zeitalter des ungeheuren Konkurrenzkampfes greift diese Auffassung immer mehr um sich; sie wird aber auch zur eigentlichen Quelle für alle Härte und Lieblosigkeit. Gerade die

feineren und zarteren Naturen, die aus Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue diesen übermäßigen Anforderungen der Arbeit nachkommen wollen, können dabei psychisch und körperlich aufgerieben werden. Als die häufigste Ursache aller Nervenkrankheiten, die nicht auf ererbter Anlage, auf Infektionen oder Alkoholismus beruhen, findet der Arzt fast immer die Überanstrengung, die aus jener falschen Auffassung der Arbeit entspringt. Die heutige hastige und komplizierte Lebensweise, die so ungeheure Forderungen an uns stellt, muß ja zur Zerrüttung der Nerven führen, und der unvergleichliche Triumph der Technik wirft zugleich die größten Schatten auf unsere Kultur. Die Menschen werden immer unruhiger, aufgeregter und reagieren desto stärker auf äußere Reize. Ruhe und eine gewisse Beschaulichkeit sind aber für das innere Gedeihen des Menschen ebenso unentbehrlich wie das Licht für die Pflanze. Ohne innere Ruhe und Sammlung ist der Mensch bloß eine Maschine: er gehorcht dann gleich dieser gesetzmäßig der beständig wechselnden Notwendigkeit und sorgt ebenso für die stets neu entstehenden Bedürfnisse; aber niemals kann er in einer solchen Rastlosigkeit und Betriebsamkeit zur vollen Entfaltung seines innersten Wesens, zur Entwicklung wahrer Wärme und Liebe, geschweige denn zur seelischen Vertiefung und geistigen Erhebung, zum wahren Heroismus und zum Überschreiten der Grenzen aller Gewöhnlichkeit gelangen. Dieses Ausblicken in eine erhebende und begeisternde Ferne ist in Wirklichkeit für unsere geistige Gesundheit nicht minder notwendig als eine richtige Nahrung für unser körperliches Wohlbefinden. Aus den stillen und beschaulichen Stunden schöpfen wir die größte Begeisterung und Frische für unsere tägliche Arbeit. Wer in einemfort arbeiten zu müssen glaubt, dessen Arbeit muß mit der Zeit etwas Lebloses werden, und er selbst sinkt zur Maschine herunter. Jedermann, vom Staatsmann bis zum Arbeiter sollte sich geradezu zur Regel seiner geistigen Hygiene machen, sich nicht nur täglich gewisse Mußestunden zu gönnen, sondern dieselben auch richtig auszunützen. Das Lesen von Tageszeitungen bringt uns ja wieder in das Getriebe der Geschäftigkeit hinein, auch sind die Spiele, wiewohl sie uns ablenken, nicht ein wirksames Mittel, unsern Geist würdig ausruhen zu lassen. Mit Recht wurde stets der Umgang mit den großen Werken der Religion und Kunst als das Geeignetste betrachtet, unsern Geist mit erhebenden Eindrücken auszufüllen, die dann das heilsamste Gegengewicht zu den Aufregungen und Sorgen des alltäglichen Geschäftslebens abgeben.

All dies soll jedoch keineswegs die Arbeit unterschätzen. Das Sprichwort: ‚Müßiggang ist aller Laster Anfang‘ ist nur die Frucht genauer Lebenserfahrung. Wird der natürliche Trieb zur Tätigkeit nicht befriedigt, so ist die notwendige Folge davon meist eine Verirrung des Wollens und Denkens, da selbst der trägste Mensch noch den angeborenen, wenn auch verkümmerten Trieb hat, sich zu betätigen. Die Arbeit lenkt uns von unserm kleinen ‚Ich‘ ab und gewährt uns dadurch stets eine Befriedigung; nur dürfen wir nicht vollständig in ihr untergehen, wenn wir eine menschenwürdige Existenz führen wollen.

Nicht von jeder Arbeit kann freilich die gleiche Wirkung ausgehen.

Die eintönige und freudlose Beschäftigung des Fabrikarbeiters inmitten lärmender Maschinen kann auf das Gemüt auch gar nicht denselben Einfluß haben wie die Arbeit des Landwirtes, der im Verein mit seiner ganzen Familie in freier Natur das Feld bestellt. Es ist eine allbekannte Erfahrung, daß, je unmittelbarer wir unserem Mitmenschen einen Dienst erweisen, je mehr Liebe und Sorgfalt wir bei einer Tätigkeit entfalten, um so größer unsere Befriedigung und Genugtuung ist durch die Befriedigung der feineren Triebe, die ja auch in unserer Natur begründet ist und daher mit Entschiedenheit von ihr selbst verlangt wird. Derjenige, der mutig den Kampf gegen seine inneren Hemmungen aufnimmt und über die verschiedenen Übel hinweg sich vertrauensvoll einer produktiven Tätigkeit hingibt, macht immer die Erfahrung, daß er in dieser Tätigkeit neue Kräfte schöpft: er wird gewahr, daß diese in ihm schon früher vorhanden waren, ohne daß er es wußte, und er fühlt sich jetzt erst recht in Übereinstimmung mit seiner eigentlichen Natur. Am meisten wohltuend äußert sich die Wirkung der Arbeit z. B. beim schaffenden Künstler, weil seine Arbeit aus dem innersten Bedürfnis seiner Natur hervorgeht. Wenn er mit seinen Gestalten lebt, so kann er dabei durch seine innere Befreiung und durch die Anspannung aller seiner Kräfte selbst einen krankhaften Zustand überwinden. Richard Wagner, der sehr oft an quälenden nervösen Übeln litt, macht in einem Briefe an seinen Freund Röckel (25. Januar 1854) die Beobachtung: ‚Wenn ich den leidenvollen Zustand, in dem ich jetzt normal bin, empfinde, kann ich nicht anders, als meine Nerven für ruiniert halten; wunderbarerweise tun mir aber diese Nerven — wenn es gilt, und mir schöne entsprechende Anregungen kommen — die wundervollsten Dienste; ich bin dann von einer Hellsichtigkeit, von einer Wohlempfindung des Erfahrens und Produzierens, wie ich früher es nie gekannt hatte. Soll ich nun sagen, meine Nerven sind ruiniert? Ich kanns nicht. Ich sehe nur, daß der meiner Natur — wie sie sich nun einmal entwickelt hat — normale Zustand die Exaltation ist, während die gemeine Ruhe ihr anormaler Zustand ist. In der Tat fühle ich mich nur wohl, wenn ich „außer mir" bin: dann bin ich ganz bei mir.'

Aber selbst ohne schöpferische Geister zu sein, können wir alle durch ernstes Bestreben und liebevolle Absicht auch der einfachen täglichen Arbeit einen Gehalt abgewinnen: ist doch jede Arbeit nicht für sich selbst da; dient sie doch stets unsern nächsten Angehörigen, wodurch sie auch eine höhere Weihe bekommt.

Wie tief das Bedürfnis nach Arbeit in uns lebt, sieht man am besten daran, daß selbst Leute, die auf Gelderwerb nicht angewiesen sind, eine sie ausfüllende Beschäftigung haben wollen, und selbst solche, die an Nichtstun gewöhnt sind, ihre Zeit mit körperlichen Übungen, mit allerlei Sport und Spiel zu vertreiben suchen, die oft noch mehr Anstrengung erfordern als die nützliche Arbeit. Die Notwendigkeit, uns von unserm ‚Ich' abzulenken, kann förmlich als inneres Gesetz unserer Natur gelten. Wer sich zu sehr mit sich beschäftigt, muß früher oder später krank werden.

Der berühmte Pariser Irrenarzt Pinel (1745—1826) konnte sogar die Beobachtung machen, daß durch die von der französischen Revolution hervorgebrachte leidenschaftliche Aufregung der Gemüter viele, die seit Jahren kränklich und schwächlich waren, jetzt auf einmal wieder gesundeten und sich stark fühlten, und daß auch besonders die Nervenübel, die in den höheren Ständen unter den Müßiggängern geherrscht hatten, plötzlich fast ganz verschwanden. Diese Tatsache ist wohl der beste Beweis, daß jene Nervenübel nichts anderes waren als der Ausdruck von Geistesträgheit und innerer Passivität.

Wie gelangt man aber dazu, die harten Schicksalsschläge und die inneren Konflikte, die ja am häufigsten zu psychischen Zerrüttungen führen, leichter zu ertragen und womöglich zu überwinden? Inwieweit kann die Erziehung in Schule und Haus und auch die Ausbildung des Geistes in einer bestimmten Richtung dabei von wohltuender Wirkung sein?

Die Überbürdung in der Schule ist nicht bloß eine leere Redensart, sondern eine wirkliche Kalamität, die in sehr vielen Fällen die physische und seelische Entwicklung der Jugend hemmt. Bei manchen lähmt die ungesunde Atmosphäre unseres ganzen Schullebens geradezu alle Widerstandskraft gegen die mannigfachen Krankheitskeime und wird nicht selten sogar die eigentliche Ursache gewisser körperlicher Schädigungen. Die einseitige, oft plumpe Ausbildung des Verstandes, der doch keineswegs den bedeutendsten Teil der psychischen Fähigkeiten ausmacht, und das Überladen des Gedächtnisses mit totem Stoffe, der für die Jugend oft nicht das geringste Interesse hat, müssen eine verderbliche Reizung des jugendlichen Gehirnes hervorbringen. Infolge dieser Art von ‚Erziehung' verfallen viele junge Leute in eine erschreckende Blasiertheit, wobei alle Frische und Wärme des Empfindens von einem vorlauten Rationalismus verdrängt wird; bei den Widerstandsfähigen äußert sich der jugendliche Tätigkeitsdrang bei gänzlichem Mangel eines tiefern geistigen Gehaltes gewöhnlich in rohen und übermütigen Streichen. Was Conolly von dem Erziehungssystem seiner Zeit sagte, es sei ‚kaum mehr als eine Satire auf den allgemeinen Menschenverstand', gilt auch heute noch für manche unserer Lehrziele, die, statt die psychische Energie zu wecken, sie vielmehr lahmlegt. Auch unsere häusliche Erziehung verdient ja meistens den Namen Erziehung nicht, da sie sich ja nur darauf beschränkt, dem Kinde einige Unarten abzugewöhnen und höchstens ihm einige rein äußerliche Formen einzuprägen. Auf die Fähigkeit zur Selbstverleugnung und Entsagung, auf die Übung der Willenskraft, auf die Ausbildung seelischer Feinheit und wahren Herzenstaktes wird fast gar kein Gewicht gelegt. Natürlich dürfen auch bei der Willensstärkung keine groben und plumpen Methoden angewendet werden, die kindliche Heiterkeit und Unmittelbarkeit, die naive und ungetrübte Wärme des Fühlens müssen stets als die heiligsten und vornehmsten Güter der Jugend geschont und auch ins spätere Alter hinübergerettet werden.

Wenn dies in der Erziehung mehr berücksichtigt würde, dann gäbe es im Leben nicht eine solche Menge haltloser Existenzen, die bei der geringsten

Anfechtung gleich in Verwirrung und Verzweiflung geraten und sich dann entweder in sinnlichen Genüssen und im Alkohol betäuben, oder sich und andern durch Vorwürfe und innere Verbitterung zur Last fallen.

Die Erziehung in Schule und Haus kann allerdings nur eine Vorläuferin der spätern Selbsterziehung sein. Das Hauptgewicht der Erziehung im eigentlichen Sinne fällt freilich dem einzelnen im reiferen Alter selbst zu, denn nur in diesem Alter kann es einem um die innere Vervollkommnung ernst sein. Jedermann weiß, daß Bildung ein erstrebenswertes Ziel ist. Aber echte Bildung ist schwer zu erreichen, denn sie ist nicht etwas Äußerliches, sondern die reife Frucht langsamen inneren Wachsens und Strebens nach Vervollkommnung des Charakters: die äußere Bildung ist nur ein Mittel zu einem höheren Zweck. Deshalb gibt es auch kaum etwas, über das die Meinungen so sehr geteilt sind als gerade das, was Bildung genannt wird; der eine glaubt, sie sei der äußere Schliff in der Beherrschung der gesellschaftlichen Formen, für den andern ist sie die Fähigkeit, sich den Lebensunterhalt auf leichte und angenehme Weise zu verschaffen, der dritte sieht das Hauptziel der Bildung in der Erlernung verschiedener Sprachen, für den vierten ist die Bildung nichts als Wissen.

Die eigentliche Bildung hat mit dem allem aber nur wenige Berührungspunkte, denn sie bezieht sich nicht auf den Verstand, sondern auf Geist und Herz: deshalb spricht man auch mit Recht von Herzensbildung. In höherem Sinne ist darunter die Entfaltung der feinsten seelischen Eigenschaften, der edelsten Empfindungen und die Erkenntnis unserer höheren Bestimmung zu verstehen.

Daß die Bestimmung des Menschen darin bestehe, sich über das Gewöhnliche, Vergängliche und Kleinliche zu erheben, und sich seiner innern Energie bewußt zu werden, das ist der Kern uralter Weisheit, zu der sich die größten Geister aller Zeiten bekannten und die eine ewige Wahrheit enthält: Wer von ihr abweicht, der muß die Folgen davon gar bald erfahren. Gerade der feinere Mensch bedarf ganz besonders dieses festen Rückhaltes, denn die feinere Organisation wird ja auch leichter gestört. Der feinere Mensch muß auch innerlich zu einem festen geistigen Mittelpunkt gelangen und um denselben alle peripheren Kräfte sammeln. Je mehr es solche Menschen gibt, desto echter ist auch die Kultur einer Zeit. In einer wahren Kultur herrscht auch die geistige Gesundheit, eine weise Lebensführung, geistige Ruhe und der Glaube an gewisse unerschütterliche Wahrheiten. Unruhe, Hast, Neuerungssucht und Selbstüberschätzung waren noch stets Merkmale einer Verfallszeit.

Erst wenn der Mensch zur Erkenntnis seiner eigentlichen Bestimmung, der innern Gesetze seines Geistes gelangt, dann werden zugleich die Quellen freigelegt, aus denen ihm immerfort neue Lebenskraft zuströmt. Dann wird er sich bewußt, daß dies eben Charakter bedeutet. Damit hängt für ihn auch die Forderung zusammen, diesem Charakter treu zu bleiben, d. h. charaktervoll zu leben, denn jedes Abweichen würde die Tatkraft lähmen und das

innere Gleichgewicht stören. Auf dieser höheren Stufe gewinnt man auch einen Maßstab für alle Lebenserscheinungen und ein unverschiebbares Urteil über den wirklichen Wert aller materiellen Güter, der auf die ihm gebührende geringe Bedeutung zurückgeführt wird. Hier wird auch die innere Ruhe gefunden und befestigt, ohne die das Leben eine Qual und eine sinnlose Erscheinung ist.

Wie der Baum, wenn er immer wieder ausgegraben und versetzt wird, zu kränkeln anfängt, so auch der Mensch: auch er bedarf eines sichern Standortes, von dem aus er auf das Getriebe des Lebens hinausschaut und zu dem er aus den aufreibenden Kämpfen und kleinen Mühsalen immer wieder zurückkehrt. Nur derjenige, der nach einer solchen sichern und höhern Überzeugung strebt, darf im besten Sinne des Wortes gebildet heißen; denn Bildung läßt sich nicht in den Schulen, nicht einmal in den Hochschulen erlangen, die ja alle noch zu sehr im Dienste des Erwerbslebens stehen. Wahre Bildung ist nur Selbstbildung, und nur die größten Denker und Künstler können unsere Führer dazu sein: je größer und erhabener ihre Werke sind, desto größer ist auch ihre erzieherische Wirkung und desto geeigneter sind sie, uns Lebensmut einzuflößen. Die großen Werke der Religion und Kunst sind am besten geeignet, uns von allen Irrwegen und auch von allen kleinen Sorgen und Kümmernissen abzuhalten, denn als Ausdruck gesteigerter Lebenskraft müssen sie dieselbe auch auf uns übertragen. Indem sie uns über das Kleinliche erheben, wirken sie befreiend auf unsere Seele, und diese Befreiung ist zugleich das beste Mittel zur Hygiene des Geistes, da ja die allermeisten nervösen Übel gerade von einer Belastung des Geistes, von einem Kleben der Seele an Einbildungen und kleinlichen Dingen kommen. Die beste Hygiene des Geistes ist stetige Erneuerung und Belebung, deshalb bemerkt auch Goethe, ohne Zweifel aus Selbstbeobachtung:

‚Sprich, wie du dich immer und immer erneust?
Kannst's auch, wenn du immer am Großen dich freust,
Das Große bleibt frisch, erwärmend, belebend;
Im Kleinlichen fröstelt der Kleinliche bebend.‘

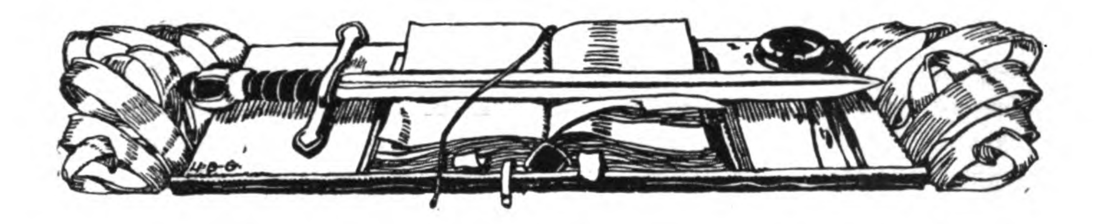




Fra Bartolommeo pinx. *Jos. Kösel autotyp.*

Darstellung im Tempel.





Die Jugendlichen.

Gedanken und Berichte zur Strafprozeß- und Strafvollzugsreform.*

Von

J. Jaeger.

I.

Vor etwa zwei Jahren schrieb Dr. Oppenheimer im ‚Tag‘: ‚Wie ein Medusenhaupt starrt uns das Problem der Jugendlichen entgegen, graß und fürchterlich. Während sonst auf allen Gebieten des Soziallebens das Auge des Gesellschaftsforschers auf Tatsachen stößt, die mindestens keinen Anlaß geben, an einer friedlichen und fortschreitenden Entwicklung zu verzweifeln, während wir einen langsamen, aber deutlichen Aufstieg der Enterbten, eine wachsende Teilnahme der breiten Masse an den materiellen und ideellen Kulturgütern feststellen können, während wir sehen, daß die Kluft zwischen oben und unten sich allmählich verflacht und verschmälert, so daß die Möglichkeit eines gegenseitigen Verständnisses näher zu rücken scheint: verschlimmern sich auf dem einen Gebiet der ‚Jugendlichen‘ alle Verhältnisse in einem erschreckenden Tempo und zeigen, daß irgendwo im sozialen Körper ein tiefer und lebensgefährlicher Krankeitsherd verborgen sein muß. Lebensgefährlich im höchsten Grad! Denn die Jugendlichen, das ist die Zukunft! Wenn ihre Degeneration in demselben Maß weiterschreitet, dann sieht es um Deutschlands wirtschaftliche, politische und moralische Weltherrschaft trübe aus. Die ganze Furchtbarkeit des augenblicklichen Zustandes wird klar, wenn man erfährt, daß die durchschnittliche Kriminalität der deutschen Bevölkerung, wenn man die Jugendlichen außer acht läßt, seit einem Menschenalter enorm gefallen ist, namentlich die schwere Kriminalität. Die Zahl der Zuchthäusler in Preußen ist seit 20 Jahren absolut (?) um mehr als 40 Prozent zurückgegangen, obgleich die Zahl der Bevölkerung in derselben Zeit um mehr als 20 Prozent gestiegen ist. Diese hocherfreuliche Besserung wird aber mehr als wett gemacht durch die Zunahme der kriminellen Bestrafungen der Jugendlichen und der gewerbsmäßigen, d. h. häufig rückfälligen Verbrecher; und das schlimmste dabei ist,

* Vgl. Dr. J. Jaeger, Rechtsbruch und Rechtsausgleich in der Strafjustiz. Studien zu Reformfragen in der Kriminologie. Leipzig 1908, Dörffling & Franke.

daß die jugendlichen Verbrecher nach allen statistischen Erfahrungen ganz besonders dazu neigen, gewerbsmäßige Verbrecher zu werden. Die Zahl der Rückfälle Jugendlicher wächst in einem fürchterlichen Maßstab, während ihre Erstbestrafungen in der letzten Zeit sogar einen kleinen Rückgang aufweisen'.

Dr. Oppenheimer hatte damit in markanter Form, meines Wissens zum erstenmal, das ‚Problem der Jugendlichen' seiner ungeheuren Bedeutung und Tragweite, seinen vielverzweigten Zusammenhängen nach mit allen Teilen des sozialen Lebens und der bürgerlichen Gesellschaft vor Augen gestellt. Er hatte den Begriff der ‚Jugendlichen', dem man bis dahin fast einzig eine kriminelle Bedeutung gab, zu einem soziologischen und nationalpolitischen Begriff erweitert, der uns die folgenschweren Wirkungen unserer rückständigen Behandlung der Gesetzübertretungen und Verwahrlosung Unmündiger und Halbreifer für die Zukunft deutschen Volkstums zum Bewußtsein brachte. Seitdem hat diese Erkenntnis eine Reformbewegung von ungemeiner Stärke und Intensität hervorgerufen. Bricht sich auch auf allen Gebieten der Kriminal- und Sozialpolitik die Überzeugung Bahn, daß die Kampfesmethode wider das Verbrechen und seine Begleiterscheinungen und Herde veraltet ist, so ist der Eifer, mit neuen modernen Mitteln vorzugehen, doch nirgendwo so stark als innerhalb der Sphäre des Problems der Jugendlichen. In allen Kommentaren zur Umbildung unseres Strafprozesses beanspruchen die Jugendlichen die erste Stelle, bei allen wirklich durchgeführten Umbildungen macht sich nirgendwo ein so ganz neuer Geist, eine so gründliche Umwertung altererbter Begriffe bemerkbar als da, wo es sich um Vorbeugung, Aburteilung, Strafdurchführung, Fürsorge gegenüber dem heranwachsenden Geschlechte handelt.

Welcher Art ist dieser neuer Geist?

Von der Warte der allgemeinen sozialen Entwicklung aus betrachtet ist es der Geist des Kollektivismus, der, wie auf sovielen Gebieten des politischen Lebens, über den Individualismus siegte. Die alten Rechtsschulen behandelten den homo criminalis als eine Abnormität, dessen Verfehlungen wider das Gesetz ganz individuell, subjektiv wie objektiv ohne Zusammenhang mit den gesellschaftlichen Motiven, beurteilt und geahndet wurden. Die neuen Schulen fragen in erster Linie nach den Wurzeln der Verbrechen und ihren Verkettungen mit allgemeinen wirtschaftlichen und sozialen Krankheitserscheinungen. Welches ist nun insbesondere die Ursache, daß die Kurve der Kriminalität der Jugendlichen in entgegengesetzter Richtung wie die Kurve der Gesamtkriminalität sich bewegt? Die Antwort ergibt sich aus der veränderten Struktur unseres gewerblichen Lebens. Der Industrialismus hat auf der ganzen Linie gesiegt. Dadurch war die Abwanderung vom Land zu den Städten bedingt, in deren Enge sich ungeheuere Menschenmassen unter Lebensbedingungen, die vielfach allen Gesetzen gesunder Volkspflege spotteten, zusammendrängten. Auf dem Lande vollzieht sich die Erziehung der Jugend in verhältnismäßig einfachen Formen und ohne besondere Schwierigkeiten. Die gemütvollen Sitten patriarchalischen Lebens verknüpfen Eltern und Kinder

aufs engste. Jenen bleibt Zeit genug, sich der Erziehung, soweit diese nicht von der Schule übernommen wird, zu widmen; diese finden in all den kleinen Nebenarbeiten, die Landwirtschaft und ländliches Gewerbe mit sich bringt, ausreichende Beschäftigung, die die Erziehung nach der praktischen Seite hin vollendet und zugleich vor der Hysterie und Überspanntheit unserer angeblich so verfeinerten Kultur bewahrt. Kirche, Schule und Behörde üben einen sehr unmittelbar wirkenden, auf Hochachtung von Gesetz und Autorität hinarbeitenden Einfluß aus. In der Stadt ist das alles ganz anders. In der Fabrikarbeiterfamilie bleibt den Eltern oft kaum Zeit übrig, für die leibliche Nahrung der Kinder die nötige Sorge zu tragen, wie viel weniger der sittlichen Anleitung die gebührende Sorgfalt zu widmen. Schule, Kirche und Behörden wirken fast nur in schematischen und bürokratischen Formen auf die Jugend ein; der intime Verkehr von Person zu Person ist auf das äußerste beschränkt. Mit den Menschen drängen sich auch die Laster zusammen; die kindliche Seele wird früh mit Dingen vertraut, die die Willensbildung in unnatürliche Bahnen lenken. Kaum ist der Knabe, das Mädchen arbeitsfähig, so wird es auch als erwerbsfähig betrachtet; mit dem Eintritt in die Fabrik oder das kaufmännische Geschäft wird es fast ganz aus den Banden der Familie losgerissen und ihm eine äußerliche Selbständigkeit verliehen, während der junge Mensch innerlich noch ganz unreif ist. Daß solche Antithesen der beste Nährboden des Verbrechens sind, weiß jeder Kriminalpsychologe.

Ist alles das richtig, so ergibt sich daraus mit zwingender Notwendigkeit der Schluß, daß der Gesamtheit, nicht dem Individuum, die Schuld an der wachsenden Kriminalität beizumessen ist. Die Städte haben eine Entwicklung ungewöhnlichen Glanzes hinter sich; aber geblendet von dem äußeren Schein hat man vergessen, auf Mittel zu sinnen, um gegen die abgrundtiefen Schäden zu kämpfen, die unter der schimmernden Hülle sich verbergen. Heute ist der Tag der Selbstbesinnung gekommen. Und damit ist die Art des neuen Geistes gekennzeichnet, der im engeren kriminologischen Sinn das Problem der Jugendlichen beherrscht. Es ist der Geist des Verantwortlichkeitsgefühls gegenüber dem Geist des pharisäischen Richtens, der früher in der Behandlung jugendlicher Missetäter sich nur zu oft und breit geltend machte. So vielseitig und gegensätzlich die modernen Reformpläne sind, sie stimmen doch alle darin überein, daß sie von dem Gedanken ausgehen, daß im Grunde nicht der Jugendliche, sondern die Eltern und für diese, da deren erzieherische Nachlässigkeit wieder durch die gesamten sozialen Lebensformen bedingt ist, die bürgerliche Gesellschaft verantwortlich zu machen ist. Dadurch ist zugleich die Richtschnur für die praktische Behandlung des Problems gegeben. Nicht das Prinzip der Vergeltung kann Norm für die strafrichterliche wie für die pathologische Behandlung der kriminellen Jugend überhaupt sein; nicht die Strafe, die Erziehung ist das Leitmotiv, das den Weg zur Besserung der heutigen Mißstände zeigt.

Klar ist aber, daß dieser Umgestaltung der fundamentalen Ideen der

Strafjustiz gegenüber den Jugendlichen eine Umformung ähnlicher Richtung gegenüber allen Rechtsbahnen, wenn vielleicht auch sehr langsam, doch unweigerlich folgen muß. Und darin liegt die ungeheure Tragweite der heutigen Revolution in der Behandlung des Jugendlichenproblems für die zukünftige Ethik des Justizwesens. Es genügt, einen einzelnen Faden in dieser Webekette von Reformen zu verfolgen, um die kausale Notwendigkeit einer schrittweisen Erneuerung des gesamten Strafrechtsgebäudes von Grund aus nachzuweisen. Bei dem Streit um die strafrichterliche Gewalt gegenüber den Jugendlichen bildet eine Hauptfrage die Strafmündigkeit. Die einen wünschen, daß das Alter der Strafmündigkeit auf 14, die anderen, daß es auf 16, ja auf 20 Jahre hinaufgesetzt werde. Interessant ist es nun, wie neuere Gesetze, die von modernem Reformgeist erfüllt sind, die Frage behandeln. Das neue Jugendstrafgesetz Österreichs verfügt z. B. in Art. I, § 1: ‚Nicht strafbar ist, wer zur Zeit der Tat das vierzehnte Lebensjahr nicht vollendet oder sich im Alter vom vollendeten achtzehnten Lebensjahr befunden hat, jedoch infolge zurückgebliebener Entwicklung unfähig war, das Unrecht seiner Tat einzusehen oder seinen Willen dieser Einsicht gemäß zu bestimmen'. Es wird also Kindern unter 14 Jahren die strafrechtliche Zurechnungsfähigkeit überhaupt abgesprochen, Personen zwischen 14 und 18 Jahren aber eine nur relative Strafmündigkeit zugemessen, die von ihrer intellektuellen Reife abhängig gemacht ist. Eigenartig geht der niederländische Gesetzgeber vor. D. Simons berichtet darüber in der ‚Monatsschrift für Kriminalpsychologie und Strafrechtsreform' (III, Heft 7/1906 S. 391). ‚.... Auch in unserem Land hatten sich viele Stimmen für Hinaufrückung der Strafmündigkeit erhoben. Der Gesetzgeber hat nun aber gerade das Gegenteil von dem getan, was man hätte von ihm erwarten sollen; er ist zu dem System des Code Pénale zurückgekehrt und hat die Bestimmung über die absolute Strafmündigkeit einfach gestrichen. Jedes Kind, so jung es sein mag, kann vor den Strafrichter gestellt werden. Theoretisch und praktisch ist diese, wie ich sie nennen möchte, reaktionäre Neuigkeit von außerordentlicher Wichtigkeit. Prinzipiell bedeutet sie, daß der Gesetzgeber für die strafrechtliche Verantwortlichkeit der Jugendlichen mit der Zurechnungsfähigkeit als Grundlage der Strafbarkeit gebrochen hat; denn daß bei sehr jungen Kindern die Bedingungen für die Zurechnungsfähigkeit nicht erfüllt sind und gewöhnlich nicht erfüllt werden können, liegt auf der Hand'. Das ist gewiß richtig; nur sehe ich nicht recht ein, wie der Kritiker dazu kommt, das niederländische Gesetz als reaktionär zu bezeichnen. Es ist im Gegenteil meines Erachtens fortschrittlicher und liberaler als irgend ein anderes. Der Gesetzgeber dürfte sich mit Recht gesagt haben, daß die Festsetzung einer bestimmten Altersgrenze immer etwas Willkürliches, Mechanisches an sich hat. Er ermöglicht nun allerdings in vielen Fällen Bestrafung, wo von einer Schuld keine Rede ist, aber selbstverständlich wird in solchen Fällen kein vernünftiger Richter eine Strafe zumessen. Andererseits schafft er aber auch die Möglichkeit, daß da, wo nach dem Buchstaben des Gesetzes

wirkliche Schuld vorliegt, keine Strafe einzutreten braucht, mit anderen Worten, er gibt der Möglichkeit, die Strafe durch erzieherische Repressionsmaßregeln zu ersetzen, allerweitesten Spielraum. Und das ist eben die Tendenz, wohin offenbar unsere ganze Strafrechtsreform hindrängt: überall die Freiheit zu schaffen, anstelle der Strafen des Vergeltungsrechts solche Maßnahmen zu setzen, die einzig im Dienst des Besserungszwecks stehen. Dem ius talionis, das von der reaktionären klassischen Rechtsschule so eifrig verteidigt wird, läuten deutlich und weithin vernehmbar die Grabesglocken; an seine Stelle tritt das Strafrecht der christlichen Nächstenliebe, das nicht in der Abschreckung, sondern in der Besserung und Hülfe das einzig, wahrhaft und dauernd wirksame Mittel zur Bekämpfung der Verbrechernaturen erkannt hat.

Unvernünftig ist die Erziehung, die über unedle Leidenschaften und häßliche Neigungen hinwegsieht, solange sie nicht in brutalen und sittenwidrigen Taten sich äußern. Wie der Arzt die Krankheitskeime zu töten sucht, bevor sie, sich verbreitend, den ganzen Organismus des Körpers gefährden, so strebt auch der tüchtige Erzieher, die schlechten Triebe zu unterdrücken, bevor sie zu Charaktereigenschaften werden. Daher ist es eine Hauptaufgabe im Kampf gegen die jugendliche Kriminalität, mit der erzieherischen Pflege schon einzusetzen, bevor durch irgendwelche Straftaten das Vorhandensein verbrecherischer Neigungen öffentlich zum Ausdruck kommt.

Das ist die schönste, größte, dankbarste, aber auch die schwierigste Aufgabe der Vorbeugung. Es bedarf einer ebenso großen Umsicht, um die Hülfe- und Besserungsbedürftigen zu finden wie Diskretion und Vorsicht in der Wahl der Besserungsmittel. Dazu kommt, daß alle Gesetze, mögen sie immerhin dem Gedanken der freiwilligen charitativen Pflege weitgehendste Konzessionen machen, doch immer und notwendig die Überweisung gefährdeter Kinder an Fürsorgevereine von äußerlichen Tatbestandsmerkmalen abhängig machen müssen, die meist erst dann festzustellen sind, wenn die Verwahrlosung schon einen sehr hohen Grad erreicht hat. Die Fürsorge wird also hier, will sie ihrer Aufgabe, die von dem Leitmotiv ausgeht: Principiis obsta! gerecht werden, vielfach darauf angewiesen sein, durch Anknüpfung persönlicher Beziehungen gutwillig die Einräumung erzieherischer Rechte von seiten der Eltern oder deren Stellvertretern zu erlangen. Wieviel Takt, wieviel Menschenkenntnis bedarf es aber, um hier zu Ergebnissen zu kommen!

Da erscheint als ein sehr glücklicher Gedanke die Bildung von ‚Jugendfürsorgeausschüssen', wie sie zuerst durch den Oberlandesgerichtspräsidenten Dr. Holtgreven in Hamm i. W. und, nachdem sich die Idee bewährt, weiter in Witten, Haspe, Dortmund, gegründet oder in der Gründung begriffen sind. Die Ausschüsse bestehen in der Regel aus 1. dem Bürgermeister oder dem die Waisenratssachen bearbeitenden Beigeordneten als Vorsitzendem, 2. dem evangelischen Geistlichen, der den Vorsitz im Presbyterium führt, 3. dem ersten katholischen Geistlichen, 4. und 5. den dienstältesten evangelischen und katholischen Elementarschulleitern. Der Ausschuß vereinbart mit sämtlichen Lehrern

und Lehrerinnen, den Waisenräten und den charitativen Frauenvereinen, daß ihm alle Fälle mitgeteilt werden, wo die vorbeugende Erziehung eines Kindes durch die Organe des Ausschusses geboten erscheint. Über das Verfahren berichtet Oberlandesgerichtsrat Dr. Kloß: ‚Der Ausschuß prüft, sobald er Kenntnis von einem Falle erhält, auf welche Weise zum Besten des Kindes zu helfen ist. Nach Möglichkeit wird versucht, zunächst einen Einblick in die Umgebung des Kindes und einen Überblick über seine Verhältnisse zu gewinnen, um alsdann durch Ermahnung und Verwarnung der Eltern und Kinder, durch längere Beobachtung und geeignete Hausbesuche Besserung zu erzielen. Erst wenn alle diese Mittel erschöpft sind, so daß der Ausschuß zu der Überzeugung gelangt, daß Maßnahmen nach den vorgenannten gesetzlichen Bestimmungen nicht zu vermeiden sind, werden die hierzu erforderlichen Anträge bei dem Vormundschaftsgericht gestellt, oder es wird die Stellung solcher Anträge veranlaßt. Diese Tätigkeit geht, wie man sieht, über den Rahmen, in dem sich der § 1666 B. G.-B. in Verbindung mit § 1838 daselbst und das Gesetz vom 2. Juli 1900 Nr. 1—3* bewegen, weit hinaus. Es braucht weder ein Verschulden des Vaters oder der Mutter nachgewiesen werden, noch eine strafbare Handlung noch der Beginn der sittlichen Verderbnis wie nach den genannten gesetzlichen Bestimmungen. Gerade infolge dieser engbegrenzten Voraussetzungen greifen die gesetzlichen Maßnahmen oft zu spät ein. Dieses ‚Zu spät‘ zieht sich durch so manches Fürsorge-Aktenstück hindurch. Jahrelang haben danach schon die Lehrer des Kindes, hat der Geistliche ernste Anzeichen an dem Jugendlichen beobachtet, die das Schlimmste befürchten ließen, aber doch nicht erweisbar oder nicht beweisend genug waren, um die staatliche Mitwirkung anzurufen. Das ‚Zu spät‘ weisen für das Fürsorgeerziehungsgesetz auch die Ausführungen des Amtsgerichtsrats Köhne in der ‚Deutschen Juristenzeitung‘ nach; kaum 10 Prozent aller der Fürsorgeerziehung Überwiesenen waren danach in Preußen sittlich noch nicht defekt; bei allen anderen kam der Staat im Sinne unserer Bestrebungen zu spät. Hier füllen die Ausschüsse also eine klaffende Lücke des Gesetzes aus.

Als besondere Vorzüge dieser Ausschüsse rühmt Kloß, und zwar mit Recht, daß sie diskret verfahren und nicht den umständlichen, aller Welt in die Augen fallenden bürokratischen Apparat in Bewegung setzen wie es die behördliche Fürsorge tut, so daß den Eltern die Scham vor der Öffentlichkeit erspart bleibt. So wird das fehlende Instrument des Zwangs gegenüber den Eltern, die Kinder der Fürsorge anzuvertrauen, sehr glücklich ersetzt durch Überredung und Ermahnung von Person zu Person. Eine Überführung in eine öffentliche Erziehungsanstalt wird überhaupt vermieden. Prinzip ist es, wenn irgend möglich, das Kind, an dem Zeichen beginnender Verwahrlosung wahrzunehmen sind, im Elternhaus zu lassen und nur durch eine freundschaftliche Beaufsichtigung auf eine bessere Erziehung hinzuwirken; falls aber die Überführung in eine fremde Familie — die natürlich einen solchen Zögling

* Preußisches Fürsorgegesetz.

lieber nehmen wird als einen vom Staat gebrandmarkten — unumgänglich erscheint, diesen Akt ganz unauffällig vorzunehmen. Man sieht, hier ist ungefähr das Ideal erreicht, was Norm aller Fürsorge sein sollte: der Grundsatz der ‚unsichtbar wirkenden Hand', der Ersatz des Zwangs durch Liebe und sanfte Überzeugung.

Die Ausschüsse setzen sich aber noch eine zweite, hochwichtige und wiederum ganz in den Dienst moderner Auffassung des Jugendlichenproblems gestellte Aufgabe: die Begutachtung der Strafeinsicht des Jugendlichen. Auf die Verschiedenartigkeit, wie die einzelnen Landesgesetze die Strafmündigkeit regeln, wurde schon hingewiesen. Wenn der deutsche Reichsgesetzgeber dem zwölfjährigen Kind ‚die zur Erkenntnis der Strafbarkeit seiner Handlungsweise erforderliche Einsicht' imputiert, so wird der Psychologe in dieser mechanischen, echt bürokratischen Bestimmung nichts sehen, als eine völlige Verkennung der wahren Sachlage durch einen von oben herab selbstherrlich verfügenden Juristenabsolutismus. Eine gewisse intellektuelle Reife zur Beurteilung seiner Handlungsweise mag ja das Kind in diesem Alter besitzen — das besitzt aber schließlich das sechsjährige Kind, dem die Mutter sagt: ‚das darfst du tun, das nicht', ebenso gut. Der Gesetzgeber weiß nicht oder kümmert sich nicht darum, daß die Reife des Menschen als eines für sich selbst verantwortlichen ‚Ich' nicht allein und nicht einmal hauptsächlich von seinem intellektuellen Fortschritt, sondern mehr noch von seiner ethischen Durchbildung, also von dem Maß jener Energien abhängt, die wir in ihrem Zusammenfluß als ‚psychische Kraft' bezeichnen. Nicht mit Unrecht wird nun aber von dem ‚ethischen Labyrinth des Kindes' gesprochen, und es ist bekannt, wie diese Verwirrung der ethischen Begriffe in der Zeit der Pubertät, also in einem Alter, das weit über jene zwölfjährige Grenze hinausliegt, regelmäßig einen solchen Grad anzunehmen droht, daß alle bisherigen Erfolge der Erziehung in Frage gestellt werden. Der Affekt, die plötzlich erwachende Leidenschaft behaupten das Feld; das Triebleben wirkt ungezügelter denn je. Es ist charakteristisch für das zunehmende Verständnis unserer Zeit für diese schwierigen Probleme, wenn heute selbst ein Staatsanwalt, der feinsinnige und durch kriminalpsychologische und ästhetische Studien bekannt gewordene Staatsanwalt Dr. Wulffen es in Frage stellt, ob überhaupt die treibhausmäßige Entwicklung der intellektuellen Fähigkeiten von Nutzen ist und meint: ‚Es wäre falsch, die Kinder vorzeitig und gewaltsam zur Erkenntnis herüberzerren zu wollen, vielleicht gar bloß, um sie dann mit hinreichendem Grund bestrafen zu können. Vor der von der Natur selbst gesetzten Reifezeit können keine ethischen Früchte geerntet werden. Die Natur hat ihre weisen Zwecke, wenn sie die Kinder jenseits von Gut und Böse stellt. Nur in diesem ungetrübten Jenseits lassen sich die herrlichen Zukunftskräfte der Menschheit aus dem Kinde heraus entwickeln. Hierin haben wir auch einen sehr wichtigen, fast gänzlich übersehenen Grund, weshalb man Kinder nicht vor Gericht stellen soll.'

Wir werden uns indessen einstweilen damit abzufinden haben, daß das Gesetz gleichwohl die Vorführung von Kindern vor die öffentliche Gerichtsbarkeit verlangt, und es kommt zunächst darauf an, wenigstens Garantien zu schaffen, daß dem Richter in jedem Fall genügendes Material zur Beurteilung aller jener Verhältnisse an die Hand gegeben wird, die die Strafmündigkeit des Beschuldigten begrenzen oder überhaupt in Frage stellen. Bevor jedoch dargestellt wird, wie die Fürsorgeausschüsse dieses Problem zu lösen suchen, bedarf es eines Überblicks über den Stand der Reformen in der Jugendgerichtspflege selbst.

Aus der Einsicht heraus, daß das Kindesalter in der Entwicklung des Menschen eine Epoche für sich ist, an die man den intellektuellen und ethischen Maßstab des reifen Menschen nicht anlegen kann, innerhalb deren daher auch die kriminelle Behandlung nach ganz andersartigen Gesetzen zu erfolgen hat, sind die Jugendgerichtshöfe entstanden. Ihr Heimatland ist bekanntlich die nordamerikanische Union. Die treibende Kraft dieser Reform ist der Richter Sir Benjamin Lindsay gewesen, der noch heute am Jugendgerichtshof in Denver (Colorado) tätig ist. Ihm gebührt daher in erster Linie das Wort, wenn der Geist, der diese neue Erscheinung im Justizwesen beseelt, zur Anschauung gebracht werden soll. Ein offiziöser Bericht der International Prison Kommission schildert die Tätigkeit Lindsays wie folgt*:

‚Um ihn schart sich eine bunte Menge Kinder, deren Verhältnisse oder Lebensführung nach irgend einer Richtung hin das Eingreifen oder die besondere Fürsorge des Staates fordern. Da sind Verwahrloste, Schulschwänzer, Gassenjungen, die ihre Nachbarschaft mit Bubenstreichen belästigen, jugendliche Schwindler und Diebe, Abenteurer und Durchbrenner. Elternhaus und Schule haben bei ihnen allen versagt oder nicht ausgereicht, eine höhere Instanz ist notwendig geworden. Diese Instanz ist der Jugendgerichtshof, bei dem jedoch der Begriff des Richtens und Vergeltens ausgeschaltet ist. Um mit Lindsays eigenen Worten zu reden, duldet der Gerichtshof den Gedanken nicht, daß ein Kind ein Verbrecher sei, und die Frage nach Bestrafung ist ihm nicht die Hauptsache, der Staat tritt bloß in nähere Beziehung zu dem Kinde, dessen Erziehung gewissermaßen in festere Hände übergeht. Wie der Arzt an die Kranken, so tritt Lindsay an seine Schar heran, und jedes Kind wird ihm zum Gegenstand der sorgsamsten und liebevollsten Beobachtung. „Um einen verkehrten Jungen zu bessern", sagt er, „muß man ihn vor allem verstehen. Man muß in sein Inneres gelangen, die Dinge durch sein Auge sehen, seine Beweggründe verstehen und soweit als möglich Teilnahme und Geduld inbezug auf seine Fehler haben, indem man sich vergegenwärtigt, daß sich durch Liebe mehr erreichen läßt als durch irgend eine andere Methode. Aber man soll mich nicht mißverstehen. Es ist mit Recht gesagt worden, daß Liebe ohne Gerechtigkeit Sentimentalität, Schwäche sei. Wir müssen gerecht sein. Es gibt keine Gerechtigkeit ohne Liebe; wir können aber im Lichte beider richten,

* Vgl. Zeitschrift für Sozialwissenschaft XI. 4/1908.

ohne Festigkeit und das Recht anderer zu vergessen". So ruht denn Lindsay nicht, bis er ein klares Bild des vor ihm stehenden Kindes gewonnen hat und in ein persönliches Verhältnis zu ihm treten kann . . . . Besonders ist es die Lüge, die jedes ersprießliche Einwirken unmöglich macht. „Vor allen anderen Dingen stellt die Wahrheit fest", sagt Lindsay, „laßt einen Jungen nie mit einer geglückten Lüge in seiner Seele von euch loskommen, sonst ist die Schlacht verloren." Ist der Junge soweit gebracht, daß er alles beichtet, dann versteht er auch, daß der Richter sein Freund und Berater ist, darum sein Gutes im Auge hat . . . . Jede Widersätzlichkeit fällt fort, der Junge und sein Richter machen gemeinsame Sache. Er läßt sich den Fürsorger gefallen, der ihm bestellt wird, er findet sich jeden zweiten Sonntag mit dem offiziellen, vom Lehrer ausgestellten Schulzeugnis ein, oder, wenn seine Umgebung und seine Verhältnisse derart sind, daß seine Besserung zu sehr erschwert wird, läßt er sich von Lindsay überzeugen, daß die Reformschule für ihn der geeignete Ort ist, nimmt das Reisegeld in Empfang und geht freiwillig und ohne Begleitung auf die Bahn, um sich nach der Anstalt zu begeben.

Um die vor ihn gebrachten Kinder immer besser zu verstehen, scheut Lindsay kein Opfer an Zeit und Mühe. Er vertieft sich in ihr Milieu, eignet sich ihren Jargon an und verkehrt darin mit ihnen, er kennt die Gesetze, nach denen sie in ihren „gangs" (Trupps) leben und respektiert sie. Wo ein Funke ethischen Gefühls lebt, knüpft er an und baut auf. Die vielfachen Versuchungen, die an die Jungen herantreten, die Konflikte, in die sie mit ihrer Umgebung geraten, werden ihm Gegenstand besonderer Unterredungen mit den Kindern in den gemeinsamen „Saturday Morning Talks". Hier pflegt er den Geist der Wahrhaftigkeit, indem die Jungen sich an eine offene freie Aussprache gewöhnen. Hier erlebt Lindsay, daß oft ganze Trupps ihm zusammen beichten. Mit der Wahrhaftigkeit wächst ein gesundes Selbstvertrauen. Der Knabe lernt sich selber achten, das Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit und seiner Berufung zu einem tüchtigen, ehrlichen „Citizen" erwacht in ihm.

Auf diese Weise wird Lindsay inmitten seiner Kinderschar zu einer lebendigen sittlichen Macht, der sich keiner leicht entziehen kann. Das beredtste Zeugnis für seine Bedeutung liefern die Jungen selbst, indem sie häufig ihre noch unbekehrten Kameraden veranlassen, zum Richter zu gehen, oder wieder andere ganz aus eigenem Antrieb kommen, um sich unter Schutz und Aufsicht des Gerichtshofs zu stellen. Aber Lindsays Bedeutung bleibt nicht auf die Jugend beschränkt. Er wird auch den Eltern, der Gesellschaft zum Erzieher. Seine Vertiefung in die Welt des gefährdeten Kindes hat ihm den Blick für die Mißstände erschlossen, denen die Jugend zum Opfer fällt. Auf sie weist er hin und bekämpft sie mit Wort und Tat. Der Gefährdung der Kinder sucht er durch ein Gesetz entgegenzuarbeiten, das den Erwachsenen, sei es Vater oder Vormund, zur Verantwortung und eventuellen Bestrafung heranzieht . . . . Mit der Schule und allen gemeinnützigen Bestrebungen, die der

Jugend zugute kommen, unterhält er Fühlung und sucht dahin zu wirken, daß sie sich gegenseitig ergänzen. In seiner Hand vereinigt er, wie Freudenthal vom amerikanischen Jugendrichter sagt, alle Fäden, die das Schicksal des Kindes darstellen. Er wird zur Zentrale für Jugendfürsorge.'

Der epochemachende Umschwung, den durch Lindsays Reformwerk das Gerichtsverfahren gegenüber Jugendlichen erfahren hat, wird also kurz durch folgende Paradoxien gekennzeichnet: die Jugendgerichte sollen nicht Gerichte, sondern Schulen, der Jugendrichter nicht Strafrichter, sondern Erzieher sein, und der Straffällige soll nicht als Verbrecher, sondern als Irrender behandelt werden. Welche Erfolge diese neue Methode hat, wenn sie von einem Mann wie Lindsay gehandhabt wird, zeigt sich darin, daß von allen auf Probe gestellten Kindern nur 5 vom Hundert rückfällig, bezw. dem Gericht neuerdings vorgeführt und alsdann der Arbeitsschule überwiesen wurden, während vor Einführung des Jugendgerichtshofs 50 vom Hundert rückfällig und 75 vom Hundert zu Gefängnis verurteilt oder einer Zwangserziehungsanstalt überwiesen werden mußten. Die ganze Organisation ist ihren Aufgaben nach jeder Richtung hin so gewachsen, daß es geraten erscheint, sie ohne weiteres zu übernehmen und von Amerika nach Deutschland zu verpflanzen. Indessen stehen dem technische Hindernisse verschiedenster Art entgegen. Der amerikanische Richter wird bekanntlich vom Volk gewählt und ist daher schon seiner Ernennung nach Vertrauensmann der Bürgerschaft, während der deutsche Richter von oben herab in Amt und Würde eingesetzt wird und sich das Vertrauen erst durch sein Auftreten erwerben muß. Ebenso bietet das amerikanische dem englischen nachgebildete Recht, das das Urteil nach dem Prinzip der ‚equity' schöpft, einen weit breiteren Spielraum zum Ersatz der Strafe durch eine Erziehungsmaßregel als das deutsche Recht, das auf jedes Vergehen eine bestimmte, nur in ihrem Ausmaß vom Richterurteil abhängige Strafe setzt. Der deutsche Richter kann z. B. nicht wie Lindsay einfach sagen: ich halte die Bestrafung von Kindern für einen pädagogischen Mißgriff, sondern er ist nach jenem merkwürdigen Axiom von der zur Erkenntnis der Strafbarkeit erforderlichen Einsicht gebunden, jedesmal sorgfältig zu prüfen, ob diese Erkenntnis vorhanden ist oder nicht, und er kann seinen etwaigen reformerischen Tendenzen nur dadurch in beschränktem Maß Geltung verschaffen, daß er die Verhältnisse, unter denen die Straftat zustande gekommen, die Umgebung, in der der jugendliche Missetäter aufgewachsen, möglichst genau prüft und aus diesen Einflüssen heraus die Einsicht und Verantwortlichkeit verneint. Die deutschen Jugendgerichtshöfe mußten daher etwas anderes werden als die amerikanischen und sind es geworden.

(Schluß folgt.)





Armsünderin.

Roman aus dem Hunsrück.

Von

Nanny Lambrecht.

(Fortsetzung.)

VI.

‚Wenn't Gras noch länger uff'm Halm bleibt, verholze die Stengel un't Vieh frißt et Heï nit gäre!‘

Das sagt Hännes. Und Ameï sagt: ‚Eweil steht iwerall dat Feld voll Mäher. Die Wiese sin in der Blite. Warum mache mer nit voran? Ganz eenfach: weïl mr keï Leut hon! Jo, wär' als dä Jäköb do!‘

Im Verlaufe der Tage schwatzt sie das noch oft und mit Vorliebe, wenn sie hinter Hottenbacher hergeht, im Feld, in der Ackerfurche oder hinter ihm auf dem Wagen beim Graseinholen, oder nach dem Abendessen beim Tischabräumen. Während des Essens spricht man nicht, auch Ameï soll das nicht, obwohl Ameï das Hausregiment führt. Hottenbacher wird sich fein hüten, jetzt den Jäköb zur Ernte heimzuholen. Den konnte er jetzt noch gerade gebrauchen, den mit seinem stummentrüsteten Gesicht! Als ob dem wunders was geschehen wäre! Zum Hofe hinaus müßte er ihn schmeißen und ihn mit dem Fucke Jule neben dem Hundekärrchen herlaufen lassen. Statt dessen kommt er heim und macht Miene, als müßte er sich mit seinem Vater schämen. Die Bauern laden Hottenbacher in die ‚Mai‘ und stoßen ihm in die Seite und sagen: ‚Herrgöttche nä! Dou bist scheen ängeschmeert wor'(den).‘ Und schwatzen Gott weiß was von ihm, dem Hottenbacher. Man traut ihm nicht mehr viel zu. Die Tagelöhner, die er dingen will, zögern und machen Ausflüchte. Man ist seines Lohnes nicht sicher. Anderswo ist prompt bezahlte Arbeit genug. — Himmeldunnerwetter! So möchten sie zum Teufel gehen. Gewiß gehen sie. Es ist Mangel an Arbeitskräften. Was brauchen sie da vor dem Hottenbacher unterzuducken. Hännes erzählt täglich

andere Neuigkeiten. Da und dort hat man den Bauern Soldaten zur Hilfe bei der Ernte geschickt. Warum man den Jaköb nicht heimhole? Die Grasfasern würden immer härter, die Witterung scheine auch bald umzuschlagen, die Katze fresse Gras, das deute auf Regen. Und so noch vieles, und so alle Tage etwas. Zu guter Letzt rafft die Hottenbacherin sich auf und schickt Kätelchen zum Hännes. Er soll auf einen Sonntag das Wägelchen anspannen. Sie will nach Bibern. Das Gesinde erzählt sich: ‚Die Frâ will zum „Männche"!'

Das Biberner ‚Männchen' ist ein Dechant und ein wirklich kleines weißhaariges, verrunzeltes Männchen. Das Männchen ist heilig. Sie sagens alle, die bei ihm Seelentrost gefunden haben. Wer innere Leiden hat, fährt nach Bibern und beichtet und kommt heim und ist gesund. Man sagt, auch wer äußere Leiden hat. Und es verwechseln viele die äußern Leiden mit innern und schütten im Biberner Beichtstuhl allerhand Sorgen aus, die nichts mit dem Seelenheile zu tun haben. Aber das Biberner Männchen bleibt heilig und geduldig. Und so kommt es, daß sie alle von ihm wegziehen wie gebadet und erfrischt und froh und gestärkt. Und so kommt es denn auch, daß die Hottenbacherin nach Bibern beichten fährt, um zu sagen, daß sie den Jäköb zur Ernte vom Militär freihaben möchte. Das Männchen ist heilig, aber kein Soldat, geschweige denn des Jäköbs Regimentskommandeur. Er sagt, er könne nichts machen. Die Frau soll nach Simmern fahren, wo der ‚Stab' liege, und wo der Landrat sei! Er könne der Hottenbacherin einen Empfehlungsbrief an den Herrn Landrat mitgeben. So möge sie mit Gott und von seinem Segen begleitet nach Simmern weiterfahren.

‚Mr krieje en!' sagt Hännes mit Augenzwinkern, als sie am Spätabend heimgekehrt sind. Der Landrat hätte so 'was verlauten lassen. Ja, jawoll, das Biberner Männchen! Das heilig Männchen! Freilich muckt der Hottenbacher auf, aber er spürt's, wie ihm allmählich die Zügel entfallen und in Haus und Feld nicht mehr auf seine Stimme gehört wird. Wenn er ausgetobt hat, tun sie doch, was sie wollen. In diesen Tagen spricht es sich im Dorfe rund: der Jäköb kommt für die Ernte auf acht Tage!

Wer es erzählt habe? Der Hännes! Beim Mehlmüller, der etwas weit vom Dorfe wohnt, erzählt's der Kuhhirt. Von wem es der Kuhhirt habe? Vom Friedchen. Das Friedchen vom Briefträger. Der habe es im Wirtshaus erzählt und dabei geniest, denn so sei etwas wahr. Man sagt's der Jule Fuck laut in den Holzstall hinüber. Der Reiserbesen fällt ihr auseinander. Sie ist heftig erschrocken. Was ruhig in ihr war, wird aufgestöbert. Wenn Jäköb kommt, muß er sein Kind sehen. Das steht fest. Wann Jäköb heimkomme? Vielleicht morgen, vielleicht übermorgen. So wird sie morgen und übermorgen lauern!

Am Donnerstag kommt Jäköb auf dem Botenwagen des Backes heimgefahren. Die Mutter erzählt ihm mit fromm-kränklicher Stimme den Einfluß des Biberner Männchens. Jäköb möchte dem Männchen seinen Einfluß verübeln. In Metz hatte er Ruhe. Ob er sie hier haben wird? Es fängt gar nicht gut an. Am Abend schon winkt ihm der Hännes hinters Scheunentor. Herrgöttchen von Biberach! Was da merkwürdiges geschehen sei mit dem Jule, das nicht mehr wisse, wem das Kind sei! Und wie sie hier auf dem Hofe dem Hähr an den Hals gesprungen sei wie eine Wildkatze und gerufen habe: ‚Bezahlt meich!' Ei Dunner! Und wie sie nicht Gott und Gebot mehr achtet, in keiner Kirche mehr zu sehen ist, partu nicht in das Armsünderstühlchen hinein will — und derlei Bösartiges und derlei Übergeschnapptes.

Auch Ameï tritt hinzu und tuschelt in der Männer Sprechen hinein. Das Kind! Wie es aussehe? Ein verrufenes Scheidbachergesicht. Der Jäköb könne ganz beruhigt sein. Im Dorf hängt man ihm keinen Namen an. Nä, nä! Er könnt heut' noch, heut' noch zur Brautschau gehen, überallhin, und ganz gewiß und bestimmt zu dem Müllersch-Sett. Wenn's nur nicht das miserabel Mundstück hätt'! Das hat die Geschicht' im Dorf rundgetragen, und daß dem Jäköb nix nachzusagen wär und so weiter.

Und so läßt der Jäköb sich trösten und geht schlafen. Denkt über dem Einschlafen, daß sie recht haben könnten. Das Fucke Jule ist doch schließlich eins von der Scheidbach, eins von der Landstraß'. Mit dem gibt man sich ab und heiratet es nicht. Das hat er ihr gleich gesagt. Er war ehrlich genug, er war überhaupt zu ehrlich, siehste nou! Wenn er jetzt den Kameraden auf der Mannschaftsstube erzählt, wie er dem Bettelmensch in seiner Lieb so treu und ehrlich war, wird's ein Spotten und Verulken. Was er denn für ein Unschuldslümmel sei! Ob er statt Gemüse Katechismusblätter gefressen habe?! Und erzählen von ihren Heldentaten. Nach jedem Manöver bleibt eine Jule Fuck zurück. Man braucht den Mädels nur zu winken. Hopsa, haste nit gesehn! In der Eifel dahinten, wo die Welt mit Brettern zugenagelt ist, noch weiter, noch hinter den Brettern, wo sie die durchgetriebenen Nägelspitzen umklopfen mußten, an dem Moorland bei Kalterherberg, da habe man bei den Torfwerken so einer aufgelauert. Bis heute hat sich noch kein Vater gemeldet, obschon der Oberst sich die erdenklichste Mühe gegeben habe. Und das Soldatenleben ist ein' Freude.

— — — Der Jäköb ist jetzt auch kein Duckmäuser mehr. Bei den Manöverfahrten hat er sich sein Pläsierchen wie jeder andere gesucht. Man will doch nicht als ‚Lilie' verschrien sein. Freilich gings ihm zu Anfang schwer an. Er kam da aus dem Engen heraus. Er betete. Zur Beichte schlich er geduckt und in heißer Angst. Zum Henker noch mal! Warum

er in Furcht vor den Pfaffen sei? Das und das sei vorgekommen. Die seien doch auch — Männer! Haha! Aber sein Pastor, der Sohrener! wehrte er sich. Ach was! Ach was! Einer wie der andere. Lachen und erzählen viel. Und wissen mit dem ländlichen Jäköb keinen andern Rat — bringen ihn zu einem guten Suff und werfen ihn in die Arme der ersten besten Dirne.

Jaköb wälzt sich im Bett. Der Strohsack knistert und raschelt unter seinem ärgerlichen Werfen. Vorigjährige Äpfel stecken noch darin, tief im Bettstroh. Der starke Apfelgeruch hängt im Zimmer. Jäköb greift am Kopfende hinunter und holt einen Apfel heraus. Setzt sich ins Bett und ißt ihn. Vielleicht wird ihm dann klarer im Kopfe. Die dummen Gedanken zerren ihn aus dem Einschlafen. In Metz kommen die ihm nicht. Da renommiert man mit Schlechtigkeiten. Hier sind die alten Gesichter alt geblieben. Sie sind gar nicht jung. Die Mutter geht wie das mahnende Gewissen. Sie geht so tot. Ihr fromm-weinerliches Sprechen kribbelt ihn wie ekelhaftes Erschauern. Warum spricht sie nicht resolut? Weil sie krank ist? Sie ist mehr fromm als krank. Sie betet so geduldig. Wenn's Gottes Wille ist! Da wird ihr alles leicht, auch das Elend. Es war eben nicht anders Gottes Wille. Auch daß es so mit dem Jule Fuck kam. Er merkt's ihr an, sie nimmt das so. Es liegt dunkel im unerforschlichen Ratschlusse Gottes. Ob sie mit ihm darüber sprechen wird? — Jäköb sperrt den kauenden Mund auf. Sein Herz macht ein paar bange Stöße. Er kaut weiter. Nein, sie wird's nicht. Der Jäköb ist ihr braver Bub', der hat seine Mutter gern. Dem muß es noch gut gehen. Steht auch in der Kirche und singt so schön mit. Er war immer so'n Hutzelkerlchen von der Mutter. Er hört's nicht gern, es klingt so dumm. In Metz würde die Mutter mit ihren Redensarten ausgelacht.

Er stopft den Rest des Apfels in den Mund, wuschelt sich in das Federbett und schläft ein. Dumpf aus dem Hühnerstall heraus kräht schon der Hahn. Drunten in der Stube rasseln im Uhrkasten laute Schläge. Es ist zwei Uhr. In der Mägdekammer unterm Dach plumpsen schwere Tritte. Nach einer Zeit stapfen Ameï und Male auf Strümpfen die Treppe herunter. Male geht den Jäköb wecken. Sie muß ihn rütteln und mit der Faust in den Rücken stoßen. Er brummt und schimpft, fällt schwer wie Blei in die Kissen. Da reißt ihm Male das Federbett herunter und läßt ihn liegen.

Der Kaffee dampft schon in breiten, henkellosen Schälchen auf dem Tische, als Jäköb verschlafen die knarrende Treppe heruntertrollt. Schweigend trinken und kauen sie, liegen breit über den Tisch und häufen den flocken-weißen Topfenkäs aufs säuerliche Brot. Im Hinausgehen sagt Hännes, daß drei Sensen gedengelt wären und bereit ständen, auch fürs Ameï eine. Die

Bäuerin und Male sollten spreiten und könnten nachkommen. Die Mahd müsse liegen, bis der Boden etwas abgetrocknet sei. So ziehen dreie vor Sonnenaufgang zum Mähen aus. Es sind Rieselwiesen und liegen am Walde. Es ist fast eine Stunde Wegs. Man geht auf nähern Pfaden durch Wiesengründe. Weithin sind die grünen Flächen schon gemäht. Sauber geschorenes Land. Über den Pfad wuchert der grüne Flaum, so daß er kaum noch erkennbar ist. Man geht weich und leise. Die Sensen blinken im fahlen Morgenlichte. Weit in den Lüften verlorener Singsang. Der Tau tröpfelt von den Gräsern, die Sonne brennt unsichtbar hinter den Wolken, aber kühl streicht die Morgenluft um die Gesichter.

Dreie wandern und sprechen nicht. Unnütz' Reden vor Tag vermeidet man. Die Stille und der Tau spinnen leise Gedanken, man geht wie in einem heiligen Dom, man betet an und weiß es nicht, und fühlt es nur. Die klare Reinheit der feuchtschimmernden Wiesen! Feuchtes Verklären und leuchtendes Grün! Wie leise Kirchenmusik zieht es durch die grauen Lüfte. Der Äther schwebt. Morgendämmer.

Die Bauernseelen tunken ein in die Taukühle und in die frostklare Reinheit. Sie wissen nichts von der feiernden Schönheit um sie und in ihnen, aber sie fühlen, daß eine weiche Freude in ihnen ist und ein erhabener Wille zum Gutsein. Wie im Gottesdienst bei Festpredigt und Gesang.

Die Männer strippen die Jacken aus und werfen sie ins Gras. Am Ledergurt tragen sie die Scheide für den Wetzstein. Sie nehmen und feuchten ihn im Grase und schärfen die Sensenschneide. Das scharfe metallene Geräusch schneidet in den stillen Morgen. Weitausholend in Halbbogen rascheln die Sensen ins Gras. Linker Hand sinken die Spreiten in langen Linien. Die Stengel kirpsen um. Blüten blau, rot und weiß und gelb, Zittergräser und Samenkapseln stürzen zu Büscheln zusammen. Im fallenden Gras ein leises Zirpsen und Pfeifen. Ein Vogelnest mit nackten Jungen. Da mäht man vorsichtig um. Hinter Jäköb mäht Ameï, hinter ihr der Hännes. In drei langen Spreiten gleichzeitig sinkt das Gras. Die Rücken dampfen. Ameïs feiste Arme spannen die halblangen Hemdärmel. Nach dem Walde zu dacht die Wiese ab. Jäköb sagt, daß er den Abhang allein nehmen wolle, und mäht von der Höhe ab hinunter. Langsam steigt er tiefer. Das Mähen ist da schwieriger; bis zu den Schultern ist er schon untergetaucht. Sein Kopf ist noch über der Höhenlinie sichtbar. Als Hännes von neuem seine Sense wetzt und aufblickt, sieht er Jäköb nicht mehr. Der ist drunten, nahe dem Unterholze des Waldes. Ein wirres, schrilles Vogelgezwitscher schwillt von dort her. Wo der Hochwald anfängt und die schlanken Stämme aufragen, hoch bis ins dunkle Laubdickicht hinein, flirrt dunstig der Walddämmer, ringelt dicht der Efeu um

die Stämme. Mit leisen Tritten könnten scheue Rehe aus den federnden Walddünsten heraustreten und mit vorgestrecktem Halse durchs Unterholz äugen. Es kommen keine Rehe. Aber scheu und leise tritt ein Weib hervor, schlägt die Schürze um ein Liebes, streift durchs Strauchwerk und dann mit weitem Schritt in die Wiese hinein, ins tauige hochgestengelte Gras. In langsamen, bedächtigen Strichen geht der Mäher vor, tiefer herab. Langsam und lauernd steigt das Weib zu ihm hinauf. Er kann sie kommen sehen, hebt aber den Kopf nicht. Heftig fahren seine Sensenstriche ins rispelnde Gras. En Dunner! Kommt das Jule schon gleich am ersten Tage?! So'n frech' Mensch! No, so eins sieht man eben nicht! Nur immer dreist! Nur mal 'ran! Hupla! liegt da ein Stein? Er stochert ihn mit der Fußspitze auf, schleudert ihn. Jule muß beiseite treten. Halblaut ruft sie ihn an.

‚Dou? Wat willst dou dann?' fragt er unbefangen, aber der Schrecken fährt ihm doch in die Knie.

‚Mer wollten der gure Dag sa'n komme, Jäköb.'

‚No — gure Dag!'

Er mäht ihr fast in die Füße. Sie muß zurückweichen. Schnell schlägt sie die Schürze zurück.

‚Komm heï, Jäköb, guck dat Kind emol; et lacht grad'.'

‚Wat soll eïch dann dat Kind gucke?!' — sein Gesicht glost in naiv dreistem Erstaunen — ‚dou könnst wat anners tun, als deï Bankert spazeer führe!'

‚Wenn dou dei Pflicht an'm tust, is et kei Bankert meh'.'

Er hält im Mähen inne. Sein Erstaunen reißt übers ganze Gesicht. Es ist ein gemachtes Gesicht, und darum dumm und so komisch in seiner gesuchten Unwissenheit.

‚Doorig Mensch! Wat geht meïch dei Kind ân?'

Ein verlorenes Lachen hängt ihr im Mundwinkel, wie ein Gelächter aus dem Hinterhalt heraus. ‚Weeßt dou vielleicht en annere, den'r angeht?'

Er zuckt die Schultern, holt weit zum Mähen aus. ‚Eener, dem dou am Hals gehonk host un dich host wolle bezahle losse — der!'

Sie stülpt ihr Kind auf den linken Arm, geht mit erhobener Rechten auf ihn los: ‚Sag' dat noch eenmol! Sag' et! Unse Herrgott muß Blitz un Ungewidder uff deïch falle losse, wenn dou neist vun dem Kin' wisse willst!!' Er hat sich schon wieder gefaßt und mäht weiter, breitbeinig und wuchtig und dreist. Jule ist mit rotglühendem Gesichte hinter ihm her. Das Kind bewegt sich mit stoßweisem Schreien.

‚Et heeßt Reginche, Jäköb!' redet sie auf ihn ein und hälts ihm auf ausgestreckten Armen hin.

‚Eweg! Platz gemach!'

‚Sag', dou unnateerliche Vadder willst deï Kind nit kenne?!'

‚Eich sïn keï Vadder! Eweg!' Da stößt ihm Jule das schreiende Kind dicht an die Schulter. ‚Dä! dä! dä!! Siehste elo! Deï Vadder! Deï Vadder! Kratz' en! Spautz en!' (spucke ihn).

‚Verrickt Mensch!' Lacht stumpf und dumm und mäht weiter. Entschlossen springt Jule vor, dicht vor den Sensenstrich. Da wirft sie das Kind ins Gras!

‚Mäh' weiter!' röchelt sie, ‚mäh' deïnem Kin' dä Hals ab! Mir leiht nix meh' drân! Mir is eweil alles egal!' und steht mit schlapphängenden Armen. Er hält entsetzt inne, stößt den Sensenstiel in den Wiesenboden. Mit der flachen Hand reibt er sich den verbrannten Nacken und starrt auf das leise wimmernde Kind. Es liegt so unbequem und hilflos. Es tut ihm leid. Aber anfassen will er's nicht. Er schielt nach Jule. ‚Hul dat Weermche aus'm Gras!'

‚Mäh' weiter!' sagt Jule Fuck dumpf und hart.

Da geht er und holt das Kind auf, hälts weit von sich ab und trägts zu Jule. Das Kinderfäustchen hat seine vernickelte Uhrkette gefaßt und läßt nicht locker. Als er die Fingerchen gewaltsam lösen will, schreit es. Er hälts linkisch auf dem Arm. Er wütet innerlich. Die Wärme des Kinderkörperchens quillt in seine breiten Schwielenhände. In seinem Gesichte ist ein dumm-blöder Ausdruck. Es ist aufgebläht von dem heißandrängenden Blut. Jule Fuck fühlt die Muskeln schnellen. Die Schlaffheit ist aus ihr. Lauernd fährt sie auf. Gott! was ist das? Jetzt wird er's fühlen, das Heiße, das Unbegreifliche. So wie sie es in der Nacht gefühlt, als sie das Mäulchen schlecken hörte. Da kam das wilde Toben in sie, das sie zu ihrem Kinde führte. Es wird auch über ihn kommen. Ganz plötzlich. Wenn er's küßt, wird ers lieben. Sie lauert in sein Gesicht. Es ist ausdruckslos. Die Lippen hängen. Man weiß nicht, was er denkt. So war er auch in der Leidenschaft mit ihr. Man hats ihm nicht ansehen können, die Tiefe, den Sturm. Es regt sie nicht mehr auf, als sie daran denkt. Die Sehnsucht ist aus ihr. Sie möchte jetzt einen haben, der für ihr Kind sorgt. Der Vater muß sorgen. Er braucht sie nicht zu heiraten. Für das Kind muß er sorgen, der Jäköb. Er starrt noch auf das Kind. Er könnte darüber eingeschlafen sein. Jule stößt ihn an: ‚No, wat meenste?' Er meint nichts. Es wird ihm ganz dumm. Die dreiste Festigkeit in ihm ist wackelig geworden. Er fürchtet ein Wort zu sagen, das ihn bindet, wie jemand, der bangt, einen Schritt zu tun, weil der Boden mit Fußangeln belegt ist. Eine fiebernde Hast überfällt ihn, die Schuld und die Folgen von sich abzuwälzen. ‚Dou hoſt dich wolle vun meinem Vadder bezahle losse!'

‚Et wär mr am En'(de) egal. Eich kenn doch nit mit dem arme Wörm verhungre. Et is mr all die Zeit schun ganz neelig (schwach).‘

Da packt ihn der grausame Egoismus des Mannes. Was ihn jetzt aufbringt, ist nicht erkünstelt. Er fühlt's wallend wie Eifersucht in sich auflohen. Das Kind drückt er ihr gegen die Brust. ‚Elo uff de Wörm schwör et: wat is dat mit meinem Vadder? uff dei Kind schwör et!!‘

Die Angst reißt tiefe Linien in ihr Gesicht. ‚Et is nit vun ihm! Wahrhaftig'n Gott nit!‘ Da fühlt sie eine Last auf den Armen, er läßt ihr das Kind und geht.

Er sagt nichts mehr. Hinter ihm rascheln Schritte. Die Hottenbacherin kommt mit dem Rechen den Abhang herunter und will spreiten. Auf ihrem aufgequollenen, krankhaften Gesichte schwingen tiefe, stille Gramlinien. Sie tritt zu Jäköb, faßt seinen Arm und fragt mit wankender Stimme: ‚Hot dann dat Jule en Recht, bei deïch ze komme, Suhn?‘

Ehe er antworten kann, schreit Jule: ‚Hottebachersch, Ihr Suhn is bei meïch in die Steinbrich komm, nou kann eich aach bei'n in die Wies' komme! Heï is sei Kind!! Wenn er anners red', soll unse Herrgott sein Zung lahm were losse!‘

Die Bäuerin dreht das Gesicht nach Jäköb. Stumm beschwörende Blicke nach ihm. Man sieht's ihm an, wie er aufmucken möchte. Hä! nur dreist sein! Aber da hält ihn etwas nieder — das, was Jule flucht. Was ein verlassenes Mädchen flucht, geht in Erfüllung. Man erzählt es unter Schlucken und Gruseln. Da hat einer geheiratet und eine Angeführte sitzen lassen. Die hat dann in den Hochzeitszug eine handvoll Knochen geworfen und geflucht: so solle der Nachwuchs des Ungetreuen faulen, so wie die Knochen. Und gefault ist alles, was er auf die Welt setzte, schöne, blühende Kinder, an der Schwindsucht verdorben und gestorben! Herr Jerrem! Herr Jerrem! und noch andere gräßliche Beispiele. Wenn nun das Fucke Jule flucht, seine Zunge soll ihm lahm werden — wer konnt' wissen?! Es war eine riskante Sache. Herrgott! nein, er will sich keinen Fluch aufladen. Er schweigt, stößt den Kopf vor und mäht.

Da sind die Linien auf dem Krankengesichte wie eingegraben. Man kann sie nicht mehr verwischen. Die Frau faßt den Rechen fester und spreitet hinter dem Mäher die Mahd, Mutter und Sohn. Trotzdem! Jule Fuck gehört zu ihnen, aber sie muß gehen. Wenn sie jetzt noch bleibt, muß sie im Felde die Bauern zusammenschreien. Sie denkt: Warum? Und darum geht sie, schräg den Abhang entlang. Die Wiesen werden da wässeriger, es sind Raine gegraben, um die Feuchtigkeit abzuleiten. Da möchte sie höher hinauf, um hinter trockenen Heuhaufen auszuruhen. Der Morgentau hat sie feucht übersprenkelt, aber wenn sie sich und ihr Kind

dort hineinwühlt, ists darin knistertrocken und warm. Sonnenwärme vom vergangenen Tage her. Sie strebt den Abhang hinauf. Da wartet droben auf der Höhe schon eine auf sie. Hä, ists die Hottenbacherin? Sie ist's. Sie hilft Jule, die es schwer mit dem Kinde hat, herauf und bleibt bei ihm stehen und sagt: ‚Dou host nit recht gedohn mit unsem Haus, Jule. Gott verzeïh dir dein' Sin' (Sünden). Dem Mann und dem Suhn hoste dä gure Name gestuhl (gestohlen). Et war mit eenem genug. Eïch will awer nit rechten mit dir. Eïch muß eweil meï Pflicht un Schuldigkeit an deinem Kin' duhn. Unse Herrgott ma(g) mit dr abrechne. Eïch nit. Uch nä, eïch nit!' Dicke Tränen quellen ihr über die fahlen Backen. ‚Heerste, Jule, dou könntst dann un wann an die drei Beerke komme un ebbes abhule. Awer — sag' neist Schlechtes im Dorf gen meï Bu',' — sie drückt die Schürze wider den zuckenden Mund. ‚Et is doch immer meï Bu'!' Und läßt Jule Fuck stehen und geht müde zur Spreite. Sie trägt leichte Halbschühchen. Wo der Boden seicht ist, dringt ihr das grundige Wasser ein. Dann schießt ihr ein wilder Krampf die Beine herauf. Sie muß aus der Senkung und ins Trockene hinauf. Aber es macht ihr Sorgen, wie sie das Heu von dem seichten Grund wegraffen könnte. Läßt den Kopf hängen und spreitet. Bis tief ins Gesicht hinein flattert ihr das weiße Kopftuch. In langsamem Voranschreiten kommt sie bis an den Rand der Böschung. Drunten ist ihr eine zu Hilfe gekommen. Die scharrt mit dem Rechen fast den Wiesenboden auf, greift ärmelvoll Heu auf und schleppt es aufs Trockene. Da wirds gespreitet. Als die Frau sieht, daß es Jule Fuck ist, kehrt sie schweigend um und wendet die Bahn zurück weiter. Nach einer Zeit taucht Jules Kopf über dem Rand auf. Er ist rot und verschwitzt. Sie arbeitet heftig. Und höher steigt sie, taucht auf bis zu den Hüften. Und stumm hinter der Frau her im hastigen Wenden, und stumm vor ihr die Frau. Sie halten gleichen Schritt, die Körper wiegen zur Seite nach dem ausholenden Rechen hin. Ein Wurf um den andern. Das Heu sprenzelt auseinander. Jule machts geschickt. Sie siehts der Frau ab. In der Weite und unten am Abhange ziehen Bauerntrupps vorüber, legen die Hände über die Augen und stoßen sich an. No sieht mans. No! no! Andere nicken, schnäuzen die Nase. Sie sind immer umständlich, wenn sie etwas scheinbar Wichtiges zu sagen haben. Sie sagen, auf dem Hottenbacherhof dürfe man sich nicht mehr allzugenau seine Schaffleute ansehen. Und kurz und gut, es sei Leutenot, und wenn das Jule für'n Butterschmier' arbeiten wolle, so wie das jetzt schaffe — man soll nur mal hinübergucken — dann könnts überall mit anpacken, auch bei den Christmans, auch bei Friedches, auch bei andern. Aber in die Kirche gehen müsse es, sogar Werktags. Eine öffentliche Sünderin muß das. Und sie ist nun doch einmal eine

offenkundige Sünderin. O, und wie eine schlimme! Das Jule soll Buße tun. Man wirds steinigen, wenns nicht Buße tut. Die Hottenbacherin wirds dazu bringen. Wer weiß, warum sie es gedungen hat, wer weiß? Und befriedigt ziehen sie weiter. Wenn die Sach' so steht, no jo dann!

Die Hottenbacherin wirft den letzten Rechen voll. Da treffen die Frauen aufeinander. Jule stößt den Rechen ein.

‚Se kann hämgeh'n Hottenbachersch. Gen Owend hoppe eïch dat alleen.'

‚Warum sollst dou for uns hoppe?'

‚Eïch will abverdiene, wat meïnem Kin' geb wird. Wenns größer wird, soll mr nit hinnerm herschreie, an den dreï Beerke hätt' mr et mit den Kassenooke* füttere misse.'

‚Och dou! seï nit zu stolz. Wat könnt' mr deïnem arme Kind mache?!'

Jule Fuck läßt den Kopf hängen. ‚Eïch weiß et. Mr werd' ihm als viel mache!' wie sie das sagt, kann die Frau ihr nicht widersprechen. Es ist, als sehe Jule etwas voraus, das sie jetzt schon aufbringe. Die Bäuerin fällt in ihren frommweinerlichen Ton.

‚Wenn dou dat so meenst, dann schaff deïnem Kin' zuerst en gure Name. Un dat et en reumütig' Mudder hot, mußte sorge! Dou mußt in die Kirich gen, Jule. Dou mußt in dat Stihlche. So mußte deï Lebelang sihne (sühnen).'

‚Meï Lewelang — nä!'

‚Och, Mädche, denk an deï Kind!'

‚Wieso an meï Kind?'

‚Et muß doch gottesferchtig erzoge were.'

Jules Augen rollen wirr. ‚Hottebachersch-Bas, kann eïch meï Kind besser erziehe, wenn eïch in't Stihlche gehn?'

‚Ei dat will eïch glaabe! Dann biste en fromm Mudder un for die Gemein' en Vorbild von 'ner heilig' Bißerin. Buß' muß sin! un for so 'n Sind am allermeeste!'

‚Warum muß eïch in 't Kirchestihlche? Warum dä Jäköb nit?'

‚Och, Jule, mit dir is neist ânzefange. Mach' wat dou willst. Wenn dou verdammt willst sin —.'

‚Et liegt mr nix drân!'

‚Och!!'

Jule Fuck geht zu ihrem Kinde zurück, das auf ihrem Rock hinter Eichengesträuch liegt und wirft sich daneben. Die Bäuerin reicht ihr im Vorbeigehen ein Gebund Brotschnitten.

---

* Überbleibseln.

‚Eich hoppe gen Owend, Hottebacher'sch. Sie könne sich druff verlosse.‘

‚De Rechen kannste im Feld leije losse,‘ sagt diese ängstlich.

Jule sieht sie an. ‚Ich komme nit noh de drei Beerke schlose, nä! eich will gar nit! O nä!‘

Die Frau steht noch und sieht auf das Kind, bückt sich und zeichnet ihm mit dem Daumen ein Kreuz auf die Stirne. Das braune Gesichtchen verrunzelt. Ein dünnes Greinen wirrt in die Luft. Jule Fuck schaut der Frau nach. Ist der Teufel in ihrem Kinde? Will sie ihn austreiben? O, die Heiligen! Sie will nicht heilig sein! Sie will verdammt sein! Sie und ihr Kind! So! das befreit sie.

Sie packt den Säugling unter die Arme, hebt ihn auf und vor sich und spricht mit ihm, wie man mit Großen redet. Oder vielmehr, wie man nicht mit Großen reden kann, ununterbrochen und offen und ohne Furcht. Das Kindergesicht zerreißt in Greinen oder Lachen. Je nachdem. Das wird ein altkluges Kind, das wird einmal seiner Mutter große Not mittragen helfen. Die braungebrannte Kopfhaut sieht man unter dem schwarzen Haarflaum. In seinen Händchen ballt es Wiesengrund und Gras. Und stopft's in den Mund. Sein verschmiertes Gesicht ist häßlich. Die schwarzen Augen leuchten. Noch ist kein Ausdruck darin. Wenn der Inhalt hinein kommt, werden sie schön und drohend sein. Ah! wie Jule Fuck sich freut, wenn der Inhalt hineinkommt! Sie werden die Menschen quälen, sie und ihr Kind! Das Kind des Fluches! Zwei Verfluchte!

Sie blickt um sich. Hatte sie das gedacht oder schon gesagt! Wenn sies laut sagt, nehmen sie ihr das Kind. Der gottlosen Mutter! Sie kanns nicht gottesfürchtig erziehen. Ein Schrecken schneidet in sie hinein, sie steht auf und lauert um den Busch. Ob da wirklich niemand gehorcht hat, ob da nicht jemand leise davongegangen ist — nach Kirchberg. Herr Bürgermeister, soundso hat die Jule Fuck gesprochen!

Und dann werden sie zur Scheidbach reiten und fahren, die Kinder allda aufzuschöpfen. Einen ganzen Frachtwagen voll. Sie läuft hinter den Busch zurück und deckt ihr Kind bis zum Halse hinauf zu. Eher wird sie es ins Wasser werfen. So findet mans nicht. Hä, da mögen sie kommen!

Die Schatten fallen dicht. Da steht Jule noch arbeitend zwischen den unzähligen Heuhaufen. Aus den Feldern gehen die letzten heim. Sie kann nicht heimgehen und sich an eine dampfende Schüssel setzen. Jetzt wird sie an eine Türe klopfen müssen, an irgend eine. Es ist nicht schlimm. Scheidbacher klopfen immer an Türen an. Aber die Schwüle bedrückt sie. Wenn ein Gewitter zur Nacht kommt, muß sie unter Dach sein. Die weiten Wiesen sind einsam. Der Wald hockt in tiefen Schatten. Die Fledermäuse schwirren dicht über Jule hin. Der Abend ist köstlich und voll Heugeruch.

Das heimfahrende Vieh brüllt, ab und zu stäubt ein Windstoß über die Straße. Ein Fuhrwerk rattert darauf. Ein müder Gaul und ein schlapper Mann. Das Heu liegt im Wagen nicht weit über die Leitern hinauf. Es ist ein armer Erntewagen, vielleicht von einer dürftigen Weidwiese her hinter den Steinbrüchen. Jule denkt, da fährt sie mit, ihr ist's gleich wohin. Hintenauf am Wagen setzt sie sich, hart auf die Schraube; und hält sich an dem herabbaumelnden Seil des Heubaumes. Nun rattert der Wagen bergab, da kommt mit schweren Schritten der Lenker und will zuschrauben, nun sieht Jule, daß es der Backes ist. ‚Gu'n Owend!' sagt sie.

‚Gu'n Owend!'

Sie springt ab. Er schraubt.

‚Backes-Vetter, wat hot Ihr wenig Heï!'

‚Hä, jo; wenn mr keï Leut hot! Dat Kät setzt keï Fuß uff't Feld naus.'

‚Dann mißt Ihr schenne (schimpfen) Backes-Vedder. Erauser! mißt Ihr sag'n, erauser un geschafft!'

‚Eich schenne! Prostele Mohlzeit! Dat Kät schennt de ganze Dag. Da kann unsereens nit ânkomme.'

Er geht hinter dem Wagen neben Jule her. An den Schläfen ist sein Haar nach Bauernart ins Gesicht gekämmt. Jule sieht, daß es weißgesprenkelt ist. Herrjeh! wie dem die zweite Ehe schlecht bekommt. Sie will dem Backes helfen und sich auch. ‚Eich will Ihne ebbes sag'n, Backes-Vedder. Loßt meïch naachts mit meïnem Kin' uff Euerm Heistock schlofe un dann helfe eich, wo eich nor kann.'

‚Jo, dat wär mer all schun recht. Dat Kät werd' awer dogên ze mautze hon. Dou bist'm fortgelaaf. Do is et wierig (wütend) wor. Die Wut is'm nor so 'erausgespritzt. Et hot gesagt, dou wärst en undankbar Mensch!'

‚Eich sin nit undankbar. Eich werde dem Näh-Kät eweil schaffe wie 'n Gaul. Awer die Leut solle mer nit so viel um de Kopp 'erum schwätze!'

‚Jo gel'! Dat Näh-Kät schwätzt dem Deiwel et Bein ab.' Backes wird aufgeknöpft und warm. Er will sich den geheimen Ärger vom Herzen heruntersprechen. Seine Kinnbacken zerkauen förmlich die Worte. Jo gelt, wie das Näh-Kät eines sei! Eine ganz verrückte Quissel! Das Haus habe sie ihm abgeschwätzt. Jetzt wird er bei ihr nur noch auf Gnade und Barmherzigkeit gefüttert. Aber er wird ihr den Tod an den Hals ärgern. Ja, er wird's. Und dann geht er ins Oberland, wo viele Hunsrücker in den Fabriken sind. Er wird jetzt schon gehen. Er hält's bei dem Näh-Kät nicht mehr aus. Nä, nä! Jule sagt: ‚Jo, geht in't Uwerland, Backes-Vedder, vielleicht tuts dem Näh-Kät dann leed un't kreïscht.'

‚Meenste?' fragt Backes zwischen Hoffen und Furcht.

‚Eich mein't ganz gewiß. Wenns kreïscht, schreïbe ich Euch uff'm

Blaat Bapier drei Kreïze, — annersch kann eïch nix schreïwe. Un dann kommt Ihr wieder zurick.'

Backes erwidert nichts mehr, trampft nach vorn zu seinem Gaul. Auf der Höhe sehen sie schon das Backeshaus. Es steht tief im Abend. Die Frösche erheben ein lautes, haderndes Geschrei vom Weiher herauf. Bauernkinder traben mit Ackergeräten heim aus den abenddunklen Feldern. Sie bleiben stehen und ahmen das Gezeter der Frösche nach. Mit gespitzten Mäulern und hellen Stimmchen das atemlose Geschnatter: Luther, Luther, Luther, Luther, Luther! Und breit und breiig, gemächlich und würdevoll dazwischen: Pa—a—apst! Pa—a—apst!

Näh=Käts dünne Stimme tönt hinein: ‚Lausbue, geht häm!'
Da holpert der Wagen hinters Haus. Brr! hält vor der Scheune. Backes stößt das morsche Tor auf. Jüpp! und hinein.

‚Lade mr heït Owend noch ab?' fragt Jule.

‚Eïch meene, jo!'

Nä=Kät lehnt zum Küchenfenster heraus. ‚Backes, mit wem schwätzt dou dann?'

‚Eïch hon mr Hülf gedung'!' ruft Backes aus der Scheuer. Jule Fuck kommt hinter dem Wagen heraus und mit ihrem Kinde ans Fenster. ‚Host dou nit en bißche Milich for dat Würmche. Eïch kann'm neist ze trinke gebe. Eïch hon fast dä ganze Dag neist gegeß'.'

Näh=Kät fühlt ihr Herz schmelzen. Aber wenn sie gerührt ist, wird sie am unausstehlichsten. ‚O, dou Rabemudder! Dou läßt deï Kind darbe! Schmeiß et doch auf de Mist, dat die Atzele un die Rabe komme un ihm die Auge aushacke! Geb' mr dat arm Dierche her!' Sie reckt heraus und holt das Kind, ‚mr mißt dir das Dierche überhaapt wegnemme! Überhaapt!'

Jule macht einen Anlauf, ihr das Kind zu entreißen. Ein heftiger Schreck fährt in sie. Näh=Kät aber klappt das Fenster zu, ruft noch von drinnen heraus: ‚Überhaapt mißt ich deïch zum Haus 'enauswerfe. Einmal fortgelaufe, is genug. Wenn dä arme Wôrm nit wär', — ich täts! Aus dem wird en Heidekind, wenn ich meïch nit drum kümmere —,' knodert weiter ins Haus hinein. Man versteht sie nicht mehr, man hört nur ihr Schrillen. Jule geht mit gepreßter Brust in die Scheuer zurück. Was sie mit ihrem Kinde wollen? Nun hat sie das geboren. Für sich allein! Aber sie muß kampfbereit vor ihm stehen. Als hätte sie kein Anrecht darauf. Und als sei es ein Kind der Gemeinde. Vogelfrei! Sie steigt auf den Heustock hinauf. Backes steht auf dem Wagen und reicht ihr das Heu auf der Gabel hin. Sie nimmt die Arme voll und häuft es zu regelmäßigen Flächen, drückt auch da und dort fest ein. Die Luft ist dumpf und warm zum Ersticken, zwischen den Dachbalken rinnt der blasse Dämmer herein.

Schwalbennester hängen da rundum. Die Jungen piepsen. Jule Fuck hat eine Angst, sie arbeitet, daß ihr der Schweiß rinnt, sie möchte hinein zu ihrem Kinde, sie möcht's in den Bach werfen; dann würde man nicht mehr von ihm reden.

Am andern Tag geht Backes zum Wochenmarkt nach Kirchberg. Er führt seinen Gaul. Es ist der dritte Markttag, daß er ihn auftreibt. Er will ihn verkaufen, vorteilhaft verkaufen. Die Botenfahrten bringen nicht viel ein. Ein Gaul frißt Hafer, und das ist teuer. Eine schöne Kuh ist besser. Sie gibt Milch und Butter. Also wird er den Gaul verkaufen. Es hält schwer. Auch am dritten Markttage verkauft er ihn nicht. Aber eine Neuigkeit bringt er heim, die wird die Jule Fuck verwundern. Über den Markt brachten drei Gendarmen die Scheidbacher Männer gefesselt. Sie sollen beim Pferdehandel großartig gemauschelt haben oder gar gestohlen. Man weiß nicht. Die Weiber sollen gejammert und geschrien haben, es seien ihre Ernährer, man dürfe sie mit ihren Kindern nicht hungern lassen. Dafür werde auch schon gesorgt, hätten die Gendarmen gesagt. Das habe die Weiber nicht beruhigt, das habe sie aufgebracht. Es sei jetzt gefährlich, nach der Scheidbach zu den Weibern zu gehen.

Näh-Kät sagt: ‚Jetzt müßt' man noch die Weibsbilder gefange nemme, und dann wär die Scheidbach gesäubert. Die Kin' bringt mer schun unter.‘

Jule Fuck hat das Tuch umgeknotet und legt ihr Kind hinein. ‚Eich muß eweil uff'n Dag fort,‘ sagt sie, ‚eich muß häm!‘

Näh Kät ist sehr ungehalten. ‚Dat ganz Johr lang verkratzt un verhaut sich dat Scheidbacher Pack, un wenn dann ebbes geschieht, laafe se wie närrische Kin' zesamme!‘

Jule Fuck geht schweigend, jagt mit langen Schritten durch die Felder. Vor Abend noch erreicht sie die ersten Hütten. Da wohnen die Hummrichs. Die Hunde springen aus den offenstehenden Fenstern und mit gähnenden Mäulern auf Jule zu, schnuppern an ihr und erkennen sie. Die Hütte ist leer. Auch die zweite und dritte. Weiter geht Jule durch die schmale Dorfstraße. Die Häuser wie ausgestorben. An der Wasserstelle hockende Schatten, ein Lager von Weibern und Kindern. Sie stieren ihr entgegen, sie drohen, erkennen sie und erheben ein Geschrei. Man wird kommen und ihnen ihre Kinder nehmen. Man will sie versorgen, so lange die Männer im Gefängnis sind. Aber das sei ein Kniff, man wolle sie von ihren Kindern trennen. Immer! Ewig! Von ihren süßen Kindchen! Aber sie werden sich wehren. Hah, mögen sie kommen! Jule Fuck hockt bei ihnen. Sie wird sich wehren. Herrgott im Himmel, sie wirds! Sie wird das arme Ding ins Wasser werfen. Aber hergeben — Herrgott! Herrgott! Nie!!

So hocken sie die ganze Nacht. Als die ersten Morgenstunden ruhig

bleiben und nichts geschieht, schicken sie ein Rudel der größern Kinder vors Dorf hinaus. Da sollen sie lagern und Ausschau halten.

Die Sonne steigt in den Mittag, die Stille wird beängstigend. Ein Weib geht ausschauen, ob die Kinder vor dem Dorfe nicht eingeschlafen sind. — Nein, sie wachen, die Hunde hocken bei ihnen. Ob sie Hunger hätten? Nein, sie wollten wachen!

Um die zweite Stunde nach Mittag schlägt plötzlich ein Hund an, ein dumpfes, hallerndes Bellen. Der Hund wittert etwas. Im Nu sind auch die andern Hunde auf den Beinen, stehen steif, die Ohren aufrecht. Atemlose Stille. Der Mittag brennt. Da fährt's mit einem Male tosend los. Ein stäubendes Rudel, Kinder und Hunde, wie eine wilde, schreiende Meute, mit hochgeworfenen Armen hin zur Wasserstelle: ‚Die Schandarme!'

Die Weiber schnellen auf, fassen die Säuglinge fester, stehen und warten. Stille. Man hört Pferdegetrappel. Ein Holzstoß liegt halb in den Weg hinein. Um den Holzstoß rasselt ein Einspänner, ein gelbes, tiefes Korbwägelchen. Der Bürgermeister von Kirchberg im Fond, ein Polizist auf dem Kutschbock, einer im Wägelchen auf dem Rücksitz, ein Berittener daneben. Der Bürgermeister und gleichzeitig Polizeikommissar liegt mit verschränkten Armen. Seine Polizisten sitzen mit den Händen auf den Knien und in dem Bewußtsein, daß, wenn's dem Herrn Bürgermeister einfällt, er sie 'rauswerfen und neben dem Wagen herlaufen lassen kann. Gelobt sei der Herr Bürgermeister! Er wird jetzt Ordnung auf der Scheidbach schaffen. Sie haben ihn noch nicht lange, die Kirchberger. Er war verabschiedeter Offizier und dann Bahninspektor zweiter Klasse in Trier und nun Bürgermeister von Kirchberg auf dem Hunsrücken.

Die Polizisten springen ab, öffnen den Schlag. Der Bürgermeister bleibt mit verschränkten Armen und beginnt laut und kurz und stoßweise, dem Schall nach eine patriotische Ansprache, die mit ‚Hurra' enden könnte.

‚Seid ihr alle da? Auch alle Kinder? Eure Männer werden für einen Haufen Zeit eingelocht! Verstanden? Was wollt ihr nun anfangen, was? Betteln, was? Die Gegend unsicher machen?! Gibt's nicht! Packt mal das Kleinzeug zusammen, die Karnickels da! 'N dolle Menschenvermehrung! Geradezu unanständig, was, Stützel?'

Polizist Stützel reißt den Mund breit und lacht. Er steht klein und gedrungen neben dem großen und hagern Polizist Rescher. Der Bürgermeister fährt fort: ‚Kurz und gut, wir wollen euch die Karnickels vom Brotsack wegnehmen. Die Gemeinde will für sie sorgen, bis eure Männer zurückkommen. Wir schaffen sie nach dem ‚Schmiedel', gleich vor Simmern. Also los! Nehmt die Bande auf'n Buckel. Trab! Marsch!'

‚Jüpp!' sagt der Kutscher und schlenkert die Leine. Mit einem

Zungenschlag treibt der Berittene sein Roß an. Die Polizisten umkreisen den Menschenhaufen, mit scheelen Blicken nach den lauernden Hunden. Der Wagen dreht schon, da läuft Stützel herbei und meldet: ‚Herr Borgermeister, se kommen nit!‘

‚Was?!‘ Der steht aufrecht im Wagen. ‚Wollt ihr nicht? Herr Gendarm, trampeln Sie mal mit Ihrem Füchschen in das Weibszeug 'nein!‘

Das Füchschen trampelt, da scharren die Hunde auf. Drohendes Knurren, fletschende Mäuler. Die Hand des Berittenen fährt an den Säbelgriff. ‚Kommt mir so ein Viech, dann ziehe ich blank! Ich leg' ihm die Gedärm' vor die Füß'! Ich sag's euch: Haltet mir die Racker vom Leib'!‘

Die große Ann' Hummrich macht einen Schritt aus der Weiberlinie heraus und sagt: ‚Herr Bolemeister! Mir gewe unse Kinner nit her! Mir hon uns Kinner so gäre wie der Herr Bolemeister seinige. Herr Bolemeister, lasse Se uns mit Ruh, et gibt 'n Unglick!‘

Na, so 'was! Sie widersetzen sich. Wie spricht die große Ann' mit ihm? Wie mit jedem xbeliebigen —

Und wieder die Stimme der großen Ann' über allen: ‚Mir sin entschloß'! Eh' mir uns' Kin' rausgewe, eh' werfe mir se gen die Wand! Mr tun et! So wahr en Gott im Hiemel is! Mr tun et!‘

Sie wendet sich nach den Weibern — auffordernd. Die strafft ein Ruck empor. Sie lassen die Kinder von ihren Armen kopfüber niederstürzen, packen sie fest an den braunen, drallen Beinchen — eine weitausholende Armbewegung — — ihre Blicke bohren nach der steilaufragenden Giebelwand. Da wird das Blut ihrer Kinder träufeln! Die Augen lohen. Halboffen steht der Mund. Atemlos stockt die Brust. Gendarmen zurück! Sie tun's! Bei Gott, sie tun's! Das Blut ihrer Kinder wird die Giebelwand heraufspritzen! Im nächsten Augenblicke — —

Der Bürgermeister plumpst auf den Wagensitz, wie niedergestoßen. Er hat auch Kinder. Er liebt sie. Der Schrecken stößt ihm in die Beine. Das ist ein furchtbarer Anblick. Aber er fühlt ein Gemeinsames mit diesen fauchenden Müttern: die Liebe zum Kinde!

Darum: Gendarmen zurück! — Und Wagen und Roß und Reiter verschwinden in einer ungeheuren, hochaufwirbelnden Staubwolke, um den Holzstoß in die weiße Sonnenweite.

Aus den Reihen der wildjubelnden Weiber schleicht Jule Fuck fort. Sie kann nicht jubeln. Die heiße Angst prickelt in ihr. Sie wischt durchs Gesicht und spürt, daß ihr nicht heiß ist, sondern zum Frösteln kalt, kalter Schweiß. Fort aus dem Toben und Schreien! Wissen denn die Wahnsinnigen nicht, daß morgen oder übermorgen dasselbe sein kann? Fühlts sie es denn allein, das entsetzlich Bange und die jagende Unruhe und die

Unsicherheit und das beißende Weh? Sie ist doch nicht wie jene, sie kann das nicht noch einmal durchmachen, morgen oder übermorgen. Alle Tage in fiebernden Ängsten, immer auf der Flucht und im Lauern. Sie werden ja wiederkommen, sie werdens! Wenn die Weiber stehlen, oder wenn die Kinder die Dörfer überschwemmen und ihren Hunger hinausschreien, oder die Felder und Gärten aufwühlen. Satt werden um jeden Preis. Die Eier werden sie aus den Hühnerställen wegstehlen. Die Bauern erheben ein Jammern. Und die Gendarmen werden wiederkommen! Vielleicht in der Nacht! Vielleicht, wenn alle schlafen — —. Ihr Kind packt Jule fester und läuft, läuft der niedergehenden Sonne zu. Hinter ihr in der weißlustigen Tiefe verschwinden die Hütten, und weit und verloren verhallt das Geschrei und tosende Hundegebell.

Jetzt wird Jule Fuck zu rechtschaffenen Menschen gehen und sagen: Nehmt mich auf! Ich will nicht stehlen für mein Kind. Ich will arbeiten. Vergeßt, daß ich von der Scheidbach komme!

Sie wandert bis in den Abend. Rechtschaffene Menschen wohnen weit; man muß durch tiefe Wälder gehen. Die sind wie weite, leere Konzertsäle. Nur Sänger darin und keine Zuhörer. Im grüngoldigen Gezweig blähts die Kehle, sirrt und schwirrt. Äugt herab. Ein Grünbefiedertes auf der rostroten Kiefernrinde. Sipp! sipp! sipp! sipp! sirrrr! Jule Fuck, heb' den Kopf, schau herauf, flöt' ihnen 'was, sipp!

Ach, aber geht die Jule Fuck mit hängendem Kopf. Diüh — ziuh — bülo! flöten ihr traurige Vogelstimmen nach. Der Wald beginnt sich zu verschleiern. Der Abend hängt graue Netze in die Nadeln, lautlos zwischen den Stämmen. Der Wald verliert seine Tiefe. Schattenhaft und verwischt ragen die Bäume. Verschlafen liegt der meilenweite Wald. Noch ein Vorwerk von Unterholz und Gestrüpp. Das durchstreift Jule Fuck mit schlappen Schritten. Und vor ihr flaches Ackerland, hinter ihr rückt die dunkle Schattenwand vor den Wald. Der Pfad verbleicht im golddämmernden Abend, er ist kaum mehr erkennbar. Drüben über Feldern und Hecken läuft die weißsandige Landstraße. Die sucht sie zu erreichen. Trottet müde und langsam. Aus den Abendwolken rinnt das leuchtende Gold. Dichter rücken die Schatten zusammen. Sie erreicht den Sohrener Wald, als es schon stark dunkelt. Ihre Schritte hallen weit und schreckhaft. Fernher schreien die Frösche vom Weiher her. Das spitze Dach des Backeshauses ragt auf der Anhöhe, dunkel und still. Weithin in der Runde kein Licht; es ist spät. Jule stolpert im Feldwege, sie muß tasten; auf der Anhöhe muß sie den Fuß vorschieben und sondieren. Das Haus liegt frei und unbeschützt, nicht einmal eine Hecke am Rande der Böschung. Man könnte hinabstürzen und im Weiher ertrinken. An der Hauswand tastet Jule entlang, findet die

Türe und öffnet. In der Stube ist es dumpf von Menschendunst und Schnarchen. Näh-Kät ruft aus der Kammer: ‚Bist dou dat, Jule?'

Eine gedrückte, heisere Antwort. Da sagt Näh-Kät, wenn sie Hunger habe, im Keller auf der Diele in der halben Treppe ständen kalte Kartoffeln. Sie soll Brot dazu nehmen. Jule Fuck stellt sich in den Türrahmen, steil, stumm. Näh-Kät raspelt aus den Kissen, sieht durch die offenstehenden Türen der Kammer und Küche zu ihr hin. ‚Wennste mir was sage willst, dou kannst ruhig schwätze. Der Backes schläft bis in den Dag 'enein. Den könnte die Posaune von Jericho nit wecke. Also, wat is?'

Da steht Jule Fuck vor ihrem Bett. Das schlafende Kind liegt an ihrer Brust. ‚Näh-Kät, meï Kind will man mer hole! Sag', kann mr dann dat, kann mr dat?!'

‚Warum nit, wenns en schlecht Mudder hat?' sagt Näh-Kät entschieden.

‚Eïch sin en schlecht Muedder, gel?'

‚Gewiß biste dat, en ganz verrufen' Mensch!'

‚Gel', weil eïch vun der Schißbach komme?'

Die wankende Stimme macht Näh-Kät stutzig. Sie will mildern. ‚No, von der Schißbach kann auch schon 'mol was Ordentliches komme, aber merschtendeels is es en Rambanjerchor.' *

‚Awer eïch?'

‚Dou? Mm. Wenn ich dich mol bekehrt hon —.'

‚Näh-Kät, bekehr' meïch!'

‚Ach, en Dunnerwedder!' Näh-Kät wirft das Federbett zurück, schwenkt mit den Beinen heraus. Die baumeln am Bettrand herunter. ‚Sag', ist dat deï Ernst?'

Jule Fuck drückt ihr Gesicht in das Tuch auf das schlafende Kindchen, zwischen Schulter und Gesicht an das warme Hälschen; weint hinein, ganz wild und herzbrechend. Es ist der ausgestandene Schrecken und die fiebernde Angst. Ihr Körper schüttelt und zuckt. Das Schluchzen stößt ihr heraus, es zerreißt ihr die Brust. Das Kind wird wach, schleckt mit dem Mäulchen. Da hebt Jule das heiße, rote Gesicht und sagt: ‚Jo, Näh-Kät, so is et. Eïch tun et wege dem Kin', wege meïnem Reginche.'

Näh-Kät hat schon Strümpfe und Rock angezogen. ‚No, dann mach' ich dir gleich Kaffi,' und mit froher Eilfertigkeit auf die Steinplatten der Küche. Was denn auf der Scheidbach geschehen sei? Das und das. Ui! schlimm! Sie kämen wieder. Gewiß und wahrhaftig. Am besten ists also, man bekehrt sich, man wird ein anständiges Mensch. Dann hat kein Gendarm und kein Bürgermeister etwas dreinzureden. Und am allerbesten ist, man läßt die Scheidbach, wo sie liegt, und bleibt in Sohren und geht Sonn-

* Schwefelbande.

tags ins Armsünderbänkchen und ist anständig. Und vergißt, daß man eine geborene Scheidbacherin ist und lernt nähen. Weißnähen. Bauernweiber können keine Nadel handhaben. Da gibt's Verdienst. Sommers Feldarbeit, winters auf der Nähtour. Näh-Kät kanns nicht mehr alle überwältigen. Die Wege werden ihr beschwerlich. Da wird sie Jule rekommandieren. Sie gilt etwas bei den Bauern. Und erst, wenn sie eine von der Scheidbach bekehrt hat! Sie wird dann nach ihrer Bequemlichkeit zu Hause nähen und das Kind versorgen. Sie tuts für Gotteslohn. Gewiß; aber was Jule vom Verdienst heimbringt, fließt in die gemeinschaftliche Kasse. Obs ihr recht sei? Jule nickt stumpf, ihr ist alles recht; man soll sie ihretwegen an den Kirchturm binden. Näh-Kät sagt, so schlimm wärs nicht. Einmal im Bänkchen drin, und kein Mensch guckt mehr nach ihr, wenigstens nicht mit'm bösen Blick. Sie ist bekehrt und fromm. Der Pastor wird sie als Beispiel in der Predigt zitieren. Die Gemeinde ist stolz auf eine Büßerin. Sie wird in der Nachfolge Christi sein, und im Himmel wird mehr Freude über diese einzige reumütige Sünderin sein als über 99 Gerechte, die der Buße nicht bedürfen.

Jule ißt und nickt. Sie wirds tun für ihr Kind.

Ei no, sie solls auch für den lieben Heiland tun. Er hat für die Sünden anderer unschuldig gelitten, auch für die der Jule Fuck, auch für diejenigen, die sie noch tun wird. Da wird immerwährend der Kreuzestod erneuert —.

Jule schiebt die Tasse zurück. Sie wird keine Sünden mehr tun. Sie hat genug an der einen. Und jetzt will sie schlafen.

Sie schläft. Näh-Kät geht und weckt den Backes. Schüttelt ihn. Er wird nicht wach. Bespritzt ihn mit Wasser. Da wird er wach. Was gibts? Steht das Haus in Brand? Nein, die Jule Fuck wolle sich bekehren. Ihr Gebet sei erhört. Sie hat jeden Abend vor dem Schlafengehen mit Backes dafür gebetet. Er schlief darüber ein. Näh-Kät betete weiter. Jetzt muß er wachen, um mit ihr ein Dankgebet zu sagen. Er reißt den Mund auf und gähnt und knodert brummig die ‚Ave Maria', die er zu antworten hat. Näh-Kät muß ihn anstoßen, um ihn wach zu halten. Langsam gleiten zwischen den Fingern die Rosenkranzperlen. Das eintönige Beten surrt unaufhaltsam seine Sinne ein. Der Mund bleibt ihm offen. Die Lippen rascheln nicht mehr. Schwer und rasselnd wogt der Atem. Nun kann sie ihn in einen Brunnen werfen, und er wird nicht mehr aufwachen. Er hat einen schönen Traum. Vor dem Näh-Kät steht er und schlägt mit dem Stocke auf den Tisch und hat's Bündel geschnürt und sagt, nun habe ers satt, nun wandere er ins Oberland. Und geht!

Am Morgen schlägt aber Näh-Kät vor ihm auf den Tisch. Noch von

der Nacht her. Ob das eine Art zu beten sei? Darum sei kein Segen auf dem Backeshause! Man brauche sich also weiter nicht mehr zu fragen, warum. O Jerrem! er ist nicht im Oberland.

Näh-Kät hat feierliche Gänge zu machen. Zum Pastor. ‚Gude Dag, Hähr Pastor!‘

‚Gude Dag, Näh-Kät. Wie geht's in der junge Eh'?‘

‚No, lossen Sie das beiseit'. Mit der junge Eh' hon Sie grad' keï Kunststick gemach. No, ich will heut nit von mir rede. Wege dem Fucke Jule is et. Ich hon'm zugesproch' und war hinterm her wie'n kananäisch Weibche. Et wollt' nit un wollt' nit. Do hon ich mit dem Backes eene Rosekranz uff den andern gebetet. Der Backes hot merschtendeels geschlof', so'n Schlofhannes, awer ich hon gebet' un gebet' un gebet', dat's an den Wänd' wiedergehallert hot —.‘

‚Ja, Näh-Kät, nu schwätzt du doch immer von dir!‘

‚Eweil kommt aach dat Fucke Jule dran. Lossen Sie mich nor ausschwätze. Kurz un gut, ich hon gemach, daß dat Fucke Jule sich bekehrt hot. No, wat sage Se dazu, Hähr Pastor?‘

Der Fidibus verbrennt ihm in der Hand. Er saugt an der kalten Pfeife. Er ist sehr erstaunt. ‚Wird sie in den Stuhl kommen?‘

‚Ich, Hähr Pastor, ich führe se. Ich garanteere!‘

‚Dann, Näh-Kät, ja dann werd' dir viel verziehen werden. Es ist dein erstes gutes Werk.‘

‚No, Hähr Pastor, Sie hon nit den Begriff von gude Werke wie ich. In der ein einzig Eh', die Sie gestift' hon, hon ich alle Respekt vor Ihre gude Werke verlor'. Adscheh, Hähr Pastor!‘

Sein Lachen dröhnt hinter ihr her. Im Gange ruft sie nach Fräulein Anna. Eine Neuigkeit! Das und das. Was sie dazu sage?

‚Näh-Kät, du bist von geradezu apostolischem Eifer!‘

‚Jo, dat mein' ich aach!‘

Adscheh! und geht zu der Christmans. Am Sonntag soll sie's Hochamt nicht versäumen. Soundso und das habe sie fertig gebracht, ja!

‚Herrgöttche! dann gradeleere eich dr aach!‘ Und kocht ihr den Kaffee. Die Christmans-Bas möchte das ausführlich wissen. Gesegnete Mahlzeit! Näh-Kät wischt den Mund und kehrt bei der Friedches-Bas ein. Ob sie eine Neuigkeit wissen wolle? O gewiß, zwei! Ob sie Zeit habe? Ei nateerlich, nur herein, Näh-Kät. Wat denn? Die Fucke Jule sei bekehrt! Am Sonntag und so weiter.

‚Näh-Kät, dou host dr dä Hiemel verdient! Wärt, eich stelle dä Kaffi uff.‘

Merci, es hat gut geschmeckt, an den ‚Bohnzele‘ war nicht gespart. Adscheh, Friedches-Bas! Ob die Seilersch-Bas daheim ist? — Die Seilersch-

Bas ist am Melken. Sie hat eine Kuh und ein Kälbchen im Stalle. Näh-Kät steht auf der Stallschwelle. Am Sonntag käm Fucke Jule in das Armsünderstühlchen! Die Seilersch kreischt verwundert und ungläubig hinter der Kuh.

„Heerste, Kät, eich hon noch Kuchen vun Pingste. Wennste en bißje wärte willst, koch' eich 'n gud' Kaffiche drzu. Dou mußt mr dat doch vun vorne an verziehle (erzählen).‘

Jerrem noch mal! Das müßte man den drei Birken ausschwatzen. Näh-Kät überlegt. Der Jäköb ist noch da. Der Alte hockt jetzt auch immer auf dem Hof. Es ist riskant. — Spät im Tage langt sie wieder im Backeshause an. Auf dem Tische steht die geleerte Pfanne. Brot und Schmalz daneben. Backes ist mit Jule zu Mittag aus dem Heu heimgekommen und haben leere Schüsseln und ein leeres Haus gefunden. Da goß Jule Öl in die Pfanne und ‚dämpfte‘ darin Kartoffeln. Sie strichen Schmalz aufs Brot und aßen gierig und gingen wieder.

Näh-Kät stochert die Asche auf, wirft Scheitholz dazu und kocht ihr Mahl: Milchsuppe, Nudeln und Zwetschgen. Und singt: ‚Großer Gott, wir loben dich!‘ und ‚Wir sind im wahren Christentum!‘ Das Lied, das ihr gefällt, weil sie es dem Bischof Arnoldi gesungen hatten, als er nach seiner Haft — damals in der Kulturkampfszeit — wieder in Trier einzog; und dann ‚Erfreut euch liebe Seelen, ein Wunder ist gescheh'n!‘ was der Schulmeister durch die Schulkinder gewöhnlich am Grabe eines lieben Hingeschiedenen singen läßt; und Magnificat! den Lobgesang Mariens.

Dann setzt sie sich nieder zum Essen; denn Nudeln und Zwetschgen sind gar.

Nur eben so viel Zeit hat auch das Gerücht von Jule Fucks Bekehrung gebraucht, um im Dorfe rundgesprochen zu werden. Es fällt zwar gerade mitten in die Heuernte hinein, man kann nicht unnützes Geschwätz halten, aber man verschnauft ein klein wenig und horcht und vergißt's während des Arbeitstages und erinnert sich am Abend. Ist es die Möglichkeit?! No jo, es ist Zeit, es ist höchste Zeit. Jetzt ist die Schande aus der Gemeinde. Jetzt kann die Jule Fuck froh sein, daß sie nicht gesteinigt wird. Und Rechtschaffene und Gerechte schwatzen und nicken in Befriedigung und Genugtuung. Am Samstag Abend freuen sie sich auf den Sonntag.

Näh-Kät richtet ein Festessen her. Kartäuserklöße mit Weinsuppe. Wie an ihrem Hochzeittage unseligen Andenkens! Jule Fuck wechselt die Wäsche. Der Tag soll feierlich werden. O, was heut' ein Festtag sei, und ui, was ein Mittagessen! meint die Näh-Kät.

Die Engel im Himmel musizieren dazu. Ja, da ist eine Neugierde im Dorfe. Wie die Bauern gucken werden! Stracks durch die Reihen werden sie marschieren, sie und die Jule. Platz da! eine heilige Büßerin kommt!

Jule Fuck horcht und sagt nichts. Am Ende hört sies nicht ungern. Ein Festtag ihr zu Ehren! Das Dorf ist in Aufruhr. Kartäuserklöße mit Weinsuppe. In der Predigt ihr Name, nachmittags Kuchen. Ihr Kindchen steckt im rot-weiß-grün gewürfelten Kleidchen. Der Kopf fiebert ihr. Die heilige Büßerin kommt! Gelobt sei Jesus Christus! Ob auch Vesper ist? Wie zu Ostern! Näh-Kät hat Kranz und Zimtkuchen gebacken. Ein Karussell müßt kommen. Wie zur Kirmeß. Jetzt läutet es. Näh-Kät sagt: ‚Feertig! Et is Zeit. In Gottes Namen! Komm, Jule!'

Sie treten hinaus. Blendend weiße Sonnentücher spreiten auf ihren Weg. Die Glocken hallen weit übers Feld. Bauerntrupps aus allen Pfaden und Wegen. Von den Höfen und Hütten tief im Felde herüber. Ob sies wissen? Jule sieht sie nicht an, hält das Gesicht gesenkt bis zur Brust herab. Ihr Kopf fiebert nicht mehr. Eine kalte Rachsucht lauert hinter ihrer Stirne. Urplötzlich. Sie fühlt, daß da nichts zu ihrer Ehre sein kann, weils die Schmach ist, die sie eingesteht, und daß sie mit tiefgesenktem Kopfe gehen muß. Die Gedanken stürmen und schwanken in ihr. Im Backeshaus liegt ihr Reginchen. Wenn sie heimkommt, hat's eine heilige Mutter. Sie werden zu Tisch sitzen und laut vorbeten. Die Weinsuppe riecht durchs Haus. Der Pastor hat den Wein geliefert. Er wird von ihr predigen. Büßerin! Büßerin! Heilig! Heilig! Heilig! Die Glocken reißen weit den Mund auf und rufen es dröhnend durch die Turmlucken. Hoch in die Sonntagsluft hinein schallt's und hallt's. Die Hahnenschreie gellen. Die Dorfstraße steht schwarz voll Kirchgänger. Näh-Kät geht schweigend. Sie sammelt schon ihr Gemüt zum Gottesdienst. Sie fühlt sich sehr gehoben. Platz da! Wir kommen! Jule Fuck will nicht aufblicken. Sie denkt, wenn sie in ein Gesicht sieht, wird sie umkehren. Im Backeshaus liegt ihr Reginchen. Rot-weiß-grün gewürfelt das Kleidchen. Kartäuserklöße und Weinsuppe. — Herrgott, ich springe ihnen an den Hals. — Bimbam! Bum! Büßerin! Büßerin! Ihre Schuhe knarren. Sie sind gewichst, nicht getrant. Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns Sünder. —

Sie geht, beugt vornüber, sie geht gebückt, sie tollt. Näh-Kät muß sie beim Arm packen. Ach Gott, wie heiß! Näh-Kät muß sie führen. Sie findet die Kirchtüre nicht mehr. Zwei Stufen hinauf, eins, zwei. Dunkel und still. Weihrauch. Ach Gott, wie kalt! Dumpf und wogend hinter ihr die eindrängenden Menschen. Da wird jeder den Hals recken. Schulter an Schulter werden sie stoßen. Tuscheln werden sie und nicken. Da ist sie jetzt! Da haben wir sie jetzt! Drin ist sie. Für immer. Bis an ihr Lebensende. Gott ist armen Sündern gnädig. Nun mag sie büßen. Nun mag sie sich in acht nehmen. Drin ist sie. Amen.

Sie fällt in den Stuhl, schwer; das Blut rinnt in ihr wie flüssiges

Fra Bartolommeo del.

Mariä Himmelfahrt.

Handzeichnung.



Blei. Ein Zittern wirkt ihr aus den Knien herauf. Ihr ganzer Körper ist geschüttelt, gerissen und gepeinigt. Dumpf wogt die Menschenmenge herein. Introitus! Die Messe beginnt. Die ganze Schwere ihrer Schuld fällt auf sie. Ein jeder, der hereinkommt, wirft einen Stein auf sie. Immer höher häuft sich die Last. Sie ist zerdrückt und zerquetscht. Wenn sie auch wollte, könnte sie nicht mehr auf und hinaus. Sie ist besiegt und niedergeschlagen. Eine feste Mauer ist um sie. Sie kann nur innerhalb derselben winseln und niederfallen und sterben. Sie will nicht sterben. Und nicht winseln. Jesus, nein! Eher beißt sie sich die Lippen blutig. Herrgott, was will sie denn? Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns arme Sünder jetzt und in der Stunde unseres Todes. Amen. Amen. Amen.

Die Stimmen hallern. Kyrie eleison! Die Schellen rasseln. Die monoton betende Stimme des Pastors dazwischen. Die Sonne flutet herein auf die Messegewänder. Leuchtendes Rot auf Weiß. Stickereien und Spitzen. Blendend in gleißendem Golde die Monstranz. Über dem Tabernakel der Pelikan, der den spitzen Schnabel in die Brust einbohrt. Schäumendes Herzblut durststillend für seine Jungen. Christen! seht das Symbol. Also hat Gott die Welt geliebt! Also wird Jule Fuck ihr Kind lieben!

Sie hebt den Kopf, starrt um sich. Warum soll sie nicht da und dorthin sehen und keine Scham fühlen? Sie ist ein Pelikan. Dominus vobiscum! Der Pastor küßt den Altar, dreht sich zum Volke und breitet die Arme aus, verschränkt sie über der Brust. Stellvertreter Gottes! Alle will er an sein Herz ziehen. Auch die Jule Fuck. Die darf um sich blicken und froh sein. Alleluja! Der da neben ihr im Gange hat ein hartes Gesicht und neben ihr der andere und viele andere; harte Gesichter, hölzerne. Ach Gott! sie schrickt zurück. Sie haben kein Mitleid. Sie haben Genugtuung und Befriedigtsein. So ist's recht. Die Fucke Jule ist drin! Brutaler Rechtssinn, harkiger Stumpfsinn und protzige und freche Ehrenhaftigkeit. Credo in unum Deum! Sie glauben!

Und hättest du die Liebe nicht........

Was will der Pastor? Er geht nicht zur Kanzel, dreht sich am Altare zum Volke und verliest das Evangelium:

‚Jesus ging zur Stadt auf den Ölberg, wo er die Nacht blieb. Des Morgens früh kam er wieder in den Tempel und lehrte. Da brachten die Schriftgelehrten und Pharisäer eine Ehebrecherin zu ihm und sprachen: „Meister, dieses Weib ist auf einem Ehebruche ertappt worden. Moses hat uns im Gesetze befohlen, solche zu steinigen, was sagst du dazu?" Das sagten sie aber, ihn zu versuchen, damit sie Gelegenheit fänden, ihn anzuklagen. Jesus bückte sich und schrieb mit dem Finger auf die Erde. Als sie nun noch fortfuhren, auf seine Antwort zu dringen, richtete er sich auf

und sprach: Wer von euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie. Darauf bückte er sich wieder und schrieb auf die Erde. Da sie das hörten, schlichen sie sich, der eine nach dem andern, heimlich fort und ließen das Weib allein bei Jesus stehen. Jesus richtete sich auf und sprach: Weib, wo sind deine Ankläger? Hat dich keiner zum Tode verdammt? Das Weib: Keiner, Herr! Jesus: So will ich dich auch nicht verdammen; geh hin und sündige hinführo nicht wieder.'

Der Pastor schließt das Buch, räuspert sich. Seine Blicke gehen messerscharf. Er brauche da weiter nicht viel zu erklären — usw. Er wolle hoffen, daß jetzt keiner sich herausnehme — usw. Wenn ihm zu Ohren komme — usw. Auf einen Büßer kämen im Himmel 99 Gerechte. Der große heilige Augustinus sei ein Büßer gewesen! Aus dem Christenverfolger Saulus wurde der Weltapostel Paulus! Der Heiland habe mit Sündern zu Tische gesessen! Der gute Hirt läßt die ganze Schafherde zurück und geht dem einzigen verlorenen nach! Der verlorene Sohn sei heimgekommen und man bereitete ein Festmahl! Eine Büßerin sei in der Sohrener Pfarre und man soll an ihr ein Beispiel finden. Demütig und fromm nehme sie die Buße auf sich. Wer sich frei wisse von Schuld, der werfe den ersten Stein auf sie. Und dann habe er es mit dem Pastor zu tun! Amen. Im Namen des Vaters und des Sohnes und des hl. Geistes!

Sie stehen steil und starr. Ihre Gesichter glosen, ihre Köpfe recken nach dem Armsünderstuhl. Credo in unum Deum, patrem omnipotentem! Sie glauben! Sie glauben! Singen und glauben! Einer steht im Gang bei ihnen, singt und drückt den Hals ein. Stiert zum Altar und singt. Er weiß, daß sich Blicke auf ihn richten. Was nu der Jäköb für'n Gesicht macht? Er will's ihnen zeigen. Er singt. Aber in ihm schaukelt das Blut. Gewaltsam drängt er das zurück. Sie sollen ihn nur ansehen, er singt ja, er steht ganz vorn im Kirchgange und singt. Hä, seht ihr? Spreizt die Beine, die Kappe unterm Arm, die hängenden Arme über dem Bauche gekreuzt, und bäumt im Singen zurück. Aber das Herz rast ihm. —

Lobsingend dem Herrn brüllt seine Stimme über Jule Fuck hinweg. Wie ein Sturm, der ihr das Dach vom Hause abrasiert! Jäköbs Stimme über allen! Und jetzt, wo sie froh und stolz ist! Büßerin! Wie der heilige Augustinus! Wie der Weltapostel Paulus! Wie die Ehebrecherin und Maria Magdalena! Ach Herr Jerrem! es blendet ihr die Gedanken. Der Hähr Pastor hat schön geredet. Wunderschön! Aber der Jäköb singt. Lieber Gott! er singt, der hl. Augustinus und der Weltapostel hatten keinen Jäköb hinter sich stehen, der sang, wenn sie büßen sollten. Sanctus! Sanctus! Die Schellen rasseln. Die Rücken bücken. Das leuchtende Gold des hocherhobenen Kelches flimmert im sengenden Sonnenlichte. Das Blut surrt

ihr in den Ohren. Sie fühlt sich in der Bank hin- und hergeworfen. Die Stimme Jäköbs hat Töne, die aufreizend auf sie wirken, die sie heiß und schäumend machen. Wie einst! Ihre Gedanken rasen um ihn. Alles in ihr wird aufgerüttelt. Alles, alles, was sie einmal in brennender Sehnsucht für ihn gefühlt hat. Sie weiß nicht mehr, daß ihr Kind daheim schläft. Jetzt steht der Jäköb hinter ihr und singt. Sie wird aufspringen und die Arme werfen. Und zu ihm! Wenn er jetzt noch mit ihr will — in letzter Stunde — sie tut's!! Sie wird hinausstürmen mit ihm!! Und läßt hinter sich die Kirche mit den 99 Gerechten! In elfter Stunde — sie tut's!!

Wenn der Jäköb nur will! Er will nicht. Über sie hinweg dröhnt seine Stimme. Wie sein Gesicht ist? Wie sie es im Walde gesehen hat, oder in der Wiese und da und dort. Die Wärme zerrinnt in ihr. Ein Gesicht wie die andern, die um sie stehen. Eiskalt jagt es ihr über den Rücken. Ach Gott! gibt es nur hölzerne Gesichter auf der Welt?! Das vom Bartels mit zusammengepreßten Lippen und übersäet mit Bartstoppeln, das vom Friedche dreist und patzig, das vom Christman grob und rechtschaffen, das in der Frauenreihe vom Müller-Sett frech und jubelnd, und das von allen Weibern in versteckter roher Befriedigung. Ach Göttchen! ist kein Gesicht wie das ihre?! Von wehen Linien zerrissen! Und Augen wie die ihren, suchend in hilfloser Angst! Ach Göttchen! Da hängst du ja am Kreuze, da neben dem Sette an der feucht-weißen Kirchenwand. Wie ist dein Gesicht? Ein armes blutiges Gesicht, zerkratzt und geschunden. Nicht wie der Andern Gesichter. Nicht dreist und frech und roh. Jesus, warst du ein Sünder? Och e nee! och e nee! Wie sanft und barmherzig! Und kein Büßer und kein Ehebrecher! Und sie haben ihn da an das Holz genagelt! Die Sohrener habens! Ach, nun ist ja doch noch ein Gesicht in der Welt nicht wie das der andern! Ach, ein so gutes und so barmherziges! Und so schrecklich zugerichtet. Viel schrecklicher wie das von der Jule Fuck. Wie das ihr leid tut! Es macht sie warm und froh. Und traurig und gut. Der Jäköb mag singen. Sie wäre zu ihm gekommen, wenn da nicht ein Gesicht gewesen wäre — nicht wie das der andern! Ein so liebes, blutrünstiges Gottesgesicht. Von dem wollt' sie weglaufen. So schlecht wollte sie sein, die schlechteste von allen Büßerinnen. Lieb' Göttchen! wie ihr das leid tut. Jesus, dir leb' ich, Jesus, dir sterb' ich, Jesus, dein bin ich tot und lebendig! Das lieb' Göttchen wird jetzt auf die Jule Fuck acht geben. Da wird kein Haar von ihrem Haupte fallen, ohne daß ers weiß. Keinen Seufzer wird sie herausstoßen, keine Unbill ertragen, ohne daß nicht ein Erzengel im Himmel die Feder eintunkt und es ihr gutschreibt. Und wenn sie weint, werden Engel unsichtbar um sie sein und ihre Tränen in goldene Schalen sammeln. Sie braucht nicht zu sorgen, was morgen und übermorgen

sein wird, Gott leitet ihre Wege, es ist alles vorherbestimmt. Sie kann nicht irre gehen. Sie stellt sich und ihr Denken und Fühlen und Handeln und Wollen in den Willen Gottes. Was Gott mit mir vor hat? wird sie fragen, wenn er sie züchtigt. Nach Leid wird Freude kommen, wenn nicht auf dieser Welt, so doch in der andern. So wird sie froh und geduldig sein. Der Heiland wird's belohnen. Der Himmel ist schön und ewig. Sie muß ihn verdienen. Und freudvoll und leicht ist das Leben, wenn aus dem geheimnisvoll Unsichtbaren heraus die Ewigkeitsaugen der Vorsehung der Menschen Wege schauen.

Ihr Gesicht ist zum Altar erhoben. Es ist übergossen von visionärem Glanze. Steif und ohne Regung. Kein Hören und Sehen mehr, nur innerliches Schauen und Verzücktsein und Entrücktsein.

Die Kirche hat sich geleert. Näh-Kät tupft Jule an die Schulter. Da hastet sie auf aus ihrer Versunkenheit. Kniet tief im Hinausgehen im Gange nieder, klopft dreimal an die Brust. Und geht mit Näh-Kät und ihr Gesicht ist erhoben und voll verzeihender Freude. Reihenweise stehen die Bauern auf dem Kirchplatze und starren. Ihr Schwatzen verstummt. Jule Fuck kommt mit heiligem Lächeln. Was ist mit Jule Fuck? Man muß aus ihrem Wege heraustreten und verwundert und in feierlichem Ernste nach ihr schauen. Passiert so etwas mit der Scheidbach — so etwas Biblisches? Maria Magdalena wandelt durch Sohren! Die Bauern weichen vor ihr zurück. Jule Fucks milde, verzeihende Freude ist ihnen unverständlich. Was sie nicht begreifen und was außerhalb ihres Gemütszustandes fällt, ist verrückt oder überirdisch. Jule Fuck war bisher verrückt. Da sie jetzt fromm ist, wird sie überirdisch. Der Pastor hat sie in der Predigt gelobt. 99 Gerechte kommen auf eine Jule Fuck. Sie kann sich was einbilden. Wenn sie jetzt überirdisch ist, wird man sie in Frieden lassen. Sehr in Frieden. Stumm und bescheiden soll sie ihre Wege gehen. Sie muß büßen. Man wird drauf achten müssen, daß sie ordentlich büßt. Hä, man wird drauf achten!

In Feldwege und Pfade zerstreut sich die Menge der Kirchgänger. Zu Zweien und Dreien ziehen sie nach ihren Höfen. Einer stapft allen vorauf. Das ist der Jäköb. Im Dreibirkenhof ist das Ereignis schon mit allen Einzelheiten erzählt. Hännes und Ameï behandeln es breit und ausgiebig bei der Fütterung. Ihre Stimmen schallen aus den Ställen in das enge Geviert des Hofes. Sie sehen Hottenbacher in Hemdärmeln in der Hintertüre des Hauses stehen. Der schmatzt an der Meerschaumpfeife und macht sich breitbeinig und patzig. Der soll alles haarklein zu hören bekommen. Ei no, wenn man quasi nicht weiß, daß einer dasteht und horcht.

Im Schatten des Heckenweges steht einer still. Der horcht auch. Er hat im Heimkommen manche Andeutung hören müssen. Die Bauern-

meinung schlägt um. Jule Fuck ist jetzt Büßerin, sie ist jetzt anständig, sie ist jetzt in ihrem Unglück. Zeitlebens. Früher war's ihr recht geschehen. Da war's kein Unglück. Da war's eine Strafe. Jetzt ist sie durch die Hottenbachers ins Unglück gekommen. Wie gesagt, zeitlebens, o jawoll! Mit den Hottenbachers hat's der Hergott auffällig gemacht. Kein Segen ist mehr auf dem Hof. Der Jäköb hat auch was am Rock hängen. Er tut jetzt patzig und kehrt den gescheiten Metzer Soldaten heraus. Geckischer Weißkopp! man weiß doch, man weiß doch ganz genau. Er hat auch mit dem Jule sein Gemuschel gehabt. Er wird's sehen, wenn er mal auf die Brautschau geht. Im Dorf wird sich keine von ihm verschwätzen lassen, höchstens die Müller-Sett. No jo, die!

Jäköb erbost sich. Weils ihn tief trifft, spritzt ihm der Ärger. Jetzt schwatzt sogar das Gesinde. Wie soll man sich da verhalten? Ärgert man sich, dann lachen sie heimlich. Und zum Blauärgern war's doch! Das Scheidbacher Jule konnte man in brutaler Angst abschütteln, aber die Büßerin, die Büßerin! Kotzkränk! Die wird in der Predigt gelobt. Die wird auf Taglohn in den Höfen arbeiten und fromme Reden halten. Wie kann man dagegen angehen? Was für ein Gesicht soll man machen? Herr Jerrem! Herr Jerrem!

Er stutzt. Er hört eine andere Stimme; die seines Vaters. Der tritt aus der Hintertüre und breitbeinig mitten in den Hof. In das Gespräch des Gesindes sagt er mit dreistem Gleichmut: ‚No, wie heeßt et Sprichwôrt? Junge Hur, alt' Betschwester! Wer wird denn dodrum viel Gemauschel mache!'

Jäköb tritt aus dem Heckenweg und herunter in den Hof. Sein Gesicht triumphiert. Guck emol! Das war das Richtige! Er Einfaltspinsel! Er Labbes! Er kommt nicht auf so 'was. Ei freilich: junge Hur, alte Betschwester! Wie alle von der Sorte! Daß er aber darauf nicht gleich gekommen ist! Daß er sich das erst von dem Herrn Vater sagen lassen mußte! Und wie der das sagte! Dreist und gleichmütig. Das Gesinde schweigt verblüfft. Man wird auch die andern verblüffen. Es war also sehr notwendig, daß er sich in dieser Angelegenheit zum Herrn Vater hält. Tritt stramm und das helle Schnurrbärtchen spitz drehend in den Hof. Und laut und gewaltsam frech: ‚Ei nateerlich, en jung Hur, en alt' Quissel!'

Der Alte scharrt mit dem wuchtigen, kantigen Körper herum, lauert den Sohn an. No, was ist mit dem? Kann man ihm trauen? Ei Dunner! Der kriegt 'n Angst. Der kommt hülfesuchend. Ei, der Schmachtlappen. No, besseres hätte dem Hottenbacher augenblicklich nicht passieren können. Hä, Jung, wir verstehen uns. Vater und Sohn müssen immer zusammenhalten. Besonders jetzt. Gerade jetzt.

‚Wir könnte heut' Nohmittag 'mol zum Kakadu in die Wirtsstub' geh'n', sagt Hottenbacher mit einer verzweifelnden Anstrengung zum Großartigen. Es glückt ihm nicht mehr. Die volle Hand fehlt ihm, die das Rückgrat stärkt. Jäköb weiß, wohinaus er will. Den Bauern das neue Bündnis zeigen. Vater und Sohn halten zusammen. Gegen Vater und Sohn soll keiner mit Andeutungen aufkommen.

‚Jo Vadder, dat tun mer.'

Am Nachmittage gehen sie selbander. Hännes und Ameï laufen ans Stallfensterchen und sehen ihnen in starrer Neugierde nach. Wahrhaftig'n Gott! sie nehmen den Weg ins Dorf. Hinter ihnen faltet die Hottenbacherin die Hände. Der Herr hat ihr Gebet erhört. Sie vertragen sich jetzt. Es wendet sich alles zum Guten. Auch die Jule Fuck. Sie wird ihr Kind jetzt gottesfürchtig erziehen. Gott helfe ihr dazu und verzeihe allen armen Sündern.

Die Wirtsstube des ‚Kakadu' ist fast leer. Pere Stumm führt's Wort. Er kommt vom Oberland und holt seine Familie ab. Aufseher ist er in einer Fabrik und verdient pro Tag seine 5 Mark. Das ist ein Verdienst! jawoll Backes.

Backes reißt die Pfeife aus dem Mundwinkel. Kotzdunner! 5 Mark im Tag, 30 Mark in der Woche. Es ist ein Reichtum, es ist eine Million. Soll man sich da noch als dreckiger Bauer abrackern? Er verfällt in stumpfes Denken. Die Hottenbachers scharren herein. Sie trinken Flaschenbier. Der Alte reißt das Fenster auf. Prost Bartels! Den rufen sie herein. Das Geschwätz und das Gelächter prallt aus der Wirtsstube in die Dorfstraße. Der Alte läßt ein Faß Bier auflegen, dann trinkt er Schnaps. Er schwatzt unaufhörlich, Backes schüttet mit behaglichem Klundksen das Freibier hinunter. Prost Pere! Er wird nachkommen ins Oberland; er allein. Die Näh-Kät kann sich im Backeshaus en Plätzchen kehren und tanzen. Was liegt ihm dran! Er läßt das Weibsbild im Stiche. Er geht. Hottenbacher flegelt über den Tisch und lacht: ‚Et Gescheiteste watste tun kannst, Backes, dat i's jo bei dir en rein Hurebudick!'

Unter des Backes Bartstoppeln quillt die Bierröte. Er hat sich Kurage getrunken. ‚Un dat is nit wohr!' poltert er los, ‚dat Mädche hot sich bekehrt. M'r hon genug gebet' d'rfor!'

‚No dann bet' aach for mich, Backes, vielleicht geh'n ich dann in 't Kloster!' sagt Hottenbacher frech. Die Bauern äugen ihn von der Seite an. Der macht sich aus der Geschicht nix. Der schlägt allem ein Schnippchen. Ei no, er soll nicht gar zu frech sein. Aber das Bier ist reichlich und gut.

Die Bauerngesichter sind wie Bronzemasken. Ein Mundwinkel reißt zur Seite. Das ist ihr befriedigtes Lachen. Die neuen Kittel knistern. Die gewölbten Rücken bauschen darin auf. Am Halse klinkern die versilberten

Verschlußkettchen. Hottenbacher trinkt und schwitzt, daß ihm der Kragen aufweicht. Jäköb trinkt bis zur Betäubung. Er fühlt, daß es ihm wohltut.

Backes tapst in langsamen, weitausholenden Schritten heim. Als er ins Feld hinauskommt und die Frösche quaken hört, verdampft ihm die Bierhitze. Jetzt soll er hineintreten in die Stube und dem Näh-Kät sagen: Morgen geh ich mit dem Stumme Pere!

Ja, wer das sagen könnte! Er nicht, der Backes nicht. Wenn Jule vermittlen wollte — — —

Näh-Kät liegt breit und feierlich im Fenster. Latzenschürze, goldenes Kreuz an dem Keitchen, die Augendeckel halb geschlossen.

‚Bist dou dat, Backes? No endlich, mir wärte auf dich.‘

In der Stube rücken sie Stühle. Als er hereintritt, knien Näh-Kät und Jule je an einem Stuhle. Näh-Kät schlenkert den Rosenkranz und gibt Backes ein energisches Zeichen, an der Bank niederzuknien. Backes fühlt noch einen Rest von Bierhitze und knorrt: ‚Hörts dann noch nit uff? Et is jo eweil bekehrt.‘

‚Knie dich un hal' et Maul!‘ sagt Näh-Kät schon halb in ‚Sammlung‘, ‚jetzt bete mr für die Standhaftigkeit in der Bekehrung!‘

Sie beten den d r e i f a c h e n Rosenkranz. Jule Fuck möchte beten ohne aufhören. Sie zählt die Gebete und rechnet große Zahlen zusammen. Sie seufzt Stoßgebete: ‚Mein Jesus Barmherzigkeit!‘ — 100 Tage Ablaß — ‚Süßes Herz meines Jesus, gib, daß ich immer mehr dich lieb!‘ — 300 Tage Ablaß. — Und freut sich und fühlt Lasten von sich abfallen. Droben über den Wolken sitzt ein Erzengel und schreibt's auf ihr Konto. Sie möchte eine ununterbrochene Verbindung mit dem Himmel herstellen, eine Jakobsleiter. Sie möchte mit Näh-Kät bis in die Nacht hinein reden von Gott und ihrer armen Seele und der Freude im Himmel ob ihrer Bekehrung. Jule Fuck kann gut werden, wenn man sagt, daß sie gut ist.

Backes hat wieder Anwandlungen von Tiefsinn. Wenn Sommer Abends die Bauern vor den Türen räkeln, muß er mit den Frauen für Jules Standhaftigkeit beten, Sonntags mehr, Werktags weniger. Da trinkt er beim Kakadu auf Borg, kommt mit dampfender Zigarre heim und sagts. Sagts gerade heraus. Wie der Pere Stumm wolle ers machen.

‚Wie der Pere Stumm!‘ sagt Näh-Kät und näht sanft und ruhig weiter. ‚De Pere is en gude Kerl, hot sich 'n scheen Simmche gespart und käft sich 'n Haus in de Stadt, kommt aach schon sei Familie hole und is 'n Beamte. Wann kommste meïch hole, Backes?‘

Der Zigarrendampf schlägt ihm auf die Lunge. Er muß husten. ‚Ich denke, in so 'nem Jährche,‘ stottert er.

‚Dann geh in Gottes Name. Wenn 't Johr herum is, schreiw ich d'r.‘

Peter Stumm klopft in aller Herrgottsfrühe ans Fenster.

‚Backes, erausr!‘

Näh-Kät sitzt im Bett und weint in die Nachtjacke. ‚Backes, geh nit! et is ze weït!‘

‚Nä, nä!‘ beruhigt er, ‚et is nit weït. Bis Berlin is noch weire (weiter).‘

‚Ich sin jetzt en Wittfrâ. Dou bist jetzt so gut wie gestorb'.‘

‚O nä, o nä, eïch komme wiere.‘

‚Tut's dir denn aach en bißche leid?‘

‚Och jo, jo!‘

Dem Backes schwupst schon das Heimweh herauf.

‚No, dann geh in Gottes Name!‘

‚Adschehs, Kattche!‘

‚Adscheh, Backes!‘

Ihre Hände liegen lose ineinander. Schwaches Schütteln. Backes tapst hinaus. Jule steckt ihm die Butterbrote mit kaltem Speck in den Kittel.

‚Halt euch munder, Backes-Vedder!‘

‚Helf dem Näh-Kät gut schaffe, gel' Jule?‘

‚Eich nähe for all sein Kun'schaft. Et hot so schlechte Au'e, et darf aach nit kreïsche.‘

‚Jo, Jo‘. Und geht. Die Hühner laufen ihm gackernd in den Weg. Dumpf mumpft die Kuh aus dem Stalle. Er dreht sich um. Spitzgiebelig ragt das Backeshaus. Er steht; hinter ihn tritt unsichtbar jemand, der ihn zurückstößt, heim in sein Haus. Backes! Backes! Und bleiche Hände winken in der grauen Morgenluft — Totenhände. Sein verstorbenes Weib hat sich aus dem Grabe aufgemacht und stellt sich in seinen Weg. Backes! Backes! Himmelherrgott! wer ruft? Peter Stumm von der Landstraße herüber. Da dreht sich Backes um und läuft und jockelt und stolpert und ist täppisch wie ein alter, alter Mann. Die verstorbene Backesfrau aber legt sich wieder ins Grab und will still und tot liegen bis zum jüngsten Tage. Es lohnt sich wahrhaftig nicht, aus dem Grabe aufzustehen.

(Fortsetzung folgt.)





Der Naturalismus Jeremias Gotthelfs.

Von

Joh. Peter Mauel.

Anzengruber bezeichnet in der Vorrede zum zweiten Bande seiner ‚Dorfgänge‘ den Naturalismus als die Kunst, die nur eine Göttin hat, die Wahrheit. Der Künstler, der dieser Göttin dient, erspart uns keinen Schrei wehen Jammers und kein Jauchzen wilder Lust; er stößt das Elend, das um Mitleid bettelt, nicht von der Ecke; er führt jeden inmitten der breiten Straße des Lebens, vorbei an wildromantischen Gegenden und friedlichen Dörfern, an reichen Städten und armen Ansiedelungen, an traurigen Einöden und lachenden Gefilden. Er zeichnet alles auf, was er zu hören bekommt, die ruchlosen Flüche der Ungeduldigen und die stillen Seufzer der Ergebenen, alles, was sich seinem Auge einprägt. Die deutschen Jünger dieser Kunst arbeiteten nach ausländischen Mustern. Der ältere Balzac und die Zeitgenossen Zola, Ibsen, Tolstoi waren ihre Vorbilder. Und doch hätten sie in der deutschen Literatur der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts einen bessern Meister finden können, den Schweizer Pfarrer Albert Bitzius, der sich nach dem Helden seiner ersten Dorfgeschichte Jeremias Gotthelf nannte.

Aber in den 80er Jahren war der Shakespeare als Bernischer Dorfpfarrer — so bezeichnet ihn Riehl — in der literarischen Welt fast vergessen. Die landläufigen Literaturgeschichten, z. B. Kurz oder Mielke ‚Der deutsche Roman des 19. Jahrhunderts‘ beurteilen ihn so schief, daß man ohne weiters weiß, daß die Verfasser Gotthelf höchstens oberflächlich durchgesehen haben. Goedekes ‚Grundriß der deutschen Dichtung‘ nennt ihn nicht einmal. Die Gotthelf-Gemeinde war nur klein. Viele deutsche Volksschullehrer gehörten dazu; in ihren kleinen Bibliotheken stand häufig Gotthelfs ‚Leiden und Freuden eines Schulmeisters‘, obschon ihre schweizerischen Amtsgenossen in dem Buche bittere Wahrheiten hören müssen.

Adolf Bartels hat Gotthelf dem deutschen Volke wieder vorgestellt. Er widmet dem Vergessenen in seiner ‚Geschichte der deutschen Literatur‘ eine begeisterte Besprechung, in seiner Darstellung der deutschen Dichtung der Gegenwart kommt er immer wieder auf Gotthelf zurück. Um die Bedeutung des Schweizers ganz darzustellen, schrieb er 1902 die Monographie ‚Jeremias Gotthelf‘, die zur guten Hälfte Proben aus Gotthelfs Dorfgeschichten bringt.*

* Leipzig und Berlin bei G. H. Meyer, Heimatverlag. Nach Abfassung dieser Arbeit erschien zu Anfang 1908 von demselben Autor ‚Jeremias Gotthelfs Leben und Schaffen‘, Leipzig, Max Hesses Verlag.

Daß die Erinnerung an Gotthelf auch sonst wieder lebendiger geworden war, bewiesen die vielen Jubiläumsartikel, die im Oktober 1897 zur hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages erschienen. Alle stützen sich wesentlich auf die ausgezeichnete Biographie von Dr. C. Manuel, die den gesammelten Schriften des Autors* als XXIV. Band beigegeben ist. Bartels faßt in seiner Schrift sein Urteil über Gotthelf zusammen: ‚Gotthelf ist, so gut wie der Franzose Balzac, der Vater des Naturalismus, nicht bloß des deutschen, sondern des europäischen, aber freilich, die Kinder wissen nichts von ihrem Vater.‘ — ‚Kurz, wir haben in Gotthelf den Überwinder der rationalistischen, volkstümlich sein wollenden Tendenzschriftstellerei früherer Zeit, den ersten großen natürlichen, oder wenn man will poetischen Naturalisten der deutschen Literatur.‘

Der Naturalismus Gotthelfs erklärt sich aus der Art, wie der Dorfpfarrer Dorfschriftsteller wurde. Als 1836 ‚Jeremias Gotthelf, ein Bauernspiegel‘ erschien, war der Verfasser 39 Jahre alt und hatte vorher nichts geschrieben. Einen solchen Mann können schriftstellerische Ehren kaum mehr verlocken. In einem Briefe führt er vielmehr seine Schriftstellerei auf unbefriedigte Tatkraft zurück: ‚Begreife nun, daß ein wildes Leben in mir wogte, von dem niemand Ahnung hatte; und wenn einige Äußerungen los sich rangen, so nahm man sie halt als freche Worte. Dieses Leben mußte sich entweder aufzehren oder losbrechen auf irgend eine Weise. Es tat es in der Schrift.‘ Diese Tatkraft drängte nach praktischer Betätigung in politischer und sozialer Hinsicht. In der Vorrede zu ‚Zeitgeist und Bernergeist‘ lesen wir: ‚Die Liebe zu der wahren christlichen Freiheit, die mir als geborenem und nicht gemachtem Republikaner nicht nur lieb, sondern, da ich in derselben aufgewachsen bin, Bedürfnis ist, hat mich gedrängt, Schriftsteller zu werden, und zwar als ich bald 40 Jahre alt war. Ich habe gewußt, was ich wollte. Ich bin für Gott und das Vaterland, für das christliche Haus und die Zukunft der Unmündigen in die Schranken getreten.‘ ‚Aber das Armenwesen, die Schule standen in Frage!‘ schreibt er in demselben Sinne an seinen Freund Maurer in München. Wer aus solchen Beweggründen schreibt, muß entweder volkswirtschaftliche und pädagogische Broschüren schreiben, oder er muß die Zustände, die er bessern will, in nackter Wahrheit schildern, Predigten in Lebenssprache halten. Das wird in vielen seiner Schriften noch dadurch verschärft, daß sie einer bestimmten äußeren Veranlassung ihre Entstehung verdanken. So entstand z. B. das Buch ‚Wie Anne Bäbi Jowäger haushaltet und wie es ihr mit dem Doktern ergeht‘ auf den Wunsch der Berner Medizinal-Behörde, Gotthelf möge in seiner Weise dem Aberglauben und der Kurpfuscherei entgegentreten; Baseler Freunde, die unter den dortigen Seidenwebern Sparkassen einführen wollten, unterstützte Gotthelf mit der kleinen Schrift ‚Hans Jakob und Heiri oder die beiden Seidenweber‘. Ähnliches gilt von ‚Jakobs des Handwerksgesellen Wanderungen‘,

* Berlin bei Jul. Springer.

von ‚Käthi, die Großmutter‘, von ‚Wassernot im Emmental‘. Da kann nur die ungeschminkte Wahrheit wirken.

Die Wahrheitsschilderung Gotthelfs hat alle Wesensmerkmale des modernen Naturalismus. Zunächst das Milieu. Die meisten seiner Menschen führen das Schweizer Bauernleben im Berner Emmental. Gotthelf kennt dieses Leben aus eigener Erfahrung. Zwischen diesen Bauernhäusern stand seine Wiege, zwischen diesen Bauernkindern wuchs er auf. Sein Vater war eigentlich selber ein Bauer, denn zu dessen Pfarre Utzenstorf gehörten bedeutende Ländereien, die er zeitweise für eigene Rechnung bearbeiten ließ. Gotthelf kennt dieses Leben besser als die Bauern selbst, weil er über dem Milieu steht; der Knabe kehrte als Mann mit vielseitiger Bildung und Weltkenntnis in das Bauernleben zurück, um es wieder mitzuleben. Er kennt sie alle — die freiherrlichen Hofbauern und ihre stattlichen Weiber, ihre rauffrohen Söhne und die verschieden gearteten Töchter, er kennt die gedrückten Kleinbauern, die Knechte und Mägde, die Wirte und Wirtinnen und Dorfhandwerker. Manchmal beschränkt Gotthelf sich sogar innerhalb dieser Lebensumschicht auf bestimmte engere Kreise. In ‚Geld und Geist‘, ‚Zeitgeist und Berner Geist‘, ‚Anne Bäbi Jowäger‘ steht das Leben reicher Hofbauernfamilien im Vordergrunde; in ‚Uli‘ ist das nur der Hintergrund für die Erlebnisse eines halbbatzigen Knechtleins, das sich zu einem noch geplagteren Gutspächter entwickelt. Die Hauptpersonen in ‚Käthi‘ gehören zu einer ländlichen Tagelöhnerfamilie, zu den eigentlich Armen; ‚Der Geltstag oder die Wirtschaft nach der neuen Mode‘ spielt in einem Bauerngasthofe; von ‚Leiden und Freuden eines Schulmeisters‘ braucht man nur den Titel zu hören, um die besondere Seite zu erkennen. Nur selten und aus äußern Gründen verläßt Gotthelf sein Milieu, z. B. in den schon genannten Handwerker- und Seidenwebergeschichten. Gotthelf schildert wie Hansjakob innerhalb des Landlebens gerne kleine Leute wie Uli und den Schulmeister Käser und aus seinen kleinen Erzählungen ‚Barthli den Korber‘ und den ‚Besenbinder von Rychiswyl‘. Oder seine Vorliebe gilt Sonderlingen, die vielfach einen Stich ins Schlechte haben: Joggeli in ‚Uli‘, Peterli in ‚Vehfreude‘, der Grozenbauer in ‚Käthi‘ u. a. Das entspricht einem Zuge in Gotthelfs Charakter, den sein Vater schon in dem Knaben entdeckte und einmal drastisch bezeichnete: ‚Du nimmst für jeden Lump Partei‘.

Zu dem Milieu kommt bei Gotthelf ganz wie bei den Modernen die detailierte Schilderung der berufsmäßigen Tätigkeit und äußern Lebensgebarung seiner Menschen. Er berichtet im Flusse der Erzählung, ohne die Handlung dadurch zu verzögern, z. B. über die landwirtschaftlichen Geräte und ihre Handhabung, die Bearbeitung des Bodens in Feld und Garten, die Pflege der Nutztiere, über ländliche Wettspiele, Praktiken des Auktionswesens und Gemeinderatssitzungen. Daß er in ‚Käserei in der Vehfreude‘ die Bereitung des Schweizer Käses und den geschäftlichen Vertrieb desselben bis ins einzelnste schildert, ist ihm sogar als Verrat des Fabrikationsgeheimnisses ausgelegt worden. Er erspart uns nichts von der äußern Umgebung

der Bauernhäuser: der Duft des Stalles und des Düngerhaufens bringt uns in die Nase, unser Auge erblickt die Unreinlichkeit schlecht geleiteter Bauernwirtschaften und ihrer Dienstboten, an unser Ohr schlagen die derben Redensarten des Landvolkes, das seine Tropen und Figuren gern der natürlichsten Seite des Lebens entnimmt. Dieselbe intime Kenntnis der technischen Seite des Berufes und der Art der Lebensäußerung bewundern die Kenner der Volksschulgeschichte in Gotthelfs ‚Schulmeister'. Das Rätsel löst sich leicht. Als Vikar zu Utzenstorf unterrichtete er tagelang in der Volksschule, später war er Schulinspektor seines Kirchspiels und lehrte an einem Lehrerbildungskursus Geschichte der Schweiz. Ebenso genau weiß er in der Werkstatt des Handwerkers Bescheid. Manuel weist häufig darauf hin, daß Gotthelf die Modelle zu seinen Landschaften und Personen der Wirklichkeit entnahm, ganz wie heute. Seine Darstellung der ‚Wassernot im Emmental', die einem berühmten deutschen Physiker den Ausruf entlockt haben soll, so wahr und zugleich so gewaltig sei noch kein Gewitter beschrieben worden, ist die Schilderung eines Ereignisses vom August 1837. Das Häuschen an der Emme, worin ‚Käthi, die Großmutter' mit ihrem Enkel und einem schwarzen und einem weißen Huhn ein so reiches Innenleben lebte, existierte wirklich. Tatsachen liegen dem prächtigen Buche ‚Geld und Geist' zugrunde; ‚es möchte der wackere Bauer von Liebiwyl noch zu finden sein, dessen stattliches und gesegnetes Haus die Szene und den Mittelpunkt der Erzählung bildet'. Von ‚Doktor Dorbach, dem Wühler' sagt der Biograph, er sei in vielen Zügen Portrait. Gotthelf selbst schreibt über ‚Sylvestertraum' an Maurer von Constant: ‚Das Bild der Landschaft, den Abend, habe ich wirklich eingesogen am Sylvesterabend 1827, und zwar auf der Jagd. Zur ganzen Darstellung bewogen mich Begebenheiten aus dem Leben meiner Freunde, die meisten Bilder sind dem Leben entnommen, der meisten Schmerz litt ich mit.' — Ebenso sagt er über die ‚Fünf Mädchen', er habe dieses Trauerspiel nicht erfunden, sondern nur die Erzählung wirklicher Begebenheiten zum Drucke geordnet. Gotthelf scheint hierin nicht ganz frei von einer Unart neuerer Schriftsteller gewesen zu sein, denn Manuel berichtet: ‚Viele fürchteten sich sogar vor ihm und argwöhnten bei jeder zufälligen Begegnung, in seine Schreibtafel notiert zu werden, um in der nächsten Erzählung zu erscheinen.'

Gotthelf hat seinen Modellen nicht bloß abgesehen, wie sie sich räuspern und wie sie spucken, er hat ihnen tief in die Seele gesehen. Gerade in dem Psychologen Gotthelf liegt seine Verwandtschaft mit Shakespeare. Gotthelf kennt keine unbedingt guten oder absolut bösen Menschen. Seine ‚Helden', z. B. der Knecht Uli oder der Schulmeister Käser sind recht mittelmäßige Persönlichkeiten, die von der Engherzigkeit und den Fehlern ihrer Standesgenossen nicht frei sind; anderseits sind sein Dursli, der Branntweinsäufer, oder der Geselle Jakob auch in ihrem tiefsten Falle keine eigentlichen Bösewichter — Alltagsmenschen sagt man so gerne, wirkliche Menschen ist richtiger. Die Gestalten Gotthelfs offenbaren ihr innerstes Denken in

ihrem Tun und ihrem ungekünstelten Reden, und der Leser staunt, daß sich in seiner Seele so viel Verwandtes, Gleiches findet. Um nur einige Beispiele zu bringen, blättern wir im ‚Schulmeister‘ und sehen in seinem Innern das Lampenfieber vor seiner ersten öffentlichen Kinderlehre, die Wirkung der Lobsprüche der Bauern auf ihn; wir treffen auf das Kapitel ‚Etwas vom Leben und Treiben der Liebe und wie es sich bei mir gestaltet‘ und etwas weiter ‚Wie ein Schulmeister den Katzenjammer hat‘. Die verschiedenen Phasen des ‚Moralischen‘ sind übrigens im ersten Kapitel des ‚Uli‘ noch besser geschildert. Wer kennt sie nicht selbst! Die vielen Stellen, wo der Leser Seelenzustände geschildert findet, die er selber schon erfahren hat, illustrieren Gotthelfs Worte in der Vorrede zu ‚Käserei‘, daß ‚das Leben der Luft gleicht, die oben und unten gleich ist, nur oben und unten ein wenig anders, gröber oder feiner gemischt, daß sich die Menschen von Natur in sittlicher Beziehung viel näher stehen, als man ihrem Äußern nach glauben soll‘. Das Staunen wächst bei dem Leser, der einen Blick in die Seelenlehre getan hat und gewöhnt ist, sich und andere daraufhin zu beobachten. Wir verweisen auf die feinen Bemerkungen über die innern Ursachen des Unglaubens, über die Wechselwirkung zwischen Leib und Seele, über die Wirkung der Armut auf das Seelenleben, über Ehrgeiz, Neid, Genußleben, einseitige Verstandesbildung, Eigenart der Geschlechter, Erziehung usf.; oder wir erinnern an den Seelenkampf der Schulmeisterin Mädeli an dem Krankenlager und Todesbette ihres Kindes, an die Quälereien, die sie von der Mutter ihres Mannes zu erdulden hat, an Elisis Liebesgetue mit dem Knechte Uli, an Vrenelis Herzensausbruch über ihre freudlose Kindheit. Der psychologische Scharfblick Gotthelfs zeigt sich in der ganzen Art, wie er seine Bauern darstellt. Es sind keine Salonbauern, die nur den Bauernrock tragen, aber empfinden, denken und reden wie moderne Durchschnittsgebildete; es sind Bauern bis auf die Knochen in allen Lebensäußerungen, in dem Verhältnis zu den Familienmitgliedern und Dienstboten, in der Stellung zu den Nachbarn und zur Gemeinde — bei der Gemeinde hört ihr Gesichtskreis auf. Ein hartes Geschlecht, das man bei all seinen Fehlern doch achten muß! Einer der hervorstechendsten Fehler ist der Eigennutz, der sich aus der Mühsamkeit des landwirtschaftlichen Erwerbes erklärt. Gotthelf hat den Eigennutz in ‚Uli‘ mehrfach greifbar geschildert: in den Bemühungen Reslis, dem Nachbarn den geschickten Knecht wegzukapern, in den Gedankengängen des Glunggenbauern Joggeli; ein Kabinettstück ist die Szene im zehnten Kapitel, wo Uli und sein Meister über den Mehrerlös auf dem Markte streiten und die Meisterin den Ausschlag gibt. Die Lektüre Gotthelfs ist ein psychologisches Praktikum. Auch die Entwicklung der Handlung in seinen Erzählungen ist stets folgerichtig; er liebt wunderbare Entwicklungen nicht. Seine Menschen werden nicht durch einen amerikanischen Onkel oder einen Lotteriegewinn reich oder retten im richtigen Augenblicke einem Millionär das Leben. Ihre Erfolge sind die Früchte tüchtiger Arbeit und werden erst nach manchem Fehlschlag errungen.

Darüber hat Gotthelf selber einmal mündlich geäußert, er möge die ‚Wunschhütlein‘ nicht leiden, durch welche viele Schriftsteller ihre Helden glücklich zu machen pflegten, sein Zweck sei, überall die eigene Kraft zu wecken und den Leuten ihre Pflicht und ihr Tagewerk nicht allzu leicht zu machen.

Weil Gotthelf so tief sah, sah er nicht wie Balzac nur die dunkeln Seiten der menschlichen Natur, er sah auch das Gute und das Glück. Gerade darin hätte er der Lehrmeister unserer Naturalisten sein können, besonders in seinen Frauencharakteren.

Kerngesund an Leib und Seele und echt dichterische Gestalten sind seine jungen Mädchen: das feldherrliche Vreneli in ‚Uli‘, Mädeli in ‚Leiden und Freuden‘, das reine, demütige Anneli in ‚Vehfreude‘, Meyeli in ‚Anne Bäbi Jowäger‘, Anne Mareili in ‚Geld und Geist‘. Man ist in der Auswahl bei Gotthelf nicht beschränkt. ‚Elsi, die seltsame Magd,‘ ist ein schönes Gegenstück zu Goethes Dorothea, das Mädchen und das ganze Buch. In seinen Darstellungen der Liebe zwischen Mann und Weib findet der sonst so derbe Jeremias die zartesten Töne. Er schildert die reine Herzensneigung, die einen Bund für die Mühen und Sorgen des Lebens schließen will. Sie will gewiß auch besitzen, aber sie verbirgt den Wunsch sogar vor sich selbst. Keiner größern Erzählung Gotthelfs fehlt diese Episode; gottlob wiederholt sie sich auch im Leben unserer Bauern und Bürger noch heute Tag für Tag. Diese Mädchen Gotthelfs sind nicht in einem Glashause aufgewachsen, sie sind rein und unschuldig, aber sie sind wissende Mädchen. Charakteristisch dafür ist die prächtige Szene im fünfundzwanzigsten Kapitel des Uli. Der Baumwollenhändler versuchte Privatgeschäfte bei Vreneli, aber das Berner Meitschi akkordierte mit einem buchenen Scheit. ‚Wie eine glühende Siegesgöttin stund es da mit dem Scheit in der Hand oder wie ein Engel mit flammendem Schwerte vor dem Paradiese der Unschuld — .‘ Mielke a. a. O. findet allerdings diese lebenswahre Szene komisch, freilich, er nennt den gewaltigen Menschendarsteller auch ‚den guten Gotthelf‘. Wir müssen hier Bartels begeisterte Ausführungen wiedergeben: ‚Um die Gestalt der Vreneli in diesem Romane schlingt die Poesie üppige Zweige, ja von da an, wo sich Uli nach manchen Irrungen ganz zu Vreneli wendet, ist fast das ganze Werk lautere Poesie. Wo hätte ein neuerer naturalistischer Dichter etwas geschildert wie das jungfräuliche Mißtrauen und Sträuben Vrenelis gegen die Bewerbung Ulis!‘ Und welch' prächtige Hausfrauen zeichnet Gotthelf! Eine Gestalt voll echter Weiblichkeit ist die Lehrersfrau Mädeli. Sie ist den ganzen Tag tätig, sie trägt mit Geduld die Launen der alten Mutter und die Not der ärmlichen Verhältnisse, ihrem Manne steht sie in allen Prüfungen ratend und ermunternd zur Seite. Die Quelle dieser Lebenshaltung sind Glaube und Gottvertrauen. Ein deutscher Romanschriftsteller wollte drei Kaiserinnen und sieben Königinnen, die Prinzessinnen ungezählt, aus seinen Romanen hergeben für diese eine fürstliche Schulmeisterin.

Gotthelf kennt auch die Schattenseiten der weiblichen Seele. Das ‚Schlärpli‘ Elisi in ‚Uli‘, das in Handschuhen, sonnenschirmbewaffnet auf dem

Heuwagen sitzt und nicht mehr herunter kann, will er als Typus aufgefaßt wissen. ‚Du hast am Solothurner Schießen die Bauerntöchter nicht gesehen, welche ihre goldenen Ringe über die Handschuhe trugen, einen Regenschirm offen hielten, in der Hand ein elegantes Sonnenschirmchen und mit grünen Schleiern behaftet waren. Ich hätte sie anspucken mögen‘, schreibt er an einen Freund, der Elisi für eine Karikatur hielt. Gut beobachtete und anschaulich gezeichnete weibliche Eigen- und Unarten bieten besonders die Brautschau-Geschichten ‚Michels Brautschau‘, ‚Wie Christen eine Frau gewinnt‘, ‚Wie Hans Joggeli eine Frau sucht.‘

Und Gotthelf hat in die Abgründe der Frauenseele gesehen; die schildert er z. B. in dem Buche ‚Wie fünf Mädchen im Branntwein jämmerlich umkommen‘. Bartels hat den Eingang dieses Nachtstückes als Probe in sein Buch aufgenommen. In dem niedrigen Wirtszimmer steht eine dicke Luft voll Branntweingeruch und nackter Sinnlichkeit. Jedes der fünf Mädchen, die ein Maler nach Gotthelfs Schilderung sofort auf die Leinwand werfen könnte, ist aus andern häuslichen Verhältnissen hervorgegangen. ‚Verschieden packte sie die Sünde an‘ und machte sie zu Branntweintrinkerinnen und Dirnen; verschieden enden diese Lebensläufe in Wahnsinn, Meineid, Feuersbrunst und unseliger Krankheit. Die Mädchen erscheinen nicht ohne eigene Schuld. Aber der Kern der Darstellung ist eine furchtbare Anklage gegen die pflichtvergessenen Eltern, die in dem eigenen Hause nicht zum rechten sehen oder ihre Kinder schutzlos in die Verführung schicken. Das Buch ist eine ernste Mahnung an die Regierenden zu sozialen Taten, denn als Grundübel erscheint bei vier dieser Tragödien das soziale Elend.

Bartels weist bei seiner Besprechung des Buches mehrfach auf eine sehr wichtige Eigenart des Gotthelfschen Naturalismus hin. Wo Gotthelf solche sittlich bedenklichen Zustände schildert, ‚mischt sich die soziale Tendenz nicht mit geheimen Lustgefühlen,‘ ‚er schwelgt nicht darin. Seine gedrungene Darstellung läßt den Verdacht, daß es auf Erregung des Wohlgefallens an bedenklichen Dingen abgesehen sei, gar nicht aufkommen.‘ Diese Eigenart zeigt sich überall, wo Gotthelf sittliche Schattengemälde entwirft, z. B. bei der oft wiederkehrenden Schilderung des Kiltganges oder bei der Brautschau Jakoblis aus ‚Anne Bäbi Jowäger‘. Gotthelf nennt die Sünde; er geht nicht an ihr vorüber, sondern er zeigt uns die menschliche Schwäche und Bosheit; aber er erregt nicht die Begierde, er ist nie lüstern. Er hält auch nicht, wie so viele moderne Menschen und besonders Schriftsteller, die geschlechtliche Lust für unbezwinglich, Keuschheit für eine Unmöglichkeit; sondern er gibt Bilder sittlicher Stärke, die über die Versuchung siegt. Trotzdem sind Gotthelf in seiner Zeit Anklagen nicht erspart geblieben, er hat sich tapfer dagegen gewehrt: ‚Daß er leichtsinnig über Sündigende und namentlich über den Kiltgang geschrieben, muß denn doch ein Irrtum des Rezensenten sein, der nicht beachtet hat, auf welche Weise selbst die unschuldigste Art des Kiltgangs in Ännelis Tod „Bauernspiegel“ sich gerächt hat.‘

Gotthelf erklärt in derselben Antikritik die Darstellung des Derben, Häßlichen in seiner Erstlingsschrift aus der sozialen Tendenz, die er auch wieder mit der naturalistischen Schule gemeinsam hat. Hier vergleicht er seine Arbeit mit dem ersten Pflügen eines wilden Ackers, wodurch die Wurzeln des Unkrauts aufwärts gekehrt werden, damit sie durch Sonnenbrand und Kälte ersterben. Das so geläuterte Erdreich muß später noch einmal bearbeitet werden, um edle Pflanzen zu tragen. ‚Ob er selbst einst mit einem andern Pfluge noch kommen kann, weiß Gott; aber das weiß er, daß Tüchtigere die Hand an den Pflug legen werden zu diesem Werke.' ‚Eine Art vaterländischen Zornes hat also das Buch erzeugt,' schreibt Gotthelf in demselben Sinne über den ‚Geltstag' an Maurer, ‚um deswillen du mir verzeihen mußt, wenn die Geißel zu hart geschwungen, die Worte gar zu tief in Galle und Bitterkeit getaucht scheinen.' Und ähnlich heißt es in der Vorrede zu den ‚Erlebnissen eines Schuldenbauers', er habe das Buch geschrieben aus Erbarmen für die Ehrlichen und Fleißigen, er habe es mit Pein geschrieben, denn wohl werde es einem nicht in dieser trüben Luft. Freilich haben sich auch die modernen Naturalisten auf ihre soziale Mission berufen. Bei Tolstoi glauben wir ohne weiteres daran wie bei Gotthelf; beide sind aus diesem Grunde Schriftsteller geworden und von Haus aus keine Literaten. Die Vorwürfe, die Gotthelf zu unrecht gemacht werden, treffen bei den meisten Literaten zu: sie sind wie Balzac Pessimisten, die nur die dunkeln Seiten im Leben sehen und ohne Prüfung verallgemeinern, ihre Darstellung des Bösen wirkt eher reizend als abschreckend und warnend. Das hat den größten Prozentsatz ihres Lesepublikums angezogen, aber eine Gotthelf-Gemeinde wird sich unter den Abonnenten unserer Leihbibliotheken nicht bilden. Für Backfisch- und Flegeljahre schrieb allerdings Gotthelf ebenso wenig wie Coloma, Handel-Mazzetti oder Nanny Lambrecht.

Zu der sozialen Tendenz kommt bei Gotthelf eine politische, die ihm viele Feinde gemacht hat. Wer ihm in dieser Hinsicht nahe steht, hat helle Freude an dem Mann, der einerseits die ‚gute, alte Zeit' auf ihren wahren Wert zurückführt und eifrig für Reformen auf dem Schul-, Armen-, Verwaltungs- und Sanitätswesen eintritt, Sparkassen und Produktionsgenossenschaften empfiehlt, andererseits scharfe Verurteilung und bittern Spott für den Radikalismus hat, der mit den geschichtlich gewordenen Mißständen auch die festen Pfeiler der Religion und Sitte und damit der staatlichen Ordnung einreißen will und schließlich zu sozialistischen und kommunistischen Irrlehren führt. Bartels hat mit Geschick die spöttischen Bemerkungen Gottfried Kellers über diesen Punkt zurückgewiesen.

Die politische Stellung Gotthelfs entspricht seiner religiösen Denkart. Was sich aus den Gesamtschriften Gotthelfs darüber erkennen läßt, ist in ‚Anne Bäbi Jowäger' ziemlich zusammengefaßt. Dort steht zwischen dem Vikar, der ‚nicht viel auf den Werken — — aber viel auf der Rechtgläubigkeit hielt', und dem Arzte Rudi, der zwar ungläubig war, aber in

seinem Berufe kein Opfer scheute, auch nicht das eigene Leben, der Pfarrer. ‚Der Pfarrer war ein gutmütiger, heiterer Mann; um Glaubensformen zankte er nicht, aber in Glaubenswerken eiferte er mit jedem; wie fromm er war, wußte Gott; die Menschen hätten es ihm nicht angesehen. Gegen die Menschen war er milde und je milder, um so niedriger sie stunden, jedoch konnte er gegen Unvernunft sehr heftig werden und um so heftiger, je höher herab sie kam; auch über der Armen Trägheit und Unverschämtheit ereiferte er sich oft, nebenbei gab er ihnen reichlich und mehr, als er selbst billigte'. In dem Pfarrer hat Gotthelf sich selbst gezeichnet, er stand der Spener-Frankeschen Richtung im Protestantismus nahe. Dabei hielt Gotthelf fest an der Notwendigkeit bestimmter kirchlicher Formen und bedauerte in ‚Zeitgeist und Berner Geist', daß die protestantischen Landeskirchen nicht wie die katholische Kirche dem Staate als ebenbürtige Macht gegenüberstehen, sondern ihm untergeordnet sind. Aus dieser eigenen religiösen Anschauung stammt eine neue Seite seines Naturalismus, die religiöse. In den Bevölkerungsschichten, worin viele Dichter unserer Tage ihre Menschenstudien machen, muß wohl die Beziehung des Menschen zu Gott ihre das ganze Leben durchdringende Bedeutung verloren haben; denn wir hören zu selten, daß religiöse Motive das Innenleben und die äußeren Handlungen bestimmen. Und doch ist im Leben unserer Bürger und Bauern das Christentum ohne jeden Zweifel lebendige Kraft. Das ist es auch bei Gotthelf. Diese Bauernfamilien glauben an Gott als Erhalter und Regierer der Welt, sie beten und gehen zur Predigt und Kinderlehre. In wichtigen Lebenslagen richtet sich ihre Entscheidung nach Gottes Geboten, sie danken Gott für den Segen der Ernte, Gott ist ihr Trost in schweren Tagen. Wir erinnern aus ‚Uli' an die Erziehung durch seinen ersten Meister Johannes, an den Brautstand und die Hochzeit Ulis und Vrenelis, an ihr Gottvertrauen in den harten Pächterjahren. Aus dem ‚Schulmeister' nennen wir nur die Kapitelüberschriften ‚Je gewaltiger die Not an uns geht, desto näher der Herr uns zur Seite steht' und ‚Wie die Leute den lieben Gott kennen'. Das Buch ‚Käthi, die Großmutter' ist eine Veranschaulichung von Käthis Grundsatz ‚Der alte Gott lebt noch'. So wird die Religion als Lebenselement in fast allen Schriften Gotthelfs dargestellt. Das ist Wahrheitsschilderung; wer unsern Mittelstand anders zeichnet, kennt ihn nicht.

Der Naturalismus Gotthelfs zeigt sich auch in der Sprache seiner Erzählungen: in das Hochdeutsche mischt sich oft die Berner Mundart, besonders wenn er seine Personen reden läßt. Deshalb hat der Schwiegersohn Gotthelfs, der Pfarrer Albert von Rütte, der Ausgabe der Gesammelten Schriften ein ‚Wörterbuch der Bernerischen Ausdrücke' hinzugefügt. Die Erzählungen sind in Deutschland meistens in den Springerschen Ausgaben bekannt, die einen Teil der mundartlichen Ausdrücke zu umschreiben versuchen. ‚Uli' wurde von dem Verfasser selbst in dieser Weise ‚für das deutsche Volk' bearbeitet. Ferd. Vetter hat in der Reclam'schen Universal-Bibliothek ‚Wie Uli der Knecht glücklich wird' in der ursprünglichen Fassung von 1841 herausge-

geben. Er rechtfertigt das durch den Hinweis auf Fritz Reuter, den das deutsche Volk sich vollständig zu eigen gemacht hat. Wir können ihm vollständig beipflichten.

Daß Jeremias Gotthelf auch der Vater der deutschen **Heimatkunst** ist, bedarf keines besondern Beweises.

Gotthelfs Erziehungsansichten entsprechen dem sozialen Charakter seiner Schriften. Er behandelt den Einfluß der Religion, der Familie, des Berufes, des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens, des persönlichen Umganges auf die Volksbildung. Er ist ein Vorläufer der modernen Fürsorgeerziehung wie Pestalozzi und Fellenberg; sein einziges Buch, das nicht die Form einer Erzählung hat, ‚Armennot', ist der Erziehung verwahrloster Kinder gewidmet. Was er über die Volksschule seiner Zeit, über die Lehrer und ihre Unterrichtsweise schreibt, ist Quellenmaterial zur Erziehungsgeschichte. Denselben kulturhistorischen Wert mißt Bartels der Schrift ‚Wanderungen Jakobs des Handwerksgesellen' für die Kenntnis des Klubbistenwesens der deutschen Wanderburschen in der Schweiz der 30-er Jahre bei und sagt an einer Stelle mit Recht: ‚Alles in allem ist er doch eine ganz einzige Erscheinung, und alle, die auf das Volk und für das Volk wirken wollen, nicht bloß unsere Naturalisten, haben dringende Veranlassung, sich mit Gotthelf eingehend zu beschäftigen'. Wir rechnen dazu Geistliche, Lehrer, Richter, Ärzte, Politiker. Die Kulturhistoriker des neuen Jahrhunderts können aus Gotthelf die Zustände des schweizerischen Landlebens in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts rekonstruieren.

Die Zeit des Nur-Naturalismus ist in unserer Literatur vorbei. Aber die Richtung hat noch ihre Epigonen und wird sie immer haben; sie hat zudem bleibende Schätze für das gesamte Schrifttum hinterlassen. Der Naturalismus hat der Phrase in der Menschendarstellung ein Ende gemacht, der traditionellen Art, die für Könige, Helden, Beamte, Bürger, Bauern ein bestimmtes Schema zur Hand hatte und darüber vergaß, daß jeder Mensch ist. Er hat die Künstler gelehrt, selber die Augen und Ohren zu gebrauchen, richtig zu sehen, richtig zu hören. Unsere Kunst, das Innenleben des Menschen und das Typische seiner besonderen Lebensgebarung zu erkennen und darzustellen, hat durch den Naturalismus unendlich viel gewonnen. Das müssen unsere jungen Talente von den Naturalisten lernen. Da greifen sie am besten zu Gotthelf; sie finden bei dem Schweizer alle Wesensmerkmale des Naturalismus in deutscher Eigenart. Er ist der beste Menschenkenner, ‚man kann mit einiger Bestimmtheit behaupten, daß Gotthelf unter allen Volksschriftstellern die größte Kenntnis des Volkes gehabt habe; — namentlich die Schulnaturalisten stehen darin weit hinter ihm zurück'. Er krankt nicht an dem Pessimismus der ausländischen Väter des Naturalismus, sondern er glaubt an den edlen Kern der Menschennatur, den er in vollen Strahlen aus den wirklichen Menschen hervorleuchten sieht. Er geht nicht an der Sünde vorbei; aber er nennt sie auch Sünde. Er kennt die Wirkung des Christentums auf das Leben des einzelnen Menschen und auf die Zustände der Gesellschaft.



Die gegenwärtige Krise der Weltpolitik.

Von

Martin Spahn.

Seltsam verzerrt schaut das Bild der politischen Weltlage aus, seit es durch die Wirren im Orient plötzlich belebt wurde. Alle europäischen Staaten erscheinen heute gleichzeitig in starker auswärtiger Bewegung, alle aber auch gebunden durch innere Schwierigkeiten, deren keine der Regierungen Meister zu werden vermag.

Für uns Deutsche ist es unter den gegenwärtigen Umständen sicherlich geboten, mehr als je den Blick fest auf die Wandlungen im Bereich der Weltpolitik zu richten und auch bei unseren inneren Geschäften nicht außer Acht zu lassen, welchen Eindruck wir im Auslande erwecken, indem wir sie bestellen. Sehen wir aber aufs Ausland, so ist und bleibt die englische Politik der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht, an dem wir uns zu orientieren haben.

Diese englische Politik (ich habe es im Juniheft des Hochland-Jahrgangs 1907 begründet) ist zwar nicht offen feindlich gegen uns, aber uns mißgünstig: sie gibt uns keine Ruhe. Die deutsche Presse hat sofort nach der berühmt gewordenen Veröffentlichung der Kaisergespräche im ‚Daily Telegraph' und der deutsche Reichstag hat ebenfalls am 10. und 11. November einmütig und mit unangreifbarer Berechtigung Deutschlands friedfertige Gesinnung gegen England bezeugt. Noch bei der ersten Beratung der Finanzreform hat der führende Redner des Zentrums diese Kundgebungen abermals bestätigt, indem er anfragte, warum der englische Vorschlag einer Beschränkung der Rüstungen zur See (dem Vernehmen nach) deutscherseits schroff von der Hand gewiesen und nicht einmal in Erwägung genommen worden sei. Zwei Tage darauf — das eine geschah am Sonnabend, den 21., das andere am Montag, den 23. November — erwiderte Lord Roberts, der angesehenste Offizier Großbritanniens, die deutschen Friedensbeteuerungen damit, daß er dem englischen Volke in den stärksten und übertriebensten Farben das Bild einer deutschen Landung ausmalte, als könne es jeden Morgen schreckliche Wirklichkeit geworden sein. ‚Es wäre Torheit, unsere Augen diesen Möglichkeiten zu verschließen, so sehr wir den Frieden wünschen; die warnenden Ereignisse im Osten brachten es dem sorglosesten Beobachter zum Bewußtsein, daß nichts ein Land zu retten vermag, das für seinen Schutz nicht vorbereitet ist; weder Bündnisse

noch Verträge sind von Nutzen. Jenseits des nahen Meeres lebt ein Volk, das 60 Millionen zählt; sie sind unsere tätigsten Nebenbuhler im Handel und besitzen die größte Heeresmacht der Welt. Sie fügen zu einer überwiegenden Militärmacht eine Flotte hinzu, die sich entschieden und schnell vergrößert hat, während wir keine entsprechenden militärischen Gegenmaßregeln trafen.' Es genügt nicht, so legte Lord Roberts ferner dar, daß England die stärkste Flotte der Welt besitzt, sie muß auch, wenn der Kampf ausbricht, frei in ihrer Bewegung sein; gegenwärtig aber ist sie infolge des Mangels eines Heeres an die heimischen Küsten gefesselt. Er beantragte, England endlich ein starkes Landheer zu schaffen. Die liberale Regierung wandte nur schwächliche Gründe ein. Mit 74 gegen 32 Stimmen, also mit mehr als einer Zweidrittel-Mehrheit, trat das Haus der Lords dem Antrage bei. Die ganze Verhandlung war ein einziger Akt der Unfreundlichkeit gegen uns. So sind wir fort und fort gezwungen, uns über die gegenwärtige Stellung Englands in der Weltpolitik, ihre Schwächen wie ihre Vorteile Rechenschaft zu geben und nachzuprüfen, inwiefern uns Englands feindselige Haltung Sorge einflößen muß.

Lord Roberts führte am 23. November aus, daß sich die Stellung Englands seit 1905 verschlechtert habe. Er zielte dabei vorzüglich darauf, daß sich in dieser Frist das militärische Stärkeverhältnis Deutschlands und Englands zu ungunsten seines Staates verschoben habe. Aber natürlich regelt sich die Macht, die England in die Wagschale zu werfen hat, nicht nur nach dem Verhältnisse seiner und der deutschen Kräfte. Ebenso bedeutsam wie das Wachstum der deutschen Nordseemacht und des deutschen Handels sind für England die beiden anderen großen Probleme seiner Weltpolitik: das des Stillen Ozeans und des Mittelmeers. Ihre Entwicklung bis zum Frühjahr 1907 ist im Juniheft des Jahrgangs 1907 des ‚Hochland' skizziert. Damals schien es, daß die englische Stellung in beiden klar umrissen und gut gesichert sei. Das Jahr 1908 aber hat England hier wie dort unerfreuliche Überraschungen bereitet.

Im Stillen Ozean hatte sich die engliche Politik gegen jeden Versuch imperialistischer Machtentfaltung stark gemacht, sei es daß Japan oder die Vereinigten Staaten ihn wagen mochten. Kanada, Australien, Indien und Südafrika waren in ihren Händen. Mit Japan hatte England ein Bündnis geschlossen und zwischen ihm und den anderen ostasiatischen Mächten, Rußland, China und Frankreich, ruhige Beziehungen vermittelt. Auch hatte es seinen diplomatischen Einfluß auf die Staaten am Mittelmeer wiederhergestellt und seine Stellung in Ägypten und Persien am Landweg vom Mittelmeer zum Indischen Ozean fester als je ausgebaut. Da widerfuhr es ihm im Sommer 1908, daß die Fahrt der amerikanischen Flotte durch den stillen Ozean plötzlich die Verläßlichkeit all dieser Vorkehrungen in Frage stellte. Die Amerikaner und die Australier verbrüderten sich. Es kam zu Szenen, die in England geradezu erschreckend gewirkt haben müssen. Karl Peters hat sogar behauptet, daß die unerwartete Freundlichkeit König Eduards und seiner Minister gegen Deutsch-

land während des letzten Monats August ihren Grund in den Ereignissen auf dem Stillen Ozean gehabt hätten. Unter dem ersten Eindruck der Kunde von dem Geschehenen sei das gesamte System der englischen Politik so heftig ins Schwanken geraten, daß man sich für alle Fälle der friedlichen Haltung Deutschlands versichern wollte. Peters läßt sich in der Regel durch das auch in bösen Tagen zur Schau getragene Selbstbewußtsein der Engländer allzuleicht blenden. Beobachtet er einmal schwache Stunden der englischen Politik, so ist er vielleicht um so glaubwürdiger unterrichtet. Wie dem auch sein mag: im Laufe des November haben sich die über dem Stillen Ozean aufgestiegenen drohenden Wolken wieder verzogen. Die Wahl Tafts zum Nachfolger Rosevelts ist in England unverhohlen als freudiges Ereignis begrüßt worden. Der zukünftige Präsident der Vereinigten Staaten gilt für frei von den Sympatien, die Rosevelt dem deutschen Wesen und dem deutschen Kaiser bezeugte. England wird mit ihm englische Politik treiben können. Vielleicht war es die erste, fast auf der Stelle gereifte Frucht seiner Wahl, daß sich drei Wochen später, unverkennbar unter englischem Einfluß, die Vereinigten Staaten mit Japan durch ein förmliches Übereinkommen in derselben Weise über China und die ostasiatische Politik verständigten, wie Rußland und Frankreich es früher getan hatten. England darf über die Entwicklung der Dinge im Stillen Ozean ruhiger sein als seit langem. Seine Diplomatie war dort offenbar mit altbewährter Meisterschaft auf dem Platze, und das Glück ihr günstig.

Noch nicht so gut lassen sich die Verhältnisse auf dem Balkan und damit im Mittelmeer für die englischen Wünsche an. Aber auf dem Wege der Besserung sind auch sie. Die plötzliche Initiative der österreichisch-ungarischen Monarchie in der Orientpolitik überraschte zum Herbst hin die politische Welt kaum minder als im Sommer die Verbrüderung der Australier mit den Amerikanern im fernen Osten. Europa hatte sich dessen entwöhnt, mit ihr als Möglichkeit zu rechnen. Will Österreich eine führende Rolle auf dem Balkan spielen, so ist seine Stellung unter allen Großmächten die vorteilhafteste und aussichtsreichste. Denn die Balkanländer liegen in geographischer Hinsicht so unmittelbar vor ihm, daß es nur danach zu greifen braucht. Von dem Balkan aus vermag aber Österreich weiterhin, allem Anschein nach, Englands Weltstellung ebenso empfindlich und leichter zu bedrohen als Rußland in Indien.

Was den Orient zur Stunde aufwühlt und das durch die europäische Diplomatie mühsam erhaltene Flickwerk seiner Staatenordnung zu zerreißen droht, ist der Einbruch der parlamentarisch-konstitutionellen Bewegung des Abendlandes in die mohammedanischen Völker. Daß in den Bekennern des Islam Unruhe sich verbreitete, haben aufmerksame Männer schon vor Jahrzehnten beobachtet. Kardinal Lavigerie lebte in der Ahnung einer unvermeidlichen großen Erhebung des Islam, auf die er das Abendland vorzubereiten wünschte. Wir haben in der persischen und türkischen Revolution vielleicht noch nicht *den*, immerhin

jedoch einen Ausbruch jener geistigen Erregung vor uns, die über den Islam gekommen ist. Die persische Revolution berührte wesentlich russische und englische Interessen. Gemeinsam suchen die beiden Mächte ihr Schranken zu setzen. Sie rechneten wohl auch darauf, in der Türkei die Schwierigkeiten regeln zu können. Die Staatskunst, mit der Eduard VII. den alten und tiefen Gegensatz zwischen seinem Staat und Rußland vorläufig außer Kraft gesetzt hat, schien alle Bürgschaft dafür zu leisten, daß kein dritter Staat Einfluß auf die orientalischen Wirren gewinnen würde. Der dritte Staat, den man meinte, war Deutschland. Der dritte Staat, der zugriff, war Österreich. Die englisch-russische Rechnung erwies sich als falsch. Vergebens bemühten sich Herr Grey und Herr Iswolski, den Störenfried sofort einzuschüchtern. Herr Grey ersann das Programm einer Konferenz, die Österreich demütigen sollte. Herr Iswolski reiste, gleichsam nur in Englands Auftrag — denn wer hätte sich nach Rußlands eigenen Ansprüchen gerichtet? — in die europäischen Hauptstädte, um die Zustimmung der Regierungen zu dem Programme zu gewinnen. Frankreich galt als sicher, Italien zu gewinnen schien möglich, Deutschland schien zum mindesten nicht Österreich unbedingt ergeben.

Mit allen diesen jedoch erlebte England Enttäuschungen. Österreich entfaltete, wie jeder Staat, der Initiative und Entschlossenheit beweist, eine Anziehungskraft, durch welche die von ihm wie von England und Rußland umworbenen Mächte vor der Unterordnung unter die englisch-russischen Vorschläge bewahrt wurden. In Paris wurde das noch nicht endgültige Programm der Konferenz verraten und durch eine dem Verrat auf dem Fuße folgende Berichtigung in helles Licht gesetzt, daß sich der französische Minister des Auswärtigen mit Erfolg um eine Abschwächung des Programms zur Schonung Österreichs bemüht hatte. Kaiser Franz Josefs Schreiben an den Präsidenten der Republik über die erfolgte Annexion wurde in feierlicher und liebenswürdiger Weise beantwortet, und nicht nur eine Anzahl weiterer publizistischer und diplomatischer Höflichkeiten zwischen Wien und Paris ausgetauscht, sondern sogar die Absicht erörtert, von Wien aus eine Verständigung zwischen Österreich, Frankreich und dem deutschen Reiche zu betreiben. In Berlin ließ Fürst Bülow Herrn Iswolski keinen Zweifel, daß er Österreich unterstützen werde. Kaiser Wilhelm erschien in der ersten Novemberwoche persönlich bei dem österreichischen Thronfolger und dem Kaiser zu Besuch; unmittelbar darauf wurden die Casablanca-Streitigkeiten des Reichs mit Frankreich durch die Nachgiebigkeit des Berliner Auswärtigen Amts beglichen. Auch Italien, das auf der Konferenz zu Algesiras und durch die Zusammenkunft Eduards VII. und Viktor Emanuels zu Gaeta dem Dreibund fast entrückt war, erwies sich ihm durch das Geschick des Freiherrn von Aehrenthal und des Fürsten Bülow wieder näher verbunden. Von dem Plane einer Konferenz wurde es nach und nach still, ohne daß man ihn aufgab. Für jetzt hatte er seinen Zweck verfehlt. Vielleicht leistet er zum Frühjahr hin brauchbarere Dienste.

Der Konferenzplan war aber nicht das einzige Eisen, das England schmie-

dete, um Österreich auf dem Balkan wieder zurückzudrängen. Seine Agenten sind vom ersten Tage des österreichischen Hervortretens an rührig gewesen, um die Türken sowohl wie die Christen dort wider Österreich aufzuhetzen, und Rußland hat auch dabei der englischen Politik willig geholfen. Montenegriner und Serben rüsteten, den Bulgaren wurde ermöglicht, ungeachtet der Grundzüge des Konferenzprogramms, sich unmittelbar mit der Türkei zu verständigen, die türkische Regierung dagegen schroff daran gehindert, auch mit Österreich sich ins Benehmen zu setzen, und die Boykottbewegung gegen österreichische Waren in allen türkischen Gebieten großgezogen. Gegenwärtig wagt man die Intrigen in die österreichischen Völker selbst hineinzutragen und nach einem Beispiel, das Italien und Frankreich wiederholt gegeben haben, in Österreich nationalistische Stimmungen für das Ausland auszubeuten. Österreich-Ungarn aber vermag derlei fremden Einflüssen nicht solch starken Widerstand entgegenzusetzen, als nötig wäre. Denn leider haben seine Parteien im Laufe des November völlig versagt und der Regierung den Rückhalt eines einmütigen und einsichtigen Parlaments eben in den Wochen entzogen, da sie seiner vorzüglich bedurfte. Gelingt es England, die nationalen Zwistigkeiten im Inneren Österreichs zu nähren, so ist eine innere Krise in Österreich kaum vermeidlich, und sie müßte auf seine Tatkraft im Äußeren lähmend einwirken. Darauf aber, daß es so kommt, muß man sich einrichten. Österreich verliert schon wieder an Ansehen bei den anderen Mächten. Nicht nur behandelt Rußland die Regierung an der Donau fort und fort gesucht unfreundlich, sondern auch die Sprache und das Verhalten Frankreichs erscheinen aufs neue kühler: der englische Premierminister hat sich berechtigt gewußt, die französisch-englische Allianz neuerdings in einer bis dahin weder in Paris noch in London gewählten präzisen Form zu verkünden, und in der französischen Presse hat man diesen Schritt des Premiers als das wichtigste politische Ereignis des November bezeichnet. Ebenso scheint Italien den vereinten Bemühungen Englands und Rußlands nachträglich doch zu weichen und sich in die Balkanwirren Österreich zum Schaden einzumischen.

Daß England nach der offenbaren Niederlage, die es mit dem Konferenzprogramm erlitt, dennoch einen Umschwung der Lage auf dem Balkan in die Wege zu leiten vermag, ist ihm vermutlich nicht am wenigsten dadurch ermöglicht worden, daß es den Einfluß der deutschen Politik in der Welt im entscheidenden Augenblick fast ganz ausschaltete. Auf Deutschland kam eben doch in der großen Krise, die durch die Orientwirren und Österreichs kühne Aggressive hervorgerufen wurde, sehr viel an. Seine Landmacht hielt Frankreich und Rußland im Schach. Aber auch das erwies sich im Herbst zum erstenmal, daß durch die Entwicklung seiner Flotte und die starke Rüstung seiner Küsten seine Seemacht ebenfalls bedeutsam geworden ist und England Schach zu gebieten imstande ist. Englands Flotte zeigte sich tatsächlich, wie Lord Roberts im Oberhause sagte, in ihren Bewegungen nicht mehr frei; sie war nicht verfügbar, um im Mittelmeer gegen Österreichs Initiative sofort und nachdrücklich verwandt zu werden. Es lastete der psychische Druck auf der englischen

Politik, daß Deutschland in voller Entfaltung all seiner gewaltigen Volkskräfte Österreich decken könnte. England hatte miterlebt, welch ein Sturm nationaler Begeisterung und Opferwilligkeit das Reich bei dem Unglück Zeppelins durchbrauste. Es beobachtete, daß im ernsten Hinblick auf die Gefahren der Weltlage sogar das große Werk der Finanzreform zu gelingen schien, wodurch der Reichspolitik ein durchaus fester Rückhalt in kritischer Zeit gegeben worden wäre.

Heute ist die von vorneherein treffliche und günstige Stellung Deutschlands wie durch eine Explosion vernichtet. Die Ende Oktober im ‚Daily Telegraph' erfolgte Veröffentlichung der Kaiser-Gespräche und die durch sie veranlaßte Erklärung der ‚Norddeutschen Allgemeinen Zeitung' über die Nachlässigkeit des Kanzlers hat England von dem Drucke befreit, der auf ihm lag, und hinwiederum uns in eine innere Krise gestürzt, die wahrscheinlich kaum minder schwierig als die österreichische ist. Es fehlt an einem Beweise dafür, daß Kaiser Wilhelm von Engländern absichtlich in die Schlinge gelockt wurde. Auf jeden Fall aber hat die englische Presse wie die englische Diplomatie mit höchster Virtuosität die Vorteile sich zu nutze gemacht, die ihr geboten wurden.

An der wundesten Stelle unseres politischen Lebens sind wir Deutsche gepackt worden und wie mit feuriger Zange. Fast jede Einzelheit an den Gesprächen des Kaisers mit Engländern mußte in seiner Nation, so wie sie die politische Lage beurteilt, Anstoß erregen. Vor allem aber rief den Unwillen der Nation hervor, was der Kaiser über die Gesinnung seines Volkes gegen England sagte und in welchem Verhältnis zu England er selbst sich in den Gesprächen darstellte. Er versicherte, obwohl es in keiner Weise zutrifft, daß die Nation in ihrer Masse den Engländern abgeneigt sei, wo die Nation doch nur eine wohl angebrachte, abwartende Zurückhaltung übt, und nährte dadurch jenseits des Kanals den argen Verdacht, durch den so lange schon unser Handel und unsere Industrie darüber in Unruhe versetzt ist, ob der nächste Tag Krieg oder Frieden bringen wird. Zu gleicher Zeit aber zeigte er selber sich in einer Intimität mit der englischen Politik, die bis zur Mitteilung vertraulicher Eröffnungen anderer Staaten und bis zur Mitarbeit an den Feldzugsplänen der englischen Heerführung ging. Dies alles nun ward offenkundig in einem Augenblicke, da die Nation so gut wie einhellig auf einen engeren Anschluß als je an das von England bedrohte Österreich drängte, und da sie instinktiv auch fühlte, daß jede Unregelmäßigkeit im Gange unserer Politik und jeder Fehler uns zum Verderben ausschlagen kann. In ihren ersten Schrecken und ihre erste Entrüstung hinein verkündete die ‚Norddeutsche Allgemeine Zeitung', daß der Kaiser um die Veröffentlichung gewußt, daß er aber wenigstens die verfassungsmäßig für seine Entschlüsse verantwortliche Stelle über die Opportunität der Veröffentlichung gefragt und diese, ohne das Manuskript zu lesen, zugestimmt habe. Damit erst sauste auf die Nation der stärkste, der betäubende Schlag hernieder.

Es wäre wahrlich natürlich gewesen, daß sich nun alle Erbitterung gegen den Reichskanzler richtete. Dächte unsere Presse, unser Parlament, unser Volk

wirklich so konstitutionell und verfassungsgemäß, wie seine Zeitungen es mit Vorliebe behaupten, so wäre gar kein anderes Ziel der Erbitterung denkbar gewesen. Indessen, alles wandte sich gegen den Monarchen. Das schwerste, unser Herz am meisten bekümmernde Problem der inneren Politik Deutschlands ist eben seit langem unser Kaiser. Es mußte einmal soweit kommen und deshalb liegt auch etwas Tragisches darin, daß es nun soweit gekommen ist.

Das ganze 19. Jahrhundert hindurch haben national- und verfassungspolitische Aufgaben und Gedanken das deutsche Volk in ungewöhnlichem Maße beschäftigt. Einer der größten, vielleicht auch der einseitigst begabten Staatsmänner, die die Geschichte kennt, hat uns auf der Höhe des Jahrhunderts aus der Zersplitterung zur Einheit geführt. Wir sind darüber leider keine Nation geworden, die politisch klar und ruhig abwägt und über einen sicheren politischen Takt verfügt. Immerhin liegt es uns jetzt gleichsam im Gefühl, ob wir in wahrhaft politischem Geiste und mit wahrhaft politischer Energie geleitet werden oder nicht, und sind wir empfindlich gegen jedes Versagen unserer Staatskunst, weil wir alle wissen, daß die Wahrung und Stärkung unserer politischen Einheit den Ausschlag für das weitere Gedeihen unserer gesamten nationalen Kultur gibt. Diese Empfindlichkeit hat sich in den letzten Jahren sogar bis an die Grenze, wo die Überreizung beginnt, gesteigert; die Reichstagswahlen, die Begeisterung bei dem Unglück Zeppelins, jetzt wieder die neuesten Vorgänge zeugen dafür.

Wilhelm II. nun ist eine Persönlichkeit, von der zwar ein starker Zauber auf viele ausgeht, eine lebensvolle Persönlichkeit, die, solange ihr Elan nicht vollständig verflogen ist, immer die Aufmerksamkeit auf sich lenken wird; er ist jedoch kein Staatsmann, kein Politiker. Wir haben ihm zu danken, daß er in den 20 Jahren seiner Regierung eine große Anzahl nationaler Probleme, die für unsere Entwicklung höchst bedeutsam sind, mit der Hellsicht und Begeisterung eines genial veranlagten Mannes geschaut und den Eifer der Nation für sie erregt hat. Gleich zu Beginn seiner Regierung erkannte er die Notwendigkeit des gesetzlichen Arbeiterschutzes und trug machtvoll dazu bei, ihr Geltung zu verschaffen. Er gab danach den Antrieb zur Stapellegung einer starken deutschen Flotte. Er verstand das Bedürfnis, das unser Handel empfindet, von der Reichspolitik mehr als bisher bis in die Fernen der Erde unterstützt zu werden. Er führte uns in die Weltpolitik ein, warb für Deutschland um Einfluß in der Levante, sicherte uns unseren Platz an den ostasiatischen Gestaden und zwang uns zu der Einsicht, daß die großen Entscheidungen der Weltgeschichte in Zukunft unausbleiblich von der Machtentfaltung der Nationen auf und am Stillen Ozean mitbedingt sein werden. Er hat auch das Polenproblem in seinem ganzen Gewichte für die fernere preußische Staatsentwicklung und Staatssicherheit der Nation zum Bewußtsein gebracht. Dabei ist er immer ein treuer Wächter des Friedens gewesen. Der Wirkungskreis der deutschen Politik ist seit 1888 ein anderer geworden, und die deutsche Politik hat unter wesentlicher Mitwirkung des Kaisers einen neuen Inhalt be-

kommen. Wer aber hätte den Mut zu behaupten, es wäre uns nützlicher gewesen, wenn sie sich auf dem alten Bismarckschen Geleise ausgelaufen hätte? An welcher Stelle ständen wir heute unter den Mächten? Der Mann, dem wir so viel verdanken, kann kein gemeiner Geist sein, auch wenn ein jeder Zeitungsschreiber ihm zur Stunde den Text liest, ohne von der Nation in seine Schranken gewiesen zu werden. Ein Recht zur Klage über Wilhelm II. erhalten wir erst, wenn wir die Art prüfen, wie er die großen Probleme erfaßte, an denen sich sein Geist entflammt, und wie er sie behandelte. Da treten uns denn freilich die Mängel seiner Begabung vor Augen. Er bemächtigte sich aller dieser eminent politischen Probleme mit Hilfe von Kulturüberlegungen und geleitet von Kulturbestrebungen. Er vergewissert sich ihrer Bedeutung und wendet ihnen sein Interesse zu, nicht indem er ihren politischen Gehalt ermißt, das praktische Bedürfnis ihrer Inangriffnahme für den von ihm regierten Staat bejaht, sondern indem er ihre Verknüpfung mit Kulturproblemen, ihre Wirkung auf sie in Betracht zieht. So legte er sich in seiner berühmten Marienburger Rede in der Eigenschaft eines Hortes deutscher Kultur im Osten für das Polenproblem ins Zeug. Ostasien lockte ihn, weil er den Ausbruch gewaltiger Rassen- und Weltanschauungskämpfe ahnt: ‚Völker Europas, wahret eure heiligsten Güter.‘ Seine Levante- und Türkenpolitik ist durchwoben bald von Kreuzritterstimmungen, bald von dem Gefühle, der huldreiche Schutzherr des Islam zu sein: so erschien er in Jerusalem, so fuhr er nach Tanger. Selbst seine Bemühung um Deutschlands Flottenmacht war niemals sicher, durch diese seine Geistesart durchkreuzt, abgelenkt, um ihren Nutzen gebracht zu werden. Gewiß baut Wilhelm II. beharrlich an der Flotte; aber er will nicht einräumen, daß er eben dadurch Englands Nebenbuhlerschaft und Gegnerschaft auf sich und auf uns zieht. Er sieht zu weit für einen Staatsmann. Gerade die Mitteilungen des ‚Daily Telegraph‘ erhärten es wieder: Sein Blick ruht nicht auf Europa, sondern auf den Gestaden des Stillen Ozeans; nicht auf der Gegenwart, sondern auf der Zukunft. Auch will er es nicht denken, daß England und Deutschland als die beiden einzigen germanischen und (nach seiner Auffassung) protestantischen Mächte die Waffen gegeneinander richten könnten.

Indem er aber derart die politischen Probleme von Kulturerwägungen aus würdigt und formuliert, erklärt sich zugleich, wie er sie weiterhin behandelt. Er läßt sich von ihnen davontragen und loslösen von den festgegebenen Gesichtspunkten, die alle reale deutsche Politik, schaut sie auch noch so weit, nun einmal nicht aus dem Auge lassen darf. Bei aller persönlichen Treue, die er den Habsburgern zu halten bereit ist, welche Rolle spielt in seinen Gesprächen Österreich? Er denkt wenig an den Bundesgenossen, mit dem zusammen er doch nur Meister des europäischen Festlandes bleibt. Er gibt häufig persönlichen Stimmungen nach und ist abhängig von den starken Vorurteilen, die er hegt. Sie vielleicht noch mehr als seine politischen Gedankengänge drängen ihn zu England hin. Er ist der Sohn einer Engländerin, er hat englische Lebensgewohnheiten. Nicht unter ostelbischen Junkern, wie dereinst der Große

Kurfürst, sondern unter reichen englischen Edelleuten und nach deren Art im Verkehr mit den Milliardären des Welthandels und der Weltindustrie fühlt er sich wohl und daheim. Sein Handeln ist nervös. Man vermißt an ihm die Fähigkeit, jede zu lösende politische Aufgabe möglichst zu beschränken und zu isolieren. Wilhelm II. erfaßt alles blitzschnell, er führt nur weniges durch; er faszininiert die meisten, er schlägt kaum einen dauernd in Bande. So ist er ein hervorragender Typ des Kulturmenschentums unserer Tage, nicht jedoch der Staatsmann, den wir Deutsche kaum länger entbehren können. Darum scheint er auch kein Bedauern darüber zu verspüren, daß er anders ist und anders denkt als sein Volk. Seinem Subjektivismus schmeichelt es wohl eher. Mit den Strömungen der Nation zusammenzugehen und dadurch nach dem Beispiel aller hervorragenden Staatsmänner (Bismarcks zumal) das Größtmögliche zu erreichen, liegt Wilhelm II. fern. Er hat nie darnach gestrebt, sich in den Organismus unserer Verfassung einzuleben, unserer politischen Entwicklung sich anzupassen, die in ihr lebendigen Kräfte an sich zu ziehen. Im Gegenteil kehrt er unbedenklich auch solche Züge seines Wesens heraus, die allen Auffassungen und Empfindungen der Nation widersprechen. Er pflegt höfischen Prunk und höfische Formen in höfischer Abgeschlossenheit. Er bedient sich der Redewendungen des absolutistischen Fürstentums. Er braucht fortwährend dekoratives Gepränge um sich her und liebt unter diesem Gesichtspunkt auch die Gegenwart zahlreicher Vertreter der katholischen Hierarchie, dieser größten Meisterin in der Erzeugung festlicher Wirkungen. Es sind das lauter Neigungen und Bedürfnisse, die in allem modernen Kulturmenschentum sich wiederholen.

Das Urteil des Auslandes über den Kaiser kann die über ihn soeben dargelegte Auffassung nur bestätigen. Paris beschäftigt sich, wie von ihm geblendet, seit zwei Jahrzehnten immer wieder mit ihm. Die Engländer behandeln ihn mit vieler Höflichkeit und machen sich die großen Schwächen seiner großen Begabung zunutze. In Österreich begreift man nicht, wie man ihm Bedeutung beimessen kann. Sie alle aber haben zu ihm doch nur das Verhältnis Fremder zum Fremden. Für uns dagegen, die wir ihn lieben, die wir in ihm den Erben eines großen Geschlechtes verehren, den Träger der Monarchie hoch halten, mußte es eines Tags, — mußte es gerade jetzt um all seiner Eigenschaften willen, der glänzenden wie der schädlichen, zur offenen Aussprache mit ihm kommen; und dabei erklang die Dissonanz zwischen ihm und uns um so schriller, als er im letzten Jahrzehnt fast gar keine persönlichen Beziehungen mehr zu politisch unterrichteten Männern der Nation unterhalten hat. Denn wie sollen wir den unabsehbar ausdehnungsfähigen europäischen Machtkampf, der seinen Anfang genommen hat, durchkämpfen, wenn sich Kaiser und Nation innerlich so fern bleiben, wie das bisher der Fall war?

Die Aussprache brauchte jedoch keineswegs mit einer weiteren Schwächung unserer europäischen Stellung zn endigen. Sie konnte für uns sogar zum Segen werden, wenn sie von großen Gesichtspunkten aus, in taktvoller Beschränkung auf das nicht konstitutionelle, sondern rein individuelle

Moment geführt wurde, wodurch sie unvermeidlich geworden war, und wenn dann ein Mann sich fand, der der allgemeinen Erregung zur rechten Stunde die Richtung auf die gemeinsame Sorge ums Vaterland und auf das gemeinsame monarchische Interesse Deutschlands gab.

Die gegebene Stelle zu solcher Aussprache war der Reichstag. Er vertritt das Volk; an seinen Sitzungen nimmt der verantwortliche Vertreter des Kaisers teil. Man hätte erwarten sollen, daß sich die deutsche Presse in ihrer Kritik an dem Monarchen und an den Geschehnissen Zurückhaltung auferlegt hätte, bis der Reichstag redete, zumal er sich in den ersten Tagen des November versammelte. Aber es gehört zu den deutlichsten Anzeichen des in Wahrheit unkonstitutionellen Geistes, der das deutsche politische Leben beherrscht, daß die Presse, von einigen Blättern abgesehen, nicht die geringste Rücksicht für nötig erachtete und in maßloser Weise zuschlug und forderte. Henri Balzac führt in einem seiner Romane, der vor mehr als sechzig Jahren erschienen ist, einen Journalisten im Geplauder mit seinen Freunden ein. ‚Der Einfluß der Presse‘, sagte der Journalist, ‚steht noch im Anfange seiner Entwicklung. Der Journalismus befindet sich noch im Zustande seiner Kindheit; er wird wachsen. In zehn Jahren wird alles der Öffentlichkeit preisgegeben und ihrem Urteil unterworfen sein; die Herrschaft des Gedankens wird alles aufklären. Sie wird ...‘ ‚Könige wird sie machen,‘ fiel einer der Freunde ein. ‚Sie wird vielmehr Monarchien niederreißen,‘ bemerkte ein anderer, der Diplomat war. ‚Ja‘, meinte der dritte, ‚wenn die Presse noch nicht wäre, sollte man sie nicht erfinden. So aber müssen wir mit ihr leben!‘ ‚Daran sterben werdet ihr,‘ sagte der Diplomat.

Nach dem alle Überlegung übertäubenden Lärm der Zeitungen war von vornherein kaum noch zu hoffen, daß die Verhandlung des Reichstags durchschlagenden Eindruck erzielte. Das größte Geheimnis aller inneren Staatskunst, auf die Imponderabilien im Denken der Nation zu wirken, ist unseren Reichsboten versagt. Unser Parlament zählt dafür zu wenig hervorragende Männer, und auch der Kanzler ist kein Vertrauensmann des Volkes in der Weise, daß er leicht eine tiefere ethische Wirkung in der Volksseele auszulösen vermöchte. Aber klangloser noch, als sich voraussehen ließ, sind die Sitzungen vom 10. und 11. November verlaufen. Erst sie haben unser Verfassungsleben in all seiner Schwäche der Welt gezeigt. Es mangelt nicht nur am Kaiser, wie jedermann behauptet. Es mangelt ebenso sehr am Reichstag und am Kanzler. Nie war der Reichstag weniger Volksvertretung als in jenen Tagen, da er als Sachwalter einer einmütigen, von gleicher Sorge und gleichem Wunsche beseelten Nation zum Kaiser sprechen sollte. Er erschien rettungslos in Parteien zerklüftet. Die Konservativen weigerten sich ganz und gar, im Parlament die gemeinsame Sache des Monarchen und der Nation wahrzunehmen. Wie die französischen Legitimisten entschlugen sie sich der Pflicht, dort für Fürst und Vaterland einzustehen, wo die Entscheidung fallen mußte. Sie verliehen dadurch in den Augen ihrer Anhänger der ge-

samten Reichstagsverhandlung den Charakter eines Angriffs auf den Kaiser. Der aus ihren Reihen hervorgegangene Präsident des Reichstags zog sich ebenfalls auf einen rein negativen Standpunkt zurück, ließ die Zügel seiner Präsidialgewalt die zwei Sitzungen hindurch schleifen und duldete jeden Pfeilschuß gegen die Institution des Kaisertums wie gegen die Person Wilhelms II. Die Redner des Liberalismus sonnten sich in der Herrlichkeit, zwei Tage lang auf dem Boden der preußischen Residenzstadt ganze ‚Demokraten‘ sein oder doch gleich solchen sprechen zu dürfen. Sie dachten nur an ihre Rolle, am wenigsten aber an die Krone, die hier auf dem Spiele stand. Der Sozialdemokrat Heine ergoß die ätzende Lauge seines Spottes über den Monarchen und über die Monarchie in demselben Ton und mit derselben Frivolität, womit der ihm geistesverwandte Oskar Wilde die englische gute Gesellschaft lächerlich zu machen liebte. Verfassungsmäßig unanfechtbar war wohl nur der Charakter der im Auftrag des Zentrums gehaltenen Rede; doch auch ihr fehlte, weil keine Resonanz für sie im Reichstag vorhanden war, der Elan des Gedankens und der volle Ton, wodurch sie eine über die Wände des Hauses hinauswirkende Bewegung hätte entfachen können.

Unmittelbar vor dem Zentrumsredner hatte der Reichskanzler der Volksvertretung ‚Rede und Antwort‘ gestanden. Was Fürst Bülow sagte und wie er's sagte, stellt den betrübendsten Zug in dem Bilde jener für das Vaterland so wichtigen Beratung dar. Man hat geurteilt, daß der Kaiser während der Reden der Linken auf der Anklagebank gesessen hätte. Nicht nur dies! Jene Redner traten auch vom Gebiet der persönlichen Meinungsverschiedenheit zwischen Kaiser und Nation auf das der konstitutionellen Forderungen zum Vorteil des Parlamentarismus über. Der Kanzler aber erwiderte hierauf nicht ein Wort, und der Anklage gegenüber plädierte er für mildernde Umstände; ja, er beschwor den Reichstag, daß er aus dem Unglück keine Katastrophe werden lasse.

Fürst Bülow war in jenen Tagen stark, wenn er es sein wollte. Der Reichstag ist seit dem 13. Dezember 1906 in seine Hände gegeben. Über die Presse verfügt er wie selten ein anderer Minister. Der Kaiser aber, ohne Fühlung mit Politikern, die im politischen Leben der Nation stehen, konnte den Kanzler des Blocks schwerlich entlassen. Ihm wäre das Wutgeheul der gesamten liberalen Presse entgegengeschallt und hätte ihn angeschuldigt, daß er ‚die Stimme des Volkes‘ nicht hören wolle. Auch in der auswärtigen Politik hatte er für den Fürsten keinen Ersatz, der sich durch dieselbe Kenntnis aller Persönlichkeiten der europäischen Diplomatie und aller schwebenden Fragen auszeichnete und gleichem Vertrauen in den Kabinetten begegnete. Der starke Kanzler aber, der verfassungsmäßige Vermittler zwischen Volk und Kaiser, schlug keine Brücke zwischen beiden. Volksmassen sind in Stunden bebender Erregung wundervoll empfänglich für ein hochherziges, idealistisches Wort und für eine Berufung an ihre edelsten Empfindungen, die Treue, die Hingabe, den Zusammenhalt; denn die Volksseele ist in ihrem tiefsten Sinne nicht zur Kritik

und zum Niederreißen veranlagt, sondern aufs Erhalten gerichtet. Ein Wort von der Art jenes Bismarckischen: Wir Deutsche fürchten Gott und sonst niemand auf der Welt — und der Kanzler hätte die Stunden der inneren Not wahrscheinlich in Tage nationaler Erhebung gewandelt. Aber es ist die Kehrseite seiner gewiß nicht gewöhnlichen Begabung, daß er solche denkwürdigen Worte nicht in die Zitatensammlungen schöpferisch hineinzubringen, sondern sie nur nach ihnen zu zitieren pflegt. Er deckte nicht die Monarchie wie ein Schild. Den Kaiser als Persönlichkeit entschuldigte er nur. Auf solche Art zerstört man Königtümer.

Wie Fürst Bülow sich am 10. und 11. November verhielt, gab er selbst dafür den Entscheid, daß die persönliche Krise zur Verfassungskrise wurde. Nun erschienen die Verfassungsanträge des Zentrums, der Sozialdemokraten, zögernder die der Linksliberalen, schließlich erklärten selbst die Nationalliberalen, daß ein Schritt getan werden müsse. Vergeblich ließ der Kanzler in einem hochoffiziösen Artikel der ‚Kölnischen Zeitung': Die Waffen nieder! einen in jeder Hinsicht zu beanstandenden Versuch machen, die Entwicklung der Dinge nachträglich aufzuhalten. Schon die Überschrift war ein Fehler, indem sie die Vorstellung einer Waffenerhebung des Volks und der Parteien gegen den Monarchen bestärkte. Der Inhalt aber sollte die Verfassungsbewegung auf das Gebiet der antiklerikalen Hetze ablenken, mit deren Hilfe der Kanzler in den letzten zwei Jahren die inneren Geschäfte besorgt. Er spiegelte der Nation ein Komplott des Zentrums und der Sozialdemokratie vor, durch das sie verführt werden solle, das deutsche Kaisertum zu erschüttern. Die Anträge wurden im Reichstag am 2. und 3. Dezember beraten. Unterschieden sie sich schon in ihren Grundgedanken erheblich, so bezeugten die über sie gehaltenen Reden erst recht, wie weit die An- und Absichten der Antragsteller auseinander gingen. Die Parteien der Linken, Liberale wie Sozialdemokraten, erklärten die Gelegenheit für günstig, den ‚Scheinkonstitutionalismus' unserer Verfassung, gegen den sie schon im preußischen Konflikt der sechziger Jahre Sturm liefen, in eine Herrschaft der parlamentarischen Parteien umzuwandeln; sie versagten, dem Wortlaut der Verfassung zum Trotz, dem Kaiser das Recht, die auswärtige Politik des Reiches zu leiten, und schickten sich an, den ‚Scheinkonstitutionalismus' durch eine ‚Scheinmonarchie' zu ersetzen. Das Zentrum bekannte sich zu seinem stets betätigten Grundsatze, daß die dem Monarchen verfassungsmäßig zustehende Selbständigkeit, ‚das persönliche Regiment' in seinen verfassungsmäßigen Schranken zu achten sei und daran auch jetzt nichts geändert werden solle; nur die im 17. Artikel der Verfassung ausgesprochene Verantwortlichkeit des Kanzlers müsse näher bestimmt werden, damit dem Kaiser die seiner Selbständigkeit gezogenen Schranken sichtbarer würden und einen stärkeren Eindruck machten. Am 10. November hatte Fürst Bülow die Monarchie nicht gedeckt; am 2. Dezember ließ er durch Herrn von Bethmann-Hollweg den Männern der Linken eine Verbeugung machen. Der Vorfall entbehrte diesmal freilich nicht eines gewissen ästhetischen Reizes. Herr von Bethmann-

Hollweg verbeugte sich vor den Worthelden der Linken voll feiner Ironie. Er versicherte dem Reichstag, daß der Bundesrat seine Beschlüsse freundlich entgegennehmen werde, sobald das hohe Haus sich über solche unter sich geeinigt habe. Aber in den Stunden, die unser Staatsleben gegenwärtig durchlebt, ist der liebenswürdige Hohn der Mitglieder des einen Verfassungsorgans über die Schwäche des andern vielleicht nicht der Hauptzweck der Staatskunst. Denn keines unserer Verfassungsorgane ist gegenwärtig stärker als das andere. Wäre dem nicht so, so hätte der Kanzler die Kraft in sich gefühlt, der Linken Halt zu gebieten. Denn soll einmal abgewogen werden, wer im Reich die geringste Scheu vor der Institution wie dem Geiste der Verfassung hat, so ist es unbestritten die Linke. Sie hat sich von dem Tage der Reichsgründung an nur gezwungen auf den Boden der Verfassung gestellt und wird sich niemals einen Augenblick besinnen, die Verfassung von Grund aus umzugestalten, wenn ihr nicht Opportunitätsgründe abraten.

Freiherr von Manteuffel, der Präsident des Herrenhauses, hat vor zwei Jahren in der Generalversammlung des Bundes der Landwirte das geistreiche Wort gesprochen: er lasse sich lieber von Liberalen konservativ als von Konservativen liberal regieren. So geistreich das Wort im Hinblick auf die innere Politik des Reiches auch war, als so kurzsichtig erweist es sich heute. Wenn Konservative zuweilen liberal regieren, — sie regieren immerhin. Liberale, ob sie nun liberal oder konservativ regieren, schwächen die Autorität des Staates und lösen den organischen Zusammenhang der Staatsverfassung auf. Nicht einmal im besten Falle kann man von ihrer Staatskunst behaupten: Rien ne se perd et rien ne se crée. In England ist ihr Wirken nur deshalb nicht bis in die letzten Folgerungen für den Staat verderblich, weil sie doch immer wieder durch die Torys abgelöst werden und weil sie in ihren eigenen Reihen zahlreiche Adelige haben. Frankreich ist von ihnen zerüttet worden und auch in Deutschland sind sie nunmehr unterwegs.

Vor anderthalb Jahren wurde im ‚Hochland‘ eine Warnung Labands wiedergegeben, daß wir uns vor zweierlei, vor der finanziellen Zerrüttung des Reiches und vor dem Aufkommen des Parlamentarismus, zu hüten hätten. Es wurde hinzugefügt: ‚Beide Gefahren stehen unmittelbar über uns.‘ Heute schon droht uns das Schicksal, daß wir ihnen erliegen. Unter dem Eindrucke der Verfassungskrise ist auch die erste Lesung der Steuergesetze unbefriedigend verlaufen. Beschlossen wurde, was damals im ‚Hochland‘ darzulegen war, mit den Worten: ‚Es handelt sich um unsere nationale Durchschlagskraft in dem weltpolitischen Wirtschaftskampf und um unsere altgermanische Fähigkeit freudiger, willensbereiter Organisation aller Individuen, die uns irgendwie für unsere nationale Aufgabe in Schule, Volkswirtschaft und Politik zur Verfügung stehen. Dazu werden wir uns indessen nur wieder emporraffen, wenn wir eine Regierung, eine rechte Führung finden. Das nationale Leben Deutschlands ist auf monarchische Leitung gestellt. Wir sind von Natur und Blut keine Republikaner, weniger als irgend eine

andere Nation. An der Unmittelbarkeit und Energie der Führung hat es uns aber, bei aller Ehrfurcht werden wir es bekennen dürfen, seit 1890 gefehlt. Das geistige Fluidum, das von Wilhelm I. ausging und durch Bismarck alle bewegte, haben wir nachher nicht mehr gespürt. In dem Augenblick, in dem es wiederströmen würde, würde die Nation sicher von ihren Mängeln genesen. Sammlung aller Kräfte im Innern — das heißt in Deutschland Anziehung aller Kräfte durch eine starke, mit dem Volke in Kontakt befindliche Monarchie.'

Der Verfasser kann seine Darlegungen auch in diesem Augenblicke, im bewußten Hinblick auf das mittlerweile ausgebrochene Ringen der Weltmächte nicht anders beschließen, als daß er dieses Bekenntnis wiederholt. Versagt sich der Kaiser dem Volke und das Volk dem Kaiser, so ist nicht abzusehen, wer anders deß' genießen wird als England draußen in der Welt und die Elemente des Umsturzes im Innern.

Wenn Englands Aktien in der europäischen Politik zur Stunde wieder günstig stehen, ist nichts anderes daran Schuld als Deutschlands innere Schwäche, wie sie sich seit den letzten Oktobertagen offenbarte. Es sollte wahrhaftig besonnene Männer genug in unserem Vaterlande geben, die wenigstens jetzt erkennen, daß diese Schwäche unsere Nation befiel, als sich die Schatten der Vergangenheit, die unselige konfessionelle Voreingenommenheit, zwischen unseren Parteien um die Jahrhundertwende wiederum erhoben. Mögen sie dann aber auch den persönlichen Mut besitzen, den Bann der Schlagwörter zu brechen, wodurch die besten und trefflichsten Patrioten einander fern gehalten werden. Die Stunde mahnt dazu. Vor einem halben Jahrtausend ist der Vormarsch deutscher Kraft und deutscher Kultur die Donau entlang zum Stillstand gekommen, als die ersten religiösen Wirren im Reiche ausbrachen. Gegenwärtig drängt alles darauf, daß er wieder aufgenommen werde. Solange sich aber Katholiken und Protestanten, die konservativ oder christlich-sozial gesinnten Deutschen und die Getreuen des Zentrums die Hände nicht aufrichtig her- und hinüber entgegenstrecken, wird, aller frohen Aussicht ungeachtet, englische Intrige und Rußlands Abneigung gegen das Deutschtum die Herrschaft im Orient bewahren und England ob seiner Weltmacht ruhig bleiben dürfen.





Emil Zola in seinen Briefen.

Seit Victor Hugo hat kein französischer Schriftsteller die Öffentlichkeit mehr beschäftigt, als Emil Zola. Bald waren es seine kühnen Theorien, bald die Übertreibungen in seinen Romanen, schließlich das Eingreifen in die Dreyfußhändel, stets sein heftiges Temperament, welche den Widerspruch herausforderten oder Zustimmung heischten. Noch sechs Jahre nach seinem Tod (er verunglückte 1902) vermochte Zolas Name die Leidenschaften zu entfesseln; es war dies gelegentlich der Überführung seiner Gebeine ins Pantheon, welche Ehrung freilich dem Parteimann, nicht dem Schriftsteller zuteil wurde.

Angesichts einer solchen Erscheinung, deren Einfluß weit über die Grenzen Frankreichs hinaus sich geltend machte, und in Deutschland nicht zuletzt heute noch verspürt wird, dürfen Privatbriefe, insofern sie uns über ihr Wachsen und Werden Aufschluß geben können, auf ein größeres Interesse zählen. Wenn sich die Aufmerksamkeit den beiden ersten der auf drei Bände berechneten Sammlung von Briefen nur in geringerem Maße zuwendet, so zunächst deshalb, weil eben zu Lebzeiten des Autors alles Mögliche über dessen Entwicklung, Weltanschauung und Arbeitsmethode verbreitet worden war, dann aber auch, weil sich die Erwartungen auf den letzten Band konzentrieren, der allein dem Dreyfußhandel gewidmet sein wird. Was jetzt vorliegt, gibt keinen ‚monumentalen‘ Zola, wie Max Nordau in der ‚Neuen freien Presse‘ klagte; ‚an vielen Briefen‘, so fährt dieser Kritiker fort, ‚gehe ich vorbei, in denen Zola als eine Art Freßsack oder als Ämterjäger, oder als beschränkter Federphilister erscheint... Es hat den Herausgebern gefallen, sie vor der Öffentlichkeit auszubreiten. Vielleicht waren sie uns diese Dokumentation nicht schuldig?‘ ... Hier spricht lediglich der politische Parteigänger, der nach einem Heros verlangt, nicht der literarische Kritiker, der sich darauf beschränken kann, zu untersuchen, ob das Bild des Briefschreibers demjenigen entspricht, das uns aus seinen Romanen und kritischen Büchern entgegenschaut.

Man kennt Zola als rastlosen Arbeiter, als stürmischen Dränger, der mit breiten Schultern die Massen schiebt, als Epiker und Freskomaler, mit grobem Appetit, mit massiven Anschauungen und der Versessenheit des Autodidakten. Nichts in den Briefen widerspricht dieser Vorstellung von ihm; wohl aber werden durch die Selbstbiographie einzelne seiner Züge etwas gemildert. Eine geläufige Lesart macht Zola z. B. zum Propheten der Unsittlichkeit. Da ist es nicht uninteressant, zu lesen, wie der Neunzehnjährige für Miche-

lets ‚reine Frauenliebe‘ begeistert ist und einem Freunde auseinandersetzt, wie die Blasiertheit der Jugend sich durch das ‚polygame Leben‘ erklärt, ‚das die seelische Liebe, d. h. die Liebe überhaupt ausschließt.‘ Im selben Zusammenhang weist er den Freund zurecht, der von den sittlichen Zuständen auf dem Lande gering denken will. ‚Du gibst vor, auf Grund von eigenen Beobachtungen zu sprechen‘, so schreibt er ihm, ‚du willst Beweise vorbringen. Erlaube mir, dir zu erwidern, daß du dich selber belügst... Verliere dich in den Wolken, aber steige nicht unter die Erde herab; das Beste wäre, auf der Erde zu bleiben, und nicht zu übertreiben, weder zum Guten noch zum Bösen.‘ In diesem Alter betrachtet er des Künstlers Schaffen noch vom pädagogischen Standpunkt aus: ‚Der Roman hat nicht nur den Zweck, zu schildern, er muß auch korrigieren... Ich glaube nicht, daß man einem Menschen Heilung bringt, wenn man ihm rücksichtslos sein Übel zeigt, sondern im Gegenteil, wenn man ihm das Glück darstellt, das er genießen könnte, wenn er den richtigen Weg gegangen wäre...‘ Und an anderer Stelle schreibt der Zwanzigjährige: ‚Der Dichter hat zweierlei Waffen, um die Menschen zu bessern: die Satire und den Lobgesang, das gellende Lachen des Teufels und das Lächeln Gottes. Der satirische Dichter deckt die Blößen der Menschen auf, er macht ihn erröten und bekämpft sein Laster durch die Schande; der lyrische Sänger schafft im Gegenteil einen idealen Menschen, stellt ihn dem wirklichen vor und führt diesen so zur Tugend durch die herrliche Farbe, in der er jenen erscheinen läßt. Das heißt also: entweder den Schlamm aufwühlen und alle bösen Dünste aufsteigen lassen, oder den Himmel auftun mit Strahlenglanz und Wohlgerüchen. Der Zweck, wird man mir sagen, ist derselbe; es ist möglich, aber ... ich ziehe den Lobgesang bei weitem vor. Die Sache, von der ich möchte, daß jedermann davon überzeugt wäre, ist die: die Kunst soll vor allem nützlich sein, entweder direkt oder indirekt; sie ist der Gesellschaft so unerläßlich wie Essen und Schlafen, sie ist eine göttliche Wohltat, und wie ein Stern der Weisen auf der Stirn des Auserwählten, damit er die zweifelnde Menschheit aus dem Schlamm ziehe und in die blühende Ebene führe... Indem ich der Kunst einen so erhabenen Platz anweise, erhebe ich zugleich auch den Künstler... Der Künstler — Dichter, Maler, Bildhauer, Musiker — ist ein wahrer Hohepriester... Der Künstler will über dem Elend des Alltags schweben; er soll weder der Sänger des Lasters noch der politische Herold einer Epoche sein. Die Menschheit, das sei sein Buch, sein Ziel; er betrachte den Menschen, nicht die Menschen, er unterstütze den Schwachen und ermutige den Starken; daß er uns aber vor allem einen Gott über uns zeige, und uns mit der unsterblichen Seele die Hoffnung auf den Himmel gebe!‘ Man wird diese Phraseologie aus der Zeit, in der die Lust zu fabulieren über alles geht, nicht überschätzen, zumal Zola, dessen ganzes Wesen zum Pantheismus trieb, sich gleich darauf zu Lessings Religion bekennt und bei der Gelegenheit gesteht: ‚Ich bin übrigens in der Theologie so unwissend, wie in jeder anderen Wissenschaft.‘ Immerhin

ist es wichtig, dies zu wissen, wenn man die umstrittene Frage der Gutgläubigkeit prüft, wo der Verfasser der ‚Curée', des ‚Assommoir', der ‚Nana', von ‚La Terre' und ‚Germinal' später immer wieder versichert, er lasse sich bei der Darstellung der dunkelsten Seiten des Lebens nur von ‚moralischen Absichten' leiten. Wie bekannt, stammen die entsprechenden Vorwürfe nicht nur etwa aus den ‚reaktionären' Reihen. Gegen die Derbheiten von ‚La Terre', worin Zola das Landleben schildern will, erhoben seiner Zeit Schriftsteller wie Anatole France, Lucien Descaves, die beiden Margueritte usw. förmlich Protest. Schon vorher, als der zweite Roman der 20bändigen Serie der ‚Rougon-Macquart' erschien, befaßte sich der Staatsanwalt damit. Max Nordau behandelte Zola förmlich als ‚Erotomanen', und in der ‚Plume', einer berühmten Zeitschrift der jüngsten Schule, die mittlerweile eingegangen ist, setzte ein Kritiker die krassen Schilderungen in Zolas Romanen auf Rechnung kaufmännischer Absichten. Von diesen Zusammenhängen handeln mehrere Briefe. Man hatte ihm viel Sorgen damit bereitet, daß er durch das Gericht gezwungen wurde, mehrere Romanfiguren umzutaufen, da gleichnamige Zeitgenossen nicht damit identifiziert sein wollten. Er klagt über den Richter, der für ‚literarische und sentimentale Gründe' nichts übrig hat, und über die Unverständigen, die da meinen, es wäre nichts leichter, als einen Namen zu ändern: ‚Das ist ja der Tod der Persönlichkeit! Damit reißt man uns das Herz aus dem Leibe!' Besonders aber wehrt er sich gegen die Vorwürfe, die zu diesen Reklamationen direkten Anlaß gaben. So heißt es in einem Briefe an Louis Ulbach, den Leiter des Blattes, in welchem ‚La Curée' zu erscheinen begonnen hatte: ‚Unmöglich kann man mir vorwerfen, daß ich zu dick auftrage. Ich habe nicht einmal gewagt, alles zu sagen, was ich weiß. Die Kühnheit in der Schilderung, die man mir vorwirft, blieb mehr als einmal hinter den Dokumenten zurück, die ich besitze. Muß ich Namen nennen und Masken herunterreißen, um zu beweisen, daß ich Geschichtschreiber bin, und nicht den Unrat aufspüre... Schlüpfrig? Also immer wieder dasselbe Wort? Wenn Sie wüßten, wie dumm es mir vorkommt!' Und bei anderer Gelegenheit: ‚Man ist bloß befremdet durch die Form der Wirklichkeit, man kann eine Kunst, die nicht mehr lügt, nicht ertragen; darum der Abscheu vor Einzelheiten, die man im täglichen Leben ohne Widerwillen mit in den Kauf nimmt.' Indessen ist Zola vorsichtig genug, einer jungen Dame, die ihn fragt, warum denn der Vater ihr das Lesen seiner Bücher verbiete, zu antworten: ‚Gehorchen Sie Ihrem Vater! Er wird dazu Gründe haben, die ich nicht untersuchen will. Jeder Familienvater hat die strenge Pflicht, die Erziehung und Bildung seiner Kinder zu leiten, so gut er kann. Lassen Sie mich hinzufügen, daß meine Bücher für ein so junges Geschöpf wie Sie reichlich bitter sind. Wenn Sie einmal verheiratet sind, und Ihr Leben selber einrichten müssen, dann lesen Sie mich. Und ich wünsche, daß meine Bücher, so grausam sie sein mögen, Ihnen mindestens die Liebe zur Wahrheit und ein klein wenig Kenntnis des Lebens vermitteln!'

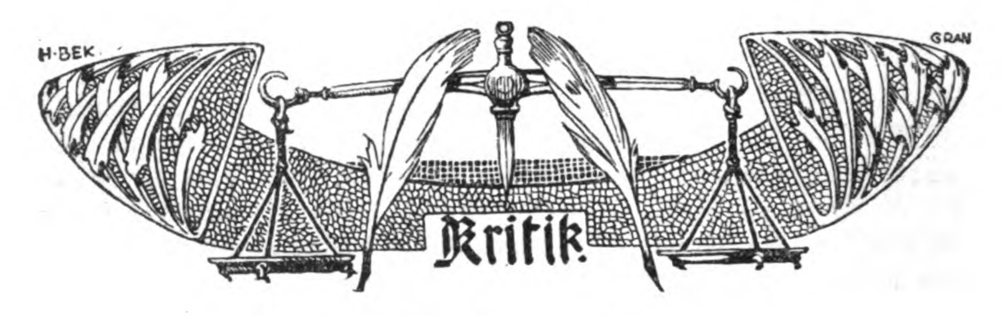
Angesichts der wiederholten Berufung auf die Wahrheit und die geschichtliche Methode darf daran erinnert werden, daß es sich dabei um eine ‚künstlerische Wahrheit', um eine durch allerhand Einflüsse bedingte Vision von den Dingen handelt. Mit Vorurteilen erfüllt ist der Schriftsteller z. B. nach Rom und vorher nach Lourdes gegangen, welche Stätten er zur Fertigstellung einer Trilogie besuchte, die mit Paris abschloß; was er fand, bestätigte nur diese Vorurteile. Er sammelt zwar eifrig ‚documents humains', aber wo sie mit seinen Theorien nicht übereinstimmen, stutzt er sie zurecht. Für Rom, wie für Lourdes ist ihm das nachgewiesen worden; an der Gnadenstätte wollte er z. B. auffällige Heilungen durch Suggestion erklären, und als bestimmte Fälle, die er daraufhin studierte, in anderer Richtung sich entwickelten, tat er ihnen Gewalt an, mit Rücksicht auf die Theorie, wie er nachträglich zugegeben hat. Solche ‚Korrekturen' mußten seinen Werken einen stark tendenziösen Beigeschmack verleihen. Erst nach dem Erscheinen des Romans über Lourdes hat bekanntlich die Kirche das Lesen von Zolas Büchern förmlich verboten. Und seither hat er sich in der öffentlichen Meinung, zumal infolge seiner Einmischung in die Dreyfuß-Affäre, zur Verkörperung aller Feindschaft gegen den Katholizismus ausgewachsen. Dem halte man gegenüber die Heftigkeit, mit der Zola im ‚Figaro' (Vergl. ‚Une Campagne 1880—1881') den Protestantismus bekämpfte. In einer Polemik gegen den protestantischen Publizisten Scherer vom ‚Temps' liest man da: ‚Nach dreihundert Jahren ist der Protestantismus zum Stein des Anstoßes geworden, ein Block, der auf den Weg des Fortschritts fiel, schwerer, ungeschlachter und gefährlicher als die Religionen, deren Vervollkommnung zu sein er sich schmeichelt... Heute wird sich der wissenschaftlich veranlagte Mensch eher mit dem Katholiken verständigen als mit dem Protestanten; er wird beim ersteren mehr Menschlichkeit und Geschmeidigkeit finden... Ich für meinen Teil ziehe die Katholiken vor, sie sind wenigstens Künstler... Frankreich, das dem Protestantismus stets Widerstand geleistet, wäre verloren an dem Tage, da es sich von ihm gewinnen ließe. Unsere Republik liegt heute mit den Katholiken im Streit; sie sollte sich mehr vor den Protestanten in Acht nehmen, die den Versuch machen, sich ihrer zu bemächtigen... Es wird kommen der Tag, wo sie als furchtbares Hindernis auf dem Wege liegen und mit Gewalt niedergeschlagen werden müssen...' In den Briefen erinnert hieran zwei Jahre später die Wendung, die er Alphonse Daudet gegenüber gebraucht, nachdem er dessen ‚Evangéliste' gelesen: ‚Ich habe die Beobachtung gemacht, daß der Protestantismus in der Literatur zum Unheil ausschlägt.'

Reichliche Notizen finden wir in den Briefen weiter über seine literarischen Pläne und das Schicksal seiner Romane, wie auch manches über seine Lebensweise. Die Romane erschienen immer zunächst als Feuilleton einer Zeitung. Wir lesen wiederholt, wie der Autor Freunde und Kritiker anfleht, mit dem Urteil über das Werk zu warten, bis es vollständig vorliegt, da seine Art in die Breite gehe, ein Bruchstück also keinen Mastab abgeben

könne und weil er die Feuilletons außerdem wieder überarbeite. Aber materielle Rücksichten und das Reklamebedürfnis nötigten ihn zum Tagesverschleiß. Der Sechsundzwanzigjährige erhielt vom Verleger 10% und von der Zeitung 15—20 Ctms pro Zeile; als Bücherkritiker bekam er damals außerdem noch 500 Frc. pro Monat. Das waren schon fürstliche Verhältnisse im Vergleich mit den schwierigen Anfängen sechs Jahre vorher, von denen uns freilich die Briefe kein besonders düsteres Bild geben; aus diesen spricht nur stählerne Energie und brennender Ehrgeiz, vor allem aber das unverwüstliche Selbstvertrauen des Mannes, der weiß, daß seine Stunde schlagen wird. Später erlebten seine Bücher ungeahnte Auflagen und sie folgten Schlag auf Schlag. Die Veröffentlichung in Feuilletonform hatte das Gute, daß die Stimmung schon gemacht war, wenn nun das Buch erschien; die üblichen Maueranschläge der Zeitungen taten ein übriges. Bald lesen wir, wie Zola einen Freund auffordert, für entsprechende Besprechungen zu sorgen, bald hören wir ihn auffahren wegen der unfähigen Kritik. Den Journalismus hat er stets hochgeachtet; er hat ihm viel zu verdanken. ‚Ich brauche die Massen und versuche an sie heranzukommen, wie ich eben kann, ich riskiere alle Mittel, um sie in meine Gewalt zu bringen‘. So schreibt der Siebenundzwanzigjährige, dem man einen Schauerroman ‚Les mystères de Marseille‘ vorwirft. Im Besitze des Ruhms, zwanzig Jahre später, versichert er: ‚Je älter ich werde, desto mehr sehne ich mich darnach, nicht volkstümlich zu sein, und nach Einsamkeit.‘ In der Nähe von Paris, auf dem Landgut von Médan, hat er sich häuslich niedergelassen, und nur Sorgen um die Gesundheit seiner Frau oder, während der Dreyfußhändel, die Flucht nach England bringen ihn vorübergehend von hier fort. Der Brief mit dem letzten Datum geht auf den 8. August 1902 zurück; er zeigte darin seinem musikalischen Mitarbeiter, Alfred Bruneau, das Erscheinen des Romanes ‚Vérité‘ in der ‚Aurore‘ an und meldete, die Veröffentlichung werde bis zum 20. Januar 1903 dauern. Anfangs Oktober setzte des Schicksals Tücke seiner Laufbahn ein jähes Ende. Der Roman, den er auf ‚Vérité‘ folgen lassen wollte, blieb unvollendet: ‚Justice‘ sollte er heißen. Seinem künstlerischem Ruhme hätte das Bild kaum was hinzugefügt; aus dem Vorhergehenden ist ersichtlich, wie Zola, der früher alle Koterien von sich wies, mehr und mehr von der Parteileidenschaft sich unterjochen ließ. Auch hier folgte er einem heftigen Temperament, das an seinen Leistungen schuld ist, wie an seinen Verirrungen; die christliche Weltanschauung, die es hätte mäßigen und das Verantwortlichkeitsgefühl hätte wecken und stärken können, war ihm fremd.

Thomas Seltz.





Neue Romane.*

Es sind in den letzten Jahren allerlei Bücher erschienen, die von der Kindheit und Jugend handeln, nicht um von einer glücklichen, unbewußten Spanne Lebens rückwärts schauend zu erzählen, sondern um Eltern und Erzieher und mehr als diese die Methode anzuklagen, nach der man die Jugend behütet und belehrt hat. Auch Hermann Hesse hat seinen Lesern früher schon mit ‚Unterm Rad‘ ein Buch gegeben, in dem sie in der gequälten Seele eines Schülers den schweren gymnasialen Druck, der auf ihm lastet, mitempfinden mußten; daneben mutet des Dichters neue Gabe, die eigentlich eine alte und ein echtes Jugenddokument ist, ungemein reizvoll an. Es sind die neu gedruckten ‚Schriften und Gedichte‘ des verstorbenen Hermann Lauscher (S. Fischer, Berlin 1908), unter welchem Pseudonym Hesse im Jahre 1900 diese Jünglingsträume in Basel fast nur für seine Freunde drucken ließ. Auch dieser Neudruck ist im wesentlichen nicht für das große Publikum, sondern für die Freunde des Dichters, deren Kreis freilich inzwischen weit geworden ist, berechnet; Hesse selbst sagt in der Vorrede sehr schön, daß der Wert des Büchleins im Ausdruck, im Rhythmus, in der Gebärde bestehe; und wirklich ist es der reine Ausdruck und die selbstverständliche Gebärde einer echten, jugendlichen Dichterseele, voll Sehnsucht, Schönheit und Leiden an der Welt.

‚Wenn jetzt noch die Kindheit zuweilen an mein Herz rührt, so ist es als ein goldgerahmtes, tieftöniges Bild, an welchem vornehmlich eine Fülle laubiger Kastanien und Erlen, ein unbeschreiblich köstliches Vormittagssonnenlicht und ein Hintergrund herrlicher Berge mir deutlich wird.‘ In diesen Blättern, die von der Kindheit handeln, nimmt die Erinnerung an die heimatliche Landschaft — eine Wiese, die irgendwo nahe dem Elternhaus gelegen war, ein besonderer Grasduft, ein Blick in die Rheinebene — fast einen breiteren Raum ein als die Schilderung der frühesten Schicksale, die Erlebnisse mit Vater und Mutter; dennoch heben sich diese beiden Gestalten vom Hintergrund der süddeutschen Heimat edel und fest umrissen ab, — am deutlichsten wie der Knabe eines Abends ihnen nach über die abgemähten Felder geht, und beide innig umschlungen der untergehenden Sonne und von dieser umstrahlt, entgegenschreiten.

Je mehr der Einfluß der Schule die harmonischen Eindrücke im Elternhaus zurückdrängt, um so dunkler steigen schon die Schatten und Stimmungen von ‚Unterm Rad‘ auf; freilich gewinnen sie in Hermann Lauschers Aufzeichnungen keine Übermacht. ‚Es widerstrebt mir, einige dieser Bitternisse aufzuzeichnen; meine Erinnerung irrt in dieser Zeit der verwelkenden Kindheit und erwachsenden Jünglingszeit befangen und bedrückt umher.‘

---

* Herm. Hesse: Hermann Lauscher. — Hans von Kahlenberg: Der liebe Gott. — Joh. Schlaf: Der Prinz. — Ludw. Detter: Gertrud Baumgarten. — M. Scharlau: Gesa Plitt. — Walter Ziersch: Zwei Brüder.

Diesen Blättern ‚Meine Kindheit' folgt eine Tübinger Erinnerung ‚Die Novembernacht', und dieser ein Jugenderlebnis, genannt ‚Lulu'; beide zeigen deutlich, in welcher Periode deutscher Literatur der junge Hermann Lauscher sich heimisch gefühlt hat: sie sind ganz aus romantischem Geiste geboren, und wäre die letztere nicht schon dem Gedächtnis E. T. A. Hoffmanns gewidmet, so würde sie doch jeder als von ihm inspiriert ansprechen; auch die Art, in der weiche, lyrische Verse in die Prosa hineingewoben sind, verleugnet die innige Vertrautheit mit Eichendorff, Arnim und Brentano nicht.

‚Schlaflose Nächte' heißt das nächste und vielleicht schönste Stück dieser Sammlung, Nächte, in denen die Gestalt des verstorbenen Hermann Lauscher mit dem Dichter Hermann Hesse wunderlich mystisch verschmilzt, in denen Träume und Erinnerungen die Bedeutung von Visionen gewinnen. ‚Kennt ihr die Muse der Schlaflosigkeit?' — Wer wäre ein Dichter und kennte sie nicht! Den Schluß des Büchleins bildet außer ein paar Gedichten das Basler Tagebuch; jetzt kennt man schon die Stimmungen des jungen Dichters; seine Fragen ‚rühren an alles Wichtige, Ernste und Beglückende, an den Tod, an die Sterne, an das Wunde. Auf die letzten Fragen gibt kein Wort mehr Antwort ....'

Eine jener Kindheitsgeschichten, die Eltern und Erziehern ihr Mißverständnis der Kinderseele vorhalten wollen, ist ‚Der liebe Gott' von Hans v. Kahlenberg (Vita, Berlin). Das Geleitwort lautet: ‚Dies Buch versucht das Erlebnis einer Kinderseele aufzuzeichnen. Es wendet sich, rückwärtsschauend niedergeschrieben, nicht an Schüler oder Unreife, sondern an erwachsene Menschen, an die Erzieher und die Lehrenden. Wenn es in ihnen Nachdenken, Kraft und Güte weckt, hat es seine Bestimmung erfüllt.' Wohl ist dieses Buch dazu angetan, Nachdenken zu erwecken, wenn auch nicht jeder Erzieher, der seine eigenen Wege und Ziele an ihm nachprüft, die darin gegebenen Richtlinien gutheißen wird. Da es den Titel ‚Der liebe Gott' — in Gänsefüßchen — führt, zudem mit der schulmäßigen und die elfjährige Martina Voggesandt nicht befriedigenden Bibelerklärung anfängt, und mit der Konfirmation Martinas, bei der diese empfindet, daß zwischen ihr und der versunkenen Welt der Kindheit das Band durchschnitten ist, endet, darf man wohl die Frage der religiösen Erziehung und deren Mißbilligung als Haupttendenz des Buches ansprechen. Die Vorgänge spielen sich in einem vornehmen Stift ab, dessen Äbtissin, Gräfin Molsheim, als eine tapfere, sympathische, ‚aber' fromme Frau geschildert wird, für die die Bibel und Martin Luther die Pole der Welt bedeuten; sie glaubt, alle Zweifel und Verfehlungen der Kinder durch liebevollen, christlichen Zuspruch aufklären zu können, womit sie auch bei den Bescheideneren und Dümmeren einen guten Erfolg erzielt, während die Begabteren, besonders Martina, auf Widersprüche zwischen Leben und Lehren stoßen und sich innerlich gegen die ‚Erziehung zur Lüge' empören. Den einzigen positiven Beitrag zu einer Erziehung, die jungen Gemütern das Ihre nicht verkürzen würde, liefert der Stiftspfarrer Baumann, indem er den Aphorismus ausspricht: ‚Erziehung ist begriffene Natur.' ‚Erziehung ist überwundene Natur' würde die Gräfin Molsheim christlicher Weise sagen und versucht deshalb, die natürlichen Triebe zu bändigen. Es fragt sich, wenn erst etliche Generationen nach dem Grundsatz der begriffenen Natur erzogen wären, ob sich nicht — nach dem Vorbild der französischen Revolution — die Notwendigkeit herausstellen würde, ‚den lieben Gott' durch Mehrheitsbeschluß im Stift wieder einzusetzen. Die Fortsetzung von Martinas Lebensschicksal ist in Vorbereitung und heißt: ‚Sünde'. ‚Der liebe Gott' ist ein geistvoll geschriebenes

Buch; die Stiftsdamen sowie die Schar der Zöglinge sind außerordentlich lebenswahr und ohne jede Karikierung gezeichnet; das Hauptinteresse konzentriert sich auf Martina, die wie eine kleine Märtyrerin der Wahrheit und unverstandenen Keuschheit vor uns steht. Es versteht sich von selbst, daß auch die Frage der sexuellen Aufklärung ihren Platz in diesem Buche hat, und daß Martina aus der Verheimlichung der Lebensvorgänge, die man im Stift für nötig hielt, besondere Leiden erwachsen.

* * *

Es liegen drei Romane vor mir, die alle ein Menschenleben von den Tagen der Kindheit an bis zur Höhe verfolgen, doch muß man, will man sie alle genießen, den künstlerischen Maßstab immer, eh' man zum nächsten greift, um ein Bedeutendes zurückstellen. ‚Der Prinz' von Johannes Schlaf (G. Müller, München 1908) ist das Werk eines großen und reifen Künstlers, ‚Gertrud Baumgarten' von Lud. Detter nur nach großem Abstand vom ‚Prinzen' zu nennen, aber doch ein erfreuliches Buch, mit vielen epischen und menschlichen Qualitäten, und endlich ‚Gesa Plitt' von M. Scharlau, eine Konvertitengeschichte, die zwar sehr gut gemeint ist, mit Kunst aber nicht mehr viel zu schaffen hat.

‚Der Prinz' ist ein solcher nicht nach seiner Geburt, sondern nach seiner Natur; im Leben führt er den sehr unprinzlichen Namen Jürg Deubel und kommt als Sohn eines Müllers zur Welt. Dieser Prinz entdeckt in sich ein ganz mystisches und unbesieglich starkes Weltgefühl, ein Gefühl für die Harmonie der Sphären, für die Allbeseeltheit der Natur; zum ersten Male geht es ihm auf, als er in seiner Thüringer Heimat über dem Geländer einer kleinen Brücke lehnt, und in den darunter hingleitenden, sanften Fluß hinunter sieht. ‚Der Wind hatte sich jetzt etwas gelegt. Nur die Wipfel der himmelhohen, schwarzgrünen Tannenwand hielten ihr feierliches, hohes, donnerndes Brausen, das sich in heimlichen, endlosen Tiefen verlor. Jürg versank in diesen Ton, diesen hohen Rätselston, ohne sein Auge von der still gleitenden Flut unten abzuwenden .... Der Ton ist das, was man nicht wissen kann, denkt er. Der Ton ist Gott. Der Ton ist überhaupt ewig und hört nie auf. Der Ton ist über allem. Damals war der Prinz noch ein Knabe; aber als er seine biologischen Studien schon fast vollendet hat, findet er für das ihn beherrschende Weltgefühl auch keinen anderen Ausdruck als jenen mystischen des ‚Tons' .... ‚Etwas Musikalisches also? und ich bin eine wissenschaftliche Natur? Liegt da nicht eine Dilemma? Was dürfte gerade heute ein Wissenschaftler weniger sein als ein Musiker? — Darf er's überhaupt sein? O, er muß es sogar! Aber wer wäre denn, der das heute verstünde! Darwins große Idee ist musisch; Häckels Stammbaum der organischen Reihen ist musisch. Mayers Gesetz von der Erhaltung der Kraft ist musisch. Helmholtz' ‚Handbuch der physiologischen Optik' und seine Lehre von den Tonempfindungen' sind musisch .... Ein anderer Dichter (Ludwig Jakobowsky), der auch den ‚Ton' gehört hat, sagt von ihm:

‚Es kam ein Ton, der fern herüberschrie
So voll, als wär' er selbst schon Melodie.
Zur Dämmerstunde schwang er sich herein,
Da ward ich sein, da ward er völlig mein.
Nun schwebt er um mein Leben aufgestört
Niemals begriffen, und doch stets gehört ...'

So aufgestört, schwebt der Ton auch um das Leben des Prinzen, und den unbegriffenen, stets gehörten auf dem Wege wissenschaftlicher Erkenntnis begreifen

zu lernen ist der Sinn seines Daseins. Oft mißtraut er der Wissenschaft. Wie, wenn sie in einem fürchterlichen Wahnsinn befangen wäre, indem sie durch beständige, zerteilende Vivisektion des Unteilbaren dieses in seiner Reinheit finden will!? Und dennoch! Die exakte Wissenschaft hat recht, und wird durch alle Zerteilungen zu den letzten, wahrsten und unteilbaren Atomen, als zu dem einzigen und obersten Formcharakter hinleiten. Wirklich hält der Prinz die reife Frucht seiner Spekulationen in Gestalt einer neuen, genialen Rasseidee eines Tages in der Hand und findet damit den dunklen Drang, der ihn bisher getrieben hat, aufgehellt und bestätigt. Auch im übrigen kann er sich getrost auf seine unbewußten, treibenden Gefühle verlassen, da sie ihn — dafür ist er ein Prinz — mit unfehlbarer Sicherheit ans Ziel bringen. Zu diesen Grundgefühlen seines Lebens gehört auch die Liebe zu Irmelin, einer Baroneß von dem seiner väterlichen Mühle benachbarten Rittergut; während er eigentlich nichts zugunsten dieser Liebe unternimmt, weder versucht, sie zu verwirklichen, noch auch um sie bewußt zu empfinden, lebt er doch so unbedingt durch dieses Gefühl geleitet dahin, daß das Mädchen ihm zur rechten Zeit in die Arme sinkt, wo er sie dann freilich festzuhalten weiß. — Es ist kein Zufall, daß Johannes Schlaf seinen Prinzen ein Thüringer Kind sein läßt; Thüringen erscheint dem Dichter so recht die Stätte, an der deutsche Götterlieblinge geboren werden, ‚So ein Thüringer Tal! — Thüringen ist das Herz Deutschlands; das warme Herz Deutschlands, aus dessen Pulsschlag immer wieder die großen Erneuerungen deutscher Kultur hervorgeblüht sind. Minnesang, Luther, der die Sprache Deutschlands wiedergebar, und Goethe, der sie ihren Vollendungen zuführte .... Nichts ist köstlicher in aller Welt als ein Thüringer Wiesental! Durchwandere es mit einem heimatwarmen deutschen Herzen und du begreifst, daß Thüringen das Herz Deutschlands, daß es die Wiege seiner Kultur ist.‘ Aber es wäre nicht wohl möglich, aus diesem Buche die schönsten, einleuchtendsten oder die am zartesten empfundenen Hymnen an die Natur auszuwählen und wiederzugeben; das Ganze ist ein hohes Lied monistischer Weltanschauung, aber von einem Dichter gesungen, dem keine noch so geringfügige oder auch scheußliche Wirklichkeit, und keine noch so abgrundtiefe oder himmelhohe Mystik fremd ist.

Während aber der Prinz nicht etwa deshalb Monist ist, weil Johannes Schlaf Leben und Wesen eines solchen deutlich machen will, sondern weil er eben so ist, drängt sich in Ludwig Detters Roman ‚Gertrud Baumgarten‘ (Singer, Straßburg i. E.) doch die Tendenz, das Streben einer modernen Frau vorbildlich hinzustellen, auf eine unkünstlerische Weise hervor. Auch Gertrud Baumgarten glückt im Leben — bis auf die Liebe — alles; aber sie schreitet nicht wie der Prinz, von dem uns alle Menschen, die ihm nahe stehen, versichern, daß er ein ‚Dussel‘ sei, nachtwandlerisch dahin, sondern sie verdankt jeden Erfolg ihres tapferen Lebens ihrem Willen und ihrer Arbeit.

Gertrud Baumgarten ist ein viel gerühmtes Buch; und in der Tat werden die darin vorgetragenen Anschauungen über Mädchenerziehung und Ehe jeden ernsten Menschen aneifern bei dem großen Werke unserer Zeit mitzutun, das Weib durch eine edle Bildung von manchen Ketten zu befreien, die einseitige Männerkultur ihm geschmiedet hatte. Freilich bedarf es einer gewissen Geduld, sich in den Stil des Buches hineinzulesen; die allzu reiche Verwendung des Genitivs, sowie die bis zur Ermüdung gehäuften Jean Paul'schen Parenthesen, erschweren besonders in den ersten hundert Seiten den Genuß auch der vielen, epischen Schönheiten, der überall verstreuten, reifen Lebenserfahrungen, sowie des überlegenen

Humors, von alle dem die Sprache Ludwig Detters geradezu strotzt. Man lese und ‚genieße‘ folgenden Satz: ‚Eine mächtige Hiebnarbe, deren Beginn sich unter dem rechten Ohrläppchen zu verstecken suchte, und dann aber aller Welt offenkundig in kühnem Schwunge und tief gefurcht die ganze rechte Wange durchquerte bis zum Lachwinkel des Mundes, um von da in tollem Übermute plötzlich nach oben abzuspringen — fast rechtwinklig, im Zickzack und in seinem Ausgange unter dem rechten Nasenflügel sich duckte — als sollte Anfang und Ende verdeckt bleiben — wie das so bei manch anderen Dingen in der Welt gehalten wird — diese Hiebnarbe war es, die Wange stauend, welche den Schein erweckte, als liege ein versteintes Lächeln auf der rechten Wange des Paters Quardian; . . . .‘ (folgt etwa eine Viertel Seite, dann, immer noch von der Hiebnarbe) . . . . ‚Sie glich, wenn absolut ein Vergleich hereingezogen sein soll . . . . dem packenden, überraschenden Denken und Phantasie anregenden Titel eines neuen, sinnenfällig ausgestatteten Buches.‘ Wenn man nun bemerkt, daß dieser Pater Quadrian überhaupt im ganzen Roman nicht wieder verkommt, so muß man doch finden, daß die Langmut des Lesers für seine Hiebnarbe allzu reichlich in Anspruch genommen ist. Glücklicherweise wird aber diese Manier des Stils in der Folge aufgegeben, und Gertrud Baumgarten tritt mit ihrem Glaubensbekenntnis: ‚Es gibt nur ein Recht, das Recht der Kraft, die der Gute lebend schafft; es gibt nur einen Maßstab für den Wert eines Menschen: seine Arbeit‘ — in den Vordergrund; als Folie, von der sie sich wirkungsvoll abhebt, dient ihr die übliche Tagdieberei der jungen Mädchen höherer Gesellschaftskreise, die in diesem Buch denn auch äußerlich — von der selbstverständlichen inneren Leere abgesehen — auf der ganzen Linie zum Zusammenbruch führt. Gertrud Baumgarten entwickelt sich indessen von der armen, Kostgelder erhaltenden Präparandin und Seminaristin zur tüchtigen Lehrerin und endlich Vorsteherin eines Mädchenpensionates, das in freier Natur gelegen und mit allerlei landwirtschaftlichen Kulturen verbunden ist; auf diesem Lebenswege wird ihr Mädchenherz mehrfach von Liebe und Leidenschaft beunruhigt; freilich wirkt die ‚heilige Leidenschaft‘ zu dem Jugendgespielen Fridolin Ambach nicht ganz überzeugend; die allzu vernünftigen Gründe für einen gegenseitigen Verzicht erregen doch den Zweifel, ob die Liebe dieser beiden Menschen wirklich stark wie eine Naturgewalt gewesen sein möchte? Indem sich Gertrud Baumgarten schließlich mit ihrem Mitarbeiter am Wohl der Menschheit Dr. Asen verheiratet, wird noch ein Exempel dafür statuiert, daß die Frau in der Ehe ihren mit einem Stück Leben errungenen Beruf nicht aufgeben solle, daß die Behörden — wo sie in Frage kommen — ihr dazu behilflich sein müßten, wobei freilich von der Komplikation abgesehen wird, daß sich alsbald eine fröhliche Kinderschar mit allen Hindernissen für die Mutter, einen Beruf auszuüben, einstellt. ‚Gertrud Baumgarten‘ ist ein lehrreiches Buch, voll von schönen Gedanken über ‚begriffene Natur‘ und vollwertiges Menschentum; dabei wird dem Feministen gelegentlich eine kleine Erbauung, dem Antifeministen ein kleiner Greuel beschert; z. B. trägt sich das junge Ehepaar Asen-Baumgarten folgendermaßen in das Fremdenbuch eines Hotels ein: ‚Frau Dr. Gertrud Baumgarten-Asen, Vorsteherin der Allgemeinen Töchterschule, — Dr. med. Asen‘ — es läßt sich nicht leugnen, daß Dr. Asens Name sich recht bescheiden unter dem dominierenden seiner Gattin ausnimmt.

‚Gesa Plitt‘ von M. Scharlau (Bachem, Köln) ist die Geschichte eines unehelich geborenen Kindes, das unter den qualvollsten Verhältnissen etwa sein zehntes Jahr erreicht, und dann von einer frommen, evangelischen Pfarrfrau auf-

genommen und gut erzogen wird; diese Pflegemutter neigt zum Katholizismus und hinterläßt Gesa ihre unerfüllte Lebensrichtung als Vermächtnis. Bis nun freilich die Konversion in Gesa zustande kommt, muß sie zuvor die Bitterkeit verlorener Liebe kennen lernen — sie liebt einen adeligen Offizier, der sie wegen des Makels ihrer Geburt nicht heiraten kann, — sie muß zuvor Diakonissin werden, und zum Morphium greifen, das ihren sittlichen Willen vollständig untergräbt und sie bis an den Rand des Selbstmordes führt; — in dieser Nacht findet sie die katholische Kirche, zu der sie sich, nachdem sie körperlich und geistig gesund geworden ist, ganz bekennt, und mit deren Hilfe sie ein neues, nunmehr gefestigtes Leben anfängt. Alle Freunde des in reicher Fülle dargebotenen Stofflichen und Erbaulichen werden an dem Werke ihre Freude finden.

* * *

‚Zwei Brüder', Roman von Walter Ziersch (R. Piper, München). Fritz Brunau, derjenige der beiden Brüder, der in seiner liebenswürdigen, scheinbar bevorzugten Art schließlich von dem eisernen Charakter des anderen — Hermann — zerrieben wird, schreibt auf das Blatt Papier, das er bei seinem Selbstmord hinterläßt:

‚Dir, lieber Freund, sende ich die besten Grüße! Ich habe mal gelesen, daß der Mensch sein Schicksal wie einen gepackten Reisekorb mit auf die Welt bringe. Nun wohl, ich habe auf dem Boden meines Koffers einen geladenen Revolver gefunden! Ich suche den Frieden!'

Die Idee der Ohnmacht des Menschen, der, ob er sich wehrt oder nicht, unwiderruflich seinem Schicksal verfallen ist, gewinnt durch den verhaltenen Stil des Dichters, der ohne Pathos das Leben selbst reden läßt, eine um so größere Kraft über den Leser. Man ist versucht, das Vorbild zu diesem Roman in Fontanes unsterblicher Effie Briest zu vermuten, wo die Menschen so ganz ohne moralisierende Nuance unschuldig-schuldig vor uns stehen, und wir endlich nur mit Frau von Briest sagen können: ‚Das ist ein weites Feld.' Auch bei den beiden Brüdern verspüren wir keine Lust über ihr Benehmen zu Gericht zu sitzen; daß Fritz in seiner Schwäche die väterliche Fabrik bis hart an den Ruin herunterwirtschaftet, daß Hermann, der im väterlichen Testament sowie in der Zuneigung seiner Familie Zurückgesetzte, durch die Vereinsamung stark wird, daß er dem mit menschlichen Erfolgen verwöhnten Bruder sogar die Liebe seiner Braut abspenstig macht, und Fritz zum Revolver greift, — dieses alles haben die Brüder wohl wirklich so und nicht anders in ihren Reisekörben vorgefunden.

Ilse von Stach.





Zur Trennung von Kirche und Staat.

Seit Alexander der Große den gordischen Knoten durchhieb, ist die Neigung der Menschen gewiß nicht geringer geworden, schwierige Verwicklungen mit einem Schlage zu lösen. Zum Schwerte freilich greift man nicht mehr so unbedenklich, aber Zunge und Feder sitzen um so lockerer und sind allzeit bereit, mit billigem Schlagwort rasche Entscheidungen herbeizuführen oder wenigstens vorzutäuschen. So fehlt niemals dann, wenn irgendwo Spannungen und Reibungen zwischen staatlicher und kirchlicher Ordnung sich zeigen, der bündige Ruf nach der ‚Trennung von Kirche und Staat', und eigentümlicherweise begegnen sich in diesem Verlangen jeweils verschiedenst gesinnte Kreise, zumal gerade die Extremen zur äußersten Linken und Rechten. Das haben wir in jüngster Zeit auch wieder in Deutschland erlebt, als diejenige Maßnahme, die bei uns den ersten Schritt zur Trennung von Staat und Kirche bedeuten würde, nämlich die Ausscheidung der theologischen Fakultäten aus den Hochschulorganismen, durch einige ‚Fälle' aufgeregten Gemütern sich nahe legte; und auch an solchen Leuten, die gerne gleich im ganzen Schulwesen die Konsequenz gezogen hätten, hat es nicht gefehlt und wird es nicht fehlen. Es war daher eben im richtigen Augenblick, daß der Berliner protestantische Kirchenrechtslehrer Prof. Dr. Wilhelm Kahl zum Gegenstand seiner Rektoratsrede* die Trennung von Kirche und Staat wählte, nicht um die Frage allseitig zu erschöpfen und zu entscheiden, sondern vor allem, um ihren Begriff einmal eingehender zu klären und schärfer zu bestimmen, als dies manchem schlagwortfreudigen Zeitungsschreiber und -Leser erforderlich zu erscheinen pflegt. Auch Kahl geht davon aus, daß in der kurzen Formel ‚Trennung von Kirche und Staat' die dem Gesetzgeber erwachsenden praktischen Aufgaben nur irreführend verschleiert sind:

> ‚Als ob es nur eines willkürlichen Eingriffs des Gesetzgebers bedürfte, um zwei störend verbundene Glieder am Volkskörper durch einen scharfen Schnitt in die richtige Lage zu bringen. So einfach liegt die Sache nicht. Was man so Trennung nennt, ist nicht ein absolutes kirchenpolitisches System, sondern nur ein relativ durchführbarer Auseinandersetzungsprozeß auf dem Boden der allgemeinen Grundverhältnisform der Verschiedenheit von Staat und Kirche im Gegensatz zu deren Einheit. Die Durchführung selbst ist daher überall eine Frage von Art und Maß. Die Bedingungen dieser Art- und Maßbestimmung aber sind nicht allgemeiner Natur oder Gültigkeit, sondern allein aus der Eigenart konkreter Staats- und Kirchenwesen zu gewinnen. Für keinen Staat der Welt gibt

---

* Abgedruckt in der ‚Internationalen Wochenschrift', Jahrg. 2, Nr. 43.

es in dieser Sache das Vorbild eines anderen. Ganz im besonderen nicht für das Deutsche Reich.'

Allen allgemeinen und speziellen Bestimmungen der einschlägigen Rechtsbegriffe schickt Kahl zunächst ein wesentliches Ergebnis voraus:

,Nirgends und nie kann Trennung absolute Zusammenhanglosigkeit bedeuten. Von tiefer gelegenen Gründen noch abgesehen, schon darum nicht, weil beide, der Staat und die Kirchen, aus denselben Menschen bestehen. Die Einheit der sittlichen Persönlichkeit wirkt notwendig verbindend auf die Mitgliedschaft hier und dort zurück. Aber auch darum nicht, weil alle menschlichen Organisationen an irgendeinem Punkte notwendig von dem höheren Organismus, dessen Glieder sie sind, rechtlich bestimmend ergriffen werden. Die Aufgabe kann also keine andere sein, als Ermittlung des Mindestmaßes der an sich unvermeidlichen Rechtsbeziehungen zwischen Staat und Kirche im ganzen und in ihren einzelnen Gliedern.'

Wichtiger als die theoretische Bestimmung des möglichen Mindestmaßes der staat-kirchlichen Rechtsbeziehungen erscheint alsbald die faktische Feststellung, daß in keinem einzigen Kulturstaat der Welt dieser Trennungsgedanke je folgerichtig durchgeführt worden ist. Über einige typische Regelungsformen möge uns Kahl ausführlicher belehren. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika gelten gemeinhin als das große und ursprüngliche Vorbild der Trennung. Auf zwei Grundzüge lassen sich die dortigen Einzelverhältnisse reduzieren:

,Fürs erste: keine Trennung des Staates von der Religion. Die Sitzungen des Bundeskongresses und vieler Einzelkongresse werden mit Gebet eröffnet. Der Präsident und die Regierungen der Einzelstaaten haben das Recht zur Anordnung von Dank- und Bußtagen. Es besteht, beschränkt allerdings im neuesten Entwurf, ein weitgehender strafrechtlicher Schutz der Religion, auch gegen Gotteslästerung. Die bürgerliche Sonntagsheiligung ist allgemein, vereinzelt fast noch puritanisch. In den staatlichen Organisationen des Heeres, der Marine und kultureller Anstalten ist Vorsorge für Religionspflege getroffen. Die Ehe kann gültig in kirchlicher Form geschlossen werden. Die Volksschule kennt keinen Unterrichtsgegenstand der Religion, aber die Bibel spielt eine große Rolle, und vielfach wird der Unterricht mit religiösen Akten begonnen. Die meisten Verfassungen bringen einleitend in irgend einer Wendung Notwendigkeit und Wert der Religion zum Ausdruck. Man betet an sehr verschiedenen Altären. Aber daß es an einem geschehe, wird vorausgesetzt. . . . Der zweite charakteristische Grundzug: die völlige Ausschaltung des Kirchenwesens aus dem öffentlichen Recht. Jede Berührung kann sich nur auf dem Boden des bürgerlichen Rechts vollziehen. Auf ihm tritt allein die Korporation als vermögensrechtliches Subjekt dem Staat entgegen. Die hinter ihr stehende Bekenntnisgemeinschaft, die Kirche, kennt er nicht. Die Berührung auf bürgerlich-rechtlichem Gebiet tritt an dreifacher Stelle auf. Erstmalig beim Erwerb der juristischen Persönlichkeit. Hierfür besteht nicht nur die Freiheit der Wahl unter allen Formen des gemeinen Rechts, sondern vielfach noch die sonderrechtliche Ausgestaltung einer Form, welche dem Bischof mit vier Geistlichen und Laien Korporationsrechte gibt, ja das Institut der „corporation sole“, welches den Bischof allein zum Träger des Kirchenvermögens befähigt und durch Übergang auf den Amtsnachfolger seinen stiftungs-

mäßigen Dauerbestand verbürgt. Eine Berührung ist weiter möglich durch privatrechtliche Beschränkungen: unter diesem Gesichtspunkt stehen die Amortisationsgesetze und etwa der Rechtssatz im Staate New-York, daß eine Korporation religiöser Zweckbestimmung gerichtlicher Genehmigung zur Veräußerung oder hypothekarischen Belastung von Grundeigentum bedarf. Eine Berührung ergibt sich zuletzt aber und namentlich bei vermögensrechtlichem Streit. Hierüber entscheiden die ordentlichen Gerichte. Mit der Verwaltungsorganisation des Staates kommt die Korporation überhaupt nicht in Zusammenhang. Konflikte zwischen Staat und Kirche im Sinne unserer Vorstellung kann es hiernach allerdings nicht geben. Alles spielt sich in den Formen bürgerlichen Rechtsstreites ab. Aber freilich mit zwei Folgerungen der Rechtsprechung, welche diejenigen beachten wollen, welche von einer Trennung jede Befreiung des Staats von der Gebundenheit an das Kirchenrecht oder umgekehrt jede Freiheit der Kirche von staatlichem Einfluß auf Lehre und Dogma erwarten. Klagt ein wegen Irrlehre abgesetzter Geistlicher aus seinem bürgerlich-rechtlichen Anstellungsvertrag, so wird von den Gerichten gleichwohl die Entscheidung der geistlichen Behörde als bindend angesehen. Spaltet sich die Gemeinde in eine strengere und freiere Richtung, so bleibt nach fester Judikatur diejenige im Eigentum des Kirchenvermögens, welche die alte Lehre beibehalten hat. Darüber entscheiden wieder die Gerichte. Es ist der innerlichste Punkt, an welchem auch bei Trennung eine Verbindung von Staat und Kirche nicht auszuschalten ist. Daß die Lehrstreitigkeit hier nur als Präjudizialpunkt für Vermögensansprüche auftritt, ändert die Form der Instanz, nicht das Wesen der Sache. Trennung kann niemals Zusammenhanglosigkeit von Staat und Kirche sein.

Wie der amerikanische Staat und seine Zukunft sich dabei befinden, bleibe dahingestellt .... Die Kirchen selbst haben alle Ursache zur Zufriedenheit. In ihrem Rechtsleben durch staatliches Wohlwollen vollkommen frei, unbehindert in der vollen Entfaltung der in ihnen gelegenen geistlichen und wirtschaftlichen Kräfte, dabei getragen von allgemein religiöser Stimmung und Opferwilligkeit, führen sie im Schatten unscheinbar privatrechtlicher Existenz ein blühendes öffentliches Leben als wahre Volkskirchen. Die protestantische Kirche allerdings geschieden in zahlreiche rechtlich getrennte Denominationen, wiewohl ohne Einbuße an religiöser Stärke; die katholische Kirche aber kraft ihrer Assimilationsfähigkeit an alle Rechtsformen als einheitlich geschlossene Volkskirche, wie kaum in einem anderen Staate der Welt.'

Als Gegentyp unter den verwirklichten Trennungsformen schildert Kahl dann die Regelung in **Frankreich** und bezeichnet ihre allgemeinsten Charakterzüge als die eines ‚politischen Aktes mit unverkennbarer Richtung gegen den Katholizismus im Staatsleben', dessen Tendenz mit Händen zu greifen sei:

‚Das Leitmotiv „**die Laisierung**" der Gesellschaft. Vor allem unterschiedlich von Nordamerika in der **Trennung des Staates von der Religion**. Eingeleitet seit langem durch die Entfernung alles Religiösen aus der Schule, aus den Beziehungen des Staates zum Sonntag, aus den Parlamenten und Gerichtssälen, steigert sie sich im Art. 28 zur Wiederholung des Gesetzes der Revolution vom 29. September 1795: Verbot aller religiösen Abzeichen oder Sinnbilder an öffentlichen Bauwerken oder Orten, wo immer es auch sei, ausgenommen Kultusorte ... Die Öffentlichkeit des Kultus ist garantiert. Aber weniger als Recht,

denn als Pflicht. Sie dient zur polizeilichen Kontrolle und wie eine Art staatlicher Zwangsversicherung für den Fortbestand des Volkskirchentums. „Laisierung“ sodann der Verfassung, und damit ein Stoß ins Herz des kanonischen Rechts. In Annahme der Rechtsform für die bürgerliche Existenz ließ das Trennungsgesetz selbst ursprünglich keine Wahl. Es gab nur die neugewobene rechtliche Bekleidung der „Kultusvereine“ mit engster Zweckbegrenzung, mit zwingenden Vorschriften über Normalzahl und gewisse Bestandteile der Organisation. Auf diese allein ist das Kirchengut der früheren öffentlichen Kultusanstalten übertragbar; zur unentgeltlichen Benutzung zwar, aber mit vielen Unterscheidungen, Einschränkungen und Vorbehalten. Die „vom Staate herstammenden Güter“ gingen an diesen zurück. „Vom Staate herstammend“ nämlich deshalb, weil schon einmal durch Gesetz vom 2. November 1789 alles katholische Kirchengut „zur Verfügung der Nation“ gestellt worden war. Die neuen Einnahmequellen sind gesetzlich auf freiwillige Beiträge, Kollekten und Gebühren beschränkt. Dagegen keine Fähigkeit der Kultusvereine, irgend etwas durch Schenkung oder Testament zu erwerben. Erlaubt ist die Bildung bescheidener Reservefonds, ausgeschlossen die Ansammlung von Vermögen. Die ganze Finanzverwaltung ist der Kontrolle staatlicher Rechnungskammern unterstellt, eine Scheidung also von Privat- und öffentlichem Recht nicht durchgeführt.

Weiter ins einzelne zu gehen, ist nicht möglich. Alles in allem bleibt der Eindruck zurück: der französische Staat habe im Gesetz vom 9. Dezember 1905 sich von der Kirche, nicht aber die Kirche von sich getrennt.‘

Zwei allgemeine Lehren sind nach Kahl hieraus zu ziehen:

‚Zuerst: auch bei dieser Trennung ist ein letztes Entscheidungsrecht des Staates über Glaube und Dogma nicht vermieden. Nach Art. 4 sind die Kultusvereine gehalten, „sich den Regeln der allgemeinen Organisationen des Kultus anzupassen, dessen Ausübung sie sichern wollen.“ Die Hierarchie im Hintergrund ist staatlich anerkannt. Entsteht aber ein Schisma, so müssen die Gerichte über die kirchenrechtlichen Qualitäten entscheiden, von deren Besitz der Vermögensanspruch abhängt. Staat und Kirche sind nicht absolut zu trennen. Sodann: sie sind nicht willkürlich zu trennen. Die Sache läßt sich durch vorher geprägte Rechtsformen nicht künstlich machen. Am energischen Willen des französischen Staates hat es nicht gefehlt. Das hat sich bei den Inventuraufnahmen und sonst gezeigt. Aber die katholische Kirche hat nicht gewollt. Nach Weisung der Enzyklika vom 10. August 1906 wurden Kultusvereine nicht gebildet. Religiöse Anarchie und Märtyrer kann ein kluger Staat nicht verantworten. So war es an ihm, sich anzupassen.‘

Kahl schildert dann das schrittweise Nachgeben der französischen Regierung gegenüber dem passiven Widerstande der Katholiken und meint von der Zukunft:

‚Die Prognose für Frankreich ist nicht Sorge der Deutschen. Einige verheißen den dauernden Bestand der Trennung und den endlichen Sieg des französischen Staats. Einige glauben an eine Art von geschichtlichem Gesetz stetigen Kreislaufs der kirchenpolitischen Systeme in Frankreich: auf die Trennung von 1794 das Konkordat von 1801, auf die Trennung von 1905 das Konkordat von 1900 so und so viel. Beides, und manches, was noch in der Mitten liegen könnte, bleibe dahingestellt.‘

Weder diesen beiden Vorbildern, noch denen in Belgien, Brasilien oder sonstwo, könnte man, so meint Kahl, bei einer Trennung von Staat und Kirche in Deutschland folgen. Sein Hauptbedenken fließt freilich aus dem protestantischen Ausbau des Landeskirchentums, für dessen Bestand die Trennung verhängnisvoll werden müßte, während die katholische Kirche jeder Eventualität gelassen entgegensehen kann. Trotzdem wird man auch vom katholischen Standpunkt aus, der ja prinzipiell die Trennung verwerfen muß und sie nur unter besonderen Verhältnissen als das kleinere Übel wählen läßt, den meisten wesentlichen Forderungen Kahls hinsichtlich der gegenwärtigen und nächstkünftigen Lage in Deutschland zustimmen können:

‚Wir haben Trennung schon jetzt so vollkommen und gut wie irgendwo, soweit eine solche durch die Verschiedenartigkeit des Wesens von Staat und Kirche sich bedingt. So Trennung in der Unabhängigkeit der Rechtsfähigkeit vom religiösen Bekenntnis, in der Gewissens- und Kultusfreiheit, in der Selbständigkeit der Kirchen quoad sacra interna, Lehre, Kultus, Verfassung, Autonomie, in der Säkularisierung von Personenstand und Ehe. Eine zweifache Verbindung andererseits ist geblieben durch Staatsaufsicht und Advokatie, in deren erster die Souveränität gewahrt, der zweiten das Anerkenntnis der in sich öffentlichen Bedeutung von Kirchentum und Christentum für Staatsleben und Volkswohl zum Ausdruck kommt . . . .

Entstünde also ernsthaft ein deutsches Trennungsproblem, so gälte es, auch diejenigen beiden Beziehungen in ihrer Gesamtheit zu lösen, in welchen nach dem herrschenden System . . . . unsere Staaten und Kirchen noch gegenwärtig verbunden sind. Wir sähen uns vor folgende konkrete Entschließungen gestellt: Soll verzichtet werden auf gesetzliche und administrative Staatsaufsicht über kirchliches Ämterwesen, Strafrecht- und Zuchtgewalt, Vermögensverwaltung, geistliche Orden, die Ordnung religiöser Kindererziehung, die Voraussetzungen bürgerlich gültigen Konfessionswechsels und Austritts aus der Kirche? Ist die Anerkennung der Kirchen als öffentlicher Korporationen zurückzuziehen, das Kultusbudget zu streichen, die Religion als Privatsache zu behandeln und in allen ihren Einwirkungen auf das öffentliche Leben zu tilgen: in Sonntagsruhe, Gewerberecht, Militärkirchenwesen und staatlicher Gefangenenseelsorge? Ist jeder spezifische Strafschutz preiszugeben? Ist der Zusammenhang von Kirche und Schule bis zur Streichung des Religionsunterrichtes zu lösen? Sind die theologischen Fakultäten aufzuheben? Ist die Beseitigung des landesherrlichen Kirchenregiments über die evangelischen Kirchen herbeizuführen? Eine Welt von Fragen. Hinter jeder lauern andere.

Man gewinne die Freudigkeit, sie ausnahmslos zu bejahen, dann hat man in Wahrheit Trennung von Staat und Kirche. Will man nur teilweise bejahen, dann rede man nicht von Trennung. Ich verneine sie alle. Entfernt nicht im Sinn einer Annahme der Vollkommenheit oder Abgeschlossenheit des geltenden Rechts. Gegenteilig ist dieses in den meisten Einzelpunkten einer Verbesserung fähig und bedürftig auf der Linie der Gerechtigkeit und Freiheit. Unendlich vieles bleibt zu tun. Jenes Nein soll nicht mehr und nicht weniger sein, als die grundsätzliche Bestreitung eines jetzt schon fällig gewordenen historischen Rechts auf Trennung von Staat und Kirche im Deutschen Reich.‘ ·r.

Die Frau in der Öffentlichkeit.

'Eine Frau, die schreibt, malt, meißelt und in die Öffentlichkeit tritt, hat schon die zarteste Scham und Keuschheit verloren. Wie kann eine Frau intakt bleiben, die sich in den Kampf und Schmutz unsres öffentlichen Lebens begibt? Die Öffentlichkeit ist immer die weibliche Gefahr schlechthin.'

Sind diese Sätze wirklich ernst gemeint?! Man möchte gerne daran zweifeln. Es ist kaum zu verstehen, wie sie gerade ein katholischer Literaturkritiker (Bernhard Stein im 'Deutschen Hausschatz' Jahrg. 35, Heft 5) niederschreiben konnte. Mußte ihm nicht alsbald wieder bei der Erinnerung an Namen wie Droste und Handel-Mazzetti, Herbert oder Brackel, Isabella Kaiser oder L. Rafael und so manche andre unsrer besten Erzählerinnen die Feder stocken? Denn wollte man die genannten Namen wegdenken, so wäre der ohnehin nicht allzu große Anteil der deutschen Katholiken an der schönen Literatur der letzten Jahrzehnte um ein ganz erhebliches Stück verkürzt.

Noch verletzender müssen die obigen Worte von allen jenen hochgesinnten Frauen empfunden werden, die nicht nur mit literarischen oder bildnerischen Schilderungen an die Öffentlichkeit treten, sondern selbsttätig mitten drinnen stehen in deren Kämpfen und Nöten. Wie viel Schmutz und Elend des Daseins enthüllt sich etwa allen jenen Heldinnen der christlichen Nächstenliebe, die sich aufopfern in der Krankenpflege und Erziehungsfürsorge, in der Rettung der Gefallenen oder der Bewahrung der Gefährdeten. Sie alle schrecken nicht in falscher Scham zurück vor der Berührung und der Kenntnis des Niedrigen; sie müssen es sogar oft genug aufsuchen, weil sie es nur so besiegen können. Und weniger oder mehr hat heute eine jede christliche Frau, die ihr Leben nicht in weltabgeschiedener Einsamkeit dahinbringt und die es mit dem obersten Gebot ihrer Religion ernst nimmt, diesen guten Kampf zu kämpfen. Caritativer Edelmut und, wo dieser nicht ausreichen sollte, unerbittliche soziale Notwendigkeit zwingt immermehr unsere Frauen in den 'Kampf und Schmutz' unsres öffentlichen Lebens hinein. Eine unbedingte 'weibliche Gefahr' kann darin nur erblicken, wer die Bewahrung echtester Scham und Keuschheit für abhängig hält von der lebenslänglichen Fortdauer kindlicher Unwissenheit und Ahnungslosigkeit. Dann freilich wäre es schlimm bestellt und wir gingen einer noch viel trüberen Zukunft ohne Rettung entgegen. Innere Reinheit der Gesinnung bedarf aber zum Glück keiner Binde vor den Augen, und ihr heller Blick bringt Licht und Hoffnung überall, wohin er dringt. Der Kampf gegen den Schmutz, zu dem jüngst so ernste, autoritative Mahnung erging, kann nur dann siegreich durchgefochten werden, wenn mütterliche Frauen sich mit an die Spitze stellen. Dieser und noch mancher andre notwendige Kampf des öffentlichen Lebens wird erst durch die Teilnahme der Frau wieder edlere, ernstere und reinere Formen gewinnen. E.





Zeitgeschichte.

Deutschlands religiöse Lage im französischen Lichte. Die Entwicklung der kirchenpolitischen und religiösen Verhältnisse in Frankreich ist den Lesern ‚Hochlands' nicht unbekannt: von sachkundigen Federn wurde ihnen des öfteren mit warmer Anteilnahme von dem vielen Unerfreulichen und über die wenigen Ansätze und Strebungen berichtet, die eine Besserung verheißen. So wird es jetzt auch Interesse finden, wie in dem Kopf eines bedeutenden französischen Katholiken sich die kirchliche Lage Deutschlands malt. Mit Absicht sage ich: die kirchliche Lage Deutschlands, obwohl der Titel des Büchleins des Mjgr. Eugène Boeglin, von dem wir reden, lautet: ‚Le crépuscule du Lutheranisme'* — die Sonne des Luthertums im Untergehen. Denn Einleitung und Schlußbetrachtung zeigen, daß der Verfasser die Doppelgleichung: Luthertum bezw. Potestantismus gleich Deutschland, und Katholizismus gleich Frankreich als Voraussetzung und Tatsache seinen Ausführungen zu Grunde legt. Wäre diese Voraussetzung zutreffend, dann könnte allerdings eine wirklich allseitige Darlegung der Verhältnisse im deutschen Protestantismus eine genügende Unterlage für einen Vergleich zwischen Deutschland und Frankreich in religiöser Hinsicht bieten. Indes da diese Voraussetzung mit den tatsächlichen Verhältnissen nicht zusammenstimmt, versteht sich von selbst, daß die Schlußfolgerungen auf Richtigkeit keinen Anspruch erheben können. Doch, wir wollen zunächst Boeglins Ausführungen in ihrem Eigenwert betrachten, absehend von dem Gesichtswinkel, in den sie der Verfasser selbst stellt. — Die kleine Studie von einigen 60 Seiten schildert mit großer Sachkenntnis die Zersetzung und innere Auflösung des deutschen Protestantismus: Boeglin hat offenbar keine Mühe gescheut, sich in der einschlägigen Literatur zu orientieren und sich eine gute Kenntnis der protestantisch-kirchlichen Verhältnisse anzueignen. Kaum einer der vielen ‚Fälle' liberaler protestantischer Theologen, die in den letzten Jahren die öffentliche Meinung mehr oder minder beschäftigten, ist ihm unbekannt geblieben. Da wird Pastor Fischer von St. Markus in Berlin behandelt und Rade mit seiner ‚Christlichen Welt', Göhre, der den Franzosen an Lammenais erinnert, und Caesar in Dortmund, die traurigen kirchlichen Zustände in Bremen, Kalthoff samt Mauritz und Steudel, der Fall Roemer in Remscheid, die Schillerpredigten von Burggraf und Frenssens Hilligenlei, der Konflikt, in den Pastor Korell seines Eintretens für die Sozialdemokratie wegen kam. Von all dem spricht Boeglin in ruhiger, sachlicher Form, ohne Genugtuung und Schaden-

* Science et religion no. 461. Paris, Bloud.

freude; vielmehr klingt leise Trauer und Mitleid hindurch, christliche Trauer, wie sie einen wahren Christen überkommen muß, der sieht, wie der Geist Christi immer mehr die Herrschaft über die Menschenseelen verliert. All diese ‚Fälle' dünken dem Verfasser als Symptome einer verheerenden Krankheit, die das Mark des Protestantismus verzehrt, und so stellt er denn die Diagnose, daß der Protestantismus im letzten Stadium der Entwicklung angekommen sei, daß er nicht sicher sei, den nächsten Tag zu erleben. Er nennt dieses letzte Stadium ‚le riennisme', der Protestantismus ist angekommen bei religiösem Nihilismus, er ist eine Theologie des Nichts, ein Christentum, bei dem nichts Christliches mehr übrig blieb, eine Schale ohne Kern.

Das Prophezeien ist ein undankbares Geschäft, und der Historiker läßt am besten seine Hand davon, zumal in diesem Fall, wo es sich um geistige Strömungen handelt, wo der Protestantismus in Frage steht, der auf eine schicksalsreiche, bedeutende Geschichte von mehreren Jahrhunderten blicken kann. Zum mindesten aber mußte verlangt werden, daß dem Blick in die Zukunft voraufgehe ein umfassender Blick auf die Gegenwart, eine Erfassung des Protestantismus der Gegenwart in seiner Gesamterscheinung. Und ein solches Bild des Protestantismus, das keine wesentlichen Züge vermissen ließe, hat uns Msgr. Boeglin nicht gezeichnet. Sicher werfen die zahlreichen behandelten „Fälle" grelle Schlaglichter auf die innere Lage des Protestantismus, sie lassen seinen Zustand bedenklich erscheinen; aber wenn derartige Zustandsschilderungen überhaupt Wert haben und ein zutreffendes Urteil ermöglichen sollen, dann dürfen sie nicht einseitig gleichsam nur die Chronique scandaleuse vorführen, denn dann muß auch bei aller sonstigen Ruhe und Sachlichkeit der Darstellung das Bild notwendig verzerrt werden. Und im Bild des Protestantismus, das uns die besprochene Studie entwirft, fehlen gar manche Farben. Über all dem Unerfreulichen und Bedenklichen, das auf Boeglin solchen Eindruck macht, daß er meint, jede neue Wunde, die dem Protestantismus geschlagen werde, könne die tötliche sein, an der er verbluten werde, hat Boeglin ganz vergessen, daß es noch eine starke konservative christusgläubige Richtung im Protestantismus unserer Tage gibt, die keineswegs daran denkt, ohne Kampf das Feld dem Liberalismus zu räumen, daß noch viel Lebenskraft und Lebensenergie im Protestantismus steckt, die sich beispielsweise äußert in einem regen, echt christlichen Eifer für Caritas und soziale Fürsorge, in einem eifrigen Kampfe gegen öffentliche Unsittlichkeit und Trunksucht, daß eine christliche Arbeiterbewegung, in der Protestanten ein bedeutendes Kontingent bilden, das christliche Ideal hochhält und immer sieghafter vorwärts schreitet. Mag immerhin der Liberalismus Fortschritte gemacht haben, die positive, christusgläubige Richtung ist noch zahlreich, sie hat im Volk und auch in gebildeten Kreisen noch starke Wurzeln. Von ihr ist weniger die Rede, ihre Existenz drängt sich weniger hervor, weil erklärlicherweise die einflußreiche, weit verbreitete Presse des politischen Liberalismus in all seinen Schattierungen mit Geschick und Nachdruck die Interessen des kirchlichen Liberalismus einseitig bevorzugt, und dies erklärt es zur Genüge, daß man ihre Bedeutung und Stärke eher zu gering als zu hoch anzuschlagen geneigt ist. Aber beispielsweise ein Blick auf die Vertretung der beiden Richtungen in den evangelisch-theologischen Fakultäten zeigt, daß die positive Richtung hier noch feste Positionen hat. Drei dieser Fakultäten sind geradezu Hochburgen derselben, von denen liberale Elemente sorgsam ferngehalten werden: Erlangen, Greifswald, Rostock und auch von allen anderen Fakultäten hat nur Marburg einen einheitlich ausgesprochenen liberalen Cha-

rakter, während an den übrigen die beiden Richtungen einander so ziemlich die Wage halten, teilweise aber auch noch konservative Elemente überwiegen. Dem entsprechen im ganzen die wissenschaftlichen Leistungen beider Teile, wiewohl hier allerdings zu bemerken ist, daß der wissenschaftliche Nachwuchs auf liberaler Seite stärker ist und teilweise wohl auch größere wissenschaftliche und literarische Erfolge aufzuweisen hat. So haben ja auch die den ‚riennisme' propagierenden ‚Religionsgeschichtlichen Volksbücher' von F. M. Schiele den größten buchhändlerischen Erfolg errungen. Auch Voeglin spricht über sie in einem besonderen Kapitel: Les tracts populaires et le Riennisme. Aber auch diese seine Ausführungen bedürfen der Ergänzung nach zwei Richtungen. Einmal muß man, so sehr man den Schaden, den diese geschickt abgefaßten und billigen Schriften in weiten Volkskreisen anrichten, beklagen mag, doch zugeben, daß viel ehrliche Arbeit in ihnen steckt und manche Bändchen dem urteilsfähigen Leser ganz Ausgezeichnetes bieten — als Beleg möchte ich hier hinweisen auf das Bändchen, das Gustav Krüger dem Papsttum gewidmet hat. Dieses bietet, wenn auch der katholische Leser, vor allem in dem Kapitel über die Anfänge des Papsttums, aber nicht bloß in diesem, mancherlei Einwendungen zu machen hat, mit weitgehender Objektivität und feinem historischen Verständnis einen vorzüglichen Überblick über die Geschichte des Papsttums, vor allem auch seiner kulturhistorischen Bedeutung, dem wir katholischerseits bis jetzt nichts Gleichartiges gegenüberzusetzen haben. Dann darf man nicht vergessen, daß als Parallelunternehmen zu den ‚Religionsgeschichtlichen Volksbüchern' von konservativer Seite die ‚Biblischen Zeit- und Streitfragen zur Aufklärung der Gebildeten', von Böhmer und Kropatscheck redigiert, herausgegeben werden, die ebenfalls bei ihrem gediegenen Inhalt und wissenschaftlichem Wert weite Verbreitung gefunden haben und jetzt auch den katholischerseits von Nikel und Rohr herausgegebenen Biblischen Zeitfragen (Münster, Aschendorff) zum Vorbild gedient haben. — All diese Lebensäußerungen des deutschen Protestantismus müssen in Betracht gezogen werden, man muß ferner hinweisen auf das starke religiöse Sehnen, die religiöse Interessiertheit, die auch in vielen liberalen Kreisen herrscht, auf die in orthodoxen Kreisen so häufige wahrhaft biblische Frömmigkeit, darauf, daß in vielen protestantischen Gegenden der Kirchenbesuch noch ein recht reger ist — nur dann hat man die nötigen Unterlagen, um den deutschen Protestantismus und den französischen Katholizismus in ihrem gegenwärtigen kritischen Zustand vergleichen zu können.

Ob man dann aber zu einem Resultat kommt, das französischem Patriotismus und gallischem Selbstgefühl zu freudiger Genugtuung gereicht, erscheint fraglich. Denn die kirchlichen Zustände in Frankreich scheint Voeglin etwas zu optimistisch zu betrachten. Mit Recht rühmt er mit einer den Franzosen eigenen, nicht unsympathischen Selbstgefälligkeit die Glaubenstreue seiner Landsleute, ihr unentwegtes Festhalten an der Hierarchie, an der Einheit von Disziplin und Lehre; doch dabei übersieht er, daß das Gros der französischen Katholiken eben auch in einem Zustand des ‚riennisme' sich befindet, daß sie in überwiegender Zahl dürre Zweige geworden sind, abgestorben dem kirchlichen Leben, kirchlichem Empfinden entfremdet, er vergißt, daß die destruktiven Tendenzen protestantischer Gelehrter gerade in manchen französischen Theologenkreisen unheilvolle Wirkungen ausgeübt haben. Die traurige Lage des Katholizismus in Frankreich nur der atheistischen Regierung zur Last legen zu wollen, heißt den Gang der historischen Entwicklung verkennen, heißt, Ursache und Wirkung vertauschen. Daß jetzt die Regie-

rung, ohne auf ernstlichen Widerstand weiter Volkskreise zu stoßen, Schlag auf Schlag gegen katholisches Kirchentum und die christliche Religion überhaupt führen kann, zu all dem ist es denn doch nicht ohne die Schuld der französischen Katholiken gekommen Es wird die einige, energische, zielbewußte und ausdauernde Arbeit aller französischen Katholiken, die diesen Namen noch verdienen, nötig sein, um Frankreich wieder zu einem wahrhaft katholischen Land zu machen, um Msgr. Boeglins Ansicht als wahr zu erweisen, daß, was wir jetzt in Frankreich erleben, nur ,une tempête temporaire' sei. — —

Wir kehren nun zu dem zurück, wovon wir ausgingen, daß Boeglin Protestantismus gleich Deutschland setzt. Es widerstrebt einem, darüber erst noch sprechen zu müssen. Muß man wirklich sagen, daß das Deutsche Reich ein paritätischer Rechtsstaat ist, dessen Bewohner zu einem Drittel den katholischen Glauben bekennen, daß man mit mehr Recht über die deutschen Katholiken jene rühmenden Worte schreiben könnte, die Boeglin seinen Landsleuten widmete? Es erübrigt darauf hinzuweisen, wie anders der Vergleich ausfallen müßte, würde man auch die deutschen Katholiken in Ansatz bringen. — —

Wir verkennen keineswegs die solide, gründliche Arbeit, die in Boeglins kleinem Schriftchen steckt, wir erkennen die schriftstellerischen Vorzüge desselben wie die Lauterkeit der Gesinnung und den alles Verletzende sorgsam meidenden Ton seiner Ausführungen voll und freudig an, doch das Schlußurteil muß lauten: Das Buch aus französischer Feder, das uns die gegenwärtige religiöse Lage in Deutschland, des Katholizismus sowohl wie des Protestantismus, in befriedigender Weise schildert, das uns also für das religiöse Gebiet das sein könnte, was für andere Gebiete anscheinend Henri Lichtenbergers Werk über das moderne Deutschland ist, soll noch geschrieben werden. Vielleicht dürfen wir es aus Georges Goyau's bewährter Feder erwarten!

Dr. theol. F. X. Seppelt.

Studentische Arbeiter-Unterrichtskurse. Unter den sozialen Bestrebungen, die erfreulicherweise in der Studentenschaft neuerdings immer mehr an Boden gewinnen, nehmen die studentischen Arbeiter-Unterrichtskurse einen hervorragenden Platz ein. Es handelt sich bei diesen Unternehmungen um elementaren Unterricht, der von Studenten und Studentinnen an Arbeiter und Arbeiterinnen und auch an Angestellte erteilt wird. Unter den Unterrichtsfächern stehen überall Deutsch und Rechnen an erster Stelle. Weiterhin finden noch in einigen anderen Fächern Kurse statt, wie z. B. in Gesundheitslehre, Buchführung und Geldwesen, Geographie, Algebra, Geometrie, Schönschreiben und in Straßburg auch in Französisch. In den einzelnen Fächern (wenigstens in den starkbesuchten wie Deusch, Rechnen und Französisch) ist das Pensum in mehrere Stufen geteilt. Jede Stufe eines Faches wird wiederum in Parallelkurse geteilt, falls die Beteiligung dementsprechend groß ist.

Die Dauer der Kurse ist dieselbe wie die des Semesters an der betreffenden Hochschule. Jeder Kurs findet einmal in der Woche abends von 8—10 Uhr statt. Eine Anzahl der Hörer beteiligt sich in demselben Semester an mehreren Kursen, an je einem in verschiedenen Fächern, sodaß diese Hörer 2 oder 3 oder einige sogar noch mehr Abende wöchentlich den Unterricht besuchen. Im letzten Jahre haben auch in Städten ohne Hochschule solche stattgefunden und zwar während der Ferienzeit der Studenten.

Die Lehrmethode der studentischen Unterrichtskurse ist eine eigene. Ein ,Kursleiter' und mehrere ,Übungsleiter' sind in jedem Kurs tätig. Der Kursleiter bestimmt den Gang des Unterrichts, nimmt Neues durch und erklärt es. Da-

ran schließen sich Übungen, bei denen die Übungsleiter von Platz zu Platz gehen und da nachhelfen, wo es gerade hapert. So wechselt an einem Unterrichtsabend die Durchnahme neuen Stoffes von seiten des Kursleiters beständig mit Übungen ab, die von den Übungsleitern beaufsichtigt werden. Auf diese Art werden die Partien, die dem einzelnen Arbeiter besonders Schwierigkeiten machen, sofort entdeckt und gehörig erklärt. So findet auch von selbst ein freundschaftlicher, unterhaltend-belehrender Ton in die Kurse Eingang. Arbeiter und Studenten treten einander näher.

Diese Lehrmethode hat sich durchaus bewährt und die Erfolge der Kurse sind durchweg recht gute. Die Hörer, die ja vollkommen aus freien Stücken zu den Kursen kommen und in vorgerückterem Alter stehen (15 bis 50 Jahre alt; etwa 27 Jahre ist das Durchschnittsalter), sind mit verschwindenden Ausnahmen sehr eifrig und fast stets höchst bescheiden. Das Unterrichten vor einer solchen Hörerschaft ist eine Freude. Die Unterrichtsgeber empfinden ein Gefühl hoher Befriedigung vor einem so aufmerksamen und eifrigen Publikum zu unterrichten — ein Gefühl, das zu erhöhtem Eifer anstachelt.

Für jeden Kurs müssen — wenigstens ist es an den meisten Hochschulen so — die Hörer eine Gebühr von 50 Pfennigen pro Semester entrichten, sodaß jeder Unterrichtsabend (2 Stunden) auf 2½ bis 4 Pfennigen zu stehen kommt. Die auf diese Art einkommenden Gelder werden zur Bestreitung der entstehenden Unkosten (Heizung, Beleuchtung und Reinigung der Unterrichtsräume [das sind meistens von der Stadt zur Verfügung gestellte Volksschulräume], Portokosten, Lehrmittel, Druck von Programmen, statistischen Fragebogen und Semesterberichten) verwandt. Die Studenten erhalten weder für die Unterrichtserteilung, noch für die Verwaltungsgeschäfte einen Entgelt.

Um den Hörern neben dem ernsten Unterricht auch Unterhaltendes und gleichzeitig Belehrendes zu bieten, werden in jedem Semester außer den bisher besprochenen Kursen eine Anzahl Einzelveranstaltungen abgehalten und zwar vor allem: Vorträge über Literatur, Kunst, Naturwissenschaften, technische Betriebe usw., Führungen in Museen und Fabriken, naturwissenschaftliche Ausflüge, Musikabende. Auf diese Art wird auch das gegenseitige Verständnis und die Fühlung der Studenten- und Arbeiterkreise in hohem Maße gefördert.

Die Unterrichtskurse wahren auf politischem wie auf religiösem Gebiet stets die strengste Neutralität. Weder die Studenten noch die Hörer dürfen dort Propaganda für ihre Weltauffassung machen und haben sich jeglicher Ausfälle gegen Andersdenkende zu enthalten.

Derartige studentische Unterrichtskurse bestehen zur Zeit fast an allen deutschen Hochschulen. Im Jahre 1901 wurde das erste derartige Unternehmen dieser Art begründet und zwar in Charlottenburg an der technischen Hochschule. Von da an haben sich diese Kurse mit großer Schnelligkeit über ganz Deutschland ausgebreitet. Über die Größe der einzelne Unternehmungen seien zur Orientierung einige Angaben herausgegriffen; im Wintersemester 1907/08 fanden in Charlottenburg 20 Kurse statt mit zusammen 445 Hörern (darunter 22 Frauen), von denen 714 Beteiligungen (es besuchten nämlich manche Hörer mehrere Kurse) herrührten. Für Berlin sind dieselben Zahlen: 43, 1375 (177), 1939; für Straßburg (Sommersemester 1908): 22, 350 (50), 550; für Heidelberg: 8, 199, 350; für Marburg: 20, 267, 509. — 20 bis 50 Hörer sind die einzenen Kurse im allgemeinen stark. Die Propaganda unter den Hörern erfolgt durch die Presse und durch Programme, die in großer Menge in Gewerkschaften und Vereinen verteilt werden.

Neben dieser pädagogischen Seite der studentischen Kurse liegt ihr hoher Wert auf dem Gebiet **sozialer Verständigung und Annäherung**. Studenten und Arbeiter lernen einander kennen und schätzen. Der Student lernt den Gesichtskreis, das Streben und die Sorgen der Arbeiterschaft kennen, und der Arbeiter sieht, daß der Student mehr kann als kneipen und Sport treiben. Der Arbeiter merkt, daß geistige Arbeit auch wahre Arbeit ist; Arbeit, die auch gelernt sein will und auch manchen Schweißtropfen kostet.

Professor Gustav von Schmoller sagt einmal: ‚Der letzte Grund aller sozialen Gefahr liegt nicht in der Dissonanz der Besitz-, sondern der Bildungsgegensätze. Alle soziale Reform muß an diesem Punkte einsetzen ....‘. Diese Bildungsgegensätze zu vermindern, ist nun aber der Zweck der studentischen Kurse. Sie befestigen und erweitern die Schulkenntnisse der Arbeiter und geben manchem von ihnen so auch die Gelegenheit, sich in seiner Lebensstellung zu verbessern. Die geistige Anregung, die dem Arbeiter in den Kursen zuteil wird, erweckt in ihm auch das Verständnis für höhere Probleme. Die bessere Beherrschung der elementaren Wissensgebiete befähigt ihn, den in der Arbeiterschaft vielfach vorhandenen großen Bildungsdurst zu stillen, indem er nunmehr Vorträge und Werke schwierigeren Inhalts verstehen kann. ‚Denken wir daran, daß die Größe unseres Volkes in engster Beziehung zu seiner Bildung steht, und daß es daher Pflicht eines jeden ist, das Seinige zu tun, um den Bildungsstand des Volkes zu erhöhen.‘*

Dr. Emmerich Hausmann.

* Wilhelm Wagner, Die Studentschaft und die Volksbildung. Bericht über die Arbeiterbildungskurse der Sozialwissenschaftlichen Abteilung der Wildenschaft der Technischen Hochschule zu Berlin.

Philosophie.

Das Aufblühen der Tierpsychologie in den letzten beiden Jahrzehnten hat zwar immer noch nicht allerorts zur Anerkennung ihres vollen wissenschaftlichen Daseinsrechtes geführt; aber gerade im verflossenen Jahr haben sich die Anzeichen ganz auffällig gemehrt dafür, daß dieser neue Wissenszweig sich mit wachsender Kraft selbst Licht und Luft erringt. Die Länder englischer Zunge sind hierin Deutschland unzweifelhaft vorausgeeilt. Es wurde ja in dieser Zeitschrift schon im Oktoberheft 1906 einmal geschildert, wie namentlich an den psychologischen Universitätslaboratorien Nordamerikas bereits das Experiment in die Tierpsychologie methodisch eingeführt zu werden beginnt. In der wissenschaftlichen Literatur kommt dieser Vorsprung zumal darin zum Ausdruck, daß die englisch sprechende Welt bereits seit 18 Jahren über eine eigene Fachzeitschrift für vergleichende Psychologie, das ‚Journal of Comparative Neurology and Psychology‘ verfügt und daß das angesehenste allgemeine psychologische Referatblatt, das ‚Psychological Bulletin‘ jüngst abermals eine Spezialnummer über vergleichende Psychologie, die dritte seit drei Jahren, für notwendig befand. In Deutschland vollziehen sich die Zugeständnisse langsamer, aber wie zu hoffen um so gründlicher und nachhaltiger. So hat sich im Frühjahr 1908 der Frankfurter Kongreß für experimentelle Psychologie gleich von zwei Referenten, dem Genfer Psychologen Clarapède und dem Frankfurter Physiologen Edinger, über die neuere Tierpsychologie Berichte erstatten lassen*, und die Ebbinghaussche ‚Zeitschrift für Psychologie‘ hat im verflossenen Spätherbst zum ersten Mal eine Reihe tierpsychologischer Sammelberichte

* Soeben sind beide Vorträge u. o. T. ‚Über Tierpsychologie‘ in Sonderausgabe erschienen (Leipzig 1909, Verlag von Barth, brosch. M. 2—). Edinger orientiert vorzüglich über die Hauptergebnisse der vergleichenden Hirnanatomie, Clarapède lehrreich aber lückenhaft über die wichtigsten tierpsychologischen Beobachtungs- und Experimentalmethoden.

eingeführt, deren Abfassung dem Unterzeichneten anvertraut ist. Gleichzeitig ist auch in der populärwissenschaftlichen Literatur eine ganz auffällige Mehrung der tierpsychologischen Schilderungen eingetreten, von denen hier einige typische und neueste zur Erläuterung der Hoffnungen und Fährnisse des neuaufblühenden Wissensgebietes dienen mögen.

Gerade das Überwinden der rein spekulativen Behandlungsweise, die nachdrückliche Betonung und Verwirklichung erfahrungsmäßigen Forschens verhilft der Tierpsychologie allmählich wieder zu wissenschaftlichem Ansehen. Der Begründer der neueren Philosophie, Descartes, war es eigentlich, der durch die Verneinung jeden tierischen Bewußtseinslebens am nachhaltigsten der Tierpsychologie ihren eigentlichen Gegenstand und damit ihr wissenschaftliches Daseinsrecht benahm, und es muß daher wundernehmen, F. Knickenberg, der in einer früheren Schrift über den ‚Hund und seinen Verstand' so viele wertvolle Einzelbeobachtungen und -erklärungen vereinigte, nun in seiner durchaus unzulänglichen ‚Tierpsychologie'* ganz auf Descartes' Bahnen zu finden und in mißverstandenem apologetischen Interesse die Kluft zwischen Tier und Mensch bis zum Gegensatze vom bewußten und rein maschinenmäßigen Handeln erweitern zu sehen. Da sich Knickenberg P. Wasmanns überzeugenden und das apologetische Interesse gewiß nicht vernachlässigenden Darlegungen in dessen Schrift ‚Instinkt und Intelligenz im Tierreich' verschließt, hätte ihn doch wenigstens bei näherer Vertrautheit mit der Fachliteratur die andre Wahrnehmung stutzig machen müssen, daß er genau im gleichen Fahrwasser segelt, wie einige neuere Physiologen. Auch diese nämlich wollen, von materialistischen Voraussetzungen beeinflußt, alle Tierpsychologie in reine Gehirn- und Nervenphysiologie verwandeln und somit die Bewußtseinsfrage ebenfalls ganz ausschalten.

* Graz und Leipzig 1908, Verlag von Ulr. Moser. brosch. 1.50.

In dieser Gesamttendenz ist auch des Leipziger Zoologen Otto Zur Straßen's im einzelnen oft sehr lehrreicher Überblick über ‚Die neuere Tierpsychologie'* gehalten, welcher der jungen Disziplin die Erhöhung zu einer ‚Wissenschaft ersten Rangs' nur zugestehen will, wenn sie zugleich aus der ursächlichen Erklärung tierischen Verhaltens jeden ‚psychischen Faktor' gänzlich ausschaltet. Gewiß stimmt Zur Straßens Bemühen mit demjenigen einiger Spezialforscher über niedere Tiere, wie Loeb, Bethe, auch Ziegler u. a. überein. Aber abgesehen davon, daß deren Beweisgründe längst durch überlegene Sachkenner wie Wasmann, Buttel-Reepen, Binet u. a. widerlegt sind, bleibt namentlich für die höheren Tiere der Nachweis eines Bewußtseinslebens analog wenn auch nicht wesensgleich dem menschlichen ganz unwiderleglich, und gerade die neueren methodisch-exakten Tierversuche haben diesen Nachweis ebenso gesichert, als auf sein zukommendes Gebiet beschränkt.

Daß die Tiere bewußte Sinnesempfindungen des Gehörs, Gesichts, Geschmacks usw. haben gleich uns, daß sie Schmerz und Wollust spüren, daß sie sich vergangener Erlebnisse erinnern und aus gemachten Erfahrungen heraus ihr künftiges Benehmen für den gleichen Fall lernend abändern, unterliegt für einen weiten Bereich der höheren und auch der niederen Tierwelt keinem berechtigten Zweifel mehr. Strittig sind vor allem nur noch die beiden äußersten Grenzgebiete: erstlich die Frage, wie weit abwärts man in der niedersten Tierwelt ein Bewußtseinsleben noch durch erfahrungsmäßige Anhaltspunkte sicherstellen kann, und zweitens hinsichtlich der höchsten Tiere, wie der Hunde, Affen die Frage, ob diese einzig und allein durch assoziative Er-

* Leipzig 1908. Verlag von Teubner. Kart. M. 2.

fahrungsverknüpfung ihr Verhalten abändern oder aber gleich uns Menschen auch durch selbständige Vernunftschlüsse über alle Erfahrung hinaus zu denken vermögen. Fraglos ist sich die Mehrzahl der berufensten Beurteiler, — genannt seien noch Wundt, Morgan, Thorndike — in dieser letzten Frage bereits darüber einig, daß sich das Seelenleben auch der höchsten Tiere nicht über den Bereich der Erfahrungs-Assoziation hinaus erstreckt und die Experimente amerikanischer Tierpsychologen haben dafür neue, glänzende Belege gebracht. Leider sind gerade diese dem schwedischen Forscher O. M. Reuter unbekannt geblieben, dessen jüngst verdeutschte Schrift über: ‚Die Seele der Tiere im Lichte der Forschung unserer Tage'* für den Bereich der niederen Tierwelt eine recht glückliche, durch sonst schwer zugängliche Ergebnisse nordischer Forscher bereicherte Zusammenfassung bietet. Für diesen Bereich stimmt er denn auch ganz mit Wasmann überein, während er sich hinsichtlich der höheren Tiere viel zu leichtgläubig auf das veraltete Sammelmaterial von Romanes u. ä. stützt. Trotzdem Reuter den höheren Tieren ein begriffliches Denken zugesteht, will übrigens auch er einen wesentlichen Unterschied zwischen Menschen- und Tierseele gewahrt wissen. Die Sprache ist ihm gleich Max Müller der Rubikon, der von keinem Tier überschritten werden kann, und vor allem will er mit dem englischen Zoologen Wallace jegliches sittliche und religiöse Bewußtsein durchaus dem Menschen als auszeichnendste Wesenseigenschaft vorbehalten wissen. Hinsichtlich des Selbstbewußtseins wie des Welt- und Gottesbewußtseins hat, so betont er, ‚die objektive Forschung nicht nachweisen können, daß diese Eigenschaften, die sie beim Tiere nicht antreffen kann, sich irgendwie aus dem Seelenleben desselben entwickeln konnten'; die Menschenseele kann also auch nach Reuter keinesfalls nur als eine höher entwickelte Tierseele verstanden werden.

So sehr gerade auf die besagten äußersten Grenzgebiete das philosophische und apologetische Interesse sich konzentriert, so wenig ist anzunehmen, daß die Hauptfortschritte der Tierpsychologie sich in kommender Zeit gerade auf diesen Feldern vollziehen. Eine jede Wissenschaft entwickelt sich und muß sich entwickeln nach ihren eigenen und inneren besten Entwicklungsmöglichkeiten, nicht nach irgendwelchen Anforderungen von außen her. So werden sich die tierpsychologischen Spezialforschungen infolge der erleichterten Beobachtungsbedingungen vermutlich auch künftig vorwiegend in einigen mittleren, bisher schon am besten durchforschten Bezirken der Tierwelt bereichern, und die noch wichtigeren theoretischen Klärungen werden sich nicht vornehmlich auf Urzeugung oder Menschwerdung beziehen, sondern vor allem auf die bestimmenden Entwicklungsfaktoren innerhalb des Tierreichs selbst. Wenn den Referenten seine eigenen Bemühungen — zumal hinsichtlich der Entwicklung tierischer Raumanschauung — nicht trügen, wird die Tierpsychologie bald vor allem dazu beitragen, die immer noch umstrittene Frage nach der Vererbung erworbener Eigenschaften im bejahenden Sinne zu lösen, und die hiergegen aus ihrem eigenen Gebiet vorgebrachten Gegengründe selbst zu entkräften. Gerade Reuters Schrift macht auf Grund der Untersuchung des schwedischen Wespenspezialisten Adlerz einen der beliebtesten Parade‚instinkte', der in höchster unentwickelbarer Vollkommenheit angeboren sein soll, wohl endgültig zu nichte: Dem bekannten französischen Entomologen Fabre zufolge soll nämlich eine Sandwespe ihren heranwachsenden Larven dadurch lebendes, wehrloses Futter verschaffen, daß sie die Raupe, welche dazu herhält, durch Stiche genau am Orte der Nervenzentren lähmt,

* Leipzig 1908. Verlag von Theodor Oswald Weigel. Geb. 3 Mark.

ohne sie zu töten. Adlerz hat nun aber gezeigt, daß durchaus keine Notwendigkeit besteht, daß der Raub lebend eingebracht wird, daß auch die Unbeweglichkeit der Raupe in verschiedenen Fällen durchaus nicht als notwendig für die Sicherheit von Wespenei und -larve sich erweist, und daß schließlich die Lähmung selbst nicht auf dem Anstechen der Nervenzentren (die nur zufällig manchmal getroffen werden mögen) sondern auf der Einführung und Verbreitung eines Giftes im Raupenkörper beruht.

Aus dieser charakteristischen Einzelheit mag man ersehen, mit wie viel Sorgfalt die junge Tierpsychologie noch alle ihre Einzelbeobachtungen und Schlußfolgerungen durchprüfen muß, ehe sie zu allgemein gesicherten Schlußergebnissen gelangt, und mag sich im Mißtrauen bestärken gegen jene zahlreichen populären, ganz kritiklosen Sammelsurien, wie sie etwa gar der Anonymus Th. Zell immer wieder in die Menge wirft. Im erfreulichen Gegensatz zu dergleichen Leistungen steht die vielseitige und sorgfältige Orientierung, mit der jüngst Gutberlet das siebente und letzte, fast ganz der Tierpsychologie gewidmete Kapitel seines naturphilosophischen Hauptwerks* zusammenstellte. Der philosophischen Zusammenfassung, Ausdeutung und Vereinheitlichung kann und darf sich die Tierpsychologie letzten Endes selbstverständlich so wenig als irgend eine andere Spezialwissenschaft entziehen wollen; erhält sie doch gerade aus dem allgemeinen Wissenschaftszusammenhang ihre wichtigsten und verlockendsten Probleme. Aber wo man sich philosophischerseits an deren Lösung versucht, muß die tierpsychologische Forschung — gemäß der besten philosophischen Tradition — auch die Gegenforderung stellen, daß man ihre Ergebnisse sachlich würdigt und verwertet; und hie und da darf sie sogar auch, wie jedes junge hoffnungsvolle Lebewesen, noch einige Schonzeit beanspruchen, damit sie noch etwas kräftiger emporwachse, ehe man sie an exponiertester Stelle allen Stürmen der Weltanschauungskämpfe aussetzt.

Dr. Max Ettlinger.

* Der Kosmos. Sein Ursprung und seine Entwicklung. Paderborn 1908, Verlag von Ferdinand Schöningh, brosch. Mk. 10. Das reichhaltige Werk sei bei dieser Gelegenheit wärmstens empfohlen; daß es nicht in jedem seiner Kapitel auf gleicher Höhe steht, ist bei der Unübersehbarkeit aller Spezialforschungen unvermeidlich und beeinträchtigt daher nicht wesentlich den hohen Wert des Ganzen.

Naturwissenschaft.

Der Mensch der Urzeit. Jedes neue Buch über dieses Thema weckt unser volles Interesse von neuem. Das bringt der Gegenstand mit sich. Und jetzt haben wir sogar ein kritisch gehaltenes, den Stoff allseitig vom anatomischen, prähistorischen, archäologischen und geologischen Standpunkt aus behandelndes, populärwissenschaftliches Buch* über diesen Gegenstand — vom christlichen Gesichtspunkt aus geschrieben. Was weiß es uns alles zu sagen?

Die ersten Spuren. Da müssen wir schon etwas weit zurückschauen in die Erdgeschichte — zurück bis in die Tertiärzeit. Um aber diese Geschichte zu schreiben, ‚legen wir Buch und Feder weg und greifen zum Spaten.' Was finden wir? ‚Eine wahre Komödie der Irrungen' und Unsicherheit allüberall, in der Altersbestimmung der Erdschichten und der Funde. Die ersten französischen Forscher Mortillet und Rutot der Eolithe, der angeblich vom Menschen benutzten Feuersteine aus dieser Zeit, hatten sogar den Tertiärmenschen bereits getauft als Homosimius Bourgeoisii, H. Ribeirsi, H. Ramesii. Das war etwas zu voreilig. Die vorliegenden Tatsachen sprechen nicht für die Existenz eines Tertiär-

* Bumüller, Dr. Joh., ‚Aus der Urzeit des Menschen'. Zweite, neubearbeitete Auflage. Mit 84 Abbildungen. Köln a. Rh., Bachem, 1907, brosch. 3,60 Mk., geb. 4,50 Mk.

menschen, geschweige denn für die eines Homosimius.

Eine neue Zeit beginnt. Das paradiesische Klima ist plötzlich vorbei — es beginnt die Eiszeit. Eine oder sechs Eiszeiten? Verfasser hält sich an die vier Eiszeiten Leucks mit drei Interglazialzeiten, wovon erstere regelmäßig in drei Perioden sich abspielen, letztere in zwei Stufen zerlegt werden. Das Schema siegte da über die Natur. Und gar erst die Einteilungen der ‚Funde'! — Der Eiszeitmensch aber ist ganz sicher erwiesen. Man kennt seine Geräte aus Knochen, Holz und Stein; Zeichnungen und Schnitzereien zeugen von seinem Kunstsinn; in neuester Zeit wurden ganze Niederlassungen und Wohnsitze des Eiszeitmenschen entdeckt. Wie lange ist es seither? Einige hunderttausend Jahre, sagte man vor 20 Jahren noch; jetzt ist man auf 10 bis 12000 Jahre herabgegangen.

Das vierte Kapitel des Buches behandelt die ‚körperliche und geistige Beschaffenheit des diluvialen Menschen' und ist wohl das gründlichste und erfreulichste zugleich. Sind Beweise vorhanden vom empirisch-naturwissenschaftlichen Standpunkt aus für die Abstammung des menschlichen Körpers aus einem tierischen Leibe? Antwort: ‚Wir können die Entwicklungshypothese für den Menschen (seiner körperlichen Seite nach) auf Grund des vorliegenden Materials zurzeit weder beweisen noch direkt widerlegen, sondern müssen uns bis auf weiteres mit einem Ignoramus begnügen.' Die geistige Beschaffenheit des Urzeitmenschen wird durch einige Sätze trefflich charakterisiert, z. B.: ‚Wir haben bei den ältesten Menschenstämmen nicht soviel Überkommenes, sondern viel mehr selbständig Erworbenes, weshalb ihre scheinbar niedrige Kultur eine Kulturarbeit und einen Kulturwert repräsentiert, dessen sich auch kein modernes Kulturvolk zu schämen brauchte.' ‚Der eiszeitliche Mensch ist der Entdecker des Feuers, dieses so wichtigen, grundlegenden Faktors der materiellen Kultur.' ‚Und ist es vielleicht eine Kleinigkeit, daß der diluviale Mensch fast alle heute noch üblichen Werkzeuge für den täglichen Gebrauch in ihrer Form erfunden hat, so zwar, daß alle die Kulturvölker im Laufe der Jahrtausende es nicht für notwendig fanden, wesentliche Änderungen im Typus dieser Werkzenge vorzunehmen?' Und das Gesamturteil lautet: ‚Es ist hervorzuheben, daß der diluviale Mensch in der Kulturfähigkeit und in der selbständigen Kulturarbeit, somit in der relativen Kulturhöhe die modernen wilden Völker bei weitem übertrifft.'

Jüngere Steinzeit — neue Menschen, neue Kultur! Woher kommen sie? Verfasser geht auf dieses große Rätsel der archäologischen Anthropologie nicht ein; Hypothesen existieren bereits genug hierüber, wird er gedacht haben. Es sind interessante Bilder, die da — rasch, allzu rasch — vor uns vorüberziehen: Die mannigfaltigsten Werkzeuge und Gerätschaften, die nordischen Muschelhaufen, die Pygmäen vom Schweizersbild und Keßlerloch, die neue Kunst, die Pfahlbauten, die Haustiere jener Zeit, Sitten und Gebräuche namentlich über Bestattung der Toten, die damaligen Völkerrassen usw. — und immer reicher und mannigfaltiger gestaltet sich das Leben, je weiter wir vorwärts schreiten in der Entwicklung in der Bronze- und Eisenzeit. Die prächtigen Bilder aber, welche den Text zur wirklichen Anschauung bringen, spannen unser Interesse immer höher — es ist schon ein wahrer Genuß, im Buche bloß zu blättern, geschweige zu studieren. P. M. Gander, O. S. B.

Literatur.

Anna Supper. Man wagt es in der Tat heute kaum mehr, für irgend etwas, das mit der schwäbischen Literatur zusammenhängt, beim Publikum ein tieferes Interesse vorauszusetzen. Nicht einmal Isolde Kurz, trotz aller ihrer Einseitig-

keiten und Schroffheiten doch eine der bedeutsamsten literarischen Erscheinungen der Gegenwart, findet daheim und draußen die ihr gebührende Beachtung. Und nun soll ich neben sie und ihre faszinierende, moderne Erscheinung eine Frau stellen, die mir aus ihren Büchern und Geschichten entgegentritt in schlichter Bescheidenheit und beschaulicher Milde, die nichts weiß von den Kämpfen draußen in der Welt, sondern still und freudig die Heimat durchwandelt, sich umsieht in Dorf und Wald, und mit sattem Auge hineinblickt in Gottes schöne Welt und in die Herzen von Menschen, die ihr Leid und Glück demütig und ergeben ertragen als eine Schickung vom Himmel. Anna Supper, von der wir hier reden, wandelt nicht gerne auf der breiten Heeresstraße des lärmenden und hastenden Lebens. Ihre beiden Bände Schwarzwälder Geschichten ‚Dahinten bei uns' und ‚Leut', Schwarzwaldgeschichten (Heilbronn, Eugen Salzer) wollen nicht nach modernem Maßstab gewertet sein. Es ist in ihnen so gar nichts von künstlich-ethischen Problemen, von Konflikten und zugespitzten Seelenanalysen. Berichten wollen sie nur, was sie gesehen und erlauscht, und wie auch in der Stille des Schwarzwaldes, wo die Tannen rauschen und der Waldbach fließt, sich Menschenschicksale erkunden lassen voll herber und ergreifender Tragik; wie neben die düsteren und unheimlichen Bilder dumpfen und still grollenden Schmerzes sich sänftigend und tröstend der schlichte Glaube und das herzliche Vertrauen auf das Gute im Menschenherzen stellt.

Schwarzwälder Dorfgeschichten sind ja nicht ganz neu in der deutschen Literatur. Manche Jahrzehnte schon ist es her, daß Berthold Auerbach, dessen Name immer seltener gehört wird, sich durch solche bekannt gemacht hat. Aber ein Vergleich zwischen ihnen und den Geschichten von A. Supper ist überhaupt kaum möglich. Schon die Tatsache, daß ein schlicht-religiöser, manchmal auch etwas mystischer, aber auch durchaus unaufdringlicher Zug durch alle ihre Erzählungen geht, weist ihr gegenüber Auerbach und seinen pantheistischen Tendenzen ihre eigene Stellung an. Sie will nicht wie dieser irgend einen Gottesbegriff in die Seele ihrer Menschen hineinzwingen. Was diese Leute von Gott sagen, und wie sie ihn sich denken, das ist Sache des Herzens, und sie darüber geistreichelnde Bemerkungen anstellen zu lassen, ihr schlichtes und geradeaus gehendes Denken gewaltsam hineinzutreiben in die Irrgänge mystischer Grübeleien, das hält A. Supper nicht für ihre Aufgabe. Das mögen ihr andere zum Vorwurf machen, und darauf hinweisen, daß solche Gestalten nicht mehr in unsere Zeit und Literatur passen, weil die geistige Gärung der Gegenwart und die Zersetzung aller unserer religiösen und sittlichen Anschauungen nicht einmal an den Schwarzwaldleuten dahinten bei uns ohne Spur und Wirkung vorübergehen können. Wir loben die Dichterin, — und wir glauben gerade ihr diesen Ehrennamen mit vollem Recht geben zu dürfen, — ob solcher Auffassung ihrer Aufgabe und mutigen Betätigung ihres Talentes aufs höchste. Denn wir dürfen uns nicht verhehlen: es gehört Mut und Selbstvertrauen dazu, gerade heute solche Töne anzustimmen, und solche Bilder zu zeichnen, wie dies A. Supper tut. Es gehört aber auch eine kräftige und gesunde, tief in dem Grund eines warmen Herzens wurzelnde Veranlagung dazu, um mit den denkbar einfachsten und natürlichsten Mitteln eine so packende und nachhaltige Wirkung zu erzielen, wie ihr dies mit ihren Geschichten und Leuten aus dem Schwarzwald in so reichem Maß gelang! Wir wollen uns doch einmal darüber klar werden, wie rauh und spröde und nach äußerlichem Beobachten inhaltsarm der Stoff ist, den sie bearbeitet. In engem Kreise ein enges und einförmiges Leben voll

Mühe und Sorge, ein Stumpf- und Dumpfwerden unter dem Druck des Alltags und der Pflichten der Arbeit ums tägliche Brot, die langsam und stetig jede natürliche Regung von Freude und Lust überwuchert und Herz und Auge so gar gleichgültig macht gegen alles das, was die Natur in ihrer stillen Größe kündigt vom ewigen Wechsel zwischen Leben und Sterben. Aber A. Supper hat die Arbeit nicht gescheut, in den dunklen und niedrigen Schächten und Gängen eines solchen Daseins zu graben nach dem edlen Metall, und wenn sie dabei auch manchmal auf taubes Gestein stieß, so ist ihre Ausbeute doch immer noch so reich, daß sie dieselbe mit vollen Händen verteilen und des Dankes dafür viel einernten kann.

A. Supper hat sich auch auf dem Gebiete des Epos und des geschichtlichen Romans versucht. Den rechten Weg für ihr eigenes Talent hat sie erst mit ihren Schwarzwaldgeschichten, in den oben genannten Bänden gefunden. Und zwar meines Erachtens vornehmlich in dem ersten, ‚Dahinten bei uns‘ betitelten Band, der sofort die Aufmerksamkeit der literarischen Kritik auf sie lenkte. Man muß freilich die Leute ‚dahinten‘ einigermaßen kennen, um sich so recht freuen zu können an dem, was die Dichterin von ihnen erzählt. Worte und Gefühle stehen bei ihnen nicht allzu hoch im Kurs und auch ihr Denken ist kein allzu rasches und lebendiges. Hart und rauh und wenig empfänglich für Milde und Güte hat sie die lohnkarge Arbeit gemacht, und auch da, wo sie versuchen, sich frei zu machen von dem Druck heimatlicher Gewöhnung, bleibt ihnen doch ein Rest von Schwere und scheuem Trotz, der sie in Zwiespalt bringt mit sich und anderen. Dafür sind gerade die Leute ‚Dahinten bei uns‘ ein lebendiges Beispiel. Menschen, wie der Adam in der ganz prächtigen Erzählung: ‚Wie der Adam starb‘, die ihr Weib zu Tode quälen, und in der letzten Stunde erst sich auf ein Wort der Liebe besinnen, ein Wort der Liebe an das ‚Bueble‘, das am Sterbebett des Vaters mit den schmutzigen Karten spielt, — Frauen, die das Joch der Ehe mit einem unguten und brutalen Mann geduldig tragen und nach seinem Tode ihm vor Heimweh und Jammer bittere Tränen nachweinen, wie die Weber-Bärbel in ‚Auch eine‘, das sind Leute, denen alle die schon im Leben begegnet sind, die Amt und Beruf hineinführt in Häuser und Hütten der Mühseligen und Beladenen. Oder Geschichten, wie ‚Der Leibsorger‘, mit ihrem Helden erbarmender und doch hilfloser Nächstenliebe im Mittelpunkt, ‚Nix Besonderes‘, das Leben eines armen Weibleins, das all das schwere Leid seines Daseins als ganz selbstverständlich ansieht, — das sind geradezu Meisterleistungen einer Beobachtungs- und Erzählungskunst, wie sie in ihrer Schlichtheit und tiefen Wirkung wohl nur selten angetroffen werden. Man hat ja wohl, namentlich beim Lesen des zweiten der Supper'schen Geschichtenbücher, der ‚Leut‘ dann und wann das Gefühl, als ob man der oder jener Gestalt, dem einen oder andern dieser Seelenkonflikte schon einmal da oder dort begegnet sei. Man kann sich gerade bei diesem zweiten Band, trotzdem auch er manche treffsichere Skizze und manches packende Problem in geistvoller Erfassung enthält, doch des Eindrucks nicht erwehren, als ob die Verfasserin doch manchmal einen Unterton von Reflexionen über sich selbst und ihre Eigenart mit klingen ließe, von dem sie sich in ihrem ersten Geschichtenbuch noch völlig frei gehalten hat. Wir versehen uns deshalb auch der Zuversicht, daß A. Supper in ihren künftigen Arbeiten wieder ganz als die vor uns tritt, die sie im Anfang war, daß sie uns das, was sie erschaut und erhört, wieder berichtet in schlichter und von keiner literarischen Mode oder Methode angekränkelten, sondern derbgesunden Natürlichkeit. Auch dabei kommen Ernst und Humor, kommen Denken und Glauben

zu ihrem vollen Recht. Was wir seit dem Erscheinen ihrer beiden Geschichtenbücher da und dort an Neuem von ihr gelesen, bestätigt uns, daß sie selbst den Weg zurücksucht und zurückfindet in die Stille eines Schaffens, dessen Einklang eben bedingt und geschaffen wird durch das Verstehen alles dessen, was wir nun einmal ‚menschlich' nennen und nennen müssen.

Theodor Ebner.

Kunst.

Fra Bartolommeo. Im Wiener Hofmuseum hängt das schlechthin beste Gemälde des Fra Bartolommeo, das in mehr als einer Beziehung als ein Höhepunkt der italienischen Kunst überhaupt zu gelten hat. Es ist eine Darstellung Jesu im Tempel. Schwere, massige, aber einfache Formen von wundervoller Plastik, volle, satte, tiefe Farben und dabei eine Ruhe und Feierlichkeit der Stimmung über dem Ganzen, wie bei einem Sonnenuntergang nach drückend lästiger Schwüle. Man wird die Erinnerung an Michelangelo und Sebastiano del Piombo nicht los, und doch: selbst dieses große, machtvolle Bild ist nur der Ausfluß einer Kunst, die wie ein letztes sprühendes Aufflackern eines erlöschenden Lebens die Nacht ankündigt, die mit lahmen Fittigen alles deckt, was des Genius glühender Odem ins Dasein rief. ‚Nicht der Ausbruch überschäumender, innerer Naturkraft und darum nicht allerhöchste Meisterwerke sind die Schöpfungen des Fra Bartolommeo; denn der Begriff monumentaler Größe verbindet sich bei uns viel mehr mit dem energischer Gewaltsamkeit, denn vornehmer sich selbst beherrschender Zurückhaltung'. Dieser Satz, mit dem Fritz Knapp seine Monographie über den Malermönch* einleitet, bezeichnet schon den Zwiespalt in der Beurteilung der künstlerischen Persönlichkeit des Frate. Groß und gewaltig erscheint er den einen, langweilig, hohl und fad den andern. Wie immer, liegt auch hier die Wahrheit in der Mitte; von jedem dieser beiden Urteile kann und muß man etwas akzeptieren: Bartolommeo gelangen wirklich große, einwandfreie Schöpfungen, die ihren Platz in nächster Nähe der von Jahrhundert zu Jahrhundert einmütig gepriesenen Wunderwerke der Kunst einnehmen, und auf der anderen Seite konnte er kostümierte Gliederpuppen malen, die in ihrer pomphaft prahlerischen Theaterpose typische Vertreter eines Verfall-Zeitidealismus sind, der das frisch-fröhliche Aussehen blühender Jugend durch Schminke ersetzt und die Kraft der Erscheinung durch gequälte, posierende Bewegung ausgleichen zu können glaubt. Den Kulminationspunkt hatte man eben doch schon überschritten, und es kam, wie immer in dem Falle, der Abstieg. Das hohe, herrliche Florenz war überwunden, und seines Ruhmes letzter Streiter konnte es nicht retten, weil er nur über zweitklassige Ersatzmannschaften zu gebieten hatte, auf die er seine eigenen Fähigkeiten zu übertragen leider nicht imstande war.

Bartolommeo della Porta stammte aus kleinen Verhältnissen. Am 28. März 1472 war er als Sohn eines Maultiertreibers in Florenz geboren. Frühzeitig hatte er den Vater verloren und schon im Knabenalter brachte man ihn zur Erlernung des Malerhandwerks in die Werkstatt des Cosimo Rosselli, den Benedetto da Majano zum Lehrer empfohlen hatte. Sein frühestes Bild ist ein Porträt Savonarolas, das uns das grob geschnittene unschöne Profil des unglücklichen Mönches zeigt, zu dessen aufrichtigsten Bewunderern unser Künstler zählte. Der Einfluß, den der gewaltige Fanatiker auf ihn ausübte, ging, wie Vasari erzählte, so weit, daß er bei den in den Fastnachtstagen von 1498 veranstalteten ‚Bruciamenti delle vanità' auf die lodernden Flammenworte des aszetischen Dominikaners hin als erster von allen Künstlern seine nach

* Verlag von Wilhelm Knapp, Halle a. S.

der Natur gezeichneten Aktstudien dem Feuer übergab. Aber im Mai desselben Jahres noch hauchte der Bußprediger selbst unter den auf der Piazza Signoria aufgetürmten Flammenstößen seine geängstigte Seele aus, und Bartolommeo, der von dem schrecklichen Ende dieses mitleidswürdigen Welthassers bis ins Mark erschüttert war, gelobte sich dem Herrn zu weihn für alle Tage seines Lebens. Und so legte er denn Pinsel und Palette aus der Hand und trat am 26. Juli 1500 in das Dominikanerkloster von Prato ein, von wo aus er bereits im folgenden Jahre nach beendigtem Noviziat nach S. Marco in Florenz übersiedelte.

Seinem Freund Albertinelli hatte er die Vollendung seines gegen Ende des Jahres 1498 begonnenen Freskogemäldes im Klosterhofe von S. Maria nuova in Florenz übertragen. Dieses interessante Bild (ein jüngstes Gericht) dürfte wohl die einzige, größere, künstlerische Tat Bartolommeos sein, bevor er das Ordenskleid anlegte: eine Schöpfung von epochemachender Bedeutung, insofern als sich hier die andachtsvolle, ruhige Feierstimmung eines Giotto mit der schwellenden, frischen Daseinsfreude der Renaissance vereint. Selbst ein Raffael empfand den befreienden Einfluß, der von diesem bedeutsamen Werke ausging und lehnte sich bei der Ausführung seiner Disputa in der räumlichen Anordnung und freieren Ausgestaltung direkt an das Fresko von S. Maria nuova an. Die mannigfachen Studien und Skizzen zu dieser ruhevollen Komposition, die so viel Liebe und Freude am schöpferischen Gestalten bekunden, zeigen den Künstler ganz im Fahrwasser Ghirlandajos. Als aber nach fünf Jahren stiller Beschaulichkeit die alte nur schwer verhaltene Sehnsucht ihm wieder den Pinsel in die Hand drückt, da klingen seine Töne milder und weicher. Ghirlandajo, der das Schwergewicht mehr auf die realistische Erscheinung der Figuren legte, schien ihm nicht mehr als nachahmungswürdiges Vorbild, denn seine geläuterte Seele fühlte sich mehr zu den sensitiven, stark verinnerlichten Künstlernaturen wie Lionardo, Filippino Lippi und Perugino hingezogen.

Er hatte in den Jahren des Gebets und der Betrachtung viel verlernt, und als er am 18. November 1504, durch seinen Freund, den Prior Pagnini, ermuntert, wieder den ersten Auftrag zu einem großen Bilde annahm, da hieß es für ihn fast von vorn beginnen, studieren und probieren. Drei volle Jahre malte er an dieser Erscheinung Mariae vor dem hl. Bernhard, einem nicht sehr glücklich komponierten Bilde, das aber, obwohl es die Mühe der Arbeit nur allzu deutlich verrät, dennoch in mancher Beziehung einen so gewaltigen Fortschritt gegenüber der ein Menschenalter vorher von Filippino Lippi gemalten Vision des hl. Bernhard aufweist, daß es uns wie die Offenbarung einer neuen Kunstepoche anmutet. Und das ist es in der Tat; vorüber war die alte herzerquickende, liebenswerte Naivität, und Glanz und Würde der Erscheinung standen höher im Ansehen als eine natürliche, wenn auch vielleicht etwas derbe Unbefangenheit. Wohl erwärmte man sich noch für empfindungsvolle Schöpfungen, die wie von einer zart besaiteten Seele durchzittert schienen, allein man begann daneben schon alles genau auf einen guten, sinnlichen Effekt hin zu berechnen, der auch in der Entfernung sich Geltung zu verschaffen imstande sein mußte. Auch Bartolommeo verleugnet in seinem ‚St. Bernhard' diesen Zug der Zeit nicht im geringsten, denn was er hier gibt, ist nicht süße Lieblichkeit und holdselige Anmut, sondern glänzende Glorie und rauschende Pracht. Technisch rühmt Vasari an seinen Bildern die Vollkommenheit der malerischen Modellierung, die feine Überleitung der Schatten ins Licht (das ‚Sfumato') und die ‚grazia nei colori', den spezifisch koloristischen Reiz. Letzteres unterschied ihn nicht unwesentlich

von den mehr plastisch als malerisch veranlagten Kunstgenossen seiner Vaterstadt Florenz, von denen er sich keine Förderung seiner koloristischen Ideen versprechen durfte. Seine Ideale suchte er im lichtumstrahlten, farbenfrohen Venedig. Hier, wo Bellini und Giorgione ihre koloristische Glanzstücke schufen, und wo ein Tizian wie in einem Brennpunkte die gesamten malerischen Tendenzen und Bestrebungen einer in der Fülle ihrer Lebenskraft bewundernswürdigen Schule in sich vereinigen sollte, hier fand auch Bartolommeo das Ziel seiner farbedürstenden Sehnsucht.

1508, im Frühjahr, reiste er mit dem Syndikus seines Klosters nach Venedig, das in mächtigem Ringen um die kulturelle und künstlerische Vorherrschaft Italiens das Ziel der Wünsche erreicht zu haben sich rühmen konnte. Das bürgerlich-einfache Florenz war überwunden, und die in machtvoller Majestät prangende Lagunenstadt trat im Vollbewußtsein ihrer Stärke herausfordernd der alten Roma gegenüber. Merkwürdig, daß gerade zwei Mönche die Vorkämpfer ihrer sinnenfrohen, die Pracht des menschlichen Körpers verkündigenden Kunst wurden: Sebastiano del Piombo für Rom, und Bartolommeo für Florenz. Letzterer hatte all die tausendfältigen Eindrücke, die in dieser leuchtenden Stadt auf ihn einstürmten, tief und zwingend auf sich wirken lassen, wie das die wahrhaft glänzende Farbenbehandlung und die eigenartige Kompositionsweise der nach seiner Rückkehr von der Reise geschaffenen Gemälde von Lucca zur Genüge dartun. Später wird er dann mehr Venezianer: ‚Er gibt für seine Altarstücke den freien Himmel als Hintergrund auf und sucht einen geschlossenen Innenraum mit herrlicher architektonischer Schlußwand zu bilden‘. Das den Bellinischen Bildern in der Akademie, in den Frari und in Zacharia entnommene Motiv der Nische wird unter seiner Hand zu einem Linien- und Lichteffektmittel von erstaunlichster Wirkung; die ganze Auffassung gewinnt immer mehr an Größe, wenngleich auch auf der andern Seite zugegeben werden muß, daß unter dem wuchtig dröhnenden Tritt, mit dem die gewaltige Form einherschritt, die psychischen Feinheiten in mehr als einem Falle zertreten und vernichtet wurden. Von einer Durchbildung des Ausdrucks kann bald nicht mehr die Rede sein, zumal die Einzelgestalt immer mehr zu einem unwichtigen Bestandteil einer großen, wirkungsvollen Szene wird. Die in der venezianischen Kunst übliche Repräsentationshalle für die prunkhaften Gestalten der Heiligen verändert sich in eine lebhaft bewegte Theaterbühne, auf der sich eine ‚sacra conversazione‘ abspielt, die man in einem solchen Reichtum bis dahin in Florenz noch nicht gekannt hatte.

Sympathischer als die nach streng architektonischem Kompositionsschema entworfenen Altarstücke erscheinen die auf Raffaels Einfluß zurückgehenden heiligen Familien in freier Landschaft, die bei aller Genrehaftigkeit der Konzeption dennoch in weit höherem Maße als jene pomphaften Glanzstücke von der Künstlerfähigkeit zeugen, die Gruppe zu einem geschlossenen, lebhaft in sich bewegten Ganzen zusammenzufügen. Es ist oben schon einmal gesagt worden, daß Raffael auch Bartolommeos Kunst anregend auf sich einwirken ließ; doch ist für mich zweifellos, daß dies im allgemeinen nicht zu seinem Glück geschah, da der Urbinate, der ohnehin schon für die weichlinige Eleganz der späteren Antike eine Schwäche hatte, dadurch nur zu mathematischen Konstruktionen verleitet wurde, unter denen dann die Frische der Szene hie und da arg zu leiden hatte. Was Raffael dem Bartolommeo gab, das war für diesen ungleich mehr wert. Eine mit einfachen Mitteln wirkende Monumentalität, deren Hauptcharakteristikum vornehme, milde Feinheit war: das hatte der etwas überlauten, wie durch Trompetenstöße wirken-

den Kunst des Malermönches zumeist gefehlt; wenn er sich aber, angeregt durch Raffaels Malweise dazu aufraffte, so gelangen ihm erstklassige Schöpfungen wie die eingangs erwähnte Darstellung im Tempel (Wien) und die Beweinung Christi (Florenz). Es liegt etwas von stiller Resignation in diesem letzten Bilde, etwas von der auf den rasenden Aufschrei herzbrechenden Leids folgenden matten stumpfen Ergebung: ein leises sterbendes ‚Herr, dein Wille gescheh' scheinen die bebenden Lippen der Schmerzensmutter zu hauchen, die sich zum Abschiedskuß der totkalten Stirn des geliebten Sohnes nähern. Van Dyck hat ähnliche Szenen in mancherlei Varianten zur Darstellung gebracht, und man wird gut tun, sich bei einer Beurteilung dieses Werkes ihrer zu erinnern, weil man dann erst die Größe der Innerlichkeit, wie sie aus diesem Bilde spricht, voll zu würdigen und ganz zu verstehen imstande ist. Der elegische Vlame vermag uns von der Aufrichtigkeit seines Empfindens nicht zu überzeugen; dazu ist er zu kokett-sentimental und läßt in einer zu prätentiösen Weise die Absicht einer Wirkung auf die Tränendrüsen durchblicken. Bartolommeo verschmäht es, uns in eine rührielige Stimmung zu versetzen, und dennoch erreicht er mehr: wir stehen vor seiner ergreifenden Szene wie betroffen, laut- und regungslos, als fürchteten wir, durch ein unpassendes Wort, ja auch nur durch eine allzu hastige Bewegung uns an der Heiligkeit des Mutterwehs zu versündigen, das stumm und riesengroß vor uns aufsteigt.

Als Bartolommeo dieses Bild vollendete, war er schon ein todgeweihter Mann. Wohl suchte er noch zu wiederholten Malen in der friedlichen Stille von Pian di Mugnone und später in den Bädern von S. Filippo seine angegriffene Gesundheit zu festigen. Allein vergebens; sein Tagewerk ging zu Ende, und am 31. Oktober 1517 war es vollbracht.

Das Bild von Fra Bartolommeos künstlicher Persönlichkeit wird wesentlich vervollständigt durch seine Zeichnungen. Der Malermönch war — das ist unbestreitbar — einer der ersten Zeichner aller Zeiten, und so kühl reflektierend er in seinen großen Altartafeln oft scheint, so intuitiv zeigt er sich in seinen geistsprühenden, strichsicheren Skizzen. Sie sind nicht nur ein viel unmittelbarerer Ausdruck seiner freien Empfindung als oft die großen Bildwerke, sondern besonders auch technisch wertvolle Zeugnisse mit ihrer anfänglich ausgesprochen linearen Bestimmtheit, die sich später etwas verlor, um einer lockeren, luftigen Weichheit Platz zu machen. Daß die schon erwähnte ausgezeichnete Monographie Knapps dieser technischen Seite ein besonderes Augenmerk zuwendet, macht sie um so wertvoller.

Dr. Alfred Hagelstange.

Max Slevogt, ‚Achill'. (15 Lithographien.) Die Deutschen sind das klassische Volk des Klassizismus. Immer wieder treibt sie das Sehnen und Suchen nach Schönheit in die Arme der Antike. Sie bilden sich nach der Antike ein Ideal, wie es vielleicht niemals in der hellenischen Welt existiert hat. Es ist ein aus unserem ästhetischen Gefühl und unserer geistigen Kultur heraus kristallisiertes Idealbild einer homerisch antiken Welt. Flaxmann, Carstens, Genelli und Feuerbach bewegen sich ganz in dieser ästhetisch geschauten Traumwelt. Selbst die kämpfenden Titanen und Amazonen scheinen nur vom Rhythmus schwungvoller Linienführung belebt und bewegt, nur da zu sein, um durch die Schönheit der Form das Auge zu entzücken. Man denkt immer wieder an Schillers schöne Worte: ‚Aber in den heiteren Regionen, wo die reinen Formen wohnen, rauscht des Jammers trüber Strom nicht mehr.'

Diese künstlerische Richtung des Geistes wird stets gekennzeichnet durch das Streben nach reinen Formen. Das Wesen des Klassizismus besteht aber nicht in einem Kanon schöner Formen. Allzeit haben

sich dagegen starke und originelle Geister aufgelehnt und diesem dogmatischen Klassizismus, dessen Idol der Gipskopf ist, die Schellenkappe aufgesetzt. Künstler, die sich dem antiken Stoff gegenüber freimachten, ließen ihm oft eine ganz realistische Behandlung zuteil werden. Ein großer Teil der gefeierten Bilder der Renaissance will so angesehen werden. Nur muß eben diese Ausdrucksweise den Stoff vollständig beherrschen und ihn in Formen umsetzen, die unserer Anschauung Nahrung geben, zumindest eine deutliche Vorstellung davon vermitteln. Wenn noch dazu Verse von Homer der Illustration beigegeben sind, erwartet man erst recht Vollendung der Form in künstlerischem Sinne.

Die früheren Illustrationen zu Homer, die mit Ehrfurcht und Bewunderung, vor allem mit der Liebe des Künstlers zum Stoff dem Dichter nachfühlten, versuchten sogar etwas von dem klangvollen Rhythmus der Verse, der klaren Gliederung und Architektonik des Epos in ihrem Werke zum Ausdruck zu bringen, um es eben formal als ein würdiges Seitenstück der Dichtung erscheinen zu lassen. Man kann über diese Auffassung verschiedener Meinung sein — man kann aber nicht leugnen, daß sie aus einem ganz natürlichen Stilgefühl hervorging.

Slevogts Art fühlt anders. Ihm erstand vielleicht die erste Anregung gar nicht aus dem Homer, sondern aus der lithographischen Technik. Er stand am Lithographierstein und experimentierte mit Ruß und Stift, da zog ihm eine alte Erinnerung an die Abenteuer des Achill durch den Sinn; aus einem Chaos von Punkten auf dem gespritzten Stein entstand die Impression einer Schlacht. Der Nebel teilte und gestaltete sich unter der ordnenden Hand des Künstlers, immer fröhlicher strichelte und schabte er, ein Blatt entstand um das andere. Achill haut, sticht, mordet, würgt und saust um die trojanische Mauer hinter Hektor her.

Gerade das letztere Blatt, eines der besten der ganzen Sammlung, zeigt, wie das Ganze aus der graphischen Impression heraus entstand. Manchmal wandelt den Homeriden am Lithographenstein eine leise Sehnsucht nach harmonischer Einheit und formaler Durchbildung der Gestalten und Komposition an. Das Gewirr von Linien und Kurven, das dräuende Gewölk von Rußschwaden ballt sich zu festeren Massen zusammen, es entstehen Gruppenbilder wie z. B. die zum Tore hineindrängenden Trojaner, die wie ein Relief anmuten. Ein Blatt, Achill mit der Leiche des Hektor, den Wagen, Lenkern und Rossen, ist fast architektonisch komponiert. Mit wenig Mitteln ist der Raum, die ganze Situation, ihre malerische Wirkung dargestellt. Wo aber der Stoff über den Charakter der Impression hinausdrängt und nach klarer Gestaltung und Form verlangt, da versagt die Hand des Künstlers. So hat er sich das Thema, die Klage um die Leiche des Patroklos sehr leicht gemacht. Er hat sich gar nicht die Mühe genommen, die im Vordergrunde liegenden Körper auch nur ein wenig zu gestalten und durchzubilden. In des Jammers trübem Strom geht alle Form unter; ähnlich ist es auch bei dem Blatte des Zweikampfes der beiden Helden Achill und Hektor.

Es ist bezeichnend für Slevogts zeichnerischen Ausdruck, daß seine Stärke in Impressionen von Empfindungen liegt, für die eben der zeichnerische Ausdruck fast gar keine Mittel an die Hand gibt als Rauch, Nebel, Dunst und ein paar schwach hingehauchte asthmatische Linien. Eine solche Impression, und zwar die gelungenste, ist die Erscheinung des Patroklos vor Achill.

Sobald Slevogt die volle Realität des Geschauten wiedergeben soll, versagt er. Das Auge geht leer aus, und das ästhetische Gefühl erkaltet. Da bleibt am Schlusse nichts anderes übrig, als zum Buche zu greifen, und vom wogenden

Rhythmus der herrlichen Verse getragen hinüberzugleiten ins alte homerische Land.

A. H.

Gibt es einen Jesuitenstil? P. J. Braun S. J., der sich durch sein Werk ‚Die liturgische Gewandung' einen Namen in der Kunstgeschichte erobert hat, antwortet auf diese Frage folgendermaßen: ‚Ein Jesuitenstil, wie man ihn auch fassen und was man darunter auch verstehen mag, ist eine Fabel, und eine Fabel ist es, wenn man die Jesuiten zu Feinden der Gotik und der deutschen Renaissance, zu Trägern des Barockgedankens und zu Aposteln des Barock macht.'

Wir sind doch wohl alle erzogen in dem Gedanken, es gebe einen Jesuitenstil und jede Kunstgeschichte behauptete das bisher. Wenn die Jesuiten einen eigenen Stil erfunden oder doch etwa dem Barockstil ein eigenes Gepräge gegeben hätten, was läge daran? Das wäre eine geistvolle Tat, die unsere Bewunderung verdiente. Das um so mehr, als wenigstens in den literarischen Werken der Jesuiten das Persönliche meist ganz zurücktritt und ihrer scholastischen Bildung entsprechend alles rein sachlich und nüchtern betrachtet wird. Auch wenn sie das Barock in bewußtem Gegensatz zur Gotik gepflegt hätten, so ließe sich dagegen kein Vorwurf erheben. Sie hätten von einem Recht Gebrauch gemacht, das jedem zusteht. Selbst wenn sie diesen Gegensatz gepflegt hätten, in der Absicht, ihre Opposition gegen den in Deutschland entstandenen Protestantismus auch äußerlich durch eine nichtdeutsche Bauweise zu dokumentieren, wäre nichts zu erwidern, da ein solcher rein sachlicher Gegensatz nicht unberechtigt sein kann. Und hätten sie durch prunkvoll ausgestattete Kirchen auch auf die Sinne der Gläubigen gewirkt, um hierdurch ihr Inneres desto lebendiger an die katholischen Ideen zu fesseln, so wäre auch dies nicht zu verwerfen gewesen, da nicht einzusehen ist, warum die Religion nicht auf das Ganze des Menschen wirken soll. Wenn wir uns also in einen Jesuitenstil hineingelebt hatten, so sehen wir hierin nichts Unrechtes. P. Braun hat in zwei kürzlich erschienenen Schriften* die Tradition, wenigstens für die belgische und die rheinisch-westfälische Ordensprovinz, zerstört und zwar restlos. Die Jesuiten pflegten einfach die heimischen Kunstideen und bauten gotisch bis herein ins 18. Jahrhundert. Erst in diesem Jahrhundert erfolgte eine Änderung und zwar von Bayern her durch die Kölner Erzbischöfe Joseph Klemens und Klemens August. Sie importierten französische Architektur und Dekorationsweise. ‚In der Ausstattung ihrer Kirchen erschienen die Jesuiten schon gleich bei ihren ersten Bauten auf den Pfaden der Nichtgotik zunächst der deutschen Spätrenaissance und dann in kurzer Frist auf denen des Barock.' Allein auch hierin weist P. Braun mit aller Sicherheit nach, daß die Jesuiten keine neuen Gedanken verwirklichten, sondern die Dinge nahmen, wie sie sie vorfanden.

Die beiden vorliegenden Arbeiten lesen sich zwar nicht so angenehm wie manche Plaudereien über kunsthistorische Wanderungen; der Verfasser enthält sich absichtlich jeder Kritik gegnerischer Ansichten. Er geht rein sachlich vor und mit einer Gründlichkeit, daß man gestehen muß, es ließe sich über den betreffenden Gegenstand mehr nicht sagen. P. Braun zeichnet die Kirchen in ihrem Grundriß, ihrem Aufbau und ihrem Schmuck; auch beschreibt er in dem an zweiter Stelle

* P. Braun, Jos. S. J., Die belgischen Jesuitenkirchen. Ein Beitrag zur Geschichte des Kampfes zwischen Gotik und Renaissance. Mit 73 Abbildungen. (Ergänzungshefte zu den ‚St. aus Maria-Laach' 208 S. Freiburg, Herder.

Derselbe: Die Kirchenbauten der deutschen Jesuiten. Ein Beitrag zur Kultur- und Kunstgeschichte des 17. und 18. Jahrhunderts. 1. Teil: Die Kirchen der ungeteilten rheinischen und niederrheinischen Ordensprovinz. Mit 13 Tafeln und 22 Abbildungen im Text. (Ergänzungshefte zu den ‚St. a. M. L.'). 276 S. Freiburg, Herder.

genannten Hefte das Mobiliar. In dem von den belgischen Jesuitenkirchen handelnden Hefte konnte das nicht geschehen, weil das ursprüngliche Mobiliar höchst mangelhaft erhalten ist. Als gewissenhafter Historiker erzählt uns der Verfasser die Entstehungsgeschichte der einzelnen Bauten und ihr Verhältnis zu anderen Bauten der gleichen Periode. Auch ‚macht die (zweite) Schrift mit einigen bisher unbekannten Architekten von mehr als gewöhnlicher Bedeutung sowie mit einer großen Anzahl tüchtiger, den Reihen der Ordensangehörigen entstammender Kunsthandwerker bekannt.' Eine Reihe von Abbildungen, die größtenteils nach Aufnahmen hergestellt sind, die der Verfasser selber an Ort und Stelle gemacht hat, führt uns das Charakteristische der einzelnen Kirchen vor.

Wir sind gespannt auf das nächste Heft, bzw. den 2. Teil, der die Kirchenbauten der Jesuiten in Süddeutschland behandeln wird, vorab in Bayern, wo die Jesuiten so mächtige Unterstützung fanden und so reiche Barockkirchen erstehen ließen oder die gotischen Bauten modernisierten. So wenig wir prinzipielle Gegner eines Jesuitenstiles sind und den Jesuiten den Ruhm vergönnten, Selbsteigenes geschaffen zu haben, so fürchten wir doch, daß P. Braun seinen Ordensgenossen diesen Ruhm auch für Süddeutschland nehmen wird. Wenn die Jesuiten aber auch keine Pioniere einer neuen Kunstrichtung waren, so mochte es doch wohl sein, daß sie den Prunk des Barocks nicht bloß aus ästhetischen, sondern auch aus religiösen Gründen pflegten.

Dr. J. Jaeger.

Musik.

Debussys ‚Pelleas und Melisande', — Die deutsche Opernbühne hat der künstlerischen Produktion des Auslandes von jeher regste Aufmerksamkeit zugewandt, darin wohl manchmal sogar des Guten etwas gar zu viel getan. Ist es auch nicht zu billigen, wenn bedeutsame deutsche Werke den ausländischen gegenüber zurückgesetzt werden, so müssen wir uns doch mit den wichtigeren Novitäten fremder Nationen bekannt machen, wollen wir nicht den Überblick über die Gesamtentwicklung der Musik verlieren. Von diesem Gesichtspunkt aus ist es durchaus begrüßenswert, wenn beispielsweise Debussys Musikdrama ‚Pelleas und Melisande' in der heurigen Wintersaison von einer Reihe der bedeutendsten deutschen Bühnen (Frankfurt a. M., München, Berlin, Wien u. a.) auf den Spielplan gesetzt worden ist. Die große Rolle, die dieses Werk in der Geschichte der modernen Oper Frankreichs spielt, macht es auch für uns interessant, insbesondere deshalb, weil es nach Ansicht der Franzosen eine Befreiung der französischen Oper vom germanisch-wagnerschen Bann bedeutet.

Ein bis zu einem gewissen Grade leidenschaftliches Streben nach nationaler Selbständigkeit ist für die Geschichte der französischen Oper seit den Zeiten Lullys und Rameaus charakteristisch. Fand es in den vierziger und fünfziger Jahren des 18. Jahrhunderts im Streit der Buffonisten und Antibuffonisten, im Kampf gegen das Italienertum seine Äußerung, so mußten im 19. Jahrhundert noch Cesar Frank, das Haupt der Jungfranzosen, und Georges Bizet, der Schöpfer von ‚Carmen', bittere Anfeindungen ob ihrer ‚germanischen' Wagnergefolgschaft leiden. In diesem Zusammenhang erscheint Debussys Werk mit seinem tendenziös antigermanischen Wesen von nicht geringer historischer Bedeutung. Seine Uraufführung, die 1902 in der Pariser opera comique stattfand, würde demnach als Ausgangspunkt einer neuen Epoche der französischen Oper zu betrachten sein. Freilich ganz rückhaltslos ist seine von den Franzosen behauptete Unabhängigkeit von Wagner nicht zuzugeben. Denn schon seine Betonung des dramatischen Charakters der Musik ist natürlich Wagnerscher

Provenienz: im übrigen geht es aber stilistisch tatsächlich in vielen Punkten seinen eigenen Weg. Schon die Wahl der Dichtung ist antiwagnerisch, antigermanisch. Maeterlincks, des großen belgischen Mystikers Drama ‚Pelleas und Melisande' hat Debussy als textliche Grundlage gedient.

Debussy hat das Maeterlinckische Stück im Original komponiert. Derartiges scheint neuerdings Mode zu werden. Paul Dukas, Debussys Pariser Kunstgenosse, hat es mit einem andern Maeterlinck ähnlich gemacht, und bei uns hat Richard Strauß Werke von Wilde und H. von Hoffmannstal in gleicher Weise seiner Muse verschwistert. Die schmiegsame Tonsprache der Modernen vermag der dramatischen Stoffe auch ohne opernhafte Zurichtung mächtig zu werden; zumal wenn diese so ausgesprochen musikalische Momente bergen wie Maeterlincks Dramatik. Johannes Schlaf charakterisiert in einem geistreichen Essay über den belgischen Dichter das Wesen von dessen Drama dahin: Maeterlinck habe ‚Idole von seelischen Untergrundstimmungen und -Mächten an Stelle der handelnden Personen' gesetzt, und es sei ihm ‚das schier unmögliche Werk gelungen, eine reine Dramatik des Unterbewußten' zu schaffen. Nun ist aber gerade die Deutung dieses ‚Unterbewußten', die Entschleierung der tiefsten Mysterien des Seelenlebens eine ureigenste Aufgabe der Musik, deren sie wie keine andere Kunst mächtig ist. Wagners ‚Tristan' hat das gezeigt. Demnach erscheint Maeterlincks Dramatik so aus dem Geist der Musik geboren, daß die restlose Verwirklichung ihres erstrebten Ideals wohl überhaupt nur im Rahmen des Musikdramas möglich ist. Verstärkt wird dieser ‚musikalische' Charakter noch durch die romantische Mystik, die des großen Belgiers Poesie atmet, sowie durch den Hauch oft schwüler, trübseliger, zerrissener, aber stets eminent stimmungssatter Lyrik, der über seine Dramatik ausgegossen erscheint. Anderseits freilich ist das viele, allegorisch deutende Episodenwerk, das bei Maeterlinck die Haupthandlung umrankt und ihr eigentlich erst Farbe und Relief verleiht, für die musikalische Ausführung nicht günstig; denn Manches, was nach des Dichters Intention im gesprochenen Drama flüchtig vorüberhuschen sollte, erfährt durch die Komposition eine ungebührliche, für den ungehinderten dramatischen Verlauf verhängnisvolle Verbreiterung. Manche ‚Längen' in Debussys Werk sind auf Rechnung dieser Eigenart der Dichtung zu setzen, die manchmal im Episodenhaften geradezu ihre Hauptstärke besitzt. Denn das eigentliche dramatische Gerüst des Stückes ist schlicht, beinahe dürftig. Der schon ergraute Held Golo versucht ‚Herrn Markes Glück', das trugvolle, und gewinnt sich die schöne Melisande zum Weib. Instinktiv dem Naturgesetz folgend wendet sich aber deren Neigung dem jungen Pelleas zu; beide erliegen dem Rachestreich des gekränkten Gatten, der zu spät am Totenbette des geliebten Weibes seine jähe Leidenschaft bereut und in martervoller Ungewißheit bleibt, ob er wirklich ein Rächer seiner Ehre oder ein Mörder war. Dies die ‚Handlung', deren Hauptreiz und Bedeutung in der Steigerung einer konsequent psychologischen Entwicklung der Charaktere und Situationen, wie in der feinnervigen Analyse des Details beruht. —

Debussy (geboren 1862) ist neben d'Indy, Charpentier, Dukas, Bruneau einer der berühmtesten Vertreter der an Cesar Frank anschließenden Schule der Jungfranzosen. Die impressionistische Technik, mit der diese Tonsetzer arbeiten, erscheint von eigenartiger Verwandtschaft mit der dichterischen Technik Maeterlincks. Camille Lemonnier, ein geistesverwandter dichterischer Vorläufer Maeterlincks, ist einst als ‚adorateur passionné de la couleur' bezeichnet worden, eine Charakterisierung, die auch für den musikalischen

Genossen des Pelleas-Dichters gilt. Alles ist Farbe in Debussys Musik, die Zeichnung verflüchtigt sich zu schattenhaften Schemen. Im Orchester wie in der Singstimme. Harmonik und Instrumentation sind die beinahe ausschließlichen Wirkungsmittel; die vielverschlungene Thematik der Wagnerepigonen erscheint aufgegeben. Die Methode der Wagnerschule, das Orchester bis ins kleinste Detail zum sinfonischen Spiegelbild der Handlung zu machen, ist im modernen Musikdrama zwar schon öfters durchbrochen worden, nie aber in so weitgehendem Maße als in Debussys ‚Pelleas und Melisande‘. Weit entschiedener noch als beispielsweise d'Albert im ‚Tiefland‘ beschränkt sich Debussy auf eine lediglich ‚musikalische Untermalung‘ der Handlung, auf eine allgemein musikalische Fixierung der dramatischen Stimmung. Streng genommen enthält das ganze lange Werk nur zwei markante leitmotivische Themen, deren eines, eine innig gesangvolle Melodie:



der Charakteristik Melisandens dient, während das andere, dessen herbes Wesen mehr akkordischer als melodischer Natur ist, an Golos Persönlichkeit geknüpft erscheint:



u. s. w.

Beide Motive werden übrigens auch in ganz genereller Weise der Stimmungsmalerei dienstbar gemacht. Im übrigen ist diese Beschränkung der Thematik in Debussys Maeterlinck-Musik natürlich künstlerische Absicht. Denn das *Verschwimmende, in Stimmung planlos Dahinschwelgende, das die Musik dadurch erhält, ist für Form und Inhalt der Pelleasdichtung eminent charakteristisch*; es ist die einzig mögliche musikalische Sprache für das stimmungssatte Milieu des Dramas, dessen schemenhafter Bau schärfere musikalische Konturen gar nicht vertragen würde. In Debussys ‚Pelleas‘ erscheint somit das Wagnersche Prinzip von der Unterordnung der Musik unter das Drama bis in seine äußersten Konsequenzen verfolgt. Am entschiedensten in der Behandlung der Singstimmen. Hier ist auf jede melodische Entfaltung prinzipiell verzichtet; es ist eine ständige rezitativische Deklamation, die sich auf die nächstliegenden Intervalle, bei langen Phrasen oft nur auf *einen* Ton beschränkt. Golos, das Drama eröffnende, Worte mögen hier als Beispiel das Prinzip verdeutlichen:



usw. Wirkt diese Art der Stimmführung anfangs befremdend und ermüdend, so übt sie doch auf die Dauer eine intensiv nervenreizende Wirkung aus, wie sie die schwelgerischste Melodik nie erzielen würde. Dabei kommt in dieser merkwürdigen Art musikalischer Deklamation auch die eigenartige Sprache der Maeterlinck'schen Dichtung, die, um abermals einen Ausdruck von Johannes Schlaf zu gebrauchen, ‚sich der edlen Schlichtheit und marmorschönen Würde der Antike nähert‘, zu charakteristischer Wirkung. Leider hat die Übersetzung durch so manche triviale, undeutsche Wendung, diese Wirkung öfters

beeinträchtigt. Ganz ausnahmsweise, namentlich in einigen Partien des Pelleas, steigert Debussy die Deklamation indessen doch zu wirklicher Melodik und erzielt damit wie auch durch gelegentlich interkalierte melodische Wendungen des Orchesters eindrucksstarke Kontraste zum Ganzen. Diese orchestralen Melodien sind freilich meist sehr kurze Floskeln, die nicht etwa konsequent thematische Entwicklung erfahren, sonder flüchtig vorüberhuschen. Wieviel eigenartige Empfindung trotzdem oft in ihnen ruht, mag das kleine, für seine Gattung typische Motiv:



aus der Szene, wo die Königin Golos Brief verliest, ersehen lassen. Die meiste ‚reinmusikalische Entfaltung' bringt der vierte Akt, der mit dem letzten Zusammentreffen der Liebenden und der darauffolgenden Katastrophe auch den dramatischen Höhepunkt des Ganzen bedeutet.

Ist schon die deklamatorische Behandlung der Singstimme in gewissem Sinn eine Äußerung des ‚Farbenkünstlers' Debussy, so noch mehr die Harmonik- und Orchesterbehandlung. In der Harmonik erstrebt Debussy kühnste Freiheit, Aufgeben des Tonalitätsbegriffes überhaupt. Sein Orchester zeigt zwar nicht das polychrome, leuchtende Plenair etwa einer Straußschen Partitur: dazu fehlt das nivellierende Element der Polyphonie. Deshalb ist es auch nur bedingt richtig, von einer übergroßen Kompliziertheit der Debussyschen Musik zu sprechen. Die Harmonik ist allerdings eminent gekünstelt; die Instrumentation dagegen arbeitet in beinahe geflissentlicher Primitivität mit einem Heraus- und Nebeneinanderstellen einzelner Klangfarbeneffekte gewisser Instrumentengruppen. Bevorzugt sind dabei, entsprechend dem Milieu des Dramas, solche verschleierten, gedämpften Charakters, wie die Bratschen und besonders die Oboen. Diese Art der Orchestration ist ein Spezifikum der Jungfranzosen; man kennt sie zur Genüge aus den sinfonischen Partituren von d'Indy und Dukas. Bei Debussy vereinigt sie sich mit den harmonischen Wirkungen und mit der Deklamatorik der Singstimme zu feinsinnigster stilistischer Einheit, zu machtvoller dramatischer Gesamtwirkung. Trotzdem muß zugestanden werden, daß zum mindesten die drei ersten Akte des Werkes bis zu einem gewissen Grade ermüdend erscheinen. Es fehlen die belebenden Kontraste. Über Musik und Handlung lagern die bleichen Schatten des finsteren Milieus, jener freudlos düstern Schloßlandschaft, die als sichtbarer Hintergrund für alle früheren Dramen Maeterlincks charakteristisch ist. Kaum je wird dieses Grau in Grau von einem jähen Lichtstrahl der Leidenschaft erhellt. Erst im vierten Akt regt sich kräftigere dramatische Bewegung, und der letzte Akt hinterläßt durch die poesievoll erschaute Sterbeszene tiefsten Eindruck. — —

Der Inszenierung stellt das Werk eine neuartige schwierige Aufgabe. Es zerfällt in zwölf Bilder, die teilweise rasch aufeinander folgen sollen. Schließt sich dadurch schon aus technischen Gründen die gewöhnliche Inszenierung aus, so würde die Illusionsbühne auch der künstlerischen Eigenart des Werkes schlecht entsprechen. Max Reinhardt, der geniale Regisseur, hat in seinen Berliner Kammerspielen Maeterlincks Schauspiel in der Art inszeniert, daß sich die Vorgänge hinter einem Tüllvorhang abspielten, der das Bühnenbild ganz schatten- und schemenhaft erscheinen ließ, entsprechend der künstlerischen Eigenart der symbolischen Märchendichtung. So zeigte auch die Münchener Inszenierung der Debussyschen Oper Bühnenbilder in kleinem intimem Rahmen mit stilisierender Andeutung des Milieus, in den Prinzipien des ‚Künstlertheaters' der Münchener Ausstellung verwandter Weise. — Dr. Eugen Schmitz.



Apologetik und Weltanschauungsbücher.

Neben den umfassenden Apologien, die unser letzter Rundblick an die Spitze stellte, sind auch gar manche monographischen Darlegungen und Rechtfertigungen einzelner Glaubenslehren für den gebildeten Leser von Wert und Bedeutung. Zur philosophischen Vertiefung des christlichen Gottesbegriffes bietet O. Zimmermann S. J. u. d. T. **Ohne Grenzen und Enden** (Herder, gebd. 2 50 M.) klardurchdachte und edelgeformte ‚Gedanken über den unendlichen Gott' dar; nicht sich anmaßend, das Unergründliche ohne Rest zu erfassen, aber den Begriff der Unendlichkeit doch von allen pantheistischen oder monistischen Selbstwidersprüchen scharfsinnig und kenntnisreich sondernd. Eine Reihe theoretischer und praktischer Grundfragen, die gerade für unsere Zeit besonders erwägenswert sind, behandelt Ansgar Albing nach seiner geistreichen und eleganten Art in der recht lesenswerten Schrift **Nimm und lies!** (Pustet, Regensburg. Geb. 3 M.). Der Titel klingt aber, wenn man seines Ursprungs gedenkt, doch etwas anspruchsvoll. In gewollter Gegenordnung zu D. F. Straußens materialistischem Alterswerk, benennt Georg Reinhold seinen Beitrag zur Verteidigung des katholischen Christentums gegen dessen moderne Gegner: **Der alte und der neue Glaube** (Kirsch, Wien. Brosch. 6 M.) Die gewählte Reihenfolge der Gedankenentwicklung ist ungefähr dieselbe wie bei Strauß, an dessen Art die nüchterne, doch geistesfrische Beweisführung Reinholds in manchem erinnert; an sachlicher Gründlichkeit und Überzeugungskraft aber ist sie über jeden solchen Vergleich erhaben. Besonders die Vernunftgemäßheit, wie die geschichtliche Grundfestigkeit des Christentums, finden in den ersten beiden Hauptteilen dieser verhältnismäßig kurz gefaßten Apologetik eine recht dankenswerte Darlegung; der dritte Teil über den Lehrinhalt des Christentums enthält (z. B. S. 306 ff.) minder glückliche Partien. Eine eindrucksvolle, volkstümliche Apologie stellt in ihrer Gesamtheit die nun mit einem 5. Band abgeschlossene Biographiensammlung dar, die J. J. Hansen in seinen **Lebensbildern hervorragender Katholiken des 19. Jahrhunderts** (Bonifatiusdruckerei, Paderborn. 5 Bde., geb. 23 M.) aneinander reiht. Ein jeder der zahlreichen wohl abgerundeten Einzelabschnitte schildert eine vorbildliche Persönlichkeit geistlichen oder weltlichen Standes in schlichten warmen Worten, unter Verzicht auf alle kritische Vertiefung. Die Auswahl ist sehr vielseitig; der 5 Bd. etwa enthält 28 Biographien, darunter die von Manning, Dupanloup, P. Florentini, de Maistre, Manzoni, Emilie Linder, Karl Maria von Weber u. a. m. Und alle diese so verschiedenartigen Individualitäten sind doch innerlich geeint in dem gemeinsamen christkatholischen Lebensideal.

In eigentümlich tiefem Gegensatz zu dieser großen Einheit steht jene extremindividualistische Abart vom Christentum, wie sie einer der charakteristischsten und trotz allem auch größten Geister unsrer Zeit, Leo Tolstoi entwickelt hat, aber auch in mancher lehrreichen Parallele. Erst von einem sicheren Bemessen an jenen unerschütterlichen Grundlehren des Christentums, die Tolstoi auf seine Weise umdeutet, und einer damit vereinten gründlichen Kenntnis der russischen Geistes- und Gesellschaftszustände, zu denen Tolstoi in naturnotwendiger Reaktion steht, durfte man ein vollangemessenes Verständnis seiner Persönlichkeit und Lehre erwarten. Beides bringt uns nun das ausgezeichnete Werk von K. J. Staub über ‚**Tolstois Leben und Werke**' (Kösel, Mk. 5.50), dessen Verfasser, ein deutsch-russischer, katholischer Geistlicher, den Hochlandlesern ja bereits kein Fremder mehr ist. Erst wenn man sich durch ein solches Hilfsmittel über das Wertvolle und das Abwegige in Tolstois Denkweise klar ist, läßt sich mit reinem Nutzen jenes ‚Lebensbuch' gebrauchen, das er aus der Weisheit

aller Zeiten und Völker zusammengestellt hat, **Leo Tolstois 'Für alle Tage'**, deutsch von seinen Jüngern E. H. Schmitt und A. Skarvan (2 Bände, Karl Reißner, Mk. 11.—); nicht zum regelmäßigen Tages-, Wochen- und Monatsbrevier, wie es vermeint ist, wohl aber zur öfteren nachdenklichen Lesung mag es manchem ernsten Geiste dienlich sein.

Kulturgeschichte, Biographien u. Briefwechsel.

Die Altertumskunde in schnellebigen, ganz in der Beschäftigung mit sich selbst aufgehenden Zeitaltern zu beleben, gibt es kaum ein wirksameres Mittel, als sie zu einer Disziplin zu machen, in der das bloße Wissen um der Gelehrsamkeit willen zu einem Denken über die Dinge im Dienste der besseren Erkenntnis der Grundlagen unserer Kultur wird. In diesem Sinne hat Arno Meissener **Altrömisches Kulturleben** (E. A. Seemann, Leipzig 8° 323 S., geb. M. 5) dargestellt. In 10 Abschnitten werden wir mit den Verhältnissen in Stadt und Staat, in den Ständen, im Wirtschafts- und Erwerbsleben, am Kaiserhof, in Heer und Flotte, im Verkehrswesen, in Literatur und Kunst, in öffentlichen Spielen, in Haus, Familie und Gesellschaft bekannt gemacht, und so trocken diese Rubriken vielleicht aussehen mögen, man muß gestehen, daß der Verfasser sie mit buntem Leben zu erfüllen wußte. Nicht nur Philologen und Historiker werden sich des Buches erfreuen können, sondern wer immer seinen Gesichtskreis in Bezug auf die Entwicklung allgemeiner Weltzustände und gewisser Einrichtungen erweitern, nicht zuletzt, wer bei einem Besuch in der 'Ewigen Stadt' den Weg ihres ungeheuren Werdegangs in seinem Ausgang kennen lernen will, der findet hier in gedrängter Kürze ohne politischen Ballast das Nötige beisammen.

Wie sich an Hand der Geschichte eines einzigen alten Dorfes (Rohrbach im fränkischen Jura) ein lehr- und bezugreiches Bild der sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung des Bauernstands entwerfen läßt, zeigt anregend und eigenartig ein Buch aus dem Nachlaß des Stadtpfarrers Willibald Herlein: **Das Dorfleben in seiner geschichtlichen Entwicklung** (Manz, Regensburg Brosch. 5.—); alle Freunde deutscher und speziell bayerischer Volkskunde werden daran ihre Freude haben.

Der modernen Kultur hat man in dem letztem Jahrzehnt eine Reihe von zusammenfassenden, grundlegenden wie ausschauenden Darstellungen gewidmet, die alle mehr oder minder von streng wissenschaftlicher oder mehr philosophisch-spekulativer Grundlage ausgehen. Sie stehen fast ausnahmslos im Dienste des modernen Kulturideals, das sie als einen Höhepunkt der Entwicklung preisen, ohne sich darüber Sorgen zu machen, ob der moderne Mensch als sittliche Persönlichkeit auch jene innere Kultur besitze, um ihn zu befähigen, in dem Reichtum äußerer Lebensentfaltung und -Steigerung sich und sein seelisches Leben als das bestimmende Zentrum, die regulierende Kraft zu behaupten. Ein Buch, das die Frage der modernen Kultur, wenngleich vom Standpunkt ihrer Bejahung aus, einmal von dieser Seite anpackte, könnte auch von uns nur als erfreulich bezeichnet werden, selbst wenn die Ergebnisse im einzelnen nicht alle mit den Forderungen christlicher Lebensauffassung sich decken würden. Ein solches Buch haben wir im zweiten Band von **'Moderne Kultur.'** Ein Handbuch der Lebensbildung und des guten Geschmacks. In Verbindung mit Frau Marie Diers, W. Fred, Herm. Hesse, Dr. Georg Lehnert, Karl Scheffler und Dr. Karl Storck hrg. von Prof. Dr E. Heyck 2. Bd.: Die Persönlichkeit und ihr Kreis 4° 431 S. (Stuttg deutsche Verlagsanstalt, Preis geb. M 15.). Im Lichte einer religiösen Lebensauffassung, wie sie das Christentum lehrt, würde ja wohl manche Motivierung, Deutung, Zielsetzung, Abwehr anders ausgefallen sein, aber es wäre unrecht, deshalb verkennen zu wollen, daß eine große Anzahl tief in das sittliche Leben einschneidender Fragen aus dem Ernst einer seelischen Verfassung heraus behandelt werden, die, bewußt und unbewußt, sich unter dem Einfluß christlicher Ideen gebildet hat. In dieser Hinsicht verdienen besonders die grundlegenden Ausführungen über die Persönlichkeit aus der Feder von Marie Diers Beachtung und Anerkennung. Die Art und Weise, wie sie mit Ellen Key abrechnet, für die Unauflöslichkeit der Ehe als eines Instituts sittlicher Erziehung eintritt, wie sie dem Ueberweibertum, der Auslebetheorie zu Leibe geht, ist ebenso entschieden in der Sache, wie ruhig und vornehm im Ton In anderen Fragen wie z. B. der des Selbstmordes vermißt man am stärksten die religiöse Fundamentierung der Begriffe Überhaupt enthält das ganze Werk keinen Abschnitt über Religion, Christentum u. drgl. Das ist prinzipiell ein Mangel.

Eine historische Würdigung der sozialen und charitativen Verdienste der kirchlichen Verbände hätte Heyck, wo er von den ‚großen Gemeinsamkeiten' handelt, nicht übersehen dürfen. Hier ist das noli me tangere im Interesse des lieben Friedens und der unbeschränkten Absatzfähigkeit doch zu eng interpretiert.

Recht lesenswert sind die Abschnitte von Fred über die Gesellschaft, die Kultur der äußeren Erscheinung, die Kunst des Essens; von Heyck über die Weisheit des Trinkens, die Kultur des Reisens; von H. Hesse über den Umgang mit Büchern und schließlich von Scheffler über das Theater, dem wir schon früher einige Stellen zustimmend zu entnehmen Gelegenheit hatten.

Daß im Jahre des 50jährigen Priesterjubiläums des hl. Vaters Pius' X. den bereits bestehenden Monographien dieses Papstes eine neue hinzugefügt werde, ist nicht weiter verwunderlich, auch wenn man annehmen müßte, daß für alle diejenigen, welche die originale Darstellung de Waals (Allg. Verlags-Gesellschaft, München) und die große übersetzte Biographie von Marchesan (Verlagsanstalt Benzinger & Co., Einsiedeln) bereits kennen, nichts wesentlich Neues geboten würde. Aber außer durch die Pietät findet das vom Verlag Pustet, Regensburg soeben herausgegebene Buch: **Pius X.** Ein Lebensbild von Dr. Gotth. Brunner (kl. 4° 320 S. mit 212 Illustrationen, geb. Mk. 8.—) seine Rechtfertigung durch seinen inneren Charakter sowohl als wie durch seine Ausstattung, nicht zuletzt durch den Preis, der zwischen den beiden Konkurrenzwerken die Mitte einhält. Das Buch ist in volkstümlicher Weise geschrieben und verdankt diesem Umstand seinen Erfolg in Italien. Der Übersetzer hat sich in einem letzten Kapitel bemüht, ‚die Absichten, die Regierungshandlungen, sowie auch die Erfolge Pius' X. in ein richtiges Licht zu rücken, nicht nur für das Volk, sondern auch für diejenigen, die das in so mannigfacher Beziehung merkwürdige Pontifikat im Zusammenhang mit der Zeitgeschichte beobachten'.

Ein Lebensbild der Königin Luise, wie es Paul Bailleu soeben veröffentlicht (Giesecke & Devrient, Berlin 1908, 4°, 389 S. eleg. geb. M. 10.—) hat für ein wahrhaft deutsches Empfinden den Charakter einer Festgabe. Aber auch über diesen nationalen Gesichtspunkt hinaus, muß dies Leben einem jedem Teilnahme und Mitgefühl abgewinnen, dem eine reine und hohe menschliche Erscheinung über alle besondere Bedeutung, soziale Würde und Ranghoheit geht. Ein Leben dieser deutschen Frau zu schreiben, bot mancherlei Schwierigkeiten. Ein großer Teil ihres Nachlasses ist nach dem Tode ihres Gemahls vernichtet worden. Dafür mußten nun andere, zum Teil indirekte Nachrichten eingesammelt werden. Paul Bailleu hat sich daraus sozusagen eine Lebensaufgabe gemacht. Die Lösung wurde ihm durch das Entgegenkommen mehrerer fürstlicher Häuser und Archive, sowie durch ausländische Gesandtschaften wesentlich erleichtert. Kaiser Wilhelm II. hat ihm u. a. die Sammlungen seines Vaters zur Geschichte der Königin zum erstenmal zugänglich gemacht und was sonst noch in einzelnen Hausarchiven an Briefen zu finden war, hat der Verfasser emsig ausgenützt. So ist vielleicht auf lange hin diese Biographie ein Abschluß in all den Bemühungen, das Bild der Königin, dieses historisch gewordenen Typus einer ‚schönen Seele', der Nachwelt in unvergänglichen, geschichtlich treuen Farben aufzubewahren. Der Verfasser hat bei seiner Darstellung sein Hauptaugenmerk der inneren Geschichte der Königin zugewendet. Das gibt dieser Arbeit einen besonderen Reiz. Wir sehen diese edle Frau in den verschiedensten menschlichen Beziehungen mit der Sicherheit eines moralischen Instinktes handeln und zugleich alles mit solcher Anmut, Liebe, Herzlichkeit verklären, daß man die Schilderung der Zeitgenossen von ihrer bezwingenden Persönlichkeit wohl begreift. Besonders schön ist das Verhältnis zu ihrem Gatten und zu Hardenberg, von hohem Interesse das zu Stein, zu Kaiser Alexander und zu Napoleon. Ihren geistigen Aufstieg zu immer höheren Lebensstufen, ihren Lehrgang in der hohen Politik machen wir mit persönlichem Gewinn mit. Die Erzählungsweise des Buches ist einfach, ruhig, sachlich. Der Bildschmuck gehört zum Erlesensten, was eine ähnliche Publikation aus dieser Zeit bis jetzt bieten konnte. Daß ein richtiges Maß auch hier gehalten ist, gereicht dem Buche zu weiterer Empfehlung. — In diesem Zusammenhange sei auch kurz auf ein frisch und anschaulich geschriebenes Schriftchen „Die Schillschen Offiziere' von Rud. Bartsch (aus der Sammlung ‚Das Kriegsjahr 1809 in Einzeldarstellungen', C. W. Stern, Wien 1909, M 1.80) hingewiesen, das mit den charakteristischen Worten anhebt: ‚Ferdinand von Schill

war es, welcher in Deutschland der Mann werden wollte, der Napoleons Übermacht zerbrach'. Es ist Süddeutschland, das in diesem Mann eines seiner kräftigsten Befreiungsworte mitgesprochen hat. —

„Deutsche Charakterköpfe', (hrg. von Wilhelm Capelle, bei Teubner Leipzig), nennt sich eine Sammlung von Schriften, welche deutsche Persönlichkeiten mit Dokumenten ihres Geistes direkt zu Wort kommen lassen will. Den Anfang macht ein Band ausgewählter Briefe der Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans (hrg. von J. Wille), jener pfälzischen Prinzessin, die am Hofe Ludwigs XIV. als Schwägerin des Königs, ihr deutsches Gefühl nicht verleugnen konnte und ihm in ihren Briefen nach der Heimat den ungeschminktesten Ausdruck gab. Die Briefe sind mit Bedacht und Umsicht gewählt. — In den „Briefen deutscher Frauen'. Ausgewählt von E. Wasserzieher, Buchschmuck von Vogeler-Worpswede (Ehlermann, Dresden, geb. 5 Mk.) nimmt Liselotte mit Recht einen Ehrenplatz ein. Die folgenden Briefe von Maria Theresia, Eva König, Frau Rat Goethe, Angelika Kaufmann, Droste-Hülshoff und anderen Frauen jener Zeit geben hübsche Proben von den verschiedensten Temperamenten ihrer Schreiberinnen und sind wohl geeignet, sich in das Interesse deutscher Frauen einzuschmeicheln. — Ein weitschichtiges Unternehmen sind die unter Mitwirkung von Erich Schmidt im Verlag B. Behr in Berlin herausgegebenen „Meisterbriefe'. Die zwei vorliegenden Bände (Aus der Blütezeit der Romantik und Felix Mendelssohn-Bartholdy) enthalten viel Köstliches an feiner Briefschreibekunst. Die Sammlung soll auch auf die Briefschreiber unter den Historikern und Naturwissenschaftlern ausgedehnt werden. So mag hier wohl eine Brief-Anthologie zusammenkommen, wie wir sie bis jetzt nicht hatten. —

Literaturgeschichte und Belletristik.

Das Studium der Literaturgeschichte wird heute ebenso durch das Hilfsmittel der Anschauung erleichtert als jede andere Disziplin. In dieser Hinsicht hat man neben synoptischen Tabellen Literaturatlanten geschaffen, von denen zwei besondere Beachtung und Empfehlung beanspruchen können: es ist der längst bekannte Deutsche Literatur-Atlas von Gustav Könnecke (Elwertsche Verlagsbuchhandlung, Marburg), den Professor Christian Muff nunmehr auch in einer kleinen und billigen Ausgabe für Schule und Haus bearbeitet und eingeführt hat. Er enthält 826 Abbildungen und 2 Beilagen und ist im wesentlichen Portraitatlas. Neben den Bildnissen der namhaften Dichter sind, besonders aus älterer Zeit, Proben aus alten Handschriften, Miniaturen, Titelblätter und dergl. wiedergegeben. Der Preis von nur Mk. 6 für den geb. Band erleichtert die Anschaffung dieses für unsere Jugend vortrefflichen Lehrmittels. Anders geartet ist der Deutsche Literaturatlas vom Dr. Sigfr. Rob. Nagel (Fromme, Wien 1907 geb. Mk. 6.) Er entwirft nach geographischer Methode auf 47 Karten ein anschauliches Bild der Entwicklung, die das deutsche Schrifttum vom 8. Jahrh. bis zum Jahre 1848 genommen hat. Nahezu 2600 deutsche Dichter und Denker sind so gruppiert, daß der Anteil jeder deutschen Landschaft (Österreich-Ungarn, Schweiz, ja auch andere Grenzländer z. T. inbegriffen) und auch der namhaften deutschen Städte erkennbar wird. Auf kleineren Nebenkarten wird das Wanderleben der bedeutendsten Poeten geographisch zur Anschauung gebracht. Die Karten sind in dreifarbigem Steindruck sehr übersichtlich ausgeführt und stellen auf dem Gebiet der Germanistik und der Lehrmittelliteratur eine eigenartige und begrüßenwerte Neuerung dar. Immerhin bleiben wir bei dieser Art von Veranschaulichung an die abstrakte Linie gebunden, während all das landschaftliche und örtliche Drum und Dran mehr oder minder vorgestellt werden muß. Dieser Vorstellung ganz konkrete Unterlagen zu geben, versucht eine sehr schöne Kunstmappe aus dem Verlag von H. Böhlaus Nachfolger, Weimar mit Beschränkung auf das ‚klassische Weimar'. Nach Aquarellen von Peter Woltze und mit erläuterndem Text von Ed. Scheidemantel ist hier eine Einführung in das alte Weimar zur Zeit Goethes und Schillers geboten, wie sie in so malerischer Weise kaum der Besuch dieser Stätten vermitteln kann. Der Künstler hat sich in seinen ganz vortrefflich ausgeführten Aquarellen getreu an das aus alter Zeit überlieferte gehalten und gewagte Rekonstruktionen gänzlich vermieden. Das war um so leichter möglich, als der Eindruck durch kleinere neue Änderungen nicht wesentlich gestört ist und selbst während der klassischen

Zeit mannigfache Änderungen eingetreten sind. Unter den 12 Ansichten, die schon durch den Reiz des mit dem Gegenstand kontrastreich wechselnden Kolorits wirken, seien als besonders angenehm in die Augen fallende hervorgehoben: Goethes Gartenhaus und die Wohnstätte am Frauenplan, Schillers und Herders Häuser, der Eingang zum Wittumspalais und dessen Gesellschaftszimmer, das alte Theater und der Marktplatz, Bastille und Schloß und das Wohnhaus der Frau von Stein. Die textliche Einführung ist mit sachkundiger, aber ausreichender Knappheit geschrieben, die Facsimilereproduktion tadellos gelungen, der Preis für die stattliche Mappe nur 10 Mk.

Karl Linzen ist den Hochlandlesern vorteilhaft bekannt. Der ihnen s. Zt. dargebotene ‚**Treubecher**' ist nebst weiteren Geschichten nunmehr als Buch erschienen (Benziger, Einsiedeln, Preis geb 4.40), zugleich mit einer zweiten Sammlung von Novellen und Skizzen, die nach der ersten den Titel ‚**Um die sechste Stunde**' (ebenda) tragen. Man hat Linzen bisher immer nur nach vereinzelten Darbietungen beurteilt, und wenn er auch in jedem Falle geschätzt wurde, so wußten doch nur wenige, welch ein geschickter, des Wortes und der Farben mächtiger Erzähler er ist. Seine Kriegs- und Lagerszenen sind ebenso kräftig und farbensatt wie die Idyllen von intimem Reiz, die Naturbilder von strotzender Fülle und gedrängter Stimmung, der Dialog sprühend, individualisierend, echt. Die Menge der Gestalten in diesen beiden Bänden ist nicht minder überraschend als die inneren Kontraste, in denen sie sich gegenüberstehen. Kurz, ein über den in katholischen Kreisen vorzugsweise geschätzten Durchschnitt weit hinüberragendes Erzählertalent, dessen Bücher man beachten muß.

Selma Lagerlöfs Roman ‚**Wunder des Antichrist**' (Kirchheim, Mainz) liegt in der vorzüglichen Übersetzung Brausewetters in 2. verbesserter Auflage vor. Daß dieses bedeutsame Werk, welches die Überwindung der Sozialdemokratie durch den Liebesgeist der Kirche in höchst konkreten und farbigen Vorgängen zur symbolisch eingekleideten Grundidee hat, bisher nicht stärkere Beachtung fand, ist um der Lesewelt willen zu bedauern. Die neue Ausgabe ist so billig (3 Mk.), daß man dem Werk wohl viele neue Freunde versprechen darf.

In ‚dritter erweiterter' Auflage erscheint ‚**Juda's Ende**', historischer Roman aus den Anfängen des Christentums in Rom von Anton de Waal. (Allgem. Verlags-Gesellschaft, München, Preis geb. Mk. 5.50). Wie Kard. Wiseman s. Zt. mit seiner Fabiola, so wollte auch der verdiente Rektor des Campo Santo in Rom eine Lektüre schaffen, ‚die zugleich belehrt und unterhält, in gleicher Weise das Herz veredelt und den Blick erweitert und die unbedenklich jedem Schüler in die Hand gegeben werden kann' (Vorwort). Wie ihrer berühmten Vorgängerin liegt auch dieser Erzählung eine gründliche Kenntnis der geschilderten Dinge zugrunde. Die Handlung ist geschickt angelegt und für stoffliche Spannung hinreichend gesorgt. — Von den **Gesammelten Werken Heinrich Sienkiewicz's**, welche die Verlagsbuchhandlung Styria in Graz in Lieferungen à 40 Pf. herausgibt, liegen bis jetzt 65 Lieferungen vor, sodaß der Schluß unmittelbar bevorsteht. Die letzten Bände umfassen außer den kleineren Erzählungen die Romane ‚Familie Polanjecki', (S's Meisterwerk und viel bedeutender als selbst ‚Quo vadis!') sowie die ‚Sturmflut', worin das gewaltige Ringen der polnischen Ritterschaft gegen die Schweden in prächtigen Bildern einen heroischen Hintergrund für die mit entzückender Meisterschaft gezeichneten individuellen Schicksale abgibt.

Eine durchaus zuverlässige und gründliche Gesamtorientierung über die Neuerscheinungen des verflossenen Jahres und zugleich knappe Listen der wichtigsten Werke enthält der **Literarische Ratgeber für die Katholiken Deutschlands** (Kösel, Kempten. 1.—), dessen bewährte Vorzüge der neue Herausgeber Dr Max Ettlinger noch zu bereichern wußte. In fünfzehn gediegenen, durchwegs von tüchtigen Sachkennern bearbeiteten Referaten wird eine solche Fülle wertvoller Hinweise und wohlerwogener Ratschläge dargeboten, daß der stattliche, schön ausgestattete Band jedem Bücherfreund über die Weihnachtszeit hinaus dauernd dienlich sein wird.

Bildende Kunst, Kunstgewerbe.

Als nunmehr abgeschlossenes Monumentalwerk soll hier an erster Stelle die ‚**Geschichte der christlichen Kunst**' von Franz Xaver Kraus einstweilen angezeigt werden. Unermüdlicher Gelehrtenfleiß, ein feines künstlerisches Gefühl und eine geniale Beherrschung eines gewaltigen archäologischen und kunsthistorischen Materials haben ein fundamentales Werk

geschaffen, das für alle einschlägige Arbeit schlechterdings unentbehrlich sein wird. Seinem großen Schöpfer war es leider nicht beschieden, sein Werk selber zu vollenden. Mit der 2. Abteilung des 2. Bandes ‚Italienische Renaissance' (mit einem farbigen Titelbild, 320 Abb. in Text und Gesamtregister) hat Joseph Sauer das verantwortungsvolle Erbe angetreten und es gleichgesinnt mit unverminderter Kraft zum Abschluß gebracht, wobei der Hauptteil der Hochrenaissance (Raffael, Michelangelo 2c.) mangels Hinterlassenschaft eine Neuschöpfung Sauers werden mußte. Nun schließt das Werk mit der Hochblüte christlicher Kunst. Wir hoffen, daß Sauer den großen Plan einmal noch weiter aufnimmt und die Geschichte der christlichen Kunst selbständig bis in die Gegenwart führt. (Freiburg, Herder, geb. 32 Mk).

Der Gedanke, die christliche Kunst wieder mit dem christlichen Leben in enge Beziehung zu setzen, mit welchem, dem katholischen zumal, sie so lange aufs innigste verbunden war, wird ebenso schön als erbauend verwirklicht in ‚Ars sacra, Blätter heiliger Kunst', mit begleitenden Worten von Joseph Bernhart, deren 2. Serie eben erschienen ist (J. Kösel, Kempten, 3 Mk.). Diese Serie führt in 20 Blättern die Gleichnisse des Herrn vor, wie sie von Künstlern verschiedenster Zeiten und Richtungen in bildhafte Anschauung umgesetzt wurden. Es ist ein weiter Weg von dem Katakombenbild des guten Hirten bis zu Steinhausens ‚Der Herr im Weinberg' oder dem ‚verlorenen Sohn' von Puvis de Chavannes. Die eine Seele aber all der künstlerischen Sprachen von Brueghel, Dürer, Führich, Holman Hunt, Millais, Rembrandt und der anderen ist die religiöse Grundstimmung, die Bernhart in ihrer Weihe und Schönheit mit seinen Begleitworten zu jedem Bilde nachschafft. Die neue Mappe vorzüglicher Reproduktionen in geschmackvoller Ausstattung wird den gleichen Anklang finden wie die erste Serie. — Von dem Unternehmen farbiger Gemäldereproduktionen der ‚**Deutschen Malerei des 19. Jahrhunderts**' liegen jetzt 14 Hefte vor (Leipzig, E. A. Seemann, Abonnementspreis des Heftes M. 2.—). Die einzelnen Lieferungen, von denen 20 vorgesehen sind, bringen je 5 Blätter bekannter und führender Maler. Auch die durch die Jahrhundertausstellung zu Ehren Gekommenen sind vertreten, wie im 8. Heft Oldach mit dem ihm zugeschriebenen alten Müller, Friedrich Wasmann, K. D. Friedrich. Zu diesen von Norden her beeinflußten Malern, zu denen besonders Runge, auch wie in der ihm gewidmeten Würdigung hervorgehoben, als seiner Zeit vorauseilender Kunsttheoretiker noch kommt, gesellen sich in anderen Heften die städtischen Kunstzentren mit ihren Koryphäen in charakteristischen Bildern, so München in vier, Weimar, Frankfurt, Dresden und bis jetzt auch Berlin und Karlsruhe je in einem, Düsseldorf in drei Heften. Die Auswahl richtet sich weniger nach repräsentativen als künstlerischen Gesichtspunkten. Für die Mannigfaltigkeit der Richtungen seien aus einem der Münchener Hefte die Namen Kaulbach, Zügel, Uhde, Spitzweg, Defregger genannt, dazu als weitere Münchener Koch, Kobell, Heß, Habermann und Haider. Von den Düsseldorfern begnügen wir uns Achenbach, Knaus, Rethel und Gebhardt anzuführen, von Dresdenern Richter und Bracht, von Frankfurtern Steinle und Thoma, von Berlinern Menzel, Leistikow, Liebermann und Chodowiecki. Einen besonderen Wert des Unternehmens erblicken wir in der Vermittlung der farbigen Anschauung als notwendige Ergänzung der schwarzweißen Autotypien, da die moderne Malerei sich aus dem Element der Farbe entwickelt hat.

Die unbestrittensten Erfolge und die schönsten Zukunftshoffnungen hat heute das Kunstgewerbe. Damit ist auch das Interesse an seiner Geschichte gewachsen, wiewohl sich das heutige Kunstgewerbe außer einem modischen Liebäugeln mit dem sogenannten Biedermeierstil von historischen Formen frei gemacht hat. Als umfassendes und glänzend ausgestattetes Werk ist die ‚**Illustrierte Geschichte des Kunstgewerbes**' im Erscheinen begriffen, die von Georg Lehnert herausgegeben wird in Verbindung mit einer Reihe hervorragender Fachmänner (Berlin, Martin Oldenbourg, bis jetzt 6 Abteilungen je 4,25 Mk.). Die neu vorliegenden Lieferungen — in den ersten wurde nach einer theoretischen Einleitung das Kunstgewerbe des Altertums von E. Pernice und G. Swarzenski in vorgeschichtlicher, vorklassischer, klassischer und altchristlicher Zeit behandelt — umfassen das Kunstgewerbe im Mittelalter, im besonderen das byzantinische, frühmittelalterliche, klösterliche, romanische, dann das früh- und das spätgotische Kunstgewerbe, fast sämtliche Abteilungen von Otto von Falke, sodann das Kunstge-

werbe der Renaissance und zwar in Italien von Georg Swarzenski, in Deutschland und dem übrigen Norden von Wilhelm Behncke. Damit schließt der erste Band. Weiter liegt noch ein Teil des Kunstgewerbes im Barock vor, das Moritz Dreger behandelt. Der Text zeigt die Sicherheit der wissenschaftlichen Beherrschung. Das Illustrationsmaterial im Text und mit den zahlreichen teilweise prächtig farbigen Tafelbildern ist glänzend. Die Gotik in der exakten Darstellung durch Falke behält immer ein anheimelndes Interesse, während die Renaissance, da wir nun den nachgeborenen Klassizismus überwunden haben, ein objektives Erkennen ihrer treibenden Kräfte gestattet, deren ästhetische Grundstimmung Swarzenski lichtvoll klarlegt. Die konfessionell protestantische Färbung am Anfang von Behnckes Behandlung des deutschen Renaissancekunstgewerbes erscheint recht überflüssig. Der abgebrauchte Vorwurf der Lebensverneinung in der mittelalterlichen Kirche widerlegt sich hier angesichts des vorgeführten reichen kunstgewerblichen Lebens von selbst. — In den ersten Kunstsammlungen war von Kunst- und Kuriositätswegen das Kunstgewerbe mitvertreten. Dafür ist ein belehrender Beitrag der 11. Band, der von J. L. Sponsel herausgeg. 'Monographien des Kunstgewerbes', in welchem Julius von Schlosser über Art und Inhalt der 'Kunst- und Wunderkammern der Spätrenaissance' berichtet unter Zugrundelegung der einstigen Sammlung auf Schloß Ambras (Leipzig, Klinkhardt & Biermann, Mk. 6.—). Rück- und vorwärtsblickend gibt er zugleich einen dankenswerten Beitrag zur Geschichte des Sammelwesens und der heutigen Museen.

Für das Kunstgewerbe der Gegenwart war ein Ereignis von weittragender Bedeutung die Ausstellung 'München 1908', die schon in ihrer Anordnung eine fundamentale Lösung des Ausstellungsproblems darstellte. Nun hat die Ausstellungsleitung eine Denkschrift herausgegeben mit Vorwort und Einleitung von Walther Riezler und einem kurzen erläuternden Text von Günther von Pechmann (München, F. Bruckmann, 10 Mk.). Riezler stellt nochmals die Leitideen dar, die zu der Veranstaltung geführt haben und zeigt ihre Verwirklichung mit Hinweisen auf besonders typische Illustrationen. In den Abbildungen ersteht dann die Ausstellung nochmals neu, da alles Charakteristische in ihnen wiedergegeben ist, soweit eine Auswahl möglich war aus einem Werk, in dem es bei dem einheitlichen künstlerischen Plan fast keine Niete gab. Nur die Wohnungskunst wurde, da sie schon mehr Gemeingut ist, weniger berücksichtigt. Eine ästhetische Wertung ist schon früher im 'Hochland' versucht worden. Diese Denkschrift wird nicht nur die Früchte der Ausstellung weiteren Kreisen zugänglich machen, sondern auch manchen Besucher, der sie lieb gewonnen hat, verlocken, seine Erinnerungen und Genüsse mit ihrer Hilfe aufzufrischen.

Die modernen kunstgewerblichen Arbeiten streben nach klarer Sachlichkeit des Materials wie der Form; dazu verlangen sie aber eine feine geistige Durchdringung und individuelle Behandlung, die ihnen den der Moderne eigentümlichen diskreten künstlerischen Wert verleihen. Die bloße Fabrikware schließt sich damit aus, da selbst die Maschinenarbeit von persönlicher Färbung zeugen muß. Andererseits ist die Handarbeit wieder neu zu Ehren gekommen und setzt in alten und neuen Techniken die gewonnenen Einsichten in die Praxis um. Eine Reihe Pfadsucher haben schon vorgearbeitet und nun gilt es, an ihren Vorbildern den Geschmack des einzelnen zum Formenfinden zu schulen, wie es geschieht in 'Moderne weibliche Handarbeiten und verwandte textile Künste, ihr Wesen und ihre Bedeutung' von C. W. Schmidt. (Mit mehr als 600 Abb. nach Original-Entwürfen erster Künstler und Künstlerinnen und mit 15 farbigen Tafeln, Wilhelm Baensch, Dresden, geb. 9 Mk.) Dies bei seiner glänzenden und geschmackvollen Ausführung außerordentlich billige Buch will zugleich als Kompendium der Handarbeitsästhetik und als praktisches Hausbuch dienen. Darum hat es sein Ziel noch über die Handarbeiten hinausgesteckt zur Beratung des Geschmacks in der Innendekoration. Von dem allseitigen Inhalte, der in einer Einleitung über Naturstudien den ästhetischen Untergrund erhält, mag die Anführung einzelner Abteilungen wie Kunststickereien, Spitzen aller Art, Vorhänge, Batikarbeiten, Leinenwaren, Kleiderstoffe, Teppiche, Gobbelins, Dekorationsstoffe, Tapeten usf. einen Begriff geben. Die äußerst reichlichen und gut gewählten Bildbeispiele, die neben den Mustern auch Arrangements bringen, sind von einem einführenden Text begleitet, der seinen Kunstgewerbezweig mit dem lebendigen Fluß der künstlerischen Entwicklung in anregende Beziehung

bringt. Dies Buch ist seiner Liebhaberinnen sicher. — Ein ganz ähnliches Buch, nur daß es bloß Bilderstudien ohne Text enthält und einen engeren Zweck verfolgt, ist „**Moderne Stickereien**", eine Auswahl moderner Stickereiarbeiten in allen Techniken, sowie Stickereientwürfe hervorragender Künstler und Künstlerinnen, herausgegeben von Alexander Koch (Darmstadt, Verlag A. Koch, geb. 6,50 Mk.), dessen 3. Serie eben erschienen ist. In den über 200 Abbildungen von Mustern und ausgeführten Arbeiten aller Art, die größtenteils aus der Zeitschrift „Deutsche Kunst und Dekoration" hier vereinigt sind, steckt ein großes, Auge und Hand bildendes Material, das ebenfalls der Bildung des Geschmacks im täglichen Leben bestens dienen wird.

Jugendschriften.

Muß man unter Jugendbüchern immer ad hoc geschriebene verstehen? Das Jugendbücher-Elend hätte nie den oft diskutierten Umfang annehmen können, wenn man in dieser Hinsicht nicht zu ausschließlich im Bann dieser Vorstellung gestanden hätte. Wir wagen es, hier **Longfellows Evangeline** in der neuen Bearbeitung von O. Hauser und in der reichen illustrativen Ausstattung durch den Verlag E. Nister in Nürnberg einmal in erster Linie als Jugendbuch in Betracht zu ziehen. Diese schöne, an Goethes Hermann und Dorothea erinnernde Dichtung ist gewiß nicht für die Jugend geschrieben, aber sie enthält andererseits nicht das Geringste, was man nicht reiferen Mädchen und Knaben unbesorgt in die Hand geben könnte. Was diese Ausgabe noch besonders nach dieser Seite hin empfiehlt, ist die reizende Ausstattung mit farbigen, in den Text gedruckten Bildern von Artur Dixon. Sie helfen dem jugendlichen Geist sich schneller in der eigenartigen Welt dieses kanadischen Idylls zurechtzufinden und die zuweilen durch die Objektivität idyllischer Schilderung bewirkte Eintönigkeit für die Vorstellungskraft zu beleben. Der Inhalt ist bekannt: Die katholische Farmerstochter Evangeline liebt den Schmiedesohn Gabriel Lejeun; die Verfolgung der katholischen Kanadier trennt die Liebenden, die sich nach heldenmütigem Dulden erst kurz vor dem Tode wieder zusammenfinden. Der Preis von Mk. 5 ist bei der Ausstattung des geschmackvollen Bandes mit 50 Vierfarbendrucken und 20 Halbtonbildern mäßig. — Ähnliches mag von der neuen Ausgabe von **Musäus Volksmärchen** gelten, die der Verlag von Br. Cassierer, Berlin, in einer auch für Bibliophilen entzückenden Art ganz im Stil und Charakter der ersten Zeitausgabe in 5 reizenden Bändchen (Preis Mk. 16.—) neugedruckt hat. Ich möchte das heranwachsende Mädchen von einigermaßen ernsterer Geschmacksrichtung kennen, das eine solche Gabe nicht allem Nippsachenkram vorziehen würde. Haben die Märchen in der Wiedergabe durch Musäus auch den ursprünglichen nationalen Grundton eingebüßt, indem in der Erzählungsweise die französische Anmut des 18. Jahrhunderts herrscht, so haben sie doch um der Schönheit der Sprache willen von je als das Beste gegolten, was der weimarische Gymnasialprofessor († 1787) geschrieben hat und werden diese Schätzung immer verdienen. — Ausschließlicher an die Jugend wendet sich eine zweite Sammlung von **Fr. Poccis heiteren Liedern, Kasperliaden und Schattenspielen**, die der Verlag Etzold & Co., München, der ersten Sammlung von Märchen und lustigen Komödien folgen läßt. Der große Anklang, den diese erste Sammlung mit Recht gefunden hat, ermutigte zu dieser Fortsetzung. Damit ist die Kinderliteratur insofern um eine köstliche Gabe bereichert worden, als die alten Ausgaben heute nur mehr als Curiosa verkauft werden und hier eine Menge neuer Bilder und Stücke aus Poccis Nachlaß zum erstenmal veröffentlicht wird. Der billige Preis von 2 Mk. für den gebundenen Band wird die innere Werbekraft des kinderfröhlichen Buches nur unterstützen. — Von den durch Dähnhardt gesammelten **Naturgeschichtlichen Volksmärchen** (Teubner, Leipzig) liegt die 3. Auflage vor. Sie verteilen sich auf zwei Bände (geb. à 2 40), von denen jeder in sich abgeschlossen ist. Aus allen Ländern sind diese Zeugnisse der dichtenden Volksphantasie mit Fleiß zusammengetragen, eine Arbeit, der die Brüder Grimm gewiß als die ersten ihren Segen und Lobspruch nicht vorenthalten hätten. Ebenso liegen in 3. Auflage die schon früher empfehlend besprochenen **Naturstudien im Garten** und **Naturstudien in Wald und Feld** von Dr. Karl Kraepelin vor (ebenda, geb. 3.60), die in Form von Plaudereien auf Spaziergängen die Jugend in das naturkundliche Wissen recht geschickt einführen. Ein ähnlicher Gedanke für die Kinderstube und auf einen einzelnen Fall beschränkt,

ist in sehr glücklicher Weise mehreren Bilderbüchern zu Grund gelegt, die der Verlag W. Dietrich, München, als Münchener Künstlerbilderbücher herausgibt. **Wie das Samenkorn zu Brot wird** (Bilder von Otto Kubel, Text von Georg Lang) ist in kräftigen, flächig gehaltenen und geschmackvoll kolorierten Tafelbildern zur Anschauung gebracht. Den Hauptbildern gegenüber stehen in sinn- und sachgemäßer Umrahmung die Verse. Vom Spaziergang durchs wogende Ährenfeld bis zum fertigen Brod als Speise und Gabe an die Bedürftigen sehen wir den ganzen Vorgang farbenfroh abgeschildert. **Blondchen in Blüten** (Bilder von Elsa Beskow, Reime von Georg Lang) kann als eine märchenhafte Einführung in das Blumenleben, **Hänschens Skifahrt** als eine ebensolche in die Zauber der Winterwelt angesehen werden. Die Preise dieser hübschen Bücher sind mit 3 Mk. das übliche.

Den **Märchen und Sagen** von Rob. Sieberath (Pallotiner-Verlag, Limburg, 1909 geb. 2,50) hat der Verlag eine Ausstattung mitgegeben, die sich alle neueren Einsichten in bezug auf Buchillustration auch für Kinder trefflich zu Nutzen macht. Das Buch ist lustig anzusehen und seines Erfolgs bei Kindern von 8 bis 12 Jahren gewiß. — Eine etwas höhere Altersgrenze von unten setzen die Erzählungen **‚Aus dem Jugendland'** von Charlotte Niese (herg. von der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege in Berlin, bei Grunow, Leipzig, kart. 1,60 M.), die auf der Insel Fehmarn, dem Geburtsort der Erzählerin, spielen und den Reiz persönlicher Erinnerungen auch z. T. in der Form an sich tragen. Es sind schriftstellerisch gediegene Sachen in einem Gewande, das bei reichlichem Bilderschmuck und so billigem Preis das äußerst Mögliche anstrebt.

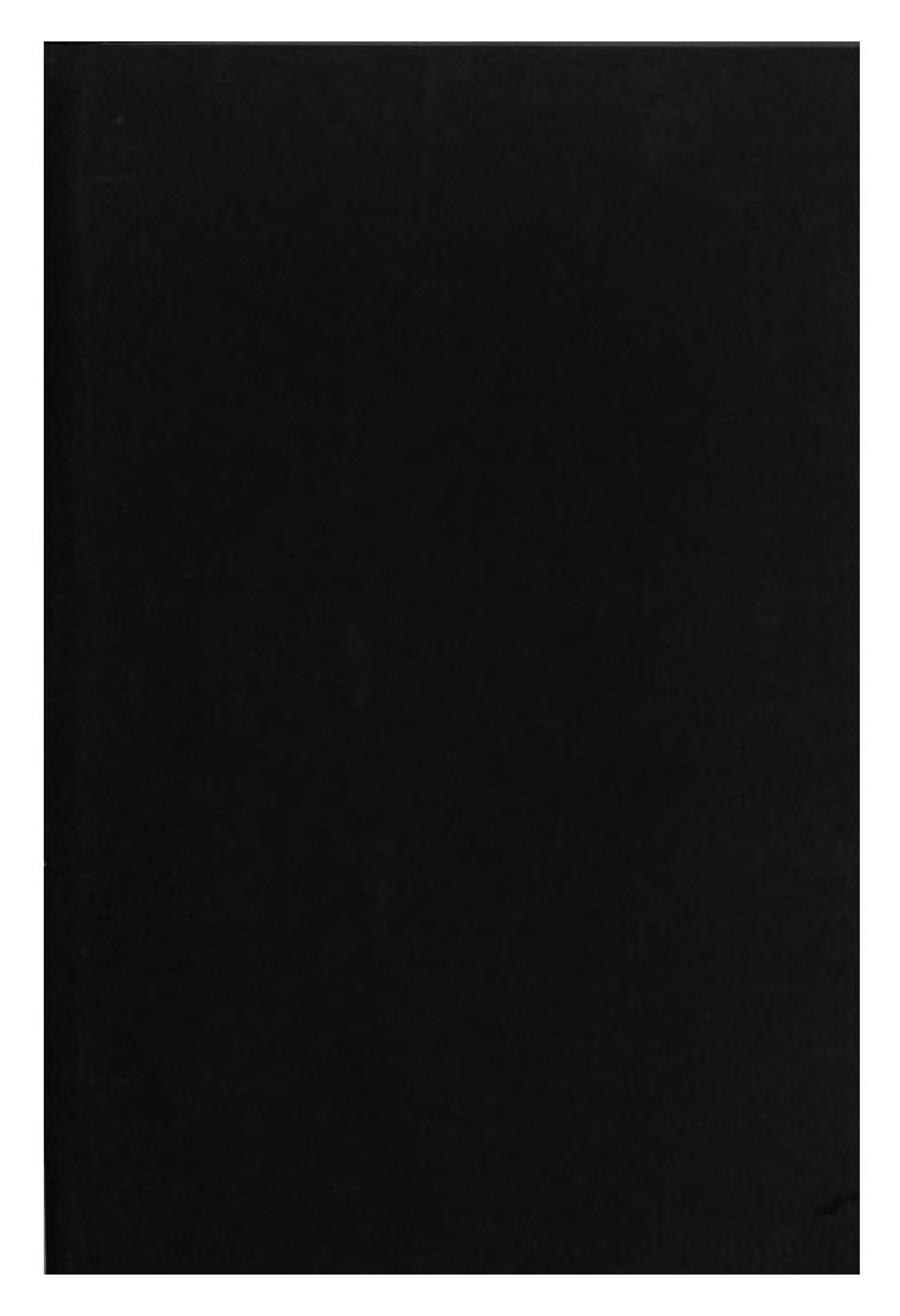
Nachdem das Bilderbuch, die Kinderspielkästen u. dgl. (wie sie z. B. der Verlag J. Scholz, Mainz in den Handel bringt), sich dem durchgreifenden Bestreben einer künstlerischen Revision nicht entziehen konnten und die ernsten Bestrebungen in dieser Beziehung den Beifall aller Verständigen gefunden haben, ist es nur zu begrüßen, wenn sich diese Kunstkultur auch auf die billigen Bilder- und Modellierbogen erstreckt. Der Verlag Teubner, Leipzig, gibt nunmehr als Frucht einer reichbeschickten Konkurrenz zehn **Modellierbogen** (à 40 Pfg.) heraus, die in jeder Hinsicht, sowohl was Farbe und Form als auch gruppierende Anordnung betrifft, strenger Kritik stand halten. Wir nennen hier: Sennhütte, Schwarzwald-Mühle, Alpenhof, Schattentheater, Hänsel u. Gretel, Niedersächsisches Bauernhaus, Pfahldorf und ähnliches mehr.

Unsere Kunstbeilagen.

Von Edward Burne-Jones, dem letzten Präraffaeliten, als welcher er im Februarheft 1907 von ‚Hochland' geschildert wurde, haben wir schon etliche Bilder, darunter seinen berühmten ‚Spiegel der Venus' gebracht. In allen herrscht eine gedämpfte mystische Grundstimmung, die durch die zeichnerische Detailbildung und vorraffaelische Präzisierung der Formen durchschwingt. Diese sehnsüchtige Empfindung gibt auch dem romantisch poetischen Vorwurf der ‚Aurora', der aufgehenden Morgenröte, einen eigenen fremdartigen Zug. Das starkkurvig bewegte Architekturbild, das aber doch an den Eindruck eines gotischen, eng intimen Innenraums erinnert, und die leise, schnell ausschreitende, überschlanke Gestalt, die durch die in der Bewegung über den linken Fuß zurückgeschnellten Gewandfalten noch hochbeiniger heranwächst, erscheint wie eine Mischung von Traum und Wirklichkeit. Die aus sich schnell verjüngendem Hintergrund hereinwandelnde Gestalt ist wie ein erstes, deutliches Gesicht, aus dem Nebel herausgetaucht in das kühle, klare Morgenlicht und doch wie ein enteilendes nächtliches Traumgebilde. Mit dem gleichen schwankenden Spiel umfaßt die Phantasie die Gestalt selbst, die, auf die Zehen erhoben, ebenso zu schweben wie zu schreiten scheint. Wie ein Gesicht und wie ein fortsingender Ton tritt das verjüngte Leben in den Tag. Auch dieser feierliche Klang zittert in dem Bilde der die Becken schlagenden Aurora nach. Eine seltsame Musik ist in Burne-Jones' Bildern.

Die beiden Bilder von Fra Bartolommeo werden in dem gleichnamigen Rundschauartikel von Dr. Alfred Hagelstange gewürdigt.

Herausgeber und verantwortlicher Chefredakteur: Karl Muth München-Solln.
Mitglieder der Redaktion: Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß, beide München
Mitleiter für Musik: Univ.-Musikdirektor Prof. Dr. Fritz Volbach, Tubingen.
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.

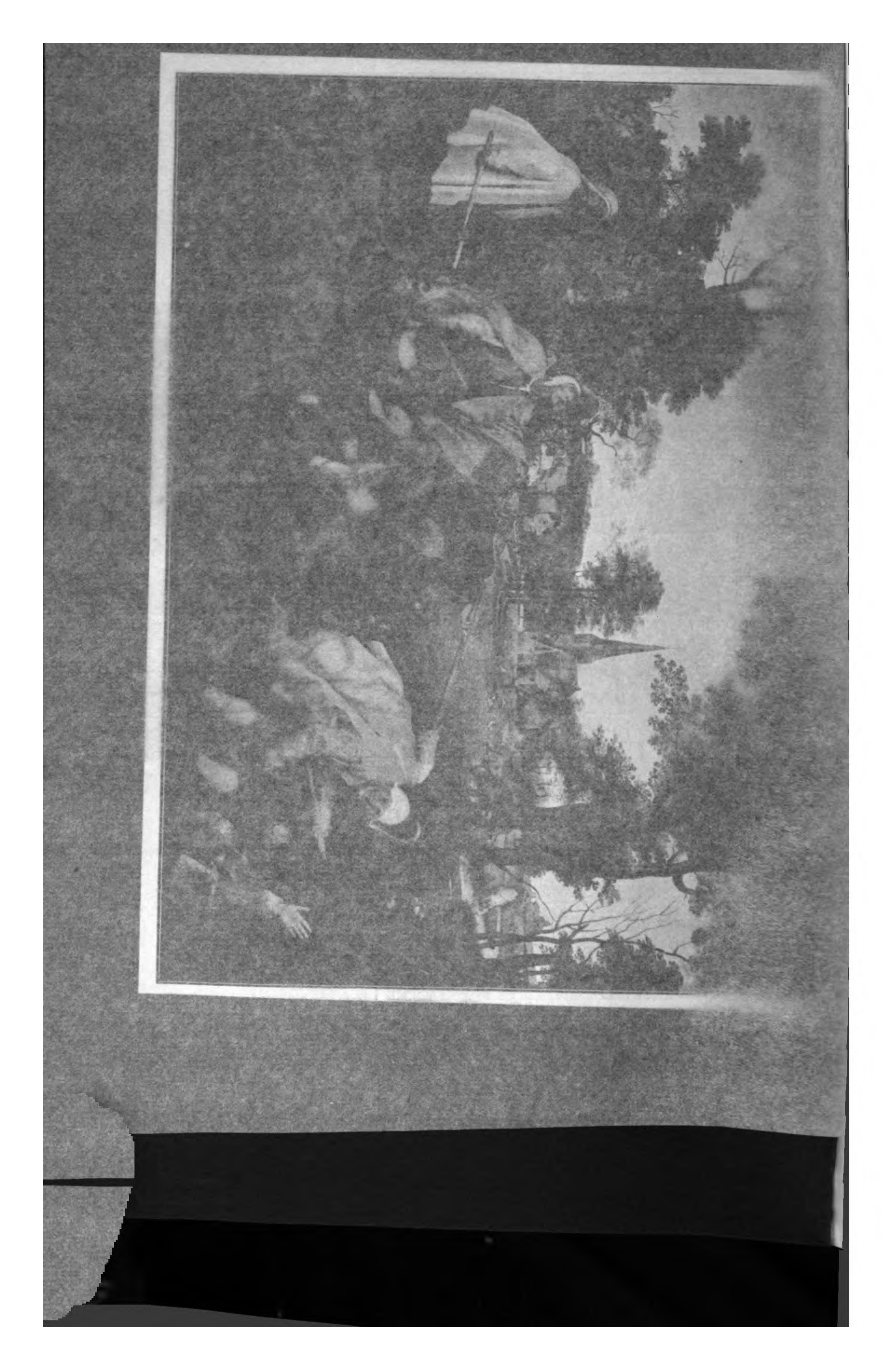




Pieter Brueghel d. Ä. pinx.

Die Blinden.

PAGE NOT AVAILABLE





Sechster Jahrgang. Februar 1909. 5. Heft.

Wie denkt Professor Harnack über die Enzyklika Pascendi?

Von

*** und Adolf Harnack.

Erst jetzt im Spätherbst ist mir der Zyklus von Besprechungen der Enzyklika P. d. g. zu Gesicht gekommen, der in der Internationalen Wochenschrift im Januar/Februar erschienen ist. Die Lektüre bleibt indes auch heute noch aktuell und sie ist hochinteressant. Fast jede der Einzel-Besprechungen regt in hohem Grade zum Nachdenken an, um wie viel mehr noch die Zusammenstellung so vieler, von so ganz verschiedenen Gesichtspunkten aus abgefaßter! Fast jede der Einzel-Besprechungen: denn von der einen von Professor Schnitzer kann doch nur gesagt sein, daß sie zum Nachdenken darüber Veranlassung gebe, durch welche Umstände sie denn wohl in der Reihe so tiefgrabender, von ernstruhigen Erwägungen erfüllter Darlegungen habe Aufnahme finden können?

Eine ganz eigentümliche Aufgabe aber, eine Aufgabe von ganz besonderer und sehr interessanter Art, stellt dem Nachdenken die als Schlußwort bezeichnete Besprechung von Professor Harnack. Bei allen übrigen, bei Meurer, Troeltsch, Hauck, Ehrhard, Herrmann, Eucken, Köhler, Mausbach, Paulsen fragt man sich, ‚wie stelle ich mich zu seinen Argumenten?'; bei Harnack ist die Frage, die sich aufdrängt, die: ‚Wie stellt er sich zu seinen Argumenten?' Was folgt mit Notwendigkeit aus Spalte 259, 260, 262 für die Auffassung

von Spalte 261? Die Antwort läßt sich sehr präzis geben; denn es kann ganz in seinen eigenen Worten geschehen; eben durch diesen letzteren Umstand aber gewinnt sie ein großes Interesse.

In Spalte 259 gibt Verfasser sein Urteil ab über die Stellung der katholischen Theologie-Professoren im Wissenschaftsbetrieb der Universitäten. Nachdem er die Schwierigkeiten derselben in ein scharfes Licht gerückt hat, weist er nach, daß diese Schwierigkeiten dennoch nicht Behinderungsgründe seien. Seine Begründung dieser Ansicht enthält folgenden Passus: ‚Man darf nicht verkennen, daß die Wissenschaft nur gegen Gesinnungslosigkeit, Lüge und Heuchelei eine Polizei besitzt, nicht aber gegen Überzeugungen und Voraussetzungen. Dem Heuchler, dem Plagiator reißt sie die Maske ab und wirft ihn aus dem Tempel; aber auch die sonderbarsten Voraussetzungen muß sie passieren lassen, wenn sie ihr als Überzeugungen entgegentreten und wenn die, welche sie hegen, sie mit wissenschaftlichen Mitteln darzutun streben.‘ An dieser Stelle fährt er fort: ‚Weit verbreitet ist im Protestantismus freilich der Argwohn, solche Voraussetzungen, wie sie von katholischen Theologen gehegt würden, könnten gar nicht wirkliche Überzeugungen sein.‘ ‚Aber eben dies‘, so lautet der folgende, in Sperrdruck gegebene Satz, ‚ist ein ganz ungerechtfertigtes Vorurteil.‘ Und nun weist er, aus der persönlichen Erfahrung, zu welcher seine weitverzweigten wissenschaftlichen Beziehungen ihm Gelegenheit geboten und sein gerader, klarer, sympathiebegabter Blick für fremdes Geistes- und Seelenleben ihn befähigt hat, das Vorhandensein katholischer Gelehrter (Theologen) nach, die mit unerschütterlicher wissenschaftlicher Gesinnungstreue, mit außerordentlichen Kenntnissen und ungewöhnlichem Scharfsinn, solche Anschauungen über Kirche und Papst verbinden, ‚wie das Vatikanum verlangt‘. Mit Wärme schildert er uns, wie diese Männer, die zu den schwersten Opfern bereit seien, wo es Wahrung ihrer Zugehörigkeit zur Kirche gilt, ganz ebenso um der Wahrung ihres wissenschaftlichen Wahrheitssinnes willen bereit seien, jedes, auch das schwerste Opfer auf sich zu nehmen. ‚Wer das nicht zu begreifen vermag,‘ sagt Harnack, ‚der suche die Schuld in sich selber; denn er hat nicht ermessen, was es bedeutet, einem Organismus anzugehören, der der Organismus des Sittlichen und Guten sein will, der es auch für Ungezählte noch immer ist, die Menschheit umspannt und beinah so alt ist, wie unsere Zeitrechnung.‘ Praktisch ist natürlich das Wichtigste seine Folgerung, daß mithin die Theologen an die Universitäten gehören; nicht diese Folgerung aber ist es, die zu jener ganz besonderen Art von Nachdenken Anlaß gibt, sondern dies tun die für sie grundlegenden hier zitierten Erwägungen, und zwar dann, wenn sie zusammengehalten werden mit den Äußerungen über die Enzyklika selbst, die in der Fortsetzung des Artikels erfolgen.

Spalte 261 lesen wir: ‚Die Enzyklika wirft nicht nur der ganzen modernen Wissenschaft den Fehdehandschuh hin, sondern sie ist sittlich minderwertig, weil sie tödliche Streiche gegen den Wahrheitssinn zu führen sucht, wie er sich immer sicherer entwickelt hat.‘ Welches nach Harnack selbst die

richtige Antwort auf diese scharfe Verurteilung ist, das finden wir, wenn wir in seinem Artikel zurück- und vorwärtsblättern. ‚Wer das nicht zu begreifen vermag' (jene Verbindung nämlich, wissenschaftlichen Wahrheitssinnes mit katholischer Überzeugung), haben wir gelesen, ‚der suche die Schuld bei sich selber; denn er hat nicht ermessen, was es bedeutet, einem Organismus anzugehören, der . . .' usw., wie bereits zitiert worden. Da nun der Papst auch dem Organismus angehört, auf welchen diese Äußerung sich bezieht, so folgt, daß, wenn er, fußend auf denjenigen Anschauungen über Kirche und Papst, welche das Vatikanum verlangt, die kirchliche Lehre verteidigt, dies auch seinerseits unter voller Hochhaltung des wissenschaftlichen Wahrheitssinnes geschehen kann. Diese Möglichkeit leugnen, das wäre, nach Harnack, sich einem zwar in protestantischen Kreisen weitverbreiteten, aber deshalb doch gänzlich ungerechtfertigten Vorurteil hingeben. Damit bliebe allerdings die Frage nach dem tatsächlichen Sachverhalt vorläufig noch offen. Ausführliches über diesen, über den sittlichen Wert der Enzyklika und speziell ihre Stellung zum Wahrheitssinn, finden wir auf Spalte 262.* Hier lesen wir: ‚Anderseits ist man der Enzyklika die Erklärung schuldig (die mir in den Kritiken kaum entgegengetreten ist), daß sie nach langer, langer Zeit von höchster katholischer Stelle die Glaubens- und Weltanschauungsfrage (nicht aber die Frage des Papsttums) in den Mittelpunkt stellt.' ‚Fast möchte ich sagen, der Papst rüttelt die Gewissen seiner Gläubigen auf! Sollten wir uns darüber nicht freuen? Er zwingt sie freilich alsbald auf einen ganz bestimmten Weg und bringt seine Macht in den Disziplinarvorschriften, die er erläßt, in fürchterliche Erinnerung; aber er lenkt ihre Aufmerksamkeit doch auf Glaubensfragen, er lenkt sie auf den „Modernismus", den er (nicht ohne Aufbieten von Kenntnissen) eingehend schildert! Er nimmt also die unausbleiblichen Folgen aller geistigen Unruhe in den Kauf, weil er die Sache, den wahren, rechten Glauben für so wichtig hält. (Wäre es ihm nur um die eigene Herrschaft zu tun, so wäre diese Enzyklika das ungeschickteste Schriftstück der Welt) — und es ist ihm wirklich um den christlichen Glauben und die rechte Theologie zu tun, wie er sie versteht.'

‚Er rüttelt die Gewissen seiner Gläubigen auf!' Wenn Harnack dies ‚fast sagen möchte', in welcher Beziehung versteht er dann dieses Aufrütteln? Wie der Gesamtabschnitt ergibt, versteht er es gerade inbezug auf den Wahrheitssinn. Leo XIII. hat auch einmal in hervorragender Weise in einer Enzyklika die Gewissen seiner Gläubigen aufgerüttelt. Aber da geschah es nicht in bezug auf den Wahrheitssinn; da geschah es in bezug auf soziale Pflicht, also auf Gerechtigkeit gegenüber dem Nächsten, Nächsten-Achtung, Nächsten-Liebe. Pius X. stellt in der Enzyklika P. d. g., wie Harnack urteilt, die ‚Glaubens- und Welt-

* Die Klammern sind von mir; ich teile, um nicht irgendwie durch Lösung des Zusammenhangs zu entstellen, auch das für meinen Zweck minder Wichtige mit, habe es aber deshalb in Klammern gestellt.

anschauungsfrage in den Mittelpunkt'. Und wie denn tut er das? Stellt er die Frage in den Mittelpunkt, ob der katholische Glaube der wahre, die christliche Weltanschauung die richtige sei? Nein, auf die Weise tut er es nicht. Er setzt bei den Lesern voraus, daß sie hierüber bereits zu einer Überzeugung, und zwar (die Enzyklika ist für Katholiken geschrieben) zu der christlich-katholischen gelangt sind. Aber deshalb ist doch die Bemerkung, daß er die Glaubens- und Weltanschauungs-Frage in den Mittelpunkt stellt, um nichts weniger zutreffend.

Pius X. stellt in seiner Enzyklika Pascendi in den Mittelpunkt die Forderung nach einer konsequenten Weltanschauung. Zu dem Zwecke wird die Aufmerksamkeit der Gläubigen auf den ‚Modernismus' gelenkt und dieser möglichst eingehend geschildert, damit in möglichster Deutlichkeit hervortrete, daß derselbe konsequenterweise sich mit der katholischen Überzeugung nicht vereinigen lasse. Konsequentes Denken, was ist das? Wahrheitssinn. Konsequentes Denken ist die unablässige Betätigung des strengsten, absolut unbeugsamen Wahrheitssinnes in dem ganzen Umfang des Geisteslebens; deshalb ist es Erweis höchster sittlicher Kraft. Es ist das immer wache, unerbittliche Konfrontieren von Gesamt-Anschauung und Teil-Erkenntnis; es ist das unermüdete Sich-vor-die-Seele-halten des Bewußtseins: wenn Gesamt-Anschauung und Teil-Erkenntnis einander widerstreiten, so steckt in einem von beiden Irrtum, wenn sie scheinbar widerstreiten, so steckt der Irrtum in den Bindegliedern; es ist die nie erlahmende Entschlossenheit, den Widerstreit nicht zu vertuschen, sondern mit aller Energie die Lösung anzustreben. Gewiß, man kann immerhin sagen, es gibt auch Menschen, bei denen der Mangel an konsequentem Denken nicht auf einem Mindermaß sittlichen Wertes, bei denen er auf Minderwertigkeit lediglich der Intelligenz beruht. Aber das sind dann diejenigen, die aus Eigenem auch nicht einmal inkonsequent, sondern gar nicht zu denken vermögen, die nur fremdes Denken spiegeln, wobei dann natürlich, ohne daß die sittlichen Qualitäten des Betreffenden verantwortlich gemacht werden könnten, die zufälligen Umstände ebenso gut einmal ein wirklich konsequentes Bild, wie ein anderes Mal ein etwas inkonsequentes, oder ein drittes Mal ein ganz buntscheckig zusammengewürfeltes hervorbringen mögen. Von dem Selbstdenker nur, aber von ihm ohne Einschränkung, gilt es: Konsequentes Denken ist Wahrheitssinn. Sein Wille zu äußerster, umfassendster geistiger Anspannung um des Findens und unvermischten Festhaltens der Wahrheit willen, ist Wahrheitssinn in höchster Potenz; Wahrheitssinn ist sein strenges Sich-selbst-versagen jeglichen Paktierens, auch im eigenen Innern, jegliches Kompromisses, sei es nach innen, sei es nach außen.

Gibt es denn aber nicht Gegengründe, welche uns hindern, wirklich dies als Forderung der Enzyklika zu erkennen? Wie paßt ein so hohes Ideal mit jenen Disziplinarvorschriften zusammen, deren Harnack als eines ‚fürchterlichen In-Erinnerung-Bringens seiner Macht' gedenkt, und die in der Tat nicht herzerquickend-erfreulich sind?! Nun, ich denke mir: Harnack hat z. B.

auch von der Wissenschaft ein hohes Ideal und doch spricht er eben in diesem Artikel davon, daß die Wissenschaft eine Polizei habe, gegen gewisse Dinge. Pfui, im Geistigen eine Polizei!: fühlt da immer gleich das ästhetische Gefühl sich versucht auszurufen! Aber sie wird wohl schon ein notwendig Übel sein! Und doch handelt es sich, nach dem, was er uns darlegt, bloß darum, daß sie erstens den einzelnen Gelehrten schütze, davor, daß ihm nicht etwa durch den Plagiator sein Ruhm, sein Vorteil entwendet werde, und zweitens — was immerhin schon ein Bedeutungsvolleres ist — daß sie Gelehrtenkreise davor schütze, Unwürdige in ihrer Mitte zu haben. Für den Papst aber handelt es sich darum — Harnack hebt hervor, daß dies ein Hauptaugenmerk bei Abfassung der Enzyklika war — die Gemeinde zu schützen, daß ihr nicht dasjenige, was nach Pius X., aber auch ganz allgemein nach katholischer Ansicht, ihr wertvollstes Erbteil ist, ‚der rechte Glaube' entwendet oder geschädigt werde. Wo so Großes Gegenstand der Sorge ist, mag es sich wohl unter Umständen rechtfertigen, die Empfindlichkeit der Gelehrten gegen etwas, was nach Polizei aussieht, weniger zu berücksichtigen, als eben den Nutzen der Gemeinde. Darüber kann ja Uneinigkeit nicht bestehen, daß die Kirche das Recht hat, zu fordern, daß als in ihrem Auftrag nicht bloß nichts subjektives Unwahres, sondern auch nicht solches gelehrt werde, was nach ihrer Auffassung objektiv unwahr ist. Als im Namen und Auftrag der Kirche zu lehren berufen aber sieht die Gemeinde jeglichen Geistlichen an, auch dann, wenn er, als Universitätsprofessor, gleichzeitig einen Staatsauftrag hat. Auch daß die Kirche nicht bloß ideell die betreffende Forderung stelle, daß sie zugleich sich darum kümmere, ob ihr entsprochen wird, leuchtet als selbstverständliches Erfordernis ein. Nur das Mehr oder Minder an Kontrolle kann Gegenstand verschiedenartiger Beurteilung sein, wie es ja auch Gegenstand der Entschließung je nach der besonderen Lage ist. In dieser Beurteilung werden zweifellos die Ansichten auf das mannigfaltigste auseinandergehen; aber auch wer Überwachungs-Maßregeln am abgeneigtesten ist, wird nicht gegen sie ins Feld führen können, daß sie ein Hemmnis für den Wahrheitssinn bildeten. Nicht weil sie dem Wahrheitssinn irgendwelche Fesseln anlegten, oder weil sie ihm ‚tödliche Streiche' versetzten, sind sie empfindlich, sondern sie sind es deshalb, weil in ihnen ein sehr schlechtes Kompliment für die Theologen, und zwar gerade in bezug auf ihren Wahrheitssinn, liegt. Wollen sie doch auf dem Wege der Kontrolle eben das bewirken, was der Wahrheitssinn schon aus sich heraus bewirken müßte. Etwas als katholische Lehre auszugeben, was nicht katholische Lehre ist, das müßte schon die allerelementarste Wahrheitsliebe unmöglich machen; etwas als vereinbar mit der katholischen Lehre darzustellen, was nicht mit ihr vereinbar ist, das müßte das konsequente Denken, also der ausgebildete Wahrheitssinn, verhindern; schließlich sich so auszudrücken, daß die Lehre unrichtig zur Darstellung kommt, während man sie doch korrekt im Bewußtsein trägt, dies müßte als letztes noch die sprachliche Sicherheit verhüten. In dem In-Kraft-treten-lassen von Überwachungsmaßregeln drückt die Annahme sich aus, daß diese drei Faktoren,

oder doch der eine oder andere von ihnen, nicht richtig funktionieren. Wir kommen also zu dem Schluß: jene Höchstaufgabe, auf welche die Enzyklika hinweist und die Überwachungsmaßregeln, zu welchen sie greift, stehen nicht in Widerspruch. Verbindendes Glied für ihr Beieinanderstehen in ein und derselben Kundgebung ist die Annahme, daß es um den Wahrheitssinn nicht überall so stehe wie es sollte. Nicht überall! Unsere deutschen Bischöfe scheinen ja, glücklicherweise, ein Inkrafttreten solcher Maßnahmen für Deutschland gegenwärtig nicht als erforderlich anzusehen. Sie scheinen nicht zu fürchten, daß bei den deutschen katholischen Theologen jene Definition Anklang finden könnte, die seinerzeit in einer sehr wohlwollenden Rezension theologischer Werke — es waren protestantisch-theologische — im ‚Kunstwart' zu lesen war: Theologie sei die Kunst — zwischen den Zeilen zu schreiben!

Noch eins! Hemmung des Wahrheitssinnes durch die Enzyklika, sagten wir, liegt in keiner Richtung vor; Hemmung des Wissenschaftsbetriebes aber, möchten wir der Vollständigkeit halber noch ausdrücklich hinzufügen, liegt in genau der Richtung vor, in der sie schon immer für die katholisch-theologischen Fakultäten vorhanden war. Das Höchste, wie anderseits auch das Unterste wissenschaftlicher Tätigkeit sind in ihnen jederzeit von Hemmnissen frei gewesen — weil höher als deren Bereich das eine, tiefer als deren Bereich das andere: das konsequent zu Ende Gedachte oben, die mehr handwerksmäßige Leistung, die in jedem Wissenschaftsbetrieb auch erforderlich ist, unten. Für das zwischen beiden in der Mitte Liegende hat es immer Schranken gegeben.

Die katholischen Theologen haben, wie dies auch Harnack gleich eingangs seines Artikels hervorhebt, nie die Freiheit gehabt, jede in ihrem Geist auftauchende Hypothese sofort der Öffentlichkeit zu übergeben, ohne sie erst nach ihrer ganzen Tragweite an derjenigen Gesamtanschauung gemessen zu haben, zu der sie, so lange sie katholische Theologen sind, sich bekennen. Durch innere Nötigung des Wahrheitssinnes waren sie hieran gehindert; durch gründliche Wissenschaftlichkeit, sollte man denken, waren sie es gleichfalls! Zum dritten aber waren sie es auch noch durch die äußere Nötigung des übernommenen Amts. Wohl mag es sein, daß hierdurch manches Mal ein Gedankenkeim in der Verborgenheit zurückgehalten worden ist, der ganz wohl im Wissenschaftsbetriebe hätte anregend wirken können. Wie denn Prof. Hauck in eben diesem Zusammenhang, in der in Rede stehenden Artikelserie, sehr richtig bemerkt: ‚Auch der Irrtum führt vorwärts.' Daß der katholische Gelehrte ein solches Opfer mit Bewußtsein zu bringen bereit, und das katholische Publikum mit dieser seiner Haltung einverstanden ist, das ist es, was dem Protestanten (d. h. dem nichtorthodoxen) wohl immerdar ein Rätsel bleiben wird. Nicht einmal ein Mann von Harnacks ganz eigenartiger Enträtselungskraft für fremde Anschauungsweise hat dieses Rätsels Ergründung vollständig zu finden vermocht. Es liegt hier — in der Tatsache, der Fähigkeit zu solchem Verzicht, bei dem einen, und der Unfähigkeit solchen Verzicht zu verstehen, bei dem

anderen — ganz offenbar der Punkt, an welchem die Verschiedenheit zwischen der Geistesrichtung des Katholiken und der des Protestanten (des nichtorthodoxen) mit besonderer Prägnanz zutage tritt. Protestantische Art: Richtung auf möglichst umfassendes, möglichst ebenmäßiges Nebeneinandersehen alles dessen, was überhaupt gedacht werden kann. Katholische Art: Richtung auf möglichst strenges, möglichst lückenloses Zu-Ende-Denken. Oder: Protestantisch — Richtung in die Weite und Breite; Katholisch — Richtung in die Tiefe. Unnötig wird es hierbei sein, eigens aufmerksam zu machen, daß unter ‚Richtung' nicht ‚ausschließliche', sondern ‚ausschlaggebende' geistige Aktionslinie zu verstehen ist. Ganz ohne Anteil an der anderen kann auch nicht einen Augenblick lang eine von ihnen bleiben. Die volle Vereinigung beider aber würde der Idealzustand sein. Indes, solche volle Vereinigung geht über die höchsten Möglichkeiten des Menschengeistes noch hinaus. Auch will ich, um in nichts es an der vollständigsten Ehrlichkeit fehlen zu lassen, nicht versäumen zu sagen: Indem ich ihre volle Vereinigung für den Idealzustand erklärte, hatte ich dabei sehr wohl im Auge, daß alsdann naturgemäß die Tiefe das Tragende und somit in letzter Linie Entscheidende wäre.

Doch dies wird schon einem Intermezzo allzu ähnlich! Zurück zur Enzyklika und zu dem, was Harnack über sie urteilt!

Aus dem strengen und unbedingten Hochhalten des Wahrheitssinnes seitens der Enzyklika folgt noch ein Anderes, sehr Wichtiges: es folgt aus demselben ihr ablehnender Standpunkt gegenüber allen denjenigen, die nur aus Gemütsanhänglichkeit und Opportunitätserwägungen (womit selbstverständlich hier nicht egoistische gemeint sein sollen, sondern Erwägungen, was der Menschheit von Nutzen sei) an der Kirche festhalten. In solchem Festhalten liegt nicht genug innere Wahrhaftigkeit! Die Kirche sagt über sich selbst aus, daß sie nicht eine rein natürliche Erscheinung sei, die etwa durch relative Vorzüge andere übertreffe, sondern, daß übernatürliche Kräfte in ihr walten. Nur wer ihrer Selbstaussage seine Zustimmung gibt, ist Katholik. Katholik sein wollen ohne diese Zustimmung, das läßt der Wahrheitssinn nicht zu.

Seitens eines jeden außerhalb der Kirche Stehenden beweist es hohen Gerechtigkeitssinn, wenn er, wie Harnack, relative Vorzüge der Kirche so gelten läßt, wie wir das aus Spalte 259 bereits zitiert haben. Aus dem einen Satz leuchtet sein Gerechtigkeitssinn in zwiefacher Richtung hervor: der großen Gesamterscheinung gegenüber, hier also der Kirche; den Einzelmenschen gegenüber, hier also den Theologieprofessoren. Gerechtigkeitssinn, das ist auch ein Zweig des Wahrheitssinnes; in richtigerem Bilde: einer seiner mächtigsten Äste. Mit der Krone allerdings — der unerschütterlichen Konsequenz des Denkens — steht Gerechtigkeitssinn nicht mehr in Beziehung; er ist Wahrheitssinn im Hinblick auf alles dasjenige, woran menschliches Wirken einen Anteil hat und insoweit es daran Anteil hat. Weil Menschliches sein Aktionsgebiet ist, darum wirkt er in demjenigen, der ihn zu eigen hat, und weckt er in demjenigen, der ihn gewahr wird, jenes schönste Band, das Mensch an Menschen bindet:

Sympathie. Aber: ‚Eine Sache mit Gerechtigkeitssinn beurteilen' und ‚Einer Sache gerecht werden' ist noch nicht ein und dasselbe. Hier, auf den Spezialfall angewandt: das Bild, das Harnack mit sympathischem Empfinden von dem katholischen Theologen als Idealbild zeichnet, ist nicht das Idealbild. Der ideale katholische Theologe ist allerdings einerseits (darin ist ihm selbstverständlich zuzustimmen) nicht derjenige, der ‚nur aus blinder Unterwerfung' an der Lehre der katholischen Kirche festhält; es ist aber auch derjenige nicht, der festhält, weil Bande, deren Bedeutung, wie Harnack ausführt, so leicht nicht ein fremder Beobachter ermessen kann, ihn einem Organismus verknüpfen, ‚der der Organismus des Sittlichen und Guten sein will, der es auch für Ungezählte noch immer ist, die Menschheit umspannt und beinah so alt ist wie unsere Zeitrechnung.' Nicht das Sich-vortäuschen einer Überzeugung unter dem Einfluß so stark wirkender Umstände genügt; — es genügt nur wirkliche Überzeugung. Diese — die wirkliche katholische Überzeugung — hervorzubringen, ist nicht nur ein sekundäres Gefühl, wie Anhänglichkeit, unfähig: die Enzyklika geht weiter, sie bringt eindringlichst in Erinnerung, daß auch das primäre, religionsschöpferisch sich betätigende Gefühl unfähig hierzu ist. Auch wenn dieses Ergebnisse zeitigt, die auf den verschiedensten Gebieten mit der Lehre der Kirche in Einklang zu stehen scheinen, katholischen Glauben hat es — so wird nachgewiesen — auch dann nicht hervorgebracht.

Kann man ernstlicher, als es durch die Mahnung zur Selbstprüfung über diese Fragen geschieht, die Sonde anlegen, an die tief-innerste Wahrheitsliebe? Kann man energischer die Forderung konsequenten Denkens betonen, als indem man es ablehnt, Resultate gelten zu lassen, sofern man die Basis nicht gelten lassen kann, von der aus sie gewonnen sind?

Der Stellung gegenüber, welche der ‚Modernismus' dem Gefühl einräumen will, hebt die Enzyklika die Stellung der Vernunft hervor, die leitend über ihm (nicht ‚erläuternd unter ihm') zu walten habe. Ihre Ausführungen zu diesem Punkte sind auf das engste auf die theologische Frage bezogen, die dem ‚Modernismus' gegenüber zur Erörterung steht. Zur Zeichnung des idealen katholischen Theologen aber brauchen wir noch ein Anderes, außer der Erinnerung an die das Gefühl leitende Stellung der Vernunft. Wir brauchen die Erinnerung an dasjenige, was in den Grußworten am Schluß der Enzyklika, ‚Jesus Christus, der Urheber und Vollender unseres Glaubens, sei mit seiner Kraft bei Euch', ausgesprochen ist: an die Glaubensgnade. Nur derjenige, in welchem die Glaubensgnade tatsächlich wirksam ist, ist der ideale katholische Theolog. Nur ein Solcher ist überhaupt der wirkliche Katholik. Und darum ist es unmöglich, daß ein Nicht-Katholik, selbst wenn an seiner Gerechtigkeits-Gesinnung auch nicht das Geringste mangelt, das Ideal-Bild des katholischen Theologen so zeichne, daß wir es als ein gerechtes anzuerkennen vermögen. Der wichtigste Zug dieses Bildes, der in unsern Augen Realität ist, ist in den seinigen Illusion. Unser Verschieden-sehen in diesem Punkte bedeutet tatsächlich: in zwei seelisch ganz verschiedenen Welten

leben. Über die Kluft, die zwischen den beiden liegt, können wir gegenseitig nicht hinweg. Wir wollen nicht tun, als ob sie nicht vorhanden wäre, und blind hineinrennen. Wir wollen sie auch nicht zuschütten: denn zuschütten läßt sie sich nur mit Unwahrheit. Aber uns freundlich die Hände herüber und hinüber reichen, was die Gelehrten in der Wissenschaft ebenso gut tun mögen, wie alle Andern im Leben, — warum denn nicht? Wir haben doch beiderseits die Absicht, uns als Christen zu benehmen!

Abschließend aber hätten wir nunmehr zu sagen: Das Bild des katholischen Theologen, das Harnack Spalte 259 gezeichnet hat, ist freilich das günstigste, das er als Nicht-Katholik überhaupt konzedieren kann. Die Beurteilung der Enzyklika aber, die auf Spalte 261 steht, ist er so wenig genötigt, aufrechtzuerhalten, daß er selbst bereits tatsächlich sie durch die Gesamtheit seiner Äußerungen auf Spalte 262 implizite, aber vollgültig, widerlegt hat.

Dies wäre nun eigentlich wirklich der Abschluß! Eine Äußerung Harnacks über die Enzyklika aber ist dabei noch unbesprochen geblieben. Es ist die einzige, der ich ganz aus Eigenem, ohne Berufung auf von ihm selbst Ausgesprochenes, eine Meinung entgegenzustellen hätte. Harnack sagt, es sei in der Enzyklika ‚der Versuch gemacht, den „Modernismus“ zu widerlegen‘ und ‚dieser Versuch‘ sei ‚kläglich ausgefallen‘. Ich kann mich ja irren: aber mein Eindruck ist, daß ein Widerlegungsversuch im eigentlich wissenschaftlichen Sinne (und ein solcher ist es doch, den er als kläglich ausgefallen ansieht) in der Enzyklika überhaupt nicht vorliegt. Auf zwei Arten kann man versuchen, Behauptungen wissenschaftlich zu widerlegen. Die eine Art ist, daß man Gründe anführe, um sie als unhaltbar in sich darzutun; die zweite ist, daß man sich bestrebe, ein Anderes, das als unvereinbar mit ihnen aufgezeigt wird, als Wahrheit zu erweisen. Keinen von beiden Wegen hat die Enzyklika eingeschlagen.

Die Unvereinbarkeit zwischen dem ‚Modernismus‘ und der katholischen Lehre allerdings legt sie auf das deutlichste dar. Es geschieht dies unter Aufwendung größter Sorgfalt und wissenschaftlicher Gründlichkeit und auf Grund eines theologischen Wissens, dem auch Harnack (‚nicht ohne Aufbieten von Kenntnissen‘) und Troeltsch (‚Ich kann sie keineswegs unbedeutend finden‘) ihre Anerkennung nicht versagen. Daß praktisch für den Katholiken jener Nachweis der Unvereinbarkeit völlig gleich einer Widerlegung wirkt, sei zugegeben; als solche ‚praktische Widerlegung‘ ist sie dann aber auch nicht ‚kläglich ausgefallen‘, sondern glänzend gelungen. Trotzdem aber würde sie theoretisch wissenschaftlich als Widerlegungsversuch, meines Erachtens, erst dann anzusehen sein, wenn zu dem Nachweis dieser Unvereinbarkeit die Beweisführung für die Wahrheit der katholischen Lehre noch als zweite Hälfte ergänzend hinzuträte. So wenig ich beim Lesen der Enzyklika eine solche zweite Hälfte vermißt habe — und vermißt hat sie wahrscheinlich auch kein anderer Katholik! — so habe ich doch auf Harnacks Äußerung hin nach ihr gesucht; —: indes, ich habe sie nicht gefunden. Gefunden aber habe ich ein Anderes, nämlich

die Ankündigung eines zu begründenden wissenschaftlichen Instituts, und da lag denn der Gedanke nahe, daß wohl demselben gerade diese Widerlegung als zunächst in Angriff zu nehmende Aufgabe zugewiesen werden solle. Alleinstehen wird es freilich auf keinen Fall in der Inangriffnahme dieser Widerlegung; alleinstehen werden in ihr überhaupt auch nicht die katholischen Theologen. Gemäß dem Wort von Prof. Hauck: ‚auch der Irrtum führt vorwärts‘, ist mit höchster Wahrscheinlichkeit zu erwarten, daß aus eben den Reihen, aus welchen die ‚Modernisten‘ den eigentlichen Impuls empfangen haben, auch wiederum die Überwindung der den ‚Modernismus‘ begründenden Hypothesen ausgehen wird. Katholiken werden an dieser Überwindung arbeiten; aber keinesfalls **nur** Katholiken. Der Papst aber wendet sich naturgemäß nur an diese. Es drängt beim Lesen der Enzyklika geradezu die Auffassung sich auf, daß er die Widerlegung alles dessen, was in den wissenschaftlichen Strömungen der Gegenwart mit der katholischen Lehre unvereinbar ist, und zwar Widerlegung namentlich durch **positive** Begründung der katholischen Lehre, als die große Zukunfts-Aufgabe ins Auge faßt, die er der katholischen Theologie zuweisen will. Eine ausdrückliche Erklärung hierüber aber ist in der Enzyklika nicht enthalten. Sollte also der Papst in Zukunft in einem anderen Sinne über seine Absichten sich aussprechen, oder, desgleichen, sollte Professor Harnack Anzeichen eines wissenschaftlichen Widerlegungsversuchs in der Enzyklika, die ich bisher nicht bemerkt hätte, nachweisen, so bin ich jederzeit bereit, bezüglich dieser beiden nahe verwandten Punkte mich überzeugen zu lassen.

***

* * *

Prof. Harnack antwortet:

Der vorstehende Aufsatz sucht einen großen Widerspruch nachzuweisen, den ich mir in meinen Betrachtungen der päpstlichen Enzyklika d. J. 1907 angeblich habe zuschulden kommen lassen: nach den Prämissen, die ich entwickelt, und nach dem, was ich in der Enzyklika anerkannt habe, soll ich verpflichtet gewesen sein, sie zu loben, ja als den Ausfluß höchsten Wahrheitssinns gelten zu lassen. Die Sache aber steht so: ich habe zugestanden, daß der volle Wahrheitssinn bei solchen katholischen Theologen — von außerordentlichem Wissen und ungewöhnlichem Scharfsinn — bestehen kann, ‚die zahllosen katholischen Einrichtungen kritisch gegenüberstehen, die die gegenwärtigen Zustände der Kirche aufs tiefste beklagen, und die doch felsenfest davon überzeugt sind, daß nur die römisch-katholische Kirche die Kirche Christi und ihr Papst sein Statthalter ist‘. Daß dagegen objektiver und subjektiver Wahrheitssinn bei solchen katholischen Kirchenhistorikern vorhanden sein kann, die alle Einrichtungen und Behauptungen der katholischen Kirche und ihrer Tradition in Bausch und Bogen verteidigen, davon vermag ich mir eine Vorstellung nicht zu machen. Es ist mir vielmehr schlechthin unbegreiflich, wie ein kenntnisreicher Theologe imstande ist, all dieses rückständige und geschichtlich längst widerlegte Zeug nach

seinem Inhalt und präsumierten Alter zu rechtfertigen. Was er bei sich zu rechtfertigen vermag, das ist die Existenz und das Recht der Kirche selbst mit ihrer monarchischen Spitze. Weil er davon überzeugt ist und zugleich weiß, wie oft sich die Kirche in ihrer Entwicklung — obgleich sie es sich selbst verdeckt — gewandelt hat, darum erträgt er die Lasten der Vergangenheit, die sie mitschleppt, in der zuversichtlichen Erwartung, daß sie sie allmählich abstoßen wird. Eben in dieser Erwartung, in der kindlichen Zuversicht zur Kirche und in der Geduld bewährt er sich als ihr treuer Sohn und meint, indem er das ist, sich in ihr auch mit seiner scharfen Kritik an Dingen behaupten zu dürfen, deren geschichtliches und darum relatives Recht er übrigens nicht verkennt. Kurz, dieser Katholik glaubt an das absolute Recht der Kirche und ihrer religiösen und sittlichen Botschaft, aber als Gelehrter mit modernem Wahrheitssinn — ich scheue mich nicht, mich so auszudrücken; denn auch der Wahrheitssinn hat sich nach den Fortschritten der Erfahrung und Erkenntnistheorie gewandelt — glaubt er nicht an zahllose kirchliche Behauptungen, deren Richtigkeit, wie er meint, einst der Kirche ebenso aufgehen wird wie der Irrtum des ptolemäischen Weltsystems. Daß dieser Standpunkt ein nicht ungefährlicher ist, wer sollte das verkennen? Er ist ja auch nicht der meinige, sondern ich versuche mich nur in die Seele dieser Katholiken zu versetzen. Über diese Lage der Dinge sind Syllabus und Enzyklika hergefahren und erklären, daß alle wissenschaftlichen Erkenntnisse und Bedenken einfach zu schweigen haben, daß es hier überhaupt nichts Relatives gibt, daß die Kirche wie im Mittelalter die absolute Dignität alles dessen aufrecht erhält, was sie einmal behauptet hat, und daß daher jeder gehalten ist, mit wahrer innerer Zustimmung alles zu glauben, was die Kirche glaubt! Und da soll man den Wahrheitssinn des Papstes loben? Entweder weiß er nicht, was Wissenschaft ist, die dieses Namens wert ist, oder er weiß nicht, was Gewissen ist. Sicher weiß er beides nicht; denn unter Wissenschaft denkt er noch immer an das scholastische Gebilde und unter Gewissen an ein Ding, das sich beliebig kommandieren läßt. ‚Gegen den Wahrheitssinn, wie er sich immer sicherer entwickelt hat, führt der Papst tötliche Streiche‘ — so hatte ich geschrieben, und auf den gesperrten Worten liegt der Nachdruck. Der Papst hat gewiß auch seinen Wahrheitssinn, aber non nostri saeculi est; er ist nicht mehr der unsrige und wird es nie wieder werden. Die Theologen aber, gegen die er sich wendet, haben jenen Wahrheitssinn und betätigen ihn so, wie sie es als Katholiken zur Zeit allein vermögen — durch Stillschweigen, Abstinenz und Geduld.

Der Widerspruch also, den mir der Verfasser aufzubürden sucht, existiert nicht; er entsteht nur, wenn man übersieht, daß der Wahrheitssinn selbst dort und hier ein anderer ist und daß der Papst einem ganz anderen ‚Wahrheitssinn‘ folgt als die, welche er bekämpft. Übrigens sind die Deduktionen des virtuosen Verfassers selbst nichts anderes als ein Probestück jener scholastischen Dialektik, die psychologische, feine und wandelbare Größen als runde, ein- für

allemal geprägte Rechenpfennige nimmt und Syllogistik mit ihnen treibt. Vollends aus dem Satze: ‚Fast möchte ich sagen, der Papst rüttelt die Gewissen seiner Gläubigen auf‘ zu deduzieren, es sei mit diesem Zugeständnis eigentlich die ganze Enzyklika gerechtfertigt, ist ein höchst seltsames Unterfangen. Daß nach den stets wiederholten Bemühungen, die Gläubigen für die Wiedergewinnung des Kirchenstaats zu interessieren, der Papst eine zentrale Frage der Religion und Kirche in den Mittelpunkt rückt, wollte ich beifällig zum Ausdruck bringen. Daß die Weise, wie er es getan hat, jede Zustimmung unmöglich macht, darüber habe ich nicht den geringsten Zweifel gelassen. Endlich — der Verfasser behauptet, die Enzyklika widerlege überhaupt nicht, und bemüht sich zu zeigen, was hätte geschehen müssen, wenn der Abhandlung die Absicht der Widerlegung zuzuschreiben wäre. Um den Begriff der ‚Widerlegung‘ hier zu streiten, scheint mir höchst überflüssig: die Enzyklika tut alles, um den Modernismus als haltlos, widerspruchsvoll, unkatholisch, aufgeblasen und töricht erscheinen zu lassen. Das genügt doch wohl. Doch noch ein Wort — was der Verfasser über Schnitzer bemerkt, beweist nur, daß er für die innere Not moderner katholischer Theologen, die hier zu einem ergreifenden, wenn auch grimmigen Ausdruck gekommen ist, kein Verständnis und kein Herz hat.

Adolf Harnack.

* * *

Zweierlei Wahrheitssinn?

Diese Frage aufwerfen, heißt bereits sie verneinen. Man könnte ebenso gut, ebenso ernsthaft z. B. von zweierlei Ehrenhaftigkeit sprechen. Ich wähle das Beispiel eigens aus sittlichem Gebiet, weil Professor Harnack ausdrücklich hervorhob, daß es ihm bei seiner Äußerung über den Wahrheitssinn der Enzyklika um sittlichen Wert oder Unwert sich handle. Zweierlei Wahrheitssinn, und beides soll wirklicher Wahrheitssinn sein, und dennoch seiner Art, seiner Natur nach verschieden! —! Von gradueller Verschiedenheit mag man wohl sprechen hören: da, wo nachlässig gesprochen wird. Wer sich so ausdrückt, und wer es hört, ist sich dabei aber doch selbstverständlich klar, daß die Verschiedenheit nicht im Wahrheitssinne selbst zu denken ist, sondern lediglich die Tatsache zum Ausdruck gebracht werden soll, daß die Menschen den Wahrheitssinn, dessen Begriff als ein unabänderlicher festgehalten wird, in verschiedenem Maße, in verschiedenem Grade zu eigen haben; — doch nie und nimmer freilich ‚Wahrheitssinne‘ von verschiedener Art. In Professor Harnacks ‚Nachschrift‘ ist gesagt: Der Widerspruch, auf den ich in seinen Ausführungen aufmerksam gemacht habe, existiere dann nicht, ‚wenn man nicht übersieht, daß der Wahrheitssinn selbst dort und hier ein anderer ist.‘ Wenn der Widerspruch nur in diesem Falle nicht existiert, dann also besteht er. Des Ferneren glaube ich nachgewiesen zu haben, daß in der Enzyklika auch nicht etwa nur ein graduell niedriges Maß von Wahrheitssinn gefordert wird,

sondern dessen höchste Potenz. Professor Harnack hat gegen diesen Nachweis auch keinen anderen Einwurf vorgebracht als eben den, es sei zwar Wahrheitssinn, aber — Wahrheitssinn von einer anderen Art.

Zweifellos bleibt indessen bei alle dem die Tatsache, daß zwei Menschen, die den Wahrheitssinn in ganz genau dem gleichen Maße zu eigen hätten, dennoch bei sonstiger Verschiedenheit ihrer Lebensbedingungen dazu kommen könnten, über das, was wahr sei, ganz verschiedene, eventuell sogar entgegengesetzte Ansichten zu gewinnen. Auf die Ansicht über das, was wahr sei, wirken eben ‚Erfahrung und‘ — freilich schon als ein erstes Glied dieser Ansichten — ‚Erkenntnistheorie‘ ein; an dem Charakter des Wahrheitssinnes jedoch ändern sie nichts.

In Sperrdruck tadelt Professor Harnack nunmehr die Forderung des Papstes an die Katholiken, mit wahrer innerer Zustimmung alles zu glauben, was die Kirche glaubt. ‚Und da soll man den Wahrheitssinn des Papstes loben?‘ ruft er aus. Ich denke doch: Ja! Umgekehrt könnte man doch nicht wohl seinen Wahrheitssinn loben, wenn er sich mit unwahrer, äußerer Zustimmung begnügte? Gewiß würde, wenn er das täte, die Zahl der Katholiken stattlicher sein können, und es würde so mancher, den zu verlieren um seiner Begabung willen ein Schmerz ist, der Kirche erhalten bleiben. Aber um den Preis der Wahrhaftigkeit! Gewiß, wenn es dem Papst darauf ankäme, durch die große Zahl der Katholiken in allen Ländern seinen politischen Einfluß zu steigern, so wäre der Weg sehr verkehrt gewählt, oder, mit Professor Harnacks Worten: ‚Wäre es ihm nur um die eigene Herrschaft zu tun, so wäre diese Enzyklika das ungeschickteste Schriftstück der Welt.‘

Aber: Mit dieser Forderung wahrer innerer Zustimmung will, nach Harnack, der Papst ‚die Gewissen kommandieren‘. Ja, wie in aller Welt soll er denn aber das fertig bringen? Wie zwingt man einen Menschen zu wahrer innerer Zustimmung? Kann irgend etwas außer der Wahrhaftigkeit auch die Freiheit in ein helleres Licht setzen als die Erklärung, daß in Glaubenssachen nur die Zustimmung gültig ist, die eine wahre und innere ist?

Wie werden denn diejenigen, denen Glaubenssätze der Kirche (nur um solche, nicht um bloße Anschauungen, die etwa innerhalb der Kirche eine gewisse Verbreitung haben, kann es sich hiebei handeln) unannehmbar dünken, daran gehindert, mit Offenheit und Wahrhaftigkeit die Folgerung zu ziehen, aus der Kirche, mit der sie nicht übereinstimmen, auszuscheiden, etwa Protestanten zu werden? Und weshalb will denn Professor Harnack durchaus nicht, daß sie Protestanten werden sollen? Sympathischen Wiederhall hat bei mir seine in der ‚Internationalen Wochenschrift‘ zum Ausdruck gekommene Sympathie für diejenigen meiner Konfessionsgenossen geweckt, die in einer seelischen Krisis begriffen sind, für diejenigen, von denen Professor Meurer — wie bekannt ein nicht zustimmender Beurteiler der Enzyklika-Maßregeln — in derselben Artikelserie sagt: ‚Sie kommen in ihren Gewissenskämpfen, bis sie sich zur vollen innern Freiheit durchgerungen haben, zeitweilig leicht zu Halbheitsystemen.‘

Es ist so natürlich, mit dem innerlich Ringenden Mitgefühl zu haben! Was die Sympathie einflößt, ist aber doch gewiß nicht das Halbheitssystem selbst, und noch weniger das sich zum Führer anderer Aufwerfen, so lange man in der Halbheit steckt, sondern es ist gerade das Ringen, aus der Halbheit herauszukommen! Sehnlichst wünscht natürlich der Katholik, daß bei Solchen die schließliche Entscheidung im Sinne des Verbleibens in der Kirche falle. Den Wert dieser Entscheidung aber kann er gerade darin nur sehen, daß sie auf Grund ‚wahrer innerer Zustimmung‘ erfolge.

Weshalb aber liegt Professor Harnack, der nicht Katholik ist, so sehr viel daran, daß sie in der Kirche bleiben?

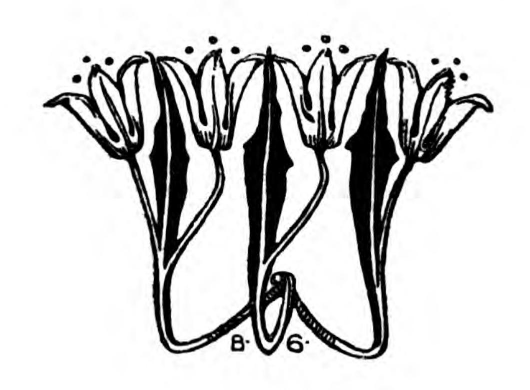
Weshalb wünscht er das sogar auf Kosten eines Gewinnens von ihm hochgeschätzter Männer für seine eigene Konfession? Das ist doch von seiner Seite der Sympathie mit dem Wunsche, Katholiken zu bleiben, ein etwas allzureiches Maß!

***

* * *

Die vorstehenden Ausführungen bringen eine Kontroverse zum Abschluß, die mit den beiden ersten Teilen in den ‚Preußischen Jahrbüchern‘ (Dezember 1908) begonnen worden ist. Nachdem die Redaktion der ‚Pr. Jahrb.‘ der Duplik eine Aufnahme versagen zu müssen glaubte, und nachdem insbesondere das Thema als solches einen bei weitem größeren Leserkreis verdient, als ihn die ‚Pr. Jahrb.‘ allein besitzen, rechtfertigt sich die Wiedergabe der sämtlichen Artikel an dieser Stelle. Es sei noch bemerkt, daß die von uns bedauerte Anonymität des katholischen Verfassers, der in den ‚Pr. Jahrb.‘ als ‚Jemand, der katholisch, aber nicht Theologieprofessor ist‘ zeichnete, keinen anderen Grund hat als persönliche Bescheidenheit.

Die Redaktion.





Charakterfragen für junge Leute.*

Von

Fr. W. Foerster.

I. Durch Mitleid wissend.

In den Lebensbeschreibungen der großen Heiligen der christlichen Kirche, z. B. des Franziskus von Assisi, findet sich stets auch ein Bericht darüber, daß diese Heiligen in einem Augenblick der höchsten Versenkung in das Leiden des Erlösers die sogenannten ‚Stigmata‘ empfangen hätten, d. h. daß an ihrem Körper die Wundmale Christi sichtbar geworden seien. Wir berühren hier weder die natürlichen noch die übernatürlichen Erklärungen, welche für die Entstehung dieser Stigmata gegeben worden sind — es kommt uns hier nur auf den tiefen Sinn dieser Berichte an: in ihnen wird jene ganz große und geniale Liebe verherrlicht, wie sie nur in ganz seltenen und gewaltigen Naturen entsteht, die so eins werden mit dem Gegenstand ihrer Hingebung, sich so ganz an ihn verlieren, daß seine Wunden sogar äußerlich an ihnen zu bluten beginnen.

Wie selten ist solche ganz große Liebe auf dieser Welt! Wie viele Menschen sind mit ihren eigenen wirklichen oder eingebildeten Wunden so beschäftigt, daß sie die Wunden des andern höchstens einmal aus Neugier betrachten, aber zu einer wahren Teilnahme gar nicht fähig sind.

Und viele wollen die furchtbaren Wunden überhaupt nicht sehen, die das Leben rings umher schlägt, weil solcher Blick in die dunkle Seite der Wirklichkeit ihre Lebensfreude beeinträchtigen und ihre Nerven verletzen könnte.

Wie wenig Menschen gibt es leider, die überhaupt einem andern wirklich von Herzen zuhören können! Wie wenig ernstgemeint sind oft die Fragen nach unserm Wohlergehen! Wer ausführlich darauf antwortet, der wird in den Augen manches Fragestellers bald genug jenen gelangweilten und geistesabwesenden Blick finden, der nur zu deutlich sagt: ‚Du Tor, was geht mich dein Geschick an? Ich habe genug mit mir zu tun. Weißt du denn nicht, daß meine sogenannte „Teilnahme“ nur eine Form von Höflichkeit ist?‘ Ein König fragte einmal einen weltfremden Gelehrten nach dem Befinden seiner

* Aus Besprechungen mit 17—19jährigen.

kranken Frau. ‚Ach, Majestät,‘ so begann der Gefragte, ‚die arme Frau hat schon seit vielen Wochen . .‘ ‚Keine Details, bitte‘, unterbrach ihn der König. Wer im Leben nicht nach Illusionen handeln will, der tut gut, sich diese Antwort vor Augen zu halten. Nicht nur ein König hat sie gegeben — nein, sie liegt nur zu vielen auf den Lippen, wenn ihre ‚teilnahmsvolle‘ Erkundigung ernst genommen wird.

Darum sagte Goethe: ‚Im Finale ist der Mensch doch immer auf sich allein angewiesen!‘ Und an anderer Stelle klagt sein Harfner: ‚Ein jeder lebt, ein jeder liebt, und läßt ihn seiner Pein!‘ Gute und Böse werden gleichermaßen durch die fieberhafte Betriebsamkeit des eigenen Lebens, Wollens, Fühlens in Atem gehalten — ganz echte Teilnahme mit dem Mitmenschen aber lebt nur in einigen Seltenen, Auserlesenen.

Eine wahrhaft mitfühlende Seele, eine Seele, die sich ganz in den Mitmenschen hineinzuversetzen vermag, seine verborgensten Schmerzen erleidet, sich in seine ganze Schwäche herabzulassen vermag, um alle seine Einsamkeiten weiß, sein persönlichstes Grauen vor dem Leben oder vor dem Tode miterlebt: welch eine wunderbare Nähe göttlichen Erbarmens ist das, welcher Trost und welcher Feiertag!

Im Jesaias wird einmal vom Messias gesagt, daß er wisse, mit dem Müden zu reden zu seiner Zeit. Es gibt keine ergreifendere Vorahnung von der allwissenden Liebe. Nichts ist seltener, selbst bei wahrhaft hilfreichen Menschen, als daß sie mit den Müden zu rechter Zeit zu reden und zu schweigen wissen. Es scheint eine Grenze der Menschennatur zu sein, daß der Rüstige sich nicht in den Ermatteten hineinzufühlen weiß, ja, daß schon der eben Genesene im Feuer des neuen Lebens wieder vergessen hat, was Müdigkeit ist. Die allermeisten Pfleger und Pflegerinnen, darunter die besten und selbstlosesten, kennen doch noch nicht das Erbarmen, das keinen Dank und keine Antwort will, und die Güte, die den Leidenden vollkommen ausspannt — sie sind noch im Bereich jener Güte, die Kameradschaft sucht und aus dem Sinn für Kameradschaft kommt; die allerwenigsten Menschen vermögen eben wirklich ganz mit sich allein zu sein, und diese Bedürftigkeit geht auch auf ihre Caritas über. Dann kommt unter Hunderten endlich einmal ein Mensch, der zu schweigen weiß ohne jeden Anspruch, dessen Gegenwart zum Schweigen einladet, wie die erbarmungsvollste Nacht, und dessen Worte auch nur Vorstellungen wecken, die allen Kampf lösen und alle Sorgen in ihren mütterlichen Frieden aufnehmen. Sie wissen mit dem Müden zu reden zu seiner Zeit.

Woher kommen solche Menschen? Aus dem Reich der Gnade und jenem ganz schweren Leiden, das den Menschen vor die Wahl stellt, entweder zusammenzubrechen oder einen Standpunkt über der Selbstsucht zu erklimmen.

‚Sie wissen, wie einem Kranken zumute ist,‘ sagte einmal ein gichtkranker Taglöhner zu der Gutsfrau, die ihn besuchte.* Das ist das höchste

* Einige Anregungen zu dieser Betrachtung erhielt der Verfasser aus dem ganz vortrefflichen Buche ‚Und hätte der Liebe nicht‘ von Freifrau von Zedlitz. Hamburg 1908.

und seltenste Lob, das einem Gesunden gespendet werden kann. Und wer erfahren will, was ‚universelle Bildung‘ ist, dem kann nur gesagt werden: zu wissen, wie dem andern zumute ist. ‚Durch Mitleid wissend‘ — das heißt tausendmal mehr als ‚durch Bücher wissend‘.

Die Kunst, sich in den Kranken hineinzuversetzen, ist aber nur eine Seite des wissenden Mitleids. Eine nachdenkliche Krankenpflege ist sozusagen nur der erste Zugang zu jenem höheren Leben der Selbstentäußerung, das den Menschen aus der Beschränktheit seiner eigenen Zustände befreit und ihn zur Übersicht über das Ganze des Lebens emporleitet. Wie blind ist meist unser Urteil über Menschen! Wieviel Leid und Enttäuschung steht oft hinter abstoßenden Charakteren, wieviel Demütigung hinter dem Hochmut, wieviel Verzweiflung hinter dem Leichtsinn, wieviel innere Vereinsamung hinter der Habsucht! Wie selten wissen erfolgreiche und begabte Menschen sich in die Stimmung der Zurückgebliebenen, Ungeehrten, Vernachlässigten zu versetzen! Wie unzart geht man in der Regel mit Abhängigen um! Glücklich, wem gesagt werden kann: ‚Sie wissen, wie einem Abhängigen zumute ist!‘

Nun aber wird man fragen: Ist Takt und Liebe nur ein Geschenk oder kann man auch durch ernsten Willen aus einer beschränkten Seele zu einer wissenden Seele werden? Gewiß — und der Wunsch dazu ist schon ein Zeichen, daß auch eine innere Anlage da ist, die nach Weckung und Entfaltung drängt. Es kommt nur darauf an, all die Seelenkraft, die man bisher nebensächlichen und vergänglichen Dingen zugewendet hat, nun einmal auf jene höhere Sorgfalt zu richten, von der alle echte Caritas lebt. So wie wir die Kunst des Naturmenschen verlernt haben, aus eingeknickten Grashalmen die Spur dessen zu erkennen, der hindurchgewandelt ist, so vernachlässigen wir auch die Fähigkeit, aus kleinsten äußern Zeichen die innern Zustände unseres Mitmenschen zu erfassen, ja wir nehmen uns überhaupt gar nicht die Zeit, uns in seine ganze Lage hineinzudenken und erst aus solcher Erkenntnis heraus zu trösten und zu helfen.

Man beobachte z. B. nur, wie vieles aus diesem Grunde in der Krankenpflege versäumt wird. Man besucht die Kranken, hat aber kein Auge für ihre beginnende Müdigkeit. Oder man weiß nicht, wie der Kranke mit der Minute rechnet und wie notwendig für ihn die strengste Pünktlichkeit ist. Wie gewissenhaft man ihm gegenüber auch die kleinsten Versprechen einhalten muß. Wie wichtig die peinlichste Ordnung in seinem Zimmer ist, weil das Herumsuchen ihn um so mehr aufregt, je weniger er selbst mithelfen kann. Wie entscheidend der Geist der Sauberkeit, Anmut und Helligkeit in der Einrichtung des Zimmers, in der Darbietung der Speisen und in der äußern Erscheinung des Pflegenden ist. Wo der Mensch unter der Unvollkommenheit und Gebrechlichkeit der Materie leidet, da muß ihm von außen beständig ermutigend die Macht des Menschen zur Beseelung, Vergeistigung des Materiellen entgegentreten. Unsaubere, unordentliche, unpünktliche und anmutslose Pflege suggeriert dem Kranken jede Art von Zusammenbruch und Verfall und be-

zeugt ihm die deprimierende Übermacht der Materie. Ferner vergißt man nur zu oft, wie feinfühlig der Leidende für den leisesten Ausdruck der Ungeduld oder Nervosität im Gesichte des Pflegenden ist, und endlich, wie zartfühlend man die Art der Unterhaltung an die Individualität des Leidenden anpassen muß. Und noch viele andere Dinge, die eine Sache des wahren Taktes sind. Takt aber kann gelernt werden, wenn überhaupt ‚Begabung für Liebe' da ist. Es kommt eben immer wieder auf das ‚Sichhineindenken' in die ganze Situation des andern an; auf die Übung des Taktsinnes für das ganze Leben und Leiden außer uns, dem wir trotz aller äußeren Neugier und Wahrnehmung doch meist so stumpf gegenüberstehen wie ein Taubstummer der ganzen Welt der Töne. Wenn wir uns in jenem Sinn üben in wirklichem Anteilnehmen — nicht nur gegenüber Kranken, sondern gegenüber jedem Menschen, mit dem uns das Schicksal zusammenführt, dann werden wir nicht nur die Seligkeiten erleben, die der Friedfertigkeit verheißen sind, sondern auch erfahren, daß jene innere Freiheit, nach der wir alle in unseren besten Stunden trachten, allein dem beschieden wird, der seiner Ichsucht entronnen ist. ‚Wo die Liebe erwacht, stirbt das Ich, der dunkle Despot'.

Alle solche Übung in einem lebendigen und allgegenwärtigen Mitgefühl ist aber keineswegs nur eine Aufgabe für die weibliche Bildung — sie ist ebenso notwendig für den Mann, ja für ihn fast noch unentbehrlicher, weil alle seine tätige und schaffende Energie nur verwirrend und zerstörend wirkt, wenn sie sich nicht mit einem seherischen Mitgefühl verbindet. Und solche Erziehung zur Liebe schwächt keineswegs die echte Männlichkeit — im Gegenteil: so wie der männlichste Mann immer vom weiblichsten Weibe angezogen wird, so wird das Ideal der hilfreichen Zartheit gerade für eine starke Natur den größten Reiz haben. Kraft und Liebe sind unzertrennbar, wie ja auch von jeher im Ideal der ‚Ritterlichkeit' die Vereinigung echter Männlichkeit mit dem Geiste des ewigweiblichen Erbarmens gefordert worden ist.

II. Jugend — Alkohol — Charakter.

Wem ist nicht schon ein Goethesches Gedicht durch eine pedantische Schulstunde verdorben worden? Wem wurde nicht schon durch süßliche Beter die Religion entfremdet? Und wer blieb nicht schon dem Alkohol treu aus bloßem Ärger über jene unfreie Art gewisser Abstinenten, in deren fanatischer Agitation sich doch nur eine neue Art von Unmäßigkeit äußert, die alle andern Interessen im Innern ertötet?

Es bleibt aber dennoch eines wahrhaft freien Menschen unwürdig, eine große Sache abzulehnen, weil sie zufällig durch kleine Vertreter zu ihm redet. Wer es ernst meint mit seiner sozialen Verantwortlichkeit und mit dem Heil seines eigenen Charakters, der kann doch unmöglich gleichgültig bleiben gegen die Tatsachen und Forderungen, welche die Alkoholgegnerbewegung uns vorlegt.

Ein neuerer Physiologe hat einmal eine Untersuchung über die Verheerungen angestellt, welche der erbliche Alkoholismus in einer einzigen Familie

angerichtet hat, deren schreckliche Geschichte er mit Unterstützung der Behörden bis ins einzelne verfolgte. Eine 1740 geborene Frau, namens Ada Jurke, die im Anfange unseres Jahrhunderts ihren Lebenslauf beendete, welcher derjenige einer Säuferin, Diebin und Landstreicherin gewesen war, hinterließ eine Nachkommenschaft, die schließlich auf 834 Personen anwuchs, von denen der Lebenslauf von 709 amtlich verfolgt werden konnte. Von ihnen waren 106 außerehelich geboren, 142 Bettler, 64 Almosenempfänger, 181 Frauen gaben sich der Prostitution hin, und 76 Personen dieser Familie wurden wegen begangener Verbrechen, 7 davon wegen Mordes, verurteilt. In 75 Jahren hat diese einzige Familie nach angestellten Berechnungen dem Staate an Unterstützungsgeldern, Gefängniskosten, Entschädigungssummen usw. einen Betrag gekostet, der auf 5 Millionen Mark geschätzt wird!

Kann man diesen erschütternden Tatsachen gegenüber sagen: Was geht das mich an? Meine Mutter heißt nicht Ada Jurke — wir trinken unser Gläschen in Ehren — müssen wir unsern harmlosen Genuß opfern, weil andere nicht Maß zu halten wissen? Was hat das große Elend der Trinker mit unserm Haustrunk zu tun? Ist unser Weinkeller etwa schuld am Zusammenbruch ganzer Familien, an der Zerrüttung ganzer Generationen? Sind wir denn Säufer?

Antwort: Ihr vergeßt, daß jenes ungeheure Elend und jene in die Augen fallende Entartung uns sozusagen nur im Vergrößerungsglase zeigt, in welchem Maße überhaupt der Alkohol den Charakter beeinflußt und unmerklich jeden beeinflußt, der ihn in sein Gehirn einläßt. Es gibt eine schleichende Vergröberung aller feinsten Lebenskräfte, eine unmerkliche Einschläferung aller besten Wachsamkeit — diese Dinge mögen ohne sichtbare Auflösung durch die Generationen gehen, in Wirklichkeit aber zwingen sie allmählich doch alles auf den zweiten Rang, was ersten Ranges in uns sein könnte!

Die Tropfen, die wir trinken, mögen weder uns noch unsere Nachkommen zu Idioten machen — aber sie werden dennoch alle unsere Lebensentscheidungen im Großen und im Kleinen nach der niedern Seite beeinflußen.

Man beobachte doch nur einmal die Entwicklung der Tischgespräche, sobald der Tropfen im Gehirn zu wirken beginnt! Man denkt weniger gewissenhaft an die Kinder, welche zuhören, erweist der Gegenwart der Frauen weniger Ehre, sagt alles gröber und einseitiger, als man es sonst täte.

Der Alkohol ist schon deshalb der schlimmste Feind der Menschen, weil er unser bestes Selbst in Schlaf zwingt, weil er unsere besten Gedanken lahm legt, statt daß sie wie Schutzengel über uns wachen. Gibt es ein herrlicheres Ideal als die allgegenwärtige Liebe, die alles Tun und Reden eines Menschen beseelt? Gerade das aber ist die schlimmste Wirkung des Alkohols, daß er uns die wachsame Liebe nimmt, mit der wir alle unsere Werke und Taten segnen sollten, bevor sie in die Welt gehen. Viele sagen nun: ‚Unsere Väter und Großväter haben auch ihren Schluck vertragen!' Oder man sagt: ‚Es ist immer getrunken worden'. Allein man

vergißt, daß wir keine so robusten Menschen mehr sind und in viel aufreibenderen Zeiten leben. Man denkt nicht daran, daß die Reize, die von außen unser Nervensystem angreifen, tausendmal stärker geworden sind als in den ruhigen Zeiten der Vergangenheit. Unsere Nerven aber sind weit empfindlicher und schwächer geworden, und darum wirkt jeder Tropfen Alkohol um so verheerender. Wir alle sind in irgend einer Weise nervös belastet oder überreizt; wir alle brauchen darum Beruhigungskuren, aber keine Aufstachelungen. Wir bedürfen mehr als je Selbstzucht und Geistesherrschaft, um unser Nervensystem gesund zu erhalten und es vor dem Übermaß der Reize zu bewahren. Kurz, im Namen aller ernsten und tapfern Selbsterziehung: Fort mit dem Alkohol! Und selbst wenn die Ärzte mir bewiesen, der Alkohol sei der Gesundheit förderlich, so würde ich sagen: Es ist ein Grundirrtum, die Gesundheit nur auf den tierischen Teil des Menschen zu gründen. Das Fundament auch aller physischen Gesundheit ist die Klarheit des Geistes, die Stärke des Gewissens, die Spannkraft des Willens. Von der Energie des Gehirnlebens zehren alle Funktionen des Körpers. Darum gibt es keine Gesundheit, die auf Kosten des Charakters gewonnen werden könnte.

Aber es handelt sich heute nicht nur um unser eigenes Heil. Ich las einmal in einem alten geistlichen Buche von den ‚neun fremden Sünden‘: Das sind alle die Sünden unseres Nächsten, an denen wir durch unsere Fahrlässigkeit schuld sind. Das, was wir durch unsere Trinksitten, durch unser gedankenloses Mitmachen, durch unsere leichtfertigen Alkoholgewohnheiten, durch unser Spielen mit Genüssen verschulden, die tausenden unserer schwächergeborenen Mitmenschen oder ihren Kindern zum schnellen schleichenden Ruin werden — das gehört jedenfalls in erster Linie in das Gebiet der ‚fremden Sünden‘, die uns zur Last fallen.

Ist es nicht eine einfache Forderung der Ritterlichkeit, daß wir aus unserm Leben Gewohnheiten streichen, die den Schwachen unerbittlich in den Abgrund reißen? Wieviel Ruin von Familien, wieviel Verwahrlosung einzelner kommt von der gedankenlosen Weihe des Alkohols in der ‚höheren‘ Geselligkeit! Und wieviel Segen haben schon jene Männer und Frauen geschaffen, die trotz Hohn und Spott dem alkoholfreien Trinken in Haus und Wirtschaft die Bahn gebrochen! Und dies alles soll uns nichts angehen? Wahrlich, ein ganz ernsthaftes Verantwortlichkeits-Bewußtsein wird überhaupt stets wie ein jüngstes Gericht in unser Leben leuchten; in diesem Lichte erkennen wir dann, daß vieles, was wir als harmlos betrachteten, in Wirklichkeit uns und andere zum Verderben leitet; unsere harmlosesten Gewohnheiten enthüllen plötzlich eine ungeheure Tragweite, und was uns fern zu sein schien, wird plötzlich zu unserer nächsten Angelegenheit. Und auf Umwegen entdecken wir unerwartet, daß wir uns selbst gerettet haben, indem wir der Fürsorge für die Fernsten ein Opfer gebracht haben!

III. Abhängigkeiten.

Wir reden heute oft sehr von oben herab über jene Zeiten, wo die individuelle Freiheit noch sehr beschränkt war, wo abends um zehn Uhr das Stadttor geschlossen wurde und wo der einzelne auf Schritt und Tritt in seinen Lebensäußerungen durch die Gemeinschaft bevormundet war. Wir sagen: Damals war der Mensch noch ‚sozial gebunden'. Und wir meinen, weil wir heute Freizügigkeit haben und außerordentlich viel individuellen Spielraum, so seien wir zweifellos ‚freie Menschen'. Und auf diese Freiheit bildet sich unser Zeitalter das Meiste ein — sie wird als eigentliches Fundament aller ‚Persönlichkeitskultur' gefeiert.

Wer nun aber Leben und Menschen gerade in unserer Zeit gründlich beobachtet und sich bemüht, den Schein der Dinge zu durchdringen, der wird zweifellos feststellen müssen, daß heute an die Stelle der groben sozialen Knechtung nur eine feinere Art von Abhängigkeit getreten ist, die dem Individuum oft gar nicht einmal ganz zum Bewußtsein kommt, die aber viel tiefer in sein ganzes Wollen eindringt und ihn viel erniedrigender bevormundet, als es die alte soziale Gebundenheit vermochte. In der Vergangenheit gab es große und hinreißende Ideale des persönlichen Lebens, die dem Menschen unzweideutig den Weg wiesen und ihn von allem Tuscheln und Gerede der großen und kleinen Nachbarschaft frei machten — wer aber, wie der moderne Mensch, den Weg nicht mehr sicher weiß und zaudernd an Scheidewegen stehen bleibt und hilfesuchend an den Häusern emporblickt, um den sammelt sich die Dorfjugend und dirigiert ihn nach Belieben nach links oder nach rechts, nach vorwärts oder nach rückwärts. Wer in eine ausländische Gesellschaft kommt und die Formen des Verkehrs und die Manieren des Essens nicht kennt, der pflegt beständig unsicher nach seinen Nachbarn zu blicken, wie sie es wohl machen, und sein ganzes Benehmen macht den Eindruck der größten Unfreiheit und Zaghaftigkeit. Das ist ein Gleichnis für ganze Zeitperioden: Die Menschen unseres Zeitalters wissen oft gar nicht, wieviele von ihnen sich trotz aller äußern Freiheit in einem solchen Zustande sozialer Bevormundung befinden: Sie haben die großen festen Wahrheiten des Charakters verloren, ihr ganzes Wesen ist daher suchend und beobachtend nach außen gerichtet: Welcher überlegene Spott wohl auf den Mienen zu lesen ist, wie wohl die Nachbarn urteilen, welche geistige Mode jetzt an der Tagesordnung ist — und selbst wenn sie nicht bewußt danach ausschauen, so sind sie doch eben wegen ihrer eigenen inneren Unsicherheit ganz und gar dem suggestiven Einfluß fremden Beispiels und fremder Meinung preisgegeben und zwar bis tief hinein in ihre innersten Angelegenheiten und Überzeugungen.

Gewiß hat diese ‚soziale Gefallsucht' auch in der Vergangenheit ihre Opfer gefordert. Aber die Religion gab den einzelnen große Hilfsmittel gegen die Menschenfurcht und rief ihnen zu: ‚Ihr seid teuer erkauft, werdet nicht Knechte der Menschen!' Heute ist man so berauscht von den Erfolgen der äußern Freiheit, daß man den eigentlichen und entscheidendsten Frei=

heitskampf des Individuums gegenüber der Übermacht der Gesellschaft ganz aus dem Auge verloren hat: So hat denn die Konvention, die geistige Mode, die öffentliche Meinung, die Nachbarschaft mit Hilfe aller der unerzogenen und unbewachten sozialen Triebe der menschlichen Natur wieder eine ganz außerordentliche Macht über unser persönliches Leben erobert!

Wer wahrhaft frei werden will, der muß sich darum zuerst einmal jene tyrannisierende Macht der Gemeinschaft mit all ihren Gefahren in ganzem Umfange klar machen, — muß sich vor allem klar machen, daß die größte Macht der Gesellschaft nicht auf ihren äußern Gewaltmitteln beruht, sondern auf unserer eigenen elementaren Herdennatur mit all ihrem ungereinigten Verlangen nach sozialer Resonanz und Anerkennung!

Selbsterkenntnis ist nach Sokrates der unumgängliche rechte Weg zur Weisheit. Auch zur wahren inwendigen Befreiung von der sozialen Gebundenheit führt nur die Selbsterkenntnis. Wir brauchen uns nur selbst zu beobachten, um die ganze Macht der sozialen Umgebung auf uns festzustellen. Welche Tragödie im großen und kleinen die Gefallsucht in unserm Leben bedeutet! Wie tief die Ehrsucht in die letzten Motive all unserer Pläne und Handlungen hinabreicht, wie schrecklich leer an Antrieben wir wären, wenn unserm Wirken nicht nah oder ferne irgend eine soziale Anerkennung und Geltung winkte! Wie wenig wir verkanntes und dankloses Wirken ertragen könnten! Und wie das alles jene tiefste und unbestechliche Treue verhindert, die wir dem Ideal persönlicher Vervollkommnung schulden, das tief in unsern Herzen lebt! In wie beständiger Gefahr wir sind, unsere bessere Überzeugung dreimal zu verleugnen, wenn wir einem bestimmten Kreise nur mit dem Gegenteil imponieren können. Welche Rolle in unserm Tun und Reden überhaupt der Wunsch spielt, auf andere Eindrücke zu machen, statt ganz schlicht das Rechte zu tun und zu sagen. Erhält nicht auch die ganze Photographie-Technik in unserer Zeit ihre Hauptanregung von dem krankhaft zunehmenden Verlangen, sich bei allem Tun stets von andern betrachtet zu sehen? Ist dieser beständige Hinblick auf die Zuschauer nicht selber schon eine furchtbare soziale Sklaverei, eine Unfähigkeit, wirklich ganz persönlich und innerlich zu leben und zu wirken?

Das alles gehört zu der Hölle, die der Mensch kennen muß, wenn er ernstlich danach strebt, reif und frei zu werden: Er muß das ganze Dunkel menschlicher Unfreiheit durchschauen, um genau zu wissen, wie radikal er mit sich selber zu kämpfen hat, ehe er Persönlichkeit werden kann.

Wir reden heute viel von ‚sozialer Bildung‘, bedenken aber nicht, daß das Fundament aller Bildung zunächst eine Isolierung vom Sozialen sein muß, wenn der Mensch überhaupt persönlich werden und für die Gesellschaft etwas wert sein soll. Wenn man einen Kompaß in einem Panzerschiff befestigt, so ist man vor allem bemüht, ihn durch eine Isolierschicht vor den magnetischen Strömungen sicher zu stellen, die von den Stahlplatten des Schiffes auf ihn wirken und seine Nadel ablenken könnten. So muß auch der Mensch,

der Charakter werden will, sich vor allem isoliren von der Gewalt der störenden und ablenkenden Suggestionen und Anreize, die beständig von der Gemeinschaft auf den einzelnen ausgehen. Das, was wir unsere soziale Natur nennen, enthält eben leider nicht nur höhere Gefühle der Liebe und Hingebung, sondern vor allem jenen dumpfen Herdeninstinkt, der uns beständig treibt, um jeden Preis den Einklang mit unserer sozialen Umgebung zu suchen. Und gerade bescheidene und feiner organisierte Naturen sind am meisten in der Gefahr, diesem Triebe zu unterliegen, wenn sie sich nicht ganz entschlossen auf ihr Gewissen stellen und sich die ganze Gefahr solcher sozialen Fügsamkeit vor Augen halten.

Von solchem Standpunkt aus muß der Mensch auch gegen seine Eitelkeit kämpfen: die eiteln Menschen sind die eigentlich ‚sozial Gebundenen'. Eitelkeit wird meist viel zu sehr als etwas Harmloses betrachtet, weil man sich nicht klar macht, wie gerade sie den Menschen all jenen ungereinigten sozialen Einflüssen ausliefert und ihn im eigentlichen Sinne charakterlos macht: Man beobachte sich nur selbst und frage sich, was man alles schon aus Eitelkeit geredet, getan oder unterlassen hat und wozu überhaupt das ‚Pfauentum' den Menschen fähig macht. Und man frage sich endlich auch, wieviel ungereinigte Eitelkeit und Abhängigkeit vom Urteil der Menschen auch in der sogenannten Schüchternheit liegt — wieviel Wunsch nach Geltung und wieviel Furcht vor den Menschen!

Selbsterziehung heißt hier also: Unerbittlich der Gefallsucht und dem Ehrtriebe bis in ihre intimste Mitwirkung bei all unserm Tun und Reden nachgeben — und dann mit konsequenter Wachsamkeit jenem ganzen sozialen Frohndienst Widerstand leisten, jenem freiwilligen Herdenwesen, in das man aus Mangel an rechter ‚Innenpflege' nur zu leicht gedankenlos hineingerät. Von welcher Tragweite wäre ein Kampf gegen die männliche Gefallsucht, die sich neuerdings wieder so breit macht in der Art, wie man in Sportanzügen stolzirt, den Schnurrbart vor sich her trägt oder in öffentliche Lokale hereinschreitet, als fühlte man, wie ringsum ‚die Männer und die Frauen auf den herrlichen Jüngling verwundert schauen!' Man beobachte ferner, wie ganz anders Männer diskutieren, wenn Frauen ihnen zuhören — wie da plötzlich an Stelle der Sachlichkeit das Sichzeigenwollen in Stimme und Argumentation zum Ausdruck kommt. Wie selten sieht man da einen ganz schlicht bleiben — und welches Vertrauen gewinnt man zu solchem einen!

Unter den großen Christen der Vergangenheit gab es sehr ästhetisch veranlagte Naturen, die sich in schlechte Kleider hüllten, um ihrer ästhetischen Überempfindlichkeit energisch den Krieg zu erklären. Menschen, die noch sehr mit ihrer Eitelkeit zu kämpfen haben, sollten sich überaus einfach und nicht ‚vorteilhaft' kleiden, damit sie sich selber helfen in der elementarsten Emanzipation von dem unruhigen und charakterverderbenden Verlangen nach sozialer Beachtung.

Das Wichtigste ist die grundsätzliche Klarheit, daß man sich durch

kein Halleluja über die äußere Freiheit dagegen betäuben läßt, daß die Hauptgefahr sozialer Knechtung nicht in äußeren Beschränkungen liegt, sondern eben in jener unbewußten und unsichtbaren Diktatur, welche das Lächeln der Menschengesichter und die Stimmungen und Erregungen der sozialen Umgebung auf jeden ausübt, der seine sozialen Triebe nicht gründlich durchschaut und in Zucht genommen hat. Mancher Sohn einer edlen Mutter glaubt sich zu ‚emanzipieren', wenn er die Pietät vor ihren treuen Augen mit der Unterwerfung unter die Parolen von Hanswursten und Laffen vertauscht! Und dabei ist er nur von einem edlen Gehorsam in einen niedern Gehorsam herabgesunken.

Man spricht mit Recht von der Bestimmung des Menschen, über seine Triebe Herr zu werden, hat aber dabei leider nur immer die körperlichen Triebe im Auge: Es gibt aber auch eine Herrschaft über die sozialen Triebe und diese aber gehört zu den allerwichtigsten Fundamenten persönlicher Bildung.

All' solche Erziehung zur Unabhängigkeit von der Gesellschaft soll gewiß keine antisoziale Gesinnung erzeugen. Aber die gesunde Beziehung zur Gemeinschaft ist erst möglich, wenn der einzelne die dumpfe soziale Knechtschaft der Menschenfurcht und Gefallsucht überwunden hat und als freier Mensch zur Gemeinschaft zurückkehrt. Er kann der Gemeinschaft erst dann etwas geben, wenn er nicht mehr ihr Sklave und ihr Echo ist. Die Gesellschaft ist ihren eigenen kopflosen Erregungen, ihren Massenepidemien und sozialen Fieberstimmungen rettungslos preisgegeben, wenn ihr keine freien Menschen gegenübertreten, welche gegen alle soziale Panik gefeit sind, weil sie alle Reste des Herdenwesens in sich selber überwunden haben. Und die Mahnung des großen Pädagogen der Renaissance, Vittorino da Feltre, die er für seine Zeit aussprach, gilt in ganz besonderem Sinne für unser demokratisches Zeitalter, in welchem die großen Massen für ihre Stimmungen und Meinungen eine steigende Gewalt und Ausdrucksfähigkeit erringen: ‚Unsere Zeit braucht vor allem Menschen, in denen die ewigen Grundsätze des Wahren und Rechten felsenfest stehen!'

Moderne Übertreibungen.

In den obersten Klassen unserer Gymnasien ist Nietzsche kein Unbekannter mehr. Und wiederum doch ein ganz Unbekannter. Denn er meinte das nicht, was diejenigen aus ihm herauslesen, die ihren Dünkel und ihre Zügellosigkeit gern philosophisch verkleiden möchten. Gegen diese sagte er: ‚Ich wünsche mir Dornhecken um meine Hütte, damit das Vieh nicht einbreche!'

Unsere vorhergehenden Betrachtungen sind besonders dazu geeignet, Wahrheit und Irrtum in seinen Lehren ins rechte Licht zu setzen und das Verständnis für den tieferen Sinn seiner leidenschaftlichen Angriffe gegen das soziale Zeitalter zu wecken.

Nietzsches ganzer Protest gilt vor allem der Erscheinung, die wir oben als ‚Übermacht der Gesellschaft über den einzelnen' bezeichnet haben. Und zwar nicht diejenige Übermacht, die auf wirklichen Eingriffen der Gesellschaft

in das Heiligtum des Individuums beruht, sondern diejenige, die ganz allein auf der Zaghaftigkeit und Unselbständigkeit des Individuums selber und auf dem dumpfen Vorwiegen seiner sozialen Instinkte beruht. Nietzsche hat ein besonders hellsehendes Auge für alle die oben geschilderten unsichtbaren Einwirkungen der Gesellschaft auf den unbefestigten und unsichern Willen; er kennt dies Hinhorchen auf die andern, diese Zwingherrschaft der Nachbarn, dies Verstecken des wahren Selbst, und er sieht irrtümlich in der sogenannten Moral auch nichts anderes als die Unterwerfung der einzelnen unter die Existenzbedingungen des großen Haufens. Und so faßt er alle seine Beobachtungen in das derbe Wort zusammen: Gemeinschaft macht gemein! Gewiß einseitig, aber auch voll Wahrheit, sobald wir uns Menschen ohne Charakter und ohne feste persönliche Ideale in die Gemeinschaft gestellt denken. Und wie man auch zu Nietzsche stehe, jedenfalls soll er uns die Wachsamkeit schärfen für alle die Gefahren des Gemeinschaftslebens, Gefahren, die in geselligen und liebenswürdigen Naturen ganz besonders in Wirksamkeit treten.

Nietzsches lebensfremde Übertreibung bestand nur darin, daß er den Menschen völlig von aller Rücksicht auf Gemeinschaft loslösen, ihn ganz isolieren wollte, um seinem Wollen wieder das unbeirrte, gerade Vorwärtsstreben, statt der Zickzacklinie der ewigen sozialen Anpassung zu sichern.

Der Mensch, der sich befreit hat von jenem niedern sozialen Zusammenhange, der durch die Triebe der Eitelkeit und des Ehrgeizes sowie durch die Angst vor sozialer Isolierung und Verfehmung geschaffen wird, dieser befreite Mensch kann ungefährdet zur Gemeinschaft zurückkehren. Und nun erst wird das soziale Verhältnis für ihn die höchsten Segnungen entfalten: die Liebe, die Selbstverleugnung und die ritterliche Hilfe, die er jetzt aus freier Seele spendet, sie erlösen ihn von der andern großen Unfreiheit seiner Natur, nämlich von der Tyrannei der Selbstsucht mit ihrer ganzen sinnlichen Unruhe und mit all ihren verkehrten und krankhaften Einfällen.

In diesem Sinne und auf dieser Höhe macht Gemeinschaft nicht mehr gemein, sondern erhebt uns über alles Gemeine in unserer eigenen Natur, das stets eine furchtbare Gefahr bleibt für jeden, der auf sich selbst zurückfällt und sich allein mit seinem armseligen Ich zusammensperren will.





Armsünderin.

Roman aus dem Hunsrück.

Von

Nanny Lambrecht.

(Fortsetzung.)

VII.

Drunten am Weiher wird jetzt ein bäuerisch heiteres Leben. Die Weiber freuen sich darauf. Flachs wird geröstet und gedroschen. In die Böschung hineingehöhlt ist ein weiter, freier Platz, fußhoch überdeckt von den hartschaligen Abfällen der Flachsstengel. Die Christmans plumpst mit schweren Tritten darüber hin; die Streu knistert und bricht.

‚Christmans, lo komme Se heï an 't Feïer!‘

Die Friedches badet in Schweiß. Sie steht an dem Trockenofen, der in die Böschung hineingebaut ist. Das rotglühende Feuer flammt heraus ins weißblendende Sonnenlicht. Die Hanf- und Flachsstengel knistern auf dem Trockenrost. Friedches Bas ist wie gesotten und geschmort. Kupferrot. Die dicken Schweißtropfen rinnen ihr über die Nase. Die Christmans mag sie ablösen. Wumpt zum Weiher und senkt tief die festen Arme hinein. Der grünschleimige Froschschmant schwimmt kreiselnd um sie. Die Sonne glitzert schmerzhaft blendend auf dem Wasser. Das Geschrei der Weiber hallt wie in einem weiten leeren Saal. Eintönig und ununterbrochen das Klappen der Dreschstühle. Drei kantig gelegte Leisten über einem Holzbock. Ein Deckel darüber, dessen Leisten in die Lücken des Holzbock-Rostes einschlagen, so also, daß die zwischen Deckel und Rost geschobenen Flachsstengel knistern und brechen. Am untern Ende hängt der Deckel in Türangeln fest. Mit einer Hand schnell und wuchtig niedergestoßen, mit der andern die Büschel einschiebend, — langsam voran geht die Arbeit. Eine Schinderei ist's; aber die Menschenhand verdrängt noch die Maschine, die sichere, glückliche Hand! An langen, gegabelten Pfählen stehen zwei und drei Weiber. Die

schlagen mit flachen Scheiten aus den gedroschenen Büscheln die harten Stengelreste. Da ist die schrillende Seilersch und die Schönborns mit den vorgeschobenen Zähnen. Da sind noch andere, die herumhocken wie in der Spinnstube. Die Kinder rutschen zwischen ihnen umher, wühlen sich in die Streu ein. Droben vom Rande herunter ruft eines: Dädädädä! Man hört's nicht. Es hat noch nichts zu sagen. Jule Fuck möchte ängstlich hinaufrufen, daß es stille ist, o, nur stille! Man winkt und kreischt nach Jule Fuck. Sie muß zur Hand sein. Hier, da, überall! Heute und die andern Tage dreschen die Christmans. Die nächste Woche die Friedches, dann die Bartels, dann andere. Und alle Weiber sind zur Stelle. Man hilft sich gegenseitig in der Gemeinde. Eine große, einzige Familie! Jule Fuck das Aschenbrödel darin. Leise und still. Man kann nichts wider sie sagen, mit dem besten Willen nicht. Sie schafft den Weibern in die Hand. Sie sagen: Die Jule Fuck macht's für zweie! Sie loben die Jule Fuck. Jule Fuck kann froh sein und sie ist froh. Ihre Backen glühen, sie wagt's, zu nicken und ihnen recht zu geben, wenn sie schwatzen. No, no, das Jule ist jetzt 'n ganz ordentlich Mensch. Respekt vor dem Näh-Kät! Wenn's auch den Backes aus dem Hause vertrieben hat, mit dem Jule hat's sein Kunststück gemacht. Respekt auch vor dem Jule! Es ist fromm und schafft gut. Es soll sein Leben lang so bleiben: fromm und arbeitsam, daß die Knochen knacken, und büßend und geduckt. So war's sehr schön, sehr schön. So muß es sein! Aber Jule Fuck lächelt; sie ist froh. Die Christmans hält Geschwätz mit ihr. Die Seilersch sagt: „Jule, stripp mer die Himdärmel eruff!"

Die Bartelskinder laufen ihr nach und wollen aus den Stengeln Besen gebunden haben. Sie sind alle gut mit ihr. Sie ist in der Gemeinschaft der Bauern. Das macht sie kräftig und erdig und stark und vertrauend. Es ist eine schöne Welt. Die Arbeit dampft. Glutisch schwimmt die Sonne im mehlig-weißen Wolkenschwall. In gelben Wellen schwanken die Kornfelder. Die kreideweiß staubigen Wege schlängeln. Manchmal hallen Stimmen aus den milchnebligen, leuchtenden Schlünden der weißen Ferne. O, eine schöne Welt und mild und verzeihend!

Christman stapft die Böschung herunter mit dem Waschkorb auf der Schulter. Die blanke, messingene Kaffeekanne wölbt bauchig aus dem darüber gedeckten Tuch. Die Weiber juchzen auf. Die Dreschdeckel knattern nieder. Die Pfähle schwanken. Ein Geschrei und Zurufen. Drei Weiber laufen dem Christman entgegen. Ihre steifen Röcke schwanken. Umringen Christman, heben ihm den Korb von der Schulter. Zweie tragen ihn mit Geschrei und Winken.

Um den Futterkorb ein Weiberlager.

Herrjeh! was ein Hunger! Ob genug da ist? Sie leeren den Korb.

Sie verteilen. No, das Jule vergißt man. No, komm her, Jule! Es hat gut geschafft. Es hat seine Butterschmier' verdient. Jule tritt an den Kreis. Zwischen der Christmans und Friedches ist noch Platz. Da will sie sich niedersetzen. Die Weiber rücken zusammen. Harte Gesichter glosen sie an. Was fällt ihr ein? In den Bauernkreis? Nä, nä! Neben anständigen und wohlhabenden Bäuerinnen Kaffee trinken, Schulter an Schulter! Halt emol! Das gibt's nicht. Nä! Christman reicht ihr ein Schälchen und zwei doppelte Butterbrote herüber. Sie geht still und setzt sich allein wider einen Dreschstuhl. Die Weiber schwatzen und kauen. Sie sitzt eine Weile und kann nicht essen. Sie ist erschrocken. Sie hat das nicht vorhergesehen. Der Hals ist ihr zu. Wenn sie schluckt, wird sie nichts herunter bekommen. Auch ist ihr schwindlig geworden. Sie sieht die weiße, flirrende Welt drehen und wirbeln. Schwarze Tücher hängen vor der rotglutenden Sonne. Die schimmert durch wie ein blutunterlaufenes Auge. So ist das Leben. Es blendet im Mittag. Wenn man es mit Flor überdeckt, sieht man erst sein wahres Gesicht, ein einäugiges, bluttriefendes.

Und dies Leben sitzt vor ihr in klumpenden Schatten. Ein ganz großer Kreis; inmitten die bauchige Kanne. Das brutal nüchterne Leben. Was gut in ihm ist, das ist Verblendung am Mittag. Man muß durch ein geschwärztes Glas in den Glanz sehen, um nicht geblendet zu sein und um die Wahrheit zu sehen. Sie kauen und schwatzen. Jule kaut das säuerliche Brot und kann's nicht schlucken. Das erschrockene Herz klopft ihr in den Hals herauf. So, als hätte ihr im Schlafe eine Männerfaust in den Rücken geschlagen und nun sei sie entsetzt wach und schreie ‚Hilfe! Mörder!' und wisse nicht, was mit ihr geschehen sei. Sie möchte ‚Hilfe! Mörder!' schreien! Sie möchte die Böschung hinaufjagen und ihr Kind aufraffen, und wild in die Felder! Einen glutheißen, blitzschnellen Augenblick hat sie, da stößt ihr der Gedanke auf. Da kreist und schäumt ihr das Blut. Wankt, wackelt in all ihren Entschlüssen. Soll sie? — Soll sie nicht? — Ihre Blicke schießen wirr, zum Himmel hinauf haltsuchend. Reicht da eine Hand herab durch die übergluteten Wolken? Eine starke, gütige Vaterhand! Extra für die Jule Fuck, für die Büßerin. Stehe auf, Jule Fuck, dein Glaube hat dir geholfen!

Ihre Lippen rascheln. ‚Süßer Jesu, gib, daß ich immer mehr dich lieb'! Süßestes Herz Mariä, sei meine Rettung! Jesus, Maria und Joseph, euch schenk ich mein Herz und meine Seele!'

Ihre Augenlider flackern. Es möchten ihr Tränen in die in ihr aufschreienden Gebete rinnen. Ei, warum denn Tränen?! Jesus, dir lebe ich! Jesus, dir sterbe ich! Jesus, dein bin ich tot und lebendig! Herr, hier schneide, hier brenne und senge, aber schone meiner in der Ewigkeit! Gibt

man dir einen Schlag auf die linke Backe, so reiche auch die rechte her! Habe die Welt nicht lieb und was in ihr ist! Du sollst dir Schätze im Himmel sammeln. Und jene Menschen sind dir gestellt zur Demütigung und zur Geißel, auf daß du zeitlich deine Strafe verbüßest und reichlich dein Lohn im Jenseits sei. Büßerin! Büßerin! Sei heilig, heilig, heilig! Und sei der Stein am Wege. Und sei der Staub am Schuh. So mögen die Gerechten an dir vorüberziehen! Heil! Heil! Die Sünderin grüßt euch!

Jule Fuck kaut das säuerliche Brot und schluckt es. Kaut und schluckt und schlürft. In klumpenden Schatten hocken die Weiber. Der eine steife, knorrige Mann in ihrer Mitte. Sie schäkern um den einen Mann. Sie zerren ihn am Hosenbein. Und lachen und krähen in plumpen Witzen. — Jule Fuck schluckt und schlürft und denkt fromme Gedanken. Und die Welt ist sonnig und schön. Aber die Welt hat klumpende Schatten. Man nennt sie Menschen... Man müßte sie nicht in die Sonne setzen. —

Aber das ganz Kleine müßte in der Sonne sein, das droben am Rande der Böschung, das Menschending auf dem Spreukissen. Lieber Gott, es wird zeitlebens einen gespenstig großen Schatten hinter sich haben, einen, der sich zusammenduckt, wenn es sich umschaut, und der aufwippt so lang und so steil wie Riesenpappeln im grünblassen Mondlicht, sobald es weiter geht. Und der ihm überall da in den Weg fällt, wenn es in der Sonne sitzen möchte. Dädädä! so 'was schnattert man nicht mit süßgespitztem Mäulchen hinweg! Arm' Kleinchen! wie gesagt, du müßtest umkehren. —

Obschon Näh-Kät sagt: Es ist 'n klug' Hex, es wird sich durchschlagen im Leben!

Es soll Mama sagen. Es sagt aber Papa. Gott! es steht fest, es hat kein Ehrgefühl. Ausspucken soll es und sagen: Dat is for dä Deiwel!

So ein Papa kommt von den Soldaten zurück und läßt sich zum Stine von der Nahe auf die Freite drängen! Also kurzum und basta: man soll vor ihm ausspucken! — Näh-Kät sagt's. Sie knodert's, wenn das Kind vor ihr zwischen ihren Füßen hockt, und wenn sie Kartoffeln schält oder Erbsen auspflückt. Sie näht nicht mehr viel. Die Augen brennen ihr. Das Kindchen antwortet ihr mit: Ewrrr, fzz, dädädädä! Sprudelt, läßt das Zünglein heraushängen und lacht. Wenn's größer ist, wird man mit ihm reden. So ein Vater! sagt Näh-Kät.

Jule wirft eine leise, heiße Frage dazwischen: Ob man ihm davon reden müsse? — Ei no, freilich! Alle Kinder haben einen Vater, wenn auch nur einen gestorbenen. Das Fucke-Kind wird einmal wissen wollen, ob sein Vater gestorben ist, ganz früh schon, wenn's noch auf wackeligen Beinchen strauchelt, wenn die Kindlein beim Spiel nach dem Vater schreien. Dann wird's auch schreien. Nach dem Vater! Die Kindlein werden sagen:

Du hast keinen Vater! — Und heimkommen wird's und fragen: Wo ist mein Vater? — Man wird ihm sagen, daß er gestorben ist. Aber bangen wird man, daß ein spielendes Kindlein den Mund auftun und die Lüge offenbaren wird. Und immer bangen wird man. Und die bangende Mutter wird bei Tag und Nacht ihre wallende Scham steigen fühlen.

Jule Fuck vergißt das Atemholen. So entsetzlich ist das! Es wird nie aufhören. Sie wird zeitlebens die weite, öde, traumlose, überschattete Bußebene vor sich sehen müssen. Ihre Grenzen verschwimmen im nächtlichen Horizont und ihre Schrecknisse drohen aus blauschwarzen Schlünden.

Sie wird das Kind hüten müssen und vor den Menschen bewahren. Jule Fucks Kind ist ein verschwiegenes Kind im Backeshaus. Wenn Leute zum Weiher kommen, trägt man es in die Stube. Man sagt ihm, es darf nicht mit Leuten reden. Näh-Kät sagt, es sind böse Leute, sie fressen kleine Kinder. Jule Fuck schrickt zusammen, wenn sie in den Bauernstuben näht und man nach dem Kinde frägt. Das Kind? Es sei gesund. Und nichts weiter und ganz kurz und bänglich. In der Mittagspause läuft sie den langen Weg zum Backeshause zurück. Verstört und eilig. Ob das Kind noch vor'm Hause sitze? No, no, wo anders soll's sitzen? Das läuft keine drei Schritte vom Hause weg. Das ist fein gedrillt. Es hat die Angst vor den Scheidbachern, wenn die mit ihren schnaubenden Hunden anrannten, da versteckte man's und schloß die Türen. Sie kommen seltener jetzt. Seit Jule fromm und gottgefällig und nichts bei ihm zu raffen ist!

Und mitten in der Nacht fühlt Jule Fuck sich aufgestoßen. Sie ist am Spätabend heimgekommen. Bleich und abgemüdet. Die muffige Stubenluft in den Bauernhäusern trocknet ihr die roten Backen auf. Sie hat das Kind schlafend gefunden. Eingewühlt lag's mit glühendem Gesichtchen in den Kissen. Jetzt gräbt eine Unruhe in ihre Träume hinein. Sie muß auf und in ihres Kindes Augen sehen. Ob da nicht ein verlorenes Weinen und eine dunkle Frage hineingekommen ist? Als sie fern war. Als ungesehen die Menschen zu ihrem Kinde schleichen konnten. Und fragen. Und lachen. Man hat sagen hören, daß das Fucke Kind altklug sei. Es mache die Redensarten der Näh-Kät. Jule schüttelt das Bettzeug von sich. Ach Gott! ihr Kopf ist heiß. Sie muß heraus und nach ihrem Kinde tasten. Sie muß forschen, ob die wehen, wunderlichen Gedanken in seinen jungen Augen stehen. Ob das jetzt schon ist? Einmal wird's sein!

Dann wird sie ihm die Lüge ins Gesicht sagen! Von dem gestorbenen Vater! Gott wird sie dafür nicht richten. Aber ihr Kind wird's einmal. Wenn es die wunderlichen Gedanken vor ihr ausbreitet und Wahrheit fordert. Dann!! Vielleicht ist sie dann alt und über Nacht ergraut. Vor Scham und Angst. Die Büßerscham bohrt im Menschen wie der Wurm im

Holze. Das Lachen hallt in die Verzweiflung. Wenn wir der Sünden gedenken wollten, Herr, Herr, wer könnte vor dir bestehen! Jule Fuck gedenkt ihrer Sünden in Ewigkeit. Dafür wird man in Sohren sorgen. Gute, rechtschaffene, anständige Menschen werden dafür sorgen. Herr! Herr! werden sie dem Donnerer zurufen. Herr! Herr! gedenke der Jule Fuck!

Jule Fucks Kind hat blanke, vertrauende Augen. Es steht noch kein tiefes Verwundern darin. Vor der Türe in der Sonne verspielt es sein bißchen kleines Leben. Es denkt sich das so: Die Welt hört am Weiher auf. Drüben auf der Landstraße wandern böse Männer und Frauen und Kinder. Wenn sie nach dem Weiher drehen, laufe ich ins Haus und schreie. Ich glaube nicht, daß die Menschen mich fressen. Wenn ich eine Katze wäre, würde ich um den Weiher herumgehen und weit in die Felder, und das wär' schön!

Wenn die schwarze, seidige Katze um den Weiher schleicht, sitzt Jule Fucks Kind hoch auf der Böschung uud starrt ihr nach. Wie die zwischen Pappeln durchschlüpft, die im Halbkreis um den Weiher lang und eintönig stehen. Ihre ungeheueren Schatten schneiden in die blausilbrige Haut des Weihers; zwängt zwischen den Planken am Türchen der Gemüsegärten durch, flitscht zwischen den Kohlköpfen hindurch, über Salatbeete, in die Reiser der Zuckererbsen, zwischen den breiten, schlappen Blättern der Stangenbohnen und durch die Hecken in die üppigen, in schmalzendem Festgrün liegenden Kappusstücke; und weiter in den warmfeuchten, von Schnaken durchsirrten Pfad zwischen englaufenden Hecken und in die weiten Rübenfelder. Ei, wie so weit! Dort geht ein Mann gebückt zwischen Bäumen in langer Linie. Auf, ab — ab, auf. Gemächlich in weiten langsamen Schritten. Tief im lichtversunkenen Felde, wo die weißdampfenden Wolken auf der Ackererde hocken. Als ob der Mann am Himmelszelt schreite, auf, ab — ab, auf. Wie ein Sternbild vor Tag und Sonne. Was das für ein Mann sein mag? Vielleicht ein Spielzeug. Das Fucke-Kind sieht's alle Tage, ersehnt's alle Tage, hat so alle Tage allemal, allemal den fiebernden Kinderwunsch: Wenn ich eine Katze wär', ging ich um den Weiher .....

Die Katze ging um den Weiher. Und das Sternbild wandelt. Bis tief in den Abend. Alle Tage. Im Frühjahr und Sommer und Herbst und in den ersten Winterfrösten. Alle Stunden. Am Morgen bis zum Mittag, vom Nachmittage bis zum Abend. Das ungeheuere Spielzeug in den dampfenden Wolken. Näh-Kät sagt: der Seilersch-Vebber. Er spinnt Seile.

Große Seile, schöne Seile, auf, ab, auf, ab. Jule Fucks Kind möcht' Seile spinnen sehen. Ihre blanken Augen schillern über den Weiher hinaus. Drüben liegt etwas, das kennt sie nicht. Es müßte die schwarze, seidige Katze beim Schwanze nehmen und sich von ihr führen lassen, weit

um das schläfrige Wasser, tief in die Hecken, mitten durch zwischen Felder und huckend ins Kartoffel- und Rübenkraut, mit gespitzten Öhrchen und lachend, und kurzum ein helles Köpfchen im Grasgrünen und Faulgelben und im Rotkraut. Hell ist das Köpfchen, wahrhaftig! Die Sonne hat's gebleicht. Näh-Kät taucht fleißig den Kamm ins Wasser. Es ist so, das Köpfchen ist heller. Jule will's nicht wissen. Sie sieht's nicht. Das helle, runde Köpfchen. Näh-Kät hat's glitscheglatt gescheitelt und zwei feste, rattenschwanzdünne Zöpfchen gedreht. Sie stehen steif wie erfroren am Hinterkopfe. Mit rotem Wollfaden sind ihre Endchen geknüpft. Ach, wenn das Fucke-Kind eine Katze wär — — — — — — — —

Es braucht keine Katze zu sein. Es kann sie beim Schwanze fassen. Kätz! Kätz! führ mich! Die quallen Händchen legt es auf den Rücken, sehr altklug, sehr verständig, trampst am Holzschuppen entlang um den Ziegenstall, steht. Weiter war es noch nicht. Von dort ab hat's neugierig in das weiße Weite geschaut und ist zurückgelaufen. Ein krummer, steiler Pfad läuft die Böschung hinunter; in dem halben Abhang fast senkrecht wie eine Wand. Feste Rasenstücke buckeln heraus, ein Halt gegen die abrutschenden Füße. Das Fucke-Kind mit den blanken Augen hat eine helle, furchtlose Seele. Klettert rückwärts hinunter und auf allen Vieren. Das verwaschene, in fahlen Farben zerronnene Kleidchen struppt auf und hängt an Steinkanten und Disteln fest. Rutsch! tiefer hinab. Schühchen schurpsen den Lehmstaub auf, oho! oho! Rutsch! drunten. Patscht aus dicken Händchen den Schmutz. Händchen auf den Rücken, trampf! fort; sehr altklug, sehr vernünftig. Gemächlich und froh in die schöne, weite, unbegreifliche Gegend hinterm Weiher. Wo die Katze schleicht, wo das Sternbild wandelt. Zwischen englaufenden, dumpfigen Hecken durch Mückenschwärme, huckeduck im Rübenkraut. Äugelt. Der Seilersch-Vetter in langer Linie zwischen den Bäumen. Hält in der grünen Schürze von Glanzleinwand das Wergbündel. Rückwärts schreitend spinnt er in das schnelldrehende Seil weitere Wergstränge ein, der ganzen Länge nach bis zu dem Häuschen hinunter, wo das Seilende in der Drehspindel festhängt. Jôsep, sein Zwölfjähriger, dreht die Kurbel, die Spindel schwirrt, das Seil dreht, zwirbelt, frißt die Wergsträhne aus Seilers Hand ein, wächst an Umfang, steif und dick, ein Brunnenseil. Es ist eine Arbeit für stille, sinnende Menschen. Schwere Gedanken spinnen mit ein. Der Seiler ist ein Leiser und Stiller und ein Gebückter. Seine Blicke gehen zu Boden. Als müßte er auf seine Seile sehen, wo er geht und steht. Und immer vor den Menschen geheime Gedanken hineinspinnen. Er kann fein lächeln. Nicht wie die Bauern. Er lächelt seinem Mädchen zu, das im Gras unter vielen Blumen sitzt, unter Maßliebchen und gelben, fetten Butterblumen, Zittergras und breitlatschigem Bärlapp, ein brummiges Fünfjähriges

Leo Samberger pinx.

Liebespaar.





mit hartem, viereckigem Kopf. Es rupft die Kettenblume aus der grünen, in allen Farben gesprenkelten Spreite heraus, ringelt ihre Stengel und murrt einen Singsang. Sie singt die Begebenheiten des Tages, eintönig, stumpf, blöde.

‚Dä Stocke=Bu' is in Dreck gefall', dat Bartels Nann' hot Schlä(ge) gekrieht, uns' Jôsep hot die Keersche gestuhl',‘ — es hält inne, der Mund bleibt ihm auf. Aus dem Rübenacker kommt ein kleines Mädchen. Was für ein Mädchen? Es kennt alle kleinen Mädchen im Dorf. Das kennt es nicht. O, da kommt's hergelaufen. Jule Fucks Kind läuft mit leuchtenden Augen. Seine hellen Gedanken springen lustig auf. Hei! Da sitzt ein kleines Mädchen. Was für ein Mädchen? Es kennt keine kleinen Mädchen. Aber es hat sie gern, o gern! o gern! Es wird zu dem Mädchen laufen. Komm, kleines Mädchen! Huckt neben ihm. Sein Herzchen fiebert vor Freude. Hurtig wirft's seine Ärmchen um das Seilersch=Kind, küßt den dicken Kopf. Das Seilersch=Kind zerreißt das Gesicht zu einem breiten, verblüfften Lachen — just als der stille, gebückte Mann leise vorüberwandelt. Den ruft's mit seiner alten, tiefen Stimme an: ‚Vadder!‘ Stößt dem Fucke=Kind den Finger auf die Brust — ‚da!‘

Der wandelnde Mann hält eine Sekunde inne. Wie unschlüssig. Aber das Seil zerrt, schwankt. Er muß weiter. Und er lächelt. Sein Kleines, sein Liebes, sein Sus' lächelte ja auch. Und das Fucke=Kind lacht; und beide lachen. Sehen sich an, sperren den Mund auf und lachen schallernd. Ein kinderfroh herausgeschütteltes Lachen, immerfort, immerfort, sie können gar nicht genug davon haben. Sitzen steif, drücken die Hände gegen die Brust, starren einander an, lachen. Wer's lauter kann, wer's schöner kann?! Und dann sind sie müde, husten und sind gute Freunde.

Als man in der Flur eine ängstliche Stimme nach dem Fucke=Kind rufen hört und man es hinwegtragen will von den Menschen, liegen die Kinderhände ineinander und wollen nicht los lassen. Das kleine Mädchen soll dableiben, sagt Sus, das Seiler=Kind; das kleine Mädchen soll mitgehen, sagt Reginchen, das Fucke=Kind. Der Seiler macht sein verschwiegenes Gesicht.

‚Sus, et werd morje wiederkomme.‘

Da geht Jule Fuck und trägt ihr Kind nach Hause. Und kleidet's aus und steckt's in den Nachtkittel. So kann's nicht mehr fortlaufen. Am Morgen wird's mit schlaftrunkenen Augen wach und ruft: ‚Sus!‘ und weint bis zum Mittag.

Das Seiler=Kind kommt und brummelt: ‚Eich soll dat Reginche hule.‘

Da kräht das auf. Da fassen die Kinderhände ineinander und wollen sich wieder nicht lassen. Das kleine Mädchen soll dableiben. Das kleine Mädchen soll mitgehen. Es geht mit. Es soll bei dem guten, stillen Seilersch=Vedder bleiben, sagt Näh=Kät. Jule geht und setzt sich zum Nähen

in die Bauernhäuser. Sie hat bange Gedanken. Sie horcht nach der Türe. Man könnte sie heimrufen. Man könnte ihr etwas erzählen. Man kommt und sagt, der Backes sei da. Auf drei Tage. Der hebt Jule Fucks Kind aufs Knie und es jauchzt: ‚Papa!'

Jule muß sich niedersetzen. Ihre Knie schwanken. Die andern lachen breit und ausgiebig. Es ist ein schöner Witz. Das Kind lacht auch. Wenn's gefällt, es kann's wiedersagen: Papa! Papa! Papa!

Da muß Jule Fuck hinausgehen und weinen. Und heult gegen die Wände, und man hört's heiser und mit hohl herausgestoßenem Weinhusten in der Stube. Näh-Kät tritt heraus und läßt die nörgelnde, näselnde Stimme über Jule hingehen. ‚No, dou bist jo en scheen Bißerin! Die heilige Elisabeth hot man von der Wartburg mit ihre Kinnercher verstoße und im Schweinstall ibernaachte losse. Und dat war en Fürstin! Un wat bist dou! Dou wohnst in'm scheene Haus un host dei' anständige Beruf. Un wat is der Dank gege Gott und die Mensche? Setzt dich hin und kreischst, weil dat Kind mit dem Backes en unschuldigen Spaß macht. Nä, nä, Jule, bild' dir nix in! Dou host die richtig Demut noch nit. Dou host dat Heilandswort noch nit richtig verstan'(den): ‚Lernet von mir, denn ich bin sanftmütig und demütig von Herzen!' — Und nou mach' uns en gude Kaffi!'

Der Backes ist wie ein Hochzeiter. Die Bartstoppeln sind abrasiert. Es geht ihm gut. O ja, man sieht's. Er ist — ‚wenigstens' — sauber, meint Näh-Kät. Er schüttelt ihr die Taler in die Hand. Bei ihm ist das Geld nicht sicher. Bei ihr ist's wie eingegraben. Man sieht nichts mehr davon. Der Backes kehrt sein Beutelchen um und gibt den letzten Pfennig her. Man läßt nicht leicht von alter, übler Gewohnheit. Der Backes denkt: So muß das sein. Der Mann muß der Frau das Geld bringen! Und im ‚Oberland' hat sich keiner die Mühe genommen, den Backes Mores zu lehren. Im übrigen, Backes ist ein guter Mensch; er ist vergeßlich. In der Familie vergißt man sich 'was. Und schreibt die Schwüre in den Schornstein und trinkt mitsammen Kaffee. Und wenn man die feinen Taster des Ehrgefühls nicht hat, schmeckt der Kaffee gut, und die Schwüre verwehen im Schornstein.

Backes und Näh-Kät schmecken guten Kaffee.

Jule Fuck wird das nicht können. Sie muß so viel an die Schwüre in ihrem Leben denken. Aber ihr Kind freut sich. Es hat einen Papa, wie die Sus einen hat! Die Sus trampft heran und will den Papa sehen. Es sagt, das sei der Backes. Wer es hergeschickt habe, fragt die Näh-Kät. — Der Vater! So, so, der gute, stille Seilersch-Vetter! Und sagen soll's, es wolle den Papa sehen, hä? Ei jo. No wird der gute, stille Seilersch-Vetter jetzt am Seile auf- und abwandeln und fein lachen. No, Jule soll

sich nichts draus machen. Das wäre nun einmal so mit unehelichen Kindern — so mit dem Papa. Sie hätte das gleich wissen müssen und sich hüten sollen und so weiter.

Vor der Türe ein Zetergeschrei. Die kleinen Mädchen sind noch nicht in Übereinstimmung mit dem ‚Papa'. Sus sagt: Er heißt Backes! — Es hat einen harten, viereckigen, brummigen Kopf. Sie wird sich den einstoßen lassen, ehe sie nachgibt. Reginchen sagt: Er heißt Papa! — Es hat blanke Augen, die drohen können, wenn einmal ein Inhalt hineinkommt. Und es ist, als walle schon aus der Tiefe der erweiterten Pupille herauf ein geheimes drohendes Leuchten. Es wird die brummelnde Sus die Böschung hinunterwerfen, ehe es nachgibt. Da, da, da! rollt's schon und purzelt. Staub und Lehm und rollende Steine und Brüllen. Droben steht Jule Fucks Kind mit den Händen auf dem Rücken und sieht hinunter und ist stumm und eigen. Als Jule verstört herbeiläuft und ihr Kind schüttelt, sieht sie in seinen blanken Augen ein Verdunkeln, stumm und tief und drohend. Wie Kinder drohen, unbarmherzig und süß und mit Tränen! Aber unbarmherzig. Sie prallt vor diesem Blicke zurück. Es wächst ein Inhalt hinein. Der Keim ist heute gelegt. Der erste Gedanke zur Erkenntnis steht heimlich lodernd darin. Wenn dieser Blick einmal zur Frage wird... Jule fühlt eine Verzweiflung durch den Kopf brausen. O, wie wird nun Jule Fuck ängstlich nach diesem Blicke forschen müssen! —

Näh-Käts Stimme schrillt die Böschung herauf: ‚Dat Sus hot ein bloo Mool am Kopp! Jule, verhau' deinem Geschirr de Hinnere! Nä, so'n verweje Mensch!'

Schleppt Sus zum Weiher, taucht die Schürze ein und drückt sie gegen die Beule. Bläh! Bläh! Es tut zwar nicht weh, aber schreien muß man. Wenn man fällt, schreit man. Bläh! Bläh! Vielleicht kommt die Muedder oder der Vadder oder der Jôsep. Wenn man schreit, kommt immer jemand. Dann wird's schön. Bläh! Bläh!

Der Vater kommt, er läuft, die aufgebundene Schürze noch voll Werg! Allmächtiger, so'n Schißbacher Pack! Wie die Alten, so die Jungen! Er sagt das leise und zischelnd. Er ist ein guter, stiller Mann, der immer auf seine Seile zu Boden blickt und darum Menschen nicht ansehen kann. Jule Fuck sagt bebend: ‚Es is'n Kind, en Unvernunft. Mr braucht doch nit gleich vun der Schißbach ze schwätze.'

Der stille Mann richtet sich auf, bannt seine unstäten Augen auf Jule Fuck und sagt: ‚Mr mißt noch vun ebbes ganz annerm schwätze!', lädt sein Sus auf die Arme, ‚dat hot mr drvun, wenn mr sei Kind mit'm — Bankert spiele lißt!' Und wendet sich und geht.

Jule Fuck geht flüchtend von ihrem Kinde fort. Es schreit nach ihr.

Da ist sie froh, als Näh-Kät die Böschung heraufkommt und das an dem Kinde vollzieht, was sie nicht getan hat.

Hinter dem Stalle steht sie und hört die Kinderschreie. Sie darf der strafenden Hand nicht Einhalt tun, auch wenn sie es möchte. Sie möchte es nicht. Aber es kränkt sie und bringt sie auf. Ihrem Kinde wird man nichts nachsehen, es ist Wildwuchs, man muß es beschneiden; es ist zuchtlos, man muß es züchtigen. Es hat eine Mutter, der man beim Erziehungsgeschäft auf die Finger sehen muß. Das ganze Dorf sieht ihr darauf. Sie darf nicht Mutter sein, die blind und taub und mild und unvernünftig ist. Und so himmelschreiend gut und verzeihend wie eine blinde, taube und unvernünftige Mutter. Von ihren Kindern geliebt und gekreuzigt! Gekreuzigte Liebe, die göttlich ist! Was hat die Jule Fuck mit solcher Liebe zu schaffen? Entmündigte Mutterliebe!

Und Jule Fuck steht hinterm Stalle und ist entmündigt. Sie ist geflüchtet hinter den Stall von ihrem Kinde weg. Das könnte sie ansehen und nicht wissen, was es sagen muß, und nicht denken, was es fragen muß! Lieber Gott, und es wird's einmal müssen. So von innen herausgestoßen und gepackt und geschüttelt von dem Inhalte, der hineinweht in seine leuchtenden Blicke. Mutter, warum sagen die Menschen ein böses Wort?

Der gute, stille Mann hat das böse Wort gesagt. Wenn gute und stille Menschen das schon sagen — ach Gott! ach Gott! nun ist's in die Welt hinausgeschrien. Über ihrem Kinde ist der Himmel nicht mehr klar und blauend. Da hängt stumpf und schwarz eine Wolke. Und ihres Kindes Leben wird weiter schreiten in Mitternacht!

Ach Gott! ach Gott! ach Gott! Wenn du gerecht bist mit der Jule Fuck, so reiche mit deiner zürnenden Faust herab und schlage das gläserne Weltall zusammen, das Kunststück, das du erschaffen hast!

Jule Fucks Kind erwacht am hellen Morgen, und jeden Morgen mit schlaftrunkenen Augen und vom Bette aus: ‚Sus!‘ Am Mittag von der Böschung aus: ‚Sus!‘ Und wenn da Mord und Totschlag vorgefallen wäre — Sus! Sus! Ob's menschenmöglich wäre? meint Näh-Kät. Ja, was so eine Näh-Kät meint! Sie weiß nichts davon, was in gottselig-lieblicher Vergeßlichkeit eine helle, aufrechte Kinderseele von den Menschen erwartet. Sie sagt, Jule Fucks Kind soll wieder behütet sein im Gehege des Hauses. Es soll um die Stallecke lugen und die Menschen weit auf der Landstraße vorüberziehen sehen. Und Menschen werden neugierig und geheimnisvoll fragen nach dem Fucke-Kind. Solch ein in der Feldflur verlorenes, scheu-vergeistertes Höhlenkind! Man steckt es ins Nachtkittelchen, damit es nicht aus dem Gehege des Backeshauses weglaufe. Und so soll's stehen und die Menschen meiden und hassen. Und es steht auf der zugigen

Anhöhe mit dem Flatterröckchen und möchte die Menschen lieben, die vorüberziehen, weit auf der Landstraße. Ihre Stimmen schwirren, ihre Wagen knarren, ihr Zugvieh brüllt. Kinder wandern zur Schule, an einer Schnur um Schulter und Brust die grobleinenen Schultaschen. Sie rufen und winken, das Fucke-Kind möge kommen. Hei ja! es kommt, es läuft, es flattert! Ihr Kinderchen, da ist's! Es hat Kinderchen so lieb, lacht und lacht und möchte immer lachen. Häkelt sich gleich in die Hand der Buben. Stolze Buben, führt das Fucke-Kind zum Ringelreihentanz in die vielblumige Wiese!

Sie kichern und fragen, wer sein Papa sei? Es soll zum Totlachen sein, wenn's sagt: Der Backes! Sie möchten sich totlachen. Das Fucke-Kind lacht mit. Es schüttelt sich und kräht: Der Backes! der Backes! Es ist schön, wenn Kinderchen lachen. Hei! liebe Kinderchen! Wie es heiße? Regina Fuck! Warum dann nicht Regina Backes? Oho, oho, oho! Das Fucke-Kind lacht. Ach, es lacht so gern! Da zerren sie es an den Zöpfchen und laufen fort. O, liebe Kinderchen, es tut weh! Und es kommen andere, die bei dem Kinde im Nachtkittelchen truppweise stehen bleiben. Sie denken von ihm, daß es am hellichten Tage im Nachtkittel auf der Landstraße steht, daß es ein sonderbares Kind ist. Sonderbare Kinder sind abscheulich; und es ist das Kind einer Büßerin und ist verachtet. Es hat blanke Augen, die man weinen sehen möchte; es hat eine hellklingende Stimme, die man gequält hören möchte; es hat eine lachende Freude, die man zum Wimmern bringen möchte. Unbeschützte Kinder werden zerklopft und zerkleinert von der kinderhaften Grausamkeit. Sie tunken dem Kinde der Büßerin die steifen Zöpfchen in den Kot, sie führen es in die Wiese und zerreiben ihm die Säfte gelber Blumen im Gesichte. Mit verschmiertem, hellem und rundem Gesichtchen kommt's heim, leichtgläubig und vertrauend und in holdselig jauchzendem Lachen. Da weiß Jule Fuck, daß ihrem verachteten Kinde Gefahr droht. Ihre Gebete werden inbrünstiger, ihre Nächte trostloser. Die Bangigkeit des Erwartens verläßt sie nicht mehr. Und Regina, das Kind, jammert nach ihren Kinderchen. Sie locken und winken. Unter dem Fenster entlang kriecht's auf allen Vieren, und husch! heja! Da flattert's, läuft's, will stolze, trotzige Buben küssen. Die haben's sich ausgedacht. Hä, was ein Spaß! Sie zeigen ihm unter Blumen und Gräsern das braune, runde Knöllchen dicht am Grasboden. Da soll's hineinbeißen. Wie das schmecke! Hm! Hah! Es beißt mit Knapperzähnchen hinein, — paff! springt die braune, straffe Haut auf, dunkler, rotrußiger Staub spritzt ihm in Mund und Augen. Es spuckt und reibt. O weh! O weh! Es ist blind, o weh! In dem Heckenwege johlen sie hinter ihm her. Hähä, wie es tappt! Wie es stolpert, hähä! hähä! Sein Rufen und Weinen gluckert und stößt heraus. ‚Muedder! Muedder!‘

Sie rufen: ‚Pape! Pape!‘

Von der Nähtour heim kommt Jule Fuck hinter ihnen her. Da nehmen sie Reißaus über Hecken und Zäunen. Stehen und lauern. Was die Büßerin mache? Sie soll nicht aufmucken. Sie ist im Armsünderstuhl. Aber sie wirft die Arme hoch. Sie schüttelt die Fäuste. Unter dem frommen Scheitel glüht ihr Gesicht, das Scheidbachergesicht, wild und heiß und zornig. Gott soll strafen, der Gott, zu dem man ein trostlos verzweifelndes Weib gedrängt! Sie hat ihm die Jahre gedient in Zucht und Ehren. Sie hat ihn geliebt und ihm Hosiannah gesungen. Sie wird im Himmel 99 Gerechte verdrängen. Sie trägt ihm jeden Sonntag ihr zermürbtes Herz zur Kirche. Wird er ihr jetzt helfen und Gerechtigkeit und Erbarmen ihr und ihrem Kinde zuteil werden lassen? Nein, Gott hört nicht, er will sie züchtigen in Ewigkeit. Ei, so sollen ihre Fäuste helfen, die Scheidbacherfäuste. Der Zorn rauscht in sie wie Ströme, die den Damm durchbrechen; groß und gewaltig stürmen die verwegen aufgejagten Gedanken auf sie ein wie erratische Blöcke, die in der Eiszeit von Norden finster und vernichtend herschwimmen. Und niedergestampft das Büßergewand in diesem furchtbaren Augenblicke. Und mit zornig geschüttelten Fäusten droht sie.

Ein herausgeschriener Ruf hinter Hecken her: ‚Och, dou Bankert, Bankert!‘

Die erhobenen Arme sinken wie niedergehauen. Sie tapst und tastet nach ihrem Kinde. Sie hebt's auf den Arm, drückt das rotgeweinte Gesichtchen in ihr Schultertuch. Läuft stumm und gebrochen. Mein Jesus, Barmherzigkeit! Wenn du der Sünden gedenken wolltest, Herr, Herr, wer könnte vor dir bestehen!

Ihre Zunge würfelt die Stoßgebete, wie sie medizinische Tropfen zur Beruhigung schlürfen würde. Mit Bußasche überschüttet sie das glimmende Feuer in sich. Keine Flamme mehr. Auch kein graudüsteres Schwelen. Überdeckte herzblutrot schillernde Glut! Und tief und versunken in ihr das begrabene Feuer. Bußasche stäubt darüber bergehoch. Aber es darf kein blasender Sturm kommen. —

Und Ruhe und still und ganz tote Ruhe. Gestorben und mild, wie fromme Leute durch gestorbene Augen schauen. Ein getäuschtes Gestorbensein bei lebendigem Leibe, mystisch und schön; eine Religion der Seele, ein Glaube so schön! Eine Demut so rein! Und eine Reinheit so wunderbar gläsern fein, daß die nackte, sich darin spiegelnde Sonne schon ein Gedanke der Wollust ist.

Und so schön und wunderbar und knechtend und die weiße, göttliche Sklaverei himmelsselig und trostvoll verklärend — das Leiden und Dulden um Christi willen!

Starkes Dulden, niedergepeitschtes Sehnen, Himmelshoffnung! O Gott und Christus und Seligmacher! Die Legion armer Seelen speisest du mit

den fiebernden Wonnen deines verheißenden, göttlichen Wortes! Starker Gott! Über das nordblutrote und tote Meer lenkst du das Schifflein der Seligen mit wehenden Kirchenfahnen. Und du gebeutst dem Sturm und dem Meere und den Menschenherzen und dem abgöttischen Geschrei der Leidenschaften und der aufwühlenden Pest des Lasters und bändigst und knechtest durch dein Wort gekreuzigter Liebe! Aber, lieber Gott, du kannst die Sohrener Bauernherzen nicht weich machen, wenn sie fromm und hart und unversöhnlich sind! Aber fromm!

Jule Fuck müßte vorübergehen und sagen: Fromm steht in schlechtem Geruch!

Aber Jule Fuck ist zerbröckelt und zerkleinert. Die Himmelsdecke liegt so nahe über ihrem Kopfe, daß sie fürchtet aufrecht zu gehen. Sie könnte daran anstoßen! Und überall der Himmel. Sie hat keine andere Aussicht. Und zwischen wandelnden Sternen die Augen ihres Kindes; zwei stiere, feststehende, unwandelbare Blicke, bei Tag und Nacht in ewigem Fragen und Leuchten. Zu diesen zwei Sternen hinauf steigen ihre angstvollen Gebete, und ihre Aufblicke wehen zu ihnen. Sie muß da forschen, ob ein Wandel wird? Und wann er wird? Und ob in diesen Blicken die drohende Anklage wird? Dann stürzt der niedere Himmel über ihr zusammen. Sein Einsturz wird tödlich sein. Herrgott! sei der Jule Fuck gnädig. Die Menschen sind es nicht, die Kinder sind es nicht. Es werden Kindeskinder wachsen, die es nicht mit Jule Fucks Kind sind. Es wird eine ewige Schmach sein. Und unvergeßlich. In den Gedanken der Müden und Sterbenden und den Jungen und Emporwachsenden ein ewiges Erinnern. Ein Erneuern von Generation zu Generation, bis Jule Fucks Haare bleichen, bis ihres Kindes Haare grau vertrocknen und bis der älteste Bewohner sich nicht mehr erinnert, daß da einmal eine ihr Lebtag zum Armsünderbänkchen mußte! Herrgott! Das! das! das! ist die ewige Erneuerung ihrer Schmach. Sie geht allsonntäglich und weckt das frische Erinnern! Sie selber! Gott, ist das ein närrischer Gedanke — ein ganz wahnsinniger — ein höllischer! Sie ist doch nicht verrückt? O nein! Sie ist doch nie verrückt gewesen? O nein! Herrgott, auch dann nicht, als sie ihr Kind retten wollte und sich ins Armsünderstühlchen drängen ließ? — — *Jetzt muß sie sich vor ihrem Kinde retten!* Jetzt ist's schlimmer. Hundertfach, tausendfach. Sie, sie wird die Augen ihres Kindes öffnen! Die Verworfene im Armsünderstuhl. Und wenn's nicht kommen wird und fragen, dann weiß sie, daß es die Erkenntnis *gesehen* hat! Allsonntäglich. Lieber Gott, sie hat sich selbst verdammt vor ihrem Kinde!

Näh-Kät nimmt ihr das Kind ab und wäscht ihm die Augen. Jule sitzt stumm nieder auf einem Stuhl, der bei Näh-Käts erschrockenem Auf-

springen in die Mitte der Stube zurückgescharrt wurde. Mit weiten, nichtssagenden und ausgestorbenen Blicken sieht sie Näh=Kät zu. Da stößt ihre Stimme heiser gedämpft heraus, wie ein Sprechen gegen eine Nebelwand:

‚Loß et doch! Wäsch'm die Au'e nit aus —!‘ und verstummt. Näh=Kät sieht groß und verwundert herüber. Jule Fucks tiefe Blicke brennen. Sie vollendet schnell: ‚Wenn's blind bleibt, is et besser —!‘ ein paar schwere, heftige Atemstöße: ‚For meïch!‘

Näh=Kät sagt: ‚No, dou bist jo en scheen Mudder!‘

Die innere Not hört sie nicht.

Jule will auf und ihr das Kind nehmen. Da wirft sie ein Wanken und Beben um. Sie rutscht vom Stuhle ab in die Knie. Und auf den Knien schabt sie zu Näh=Kät hin und mit ausgestreckten Armen nach ihrem Kinde. ‚Loß et! Geb's her! Loß et blind were! Eich will mr die Hän(de) blutig for et schaffe! Eich will'm Geld zesammescharre! Et soll'm nix fehle! Awer loß et blind were! Och loß et, och loß et!‘

Näh=Kät rückt weiter. Da bäumt das Kind nach der Mutter, reißt seine klar gewaschenen Äuglein verwundert auf, krallt die Hände gierig nach der Mutter, in ihr Schultertuch. Jule preßt's mit beiden Armen an sich. Näh=Kät steht auf und knodernd zur Küche und von dort aus: ‚Dou verdienst dat Kind nicht. Dou bist en rickfällig Sinderin! Unse Herrgott kann kei Wohlgefallen an dir hon; ebenso wenig wie am Opfer des Kain. Et is nit aufrichtig. Dou host die Neigung zum Bösen wie de Kain von Anbeginn an in dr. Und ich sage dir, wie Gott der Herr et dem Kain gesagt hot: „Die Neigung, die du zum Bösen hast, sollst du beherrschen!“‘ Und des weitern hallt spitz aus der Küche heraus ihre fromme Belehrung.

Jule liegt noch auf den Knien, ihr Kind fest in den Armen; das Gesichtchen wühlt in ihr Tuch an ihren warmen Hals. Ihre Augen sind geschlossen, aber unter den Lidern aufwärts gerichtet. Ihre Lippen wispern. Ihre Brust wogt stoßweise. In den seufzenden Atem wirrt ihr Flehen zu Gott. An ihrem warmen Halse schläft ihr müdgeweintes Kind.

Draußen schatten die hellen Nächte der Sommersonnenwende. Mild und sturmlos neigen die Abende. Sanfte Westwinde fluttern hindurch. Rosenrote Sonnenuntergänge verzaubern das Land. Es steigt ein linder Duft von reifenden Erdbeeren und Rosen.

Da geht der Bauer an seine Bienenstöcke und füttert die jungen Völker am Abend des Schwarmtages. Und da und dort einer, der die Maulwurfshöhlungen ausgräbt und Teerlappen um die Obstbäume windet, daß da die Obstmade nicht überhand nehme, und dies und das nebenbei am Abend des schweren Arbeitstages.

Es werden die rotangestrichenen Kalendertage im Hunsrücker ‚Hinken=

den Boten‘. Der Johannistag. In Bauernregeln kreisen die Sagen um ihn. Prüfende Blicke gleiten zum Horizont. Ob der Regen noch verhält? Ein nasser Johannistag macht dem Bauer Erntesorgen. Und Schwielenfinger streichen durch die dünn und fadig stehende Gerste. ‚Vor Johannistag keine Gerste man loben mag.‘

Und Müller-Sett geht vor Sonnenaufgang aus dem Hause. Sattgeregnete, im Tau verperlte Wiesen. Der grau verhangene Morgen überschattet sie noch. Es ist früh und still. Ehe die Müller-Sett zur Fütterung geht, muß sie ein heimliches Geschäft besorgen. Verwünschte Sommersprossen. Ihr rundbackiges Gesicht ist vollgesprenkelt. Wer sie vertreiben will, muß auf Johannis vor Sonnenaufgang sein Gesicht mit Tau waschen. Die Müller-Sett würde um Mitternacht aufstehen, um sich das braune Gespritzel aus dem dicken Gesicht zu wischen. Der Jäköb soll ’was drüber gesagt haben.

Überhaupt wie der Jäköb jetzt war, seit er von den Soldaten zurück ist. Gottsträflig war er. Breitspurig schmeißt er die Beine, als wenn da wunders was noch mit den Hottenbachern wär’. Als wenn der noch bei Jochem und Jerrem auf die Brautschau gehen könnte. Es hängt ihm doch was an. Und wenn die Müller-Sett sprechen will —. Einstweilen spricht sie nicht. Aber wenn das mit dem Stine von der Nahe ’was wird — no, dann ist sie nicht auf den Mund gefallen. Das kann der Jäköb sich merken. Das Stine von der Nahe scheint auch nicht grad’ die Beine unter den Arm nehmen zu wollen, um auf dem Hottenbacherhof die Wirtschaft einzusehen. Es heißt alleweil immer: Es soll kommen. An den drei Birken kehren sie den Mist zusammen und striegeln das Vieh und streichen das Scheunentor und die Stalltüre an. Aber der Misthaufen zerläuft wieder, und das Vieh kriegt Kotknollen die Beine herauf, und die Jauche spritzt wider den neuen Anstrich. Und von der Nahe kommt kein Brautschauwagen. Wenn der einmal an den drei Birken vorfährt — — — Darauf lauert die Müller-Sett.

Und im übrigen: Mit dem Viehstand ist’s bei den Hottenbachern keine großartig’ Sach’ mehr. Die Schweine torkeln umher mit der Schweinepest, über und über mit Schorf zerfressen, mager und mit schlampernden Hautlappen. Man hat keine Sorge um das Vieh, seit der Hännes mit dem Ameï die Ehe eingegangen hat und seit Jäköb, der jetzt ‚gespritzt‘ ist, weil er ein strammer Gedienter ist und sogar mit’m Gefreiteknopf heimkam, der Knecht im Hause ist. Der Hännes tagelöhnert jetzt, und Ameï geht stundenweise auf den Hottenbacherhof. No, das kann man sich denken; zu viel am Herzen hängt ihm die Wirtschaft da nicht. Wo es etwas abscharren kann für den eigenen Säckel, wird’s es wohl tun. Man hat den Hännes schon abends mit’m vollen Kartoffelsack aus dem Hof über den Zaun steigen sehen.

Ach, no jo und so derlei! Den Hottenbacher haben sie platt gewalzt wie ein Kuchenblech. Der läßt jetzt sein Großmaul nur noch in den Wirtschaften schwadronieren. Auf dem Hof führen jetzt die zwei Buben das Regiment. Da muß er duck sein. Der Adam ist wie ein Altvater. Und ist nicht gar so lange von den Schulbänken. Aber er versteht die Ackerwirtschaft und nörgelt und schimpft und verordnet wie ein Alter. Und möcht' auch den Jäköb kujonieren, den Gefreiten. Man erzählt wunders viel davon, wie die Buben sich verprügeln. Manchmal mitten im Feld mit Peitschenstiel und Jochsielen. Grundgütiger Gott! was'n Wirtschaft! Da müßt ein starkes Frauenzimmer dazwischen. Müller-Sett sieht auf ihre Fäuste. So wie sie! Sie könnt' die kaputene Wirtschaft einrenken.

Sie reibt sich die feuchten Grasbüschel durchs Gesicht, wartet auf die Sonne, daß sie's austrockne. Wie sie steht und ausschaut, schnauft ein Bauerngefährt den Fahrweg von der ‚Bitz' herauf. In der Morgendämmerung sieht sie nur schwebende dunklere Schatten, erkennt aber die weißgefleckten, starkknochigen Rinder des Dreibirkenhofes. Dicht hinter ihnen, von ihren schlenkernden Schwänzen gestreift, sitzt auf der Deichsel einer auf. Der Qualm seiner Pfeife steigt hinter den hohen Viehrücken empor. Rinder trampfen nicht breitspurig und wiegend wie Kühe. Ihr Schritt ist rasch und jagend. Sie sind jung und stolpern in Hast. Man muß sie zügeln. Jugend bei Jugend. Darum überläßt man den Nachgeborenen im Bauernhofe das Rindergespann. So weiß Sette, daß Adam in der Morgenfrühe dahergefahren kommt. Er hat keinen Wagen, nur den auf vier Räderchen geschnallten Pflug. Die Hinterräder sind etwas über eine Spanne hoch. Es ist ein Kunstgriff, den Pflug in das Gestell einzuhacken. Ein Bauer versteht das, und Adam ist ein ausgelernter Ackerer. Die Pfeife hängt ihm im Mundwinkel. Sie qualmt nicht mehr. Auch wenn er nicht raucht, hat er sie zwischen den Zähnen. Sie reißt ihm den Mund krumm. Seine liebe Gewohnheit ist, den Tabaksaft aus der Pfeifenröhre zu suggern und auszuspucken. Dann zerreißt sein Gesicht zu einer ordinären Grimasse, aber seine Augen bleiben stier und altväterlich. Ein altes breites Gesicht auf einem unentwickelten Bubenkörper. Mit rundgebuckeltem Rücken, die Arme auf der Brust verschränkt und die Peitsche im Winkel am Ellbogen, sitzt er auf der Deichsel und läßt die Beine baumeln. Da hört er sich angerufen. Müller-Sett steht am Weg in der Brache eines Kornfeldes. Über dem Walde brennt violett und rosa ein Schein durch. Die Frühsonne. Müller-Sett ruft herüber. ‚Wohien in aller Frih? Hinner de Wald?'

Ohne sich im übrigen zu bewegen, wendet er ein wenig den Kopf. ‚Nä, in die Krummscheid. Eich hon elo noch dä Mist inzeackere.'
‚No, dat will eich dr sag'n, Adamche, in de Krummscheid möcht'

eich kei' Acker hon. Überhaapt wo'n Keerchhup (Kirchhof) is! Totensaft keine Ernte schafft.'

‚Hüh!' macht er und hält mit dem Gefährt. Schon eine Strecke von Sette weg brummelt er: ‚Eich muß sowieso in de Keerchhup un en Säckel voll Erd' mitbringe. Mei Muedder hot eso Fieber. Die alt Ame-Len' vun Denze sagt, en Klumpe Erd' vum Keerchhup wär gut gen et Fieber.'

Sette biegt breit über die Hecke. ‚Dann nemm dich nor inâcht un riech nit an de Grabblume, sunst verlierste de Geruch.'

‚Jüpp!' Adam knallt mit der Peitsche über die Viehrücken. Sie stoßen erschrocken auf. Die Deichsel schlorrt zurück. Ein Ruck in den Sielen, und halb im Laufen trampeln die jungen Rinderchen. Adam hat das Sette gern. Es bemuttert ihn und gibt ihm recht, wenn auf dem Hottenbacherhof Skandal losbricht. Adam kennt die Bauernwirtschaft. Man soll den Adam gewähren lassen. Er kommt in die Sägemühle zur ‚Mai' und räkelt da hinterm Ofen. Die Sonntagabende geht er mit zum Wald. Wenn Sette einen Burschen aufgegabelt hat, tappst er nebenan. Er braucht kein Mädchen, er raucht und spuckt und schafft. Sette sagt, sie kann ihn um den Finger wickeln. Die Bauern schütteln die Köpfe und sagen, er sei ein heimtückischer Massik. Er malträtiert das Vieh, nur die Rinderchen liebt er. Er muß schon sehr jähzornig sein, wenn er gegen sie tritt. Aber mit der Peitsche verknallt er sie. Da knotet er jetzt an den dickgeflochtenen Riemen eine dünne Kordel. Das wird knallen. Klitz! Klatsch! Klappt das Taschenmesser auf und stochert ein Loch in den Riemen und pfeift leise dazu.

Die Sonne steht in voller Runde goldgelb überm Walde. Sie wirft noch keine Strahlen. Sie tunkt die Flur in milden Schein. Vergoldete Spitzen überall, an Heckenblättchen und Baumwipfeln, an Kornähren und Gerstenbändern, auch an den Hörnern der Rinder ein Lichtblinzeln, auch auf dem Mist in den Ackerfurchen ein ockergelbes, feindurchsichtiges, gläsernes Flimmern. Die körnige Erde knirscht unter dem Pflug. Die Ackerkrumme schäufelt auf und überschlägt sich auf den Dung. Hinter dem Pflüger hopsen die Spatzen her. Gegen Mittag ist der Acker gestürzt. Die Rinder brüllen. Adam schirrt zur Heimfahrt. Am Kirchhof rafft er die Taschen voll und nimmt den Weg dicht entlang dem Walde, um das Vieh am Weiher zu tränken. Sowie der Wasserdunst durch die Luft streicht, schnuppern die Rinder auf, brüllen. Adam schirrt sie ab und treibt sie den Grashang hinunter, quatschend in Binsen und Froschlaich. Zwei, drei Schritte hinein, soweit der Boden noch durchschimmert. Weiterhin liegt der dunkle und tiefe Kessel. Da sinkt man lautlos unter und verschwindet auf immer. Die schlanken Beine der Rinder steifen in den schwammigen Grund. Die Köpfe neigen zum glänzend spiegelnden Wasser, pusten mit sauchenden Nüstern hinein. Sie saugen das

Maul voll, schlenkern auf und lassen es tropfen. Mit hängendem Kopf und herabgestoßenen Schultern, schläfrig eingehuckt steht Adam hinter ihnen und wartet. In ungeheuern Silhouetten spiegeln die Leiber der Rinder im sonnenüberströmten Wasser.

Vom hohen Böschungsrande herab ein schurfendes Geräusch. Ein Kind rutscht ab, setzt sich drunten auf den spärlich überstaubten Rasen. Seine Äuglein guckeln hell und freudig. Das Saufen der Rinder macht ihm Spaß. Der große unbewegliche Junge mit der Peitsche unterm Arm macht ihm auch Spaß. Unvermittelt in dem sprunghaft naiven Denken der Kinder und so mitteilsam wie diese und so felsenfest überzeugt, daß sie große Neuigkeiten zu erzählen haben, sagt's: ‚Dä Backes is awer nit mei Babba!'

Adam schielt von der Seite. Als er kleiner war, hat er dies Kind einmal mit heim nehmen wollen. Es sei sein Schwesterchen. Er erinnert sich ganz genau. Da lag's noch in den Windeln. Man hat von dem Fucke-Kind nicht mehr auf dem Hottenbacherhof gesprochen. Man durfte nicht. Aber wenn er den Jäköb ärgern wollte, sprach er davon. Manchmal auch dem Alten. Man konnte ihn aufbringen.

Wenn er nun das Fucke-Kind mit auf den Hof nimmt, kann er gleich alle beide ärgern. Und dann wird's was — o ein Generalspaß! Gedämpft ruft er zu dem Kinde hinüber: ‚Mädche! kumm mit! Eich weise dr dei Babba.'

Regin möchte auf, heftig, erfreut. Da stößt sie die Furcht nieder. Das Mäulchen höhlt sie schreckhaft. ‚Eich derf nit!'

Er winkt mit dem Kopfe, zeigt mit dem Peitschenstiel nach den Rindern: ‚Kumm nore, eich losse deich reire' (reiten). Winkt dringender. Dem Kinde sprüht ein Jauchzen ins Gesicht. Es haspelt auf, es tritt in sein Röckchen und fällt wieder. Ganz wirr und freudig ist's. Die Ärmchen reckt's hoch; so will's gehoben sein. Hei! da sitzt's schon auf dem hohen knochigen Rücken, über dem sonnenglänzenden, spiegelnden Wasser. Aus dem gläsernen Grund herauf nicken Hornköpfe und auch ein Kind, ein lachendes Reginchen, und das macht ihr Spaß.

Die Rinder stehen mit steif vorgestreckten Köpfen. Zu beiden Seiten des Maules triefen lange Wasserfäden. Sie sind satt getränkt.

‚Hahr erüm!' macht Adam mit breitgezogenem Mund, spuckt ins Wasser, hält das frohe Kind am Bein. Quitsch! Quatsch! heben sich acht dünne Hufbeine aus dem schlampfenden Grund. Das Wasser quirlt und suggert. Der Froschlaich schwimmt in zerrissenen Strähnen. Hupla, hupp! den kleinen Hang zum Fahrweg hinauf. Unregelmäßig und ungelenk trippeln die Rinderchen unter dem mörderischen Doppeljoch und klettern steil auf. Regine glitscht fast rückwärts herunter. Adam greift in sein Röckchen, hält

fest und schirrt dann schnell an. Die Rinder peitscht er, daß sie laufen, daß das Kind kräht und mit glühenden Wangen hockt. Adam läuft nebenan. Seine Pfeife schlenkert im Mund. Und da lenken sie zwischen die Hagebutthecken, und da ragt schon aus dem Wiesenkessel der Dreibirkenhof. Adam läuft den Rindern an die Köpfe, reißt sie am Horn zurück und zu langsamerm Schritt. Sein Gesicht kehrt sich neugierig nach dem Hof. Da ist's jetzt nicht wie alle Tage. Ein Wägelchen steht vorm Holzschober, eins mit Pferdegeschirr, ein hellgrüngestrichenes Leiterwägelchen mit zwei ledergepolsterten Lehnenbänken hintereinander. Ameï läuft über den Hof und hat die breite Sonntagsschürze umgebunden, ein weißes dreieckiges Kattuntüchelchen um den gedrungenen Hals, sehr eilig, sehr geschäftig. Adam schiebt Daumen und Zeigefinger in den Mund und pfeift ihr auf den Fingern. Sie schnellt den Kopf zurück, wirft die Arme hoch, winkt, weist ins Haus hinein. Ihre Stimme hallt heiser gedämpft: ‚Se sin elo! Die vun der Noh! Aach die Braut!' und holpernd fort nach dem Hühnerhaus. Ob da Eier liegen, um ein Dutzend in die Pfanne zu schlagen? Adam hebt hurtig das Kind ab, setzt es am Kapellchen zwischen den Birken nieder. Da möge es still sitzen und warten, er hole eine Butterschmier' her, mit Zucker drauf gestreut. Mm!! — Fährt rasselnd in den Hof ein. Aus dem Hause treten die Gäste. Hottenbacher mit dem Brautvater voran. Heute kann man ihn nicht hinter die Türe drücken. Heute braucht man ihn. Er soll schwätzen, renommieren. Er kann das noch, obwohl seine Schultern vornübergebeugt sind und das an den Schläfen herausgekämmte Haar ergraut ist und am besten Sonntagsrock die Nähte weiß werden und die Stiefeln getrant statt gewichst sind und er sich Glasscherben in die Hosentasche steckt statt dem Gelde, daß er früher klimpern ließ. Hä, jawoll! heute kann er mit großartigen Handbewegungen schwätzen, daß es in den Hof hineinschallt. Seine Buben werden ihm nicht grob über den Mund fahren. Dem steifen, zugeschlossenen Brautvater muß man den Brei um den Mund schmieren, den muß man ‚über den Löffel balbieren', dem muß man ‚eijei! machen'. Der ist ein furchtbar Steifer. Er kriegt die Zähne nicht voneinander. Ein Gesicht aus Holz; keine Linien und kein Bart darin. Er sieht aus, als glaube er nicht, was man ihm vorschwätzt, als wisse er das alles viel besser und darum lasse er reden und — schweige. Er ist ein ungemütlicher Mann, einer, den man mitten im Felde stehen lassen möchte, oder bei dem man mitten im Gespräch abbrechen möchte, eingeengt und zugeschnürt. Ab und zu dreht sein Kopf steif nach der Tochter Braut. So als müsse er sie unter Kontrolle behalten. Sein Blick ist hart und steinern. Die Braut ist lang und wetterhart und von der Sonne gedörrt. Ihr spitzes Gesicht ist nicht häßlich, aber ein roter Striemen an der Nase stört. Sie ist eine ‚Gezeichnete'. Ein Bauer macht

sich nichts daraus. In den Nahedörfern heißt sie die ‚schöne Stine'. Wenn man ihr das jetzt sagt, nimmt sie es auf wie eine Beleidigung. Ihre Blicke gehen dann schielend zur Seite, und sie gibt keine Antwort mehr. Jäköb, der sehr gefällig sein will, spricht ihr dann von andern Sachen. Er zeigt ihr im Hofe die Vorrichtung zum Dreschen, führt sie an die Schraube am Boden. Da hackt man die Deichsel ein, spannt das Vieh an und läßt es langsam und regelmäßig in weitem Kreise rundgehen, so dreht die Deichsel die Schraube, die Schraube dreht die lang unter der Erde bis zur Dreschmaschine in der Scheuertenne hinlaufende Kurbel, und so wird die Maschinerie durch Tierkraft in Bewegung gesetzt. Das sagt und expliziert er. Sie steht steif, die Hände über dem Magen, das schwarze Henkelkörbchen am Arm, und hört stumm und mit leeren Blicken zu. Gibt ab und zu ein Kopfnicken. Sie hält nicht viel auf Unterhaltung. Da schweigt auch Jäköb, und sie folgen wortlos den voraufgehenden Vätern, stehen, wenn diese stillstehen, schurfen weiter, wenn diese ein paar Schritte tun, kehren um, wenn diese eine Wendung nach den Wiesen oder dem Stalle machen. Und lassen sich fürs Leben verhandeln, nur neugierig auf den Preis, der für sie gezahlt wird.

Der Brautvater bleibt bei den Rindern stehen, rüttelt verächtlich an dem Doppeljoch.

‚Offe gestanne, des is nit erlääbt. Des Stick Vieh kann sei Kopp nit bewege. So was haww ich noch nit geseh'n. — Stine! laß dir des gesächt sein; des erschte, was du hie abschaffst, is des Dings. En elastisch Stirnjoch mit Stahlband und Kopfpolster mußte schee aaschaffe, verstehste?'

Die wortkarge, lange Stine läßt plötzlich wie klinkernde Kieselsteine ihre Stimme schrillen. ‚Jo, des is neetig, des werd ich besorje, eh' ich hie en Aag zugedaa hab.'

Klappt den Mund zu, schweigt wieder wie ein abgerasselter Automat. Sie gehen zu den Ställen, wo man von Nachbarn das Vieh eingestellt hat, um die Lücken am Krippenstand zu füllen. In Not hilft der Bauer mit eigenem Brot. Sie lassen keinen im Stiche. Adam wütet ihnen nach. Sie sollen *seine* Rinder in Frieden lassen. Na, er wird's dem Stine, dem Gezeichneten einsalzen. Den Jäköb wird er verhetzen, und dann kann das Schreiersch von der Nahe sich gefaßt halten, daß sie ihm beide den Rücken verwamschen. Jawoll! so geht's hier.

Sie treten aus den Ställen und aus dem Hofe herauf am Kapellchen vorüber, um links in die Äcker abzubringen. Adam ist ihnen vorauf und zu dem Kinde zwischen den Birken, raspelt halblaut:

‚Mädche, elo kimmt dei Babba!' schlorrt eiligst in das Kapellchen. Gleichzeitig im Heckenweg ein flatterndes Kleid, eine, die unter leisem Ächzen ihre Arme gegen die Brust preßt und nach dem Kinde sucht. Man hat es

im Dorfe mit dem Adam gesehen. Man weist sie in den Heckenweg, nach den drei Birken. Sie ist wie im Fieber. Sie warf den Bauern das Nähzeug in die Stube und rannte schreiend fort. Jetzt ist sie ruhiger; jetzt stöhnt und betet sie nur noch. Sie hört die helle Stimme ihre Kindes am Kapellchen: ‚Babba! Babba!‘

Da jagt sie, daß hinter ihr der Staub aufspritzt. Ein Trupp taucht aus dem Hofe auf.

‚Babba!‘

Ihr Herz preßt zusammen und dehnt sich wieder und schnellt ein, auf, wie Gummi. Die Kehle ist zugedrückt. Der Atem geht nicht mehr hindurch. So läuft sie ohne Atem und ganz entseelt und im Gesichte die gelbe Blässe und darunter das rote Blut. Sie gabelt das Kind auf, das dem Trupp entgegenlaufen will. Das bäumt in ihrem Arm zurück nach den Männern. Und hell und freudig ‚Babba!‘

Jule Fuck will zurückflüchten in die Kapelle. Da sieht sie um sich und sieht alles dunkel und schwarze häufende Schatten eng um sich, die wie lauter wankende Kapellentürme aussehen. Und durch das Schwarze an ihr vorüber ziehen glühende rollende Fünkchen, paarweise, wie Menschenaugen. Sie brennen ihr in die Haut. Jemand fragt: ‚Was is des mit der Fraa?‘

Und jemand sagt: ‚En Bettelmensch! — elo vun'r Räwerbudick (Räuberbude), mr nennt's die Scheidbach!‘

Da löst sich bei Jule der Atem aus der todähnlichen Spannung. Eine schreiende Wehmut stockt in ihr. Das leise, brennende Weinen wallt ihr herauf. Sie wankt zwischen den Birken hin in das Kapellchen. Adam springt an ihr vorüber wie eine befreite Katze. Sie bemerkt ihn nicht. Neben dem Weihwasserkessel kniet sie auf den feuchten Platten, stellt ihr Kind vor sich. Über seinem Köpfchen faltet sie die Hände. Sie betet nicht. Sie erzählt dem Herrgott ihre Geschichte. Er scheint sie vergessen zu haben! Lieber Herrgott, draußen geht ihr Verführer. Er geht an seinem Kinde vorüber. Und er wird ein schöner und angesehener und reicher Jäköb werden. Und wird nicht nach den gelben Steinbrüchen hinübersehen, wo im Mittag die brennende Liebe funkelt.

Geh' heim, Jule Fuck, büße die brennende Liebe ab! Wen der Herr liebt, den züchtigt er!

In der Kapelle hängt die tote Stille. An den Bleifensterchen spannen die Spinnennetze. An den bleichen Wänden hängen eng zusammen die grellfarbigen Bilder der Leidensstationen. Ein Leid auf das andere! Eine Schmach an die andere! Wie Ringe an der Kette. Bis zum Tode. Ein Leichnam im Grabe, den sie salben.

Wenn Jule Fuck gestorben ist, werden sie sagen: Gott, gib ihr die

ewige Ruhe! Sie hat genug ausgestanden. Ihre Schuld war zu zweien. Ihr Kreuz hat sie allein getragen!

Von Toten sagt man Gutes. Es ist gut vor den Menschen tot zu sein!

Unterm Altar knuspert eine Maus. Ihr Kind sagt in der Stille: ‚Babba!‘

Leise wie unbewußtes Sehnen. —

Das Stine von der Nahe tappst in die Kammer hinauf, wo die Bäuerin seit Wochen liegt. Die Männer sitzen beisammen und trinken. Stine bleibt einen Schritt vom Bette weg, fragt wie's geht und steht. Es schrillt durch die stille, dumpfwarme Stube. Klappt den Mund zu und schweigt.

Kätelchen kommt herein und tut sehr hausmütterlich vernünftig und möchte eine Unterhaltung anbahnen. Mutter darf nicht viel sprechen. Sie hat all die Jahre schon 's Blutspucken. Das sei nichts, sagt Stine. Alle Krankheit ist ihr nichts. Wer krank ist, ist faul. Und erzählt, bei sich zu Hause habe eine Frau einen Blutsturz auf den andern bekommen. Bei dem Arbeiten im Weinberg habe sie stets ein Fläschchen mit Salzwasser bei sich tragen müssen. Sie lebe heut noch! — Klapp! sie sagt nichts mehr. Man kann sich das beste daraus denken.

Die Bäuerin fragt nach Adamchen, ob er Kirchhofserde habe? Er sei zur Sägemühle. Spät am Nachmittage schickt er durch Kätelchen zwei Hände voll lehmigen Grund herauf. Die Bäuerin drückt das Federbett zurück, öffnet den Hemdenknopf. Die grobe, dickfädige Leinwand streift sie von der Brust und plackt die Erde darauf. Sie fröstelt schon. Kätelchen muß sie zudecken und die Federn bis unters Kinn heraufklopfen. Dann tappsen die Mannsleute die Treppe herauf. Der von der Nahe will heimfahren und der Frau Adieu sagen. Hottenbachers häutig abgemagertes Gesicht ist rot vom Trunk. Sie drehen die fahlen, wurmstichig gesprengelten Zigarren im Mund. Die Stube wird voll übelm Dampf. Jäköb steht mit behaglichem Schmunzeln hinter den Vätern, die Hände tief in den Hosentaschen. Die Beine breit. Der Zigarrendampf quirlt ihm an der Backe hinauf. Ihm ist duselig und sehr wohl. Hottenbacher beugt sich über die kranke Frau. Er liegt fast auf dem bauschenden Federbett. Seine schwimmenden Augen heucheln eine läppische Zärtlichkeit. Dem von der Nahe will er zeigen, was das ein schönes Familienverhältnis ist.

‚No, mei Fräche, et werd dir als hart ânkomm sin, so alleen de ganze Nachmittag,‘ richtet sich auf und zu dem Brautvater ‚sunst sitz' ich bei'm Fräche ab. — Gelt, Fräche? No, ich hon dir dei Sohn jetzt versorgt. Noch der Ernt is die Huchzeit, nit wohr, Vetter?‘

Der schmatzt ein paarmal an der Zigarre, ehe er erwidert: ‚Es is, wie Ihr sächt. Des is jetzt in Ordnung. Mir sin handelseinig;‘ greift

unter den Kittel und sieht auf die silberne Uhr, die er lose in der Westentasche trägt. ‚Es ist siwwe; glei müsse mir absahre. Es is mir liewer, wenn mir noch vor Nacht durch den Soon kumme un ins Dorf enei fahre. Adschis, Fraa!‘

Sie fröstelt unter den gehäuften Federn, sie wird die Hand nicht herauswuscheln, sie nickt nur ein wenig mit dem breiten, blassen Gesicht, das immer mit wehmütiger Anklage in die Welt hineingestarrt hat. Da greift der von der Nahe unter das Federbett, sucht nach der warmen feuchten Hand, schüttelt sie: Adschis! Scharrende Stiefel auf den Dielen, die Treppe hinunter, auf den unbehauenen Küchensteinen. Draußen wiehert das Gäulchen. Ein ganzer Menschentrupp im Hofe, im Nachbarhofe am Zaun, mit eingestemmten Armen. Die Deichsel knarrt, das Gäulchen zieht an. Adscheh! Adschis! Wagenrollen um die Hausecke, jetzt im Heckenweg. Man sieht den Kopf des Pferdes und die aufrecht hockenden Gestalten über den Hecken, die ganze Linie entlang, dann schlagen dichte Haselnußruten über ihnen zusammen.

Hottenbacher lärmt noch über den Hof. Der Dusel wirkt noch in ihm nach. Jäköb knorrt ihm über die Schulter: ‚Dou kannst eweil erin gehen!‘

Da weiß der Alte, daß die Brautschau zu Ende und seine Rolle ausgespielt ist.

Im Dorfe macht der Brautschauwagen ein ungewohntes Geräusch. Das Gäulchen läuft mit klappernden Hufen, humpt schwerfällig im Geschirr. Die Flanken dehnen sich breit und prächtig herausgefüttert. Die Mähne verhängt in dunklen buschigen Strähnen den Hals und fast den ganzen Kopf. Ein massiver Gaul, kalter Schlag. Leichtrollend surren die Räder. Sie sind nicht breitreifig wie die an Mistwagen und Holzfuhren. Sie zermalmen nicht knirschend das Geröll im Wege, erschüttern auch den Boden nicht im wuchtigen walzenden, stoßweisen Rollen, das sich bis in die Dorfhäuser hinein fortsetzt und an den Fundamenten zu rütteln scheint. Und weil es mithin nicht das Geräusch eines Bauernwagens ist, laufen die Kinder an die Türen und äugeln, beugen die Weiber aus der halbdunklen Küche heraus, bleibt im Hofe das Gesinde neugierig mit eingestemmten Armen stehen, und wo die weißen Käse am Giebelfenster aufgereiht sind, stößt gewiß ein dicker Mädchenkopf heraus. Hunsrücker Bauern vertragen sich nicht mit Herrenleuten. Wenn die in die ländliche Abgeschiedenheit kommen, nehmen sie's wie ein Überfall. Feine Leute kommen z. B. von Simmern. Sie fahren in Chaisen, und Schleier wehen. Dann schreien sie hinter ihnen her:

Siemerscher Wind,
vore Locke un hinne Grind!

Die zu Fuß oder mit Polstersitzen auf Leiterwägelchen oder mit dem

einzigen bekannten Post-Jagdwagen kommen, sind Kirchberger. Sie haben auch ihren traditionellen Spottruf: ‚Kerbericher Hoorficke!‘ *

Der auf dem grünen Leiterwägelchen sitzt im Kittel. Wenn es nicht der Bauernkönig von Gemünden ist, dann gewiß einer aus dem Kirchspiel, ein Pittersburger; es könnte auch einer von Kirn sein oder Kastellaun. Die Kinderblicke nisten sich auf Stines Hut ein. Sie hat da am Hinterkopf ein Büschel gelbsträhniges Kraut hängen, mit einer Agraffe am Hut gehalten, und mitten darauf ein Vogel, ein kleiner grauer, aber keine Nachtigall. Die Kinder schreien: ‚Et hot Sauerkraut uff'm Schappes (Chapeau)!‘ Und hinterdrein das Lachen des Gesindes und der Frauen. ‚Jo, un en Spatz is drin versuff!‘

Der von der Nahe sitzt steif und steil. Er denkt, daß die Leute hierorts frech und patzig sind, also muß Wohlstand sein. Ein Bauer ‚fühlt‘ sich, wenn er Überfluß hat.

Seine Blicke schweifen über die Felder. Man sieht's, sie stehen üppig, im fetten Dung. Rechts und links ins Unabsehbare hinein, bis zu den schwarzblauen Linien des Soonwaldes hin. Abwechselnd vom Goldgelben zum Sattgrünen. Streifen Rotkrauts darin. Eine prächtige Flur. Man konnte hineinheiraten. Die Obstbäume ‚geregnet voll‘. Sie mußten im Herbst gestützt werden. Ganze Baumschulen. Wälder wie aus dem ungeheuern Soon herausgerissen. Auch ein kräftiger Menschenschlag, schön und aufrecht. Die Garderegimenter konnten davon erzählen. Und die Frauleute packten die Arbeit wie Männer an. Stine wird ihre hagern sehnigen Arme recken müssen, und da geschieht ihr recht. — Ein Seitenblick nach ihr, und der ist nicht freundlich.

Und Mühlen hat diese Gegend! Eine sitzt auf der andern. Wo sie bloß das Wasser herbekommen? Da kurz vor ihnen wieder eine. Die klappert nicht, die schnurrt. Fackelrot spiegelt sich die untergehende Sonne in der blanken, steil aufragenden Säge. Im weiten Umkreis flattert das Sägemehl. Bis in den Fahrweg hinein aufgeschichtet die bereits viereckig geschnittenen Balken zum Hausbau. Es bleibt noch oben eine schmale Furt für den Wagen. Auf dem Holzstoß steht eine, eine Fette und Gedrungene. Auf dem Rücken ihrer dunklen Kattunjacke, auch auf dem glattgelben Scheitel lagert der Sägestaub. Sie wartet, die Hand unter der Schürze. Als der Wagen dicht am Holzstoß entlang fährt, sagt sie:

‚Gu'n Owend! et is iblich, dat mr en Schnäpsche trakteere, wenn en Fuhr' hei voriwerfährt,‘ holt unter der Schürze ein Fläschchen nebst Glas hervor, ‚hei, wenn's gefällig is, en pure Koreschnaps!‘ (Kornschnaps.)

* Kirchberger Haarflechten. Haarflechte ist überhaupt ein Hunsrücker Schimpfwort für Frauen.

Der von der Nahe nimmt das Gläschen entgegen, schüttet den wasserhellen Inhalt in einem Schluck hinunter und reicht ihr das Glas zurück, sagt dabei: ‚Des is en schee Aagewohnheit, merci!‘

Da füllt Müller-Sett der Braut das Glas. ‚Gesundheit aach!‘

Ein Zug — da ist's eingeschluckt. Stine schlenkert die Resttropfen aus. ‚Mercich!‘

‚No,‘ sagt Müller-Sett, ‚en Hottebachersch-Braut darf nit mit eenem Been hämgehn, — trinkt all noch ent!‘ — Gießt ein, ‚dou siehst mr grad so aus, Mädche, als tätste an de drei Beerke emol Ordnung schaffe. Et is aach kei Kleenigkeït, en krank Frâ, en versuffene Mann un en Ranzion unversorgte Kin', un selwersch en Kind schun mit in die Eh' —‘. Der Mann dreht den steifen Kopf. ‚Selwersch (selber)?‘

‚Ei no, de Bankert! Werd de nit gratis mit bringeb'? Et lääft doch en 4—5jährig Hottebacherkind erum. Mr verziehlt, dat et de Jäköb wuhl mit in die Eh' nemme muß. — No, eich denke, dat wißt Ihr doch.‘

Da tut Stine den Mund auf und rasselt: ‚Nee, des wisse mehr nit!‘

Der Mann sagt steinern: ‚Des brauche mer aa nit ze wisse. Ich finde des zu dumm!‘ schlenkert das Leitseil ‚Jüpp!‘

Der Gaul fährt ins Geschirr. Am Holzstoß entlang rollt der Wagen. Sette steht mit ihrem gefüllten Gläschen, starrt ihnen nach. No, ist das eine Geschicht! Die wollen nichts wissen! Dahinter steckt etwas. Das muß sie herauskriegen. Sie muß den ‚Appel-Jokob‘ zum Reden bringen. Der kommt jede Woche mit seinem Hundekärrchen voll Früchte von Kirn her. Der kennt sich da an der ganzen Nahe herum aus. Der wird Bescheid wissen. No, abwarten.

Der Zuruf eines Müllerknechtes: ‚Hä, Sette! wenn dou mit dem Schnäpselche nit weeßt wohien, eïch kann's dr wârmhale!‘

‚Liewer gieß eïch et em Isel (Esel) in't Ohr!‘

Schnapp! schüttet sie sich's ein, stapft herunter, und was sie noch vor sich her knodert, verweht in dem Kreischen, Sägen und Surren der Mühle.

Das Wägelchen von der Nahe rattert in die schwarzblauen Linien des Soonwaldes hinein.

Stine kneift die Lippen ein. Der Striemen an der Nase leuchtet fackelrot. Er hat ein Kind, der Duckmäuser. Wahrscheinlich das Weib, das an dem Kapellchen wie vergeistert stand. Mit dem hat er's! Na, der soll einmal den Mund auftun! Sie freut sich, den zu heiraten. Der Vater braucht sie nicht schief anzusehen. Für den Sohrener ist sie gut genug. Der Vater hätte sie den Lehrer heiraten lassen sollen. Wenn er auch Witwer ist — er ist jung. Drei Kinder hat er und einen roten Bart. Er gefällt ihr so. Er hat Gedichte auf das ‚schöne Stinchen von der Nahe‘ gemacht.

Darum soll er jetzt ein Narr und ein Übergeschnappter sein. Man hat sie verprügelt, um ihr die ‚Mucken' auszutreiben. Der Vater und die vier großen Brüder. Da ist sie zu ihrem Schulmeister ins Haus geflüchtet. Ei, ein Skandal! Danach hat man nicht mehr gezögert, nach Sohren zur Brautschau zu fahren. Uije! und nun weiß sie da Bescheid. Und nun soll der Jäköb sich unterstehn, den Großmauligen zu spielen!

Sie brütet schlimme Ehejahre, die große Stine. Ihr roter Schulmeister muß gerächt werden.

Die Riesenwipfel des Soon schlagen über dem grünen Wägelchen zusammen. Der ungeheuere Wald tut seine dunklen Tiefen auf.

* * *

An den drei Birken wird brüllendes Vieh aus den Ställen getrieben, den Zaun entlang in den Nachbarhof. Die ‚Nohbersch' steht im kurzen Rock, den Schlitz offen, die Arme verschränkt bei Ameï. Das nimmt den Mund recht voll, haut mit den Armen durch die Luft, häja! wie's gegangen hat, wieviel das ‚Gezeichnete' mitkriegt, daß man das Kätelchen in Dienst schicken will. Der Adam soll als Knecht bezahlt werden. No, ob das nötig sei? Es ist nicht mehr viel Ackerland am Hofe. Und merci auch, daß die Nohbersch-Bas das Vieh geliehen habe. Sie soll auch dabei sein, wenn die Braut ‚eingefangen' wird. Die Nohbersch-Bas hofft's sehr. Eine Gefälligkeit ist der andern wert. Und bringt im Schmunzeln nicht mehr den Mund zusammen. Sie schmeckt schon den Kuchen und den Wein.

Die Hundstage verziehen hell und klar. An sengenden Mittagen manchmal ein Staubregen, durch den die Bauern sich nicht aus dem Feld heimtreiben lassen. Sie wissen, er hält nicht an, er deutet auf gutes Wetter. Die Wärme dunstet noch unter dem feinen Gesprenkel. Die Fliegen und Bremsen stechen noch. An den lauen Abenden stehen die Frauen in den Gärten vor den üppig rankenden Bohnen. Es ist eine Pracht! Es läßt auf gute Saaten schließen. Man denkt schon daran, die Schnitter zu werben.

Die Sensen klingen und rascheln. Die Halme sinken auf langen Strichen. Ein reinlich gekehrter weiter Tanzsaal wird das abgeerntete Feld. Der August kocht die letzten Früchte für den Herbst reif. Der Nachttau überläuft sie. Er ist ungesund. Man ißt die Früchte nicht mehr ungereinigt.

In den letzten Augusttagen zieht der Höhenrauch über die Dörfer. Streckenweise ist der Horizont am hellen Mittag verdüstert. Ein gewaltiges Zerstäuben am Himmel, von Wolken und Licht, von Sonnenfunken und schmutzigem Rauch, wirbelnd und drehend. Brandwolken zu Bergen gehäuft, in himmelhoher Ferne. Und gewaltig und dräuend, ungeheuer wie eine im Äther hingeschobene Nebelwand. Wie die über die Dörfer hin-

schwimmt, recken sie die Hälse, schnüffeln in die Luft. Schlechte Aussichten für den Winter. Was kümmert es sie, wenn nur die Ernte gut unter Dach und Fach kommt. Bis jetzt hat das Wetter sich gut angelassen. Zu Bartholomäi war ein Tag — wie extra schön und passend in den Bauernkalender gemalt. Ein angenehmes Windchen in der Sonne, morgens starker Tau; man konnte ohne Besorgnis für den Herbst sein, er war gut bestellt.

Hochwürden däumelte schon alle die Tage an seinen Pfirsichen. Ob sie nahe der Reife seien? An seinem Fenster klettern die Baumzweige hinauf. Da duftet ihm nachts in die Stube die schwere Würze der Reife. Nun wird's Zeit zur Ernte. Man konnte einige Konfratres benachrichtigen. Sie kommen alle Jahre. Der Sohrener sitzt ja im Vollen. Einen Obstgarten, wie der einen hat — keinen zweiten so gibt's weit und breit. Sie kommen aber diesmal nicht zur Ernte. Die jungen Kapläne können die besorgen helfen. Ein wenig lagern muß die Frucht. Das erhöht ihren Wohlgeschmack. Dann werden sie anrücken. Kaplänchen von Kirchberg ist der einzige, der zur Ernte eintrifft. Er ist, wie gesagt, ein eifriges Kaplänchen. Zwei Schwarzröcke unter dem Pfirsichbaum. Der Pastor reckt auf steifen Beinen. Er hat sich in s e i n e m Wald das Rheuma geholt. In Wasserstiebeln ist er geschritten und stundenlang mit dem Hottenbacher in Kälte und Nässe. Der Hottenbacher konnte das aushalten. Der ist heute noch ein starker Knochen, obschon — na, von dem Hottenbacher spricht man heute nicht mehr und von seiner kranken Frau erst dann, wenn sie den Pastor rufen läßt und man sie begräbt. Es geht nun hierorts nicht anders. Das gute Beispiel —! Der Tausend! Kaplänchen! Wie der die Frucht drückt! Weiß er denn nicht, daß es Druckflecke gibt? Daß da eine Faulstelle wird? Hochwürden wird ganz heftig. Er spaßt nicht, wenn's um seine Pfirsiche geht. Kaplänchen schrickt aus angenehmen Gedanken auf. Eine Sohrener Pastorenstelle ist ein fetter Kirchenbrocken. Nicht, daß er nach zeitlichen Gütern geizt! Aber wenn man mit Mutter und einer schiefgeratenen Schwester auf einer einträglichen Pfründe unterkommen kann — lieber Himmel, warum nicht? Er hat sein Pastorenexamen gemacht. Wenn also der Sohrener seine Seelsorge abgeben und ruhig seines Amtes leben will — da weckt ihn dieser mit seinen Pfirsichen auf, streift ihm die weißgelbliche, magere Stubenhand aus dem Laub. S o sei's zu machen! Aufmerksam verfolgt Kaplänchen die bräunliche Pastorenhand, wie diese höchst zart eine linde Drehung der Frucht vornimmt, mit der ganzen hohlen Hand fassend. Gibt sie leicht nach, so nimmt er sie durch diese Drehung vollends ab. Aus der Schule herüber schreien die Kinder ihr Buchstabieren. Die Religionsstunde fällt in den Vormittag. Aber heut ist's heiß. Er wird sie am andern Morgen früh geben. Er ist Lokalschulinspektor und alles in allem. Revision verirrt sich hieher nicht.

Fräulein Anna kommt mit niedlichen Körbchen. Weiß und rotes Bastgeflecht. Jule Fuck flechtet sie als Geschenke für den Herrn Pastor. Fräulein Anna sagt, Pfirsiche ließen sich darin ausnehmend gut verschicken. Sie streicht aufgeregt um den geistlichen Herrn Bruder, erinnert ihn, daß sie auch — verschicken muß. Er braucht doch nicht alles für die Konfratres aufzuhäufen. Die kommen ihr schon teuer genug zu stehen. Mit dem Verschicken wird ihr ein guter Nebenverdienst. Da er das weiß, möchte er ihr die Geistlichkeit der ganzen Umgegend auf den Hals laden und ermuntern: ‚Greift zu, sonst muß die Schwester verschicken, und das ist umständlich.'

Sie ist um ihn wie sein Schatten. Wo er die noch nicht ausgereiften Früchte hängen läßt, knipst sie sie ab. Die reifen halten den Transport nicht aus. Behutsam wiegt sie das volle Körbchen, schaut aus. Durch das Gartenpförtchen vom Hofe her zwängt die Jungmagd. Hinter ihr Jule Fuck. Jede hat ein Schulterjoch aufgehalst mit zwei Holzeimern daran. Sie tragen Mistpfuhl auf die Gartenbeete. Fräulein Anna ruft: ‚Jule, wenn de zurickkommst, nemmste mir das Körbche mit ins Haus!'

Die dünne, zurückhaltende Stimme: ‚Jo, jo, Freilein Anna!'

Der Pfuhl klatscht auf die Beete. Die durstende Erde saugt ihn ein. Leer schlenkern die Eimer am Joch. Mit aufgeschürztem Rock kommt Jule. Bedrückt läßt sie den Kopf hängen. Man sieht sie nie anders. Und so gefällt's im Dorf. Eingezogen und sittig soll sie sein. Und immer eingedenk dessen —!

Ehrfürchtig heben sich ihre Blicke zu den geistlichen Herrn.

‚Gelobt sei Jesus Christus!'

Den Kaplan wagt sie kaum anzusehen. Er ist ein heiliger Aloysius. Wie kann sie, die Sünderin, zu ihm aufblicken? In den Boden möchte sie sinken, wie sie nun vor den heiligen Männern steht, die morgen in der Messe den Leib des Herrn in den geweihten Händen halten, die im Beichtstuhl an Gottes Statt sitzen und denen sie ihr sündenbeladenes Innere, seine dunklen Tiefen erschließen muß. Wem sie die Sünden nachlassen, denen sind sie nachgelassen! — Da springt es in sie wie ein Notschrei. Als müßte sie die Arme emporwerfen und in die weißen Sommerlüfte hinausschreien:

‚So meine Sünden mir vergeben sind, warum nicht auch die Schuld? Nehmt die Schmach von mir um meines Kindes willen! Laßt mich nicht ausgestoßen sein und am Wege stehen! Mein Kind wird vorübergehen mit nassen Augen. Rettet mich, rettet mich vor den Augen meines Kindes!'

Aber sie steht bleich und bedrückt und stumm und nimmt von der Pfarrschwester das Körbchen entgegen. Kaplänchen mustert sie mit mattem, sanftprüfendem Blick. Wie sie blaß ist und wohlgescheitelt und so fromm! Ein kurzes, braunes Schultertuch verdeckt sittsam die Formen der Brust.

Und sie ist schön wie eine Madonna, schön und schlicht und sauber. In dieser Gegend sind nur die Quisseln sauber. Und die ‚Mucker'. Die beziehen ihren Glauben von Bielefeld. Sie wandeln durch die Felder und singen und halten Gebetsstunden. Sie sind Zionssänger, aber Ketzer.

Kaplänchen fragt: ‚Wer ist das fromme Mädchen?'

Der Pastor hält beide Hände voll Früchte, steht hilflos, ob er sie in das Versandtkörbchen oder in den Konfratreskorb legen soll, und sieht Jule mit ernstem Kopfnicken nach. ‚Sie ist eine Gefallene!'

Kaplänchen reckt auf, ganz steif und lang. Sein Gesicht sträfft in bedeutungsvollem Schweigen und Unnahbarkeit. Fräulein Anna redet weiter: ‚Man muß sage, sie nimmt's genau mit'm Büße, se muckst nit. Sie sagt nit Ach! und nit Au! Und uns' Bauere sind doch nit zart. Redlich ernährt se ihr — hm — hm — ihr Kleines. Winters über näht sie, sommers hawe uns' Bauere kei Zeit dafür. Dann geht das Mädche auf Taglohn.'

Kaplänchen räuspert sich. ‚Eigentlich ist sie dann — Mutter. Ein Mädchen — und keine Jungfrau!' — er wird ganz erregt, ‚es ist meiner Meinung nach unvorsichtig, sie mit einem unschuldigen Mädchen wie Ihre Magd zusammen zu lassen! Herr Pastor, Sie würden doch nicht angefaulte Pfirsiche zu guten und frischen legen?'

‚Dja,' sagt der Pastor, ‚mer hawe se sonntags von der Gemeinde abgesondert. Mehr kann mer nit tun.'

Aus der Schule herüber noch immer die schrillen Leseübungen. Da greift der Pastor in die Zweiglein, sucht den Rest Früchte, die vom Grün zu einem leichten Gelb angereift sind, und stapft lachend nach dem Schulhause, langt zum Fenster hinein. Für die Bravsten und Fleißigsten, die auch Werktags in die Messe kommen!

Steif und hölzern sitzen die Kindlein, eine Bank Buben, eine Bank Mädchen; nur die Augen drehen nach dem Fenster. Der Chorus brüllt: ‚Schelobt sei Jäsus Christes!'

‚In Ewigkeit Amen; sitzt de Bartels Michel noch immer auf de Katzebank? Michel, Michel, dei großer Patron, der Erzengel, werd am End' noch von mir verlange, dat ich dich umtaufe!'

Sie lachen nicht. Sie verstehen keine Witze. Über den Herrn Pastor darf man nicht lachen. Der Schulmeister trippelt ans Fenster, dienstbereit vorgeneigt. Was der Herr Pastor von dem Wetter meine? Ob er noch diesen Winter schlachten lasse?

Kaplänchen ist in die Gartenpfade gewandelt. Er geht um die mit Jauche getränkten Beete und riecht nichts. Er ist blind und taub. Seine Sinne funktionieren nicht mehr, nur seine Nerven. Er ist voll apostolischen Eifers. Die Welt ist schön und herrlich um ihn. Der liebe Herrgott hat

sich's kosten lassen, splendid für den Menschen zu sorgen. Was schert Kaplänchen die schwelgende Üppigkeit des göttlichen Gemäldes?! Um die Menschen, die darauf sind, geht sein Jammer. Aber er sieht die Menschen nicht, er sieht nur ihre Schatten. Herr, gib mir die Seelen! Seelen! Er pürscht auf Menschenseelen. Er ist ein Jagdhund Gottes. Er denkt von den Menschen so: Die meisten wandeln auf der breiten Heerstraße, die zur Hölle führt; sie lassen sich effektvoll in der Predigt verwenden; die wenigen Guten müssen zu immer größerer Vollkommenheit streben, denn Stillstand ist Rückschritt; es sind dann noch Rückfällige, mit denen man seine liebe Not hat. Man muß hinter ihnen her sein mit Ermahnung und Mißtrauen. Sie sollen nicht freventlich auf sich selbst vertrauen, denn alles Fleisch ist schwach. ‚Denn wer sich selbst so unterjocht hat, daß die Sinnlichkeit der Vernunft und die Vernunft in allem Mir gehorcht, der ist wahrer Sieger über sich selbst und Herr der Welt!'

Kaplänchen hat die ‚Nachfolge Christi' im Westentaschenformat. Er schneidert darnach das Leben. Zur dritten Kategorie zählt Kaplänchen die Jule Fuck. Und darum kann er gar nicht anders. Es stößt ihn eine unsichtbare Hand. Durchs Gartenpförtchen tritt er in den Hof. Seine matten Augen suchen. Die Stalltüre steht offen. Der Lichtstreifen des sinkenden Tages bricht in das dunstquellende Halbdunkel. Zwei Kühe stehen ein. Sie mumpfen und zerren das Heu aus dem Raff. Zwischen beiden Jule auf dem einbeinigen Melkschemel, das blinkende Eimerchen zwischen den Knien, mit beiden Händen taktmäßig die Euterstriche ziehend. In dünnen Güssen pladdert die Milch gegen die Blechwände des Eimerchens. Jules Gesicht unter dem weißen, schwarzpunktierten Kopftuche ist geneigt. Sie sieht erst auf, als der Lichtschein an der Türe verdunkelt wird, und schrickt zusammen. Die Milchsträhnen pladdern nicht mehr. Ein sanft-ernstes Seelsorgergesicht. Halbgeschlossene beleidigte Augen. Er redet mit ihr. Ein Evangelimann und Nachfolger Christi! Von Gott zu reden ist ihm so viel Liebe. Von Gott zu Büßern zu reden ist ihm so viel pflichtgedrängte Liebe. ‚Ein Streit ist des Menschen Leben auf Erden.' Buch Job. Davon spricht er. Jule Fuck von der entsetzlichen Scheidbach soll sein: mäßig und stark, standhaft und gut, fleißig und ehrbar. Ihre Hände hängen schlaff an den Euterzapfen. Ein entsetzliches Geschäft!

Der steile Schatten ist aus dem Lichtschein der Stallschwelle, leise und plötzlich.

Jule Fuck stößt vom Melkstuhl auf und läuft dem entschwundenen Schatten nach. Was da gesagt wurde, versteht sie gar sehr nicht. Es ist ihr auch gleichgültig. Sie wird nicht einmal darüber nachdenken. Aber er sprach klug. Sie denkt, man kann mehr von ihm wissen als von dem alten

gemütlichen Pastor, der mehr Ackersmann als Pfarrer war. Hinter ihm her jagt sie atemlos: „Herr Kaplan! Herr Kaplan!'

Er bleibt stehen. Sie kommt demütig und erschöpft. Wieder schließen sich des Priesters Augen. Vor ihm im heraufdämmernden Abend versinkt die Hunsrücker Flur, und um ihn ersteht die Gegend von Tyrus und Sidon. Und siehe, ein chananäisches Weib naht. Es redet von seiner innern Not und von seinem Kinde. Wie da eine große Bangigkeit in ihm sei, eine himmelschreiende Lust, das Joch der Buße abzuschütteln. Ob zeitlebens die Schmach auf ihr brennen müsse? Das Auge ihres Kindes werde größer. Sie schaue jeden Tag in Angst und Furcht hinein. Einmal müsse der Blick tief und lebendig werden. Einmal! Sie zittere in Schrecken und Scham, wenn das werde. O Gott, und so ganz ohne Trost seien nun ihre Tage!

Als sie geendet, hört er noch hin. Sein sanft-weißes Gesicht ist geneigt. So sieht er nicht des Weibes feuchtwirrende Blicke. Er spricht: ‚Der Mensch soll sich nicht des Trostes, sondern vielmehr der Strafe wert halten. Nur ein zerknirschtes und gedemütigtes Herz findet Gnade vor Gott. Ihr Mund sollte nicht anders sprechen als: Ich habe gesündigt, o Herr, ich habe gesündigt; erbarm' dich meiner und vergib mir! Laß mich doch, daß ich beklage ein wenig meinen Schmerz, ehedem ich hingehe ins finstere Land, das mit Todesschatten überdeckt ist! — Beherzigen Sie das, Kind Gottes, und so werden sich wieder in heiligem Friedenskusse begegnen Gott und die bußfertige Seele!' Ein kurzes Neigen seines Kopfes. ‚Gelobt sei Jesus Christus!' ‚In alle Ewigkeit. Amen.'

Das Gartenpförtchen klirrt hinter ihm. Mit einem hochgefüllten Körbchen tritt ihm die Pfarrschwester entgegen. Er bleibt still und ernst bei ihr stehen.

Des Pastors Stimme schallt über den Hof. Er tritt in den Stall. ‚Nee, Jule, dat Melke muß auch erlernt werde. No faß emol den Euterstrich zwischen Daumen und Zeigefinger —.'

Hinter ihm tritt die Jungmagd herein und brummelt: „Hottebachersch Jäköb es edo un wårt uff dä Hähr.'

Im Studierzimmer dicht an der Türe steht Jäköb. In leinenen Arbeitshosen und eilig die filzig tuchene Jacke übergeworfen. Die Hand mit der Mütze in die Seite gestemmt, den andern Arm schlaff hängend, steht er unbeweglich und harrt. Ein schweigengebietender Raum. Die Bauern wagen sich nicht zu räuspern darin. Auch Jäköb nicht, obwohl er denkt, daß er ein Aufgeklärter ist. Es riecht nach gutem Tabak und Motten und Staub. Auf dem Ofen steht ein Sägemännchen. Im Winter wird's von der Ofenwärme in Bewegung gesetzt. Es sägt schon so lange, als Jäköb zurückdenken kann und sich hier mit Kindern und Frauen zusammendrängte, um Bücher aus

der Borromäusbibliothek zu entleihen. Zum Handgebrauch stehen einige gebundenen Bände auf dem hochbeinigen Stehpulte.

Als der Pastor weit die Türe aufmacht und hereintritt, sieht er vorderhand von Jäköb nichts. Erst als er geschlossen hat, rührt der sich am Türpfosten. ‚Gelobt sei Jeses Christes!‘

‚In Ewigkeit. Wat will de Jäköb?‘

Jäköb bemüht sich krampfhaft, kein Geduckter zu sein und den Metzer Gefreiten herauszukehren. Er juckt und zuckt den steifen Kopf, dreht den Hals, als sitze der in einem Stehkragen fest und nicht in einem losen Arbeitshemd, das auf der Brust zurückfällt.

‚Ich möcht' emol kommen, Hähr Pastor. Mit meiner Muedder is et nit zum besten. Sie hat die Naacht wieder Blut gebroch'. So gen een oder zwei Uhr; 's Kätelche is aus'm Bett gesprung' un hat uns wachgeruf'. Donoch is et wieder besser gang. Awer se tut nix esse; heit den ganzen Tag nit, awer sunst schwätzt se un is ganz fidel. Dat Amei meint awer, ich mißt et doch mol dem Hähr Pastor sage, un — ich glaab — mei Muedder meint et aach, awer se will et nit sage. Ich meine, sie meint' — ich glaab — vielleicht meint se —,‘ der Kopf hängt ihm voll Blut; rauh stößt er heraus: ‚Ich glaab, se meint, der Hähr Pastor täte nit gern komme!‘

Padderadautz! Heraus ist es. Der Pastor schreitet wuchtig bis zum Tisch. Von da aus spricht er, die Hände in die Taschen des weiten und bequemen Haustalars versenkend: ‚Wenn auch sonstwie en Priester Ursache hat, en Haus zu meiden, bei Krankheit un Tod gibt's kei Zaudern. Ihr hättet mich schon friher rufen lassen sollen. Macht alles parat; morche frih komm' ich mit de Sterwesakramente.‘

Jäköb schlenkert verlegen den Arm mit der Mütze. ‚So weit is et nou grad noch nit. Mr deerft se nit verschrecke.‘

‚Hm. Nu, weißte wat? Morche in aller Frih lese ich emol wieder die heilige Messe im Kapellchen. Das kannste deiner Mutter sagen; und dann käm ich se besuchen. Dann verschreckt se nicht. Ich höre se Beicht' und spende ihr darnach die heilige Kommunion. Macht also alles parat. Gesegnete Kerzen, Kruzifix un Weihwasser. Un alles proper!‘

‚Jo, Hähr Pastor.‘ Er schrammt auf plumpen Schuhen Kehrt.

‚Also et is nit schlimm?‘ fragt der Pastor noch.

‚Na, nit eso!‘

‚Kam denn viel Blut?‘

‚Jo, so gut ârmdick.‘

‚Hm. Dann mißt dr doch mal den Dokter rufe.‘

‚De Hännes muß sowieso iwermorje nach Kerberich un Ölkuche hole. Dann kann er de Dokter mitbrenge.‘

Der Pfarrer nickt. Jäköb drückt sich linkisch durch die Türe. Sie gleitet ihm äus der Hand und fährt in schlotternden Angeln weit zurück. Mit dem Arm ausholend reißt er sie zu, setzt im Gang draußen die Mütze auf und stapft die Steintreppe hinunter in den Garten und dem Pförtchen zu.

Drüben, wo der Palm frisch=grün und dicht um die Beete wächst, kauert Jule Fuck am Boden und beschneidet die überrankenden Zweiglein. Man muß den Palm gut in Pflege halten. Übers Jahr kommt der Bischof zur Firmung. Dann gäb's nicht Grünes genug zum Kranzwinden. Sie blickt auf, als sie Schritte im Pfad hört, — und zwei Menschen, die sich lieb hatten, sehen sich an. Sie haben sich nicht mehr lieb. Sie sind sich fremd geworden. Mit leeren, nichtssagenden Blicken streifen sie sich. Aber schwer klumpt noch das Blut in ihnen. Ob das die Wut ist? Wenn Jule nicht fromm wär', müßte sie nach dem Karst greifen, der neben ihr in der Erde steckt —. Aber Jule Fuck ist fromm.

Die Fenster in des Pfarres Studierstube stehen offen. Er steht breit darin. Er starrt in die vollbeladenen Obstbäume. Die Äste sind unter der Last der Reife gebogen wie an einer Trauerweide. Blaurote ‚Kaisasäpfel', deren rosiges Fleisch unter den Zähnen saftig zerfließt; die schlicht grauen Rapauen an dem Zaun, bis in die Dorfstraße hineinzweigend; in Riesenwipfeln die olivgrünen Schmalzbirnen. Man muß mit Bohnenstangen in die Fülle hineinschlagen, um sie aus den lederharten glänzenden Blättern herunterzubekommen. Zwischen knorrigen Stämmen ein niedergehaltenes Bäumchen mit gelbgrünen Weinbirnen. Und die kleinblätterigen Mirabellenbäume wie üppiges Strauchwerk. Aprikosen und samtige Pfirsiche. Es ist eine bunte strotzende Pracht. Die Herbstsonne wird strahlen und die letzte Reife bringen.

Aber das denkt der Pastor nicht. Er freut sich auch nicht der prangenden Früchte, die ihn sonst zu froher Behaglichkeit stimmen und schmunzeln lassen. Er hat seine lange Pfeife hergeholt und einen Fidibus gedreht, aber nicht angebrannt. Die kalte Pfeife im Mund steht und er überlegt. Mit der Hottenbachersch steht's schlimmer, als die auf dem Hofe glauben. So ist's immer bei den Bauern, erst in der Todesnot rennen sie zum Doktor. Man müßte einmal nach der Frau sehen. Was sie ißt? Ob sie das Bauernessen vorgesetzt bekommt? Sie hat's an der Lunge. Der Kreisphysikus sagt, es sei Magenblut. Man weiß nicht recht, wie? Der Kirchberger Doktor wird schon aus Brotneid das Gegenteil sagen. Es kann auch sein, daß er überhaupt nicht kommt. Wenn man sonst den Weg zum Doktor nach Simmern weiß, soll man ihn auch in der Not wissen. — Jedenfalls müßte man nach der Frau sehen. Er könnte die Schwester schicken.

Mit diesem Vorsatz geht er breit und wuchtig über die Platten des

Hausganges. Aber er ruft doch nicht Fräulein Anna. Er überlegt sich das anders. Erstens hat die Schwester dem Kaplänchen, bevor er den Heimweg antritt, noch ein gediegenes Abendessen zu bereiten; und dann kam die irdische Speise bei einer Schwerkranken doch erst an zweiter Stelle. Die himmlische muß vorangehen. Es wäre gut, wenn er sich selber von dem Stand der Dinge überzeugte, ob nicht ein Versehgang heute noch notwendig war? Und zwar gleich! Jetzt ruft er doch nach der Schwester. Sie soll ihm den schwarzen Rock bringen, den bessern! ‚Den zum Versehgang?' fragt die Pfarrschwester bestürzt; ‚is es was mit der Hottebacherſch?'

‚Mr muß nachsehen,' sagt er kurz und amtlich. Da weiß die Pfarrschwester Bescheid, er ist auch für sie jetzt der Pastor und nicht der Herr Bruder. Aber sie gibt ihm die leise Bitte mit auf den Weg, womöglich zum Abendessen zurück zu sein, es gebe junge Tauben mit Kompott. Also womöglich!

Ein Kopfnicken. Der Herr Kaplan möge entschuldigen —. Aber die Seelsorgerpflicht —! O bitte, gern, gern. Nur ja die Pflicht nicht beiseite lassen wegen ihm! Kaplänchen müßte sich die peinlichsten Gewissensbisse machen. Er hat schon sowieso mit Skrupeln zu kämpfen, z. B. bei der heil. Wandlung.

Der Pastor marschiert in die Flur und denkt, so hatte er als junger Schwarzrock auch seine Gewissensängsten. Mit den Jahren wird man weitherziger, besonders auf dem Lande. Die Luft weht so frisch und gesund und stäubt das Ungesunde und Grämliche aus der Seele. Aber manchmal steigen ihm doch noch die Gewissensbeschwerden. Er fühlt sich dann aufgerüttelt von einer Stimme, die sagt: In erster Linie bist du Seelsorger und dann erst Landwirt!

Man kann das vergessen unter Bauern. Sie haben mehr den Landwirt als den Pastor nötig. Das Sterben besorgen sie schnell. Man merkt's kaum. Wenn sie ins Bett verlangen, ist's auch schon der Tod. Mit der Hottenbacherſch ist das anders. Sie ‚quâtscht!' Man glaubt ihr's Sterben nicht mehr. Er, der Pastor, auch nicht. Er hat es sich all die Zeit zur Beruhigung gesagt. So war er der Pflicht überhoben, zu den drei Birken Krankenbesuche zu machen. In ein ‚solches' Haus vermeidet ein Pastor einzutreten. Das ist nun einmal so. Ein Stellvertreter darf nicht zu Zöllnern und Sündern gehen. Nur die Auserwählten der Gemeinde empfangen, gleichsam als Lohn für ihre Tugend, seine Besuche. Was demnach einerseits als Belohnung dünkt, darf anderseits nicht herabgewürdigt werden.

Aber wie gesagt, man fühlt sich manchmal wie geschoren und entblößt von aller Bemäntelung, und in solcher Verfassung betritt der sohrener Pastor den Hof.

Adam ist beim Stallmisten, hat den Karst in eine klumpige Dunglage eingehauen und schleppt sie hinter sich her. Beim unerwarteten Anblicke des Pastors läuft er in den Stall zurück und ruft gedämpft nach Ameï. Die richtet sich vom Schweinekober auf, trocknet im Davongehen die Hände an der aus einem Salzsack hergestellten Schürze, sagt den üblichen Gruß ganz erschrocken, ganz verwundert.

‚Wie ist's mit der Frâ, Ameï? Ich möcht' se doch schon heut' mal sehe.‘

‚Jo, och Gott, se werd sich verschrecke. Eich will dat Kätelche rufe, dat is bei'r.‘

‚Nä, et is in de Kich'!‘ ruft Adam vom Dunghaufen herunter. Und da ist das Mädchen schon am Fenster, kommt beim Anblicke des Pastors schnell heraus. Och Gott! er will zu ihr. Sie erwartet ihn erst am Morgen. Sie wird erschrecken. Und lügt: ‚Se schläft.‘

Der Pastor kennt das. Er beharrt. ‚Dann spazier' ich noch en bißchen hier herum und bete mein Brevier. Wenn se wach is, kannste mich rufe.‘ Kätelchen geht mit geneigtem Kopfe und brennend roten Backen. O weh! Da hat sie ein strenger Blick getroffen. Der Pastor weiß, sie hat gelogen. Sie schämt sich fürchterlich. Sie reißt die Türe auf und geht mit aufgeregtem Flüstern ans Bett. ‚Mueddderche, de Pastor is komm. Et is scheen vun'm, er möcht dir 'n Visit' mache!‘

Das Hautgefältel um der Kranken Augen weitet sich, strippt zurück. Die Augen drängen grell heraus. Durch die schlampernden Backen zerren die Nervenfäden. Aber die Frau faßt sich und sagt: ‚Dat is scheen, loß'n doch eruffkomme.‘ Kätelchen gibt am Fenster ein Zeichen. Auf der ungestrichenen Holztreppe schweres Tappsen. Da — vom Bette her ein Gurksen. Die Frau schluckt und wehrt sich. Sie will doch nicht erschrecken wie ein Sünder vor dem schwarzen Rock. Aber es drängt gewaltig herauf, das vom Schrecken und Entsetzen aufgejagte Blut. Es muß schlimm mit ihr stehen, sonst käm der Priester nicht noch am Abend. O, wie das klunkst — stößt! Ein Blutgeschmack läuft ihr in den Mund. Nun geht die Türe auf. Das schwere Atmen des Pastors. Mit knarrenden Stiefeln ans Bett. Ihre Blicke wehen zu ihm. Er trägt den tiefschwarzen, feierlichen Rock, nicht den grünschillernden und abgetragenen. Warum? Warum? Gelobt sei Jesus Chris—. Blauschwarzes Dunkel kreist vor ihren Augen, violette Strahlen zucken hinein. Sie tastet nach dem Taschentuch auf der Decke. Ihr Mund geht weit auf, es schießt Blut heraus. Die Frau versucht es aufzutupfen, es läuft ihr in den Ärmel der Nachtjacke hinein und sickert zwischen ihren Fingern durch. Dann liegt sie kraftlos. Kätelchen ist mit ausgebreiteten Armen über ihr, schreit nicht, sagt mit Zähneklappern: ‚Muedderche, Muedderche!‘ und denkt, der Anblick des Pastors erschrecke sie. So will sie den

schwarzen Schatten verdecken. Sie möchte ihn mit den Ellbogen hinwegstoßen. Jesus! Warum steht er da, breit und unverrückbar und um Worte verlegen, um sanfte, liebe, tröstende? Er ist der Pastor der Gesunden und der Sterbenden. Den Gesunden steht er bei mit Rat und Tat; die Sterbenden geleitet er mit schwungvollen Verheißungen zur letzten Reise. Aber was weiß er den Kranken, die noch nicht im Tode röcheln? Lieber Gott! die hat er eben nicht in der Gewohnheit. Also steht er und wartet.

Kätelchen haucht verzweifelte Gebete. Man ist jetzt an solche Blutungen gewöhnt. Man ruft nicht mehr das Haus zusammen. Aber es entsetzt sie noch immer. Sie hat ja am meisten zu verlieren. Wohin mit ihr?

In die hochgehende Brust der Frau kommt Ruhe. Sie winkt, man soll ihr ein reines Taschentuch bringen. Während Kätelchen an den Schrank läuft, schiebt der Pastor sich dicht ans Bett und schüttelt der Frau die Hand.

‚Et werd schon wieder besser gehn, Hottebachersch-Bas; nur nit et Gottvertraue verliere!‘

Sie nickt. Da Kätelchen sich über sie neigt, haucht sie: ‚Geb' dem Hähr Pastor 'n Stuhl!‘

Er setzt sich schwer. Er fragt, wo es wehe tue. — Och, eigentlich nirgends. Sie meint, manchmal zwischen Lunge und Magen, da — in dem Grübchen. Wenn sie drückt, hat sie ein Stechen. Hm! wahrscheinlich ein Magengeschwür. Wie es denn mit den Zähnen sei? Verkaut sie gut? Och, sie hat eine Masse Zahnlücken. Ei no, das ist's! Sie verkaut nicht gut. Da sei ein Mann gewesen — im Gebiet seiner ersten Kaplanstelle — der hat auch zeitlebens am Magen gelitten. Drauf ließ er sich neue Zähne einsetzen und wurde frisch und gesund und ist heute noch ein kräftiger Mann. Och, ob das die Möglichkeit wär? Ach, das müßt man probieren! Sie faßt und drückt Kätelchens Hand. Nit wahr? nit wahr? Für das Kind und das Jüngste möchte sie's noch ein paar Jährlein auf dem Hottenbacherhof aushalten. Der Pastor fährt fort: ‚Sehen Se, so muß man mit der Gnade Gottes mitwirken und sich nit nur auf Gottes Hülf' verlassen. Annerseits muß man awer auch nit vergesse, daß alle Hilf' von owe kommt. Darum wolle mir eine neuntägige Andacht fir Ihre Heilung anfange, un am neunte Tag leche Sie en Generalbeicht' ab, und kommunizière; nit, Hottebachersch-Bas?‘

Sie faltet die gelblichen Hände über der Bettdecke. ‚Dat is scheen, Hähr Pastor, dat is sehr scheen!‘

Befriedigt steht er auf. Sie ist vorbereitet und merkt's nicht. Am neunten Tage wird er ihr auch die letzte Ölung spenden. Schüttelt ihr kräftig die Hand und geht. Drunten stellt er sich an den dampfenden Herd. ‚Was kocht ihr denn als der Frâ?‘

Ameï sagt: ‚Morje wollt' eïch dat Kätelche in die Stadt schicke for Rindfleïsch ze kaafe. Heit will eïch'r Blutworscht in der Pann mache. Dat ißt se all' gäre.'

‚Pf! Dat is kein Friko für'n kranke Mage. Du mußt Süppcher mache, Ameï! — Nu, weißte wat, schick' das Kätelche jede Mittag zum Pfarrhaus. Da kann's dat Essen für die Frâ hole. — Was? Leche Euer Hinkel Fließeier?' Er deutet mit dem Stock auf die Anricht, wo in der Schüssel einige dünnschalige Eier liegen. ‚Ihr müßt'n Kalk oder zerkleinerte Eierschalen in't Futter streue; oder sperrt mal en Zeitlang de Hahn in. No, also du weißt et weche dem Essen, Ameï; adscheh'!'

Lautlos hinter ihm taucht Hottenbacher auf, lang, eingetrocknet; das rote, verschrumpelte Gesicht beständig grinsend, als sehe er in blendendes Licht. Mit einer einladenden Verbeugung — oder einer überspannten — wirft er die Türe zur Stube auf.

‚Bitte nur immer 'erin, Hähr Pastor! Wenn mr so lang nit meh' elo gewes' is, muß mr de Willkomm' begieße.'

‚Ich bin zu Ihrer kranken Frau gekomme!' sagt der Pastor scharf, geht dem Ausgang zu. Hottenbacher weinerlich hinter ihm her.

‚Jo, et is en trauriger Anlaß. Mr werd' selwer ganz krank vun der Geschicht'. No, uff'n annermal, wenn's lustiger hei is, Hähr Pastor, uff der Huchzeit vun unse Jäköb, nit wahr, Hähr Pastor? Adschehs, Hähr Pastor!' In die Küche zurücktretend: ‚Wenn de Paff weeß, dat et kei Wein meh' gitt, micht er sich hurtig enausr.'

Und wortkarg die Ameï: ‚Die Frâ hot wieder en Blutstorz kriet.'

‚Als schun wieder!' Und er räkelt sich auf der Bank in der Stube.

(Schluß folgt.)





Charles Darwin.

Von

Max Ettlinger.

Im Jahre 1809 erschienen in Frankreich und Deutschland gleichzeitig die beiden Werke, in denen der Entwicklungsgedanke erstmals auf die gesamte Lebewelt der Tiere und Pflanzen ausführlichere Anwendung fand: Lamarcks Philosophie zoologique und Okens Lehrbuch der Naturphilosophie; ihre Leitidee vermochte damals nicht durchzudringen. Aber im gleichen Jahre, am 12. Februar, ward zu Shrewsbury in England der Mann geboren, mit dessen Namen die Einbürgerung der Deszendenztheorie in den biologischen Wissenschaften sich für immer verknüpfen sollte: Charles Darwin. Er hat in seinem fünfzigsten Lebensjahr, also 1859, sein grundlegendes Hauptwerk über die Entstehung der Arten veröffentlicht und damit einen Kampf der Geister entfacht, der auch heute noch nicht auf der ganzen Linie endgültig entschieden ist.

Aber so viel läßt sich nach abermals fünfzig Jahren klar überblicken: Die Deszendenztheorie im eigentlichen Sinn, also die Lehre von der fortschreitenden Umwandlung der Arten, von ihrer gemeinsamen Abstammung aus niedriger organisierter Urformen ist ein tausendfach bewährtes und nach menschlichem Ermessen unveräußerliches Erkenntnisgut. Strittig ist nur noch im einzelnen die Zahl und der Umfang der organischen Stammbäume, und strittig ist vor allem das Wie der Entwicklung; also nicht die Tatsachen-, sondern die Ursachenfrage. Auch in dieser Hinsicht glaubte bekanntlich Darwin bereits die endgültige Lösung zu bringen: seine Selektionstheorie oder Lehre von der natürlichen Zuchtwahl will das Entstehen der Artunterschiede (zwar nicht einzig, aber ganz vorwiegend) ableiten aus der Anhäufung nacheinander auftretender geringfügiger, nützlicher Formveränderungen, denen der Kampf ums Dasein allein Fortleben und erbliche Übertragung gewährt. Dieser ‚Darwinismus' im engeren und eigentlichen Sinn ist heute augenscheinlich auf den meisten Punkten im Rückzug begriffen und darf als eine verlorene Gesamtposition bezeichnet werden, wenn auch die Selektionstheorie auf vielen Einzelgebieten keineswegs des Erklärungswertes entbehrt und daher als Hilfshypothese voraussichtlich fortleben wird.

Leo Samberger pinx.

Ein Kunsthistoriker.



Für Darwin selbst, der bereits vor dem nachdrücklichen Durchdringen dieser Begriffsklärung, i. J. 1882 gestorben ist, wäre dieses Schicksal seiner eigentümlichsten Lieblingstheorie, die er für unlöslich mit dem allgemeinen Entwicklungsgedanken verkettet hielt, fraglos eine schmerzliche Enttäuschung gewesen. Aber er würde sich den Gründen seiner wissenschaftlichen Gegner, denen er in seinen späteren Werken ohnehin wachsende Zugeständnisse machte, schwerlich auf die Dauer verschlossen haben. Denn er suchte sich, abstechend von gar manchem seiner Jünger, allzeit freizuhalten von den leidenschaftlichen Vorlieben und Befürchtungen des theoretischen Fanatikers. So hat er sich bereits bei der Aufstellung seiner Pangenesistheorie, durch die er die Vererbungstatsachen näher verstehen wollte, auf ein Wort Whewells, des Geschichtschreibers der induktiven Wissenschaften, berufen: ‚Hypothesen können der Wissenschaft oft von Nutzen sein, wenn sie auch einen gewissen Teil Unvollständigkeit und selbst Irrtum einschließen.‘ Dieses Verdienst einer reichen wissenschaftlichen Nutzanregung kann erst recht den Darwinschen Haupttheorien, der Deszendenz- wie auch der Selektionslehre, von niemandem abgesprochen werden, mag man auch deren Irrtumsgehalt noch so scharf anklagen. Darwin ist mit vollem Recht von seinem würdigsten Schüler Romanes* als ‚der große Organisator der biologischen Wissenschaften‘ bezeichnet worden, der in den Vorstellungen seiner Fachgenossen von ihrer Arbeitsmethode den fruchtbarsten Umschwung hervorgerufen hat. Er hat mehr als alle anderen dazu beigetragen, daß an Stelle des nur äußerlichen Beschreibens der organischen Formen, an Stelle des selbstgenügsamen Klassifizierens in Herbarien und Museen wieder überall die Beobachtung der lebendigen Natur trat, die ständige gegenseitige Verständnissteigerung des Studiums von Form und Funktion, von Anlage und Betätigung. Eine solche nachhaltige Neubefruchtung weiter wissenschaftlicher Arbeitsfelder bedeutet weit mehr noch als eine bloße Zuhäufung zu unserer Erkenntnismenge; und eben hierdurch unterscheiden sich die bahnbrechenden Geister von dem nacherntenden und nachjätenden Troß.

Nicht immer stimmt mit dem Rangunterschied des wissenschaftlichen Verdienstes derjenige des menschlichen Wertes überein. Aber im allgemeinen darf man doch annehmen, daß für wirklich wegweisende geistige Leistungen auch eine Persönlichkeit eingesetzt wird, die das Mittelmaß mindestens nach einigen Richtungen erheblich überragt. Für Darwin trifft diese Regel nach dem Zeugnis aller derer, die ihn kannten, und nach den Merkmalen, die aus seinen Werken, Briefen und den für seine Kinder niedergeschriebenen Lebenserinnerungen zu uns sprechen, besonders deutlich zu; und zugleich gewährt das Bild seiner Persönlichkeit so viel eigenartige und gerade für den wissenschaftlichen Menschen der neuesten Zeit bezeichnende Züge, daß wir auch für

* In dem dreibändigen Werk ‚Darwin und nach Darwin‘; deutsch 1892—99. Als Hauptquelle dienten ferner Darwins sämtliche Werke und ‚Leben und Briefe‘, herausgegeben von seinem Sohn Francis Darwin. Auch Ernst Krauses Schrift: ‚Darwin und sein Verhältnis zu Deutschland‘ (1885) ist zu nennen.

das Verständnis von Darwins Lehren, ihren Erfolgen und Fehlschlägen, aus einer Charakterstudie ihres Urhebers manchen Aufschluß erhoffen dürfen.

Darwin entstammt einer altangesehenen Ärztensfamilie, der es auch an bedeutsamer wissenschaftlicher Tradition nicht gebricht. Sein Großvater väterlicherseits, Erasmus Darwin, zählt durch seine Zoonomia (1794) zu den frühesten Vertretern des Entwicklungsgedankens. Der Enkel hat dieses Werk gekannt, aber es wegen des darin obwaltenden ‚Mißverhältnisses zwischen der Spekulation und den mitgeteilten Tatsachen' nicht dauernd geschätzt. Daß seine eigene Geistesart mehr für empirische als theoretische Beweisführungen geschaffen sei, ließ sich schon bei dem Schulknaben vielfältig erkennen. Dem humanistischen Unterricht, dessen Anforderungen er nur mangelhaft entsprach, bewahrte er zeitlebens die ausgesprochenste Abneigung; für Gedankengänge abstrakter Art, für mathematische und zumal philosophische, sprach er sich selbst oft genug die rechte Befähigung ab. Um so stärker entfaltete sich bereits in frühen Jugendjahren sein Sammeleifer an Pflanzen, Insekten, Muscheln, Eiern, Münzen u. dgl.; eine Leidenschaft, die, wie er später schrieb, ‚den Menschen dazu führt, ein systematischer Naturforscher, ein Virtuose oder ein Geizhals zu werden.' Dazu gesellte sich bereits in den letzten Collegejahren und dann während der ganzen Studentenzeit eine passionierte Jagdlust, die sich zunächst auf minder waidgerechte Art betätigte, so daß der Vater schalt: ‚Du hast kein anderes Interesse als Schießen, Hunde und Ratten fangen, und du wirst dir selbst und der ganzen Familie zur Schande,' die aber späterhin seine Vertrautheit mit dem Naturleben wesentlich nährte und steigerte. Am höchsten schätzte er selbst rückblickend die freie chemische Laboratoriumsmitarbeit, zu der ihn sein älterer Bruder gegen allen damaligen Schulbrauch anleitete: ‚Dies war das beste Stück meiner Erziehung auf der Schule, denn es zeigte mir praktisch die Bedeutung experimentaler Wissenschaft.'

Der Studieneifer Darwins nahm auch auf der Universität keinen sonderlichen Aufschwung, zumal da er sich zu keinem Brotberuf genötigt wußte und es vorzog, einen großen Teil seiner Zeit dem Jagen, Reiten, feuchtfröhlicher Lustbarkeit, aber auch poetischen und musikalischen Genüssen zu widmen. Dazu kam die baldige Aufgabe des anfänglichen Medizinstudiums zu Edinburgh, da er den Anblick der Operationen — damals noch ohne Chloroform — nicht zu ertragen vermochte. Er ließ sich dann, wohl mehr der Familie zuliebe als aus eigenstem Antrieb, aber jedenfalls ohne tiefere Skrupel, in Cambridge 1828—31 der theologischen Fakultät zuschreiben, in der er auch zum Schlusse sein Examen ablegte. Mochte ihm auch später angesichts der heftigen Angriffe der anglikanischen Orthodoxie der Gedanke ‚spaßhaft' erscheinen, daß er selbst einmal beabsichtigte, Geistlicher zu werden, damals jedenfalls bei seiner unerschütterten Gläubigkeit ‚an die strikte und wörtliche Wahrheit jedes Wortes in der Bibel', war ihm der Ausblick auf ein stilles Landpastorendasein mit naturwissenschaftlicher Lieblingsbeschäftigung recht einladend. Ihm selbst blieb zunächst das Nebenstudium der Zoologie und Geologie eine

Liebhaberei, da ihn die einschlägigen Vorlesungen durch ihre Langweiligkeit abschreckten. Sein nun auf die Käferwelt konzentrierter Sammeleifer wuchs freilich so hoch an, daß er noch nach vielen Jahrzehnten des ‚unauslöschlichen Eindrucks'. einiger Prachtexemplare auf seine Seele gedenkt und immer wieder gerade diese Erinnerungen mit den Freunden, die er damals angesteckt hatte, fröhlich austauscht; aber es genügte ihm vorerst, die Arten zu kennen und zu benennen, an ein Zergliedern seiner Käfer dachte er noch nicht, obwohl er bereits in Edinburgh an einigen Seetieren die anatomischen Anfangsgründe erlernt und auch bereits eine kleine biologische Entdeckung gemacht hatte. Ein tieferes Interesse und den Ehrgeiz zu größeren Einzelleistungen rief in ihm zuerst die Lektüre einiger klassischer Literaturwerke wach, der Reisebeschreibung A. von Humboldts und der Einleitung in das Studium der Naturwissenschaft von Herschel, vor allem aber das freundschaftliche Schülerverhältnis zu dem namhaften Botaniker der Universität, dem edlen Henslow. Dieser erkannte zuerst die Begabung Darwins, veranlaßte ihn im letzten Jahr zu einem intensiveren theoretischen und praktischen Geologiestudium und führte schließlich die entscheidende Wendung in seiner Laufbahn herbei.

An Bord der kleinen Brigg ‚Beagle', die Ende 1831 von Devonport in See ging, um im Auftrag der englischen Regierung die Fahrstraßen und Küsten Patagoniens und des Feuerlands, Chiles, Perus und einiger Südsee-Inseln genauer aufzunehmen und eine Reihe chronometrischer Maßbestimmungen rund um die Erde auszuführen, sollte auch ein Naturforscher genommen werden. Die Wahl fiel dank Henslows Fürsprache auf Darwin, der später den Antrittstag der Reise, die ihn volle fünf Jahre der Heimat ferne hielt, als sein zweites Geburtsdatum bezeichnete, an dem auch seine Absicht, Geistlicher zu werden, eines natürlichen Todes gestorben sei. Welche Bedeutung er dieser Reise für seine ganze fernere Entwicklung zuschrieb, besagen am besten die Worte der Autobiographie:

> ‚Die Reise des „Beagle" ist das bei weitem bedeutungsvollste Ereignis in meinem Leben gewesen und hat meine ganze Karriere bestimmt .... Ich habe stets gefühlt, daß ich der Reise die erste wirkliche Zucht oder Erziehung meines Geistes verdanke; ich wurde darauf geführt, mehreren Zweigen der Naturgeschichte eingehende Aufmerksamkeit zu widmen. Dadurch wurde meine Beobachtungskraft geschärft, obschon sie immer ordentlich entwickelt war. Von viel größerer Bedeutung war die Untersuchung der geologischen Verhältnisse der Orte, welche wir besuchten, da hier urteilen und schließen mit ins Spiel kam.'

Die Geologie erschien ihm auch nach einem Brief von 1835 noch ‚als eine vorzügliche Wissenschaft für den Anfang, da sie nichts weiter nötig hat als Lesen, Denken und Klopfen.' Während der Fahrt vertiefte er an Hand von Lyells Grundwerk zunächst seine theoretischen Vorstellungen und fand bald an den Gebirgen wie den Ebenen Südamerikas die reichste Gelegenheit zur praktischen Anwendung. Indem er mit dem geologischen Hammer den Schichtenbildungen nachforschte und von den wechselvollen Schicksalen einer

jeden Formation, ihren Hebungen und Senkungen ein Bild gewann, erhielt er zugleich die Grundvorstellungen jener Lebensbedingungen, unter denen die eingeschlossenen Fossilien für ihre Entwicklung den Boden fanden und wieder schwinden sahen. Zu den eigenen rein geologischen Neuerkenntnissen, die vor seinen zoologischen reiften, hatte er durch Lyell so glücklich Anleitung erlangt, daß hier die Theorie der Tatsachenprüfung nicht selten weit vorauseilte. Seine heute noch anerkannte Lehre von der Entstehung der Korallenriffe, die er, ausgehend von der allmählichen Senkung des Meeresbodens, im also betitelten Werke von 1842 entwickelte, hatte er bereits an der Westküste von Südamerika im Grundriß ausgedacht, noch ehe ihm ein echtes Korallenriff zu Gesicht kam. Erst während des späteren Teiles der Reise konnte er sie durch sorgfältige Untersuchung verifizieren und weiter ausbauen.

Hilfloser stand er zunächst der unübersehbaren Menge zoologischer Tatsachen gegenüber. Noch in seinem höchst anregenden Bericht von der Reise eines Naturforschers um die Welt (1845), obwohl dies formal sein vollendetstes Werk ist, macht sich in der Auswahl der andrängenden Stofffülle eine gewisse Ratlosigkeit geltend. Umso mehr galt dies für die wissenschaftliche Verwertung. Ihm schwindelte angesichts der Menge von Arten und Unterarten und er verzweifelte zunächst noch daran, jemals mehr als ein Sammler und Beobachter auf diesem unübersehbaren Wissensfeld zu werden. Er beruft sich dabei auf die ‚echten Baconsche Grundsätze', nach denen es ohne irgend eine Theorie Tatsachen zu sammeln gelte. Als aber das in die Heimat vorausgesandte Material bei Gelehrten wie Sedgwick, Henslow u. a. hohe Anerkennung fand, da kam er allmählich auch von der allzu bescheidenen Selbsteinschätzung seiner Forscherarbeit zurück, und in seinem Geiste kristallisierten allmählich die ersten gedanklichen Beziehungen aus, die später zu seinen umfassendsten Theorien erwachsen sollten: In einer geologisch jungen Schicht, dem Pampasschlamm Patagoniens, entdeckte er die fossilen Überreste ausgestorbener riesenhafter Tierformen, deren Bau mit den noch lebenden Gürteltieren und Faultieren weitgehende Übereinstimmungen zeigte.

Sein Tagebuch sagt hierzu:

> ‚Diese wunderbare Verwandtschaft zwischen den lebenden und den ausgestorbenen Tieren eines und desselben Kontinents wird unzweifelhaft noch später mehr Licht auf das Erscheinen organischer Wesen auf unserer Erde, sowie auf ihr Verschwinden von derselben werfen, als irgend welche andere Klasse von Tatsachen. Es ist unmöglich, über den veränderten Zustand des amerikanischen Kontinents ohne das tiefste Erstaunen nachzudenken. Früher muß er von großen Ungeheuern gewimmelt haben. Jetzt finden wir bloße Zwerge im Vergleich mit den vorausgegangenen verwandten Arten.'

Beim Durchstreifen des Kontinents nach Süden zu wurde ihm immer auffälliger, daß je nach den verschiedenen Breitegraden und den entsprechend wechselnden klimatischen und sonstigen Lebensverhältnissen verwandte Tierarten einander vertreten, und sein vergleichender Blick schweifte gelegentlich auch schon nach anderen Erdteilen, zumal nach Afrika hinüber, wo ähnliche Grund=

verhältnisse in den verschiedenen Breiten sich zeigen. Auch für den zeitlichen Wechsel der Tierformen entsprechend den veränderten Existenzbedingungen ergaben sich mancherlei Anhaltspunkte: die Nachwirkungen der großen Dürre von 1827—1833 auf die gesamte Organismenwelt, die Verdrängung einheimischer Tier- und Pflanzenarten durch die von den Europäern eingeführten auf meilenweiten Flächen und schließlich der Existenzkampf der Menschenrassen selbst, deren stärkere eingewanderte die schwächere eingeborene unterdrückt.

Daß sich nicht nur die Körperformen, sondern auch die instinktiven Verhaltungsweisen der Tiere in der Folge der Generationen verändern, dafür hatte Darwin schon auf der Seefahrt unterwegs die ersten Beispiele kennen gelernt, da die Vögel einsamer Inseln ohne Scheu den Menschen herankommen und sich mit Stöcken erschlagen ließen. Eine ganze Reihe veränderter Instinkte lernte er dann in Südamerika kennen, bei den Schäferhunden, die von Jugend an die Herde umkreisen, an der Zahmheit der Straußenherden, der aasfressenden Falken u. a. m. Und selbst beim Menschen, den er in der Sklaverei gleichsam zum Haustier der überlegenen Rasse herabgesunken fand, sah er ursprünglichste Triebe der Menschennatur erstorben oder gänzlich verändert: Kräftige Männer lassen sich widerstandslos ins Gesicht schlagen, ohne Gegenwehr von Frau und Kindern trennen. ‚Man kann wohl sagen,' so schrieb damals der weichmütige Mann entsetzt in sein Tagebuch, ‚daß es für die Blindheit des Interesses und selbstsüchtiger Gewohnheiten keine Grenzen gibt.' Wir werden noch sehen, welche Nachwirkung gerade diese Wahrnehmungen, die ihn nach vielen Jahren noch im Traume peinigten, auf die Wandlung auch von Darwins Weltanschauung hatten.

Vorerst war sein Geist immer wieder ganz in Anspruch genommen von der Fülle naturwissenschaftlicher Beobachtungen und allen den Fragestellungen, die sich daraus ergaben. Seine keimenden Zweifel an der Unveränderlichkeit der Arten erhielten eine wesentliche Steigerung und wohl schon die endgültige Bekräftigung, als er auf der Rückreise die Tier- und Pflanzenwelt des Galapagosarchipels kennen lernte. Die eigentümlichen Formen der dortigen Fauna und Flora, z. B. der Riesenschildkröten, die der Inselgruppe den Namen gaben, zeigten eine augenscheinliche Verwandtschaft mit denen der über 600 Meilen entfernten südamerikanischen Küste, und doch auch wieder ihr eigentümliches Sondergepräge. Und abermals weichen auf jeder der durch starke Strömungen geschiedenen Inseln die Unterarten in geringerem Maße voneinander ab und es läßt sich kaum entscheiden, was man nur erst als Varietät, was schon als eigene Art anzusehen habe. Zudem ist keine von den Inseln im geologischen Sinne sehr alt; es kann sich also nicht um ursprünglich geschaffene Unterschiede handeln; die Tierwelt zeigt vielmehr offenbar erworbene Anpassungen an die von dem Ursprungsland abweichenden Lebensbedingungen. Von einer großen Eidechsenart z. B., dem sog. ‚Höckerkopf', nährt sich die eine Unterart noch mit Landgewächsen, die andre mit Meeralgen. Auf die meisten der genannten und viele ähnlichen Fälle hat sich Darwin später in seiner ‚Entstehung der

Arten' ausdrücklich gestützt. Das Idealbild, welches er dort im vierten Kapitel von dem günstigsten Auswirkungsgebiet der natürlichen Zuchtwahl entwirft, stimmt genau mit den Verhältnissen des südamerikanischen Festlands und der benachbarten Inselwelt überein.

Erst geraume Zeit nach Darwins Rückkehr kamen die tiefsten Anregungen aus seiner Reise zum Reifen. Äußere und vor allem innere Umstände bewirkten diesen Aufschub. Seine schwächliche, durch die Anstrengungen der Fahrt dauernd beeinträchtigte Gesundheit nötigte ihn fortan zu einem zurückgezogenen und strenggeregelten häuslichen Leben, dessen ganze Kraft er bei seinem Vermögenswohlstand der Wissenschaft widmen konnte. Zunächst lebte er noch einige Jahre in London, 1838—1841 auch als Sekretär der geologischen Gesellschaft tätig. Nachdem ihm aus der Ehe mit seiner Base Emma Wedgwood ein glückliches Familienleben erblüht war, ließ er sich 1842 endgültig in dem Landstädtchen Down unweit London nieder, das er fortan nur vorübergehend verließ, vornehmlich zur Teilnahme an wissenschaftlichen Veranstaltungen, einigemal auch zum Gebrauch eines Wasserheilverfahrens. In seinen Lebenserinnerungen faßt Darwin, nachdem er bis zu der Niederlassung in Down gelangt ist, den Kern seines Daseins selbst also zusammen:

‚Meine hauptsächlichste Freude und meine alleinige Beschäftigung während meines ganzen Lebens ist wissenschaftliches Arbeiten gewesen; und die mir durch derartige Arbeit werdende Anregung läßt mich für die Zeit mein tägliches Unbehagen vergessen oder drängt es wohl auch vollständig zurück. Aus meinem noch übrigen Leben habe ich daher nichts mehr zu berichten, mit Ausnahme der Veröffentlichung meiner verschiedenen Bücher.'

Über Darwins Tagesordnung verdanken wir seinem Sohne und Biographen Francis, der in den letzten acht Jahren sein eifriger Mitarbeiter war und heute zu den geschätztesten Botanikern zählt, lehrreichen Aufschluß. Darwin erhob sich frühzeitig und machte, ehe er gegen 8 Uhr sein Frühstück nahm, regelmäßig eine kurze Promenade. Von 8 bis 9½ und wieder von 10½ bis 12 Uhr ist angestrengte Arbeitszeit, von der keine Minute verloren gehen darf. In der Zwischenpause sieht er die Post durch und läßt sich aus einem Romane vorlesen. Die Mittagszeit von 12 bis 3 widmet er zunächst Beobachtungsgängen in Garten und Feld, bei denen er wohl einmal so unbeweglich stehen bleibt, daß junge Eichhörnchen an seinem Körper emporklettern, während das Muttertier auf dem Nachbarbaum Angstschreie ausstößt. Nach dem Vesperbrot liest er unter politischem Glossieren und Raisonnieren seine Zeitungen und beantwortet alle Briefe, bei der Höflichkeit seines Herzens auch die unnützesten Zuschriften. Von 3 bis 4 läßt er sich wieder aus einem Roman vorlesen, der immer eine interessante Intrige enthalten und einen guten Ausgang nehmen muß. Auf die künstlerischen Qualitäten kam es Darwin weniger an, da er allmählich jede Freude an der Poesie verlor. Ein Jahr vor seinem Tode bekannte er:

‚Jetzt kann ich es schon seit vielen Jahren nicht ertragen, eine Zeile Poesie zu lesen; ich habe vor kurzem wieder versucht, Shakespeare zu lesen, ich fand

ihn aber so unerträglich langweilig, daß es mich zum Übelsein brachte. Ich habe auch meinen Geschmack für Gemälde und Musik beinahe verloren.'

Nach der Romanlektüre folgte wieder eine kurze Promenade und dann noch eine nachmittägliche Arbeitsstunde von $4\,{}^1/_2$ Uhr an; der Rest des Tages gehörte wissenschaftlicher und unterhaltender Lektüre und der Familie, an der er mit Zärtlichkeit hing. Allzeit war er ein besorgter und pünktlicher Hausvater und ein Wohltäter seiner Mitbürger, hierin mit dem Ortspfarrer Hand in Hand arbeitend. Als sein Einkommen durch die erstaunliche Verbreitung seiner späteren Werke erheblich wuchs, bestimmte er den Überschuß zur Förderung wissenschaftlichen Fortschritts, so zuletzt noch für den großen Kew-Index der Pflanzennamen. In einem späten Nachtrag zu seinen Lebenserinnerungen kommt dieser altruistische Zug in Darwins Charakter als der neben seinem Forschungsdrang stärkste zum Ausdruck:

,Was mich selbst betrifft, so glaube ich, daß ich recht gehandelt habe, stetig der Wissenschaft zu folgen und ihr mein Leben zu widmen. Ich fühle keine Gewissensbisse, irgend eine große Sünde begangen zu haben, ich habe aber sehr oft bedauert, daß ich meinen Mitgeschöpfen nicht mehr direkt Gutes getan habe.

Die Jahre von der Heimkehr bis zur Niederlassung in Down widmete Darwin vor allem einer ersten Sichtung seiner bisherigen Forschungsergebnisse, zu deren Veröffentlichung ihm die englische Regierung eine Subvention von Mk. 20 000 zuwies. Die erste Reihe seiner Einzelpublikationen handelt fast ausschließlich beschreibend von geologischen Gegenständen, und auch über die einschlägigen theoretischen Fragen kam sich Darwin, da er zunächst in unmittelbarem Gedankenaustausch mit Lyell und anderen hervorragenden Fachmännern blieb, verhältnismäßig rasch ins Klare. Immerhin ließ er sich auch auf diesem Gebiet bis zur Publikation der letzten zusammenfassenden Werke, in denen er seine eigenen, vielfach neuen theoretischen Grundergebnisse entwickelte, sechs bis zehn Jahre Zeit. Der bereits erwähnten bedeutsamsten Schrift über die Korallenriffe folgten zunächst ,Geologische Beobachtungen über die vulkanischen Inseln' (1844) und schließlich ,Geologische Beobachtungen über Südamerika', deren Theorien sich aber nur teilweise als haltbar erwiesen haben. Hier kommt vor allem die neue gedankliche Methode in Betracht, der sich Darwin mit diesen Arbeiten zuwandte. Er wollte nicht mehr nur Sammler sein, wie einst als Student in Cambridge, auch nicht mehr nur Sammler und Beobachter, wie während der Fahrt auf dem Beagle, sondern nunmehr ein selbständiger Theoretiker, d. h. er wollte das gesammelte und beobachtete Material auch verstehen und erklären, zu den allgemeinen Gesetzen durchdringen, die sich dem Überblick der Tatsachen erschließen. Vor einer übereilten Aufstellung ungeprüfter Fantasievorstellungen behütete ihn dabei die mehr kritische, als produktive Neigung seines theoretischen Sinnes. Er hatte, wie sein Sohn sagt, einen wahren ,Instinkt, Ausnahmen festzuhalten', und er selbst bezeugte es als seine

,goldene Regel, daß ich, sobald ich nur immer einer veröffentlichten Tatsache begegnete oder mir eine neue Beobachtung oder ein Gedanke vorkam, welcher

mit meinen allgemeinen Resultaten in Widerspruch stand, ohne Aufschub und auf der Stelle mir eine Notiz davon machte; denn ich hatte aus Erfahrung gefunden, daß derartige Tatsachen und Gedanken viel mehr geneigt sind, dem Gedächtnisse wieder zu entfallen, als günstige. Infolge dieser Gewohnheit sind sehr wenig Einwürfe gegen meine Ansichten erhoben worden, welche ich nicht wenigstens erwähnt und zu beantworten versucht hätte.'

Bei solchem Arbeitsgrundsatz hat Darwin die Verzögerung einer Publikation immer als einen Vorteil betrachtet und sich selbst zu einer besonderen Tugend die Geduld angerechnet, ‚für jede beliebige Anzahl von Jahren über irgend ein unerklärtes Problem nachzudenken und zu grübeln'.

Weit mehr noch als auf geologischem Gebiet fand er auf dem zoologischen Gelegenheit, diese Geduld zu betätigen. Die Herausgabe seiner zoologischen Reiseergebnisse erfolgte in der üblichen Weise derart, daß eine jede Tierklasse von einem Spezialisten bearbeitet wurde und Darwin selbst jeweils nur die allgemeine Einleitung verfaßte. So erschien zunächst 1843 der erste Teil des Sammelwerks ‚The zoology of the voyage of H. M. S. Beagle' über die Wirbeltiere, in deren Bearbeitung sich fünf Zoologen teilten; erst später allmählich die Ausbeute an Wirbellosen und schließlich an Pflanzen. Bei der Vorbereitung dieser Sammelbände hatte Darwin zur Genüge Gelegenheit, die Lücken und Mängel seiner bisherigen biologischen Bildung zu erkennen und er besaß die staunenswerte Energie und Geduld, sich zunächst acht Jahre lang ganz vorwiegend der Bearbeitung eines zoologischen Spezialgebiets zu widmen, um hierdurch die versäumte Lehrzeit nachzuholen. Das Ergebnis seiner Mühe war die Monographie über die bekannten [lebenden] Cirripedien (1851—54), zwei dicke Bände, denen noch zwei dünnere über die fossilen Mitglieder dieser Formenreihe folgten. Für die darin behandelte Tiergruppe der ‚Rankenfüßer', einer Unterordnung der Krebstiere, deren bekannteste Vertreterin die Entenmuschel ist, blieb das Werk bis heute ein grundlegendes. Erst von nun an hat sich Darwin als einen geschulten Naturforscher betrachtet.

Bei dieser Spezialarbeit hatte unser Forscher die Grundsätze einer natürlichen Klassifikation praktisch bis ins einzelnste kennen gelernt und damit eine notwendige Vorarbeit getan auch für die Ergründung jenes theoretischen Problems, das immer mehr in den Mittelpunkt seines Interesses rückte, des Artproblems. Wir erinnern uns der richtunggebenden Anregungen, welche er hierzu bereits auf seiner Reise empfing; und über seine kritische Stellung zu der bisherigen Problemantwort war sich Darwin rasch im klaren. Gegenüber der bisher behaupteten Unveränderlichkeit der Spezies stand ihm ihre Veränderlichkeit bereits 1837 als vorläufige Hypothese fest und er begann in umfassendem Maße Beispiele zu deren Beleg zu sammeln. Schwieriger fiel die positive Beantwortung der Frage, welches dann die Ursachen der angenommenen Veränderungsvorgänge seien. Auch diesbezüglich war sich Darwin rascher über ein Nein als über ein Ja im reinen. Die von seinem Vorläufer in der Vertretung der Deszendenztheorie, von Lamarck aufgestellte Theorie verwarf er zunächst rundweg: ‚Der Himmel bewahre mich vor Lamarckschem

Unsinn!' heißt es in einem Brief an Hooker. Lamarcks Lehre besagt bekanntlich, daß Tiere und Pflanzen durch eine aktive Selbstanpassung an ihre äußeren Lebensbedingungen zur allmählichen Formenwandlung gelangen, indem die durch zweckmäßigen Gebrauch oder Nichtgebrauch hervorgerufenen Abänderungen der Struktur sich auf die Nachkommen vererben und stetig steigern.

Diese Theorie mußte Darwin aus verschiedenen Gründen von vornherein unsympathisch sein, aus halb unbewußten Motiven philosophischer Art, die wir erst bei einem Rückblick auf seine gesamte Weltanschauung begreifen können, und aus klarbewußten Überlegungen naturwissenschaftlicher Art, unter denen ihm die eine obenan stand: Lamarcks Theorie ließ sich nicht in der unmittelbaren Beobachtung bewahrheiten, es fehlte an beglaubigten Fällen einer Vererbung erworbener Eigenschaften. Darwin mußte aber bei seinem empiristischen Respekt vor den unmittelbar beobachteten Tatsachen (an der Richtigkeit eigner oder fremder Beobachtung zweifelte er nie!) und bei seiner kritischen Scheu vor solchen Beobachtungen, die zu einer Theorie nicht gleich passen wollen, die möglichst unmittelbare Basierung auf ein sicheres Tatsachengebiet besonders am Herzen liegen. So wandte sich seine volle Aufmerksamkeit zunächst jenem engeren Bezirk zu, wo die historische Tatsächlichkeit stattgefundener Abänderungen über jeden Zweifel erhaben ist und auch der Abänderungsverlauf menschlicher Beobachtung unmittelbar zugänglich bleibt. Das gilt von den Varietäten der Haustiere und Kulturpflanzen, deren Studium er nun eifrig oblag und durch eigene Experimente bereicherte. Der Unterschied zwischen Varietät und Art machte ihm dabei wenig Schwierigkeit, da ihm derselbe, wie wir eben sahen, längst fließend geworden war. Bald war er sich über das Hauptmittel der künstlichen d. h. von Menschen gewollten Züchtung neuer Varietäten im klaren: Der Züchter wählt unter den geringfügigen bei seinen Zuchttieren oder -pflanzen stets vorzufindenden Abweichungen diejenigen aus, die bereits eine kleine Annäherung an ein (aus Nützlichkeits- oder Geschmacksrücksichten) erstrebenswertes Ziel bemerken lassen; man denke etwa an die Farbenschattierung einer Rose oder den Gewichtsumfang eines Schweines. Nur diese Vorzugsexemplare läßt der Züchter zur Fortpflanzung kommen und schaltet in jeder Generation alle Exemplare aus, denen die gewollte Abweichung fehlt. Durch dieses beständige Auswählen und Absondern läßt sich die vorgefundene Variation in erheblichem Maße steigern, und immer neue Varietäten werden auf diesem Wege der künstlichen Zuchtwahl erzielt. Wie läßt sich nun dieses aus den Verhältnissen der Domestikation gewonnene Schema auf die Zustände in der freien Natur übertragen? Die geringen Abweichungen, von denen der Züchter ausgeht, finden sich ja ohne weiteres auch hier; bei einigen sog. polymorphen Sippen, wie z. B. der Himbeere, sogar besonders häufig. Wer aber vertritt hier die Stelle des zielbewußten Züchters, wählt aus und sondert ab? Hierauf fand Darwin 1838 infolge der zufälligen Lektüre des Buches von Malthus über Bevölkerung seine bekannte Antwort: Der Kampf ums Dasein, wie ihn die Überproduktion an Nachkommenschaft notwendig hervor-

ruft, gewährt nur jenen Vorzugsexemplaren, die sich von ihren Stammesgenossen durch nützliche Abweichungen auszeichnen, eine gesicherte Fortexistenz; z. B. der Giraffe mit längerem Hals, die deshalb von höheren Bäumen das Futter erlangen kann, oder dem Hermelin mit reinerem Weiß des Winterkleides, welches eher dem Auge des Pelzjägers entgeht. Ohne aktive Anpassung der Organe schaltet in solchen Fällen der Kampf ums Dasein allmählich im langen Lauf der Zeiten die mindertauglichen Mitbewerber aus und häuft bei den Überlebenden durch Vererbung die nützlichen Vorzüge. Die Grundzüge dieser Theorie hat Darwin bereits 1842 in einem 32seitigen Abriß skizziert, den er 1844 auf 230 Seiten erweiterte. Am 5. Juli dieses Jahres schreibt er an seine Gattin:

‚Ich habe soeben die Skizze meiner Speziestheorie beendet. Wenn, wie ich glaube, meine Theorie mit der Zeit selbst nur von einem kompetenten Beurteiler angenommen wird, wird es ein beträchtlicher Fortschritt der Wissenschaft sein.‘

Er ordnete dann für den Fall seines Todes die Übergabe alles Materials an einen geeigneten Herausgeber an. So sah er selbst noch das Bedürfnis einer langwierigen Begründung und Ausarbeitung seiner Leitgedanken voraus und selbst nach dem Verlauf von weiteren 14 Jahren — im ganzen also 20 Jahre nach der ersten Gedankenkonzeption — wäre er damit nicht an die weitere Öffentlichkeit getreten ohne die Dazwischenkunft eines merkwürdigen, aber bei wissenschaftlichen Fortschritten nicht seltenen Zusammentreffens. Nachdem er bereits seine Skizze längst einigen befreundeten Fachgenossen mitgeteilt hatte, wurde ihm nämlich 1858 ein Aufsatz des Zoologen Wallace bekannt, der sowohl hinsichtlich der Deszendenz als der Selektion die gleichen Grundgedanken enthielt. Beide Forscher entschlossen sich daraufhin, zunächst mit einem gemeinsamen Aufsatz vor die Fachgenossen zu treten, der am 1. Juli in der Linnean Society verlesen wurde; damals stellten sich bereits auch Autoritäten wie Lyell und Hooker in vieler Hinsicht auf seiten der Verfasser, ein weiteres Zeichen für die Reife namentlich des deszendenztheoretischen Grundgedankens. Darwin entschloß sich daraufhin, an Stelle des erstgeplanten mehrbändigen Werkes eine kürzere Zusammenfassung seiner Ideen zu geben und so erschien am 24. November 1859 die erste Auflage seines Hauptwerks, dessen — später ergänzter — Titel lautet: Die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl oder die Erhaltung der bevorzugten Rassen im Kampfe ums Dasein. Die erste Auflage von 1250 Exemplaren war am Tage des Erscheinens vergriffen, eine weitere von 3000 binnen Jahresfrist. Dieser Sensationserfolg, zu dessen Erhöhung scharfe Angriffe von den verschiedensten Seiten nur beitrugen, entsprang zweifellos vielfach nicht rein naturwissenschaftlichen Interessen, sondern vor allem dem Gegensatz der Weltanschauungen, der sofort in der Diskussion zutage trat, obwohl Darwin sein Möglichstes getan hatte, ihn auszuschalten oder wenigstens zurückzuschieben. Dies beweist u. a. eine briefliche Anfrage bei Lyell betreffs des Verlegers Murray:

‚Würden Sie mir raten, Murray zu sagen, daß mein Buch nicht mehr unorthodox ist, als es der Gegenstand unvermeidlich mit sich bringt; daß ich den Ursprung des Menschen nicht erörtere; daß ich keine Auseinandersetzung über die Schöpfungsgeschichte usw. usw. bringe und nur Tatsachen und solche Schlußfolgerungen aus diesen bringe, welche mir richtig zu sein scheinen?

Oder sagte ich Murray besser nichts in der Annahme, daß er gegen dies Maß von Unorthodoxie nichts einwenden kann, welche tatsächlich nicht mehr ist, als irgend eine zoologische Abhandlung, welche schnurstracks gegen die Genesis läuft.‘

Und die gleiche Absicht spricht aus der bekannten Schlußwendung in dem Werke selbst:

‚Es liegt etwas Großartiges in dieser Ansicht vom Leben, wonach es mit allen seinen verschiedenen Kräften von dem Schöpfer aus wenigen Formen, oder vielleicht nur einer, ursprünglich erschaffen wurde.‘

Es bleibe vorerst dahingestellt, ob in diesem Satze Darwins persönliche Weltansicht zum Ausdruck kam; auf die sachlichen Beziehungen seines Werkes zu Religion und Philosophie kommen wir noch zurück. Nur zur Erläuterung und Kritik der eigentlich naturwissenschaftlichen Grundaufstellungen sind zunächst noch einige Andeutungen nötig:

Zum Beweise der Deszendenz als historischer Tatsache stellt Darwin in der Hauptsache vier große Gruppen von Überlegungen an: solche morphologischer, embryologischer, tiergeographischer und paläontologischer Art. Die ersten drei dieser Gruppen schließen aus Verhältnissen der Gegenwart mittelbar auf solche der Vergangenheit zurück, nur die vierte paläontologische Gruppe ruft die erhaltenen Reste der vorzeitlichen Organismenwelt unmittelbar zu Zeugen auf. Darwin leugnet keineswegs, daß dieses Zeugnis ein sehr lückenhaftes ist, da eine große Zahl von Übergangsformen fehlt. Auf diese Lücken berufen sich auch heute noch die Gegner der Deszendenzlehre in allererster Linie, und dies mit Recht. Darwin selbst sieht darin den ‚deutlichsten und ernstesten Einwand.‘ Aber er glaubte ihn zu entkräften, indem er die Unvollständigkeit der geologischen Urkunden als eine natürliche Folge des Umstands nachweist, daß bisher nur ein verhältnismäßig geringer Teil der Erde durchforscht ist:

‚Wer diese Ansicht von der Unvollkommenheit der geologischen Urkunden verwirft, verwirft damit auch unsere ganze Theorie.‘

Daß aus dem vorläufigen Fehlen von Mittelgliedern keineswegs endgültig auf das plötzliche Erscheinen einer Tierform geschlossen werden darf, hat Darwin gerade bei den von ihm speziell durchforschten Cirripeden erfahren. Er hatte selbst mit innerem Unbehagen in seinem Werk über die fossilen sitzenden Cirripeden deren plötzliches formenreiches Auftreten in den ältesten Tertiärschichten feststellen müssen.

‚Es war eine arge Verlegenheit für mich, dem jähen Erscheinen großer Artengruppen selbst, wie ich wähnte, ein Beispiel zufügen zu müssen. Doch mein Werk war kaum veröffentlicht, als ein tüchtiger Paläontologe, Herr Bosquet, mir die Zeichnung eines vollkommenen Exemplares eines unverkennbaren sitzenden Cirripeden sandte, den er selbst den belgischen Kreidebildungen entnommen hatte.

[als einer Schicht, die älter ist als die tertiären. E.] Und als gälte es den Fall noch überraschender zu gestalten, war dieser Cirripede ein Chthalamus, eine sehr gewöhnliche und weitverbreitete Sippe, von der selbst in den Tertiärschichten bisher keine Art gefunden wurde. Später wurde von Woodward in der oberen Kreidebildung eine Pyrgoma entdeckt, ein Mitglied einer unterschiedlichen Subfamilie sitzender Cirripeden, so daß wir nun einen ausreichenden Beweis von der Existenz dieser Tiergruppe während der Sekundärzeit haben.'

Im Aufstellen tierischer Stammbäume hat Darwin zeitlebens eine viel größere Zurückhaltung bewahrt als Häckel, und dessen Aufstellungen des öfteren, z. B. in einem direkten Anschreiben vom 19. November 1868, als ‚zu kühn' abgelehnt. Auch über die Zahl der ursprünglichen Stammbäume äußerte er sich immerhin mit einer gewissen vorsichtigen Zurückhaltung. In Übereinstimmung mit mancherlei Briefäußerungen heißt es auch noch in seinem späteren Werk über das Variieren der Tiere und Pflanzen (1868):

‚Bei der Frage nach der Zahl der Urformen können wir zu dem Schlusse kommen, daß wenigstens alle Glieder derselben Klasse von einem einzelnen Vorfahren abgestammt sind . . . Da aber die Glieder völlig verschiedener Klassen etwas gemeinsames im Bau und vieles gemeinsame in der Konstitution haben, so führt die Analogie und die Einfachheit der ganzen Ansicht noch einen Schritt weiter und läßt es als wahrscheinlich erscheinen, daß alle lebenden Wesen von einem einzigen Prototyp abstammen.'

Darwin vergaß hierbei, daß die Einfachheit einer Ansicht keineswegs ohne weiteres als ein Beweis für ihre Richtigkeit gelten kann und daß auch alle Analogieschlüsse nur dann bindende Kraft haben, wenn aus den vernachlässigten Verschiedenheiten der verglichenen Analoga keine Gegenbeweise ableitbar sind. Ein großer Teil der morphologischen und der noch beträchtlicheren embryologischen Formverwandtschaften, aus denen Darwin ohne weiteres auf Stammesverwandtschaften schließt, kann hierfür nur mittels solcher sehr anfechtbarer Analogieschlüsse ins Feld geführt werden. Den stärksten einschlägigen Beweisgrund bieten die rudimentären Organe, d. h. Rückbildungen, wie sie z. B. bei den nutzlos gewordenen Augen vieler Höhlentiere stattgefunden haben. Aber auch hieraus folgen jeweils nur Verwandtschaftsbeziehungen engerer Tierkreise. Das gleiche gilt von den tiergeographischen Beweismitteln.

Das Schwergewicht seiner Beweisführung ist in Darwins Hauptwerk eigentlich, wie auch Romanes einmal hervorhebt, von der Deszendenz — auf die Selektionsfrage verschoben; den Autor leitete dabei wohl das Gefühl, daß hier die Beweisbedürftigkeit auch noch eine viel größere sei. Als oberstes Beweisthema für eine allgemeine Ableitung der Artunterschiede aus den Nützlichkeitsschritten der Zuchtwahl hätte sich Darwin eigentlich die Frage vorlegen müssen, ob denn alle qualitativen Unterschiede, in denen die Arten voneinander abweichen, sich auf quantitative Differenzen, und zwar dazu noch auf solche kleinsten Grades zurückführen lassen. Nun lassen sich zwar schließlich alle Strukturformen, wenn man die Zwischengrößen hypothetisch ergänzt, dermaßen nach Zahlwerten abstufen, aber bei den Funktionen der Or-

gane — man denke nur an den Ableitungsversuch des Auges aus einem primitiven Hautsinnesorgan — ist ohne qualitative Sprünge unmöglich auszukommen. Ebensowenig lassen sich die Nützlichkeitswerte der vorausgesetzten minimalen Änderungsfortschritte entsprechend abstufen. Die ersten Anfänge eines Organs, welches bei seiner vollen Ausbildung von hohem Nutzen ist, lassen sehr häufig überhaupt noch keinen Nützlichkeitswert erkennen. Gegen diesen Einwand, den bereits Darwins von ihm gefürchtetster Gegner Mivart formulierte, wußte er nur die Ausflucht zu ersinnen, daß mit den Abstufungen der Struktur wechselnde Funktionen verbunden seien. Damit ist natürlich die Schwierigkeit nur vervielfacht; denn sie gilt dann für jede der wechselnden Funktionen. Noch übler hinsichtlich der Abstufungsmöglichkeit als bei den Strukturen und ihren passiven Funktionen steht es bei den Instinkten, aus denen die aktiven Verhaltungsweisen der Organismen entspringen; und doch sind, wie Darwin selbst einmal schreibt, ‚die Instinkte für die Wohlfahrt einer jeden Art ebenso wichtig wie Strukturen.' Ein unvollkommen ausgebildeter Instinkt ist in zahlreichen Fällen nicht nur minder nützlich, sondern geradezu schädlich; er muß also sofort bei dem ersten Individuum, dem er eignet — man denke etwa an Fortpflanzungs- und Pflegetriebe — zur vollen Funktion gelangen.

Darwin hat diese und andere allgemeine Schwierigkeiten seiner Theorie bei seiner geringen Abstraktionsgabe fast nur als Einzelschwierigkeiten empfunden und ihnen daher zu entgehen geglaubt, indem er für Einzelfälle auch andere Ursachen der Abänderung: die Lamarcksche Übungsvererbung, die geschlechtliche Zuchtwahl — bei der ein aktives Mitwirken der wählenden Tiere stattfindet! —, die sog. Korrelation der Teile und schließlich auch einzelne plötzliche größere Entwicklungsschritte als gegeben annahm. Aber als Hauptmittel für die Abänderung der Lebensformen hat er zeitlebens die Selektion angesehen und diese Überzeugung öfters mit einem ihm sonst fremden Fanatismus betont, der schon von vornherein auch andere als nur rein wissenschaftliche Beweggründe vermuten läßt. In dem gleichen Brief an Lyell (10. Januar 1860), in dem er seinem Ärger über ‚diese verwünschten Millionen von Jahren,' deren vorausgesetzter Riesenbetrag in ihm doch nachträglich Bedenken wachrief, Ausdruck gibt, verlangt er auch einen ‚vollständigen Glauben an natürliche Zuchtwahl,' ehe man seine noch unveröffentlichten Beweisgründe für die Abstammung des Menschen ‚überhaupt anhören will.' Auch Darwin entbehrt also keineswegs jener dogmatischen Neigung, die bei vielen seiner Anhänger solche Formen annahm, daß selbst Romanes in seiner großen Apologie ‚Darwin und nach Darwin' darüber die unwirsche Äußerung tut:

> ‚Dieses wissenschaftliche Glaubensbekenntnis ist um keinen Deut weniger dogmatisch und intolerant, als es jener mehr theologisch gefärbte Glaube war, den es verdrängt hat.'

und feststellen muß, diese Geistesrichtung finde sich keineswegs nur bei oberflächlichen Popularisatoren, sondern auch bei manchem, der zwar auf irgend

einem Gebiet der Naturwissenschaft hervorragender Spezialist ist, dabei aber doch ‚nicht urteilsfähig' in den tieferen Fragen der Darwinschen Theorie. Aber selbst dieser intolerante Fanatismus hat nicht hindern können, daß eine immer wachsende Zahl der weitblickendsten Naturforscher sich von der Unzulänglichkeit der Selektionstheorie überzeugte und, zumal in Nordamerika, zum Neulamarckismus abschwenkte, der auch in Deutschland und England eine stets wachsende Anhängerzahl namentlich unter den Botanikern (Sachs, Pfeffer u. a.) gewann. Und selbst diejenigen, die den Darwinismus fortführen und konsequent ausbauen wollen, Weismann mit seiner Germinalselektion oder Roux mit seiner Histonalselektion, haben gerade durch ihre Ausdehnung des Selektionsprinzips auch auf das Innere des Einzelorganismus dessen selbstregulatorischer Fähigkeit, mithin einer Grundaufstellung des Lamarckismus, weitgehende Zugeständnisse gemacht. Darin sind sie übrigens nur Darwins eigenem Vorgang gefolgt, der in seinem zweibändigem Buche über ‚Das Variieren der Tiere und Pflanzen im Zustande der Domestikation' (1868), im wesentlichen einer Weiterausführung einiger Kapitel seines Hauptwerks, außer sonstigen Zugeständnissen an den Lamarckismus namentlich in der hier entwickelten Pangenesistheorie die Lamarcksche Übungsvererbung durch keimesgeschichtliche Annahmen vorstellbarer zu machen bestrebt ist.

Gerade das letztgenannte Werk, das in weiteren Kreisen weniger bekannt wurde, ist von den gelehrten Beurteilern mit viel größerer Einstimmigkeit hochgeschätzt worden und brachte ihm die Copleymedaille der Royal Society, die höchste wissenschaftliche Auszeichnung, die England zu verleihen hatte. Von ähnlich großer, vorwiegend fachwissenschaftlicher Bedeutung ist unter den späteren Werken namentlich noch dasjenige ‚Über die Wirkungen der Kreuz- und Selbstbefruchtung im Pflanzenreiche' (1876), dessen theoretischer Wert in dem Nachweis liegt, daß die Kreuzbefruchtung und die Trennung der Geschlechter überhaupt ein Mittel zur Erhöhung der Lebenskraft darstellt. Durch elfjährige experimentelle Arbeit hat Darwin diesen Nachweis geführt; hier wie bei allen seinen Experimenten mit den einfachsten Methoden und ohne viel komplizierte Instrumente die wichtigsten Ergebnisse erzielt.

(Schluß folgt)





Die Erdbeben im Lichte der modernen Forschung.

Von

Joh. Bapt. Messerschmitt.

Nichts gibt es, was uns sicherer zu sein scheint, als die Erdfeste, und doch kann auch diese zuweilen in Unruhe versetzt werden, eine Unruhe, die sich durch ein mehr oder minder heftiges Erzittern und Schwanken des Bodens bemerklich macht. Eine solche Erschütterung, deren Ursprung im Innern der Erde liegt, nennt man ein Erdbeben. In unseren Gegenden freilich sind diese selten und wenn sie auftreten, nur so geringfügiger Natur, daß sie vielfach gar nicht als solche erkannt werden. Das emsig pulsierende Treiben einer Großstadt vollends, mit seinem lebhaften Verkehr, seinen ununterbrochenen Fabrikbetrieben und seinem unaufhörlich dahinflutenden Leben bringt so viel Unruhe mit sich, daß nur dann ein Erdbeben beachtet wird, wenn es entweder außergewöhnlich stark ist, oder bei Nacht, nach dem Abflauen des Verkehrs, eintritt.

Doch ist diese Immunität, wenn man sich so ausdrücken darf, nicht überall gleich. Gibt es doch gewisse Gegenden, in denen so häufig Erdbeben auftreten, daß die Bewohner dagegen ganz abgestumpft werden. Hier ist in erster Linie das Land der aufgehenden Sonne, Japan, zu nennen. Gewisse Teile dieses jungen, aufstrebenden Kulturlandes werden alljährlich von Dutzenden Erschütterungen heimgesucht, die stark genug sind, um direkt gefühlt zu werden, aber doch nicht eine solche Heftigkeit erreichen, um irgend welchen merklichen Schaden anzurichten. Aber nicht nur die japanischen Inseln, sondern auch die meisten Inselgruppen, die sich von Asien nach Australien hinziehen, sind bekannte Erdbebengebiete, so die Philippinen, die Sundainseln, während die angrenzenden Festlandsküsten, ferner Borneo und der größte Teil von Neu-Guinea, soweit bis jetzt bekannt, recht bebenarm sind.

Auch der asiatische Kontinent besitzt Gebiete, die häufig der Schauplatz dieser gewaltigen Naturkräfte sind. Zunächst ist die Umgegend des Baikalsees zu nennen mit den Quellengebieten jener gewaltigen Ströme, die die weiten Gefilde Sibiriens bewässern, nämlich der Lena und des Jenissei. Dann folgt das Ursprungsgebiet des Ob, das Thian-Shan-Gebirge. Ihm schließt sich im Süden der mächtige, weitverzweigte, himmelansteigende Hima-

laya mit seinen Ausläufern an, die, von Hinterindien ausgehend, in großem Bogen Vorderindien vom Festlande abtrennen und sich fächerförmig gegen Westen verbreiten.

Diese Landschaft birgt die bekanntesten und gefürchtetsten asiatischen Bebenherde. Im Quellengebiete des Indus und des heiligen Ganges, im Pändschab, dem Fünfstromlande, sind Erdbeben etwas Gewöhnliches. Die Erdstöße brechen meist plötzlich mit einem lang hinrollenden Gedröhne, wie das Brausen eines unterirdischen Eisenbahnzuges herein und sind von einer Erschütterung begleitet, die das Geschirr erklirren läßt, an den Türen und Fenstern kräftig rüttelt und leichte Gegenstände umwirft. An sie ist der Inder dieses Gebietes so gewöhnt, daß er keine Furcht mehr davor empfindet. Er läuft höchstens rasch aus den niederen Häusern ins Freie und kehrt nach wenigen Augenblicken, wenn die Erschütterung vorüber zu sein scheint, wieder in seine Behausung zurück. Wohl der stärkste Bebenherd dieser Gegend ist Lahore, eine Stadt, die jetzt weit über 100000 Einwohner zählt. 1875 litt sie bereits beträchtlich durch Erdbeben, noch bedeutender aber in den Jahren 1897 und 1905, so daß die wundervollen Überreste von Architekturen aus Indiens großer Vergangenheit durch diese sich wiederholenden Katastrophen großenteils vernichtet wurden.

Dieses Resultat ist nicht zu verwundern, wenn wir vernehmen, daß das Beben von 1897 in einem Umkreis von 4½ Millionen qkm gefühlt wurde, also in einer Ausdehnung, die achtmal diejenige von ganz Deutschland ausmacht. 1905 lag das Zentrum der Erschütterung bei Kangra, während die Ausbreitung nur wenig dem erstgenannten Beben nachstand. Die zerstörenden Wirkungen erstreckten sich in beiden Fällen auf 5—800 qkm.

Dem Himalaya stehen Persien und Turkestan, dann der Südabhang des Kaukasus an Bebenhäufigkeit wenig nach. Das kürzlich, am 21. Okt. 1907 zuerst durch die modernen Erdbebenapparate bei uns angemeldete Beben, dem die Stadt Kara-tag in der Bucharei zum Opfer fiel, lag in diesem Gebiete.

Von hier aus zieht sich längs der Südküste des schwarzen Meeres das Bebengebiet durch die Balkanhalbinsel über die Alpen hin nach Europa, wo am Balkan selbst und in Italien, namentlich im südlichen Teil, die gefährlichsten Gegenden der alten Welt liegen, die nur wenig den japanischen und anderen gefürchteten Erdbebengegenden nachstehen.

Die neue Welt, Amerika, hat längs der Ostküste am pazifischen Ozean einen fast ununterbrochenen Landstreifen erhöhter Erdbebentätigkeit, der in Alaska beginnt, über Kalifornien nach Mexiko und Zentral-Amerika sich hinzieht und bis nach Venezuela und Chile sich erstreckt, in welch beiden letztgenannten Ländern ebenfalls in der jüngsten Zeit Katastrophen stattfanden, die noch in unser aller Gedächtnis sind. Dazu kommt noch das herrlich gelegene Westindien, das mit allen Gaben der üppigsten tropischen Natur ausgestattet, den Zorn der unterirdischen Mächte scheinbar fortwährend herausfordert, der sich durch schreckliche Erd- und Seebeben und fürchterliche vulkanische Katastrophen Luft macht.

Leo Samberger pinx.

Ein Gelehrter.



Zu diesen, die gesegnetsten Kulturländer der Erde umfassenden Gegenden, kommen noch einige in den weiten Räumen der Ozeane liegenden tätigen Bebenherde und habituelle Stoßgebiete, die für die Wissenschaft von gleichem Interesse, wie die oben genannten sind, aber die Allgemeinheit gar nicht berühren.

Wir sehen so, daß nur längs einiger verhältnismäßig schmaler, linienförmig angeordneter Gebiete die Erdbeben häufiger auftreten, während der größere Teil der noch übrig bleibenden Kontinente und Meere nur wenig davon berührt wird, so daß wir es nur mit einigen wenigen Bruchlinien zu tun haben, welche gleichsam das Antlitz der Erde durchschneiden. Auffällig und gewissermaßen in die Augen springend ist hierbei, daß alle diese Erdbebenstriche teils mit den hauptsächlichsten Gebirgszügen zusammenfallen, teils auch in der Nähe von Meeresgebieten oder gar in denselben sich befinden. Es gibt dies wohl einen Fingerzeig, daß ein gewisser Zusammenhang besteht, der geeignet erscheint, Licht über das Wesen und die Entstehung der Erdbeben selbst zu bringen.

Dies führt uns zur Frage nach den Ursachen der Erdbeben selbst. Diese können verschiedener Art sein. Zuerst unterscheidet man Einsturzbeben. Sie entstehen, wie schon der Name sagt, durch den Einsturz unterirdischer Hohlräume. Die Existenz solcher Höhlungen ist uns ja durch die Fränkische Schweiz, den Karst und andere Kalkgebirge wohlbekannt und solche finden sich auch sonst noch weit verbreitet. Ihr Vorhandensein ist überdies durch die Quellen dargetan. Sie werden durch die fortwährende Wasserzirkulation im Erdinnern teils neu geschaffen, teils vergrößert. Nimmt die Auslaugung des Gesteins solche Dimensionen an, daß die Hohlräume den auf ihm lastenden Druck nicht mehr ertragen können, so stürzen sie ganz oder teilweise, auf einmal oder in verschiedenen Zwischenräumen ein und rufen dadurch eine Bodenerschütterung hervor. So viel scheint sicher zu sein, daß nur lokale und verhältnismäßig kleine Erschütterungen auf diese Weise entstehen können.

Eine andere Art Erdbeben sind die vulkanischen Beben. Sie haben ihre Ursache in den Explosionsgasen vulkanischer Herde und treten in Wirksamkeit, bevor das Gas den Ausgang erreicht oder sich eine Öffnung geschaffen hat. Ist einmal der Durchbruch vorhanden, so wird nur selten noch eine Erschütterung wahrgenommen. Hier spielt, wie es scheint, das Wasser eine wichtige Rolle. Sind ja auch die Auswurfmassen der Vulkane gewöhnlich stark mit Wassergasen vermischt. Finden die Gase hingegen keinen Ausweg, so bleibt die Tendenz zur Erschütterung bestehen und es können dann wohl eine ganze Reihe von Beben entstehen. Diese bleiben unterirdisch nicht auf einen Herd beschränkt, sondern wandern gewissermaßen und machen sich daher in einem größeren Umkreis bemerklich. Dabei spielen häufig noch andere Verhältnisse eine nicht unwichtige Rolle. Durch ein heftiges Beben wird der ganze Erdball erschüttert. Es pflanzt sich also die Erschütterung unter anderem auch durch das Erdinnere fort und trifft an dem Gegenpunkt ein, wo

sie wie der Ball auf dem Billard reflektiert wird und nach einer gewissen Zeit wieder zu ihrem Ausgangspunkt zurückkehrt. Diese schwachen Erschütterungen genügen häufig, um die angesammelten Spannungen zur Auslösung zu bringen und so eine Reihe von Nachbeben zu erzeugen. Die Zeit, welche zum Durchlaufen des Erddurchmessers für einen Bebenstrahl nötig ist, beträgt 17 Minuten, die Rückkehr also 34 Minuten. Auch andere Reflexerscheinungen sind nachgewiesen worden, von denen besonders der Reflex am bemerkenswertesten ist, der von dem zum Erdbebenherd gehörigen Äquator herrührt. Dieser kehrt nach 23 Minuten zurück und kann damit den Anlaß zu einem neuen Erdbebenstoß in dem ursprünglichen Schüttergebiet geben, was, wie die Erfahrung lehrt, häufig geschieht. Ein solcher Herd dürfte im Vogtland vorhanden sein, wo zu manchen Zeiten oft kein Tag vergeht, an welchem nicht bald da, bald dort ein kleines Beben beobachtet wird, ohne daß dabei irgend welche äußere Veränderung wahrgenommen wird. Man spricht dann von einem Erdbebenschwarm, von welchen Professor Credner in Leipzig mehrere beschrieben hat. So trat im Jahre 1897 ein solcher von 37 Tagen auf; 1900 einer von 52 Tagen; 1901 zwei von 53 und 38 Tagen und 1903 einer von sogar 95 Tagen. Seit dieser Zeit war fast völlige Ruhe eingetreten, bis am 21. Oktober 1908 wieder eine andere Periode einsetzte, die am 6. November ihr Maximum erreichte und seitdem in langsamer Abnahme begriffen ist. Doch treten immer noch von Zeit zu Zeit stärkere Stöße auf.

Als dritte und letzte Ursache der Erdbeben sieht man die eigentlichen gebirgsbildenden Kräfte an, deren letzter Grund in der Abkühlung des Erdinnern und in der damit zusammenhängenden Umlagerung und Umformung der Erdmassen und der allmählichen Schrumpfung des Erdballs zu suchen ist. Man bezeichnet daher auch diese Beben als tektonische Beben, welche das Gezimmer der Erde bewegen, oder als Dislokationsbeben, die die großen Veränderungen im Antlitz der Erde hervorrufen. Gerade diese sind es, welche von vielen Forschern als die alleinige Ursache der Weltbeben gehalten werden, sie sind es, die den Erdboden gleich dem leichtflüssigen Wasser in wellenförmige Bewegung versetzen, die dann weit entfernt vom Bebenherd durch unsere modernen Seismometer (Erdbebenmesser) aufgezeichnet werden.

Welch gewaltige Erdbeben zu den Zeiten, als unsere Alpen entstanden, stattgefunden haben mögen, davon können wir uns nur eine angenäherte Vorstellung machen, doch haben gerade die letzten amerikanischen Beben uns Vorgänge miterleben lassen, die ein helles Licht auf diese Verhältnisse werfen. Am 18. April 1906 wurde die Ostküste Kaliforniens von einem äußerst heftigen Erdbeben heimgesucht, dem eine Anzahl Städte und Ortschaften zum Opfer fielen, insbesondere auch die herrlich gelegene Metropole Kaliforniens, San Francisco. Diese Katastrophe, so schrecklich sie genannt werden muß, ist aber nur ein Glied in der langen Bebenreihe, welche aus diesem Gebiete bekannt ist. Man hat es hier mit einem dauernden, habituellen Stoßgebiet zu tun, in welchem häufig schwache Erdbeben auftreten, die sich von Zeit zu Zeit zu

großen Katastrophen akkumulieren. Hierauf ist wieder eine Zeit lang Ruhe, um dann später wieder von neuem mit titanischer Kraft hervorzubrechen.

Längs der pazifischen Küste zieht ein ziemlich hohes Gebirge hin, die Coast-Ranges, welche nach Westen steil ins Meer abfallen. Diese werden, wie die neuesten Untersuchungen ergeben haben, von einer gewaltigen Spalte von ungeheurer Länge durchzogen, die schnurgerade über Berg und Tal hinzieht. Längs dieser Spalte wurde rechts und links die Erdkruste verschoben und diese Verschiebung hatte eben das Erdbeben im Gefolge. Wenn man dieser Erscheinung auf den Grund gehen will, so erfordert dies den geologischen Bau Amerikas anzusehen.

Die geologischen Formationen an der Ostküste von Nordamerika gehören den ältesten Perioden an. Ihre Schichten liegen aber nicht mehr, wie sie abgesetzt worden sind, sondern sind an vielen Stellen durch gewaltige Erdbewegungen aufgerichtet und zu Gebirgen gefaltet. Diese Faltung geschah zuerst im Osten, wo einst Gebirge, unseren Alpen vergleichbar, entstanden. Jetzt sind diese Gebirge, wie die Apalachen, schon sehr abgetragen und daher niedrig, ein Zeichen ihres hohen Alters. Wenn man sich weiter nach Westen wendet, kommt man in eine breite Ebene, die von dem größten Strome der Erde, dem Mississippi, durchflossen und im Norden von den großen amerikanischen Seen begrenzt wird.

Die breite Ebene besteht aus alten Meeressedimenten, aber auch aus späteren Formationen, insbesondere der Kreide. In der sogenannten Tertiärzeit entstand das noch heute bestehende System von Binnenseen, worin die damalige gigantenhafte Tierwelt begraben wurde.

Weiter westlich beginnt das Felsengebirge, die Rocky-Mountains, in welchen man eine Reihe paralleler Gebirgsketten unterscheiden kann, deren letzte die Sierra Nevada (Schneekette) genannt wird. Dieses 1000 Kilometer breite Gebirgssystem erstreckt sich von Süd nach Norden in einer Länge von über 10000 Kilometern bis nach Alaska. Hier ist am Ende der Juraperiode, also in jener Zeit, in welcher bei uns das Fränkische Juraplateau entstand, eine gewaltige Gebirgsfalte zusammengeschoben und damit ein hoher Gebirgswall aufgerichtet worden, während sich gleichzeitig im Osten, wo jetzt die Rocky-Mountains sind, ein weites Kreidemeer ausdehnte. Hier fanden nun im weiteren Verlauf mehrfach Hebungen und Senkungen, Faltungen und Überschiebungen in langen Zwischenräumen statt, bei welchen zeitenweise die Berggipfel als Küsteninseln noch aus dem Meere herausragten, bis schließlich nach vielen Jahrtausenden der jetzige Zustand eintrat.

Wir sehen also, wie zuerst der Osten Amerikas entstand und fest wurde, während der Westen erst viel später zur Ruhe gelangte. Selbst zur Diluvialzeit fanden hier noch gewaltige Bewegungen statt, wobei ein großer Teil der Küste im Meer begraben war. Periodisch und ruckweise hob sich das Land aus dem Meere und bildete so einen Saum in Form von Terrassen. An manchen Stellen kann man bis 11 solcher Terrassen zählen, die aus der Diluvialzeit stammen.

Gerade bei San Francisco nun haben sich die Hebungen merkwürdig gestaltet. Die Halbinsel, auf der diese Stadt liegt, besteht aus zwei Gebirgszügen, die durch ein Tal getrennt sind. In diesem Tal liegt ein See, und die beiden Schollen, die rechts und links ihn begrenzen und die Halbinsel bilden, haben sich verschieden gehoben, wodurch die erwähnten Terrassen und im Innern des Landes die prachtvolle Bucht von San Francisco entstanden, die nur durch das Goldene Tor, die Mündung eines alten Flußtales, mit dem offenen Meer in Verbindung steht.

Diese Hebungs- und Senkungserscheinungen sind nun offenbar noch lange nicht zum Stillstand und zur Ruhe gekommen. Sie sind auch die Ursache des letzten großen Erdbebens gewesen, bei welchem auf einer Länge von 600 bis 700 Kilometer parallele Verschiebungen beobachtet wurden, die an manchen Stellen bis sieben Meter betrugen. Diejenigen Orte nun, die der Verwerfungsspalte am nächsten lagen, litten naturgemäß am meisten, während die entfernteren weniger berührt wurden.

Bei diesem Beben wurden nur horizontale Verschiebungen beobachtet. Dagegen liefert ein anderes Erdbeben, das im September 1899 weiter nördlich an der Yakutat-Bai in Alaska sich ereignete, ein Beispiel von außergewöhnlichen Hebungen bis zu vierzehn Meter, die von gleichzeitigen Senkungen bis zu drei Meter begleitet waren. Da diese Bai nur von Indianern besucht wird, welche überdies zur Zeit der Katastrophe nicht anwesend waren, so wurde dieses Ereignis erst später bekannt und nachträglich erforscht.

Stellt man sich vor, daß solche vertikale Bewegungen sich mehrfach wiederholen, so sind die großen Höhendifferenzen zwischen den Gebirgen und Meerestiefen erklärlich, die ja gerade im Stillen Ozean längs der Westküste von Amerika und weiterhin bei Japan beobachtet werden, und es bildet daher deren Feststellung einen wichtigen Fortschritt in der Erkenntnis des Baues unseres Erdballs.

Nicht lange hielt die Ruhe in Amerika nach der Katastrophe von San Francisco an. Am 16. August 1906 lieferten sämtliche Erdbebenmesser der Welt wieder außerordentlich interessante Aufzeichnungen, die sich bei näherem Studium als ein Doppelerdbeben herausstellten. Der Herd des ersten Bebens ist an Hand der Rechnungen im nördlichen pazifischen Ozean gelegen, nahe den letzten unbewohnten Aleuten-Inseln. Ihm folgte etwa eine halbe Stunde später das große Beben von Valparaiso, und zwar fällt dessen Beginn nahe mit der Zeit zusammen, zu welcher die Oberflächenwellen des zuerst genannten Bebens von Alaska nach Chile gelangten. Es ist also nicht von der Hand zu weisen, daß zwischen diesen beiden Vorgängen ein inniger Zusammenhang besteht.

Von dem nordpazifischen Beben wurden keine direkten Beobachtungen bekannt. Um so stärker machte sich das Chilenische Beben fühlbar. Die Hauptzone lag bei der Hafenstadt Valparaiso, wo in einem Umkreise von 5000 Quadratkilometern sehr starke Zerstörungen eintraten. Zugleich machte man die gleiche Erfahrung wie in San Francisco, daß nämlich auf festem felsigen

Boden die Gebäude nur geringe Beschädigung erlitten, während dagegen auf dem angeschwemmten oder aufgefüllten Untergrund die stärksten Wirkungen eintraten, also in der Gegend zunächst am Hafen. Ferner brachte auch hier das ausbrechende Feuer, das wegen des Bruches der Wasserleitungen nicht gelöscht oder dem wenigstens nicht Halt geboten werden konnte, noch mehr Schaden als das Erdbeben selbst.

Direkte Wahrnehmungen des Bebens wurden in einem großen Umkreise von Südamerika bis über die Cordilleren, wie in Bahia-Blanca gemacht, so daß der Flächenraum des Schüttergebietes mindestens 4 Millionen Quadratkilometer betrug. Dagegen wurde im Ozean die Wirkung bald so abgeschwächt, daß auf der Insel Juan Fernandez, 360 Kilometer westlich von Valparaiso, nichts mehr gespürt wurde. In der Nähe der Küste allerdings wurde auch das Meer stark in Mitleidenschaft gezogen, und es liegt mancher interessante Bericht von großen und kleinen Schiffen vor. Der interessanteste davon dürfte jedoch der des Hamburger Dampfers ‚Uarda‘ von der Kosmoslinie sein, der durch einen merkwürdigen Zufall die beiden Erdbeben in San Francisco und in Valparaiso miterlebte.

Kapitän Petersen erzählte darüber. ‚Es war am 18. April, kurz vor 5 Uhr morgens, als die ‚Uarda‘ das goldene Tor von San Francisco ansteuerte. Die Barre war eben passiert und in Erwartung eines Lotsen ließ ich in die große Bai des Hafens von San Francisco hineinsteuern. Da wurde plötzlich das Schiff in seiner ganzen Länge erschüttert. Wir alle hatten das Gefühl, als wenn der Dampfer auf einen Felsen aufgelaufen wäre. Ich stürzte sofort an den Maschinentelegraphen und ließ die Maschine rückwärts arbeiten, um von der unvermuteten vermeintlichen Untiefe wieder freizukommen. Aber noch immer bebte und schüttelte das Schiff. Dann entstand plötzlich das Gefühl, als wenn das Schiff sich vorne leicht in die Höhe hebe und anscheinend von dem unbekannten Felsen herabglitte. Ich beorderte die Maschine daher wieder auf volle Kraft vorwärts, um diese abgleitende Bewegung des Schiffes zu unterstützen. Der Dampfer setzte hierauf anscheinend unbeschädigt seine Fahrt nach dem Hafen von San Francisco fort. Das Schiff war dicht geblieben.‘ Noch zerbrach man sich den Kopf darüber, worauf die ‚Uarda‘ eigentlich aufgelaufen war, da sich doch an der betreffenden Stelle wenigstens 5—7 Faden Wasser befanden, als der eben an Bord kommende Lotse die Schreckenskunde aus San Francisco brachte, daß ein fürchtliches Erdbeben um die Bai von Sacramento getobt habe. Bald bestätigte das Auge diese Kunde. Am fernen Himmel stiegen schwarze dicke Rauchwolken auf, die jegliche Fernsicht auf die Stadt unmöglich machten, die vollständig in dem meilenweit sich hinziehenden, über dem Erdboden lagernden Qualm der brennenden Häuser verschwand.

An dem Pier lag das Kompagnieschiff der Uarda, die Itauri, reisebereit. Es war unbeschädigt geblieben, der daneben stehende Schuppen aber war eingestürzt. Es sah aus, als wenn unsichtbare Hände die Wände unter dem Dach weggezogen und dies liegen gelassen hätten.

Nach kurzem Aufenthalt verließ das Schiff San Francisco, das nur noch ein Haufen rauchender Trümmer war, um seine Rückreise nach Hamburg anzutreten. Sein Weg ging längs der amerikanischen Westküste um das Kap Horn, wobei die wichtigsten Hafenplätze anzulaufen waren. Die Gemüter hatten sich über die miterlebten Schrecknisse von Kalifornien noch nicht ganz beruhigt, als man nach Valparaiso kam, wo das Schiff ruhig und sicher an den Bojen vertäut lag. Das Schwesterschiff Salatis war noch im Hafen, ebenso der Dampfer Thuringia von der Hamburg—Amerika-Linie, der an der Mole mit Löschen und Laden beschäftigt war. Ein Dampfer der Bremer Rolandlinie, Lambert, lag ebenfalls im Hafen. Man ahnte das schreckliche Unglück nicht, das noch viel schlimmer als die Katastrophe von San Francisco werden sollte. Der 18. August war ein regnerischer, lauwarmer Tag. Die Tagesarbeit war vollendet und die Schiffsleute ruhten nach dem Abendessen aus, die Offiziere befanden sich auf dem Brückendeck und der Kapitän las, auf dem Sopha liegend, ein Buch beim Schein der elektrischen Lampe. Da plötzlich ein Rütteln durch das ganze Schiff. Der Kapitän wurde auf seinem Sopha förmlich in die Höhe geschleudert. Gläser und Flaschen hüpften auf dem Tische und dem Bücherschrank herum, um dann auf dem Boden zu zersplittern. Mehrere Birnen von der elektrischen Beleuchtung fielen von der Decke, in der Maschine polterte es mit lautem Krachen und unter Donnern fiel ein mächtiger Flaschenzugblock in den Maschinenraum hinab, er war aus seinem oben in Skyligt befindlichen Lager herausgeschleudert worden. Der erste Offizier kam hereingestürzt, konnte aber bei den andauernden Stößen kaum stehen und rief: ‚Erdbeben‘! ‚Wieder Erdbeben‘! Fortwährend schüttelte sich das Schiff. Es war, als wenn es in kurzen Rucken in einem fort auf und nieder gestoßen würde. Von einem Stehenkönnen war keine Rede. Es war eine Bewegung in uns hineingekommen, so schildert es der Kapitän, als wenn wir gezwungen wären, auf einer glühenden Platte herumzutanzen. Eilig rannte ich an Deck. Bote klar machen! Ich griff zum Sprachrohr und gab Befehl, den Dampf auf den vollen Druck zu bringen, um klar zu sein und in See gehen zu können, da ich eine Flutwelle erwartete. Wenn sie kam, so war es wahrscheinlich, daß mein Schiff von der Vertäuung losgerissen würde. Noch immer war das Schiff in Bewegung. Endlich trat Ruhe ein. Aber sie dauerte nicht sehr lange, denn kaum, daß man sich von dem Schrecken erholt hatte, ging die Erschütterung von neuem los, fast mit der gleichen Heftigkeit. Doch jetzt begann das Schiff in seiner Vertäuung hin und her zu segeln, so daß die Ankerketten klirrten, die aber hielten. Drüben an Bord der ‚Lambert‘ waren die Ankerketten gerissen, das Schiff trieb.

Nachdem der zweite Stoß vorüber war, begann man Umschau zu halten. Auf der Reede schien soweit alles in Ordnung zu sein, nur die ‚Lambert‘ hatte das oben angedeutete Mißgeschick gehabt. Aber am Lande sah es schrecklich aus. Die ‚Uarda‘ lag etwa eine halbe Seemeile vom Lande ab. Über der Stadt qualmte noch der feuchte Dunst des kurz vorher gefallenen

Regens. Mächtige Blitze schossen in die Höhe. Es waren die Kurzschlüsse der elektrischen Leitungen. Sie haben auch die Veranlassung zu den Berichten gegeben, daß während des Erdbebens über Valparaiso ein Gewitter hernieder gegangen sei. Erst kaum hörbar, dann aber zum Getöse einer Brandung anschwellend, scholl nun das Wehgeschrei der Unglücklichen in der heimgesuchten Stadt herüber. Schrecklich hörte sich das Gebell der Hunde an, das dazwischen durch ertönte. Bald loderte es hier und dort auf. Flammen schossen prasselnd gegen den dunklen Nachthimmel, der bald in Blut getaucht schien. Die im Hintergrund liegenden Gebirgsketten erschienen wie durch bengalisches Licht magisch erleuchtet. Die Feuersbrunst ging über die ganze Stadt. Es brannte an 15 bis 20 Ecken und Enden zugleich. Während der ganzen Nacht hatten wir keine Ruhe. Vom Lande her das Getöse und an Bord das Zittern und die Erschütterungen des Schiffes durch neue Erdbebenstöße, die sich erst am anderen Tage legten, wo die ersten Flüchtlinge an Bord kamen, die nach Kräften unterstützt wurden, wie überhaupt die nächsten Tage nur der Hilfeleistung in dem großen Unglücke gewidmet wurden.'

Viel schwächer, als die beiden besprochenen Beben, war das 5 Monate spätere Beben, das am 14. Januar 1907 die Insel Jamaika heimsuchte. Es erstreckte sich nur auf einen kleinen Umkreis von 15 bis 20 Kilometer, in welchem aber gerade die Hauptstadt Kingston lag. Hier wurde besonders der Hafen nebst seinem Leuchtturm in Mitleidenschaft gezogen, während im Innern des überaus höhlenreichen und zerklüfteten Berglandes keine bemerkenswerten Änderungen vorkamen. Es scheint sich dabei mehr um eine lokale Abrutschung an der steilabfallenden Meeresküste gehandelt zu haben.

Diese lokalen Abrutschungen sind um so leichter begreiflich, als das Meer nicht weit von der Küste der gebirgigen Insel äußerst steil in große Tiefen hinabfällt, Tiefen, die im Süden über 3000 Meter, im Nordosten aber im Bartlett-Graben sogar 5000 Meter betragen, so daß also die Inseln gleich himmelansteigenden Gebirgen dem Meeresboden entwachsen.

Dazu kommt noch, daß der ganze Boden Westindiens eine der unruhigsten Gegenden der ganzen Erde bildet, wo noch heute Veränderungen fortdauern, die schon in früheren Epochen eingeleitet wurden. Der Nordrand des Antillenmeeres, die großen Antillen, bildete, abgesehen von der Wasserbedeckung, ein großes, steiles Kettengebirge, in welchem die Meerengen und -Straßen zwischen den einzelnen Inseln und dem Festlande gewissermaßen nur hochgelegene Pässe darstellen. Dieses Gebirge geht von den Virgin (Jungfern)-Inseln aus und zieht sich nach Westen bis zur Insel Haïti. Hier teilt es sich in zwei Ketten. Die nördliche geht über die Insel Kuba, wo sie sich nochmals teilt und einerseits über die Insel hinweg nach der Halbinsel Yucatan zieht und anderseits im Süden von Kuba sich submarin über die Inseln und Untiefen nach dem Golf von Honduras hin erstreckt und dadurch die beiden Meerestiefen, die Yucatan- und die Bartlett-Tiefen von einander trennt.

Der südliche Zweig selbst wird durch die südliche Halbinsel auf Haïti, die blauen Berge auf Jamaika und durch eine Anzahl Untiefen gebildet, die sich immer mehr verbreitern bis zur großen Mosquito-Bank an der Ostküste von Nicaragua. Diese lange Linie mit ihren vielen Sockeln und Pfeilern, von denen manche nur wenig vom Wasser bedeckt sind, zerlegen das Karaibische Meer hier in zwei getrennte Becken. Der Abfall dieses unterseeischen Rückens ist nach Norden zur Bartlett-Tiefe, bis 6000 Meter, äußerst steil, während er nach Süden erst in größerer Entfernung wieder über 3000 Meter Tiefe erreicht.

Der ganze Zug bildet nun den Überrest einer großen Halbinsel, die in früheren geologischen Epochen auf der Insel Jamaika endete. Auf dem Kontinente erkennt man auch noch in dem Hondurischen Gebirge die Wurzel dieser Halbinsel auf dem linken Ufer des Sogoviaflusses.

Alle die angeführten Kettenzüge sind die Überreste eines archaischen (uralten) Gebirgssystems, an das sich im Norden spätere geologische Formationen des sekundären und tertiären geologischen Zeitalters anschließen. Von diesem sind die ersteren mehrfach gehoben, verschoben und sonst verändert, während die letzteren meist nur wenig verändert in der gleichen Lage erhalten sind.

Da der Faltungsschub, der die Gebirge in die Höhe hob, von Süden einsetzte, so fallen die Inseln nach Süden fast durchgehends steil ab. Diese gemeinsame Bildung der Gebirge gibt auch den Schlüssel für die hier so häufig auftretenden Erdbeben, indem eben Nachwirkungen der früheren geologischen Umwälzungen auftreten, die, teils direkt, teils indirekt, durch partielle Abrutschungen sich bemerklich machen. Gerade die letzteren sind eine Folge der letzten Versinkungsperiode, welche möglicherweise noch nicht ganz abgeschlossen ist.

Ganz verschieden von dem Kingstonbeben war das am 14. April 1907 nachts 11 Uhr eingetretene Erdbeben, das wieder zu den großen Katastrophen zählt, wodurch zwei blühende Städte Chilpancingo und Chilupa in Mexiko zerstört wurden. Diese Erschütterung war so heftig, daß bei uns in Europa sämtliche Erdbebenapparate in die heftigsten Bewegungen versetzt wurden. Auf der Erdbebenstation in München begannen die Aufzeichnungen am 15. April früh 7 Uhr 21 Minuten, was 11 Uhr 45 Minuten nachts mexikanischer Zeit entspricht. Da das Beben dort gegen halb 12 Uhr verspürt worden war, so hatte die Erdbebenwelle bereits nach einer Viertelstunde ihren Weg durch die Erde bis zu uns gefunden und der Erdbebenapparat die eingetretene Katastrophe gemeldet, eine Leistung dieser drahtlosen Telegraphie, die selbst den verwöhntesten Berichterstatter in Erstaunen setzen muß.

Mexiko ist ein Land, das viel von Erdbeben heimgesucht wird. Im Norden grenzt es an das kalifornische Bebengebiet, an das sich der schwächere Bebenherd der Sierra Madre anschließt. Insbesondere werden die nördlichen Abhänge des Zentralen Plateaus von Anahuac manchmal erschüttert, wovon aus den Städten Ciudad Galeana, La Noria und Tula Nachrichten vorliegen. Die Hochebene selbst ist auch, nur jeweilen im geringen Grad erschüttert; erst im Süden steigt die Bebenhäufigkeit und damit die Gefährlichkeit.

Die Hauptstadt Mexiko selbst mußte schon manchen Stoß erleiden, der meist aus dem Süden, dem Tale des Mexcalaflusses herrührt. Hier betritt man ein altes Vulkangebiet, das ein großes Dreieck bildet, dessen eine Seite bei San Blas am Stillen Ozean beginnt und bis nach Jalapa am Golf von Mexiko führt.

Längs der ost-westlichen Gebirgskette, welche mit dem südlichen Abbruch des mexikanischen Tafellandes zusammenfällt, kommt man in das Hauptgebiet der Erschütterungen. Längs dieser Bruchlinie liegen die bekannten Vulkane, wie der Popocatapetl, der Nevada de Toluca, der Patzcuaro und andere. Nicht weit davon befindet sich der Bebenherd des Colimavulkans. Ein anderer Bebenherd liegt im Tale des Rio Mexcala, also in der gleichen Gegend, in welcher das jüngste Erdbeben stattfand. Hier in der Provinz Guerrero ist die gefährlichste Gegend von ganz Mexiko. Im übrigen sind nicht alle Bebenherde auf dem Festland selbst gelegen, sondern befinden sich zum Teil in dem nahen Ozean. Aber auch über die südlichen Grenzen Mexikos greift die Bebenzone über und begleitet die Küste bis weit nach Südamerika.

Werfen wir noch einen kurzen Blick auf Europa, wo ja Italiens stärkster Bebenherd, Kalabrien, in jüngster Zeit dreimal hintereinander Unsägliches dulden mußte. In Italien gehören Erdbeben zu den nicht seltenen Ereignissen, wie auch hier die einzigen in Europa noch tätigen Vulkane, der Vesuv, der Ätna und der Stromboli sich befinden.

Kalabrien, an der Südspitze der appeninischen Halbinsel gelegen, ist ein wildzerklüftetes Gebirgsland von majestätischer Großartigkeit. Die angebauten kleinen Dörfer kleben meist malerisch an den Bergabhängen, die während des Erdbebens häufig zum Abrutschen kommen und so alles, was darauf steht, vernichten. Während der letzten 130 Jahre traten viele solche Katastrophen auf, von denen das am 25. Februar 1783 das verheerendste gewesen ist. 109 Ortschaften wurden zerstört und 32000 Menschenleben vernichtet, wobei ein Schaden von über 100 Millionen Mark entstand. Dabei glitten ganze Bergabhänge vom Aspromonte 200 Meter ins Tal hinab und es entstanden Spalten von 1 Kilometer Länge und 150 Meter Tiefe. Bei Scilla glitt eine ungeheure Gneisscholle auf der schlüpfrigen Unterlage von tonigem Mergel ins Meer. Noch heute erzählen viele Ruinstätten von diesem furchtbaren Erdbeben.

Weniger stark, doch noch unheilvoll genug, waren das neapolitanische Beben vom 16. Dezember 1857, das zu Mendozza am 28. März 1861, das zu Belluno am 18. August 1873, ferner die Katastrophe auf Ischia am 28. Juli 1883, das Erdbeben an der Riviera am 23. Februar 1887 und endlich dasjenige vom 18. Mai 1895 bei Florenz.

Diese letztgenannten wurden aber durch das große Erdbeben in Kalabrien am 8. September 1906 stark übertroffen. Ganz Unteritalien und ein Teil von Sizilien wurden in Mitleidenschaft gezogen. Das Zentrum des Bebens lag am Busen von San Eufemia, wo sich mehrere der bekannten geologischen

Bruchlinien kreuzen. Die Erschütterung war so stark, daß sie an Libellen oder an frei aufgehängten Magneten noch in halb Europa bis an die Nord- und Ostsee wahrgenommen wurde, während die eigentlichen Seismometer des ganzen Erdkreises die Katastrophe aufzeichneten.

Nicht so heftig und auch weniger ausgedehnt war das kalabrische Beben am 23. Oktober des Jahres 1907, dessen Hauptschüttergebiet bei dem kleinen Bergstädtchen Ferruzano lag, fast ganz am südöstlichen Ende der Halbinsel. Auch hier hat ein Erdrutsch das Beben begleitet, so daß die ganze Ortschaft zerstört wurde. Nur die Kirche ragte noch aus den Trümmern hervor. Auch Catanzaro, die Hauptstadt Kalabriens, ferner Reggio, Pellaro, Brancaleone, Bianco, Gerace u. a. sind zum Teil schwer beschädigt worden.

So schwer auch diese beiden Erdbeben waren, so wurden sie doch durch die letzte Katastrophe vom 28. Dezember noch um vieles übertroffen. Der Herd lag dieses Mal ganz im Süden von Kalabrien in der Nähe der Straße von Messina und zog sich noch über 50 Kilometer an der Ostküste von Reggio über Scilla, Palmi, Bagnara bis nach Gioja hin. Breite und langgestreckte Spalten haben das ganze Land aufgewühlt und die in der Nähe des Meeres gelegene Küste in die Tiefe gerissen. Insbesondere hat in Reggio ein solcher Abbruch einen großen Teil der Stadt vernichtet. In dem tiefer gelegenen Teile von Messina zerstörte, ähnlich wie es 1755 in Lissabon geschah, eine wuchtige, vom Meere heranbrandende Bebenflutwelle alles, was noch das eigentliche Beben verschont hatte. Die nachfolgenden schwächeren Stöße, die noch lange nicht ihr Ende gefunden zu haben scheinen, vollendeten noch das begonnene Vernichtungswerk. Eine von alters ehrwürdige Kulturstätte liegt in Trümmern und es erscheint fraglich, ob sie wieder zu altem Glanze wird erstehen können.

Wie stark die Erschütterung war, erkennt man daraus, daß die über 1000 Kilometer entfernten Erdbebenapparate von Mitteleuropa über ihre Leistungsfähigkeit in Anspruch genommen wurden.

In allen den beschriebenen Fällen sehen wir, daß die gleiche Gegend immer wieder von neuem, bald von stärkeren, bald von schwächeren Stößen heimgesucht wird; bald nach einer längeren, dann nach einer kürzeren Pause, aber nie fehlt es ganz an Beben. Von Zeit zu Zeit aber folgt ein heftigeres Zucken der Erdrinde und wehe, wenn es die Stätten der Kultur trifft.

Eine scheinbare Ausnahme davon macht Lissabon. Am 1. November 1755 fand an der Küste von Portugal, das heftigste historisch bekannte Beben Europas, vielleicht der ganzen Erde statt, das Lissabon zerstörte, dessen Wirkungen in ganz Europa verspürt wurden, und das bis nach Amerika hinübergriff, so daß das Areal der nachsweislich erschütterten Landmassen 2 380 000 Quadratkilometer, d. i. etwa $4\frac{1}{2}$ mal das Areal des deutschen Reiches, beträgt, während das gesamte für die Lissaboner Katastrophe in Betracht kommende Schüttergebiet sich auf 35 Millionen Quadratkilometer, also mehr als $\frac{1}{15}$ der gesamten Erdoberfläche, berechnet. Seit dieser Zeit ist Lissabon

und Portugal von heftigen Katastrophen verschont geblieben. Aber ganz ruhig ist die portugisische Küste auch heute noch nicht und wenn zerstörende Beben seither ausgeblieben sind, so mag dies seinen Grund darin haben, daß entweder 1755 die letzte Kraft erschöpft wurde, oder daß der alte Bebenherd etwas weiter vom Lande entfernt, im Meere ruht, und nur durch ein besonders ungünstiges Zusammentreffen widriger Umstände die Küsten stärker in Mitleidenschaft zog.

Nachdem wir so die geographische Verbreitung der Erdbeben und ihre Wirkungen kennen gelernt haben, erübrigt nur noch kurz auf die modernen Hilfsmittel zur Erforschung dieses Naturphänomens hinzuweisen. Es ist klar, daß das plötzliche, unerwartete Auftreten eines Bebens es schwer macht, darüber genaue Auskunft zu geben. Man hat daher Instrumente konstruiert, welche die Zeit des Eintritts und den Verlauf der Erdbeben ganz oder teilweise anzeigen oder aufzuschreiben erlauben. Man nennt solche Apparate Seismoskope, wenn sie nur einen Moment, z. B. den heftigsten Stoß, anzeigen, dagegen Seismometer oder Seismographen, wenn sie in fortlaufender Weise die einzelnen Phasen ihrer Größe und Richtung nach anzugeben erlauben. Soll der Apparat von Wert sein, so muß er die Bewegungen möglichst wahrheitsgetreu, unbeeinflußt von anderen Bewegungen, aufzeichnen.

Durch solche Instrumente ist es gelungen, auf große Entfernungen kurze Zeit nach dem Eintritt eines stärkeren Erdbebens mit ziemlich großer Sicherheit die Entfernung und annähernd auch die Richtung, in welcher das Beben stattfand, anzugeben. Durch das Zusammenwirken mehrerer Erdbebenstationen vollends kann man den Ort des Erschütterungsgebietes aus den Aufzeichnungen genauer berechnen und, da diese Angaben in kurzer Zeit gemacht werden können, so ist es begreiflich, daß auch weitere Kreise, insbesondere die an dem Welthandel beteiligten Handelskreise, den Wunsch geäußert haben, regelmäßige Bebenberichte zu veröffentlichen. Es ist einleuchtend, daß diejenigen Geschäfte, welche mit überseeischen Ländern Beziehungen unterhalten, an der sofortigen Bekanntgabe von Erdbebenkatastrophen ein unmittelbares wichtiges Interesse haben. Wenn auch durch eine derartige Mitteilung der Geschäftsmann nicht vor materiellem Schaden behütet werden kann, so ist doch nicht zu verkennen, daß es unter Umständen manchen Häusern für ihre geschäftliche Stellung von großem Wert sein wird, den Schauplatz der Katastrophe möglichst lokalisiert zu wissen, woraus sie erkennen können, ob sich überhaupt ihre überseeische Zweigniederlassung und ihre Angestellten in Gefahr befinden, oder ob Schiffe auf der Fahrt oder im Hafen, schwimmende oder lagernde Kapitalien in Frage kommen usw. Nicht zu unterschätzen ist endlich die Möglichkeit, die Angaben der Kabeltelegramme über Tag und Stunde eines Erdbebens zu kontrollieren, was mit großer Genauigkeit geschehen kann. Außerdem kommt es ja auch vor, daß, wie es in San Francisco und auch in Messina der Fall war, durch die Zerstörung der telegraphischen Verbindung längere Zeit direkte Nachricht abgeschnitten war; hier kann der Erdbebendienst einigermaßen Ersatz leisten.

Es ist natürlich, daß dabei jetzt noch manche Schwierigkeit zu überwinden, und daß es bis jetzt nicht immer möglich ist, sofort den Ort des Bebens in genügend engen Grenzen festzustellen, insbesondere wenn es sich um große Entfernungen von 10 000 und mehr Kilometer handelt. Man wird daher ähnlich wie die Wettertelegramme die Erdbebennachrichten mit etwas Vorsicht behandeln müssen.

Das Studium der Erdbeben ist eine Errungenschaft der allerneuesten Zeit und steht daher noch in den Anfängen. Aber dank dem Eifer tüchtig geschulter Forscher und dank dem Zusammenwirken aller über die ganze Erde zerstreuten Erdbebenforscher, die sich zu einer internationalen Vereinigung zusammengeschlossen haben, sind schon große Fortschritte erzielt worden, die bereits die Studierstube verlassen und in die Praxis übergehen können, zum Wohle der Allgemeinheit. Wie es der Technik gelungen, die reißenden Gebirgsbäche durch zweckmäßige Verbauung zu bezähmen, die wildtobenden Wasser der Flüsse einzudämmen und die gewaltig hereinbrechenden Fluten der Ozeane abzuschwächen, wie es möglich war, den unerwartet aus dunklen, unheildrohenden Wolken hervorbrechenden Blitz in feste Bahnen zu lenken und ihm seine Gefährlichkeit zu nehmen, so wird es auch gelingen, den unterirdischen Mächten beizukommen. Wenn es natürlich nicht möglich sein wird, alle und jede Erdbebengefahr zu beseitigen, so kann sie doch gemildert und in vielen Fällen völlig unschädlich gemacht werden.

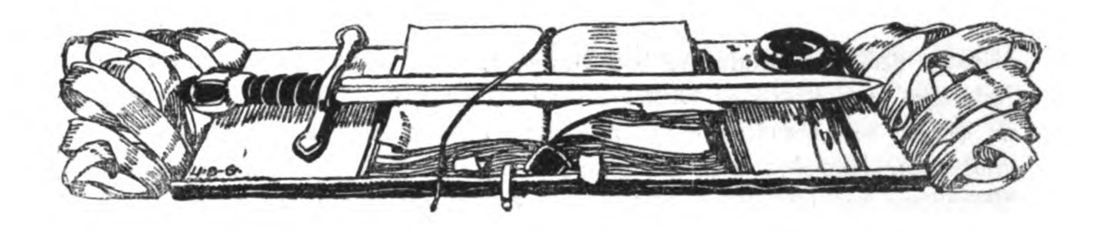


Die Unsterbliche.

Die große Sehnsucht stürzte ich vom Thron.
Ihr ew'ges Leben wollte ich begraben
Und wollte meines Todes tiefe Ruh'
Noch vor dem Tode meines Leibes haben.
Verstümmeln und verletzen konnt' ich sie,
Daß ihre Wunden meine Wege röten.
Zerbrechen konnt' ich ihren Flügelstolz
Und kann die gottgeborene nicht töten.

M. Herbert.





Die Jugendlichen.

Gedanken und Berichte zur Strafprozeß- und Strafvollzugsreform.

Von

J. Jaeger.

(Schluß.)

II.

Preußen ist mit der Schaffung von Jugendgerichtshöfen vorangegangen und hat zunächst zwei solcher Höfe, je einen in Frankfurt a. M. und in Köln a. Rh., ins Leben gerufen. Welche Schwierigkeiten dabei infolge der Starre unserer Gesetze, des Zusammenstoßes von Reichs- und Landesgesetzen, bürgerlicher und strafrechtlicher Bestimmungen zu überwinden sind, stellt überaus klar und umsichtig J. F. Landsberg, Vormundschaftsrichter in Lennep, in seinem Buch ‚Das Recht der Zwangs- und Fürsorgerziehung',* dar, meines Erachtens das beste, was bisher über diese Materie geschrieben worden ist.** In Betracht kommen hauptsächlich die Paragraphen 1666, 1686 und 1838 BGB., Artikel 135 des Einführungsgesetzes zum BGB., § 55 des StGB. und die Zwangserziehungsgesetze der Bundesstaaten, worunter das schon erwähnte preußische das hervorragendste und im allgemeinen fortschrittlichste ist. Wie diese Gesetze miteinander konkurrieren, darüber nur ein Beispiel aus Landsbergs Darlegungen: ‚Wo Zwangs- oder Fürsorgeerziehung angeordnet wird, treten die privaten Erziehungsrechte vollständig und grundsätzlich dauernd außer Funktion; der Staat und die von ihm abhängigen und dazu bestimmten Selbstverwaltungsorgane an seiner Statt nehmen die gesamten Erziehungsrechte an sich. Im Gegensatz zu dieser radikalen Vernichtung der sämtlichen privaten Erziehungsrechte steht der Eingriff des Vormundschaftsgerichtes auf Grund der bezeichneten Paragraphen des BGB. Hier werden die privaten Erziehungsrechte nicht aufgehoben, sondern, mit einer bestimmten Instruktion belastet, aufrecht erhalten, höchstens aber einem Privaten, der sie nicht richtig gebrauchte, genommen und teilweise oder ganz an andere Private übergeben. Der reichszivilrechtliche Eingriff des Vormundschaftsrichters hat als Grundlage nur das

* Einführung, Kritik und Vorschläge. Dr. W. Rothschilds Verlag. Berlin.

** Seiner Auffassung des Fürsorgewesens als eines polizeiartigen Instituts kann ich allerdings nicht beipflichten.

private, persönliche Interesse des Mündels, auch wenn zur Wahrung dieses Interesses auf öffentliche Mittel zurückgegriffen wird. Die Fürsorgeerziehung im Sinne des preußischen Gesetzes aber (ebenso die auf Grund des oben erwähnten Reichsstrafgesetz=Paragraphen verfügte Zwangserziehung) ist eine Maßnahme des öffentlichen Rechts und erfolgt zunächst ganz ausschließlich im öffentlichen Interesse zu dem Zweck, dem Verbrechen und dem Laster die Rekruten zu entziehen, wenngleich man sie mit dem persönlichen Interesse der Kinder möglichst in Einklang zu bringen sucht.'

Schon aus diesen wenigen Ausführungen erhellt einmal, daß die deutschen Gesetze selbst da, wo sie die humanitären Zwecke nicht aus dem Auge verlieren, doch immer den Staatszweck voranstellen und diesen im Sinne des Polizeistaats durchzusetzen suchen, sodann, daß der Rahmen der die Bestrafung der verbrecherischen Jugend betreffenden Gesetze viel zu eng und zu wenig einheitlich ist, um einer harmonischen erzieherischen Rechtsprechung nach Art der amerikanischen Raum zu lassen. Einen wirklichen Fortschritt bedeutet es daher, wenn der Entwurf des neuen Strafprozesses wenigstens ein besonderes Verfahren gegen Jugendliche einführt und den zu schaffenden Jugendgerichten, deren Schöffen aus den Kreisen der Lehrer, Lehrherren und Fürsorgevereine ausgewählt werden sollen, die Befugnis gibt, in den Fällen, wo der Staatsanwalt nach den Ergebnissen des Vorverfahrens einschreiten zu müssen glaubt, nach ihrem Ermessen die Einstellung des Verfahrens zu beschließen und entweder die Sache dem Vormundschaftsgericht zu überweisen oder selbst die zweckmäßig erscheinenden Erziehungsmaßregeln anzuordnen.

Die Jugendgerichte in Frankfurt und Köln sind als Symptome, daß auch in Deutschland ein neuer moderner Geist der Rechtsprechung gegenüber den Jugendlichen Platz greift, bestens zu begrüßen, aber sie sind notwendigerweise ein Torso, Notbehelfe, unorganische Gebilde, denen die nötige Bewegungsfreiheit fehlt. Eine Beteiligung von Mitgliedern der Fürsorgevereine z. B. nach dem Vorbild der amerikanischen probation officers, die wir deutsch wohl am besten als ‚Pfleger' bezeichnen, an dem gesamten Gerichtsverfahren, ist nach unserer alten Strafprozeßordnung nicht möglich; sie können nach den Bestimmungen des BGB. über Vormundschaft und Pflegschaft wohl zur Hauptverhandlung hinzugezogen, nicht aber, was das Wichtigste ist, am Vorverfahren beteiligt und ebensowenig durch einfachen Richterspruch mit der Überwachung und Erziehung betraut werden. Wenn, wie zu hoffen, die Bestimmungen des neuen Strafprozeß=Entwurfes Gesetzeskraft erlangen, werden erst die Wege zu einer harmonischen Durchbildung der Jugendgerichtshöfe frei gemacht sein.

Auch die Jugendfürsorgeausschüsse werden dann erst fähig sein, den zweiten Teil ihres Programmes zu verwirklichen, nämlich die Begutachtung der Strafeinsicht der Jugendlichen. Wenn es ein Erziehungsgrundsatz einfachster Vernunft ist, daß der jugendliche Verbrecher nicht bei Verbüßung einer Strafe mit alten gewerbsmäßigen Verbrechern zusammengebracht werden soll, so ist es eine nicht minder einleuchtende Norm, daß der jugendliche Angeklagte

wenn irgend möglich nicht in das Getriebe der gewöhnlichen Gerichte hineingezerrt werden darf. Denn entweder wird er, falls im Grund des Herzens noch unverdorben, durch den großen Apparat, der hier um seinetwillen in Bewegung gesetzt wird, befangen, oder es werden, falls in ihm eine gewisse Lust am Verbrecherleben keimt, Großmanns- und Abenteurersucht geradezu großgezogen. Über die Art und Weise, wie die Fürsorgeausschüsse diesen Gefahren vorbeugen, möge nochmals Klost zu Wort kommen:

‚Wenn der Ausschuß durch seine Verbindungen mit Schulen, Behörden und Vereinen von strafbaren Handlungen von Kindern im Alter von zwölf bis vierzehn Jahren Kenntnis erlangt hat oder wenn auf Grund besonderer Vereinbarung die Strafverfolgungsbehörde ihm die bereits darüber ergangenen Ermittelungsakten zugehen läßt, so zieht er Erkundigungen darüber ein, ob das Kind die zur Erkenntnis der Strafbarkeit seiner Handlungsweise erforderliche Einsicht besessen hat, oder inwiefern das nicht der Fall gewesen ist. Er verhört das Kind, er unterrichtet sich über seine Familienverhältnisse und über alle Umstände, auch die nebensächlichsten, seiner Tat. Auch hier bedient er sich der Frauenvereine, ganz besonders aber werden die Angehörigen selbst bereit sein, das Material herbeizuschaffen. Wo ein Polizeiarzt vorhanden ist, wird dieser zu Rat gezogen. Das Ergebnis stellt der Ausschuß in einer begründeten gutachtlichen Äußerung zusammen, die er der Staatsanwaltschaft bzw. dem Amtsanwalte überreicht.... Staatsanwalt und Amtsanwalt werden selbstverständlich durch das Vorliegen der gutachtlichen Äußerung des Ausschusses nicht der Pflicht überhoben, selbständig die Voraussetzungen für das Vorliegen der erforderlichen Einsicht zu prüfen. Aber sie haben dabei die Ansicht des Ausschusses und namentlich die dafür vorgetragenen einzelnen Tatsachen voll zu berücksichtigen.... Wird die Anklagebehörde von dem Gutachten überzeugt, und lautet dasselbe auf Fehlen der Einsicht, so *stellt sie das Verfahren gegen den Jugendlichen ein.* Es ist dann die Sache des Ausschusses, mit den geschilderten Mitteln den Jugendlichen vor weiteren Verirrungen zu bewahren. Das zunächst angestrebte Ziel aber ist erreicht: der Jugendliche ist von der Berührung mit den Gerichten überhaupt bewahrt geblieben.... Tritt die Anklagebehörde dem die Einsicht verneinenden Gutachten nicht bei, erhebt sie also die Anklage, so wird doch das über die Eröffnung des Hauptverfahrens beschließende und schließlich auch das erkennende Gericht es nicht unterlassen, von dem Gutachten des Ausschusses Kenntnis zu nehmen und über die zur Begründung angeführten Tatsachen erforderlichenfalls von Amts wegen Beweis zu erheben, so daß das Gutachten immer weiter zur Ermittelung der vollen Wahrheit mitwirkt. Keiner Erwähnung bedarf es, daß der Ausschuß von den schließlich zur Aburteilung gelangenden oder zu Strafen verurteilten Jugendlichen nicht etwa seine Hand weg zieht. Er behält sie vielmehr während des Strafverfahrens im Auge und nimmt sie später weiter in vorbeugende Behandlung.‘

Unmittelbar mit diesen Fragen des Zusammenwirkens von charitativer

Fürsorge und richterlicher Gewalt hängt das Problem einer vernünftigen Ordnung des Vormundschaftswesens zusammen. Die heutigen Zustände befriedigen niemand. Der Vormundschaftsrichter läßt sich zuweilen von dem Vormund Bericht über das Befinden und die Entwicklung des Mündels erstatten — ein persönlicher Verkehr findet meist überhaupt nicht statt, somit ist auch keine wirklich zuverlässige Kenntnis vom Charakter und Leben des Schutzbefohlenen vorhanden. Aber auch der Vormund selbst pflegt seine Pflichten, wenigstens wenn er, wie es bei Armen ja meist der Fall, behördlicherseits eingesetzt ist, sehr äußerlich und schematisch aufzufassen und zu erfüllen. Polizeigeist und Bureaukratismus herrscht auch hier allenthalben. Die glücklichste Lösung ist offenbar die in Amerika gefundene, nämlich die, daß der Jugendrichter zugleich Vormundschaftsrichter und Vormund ist. Die andersartige Struktur unserer Gerichtsordnung und Rechtsverfassung überhaupt verbietet auch hier eine Reform auf gleicher Linie. Immerhin können wir uns dem amerikanischen Ideal nähern, wenn zunächst der Berufsvormund aus den Kreisen der freiwilligen Fürsorge ausgewählt wird. Vereine solcher Art bestehen schon jetzt fast allenthalben. Daraus ergäbe sich dann von selbst, daß dieser Vormund insbesondere mit den bereits besprochenen Aufgaben der Begutachtung der Strafmündigkeit im einzelnen Fall betraut würde. Weiterhin hätte er aber die Gesamtheit der Pflichten eines Pflegers, des amerikanischen probation officer, zu übernehmen. Vor allem also: er wäre als Rechtsbeistand im Vorverfahren wie in der Hauptverhandlung ex officio zugelassen. Ein rechtliches Hindernis besteht schon heute nicht. Ist der Pfleger Berufsvormund, so hat er nach § 149 StPO. ein Recht, in der Hauptverhandlung gehört zu werden; ist er nur Beistand der Mutter, so steht die Zulassung im Ermessen des Gerichts. § 1666 BGB. bestimmt überdies ausdrücklich, daß ein Pfleger bestellt werden kann, wenn seine Zuziehung dem Vormundschaftsrichter zur Aufklärung geboten scheint; darin liegt die Befugnis, ihn auch beim Vorverfahren zuzuziehen. Ebenso kann nach dem preußischen Fürsorgeerziehungsgesetz ein Pfleger zur Wahrnehmung der Rechte des Minderjährigen ernannt werden. Die Jugendgerichte in Frankfurt a. M. und Köln machen denn auch von diesen Hilfskräften im Gerichts- und Feststellungsverfahren bereits ausgiebigen Gebrauch.

Wie gestalten sich nun die Aufgaben der Fürsorge nach dem Spruch des Richters?

Entweder der Richter verneint die zur Strafbarkeit nötige Einsicht, und in diesem Fall kann er den Jugendlichen nur einem der Besserungsverfahren überweisen, die nach den verschiedenen Fürsorge- und Zwangserziehungsgesetzen zulässig sind. Oder aber er verurteilt ihn, und in diesem Fall differenziert sich der Strafvollzug nach drei Gruppen hin. Das Strafgesetzbuch unterscheidet: 1. die Strafunmündigen, die mit Gefängnis nicht bestraft werden können; 2. die Minderjährigen bis zum vollendeten 18. Lebensjahre, die ihre Strafe in besonderen Anstalten oder Gefängnisabteilungen für Jugendliche zu

verbüßen haben; 3. die erwachsenen Minderjährigen, die in Gemeinschaft mit den großjährigen Sträflingen untergebracht werden.

Daß die letztere Unterscheidung willkürlich und ungerecht ist, liegt auf der Hand. Es liegt kein vernünftiger Grund vor, einen Minderjährigen, der das Unglück hat, bei seinem Strafantritt gerade 18 Jahre alt geworden zu sein, im übrigen aber noch unbestraft ist, nun plötzlich zur Strafverbüßung in die Gemeinschaft mit altgewiegten Verbrechern zu stecken und so den Erziehungszweck von vornherein auszuschalten. Die Gefängnisdirektoren suchen sich im allgemeinen zu helfen, indem sie grundsätzlich, soweit Raum ist, solche Sträflinge in Einzelhaft verwahren, stehen aber nur allzu oft vor der Unmöglichkeit, dies Prinzip durchzuführen, weil es an Zellen fehlt. Hier kann theoretisch nur eine Bestimmung abhelfen, daß noch nicht Bestrafte überhaupt zunächst niemals in Gemeinschaftshaft verwahrt werden dürfen, praktisch nur der ausreichende Bau von Zellengefängnissen in ein Verfahren Bresche legen, über dessen pädagogische Unvernunft alle, die im Strafvollzug Erfahrungen gesammelt haben, längst einig sind.

Über die Reformen der Jugendgefängnisse ist so viel geschrieben worden, daß ich mich an dieser Stelle auf wenige Bemerkungen beschränken kann. Daß nicht Bestrafung, sondern Erziehung das Leitmotiv der Behandlung der Jugendlichen sein muß, ist heute wohl allgemein anerkannt; das erkennt auch die neue bayerische Hausordnung an, die überhaupt die Merkmale eines liberalen Geistes an sich trägt und von der daher einige Bestimmungen hier mitgeteilt seien. § 10, IV: ‚Bei jugendlichen Gefangenen ist dieses Ziel (nämlich den Gefangenen zu einem nützlichen Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu machen) mit der größten Sorgfalt anzustreben.‘ § 13, VIII: ‚Bei jugendlichen Gefangenen ist die individuelle Behandlung mit besonderer Umsicht und Eindringlichkeit anzuwenden. Die Behandlung dieser Gefangenen soll hauptsächlich darauf gerichtet sein, die Mängel ihrer Erziehung wieder gut zu machen.‘ § 17, I: ‚Gefangene, die das achtzehnte Lebensjahr noch nicht vollendet haben, müssen von erwachsenen Gefangenen derart getrennt gehalten werden, daß jeder Verkehr mit diesen ausgeschlossen ist. Sie werden in Anstalten für Jugendliche oder in Abteilungen für Jugendliche verwahrt und können darin bis zum vollendeten zwanzigsten Lebensjahr und, falls der dann noch zu verbüßende Rest der Strafe die Dauer von drei Monaten nicht übersteigt, bis zur Verbüßung dieses Restes behalten werden.‘ § 66, II: ‚Bei der Auswahl der den jugendlichen Gefangenen zuzuweisenden Arbeit soll besonderes Gewicht auf die Erziehung gelegt werden.‘ § 107, III: ‚Kommt ein Jugendlicher zur Entlassung, so hat die Verwaltung die erforderlichen Einleitungen (zur Ermöglichung eines guten Fortkommens) selbst zu treffen.‘

Der Gedanke, daß das Jugendgefängnis in erster Linie Erziehungsanstalt sein soll, ist hier klar zum Ausdruck gebracht; seine Verwirklichung läßt allerdings noch viel zu wünschen übrig. Das alte Erbübel, daß unsere Gefängnisse der Hauptsache nach Fabriken sind, die durch möglichst intensive

Arbeit einen möglichst großen Teil der Unterhaltungskosten selbst aufzubringen haben, ist auch aus den Strafanstalten für Jugendliche noch nicht genügend entfernt, obgleich hier dieser fiskalische Geist am wenigsten am Platze ist.

Wird der Jugendliche nicht verurteilt, so kann entweder auf Zwangs- oder Fürsorgeerziehung erkannt werden; daß letztere stets vorzuziehen ist, erstere nur das letzte Mittel, wenn alle anderen Besserungsversuche versagen, sein sollte, dafür sprechen alle Erfahrungen. Die Zwangserziehungsanstalten haben ihrem eigentlichen Zweck fast niemals genügt; selbst ein Mann wie Köhne, dem man ein kompetentes Urteil wohl zumessen darf, urteilt, daß sie im allgemeinen von Gefängnissen sich nicht unterscheiden. Bei der Anstaltserziehung droht überhaupt jedesmal die Gefahr, daß nicht Individuen, sondern daß eine Klasse ‚Anstaltsmenschen' erzogen werden, die sittliche und geistige Anschauungen für sich haben und, wenn sie in das öffentliche Leben treten, sich von vornherein als minderwertige und andersartige Persönlichkeiten gegenüber ihren Mitmenschen fühlen. Die Familienerziehung wird also immer vorzuziehen sein. Dennoch können die Anstalten nicht entbehrt werden, einmal schon deshalb, weil sich überhaupt nicht eine genügende Anzahl von Familien zur Übernahme von verwahrlosten Zöglingen bereit meldet, weil viele dieser Familien nicht die Befähigung zur Erziehung besitzen. Nun leidet aber unsere Fürsorgeerziehung noch an einem anderen Mangel: das ist die unglückselige Zersplitterung und Verteilung der Erziehungspflichten unter Behörden aller Art: ein Meisterstück und Erbe unseres komplizierten bureaukratischen Mechanismus aus vormärzlicher Zeit. Dr. Kriegsmann hat in einem Artikel ‚Die Zentralisation der öffentlichen Jugendfürsorge in Hamburg'* diesen Mißstand ausführlich behandelt, und zwar in ausgezeichneter Form. Das Wesentliche seiner Darlegungen sei an dieser Stelle wiedergegeben.

‚Solange alle Erziehung beherrscht wird von dem Prinzip der Individualisierung, wird eine Anpassung der Erziehungsmittel an die Eigenart des Zöglings notwendig sein, wird die Verschiedenartigkeit der intellektuellen und sittlichen Veranlagung, die Ungleichartigkeit der Charaktere und der Neigungen eine Differenzierung der Mittel und Wege der Erziehung bedingen. Überall aber, wo es sich nicht um die Erziehung in der Familie handelt, die am ehesten befähigt und berufen ist, jener Forderung der Individualisierung zu genügen, überall, wo eine öffentliche Erziehung, eine Massenerziehung von Kindern stattfinden muß, ist diese Individualisierung ein unerreichbares Ziel; an ihre Stelle muß eine Klassifikation der Zöglinge treten, die sich nach den für die Erziehung wesentlichen Eigenschaften bestimmt; und auf der Grundlage dieser Erziehung muß eine Differenzierung der Erziehungsmittel stattfinden. Das gilt insbesondere für die öffentliche Erziehung von fürsorgebedürftigen Kindern. An dieser Stelle aber ist immer das wesentlich: diese nach erziehlichen Rücksichten bestimmte Klassifikation und jene Gruppenbildung — armenrechtliche

* Monatsschrift für Kriminalpsychologie und Strafrechtsreform V, 4/1908, S. 193—224.

„Hilfsbedürftigkeit, Verwahrlosung, Kriminalität, auf der die Differenzierung der Jugend sich aufbaut — haben nicht das Geringste miteinander zu tun. Es gibt hilfsbedürftige Kinder, die der strengen Zucht bedürfen, die man den verwahrlosten vorbehalten möchte, und es gibt verwahrloste, denen gegenüber man mit den Mitteln sein Auskommen findet, die der Fürsorge für hilfsbedürftige dienen sollen. Manch Waisenhaus sieht einer Fürsorgeerziehungsanstalt, manche Fürsorgeerziehungsanstalt einem Waisenhaus zum Verwechseln ähnlich; straffe Zucht, pädagogische Milde finden sich hier wie dort. Notwendig wird jeder Zweig der öffentlichen Erziehung mit denselben Mitteln arbeiten, notwendig jeder unter seinen Zöglingen differenzieren. Es mag sein, daß die eine Gruppe sich in stärkerem Maße hier, die andere dort vertreten findet; durchwegs werden die einzelnen Gruppen und Klassen hier wie dort wiederkehren, ihnen gegenüber dieselben Mittel zur Anwendung gebracht werden. Man braucht nur an die Kinder zu denken, die der Erziehung die größten Schwierigkeiten bereiten, die geistig minderwertigen, die sich unter den hilfsbedürftigen wie unter den verwahrlosten Jugendlichen finden; sollte hier die Fürsorgeerziehung wirklich andere Wege gehen als die Waisenerziehung? Und was von der Beseitigung dieser Schwierigkeiten gilt, wird von allen zu gelten haben, mit denen die Erziehung zu ringen hat, mögen sie auf dem Gebiet der intellektuellen oder der Charakterveranlagung liegen: alle Zweige der öffentlichen Erziehung kämpfen mit denselben Mitteln denselben Kampf um dasselbe Ziel.

Und was soll nun hier, bei gleichen Zielen und bei gleichen Aufgaben, die Differenzierung der Erziehungsorgane? Weshalb müssen die Armenverbände die hilfsbedürftigen, die Provinzialverbände die verwahrlosten, der Staat die kriminellen (§ 56, 2 StGB.) Jugendlichen erziehen? Man erwidere nicht, die Verteilung der Kostenlast fordere diese Differenzierung. Denn es steht gar nichts entgegen, die Ausführung der öffentlichen Erziehung völlig zu trennen von der Kostenpflicht: für die Gestaltung der Erziehung, für die Frage, welchen Händen sie anvertraut werden soll, ist es ganz gleichgültig, wer sie bezahlt. Und so wenig finanzielle, so wenig können erziehliche Gründe jene Differenzierung bedingen: dieselbe Aufgabe wird deshalb nicht besser erfüllt, weil drei verschiedene Organe unabhängig von einander an ihr arbeiten. Im Gegenteil! Die Auseinanderreißung der öffentlichen Erziehung führt zu einer Kraftzersplitterung und -vergeudung auf Kosten der Erziehung; die Arbeitsteilung ist nur so lange nutzbringend, als sie auf der Verschiedenartigkeit der Arbeitsleistungen beruht. Und diese Arbeitsteilung führt hier dazu, daß die Erziehung mit anderen Aufgaben verquickt wird, mit denen sie schlechterdings nichts zu tun hat; sie ist ein Arbeitszweig des mit ihr befaßten Organs, das gleichzeitig andere wichtige und schwierige Arbeiten zu erfüllen hat; und unter dieser Verquickung wird leicht — nicht notwendig — die Erziehung leiden. Denn sie behindert die Ausbildung der eigentlichen Fachbehörde für öffentliche Erziehung, einer Behörde, die ausschließlich mit dieser befaßt, ihre Tätigkeit nach keinen anderen als erzieherischen Gesichtspunkten bestimmte, einer Behörde, die

die höchste Sachkunde in den Dienst dieser einen Aufgabe zu stellen vermöchte. Die Zentralisation dagegen würde die Verselbständigung der öffentlichen Erziehung ermöglichen und bedingen; ein Verwaltungsapparat würde geschaffen, der die befähigsten Kräfte anzuziehen und zu befriedigen vermöchte; eine Organisation, die in der Einheitlichkeit ihres Aufbaus, ihrer Ziele und Mittel die Leistungsfähigkeit der öffentlichen Erziehung aufs höchste steigern könnte. Zentralisation und Verselbständigung bedingen sich gegenseitig; und sie erst gestatten eine gleichmäßige Förderung aller Zweige der öffentlichen Jugendfürsorge.'

Kriegsmann geht dann dazu über, zu zeigen, wie Hamburg dies Problem der Zentralisation zu lösen gesucht hat. Durch drei Gesetze vom 11. September 1907 betreffend die Zwangserziehung (ZG.), die öffentliche Fürsorge für Minderjährige (FG.) und das Armenwesen (AG.) ist die gesamte staatliche Jugendfürsorge zusammengefaßt und einer Behörde, dem Waisenhauskollegium, übertragen worden. Ihre Kompetenz erstreckt sich individuell auf vier Gruppen von Jugendlichen, nämlich auf kriminelle, verwahrloste, hilfsbedürftige und vorläufig in Verwahr genommene Minderjährige, substanziell auf die Überweisung dieser Minderjährigen an den Strafrichter, den Vormundschaftsrichter, die Armenverwaltung oder die Polizeibehörde. Dem Kollegium stehen zwecks Durchführung seiner Aufgaben zur Verfügung: 1. das Waisenhaus, 2. die Erziehungsanstalt, 3. die Besserungsanstalt, 4. ein ausgedehnter Familienpflegeapparat. In das Waisenhaus werden, nachdem die Zentralisation durchgeführt wurde, nicht nur Waisen, sondern auch gefährdete Kinder aufgenommen, ,die nach Herkunft und Erziehung sich wenig von den Armenkindern unterscheiden; es wird dadurch die Gefahr vermieden, daß „die guten Kinder schlechter Eltern" mit verwahrlosten Elementen zusammenkommen und von ihnen sittlich affiziert werden.' Umgekehrt wird das Armenkind nicht ohne weiteres der Zwangserziehung überwiesen; ,lediglich die Tatsache einer oft unverschuldeten Armut der Eltern kann es nicht rechtfertigen, das Kind wie ein verwahrlostes zu behandeln'. Der Familie wird eine ganz besondere Sorgfalt zugewendet. ,Hatte man ursprünglich Kinder in geeigneten Familien untergebracht, weil die Räume des Waisenhauses für ihre Unterbringung nicht ausreichten, so hielt man später an der Familienpflege fest, da die günstigen Ergebnisse ihre Beibehaltung forderten. Weit über die Grenzen des hamburgischen Staatsgebietes hinaus hatte man Familien gefunden, denen man Waisenkinder anvertrauen konnte. Diese bis dahin nur für die Waisenpflege bestimmte Einrichtung kommt nunmehr unmittelbar der Zwangserziehung zustatten.' Dem Waisenhauskollegium sind endlich auch weitgehende Rechte zur Einwirkung auf das Gerichtsverfahren eingeräumt; ,es ist nicht darauf beschränkt, durch schriftliche Anträge und aktenmäßige Erhebungen auf die Entscheidungen des Gerichts hinzuwirken; vielmehr kann es sich in dem Verfahren vor dem Vormundschaftsgericht vertreten lassen; von jedem durch das Vormundschaftsgericht anberaumten Termine erhält es Mitteilung, und sein Vertreter muß im Termin jederzeit mit seinen Anträgen und Ausführungen gehört werden'. Die Or-

ganisation verbindet die Vorzüge der einheitlichen Geschäftsführung mit weitverzweigter Dezentralisation der Exekutive. ‚Das Stadtgebiet zerfällt in zwölf Waisenkreise, diese in Waisenbezirke; für jeden Waisenbezirk wird eine Anzahl von Waisenpflegern und Waisenpflegerinnen bestellt, die gemäß einer vom Waisenhauskollegium erlassenen Geschäftsanweisung die Aufsichtstätigkeit und die sonstigen Funktionen des Gemeindewaisenrats ehrenamtlich ausüben.‘

Was Hamburg hier geschaffen, sollte vorbildlich für das ganze Reich sein. In angelsächsischen Ländern ist die Fürsorge fast ausschließlich Organ der freiwilligen Wohltätigkeit. An und für sich mag man das als einen Vorteil für die Sache, die ja eine ausgesprochen charitative ist, halten. Aber die Dinge liegen jedenfalls so, daß wir mit dieser freiwilligen Hilfe in Deutschland nicht auskommen. Jeder Geistliche, der sich um die Fürsorge bemüht, weiß davon ein Lied zu singen. Auf seine Darstellungen von der Not der kriminellen und verwahrlosten Jugend hin hat sich wohl die private Hilfe etwas stärker geregt, aber zu einer dauernden, reichlichen und wohlorganisierten Unterstützung unter Anspannung aller Kräfte ist es nicht gekommen. Auch die einzelnen Fürsorgevereine haben sich wohl sehr stattlich entwickelt, zu einer umfassenden Behandlung der Jugendlichenfrage, wie sie Kriegsmann darstellt, kommt es dabei nicht. Dafür fehlt es nicht nur an Mitteln, sondern auch an Bewegungsfreiheit und Machtbefugnissen. Unser ganzes gesellschaftliches Leben ist eben anders zugeschnitten: wir sind an Bureaukratismus und Reglementierung von oben herab gewöhnt, während der Demokratismus Englands und Amerikas auf Selbsthilfe angewiesen hat.

Wir sind aus ganz natürlichen Gründen die führende Nation im Staatssozialismus geworden. Aber dieser offiziöse Sozialismus hat sich bisher ganz einseitig auf Hilfe gegenüber den Erwachsenen in der besitzlosen Klasse und auf deren materielle Hebung, auf Versicherung gegen Unfälle, Arbeitslosigkeit, Krankheit usw. beschränkt. Die große neue Idee, zu der uns Hamburgs Beispiel von selbst hinführt, das ist der Erziehungssozialismus zur Rettung unserer Jugend. Aus dem Ministerium des Innern muß ein neues Organ hervorgehen, das sich eigens und ausschließlich mit der Aufgabe befaßt, das gesamte Fürsorgewesen in dem weiten Sinne, wie es die freie Hansestadt behandelt, nach einheitlichen Normen zu regeln. Die Zentralstelle verfügte zunächst über Hauptstellen in jeder Provinz bezw. in jedem Kreise; die Kreise müßten wieder mit einem weitverzweigten Organismus von städtischen und ländlichen Behörden zusammenarbeiten. Die Vorteile eines solchen kollektiven Aufbaus wären in der Hauptsache folgende: 1. große Ersparnis an Kosten, wie sie jede vernünftig geleitete Zentralisation mit sich bringt; 2. Regelung des Fürsorgewesens nicht nach verwaltungstechnischen, sondern ausschließlich nach Erziehungszwecken; 3. die Vereinheitlichung und Ausdehnung der Fürsorge nicht nur auf kriminelle, verwahrloste und verwaiste, sondern auch auf hilfsbedürftige Kinder, also jene Klasse, die der englische Sprachgebrauch als ‚Vernachlässigte‘ (neglected) bezeichnet; 4. aber, und darin

liegt der epochemachende sozialethische Fortschritt, den eine solche Reform bedeutete, würde dadurch staatlicherseits das Recht eines jeden sittlich notleidenden Kindes, gleichgültig welcher Art seine Bedürftigkeit ist, nicht nur auf genügenden leiblichen Unterhalt, sondern auch auf erzieherische Pflege proklamiert. Das Zeitalter der politischen Revolutionen gab dem Bürger die magna charta der Menschenrechte; geben wir im Zeitalter des Sozialismus dem Kinde die magna charta seiner Fürsorgerechte! Das ist die große Forderung, die das nationale und zugleich echt christliche Problem der Jugendhygiene, die zugleich Volkshygiene ist, an uns stellt!

In der Hamburger Jugendfürsorge vermisse ich nur zwei Organe. Kloß berichtet in seinem schon erwähnten Essay ‚Jugendfürsorgeausschüsse' von einem Fall, der in Köln passierte. ‚Aus der Schule heraus wurden drei Jungen im Alter von 12 bis 13 Jahren wegen Einbruchdiebstahls verhaftet. Sie waren in den Laden eines Fischhändlers eingestiegen und hatten die Ladenkasse geleert, die etwa 15 Mk. enthielt.' Der Verfasser knüpft hieran mit Recht die Frage, inwiefern hier wohl Fluchtverdacht oder Verdunkelungsgefahr vorgelegen. Man kann aber noch weiter gehen und fragen, inwiefern es der Staat für recht hält, ein paar jugendliche Verdächtige kurzweg ins Polizeigefängnis zu bringen, sie hier vielleicht tagelang mit allem möglichen Gesindel gemeinsam festzuhalten und so von vorneherein den Erziehungsgedanken illusorisch zu machen, die Tür zum Eintritt in die Verbrecherschule zu öffnen. Man bedenke wohl, daß es sich nicht immer um Minderjährige zu handeln braucht, die, wie scheinbar in diesem Fall, schon auf der Verbrecherlaufbahn die ersten Meilen zurückgelegt haben, daß möglicherweise Kinder verhaftet werden, die unschuldig sind oder doch nur durch verbrecherische Eltern zu ihren Straftaten angestiftet worden sind! So wenig Kinder vor die gewöhnlichen Gerichte gebracht werden sollen, so wenig gehören sie in Polizeigewahrsam; das hat man in England richtig erkannt und daher besondere Haftanstalten (remand houses) geschaffen, in denen Kinder während der Zeit ihres Wartens auf die Verhandlung untergebracht werden.

Ein zweiter Mangel ist das Fehlen besonderer Erziehungsanstalten für schwachsinnige und seelisch abnorme Kinder überhaupt. Auf die Labilität der ethischen und intellektuellen Kräfte jedes Kindes wurde schon aufmerksam gemacht. Die Statistik weist nach, daß von allen jugendlichen Kriminellen, Zwangs- und Fürsorgezöglingen fast die Hälfte entweder selbst mit körperlichen, geistigen oder sittlichen Anomalien behaftet ist oder doch von Eltern abstammt, bei denen schwere derartige Störungen nachzuweisen sind, so daß vermutlich bei den Nachkommen die Mängel ebenfalls vorhanden sind und nur, einstweilen latent wirkend, noch nicht erkannt werden können. Gerade in der Jugend ist nun aber die Grenze zwischen vorgeschrittener Epilepsie, Hysterie, Neurasthenie sowie anderen ausgesprochenen Geisteskrankheiten und psychopathischen Zuständen, bei denen von einer wenn auch beschränkten Verantwortlichkeit noch gesprochen werden kann, äußerst schwer festzustellen; ist doch gerade

hier die Erscheinung sehr häufig, daß sich mit sittlicher Minderwertigkeit eine äußerst große geistige Begabung verbindet, so daß jeder außer dem Psychiater über das eigentliche Wesen des Kindes getäuscht wird. Daraus ergibt sich einmal die Forderung, daß jedem Fürsorgeausschuß, jedem Vormundschaftsrat und jedem Kollegium eines Jugendgerichtes ein sachverständiger Arzt beizuordnen ist, zweitens daß besondere Erziehungsanstalten für abnorme Kinder unter psychiatrischer Leitung errichtet werden, die einmal dazu dienen, durch längere Beobachtungen die Art der psychischen Konstitution Jugendlicher festzustellen, sodann, wenn Psychopathie erkannt ist, dem Kranken eine individualisierende Erziehung angedeihen zu lassen, wie sie seinem abnormen Zustand entspricht.

Es wurde versucht, aus dem vielfältigen Wellenschlag von Reformen, den das Problem ‚Die Jugendlichen' erzeugt hat, einige solche Bewegungen hervorzuheben, die für den Geist der Zeit besonders charakteristisch sind und denen eine besondere Bedeutung auf dem Weg zum Fortschritt beizumessen ist. Ihnen ließe sich noch eine ganze Reihe anderer Bemühungen angliedern, die alle dasselbe Ziel: Jugendrettung! haben. Mögen bei allen diesen Bestrebungen mancherlei Irrtümer und Verkehrtheiten unterlaufen, mag der eine oder andere diese oder jene Tendenz verurteilen: erfreulich sind sie alle, weil sie einhellig Kunde geben von dem wach gewordenen Bewußtsein, daß es sich um eine Frage handelt, von deren glücklicher Lösung die Zukunft unseres Volkes nicht zum mindesten abhängt, und von dem stark und stärker werdenden Willen von Männern aller Stände, von Juristen, Theologen, Medizinern, Verwaltungsbeamten, freiwilligen Dienern der Nächstenliebe, ihre Kräfte in den Dienst dieser hohen Aufgabe zu stellen. Das bisher Geleistete erscheint gering gegenüber dem, was noch zu leisten ist, und doch hat es schon schöne Früchte gezeitigt. So hat sich die Gesamtkriminalität der Jugendlichen in Preußen von 1895 bis 1900 etwas verschlechtert, von 1900 bis 1905 aber verbessert und zwar so, daß sie im letzten Jahr noch etwas geringer war als 1895. Der Bruchteil der männlichen Verurteilten jugendlichen Alters hat sich, nachdem er 1895 bis 1900 ebenfalls stark in die Höhe gegangen war, bis 1905 etwas vermindert und war allerdings in diesem Jahre noch immer bedeutend höher als 1895. Dagegen ist die Kriminalität der weiblichen Jugend in den letzten 10 Jahren recht beträchtlich, nämlich im ganzen um 10,8 vom Hundert gesunken. Wird rüstig weiter gearbeitet, wie es die heutigen Anzeichen allerwärts lebendig gewordener Sorge um unsere Jugend versprechen, dann ist zu hoffen, daß nach Ablauf weiterer zehn Jahre die Zahl der bestraften Minderjährigen nicht nur relativ, sondern auch absolut gesunken sein wird.

Christus versprach uns das Himmelreich, wenn wir würden wie die Kindlein. Haben wir wirklich etwas von dem goldenen Kindersinn, dann ist es unsere erste Pflicht, dafür zu sorgen, daß der Spiegel derer nicht befleckt wird, die uns zu Vorbildern gesetzt sind. —





Edgar Allan Poe.

(19. Januar 1809 — 7. Oktober 1849.)

Zur Psychologie seines Schaffens.

‚Vielleicht seit Pascal hat es kein erschreckenderes Genie gegeben, das mehr dem Entsetzen und den quälenden Todesängsten ausgesetzt war, als das Genie Edgar Allan Poes.‘

Barbey d'Aurevilly.

Ein Dichter, der in seinen Werken von der Nachwelt fast vergessen, durch die markantesten Schöpfungen seines von Krankheit und Leidenschaft gefesselten Geistes der medizinischen Forschung zum Beispiel dienen kann, das ist das Schicksal Edgar Allan Poes. Um so freudiger dürfen wir daher ein Buch begrüßen, dessen Autor es nicht gescheut hat, in kurzen kritischen Inhaltsangaben auf eine größere Anzahl der Werke des Dichters einzugehen, und der dadurch unserer geradezu spärlich zu nennenden deutschen Poe-Literatur einen wirklichen Schatz hinzugefügt hat.* Wir bekommen neue und, was das wichtigste ist, umfassende Einblicke in das Schaffen des unglücklichen Dichters und Alkoholikers, den das nervenzerstörende und kraftzehrende Gift, dem er die Macht der Inspiration verdankte, auf die Höhe seines Ruhmes brachte.

Gewiß können wir heute nicht mehr mit Poes geistreichem Biographen Baudelaire übereinstimmen, der 1856 im Eingangsessay seiner Poeübersetzung schrieb: ‚Ich glaube, daß in vielen Fällen — gewiß nicht in allen — die Bezechtheit Poes ein mnemonisches Mittel war, eine Arbeitsmethode, eine energische und tötliche Methode, die aber seiner leidenschaftlichen Natur entsprach. Der Dichter hatte das Trinken gelernt wie ein sorgsamer Literat sich Mühe gibt, Notizen zu sammeln. Er konnte dem Verlangen nicht widerstehen, die wunderbaren oder schrecklichen Visionen, die feinen, zarten Konzeptionen wiederzufinden, die ihm in einem früheren Sturm begegnet waren; es waren alte Bekannte, die ihn gebieterisch anzogen, und um wieder mit ihnen anzubinden, ging er den gefährlichsten, aber direktesten Weg. Ein Teil von dem, was heute unser Ergötzen ausmacht, ist's, was ihn getötet hat.‘ Baudelaires Worte müssen heute an Hand der exakteren psychiatrischen Erkenntnisse dahin berichtigt werden, daß die Trunksucht Poes als eine sekundäre Begleiterscheinung seines epileptischen Leidens anzusehen ist. Das mindert

* E. A. Poe von F. Probst (Grenzfragen d. Lit. u. Med.). München, Reinhardt.

nicht unsere Bewunderung für den Genius des Dichters, wie er sich in der Gestaltung der feingegliederten und subtilen Szenen seiner Werke kundgibt, mag er auch jenen Dämmerungszuständen im Alkoholrausche mit ihren Halluzinationen sein Dasein danken.

Überall in Poes Werken, seien es nun Novellen, Humoresken oder die neuerdings durch die Sherlock-Holmes-Romane in ähnlicher Form wieder zur Blüte gelangten Detektivgeschichten, ja sogar in seinen poetischen Erzeugnissen finden wir darum auch stets den Alkohol und seine furchtbaren vertierenden und degenerierenden Wirkungen als Grund- und Leitmotiv; das sind für die Psychologie seines Schaffens wichtige Momente, die den Schluß zulassen, daß Poe mit Bewußtsein unter seiner Krankheit litt.

In anderer Hinsicht hat, dem Banne des Alkohols entrückt, eine zweite, vielleicht durch die erste ausgelöste, vielleicht selbständige und in der widrigen, oft verzweiflungsvollen wirtschaftlichen Lage Poes wurzelnde Leidenschaft seine Arbeiten im höchsten Grade beeinflußt, der häufige, namentlich in den letzten Jahren gesteigerte Genuß von Opium und der zu Zeiten gewohnheitsmäßige Gebrauch des Morphiums. Periodisch wie das plötzliche Aufflackern beider Leidenschaften nach voraufgehenden epileptischen Anfällen oder seelischen Erregungen waren auch seine Schaffenszeiten. Manche seiner Werke, die in unmittelbarer Folge eines Dämmerungszustandes entstanden sein müssen, tragen den unverkennbaren Stempel deliröser Erlebnisse an sich und sind geeignet, dem Arzte einen getreuen Krankheitsbericht zu liefern, sind jedoch als reales Kunstwerk statt als Vision genommen unbrauchbar, während andere, und zum Glück bei weitem die Mehrheit, in ruhigen Stunden geschrieben wurden, und nur die wunderbar genial aufgenommenen und verwandten Motive dem Stadium des Rausches verdanken. Die Flammen jener Höllen, die ihn überwältigen, sind in sein Werk gelodert, sagt Baudelaire mit Recht.

Dr. Ferdinand Probst hat sich in seiner Arbeit über Poe, und zwar meines Wissens als erster, der Mühe unterzogen, Poes Schöpfungen nach Art und Zeitumständen ihres Entstehens in drei Hauptgruppen zu klassifizieren. In die erste Gruppe stellt er dabei solche, die das Zeichen epileptischen Ursprungs an sich tragen und zählt zu ihnen als wichtigstes ‚William Wilson', das Selbstbekenntnis des Dichters, in dem er den Kampf zweier Seelen im Alkoholiker schildert und zeigt, wie die böse die gute stets wieder überwindet und das Wesen so zugrunde richtet. Es folgen dann infolge qualvoller Erinnerungen an epileptische Zustände Werke wie die ‚Scheintoten', ‚Berenice' und ‚Der Geist des Bösen', in denen zum Teil ‚perverse Zwangsantriebe', welche die Trunkenheit ausgelöst hat, in den Vordergrund treten. Weiter gehören hierhin Poes philosophische Werke, vor allem das bekannte ‚Heureka', in denen religiöse, aus der Epilepsie resultierende Vorstellungen ein Hauptmoment bilden. ‚In ihnen handelt es sich um Seelen von der Erde Abgeschiedener, die sich im Weltenraum treffen und in schöner Sprache von göttlichen Dingen reden.'

Als zweite Hauptgruppe zeigen sich die Produkte rein alkoholischen

Ursprungs, so die einfach delirenten Berichte und Visionen: ‚Der verlorene Atem,‘ ‚Der Engel des Wunderlichen‘ und die nicht minder phantastischen Humoresken und Novellen: ‚Peter Bongbong,‘ ‚Der schwarze Kater‘ u. a. m.

Die dritte Hauptgruppe endlich umfaßt die Werke, welche dem Morphium- und Opiumrausch ihr Entstehen verdanken: ‚Das Gut zu Arnheim,‘ ‚Landors Landhaus,‘ ‚Die Feeninsel,‘ ‚Das ovale Porträt‘ u. a. In fast allen finden wir die Wirkungen des Opiumgenusses wieder; wir sehen, wie die Gestalten des Dichters der todbringenden Leidenschaft unterliegen, oder wir erkennen in der Milieu-Schilderung des Werkes und der Denkweise der agierenden Personen die Trugbilder, wie sie dem unglücklichen Poe im Opiumschlafe vorschwebten. Die Kunst des Genius jedoch schleift und glättet die Schlacken, welche die furchtbare Krankheit und die ungezügelten Leidenschaften ausgeworfen haben, bis sie zu köstlichen, glänzenden Schmuckstücken werden.

Ein genaueres und zwar inhaltliches Eingehen auf die Werke Poes erscheint mir aus Gründen der besseren psychischen Beurteilung der Einzelschöpfungen geboten. Für die erste Gruppe, d. h. Arbeiten, deren Motiv in epileptischen Anfällen wurzelt, möchte ich als Beispiel die Novelle ‚Die Scheintoten‘* anführen. Wir finden darin die Beschreibung eines epileptischen Anfalls, wie der Dichter so häufig ähnliche hat überstehen müssen, und anschließend die schreckenden Visionen, die ihn während des totenähnlichen Schlafes quälten. Eine solche Erscheinung gibt er uns in der folgenden Erzählung wieder:

‚Es war mir, als sei ich in einen Starrkrampfanfall von ungewöhnlich langer Dauer und Heftigkeit versunken. Plötzlich berührte eine eisige Hand meine Stirn, und eine ungeduldige, kaum verständliche Stimme flüsterte die Worte: „Steh auf!“ in mein Ohr.

Ich setzte mich aufrecht. Die Dunkelheit war undurchdringlich. Ich konnte die Gestalt dessen, der mich geweckt, nicht erkennen. . . Und während ich noch regungslos saß und mich bemühte, meine Gedanken zu sammeln, ergriff die kalte Hand zornig die meine, schüttelte sie heftig, und die Stimme sagte wieder: „Stehe auf! Befahl ich dir nicht aufzustehen?“

„Und wer,“ fragte ich, „bist du?“

„Ich habe keinen Namen in den Regionen, die ich jetzt bewohne,“ antwortete die Stimme trauervoll. „Ich war sterblich, nun bin ich zum Leben eines Dämons erwacht; ich war unbarmherzig, nun bin ich barmherzig; du fühlst, daß ich schaudere. Meine Zähne klappern, während ich rede, doch nicht weil die Nacht kalt ist — diese Nacht ohne Ende. Aber die Gräßlichkeiten sind unerträglich. Wie kannst du ruhig schlafen? Ich finde keine Ruhe vor dem Schrei dieser großen Todesqualen. Diese Seufzer sind mehr, als ich ertragen kann. Auf! Auf! Komm mit mir in die äußere Nacht, ich will dir die Gräber enthüllen.

Ist dies nicht ein Schauspiel voll Weh? Sieh hin!“

Ich sah hin; die unsichtbare Gestalt, die noch immer mein Handgelenk umklammert hielt, hatte die Gräber der ganzen Menschheit sich öffnen heißen

* Poes Werke, hrg. von Hedda und Arthur Moeller-Bruck. Minden i. W., Bruns.

und aus jedem kam der schwache phosphoreszierende Glanz der Verwesung hervor, so daß ich in die verborgensten Höhlen schauen und die leichenumhüllten Körper in ihrem trüben, feierlichen Schlafe bei den Würmern erblicken konnte. Aber ach! Die wirklichen Schläfer waren millionenfach seltener als die, die nicht schlummerten; ein schwaches Kämpfen ging durch ihre Reihen; eine irre, matte Rastlosigkeit; und aus den Tiefen zahlloser Gruben kam ein trauervolles Rascheln der Gewänder der Begrabenen, und ich sah, daß eine ungeheure Zahl derer, die regungslos zu ruhen schienen, die starre, steife Lage, in der man sie begraben, verändert hatte. Und während ich noch schaute, sagte die Stimme wieder zu mir: „Ist das nicht — o Gott, ist das nicht ein erbarmungswürdiger Anblick?"

Doch ehe ich noch ein Wort der Erwiderung finden konnte, hatte die Gestalt meine Hand losgelassen, der Lichtschein verlosch; die Gräber schloßen sich mit plötzlicher Gewalt, während verzweifelte Schreie aus ihnen hervortönten: „Ist das nicht — o Gott, ist das nicht ein erbarmungswürdiger Anblick?"'

Das Gefühl des tiefen Weltschmerzes, verbunden mit einer Resignation sondergleichen, das diese Zeilen atmen, dem menschlichen Herzen, das dem Unerklärlichen entgegenbebt, nahegebracht durch die Anpassung des Ausdrucks, dessen Form fast der biblischen Offenbarung ähnelt, das alles mußte einen gewaltigen Eindruck auf die Leser des jungen Poeten machen. Und tatsächlich hat wohl auch keines von Poes Werken mehr Aufsehen erregt und in den 50er Jahren des vergangenen Jahrhunderts zu mehr Erörterungen Anlaß gegeben als gerade ‚Die Scheintoten', um so mehr noch, als sich in ihnen der früher oft zitierte, von Poe mit voller Gewißheit ausgesprochene Satz befindet: ‚Man kann in der Tat kaum einen Kirchhof umgraben, ohne Skelette in Stellungen zu finden, die zu den grauenvollsten Mutmaßungen führen müssen.'

Wir kommen nun zu der zweiten Hauptgruppe, den Produkten alkoholischen Ursprungs. Für die Berichte delirenter Erscheinungen ohne Einheit und Präzisierung des übernommenen Bildes und ohne jede Motivierung und Logik der fortschreitenden Handlung möge als Charakteristikum der Inhalt der Humoreske ‚Der verlorene Atem' hier Platz finden.

Aus Wut über seine Frau, die ihn betrogen, verliert jemand seinen Atem. Er sitzt mit andern im Wagen. Da er aber nicht atmet, so hält man ihn für tot und stößt ihn endlich zum Wagen hinaus. Ihm werden alle Knochen zerschlagen. Ein Koffer, der hinterher geschleudert wird, zerspaltet seinen Schädel. Man trägt den Verletzten nun in ein Zimmer. Ein Arzt wird gerufen, der ihm beide Ohren abschneidet, einen Einschnitt in den Magen macht und die Eingeweide herausnimmt. Der Apotheker kommt und behandelt ihn mit einer elektrischen Batterie. Endlich bringt man den so Geschundenen in eine Dachkammer. Zwei Katzen schlüpfen durch ein Wandloch und zerfleischen sein Gesicht. Vor Schmerz springt er durchs Fenster in einen vorüberfahrenden Wagen, der einen Verurteilten zum Richtplatz führen soll. Der Delinquent entweicht, und die Polizisten schlagen den Eindringling mit ihren

Gewehrkolben nieder. Er wird gehenkt und ins Grab gelegt. Er schlägt den Sargdeckel entzwei und sitzt nun neben anderen Leichen. —

‚Eine einzige Kette von wilden, unmotivierten, zusammenhanglosen Schrecknissen, eine krampfhafte Häufung des Furchtbarsten, und dieses Furchtbare war erlebt,' schreibt van Vleuten über Poe und sagt damit alles.

Berühmt ist aus dieser zweiten Gruppe die Novelle ‚Der schwarze Kater.' Ein rüder Säufer mißhandelt in perverser Lust seinen geliebten Kater ‚Pluto'. Endlich hängt er ihn unter Tränen des Schmerzes im äußersten Winkel seines Gartens auf. Am nächsten Tage brennt sein Anwesen ab, und als er auf den Ruinen seines Besitzes die noch verschont gebliebenen Habseligkeiten zusammensucht, erkennt er mit Grauen an einer der stehen gebliebenen Mauern wie in Bas-Relief tief eingegraben die Gestalt eines riesigen Katers.

In einer elenden Schenke findet er später einen ähnlichen schwarzen Kater und nimmt ihn mit nach Hause. Auf dem Rücken des Tieres muß er am nächsten Tage die Gestalt eines Galgens erkennen. Mit seinem fortwährenden unsinnigen Trinken steigert sich auch wieder seine Perversität. Er haßt den Kater, — er will ihn töten. Als er zum tötlichen Streiche mit der Axt ausholt, stellt sich seine Frau schützend vor das Tier. Aus Rache erschlägt er sie und verscharrt sie gleich darauf hinter den Kellermauern. Die Gerichtskommission findet den Kadaver trotz eifrigen Suchens nicht. Übermütig und prahlerisch, um den Beamten die Grundlosigkeit ihres Verdachtes zu zeigen, schlägt er gegen die Kellermauern und trifft voller Hohn gerade jene Stelle, wo er den Leichnam eingemauert hat. Ein jämmerlicher Ton dringt hervor, und als die Beamten nachforschen, fällt ihnen der Körper der Gemordeten entgegen, auf deren blutigem Kopfe zischend und fauchend der Kater sitzt, den der Missetäter mit eingemauert hatte.

Man könnte diese Novelle mit verschiedenen anderen, z. B. ‚Der Geist des Bösen' oder ‚Das verräterische Herz', in eine Reihe stellen. In ihnen sucht der Dichter vornehmlich und meist mit vollendeter Logik und Darstellungskraft das Walten der Nemesis und das böse Gewissen des Verbrechers dem Leser zu zeigen.

In der dritten Hauptgruppe treten uns endlich die Werke entgegen, deren Entstehung dem Morphium- und Opiumgenuß zuzuschreiben ist. Alles spielt sich bei ihnen im Opiumrausch ab, die Hauptfiguren sind stets mehr oder weniger der tötenden und entnervenden Opiumsucht verfallen.

Bekannt sind die in den Grundideen sich ähnelnden ‚Ligeia' und ‚Morella'. Ligeia vertritt die Ansicht, daß sich der Mensch nur aus reiner Willensschwäche dem Tode überliefere, sie stirbt aber trotzdem bald an Schwindsucht. Ihr Mann zieht nach England in eine alte Abtei, wo er sich ganz seiner Opiumleidenschaft hingibt und verheiratet sich hier zum zweiten Male. Als er bei einer Gelegenheit seiner zweiten Frau Wein zu trinken gibt, sieht er, wie rubinrote Tropfen in ihr Glas fallen. Die Frau stirbt darauf. Der Mann ist zu entnervt, um sie zu begraben und läßt sie auf dem Boden des Zimmers liegen. Zeitweilig scheint es ihm nun, als ob die Tote wieder ins

Leben zurückkehrte, dann aber reißt ihn der durchdringende Leichengeruch wieder aus seinen Phantasien. Endlich erhebt sich die Gestorbene und der Mann erkennt in ihr die ins Leben zurückgekehrte Ligeia wieder. So wie hier die erste geliebte Frau in der zweiten wieder zum Leben gelangte, so ersteht in ‚Morella‘ die Mutter in der Tochter wieder.

Man sollte die beiden genialen Schöpfungen Poes, wie das leider heute noch geschieht, nicht wörtlich nehmen, es liegt ein tieferer Sinn in ihnen als das bloße leuchtend aufgeputzte Hirngespinst des Opiumrausches.

Ein anderes Werk Poes, ‚Der Untergang des Hauses Usher,‘ möchte ich hier nicht übergehen. Der Dichter erzählt darin, wie er einen Freund besucht, der auf einem düsteren, altersgrauen Schlosse wohnt. Während seiner Anwesenheit stirbt die Schwester des Schloßbesitzers. Sie wird einstweilen im Kellergewölbe beigesetzt. Usher selbst, ein durch Leidenschaften degenerierter Mensch, dessen Nerven in steter Vibration scheinen, wird sich schon am ersten Abend klar, daß die Schwester lebendig begraben ist. Während acht langer Tage hört er die Begrabene, acht Tage lang treibt ihn die Gewißheit umher, ohne daß er zu handeln wagt. Die Energielosigkeit, eine Folge seiner Ausschweifung, bannt ihn immer wieder und hält ihn von entschlossener Tat ab.

Nach acht Tagen, als die Freunde nachts bei einem schrecklichen Sturm beisammen sitzen, gelingt es der Scheintoten, ihre Gruft zu durchbrechen. Langsam steigt sie empor und tritt vor den Bruder, der jeden ihrer Schritte gehört und sie erwartet hat, in blutigem Leichentuch hin. Ein Augenblick des Entsetzens! Dann sinken sie sich in die Arme und fallen tot zu Boden.

Überall, wohin wir bis jetzt geblickt haben, lassen die stark aufgetragenen realen Momente die subtilen psychischen Eigenheiten der dargestellten Personen fast verschwinden; wenigstens sind sie geeignet, sie vollständig zu verdecken. Man hat dies vielfach für einen unverkennbaren Mangel an poetischem Geschick angesehen und dem Dichter mit Unrecht den Vorwurf eines Farben-Romantikers gemacht. Wenn wir auf das Leben Poes zurückgreifen und bedenken, wie der Unglückliche den Leidenschaften durch seine Krankheit willenlos verfallen, wie er häufig im Delirium nur wenige ruhige Stunden seines kurzen Lebens fruchtbar schaffen konnte, so begreifen wir aus seiner eigenen erregten und gequälten Seele heraus die Psyche seiner Gestalten. Unzweifelhaft liegt der Wert seiner Werke nicht in den krassen Wahnfarben der Realität, sondern in den feinen, logischen, wenn auch zurücktretenden psychologischen Formen, welche sie bergen, in der Angst des Herzens vor der Ewigkeit, der Seelenqual nach ruchloser Tat, der Eltern-, Geschwister- und Gattenliebe, und endlich nicht minder in der Liebe zur ganzen leidenden und kämpfenden Menschheit.

Das Schicksal des unglücklichen Dichters ist bekannt. In seiner Heimatstadt Baltimore im Delirium aus der Gosse aufgelesen, starb er am nächsten Tage im Hospital, kaum 40 Jahre alt. Daten können uns das Leben dieses Mannes nicht näher bringen, wir lesen sein trauriges Los in seinen Werken.

A. Graf zu Fürstenberg-Fürstenberg.



Der Klerus in der schönen Literatur.

Eine jede Dichtung, die in lebendiger Wechselwirkung mit ihrer Mitwelt bleiben will, muß auch in dieser wurzeln; denn die Fragen des Menschentums sind trotz ihrer Allgültigkeit und zeitlichen Grenzlosigkeit aufs engste mit den jeweiligen Gesellschaftsschichten und Berufsständen verknüpft. Die literarisch-künstlerische Darstellung muß immer an die sachlichen Verhältnisse anknüpfen, um sich vor idealistischer Verstiegenheit zu bewahren. Das müssen wir besonders heute verlangen, wo die schöne Literatur nicht mehr bloß zu angenehmer Erlustigung des Geistes dient, sondern ein Kulturfaktor geworden ist. Heute wird jeder ernste Roman zugleich ein Weltanschauungsbuch, da diese zu seiner künstlerischen Einheit nicht fehlen kann. Hier wenigstens will sich vereinigen, was in der unkünstlerischen und in ihren Idealen zerrissenen Gegenwart sich trennt. So ist die schöne Literatur heute eine ernste Sache geworden. Das zeigt sich am besten darin, daß der Humor sich aus ihr geflüchtet hat. Wir können nicht mehr schallend hinauslachen über die poetische Verulkung unserer Schwächen und der unserer Nächsten, wie es unsere Vorfahren im Mittelalter konnten. Die lachten alle aus demselben Grunde, ihre Auswüchse kannten sie und ihr geistiger Besitz, ihre Anschauungen waren ihnen dabei gemeinsam heilig und unverletzlich. Das hat sich von Grund aus geändert. Heute lacht bald jeder aus einem anderen Grund als sein Nachbar; jeder will einen eigenen kleinen geistigen Besitz für sich haben und freut sich, wenn der des anderen beschädigt wird. Das ist kein Lachen mehr des Humors, sondern der Schadenfreude. Durch diese Wandlung ist der Literatur heute eine Vorsicht geboten worden, eben weil sie eine ernste Sache geworden ist. Heute hat der Dichter die Harmlosigkeit verloren, lachen zu machen, wenn Fragen dieses unverletzlichen Besitztumes hereinspielen, selbst unter Gesinnungsgenossen. Die Nähe des andersdenkenden, schadenfrohen Nachbars macht empfindlich. Einen deutlichen Beweis hiefür haben wir in der Art, wie sich in der Darstellung des Klerus in der schönen Literatur eine Wandlung vollzogen hat.

Dieser Stoff ist heute durch die Verbindung der Literatur mit dem Leben ziemlich beliebt geworden. Der besonderen Gründe sind verschiedene. Bei der Darstellung sozialer Wirren und Klärungen ist für eine Gestalt, welche die außermateriellen Ideale verkörpern und vermitteln soll, der Priester ein dankbarer Vertreter. Die theologischen Krisen der Gegenwart haben auf katholischer und vielleicht schon früher auf protestantischer Seite Veranlassung gegeben, die allgemeinen Ideen in persönlichen Schicksalen und Konflikten dich-

terisch zu schildern. Diese letzteren theologischen Bildungsromane haben, wie es in ihrer Natur liegt, leicht etwas Lehrhaftes, wie jene ersteren etwas Tendenziöses; beide Arten pflegen eine idealistische Richtung, die von dem realistischen Sinne unserer Zeit als nicht ganz wahr empfunden wird. Daneben tritt der Pfarrer aber in seiner empirischen Mannigfaltigkeit wie jeder andere Stand bald da und bald da in der zeitgenössischen Literatur als Mitagierender auf. Aber er bewegt sich nicht mehr wie früher in der poetischen Scheinwelt und seine Rolle wird auch nicht mehr wie früher empfunden. Ja, ein Rückschluß von heutigen Anschauungen aus auf die Darstellung des Klerus in der früheren Literatur, besonders nach der humoristischen Seite hin, kann geradezu zu einem falschen Resultat führen, wie Eduard Fueter im 1. Januarheft des ‚Literarischen Echo' dartut. Fueter wendet sich gegen den Glauben, daß die Literatur der Vergangenheit als ein Spiegelbild des jemaligen Lebens aufgefaßt werden könne.

‚Seit Jahrhunderten argumentieren Fromme und Ungläubige mit der novellistischen Literatur des Mittelalters und der Renaissance, speziell den Fabliaux der Franzosen und den Novellen des Boccaccio und seiner Schule als einem Beweis für die Verderbtheit des Klerus vor der Reformation. Man fragt sich oft, ob denn alle die Kunsthistoriker, die dieses Axiom wiederholen, noch nie einen Schwank gesehen oder eine Humoreske gelesen haben. Hat denn nicht von jeher die populäre Possenliteratur ihr Hauptvergnügen darin gefunden, Personen, denen man im Leben bloß ihres Amtes wegen Respekt zeigen muß, ins Lächerliche zu ziehen? Ist nicht der Polizist regelmäßig eine komische Figur? Folgt daraus, daß alle Schutzleute Trottel sind, oder auch nur, daß das Publikum, das sich an dem dummen Gendarmen auf dem Theater unterhält, sie für solche ansieht? Die Geheimräte und Bürgermeister der populären Lustspielliteratur sind regelmäßig Schwachköpfe und werden demgemäß von den übrigen Personen der Stücke behandelt. Dürfen wir daraus schließen, daß der gemeine Mann seine Respektspersonen wirklich so taxiert und sie mit der Ungeniertheit anfährt, über die er im Theater in Entzücken gerät? Nun vollends ein Stand, der solche Ansprüche auf besondere Heiligkeit des Lebens erhebt, wie der katholische Klerus und dessen Verfehlungen auf ein Gebiet führen, das der erotisch orientierten mittelalterlichen Novellistik so wie so einen dankbaren Stoff bot . . . Der mittelalterliche Leser konnte aufrichtig fromm sein und für den Klerus die größte Hochachtung hegen; deshalb fühlte er doch von Zeit zu Zeit das Bedürfnis, sich aus Reaktion gegen den fortwährenden Respekt, den er auf der Straße und in der Kirche, bekanntlich dem Rendezvousplatze des Mittelalters, auch der inferiorsten geistlichen Person entgegenbringen mußte, an einer spöttischen Karrikatur der Kerisei zu erfreuen. Die Popularität dieser Geschichten zeugt (abgesehen von der Anziehungskraft der erotischen Stoffe an sich) vielmehr gerade für die unerschütterte Hochschätzung des Klerus. Sie beweist kulturhistorisch nur, daß es eine prinzipielle Opposition gegen das Institut des Priestertums als solches noch nicht gab. Denn diese Art von Spott lebt nur so lange, als der Stand, gegen den er sich richtet, in seiner Existenz unangefochten ist. Der Scherz wirkt nicht mehr harmlos und deshalb auch nicht mehr künstlerisch, sobald er tiefere Interessen berührt. Über die Polizei und die Geheimräte lachen wir ruhig, denn niemand denkt daran, sie abzuschaffen. Ärzte und Juristen sind von jeher dankbare Objekte

für die populäre Komik gewesen; sie können den Spott ertragen, denn sie sind unentbehrlich. Der katholische Geistliche ist keine Lustspielfigur mehr, seitdem seine Existenz in Frage gestellt ist; seine Freunde ertragen den alten Spott nicht mehr und seine Feinde meinen es zu ernst. Daher hat sich die alte geistliche Schwankliteratur seit der Reformation nur in den Ländern fortpflanzen können, die sich von den Ideen des Luthertums und der Aufklärung frei gehalten hatten, und auch da nur so lange, als das Verhältnis von Staat und Kirche nicht zu kirchenpolitischen Kämpfen Anlaß gab' . . .

Fueter hat sich im Ausdruck vergriffen, wo er von der erschütterten Existenz des Klerus spricht; aber seine Grundgedanken sind sicherlich richtig. Wenn sich der Klerus jener Zeiten auch vielen Spott gefallen lassen mußte, so war er darum doch nicht vogelfrei wie heute, ganz im Gegenteil. Umgekehrt kann man ihn in der heutigen Literatur auch nicht mehr die Rolle spielen lassen, wie in jener früheren, da die Fundamente dieser Literatur andere geworden sind. Oder besser, jenes alte solide Fundament der einheitlichen Weltanschauung ist ausgerissen worden und mit ihm die Sicherheit der dichterischen Darstellung und der allgemeine Humor, der sich in der Dichtung eine fröhliche Ergänzung des ernsteren Lebens schuf. Je weniger breite Basis die Dichtung heute hat, desto mehr sucht sie zu bedeuten; je weniger sie Ergänzung ist, desto mehr will sie ein Ganzes sein. Dabei ist an die Stelle der Weltanschauung das Parteiurteil getreten, an die der Sympathie der einseitige Verstand und der Humor ist vom Witz vertrieben worden. Heute ruft man allgemein nach ‚Mehr Humor'. Eine zeitgemäße Betrachtung hat dieses Thema Heinrich Jäger in seinem Feuilleton der ‚Frkf. Ztg.' (27. Nov. 1908) genannt. Er spricht dort von der unfrohen Gegenwart des politischen und wirtschaftlichen Deutschland:

‚Außer der Kraft innerer Zufriedenheit ist uns, seit nationale Not uns nicht mehr bei der Fahne sah, noch etwas anderes verloren gegangen — die seelische Großheit, die läßlich macht gegen Brüder und Nachbarn, mit dem ihr entstammenden Humor, der Herrschaft verleiht über eigene Wünsche und eigene Schmerzen und nicht zu ersetzen ist durch bloße intelligente Herzensnüchternheit, auch nicht durch pharisäische Selbstgerechtigkeit und erst recht nicht durch den Taumel materieller Genüsse. . . . In materialistischer, sagen wir ruhig, in vulgärer Lebensauffassung, stehen wir heute geradezu tiefer als vor 1870, und an Humorlosigkeit sucht nachgerade unsere deutsche Welt ihresgleichen. Den Humor aber nennen wir das Öl des Herzens. Es beschützt uns vor dem Heißlaufen ins Superlative, verhütet rasche Verletzungen, hält ruhig die Temperatur und erträglich die Luft beim Streit der Meinungen, dem Gegensatz der Interessen, sichert Stand und Bestand dem Menschen in uns gegen das Raubtier blindwütiger Leidenschaft. Wir glauben nicht zu übertreiben, wenn wir den Humor ein erstes Erfordernis heißen für das Gedeihen irgendwelcher Gemeinschaft — Familie oder Freundschaft, Geschäft oder Gesellschaft, Parlament oder Staat — wenn wir ihn weder durch Gesetze noch durch Garantien ersetzbar achten.

Im gediegenen Sinn Humor hat ja nur der, der sich Herr weiß eines sicheren inneren, eines unverlierbaren Besitzes, der einem inneren Gesetz gehorcht.

Ohne Angst zu verarmen, wird er geben, wird Leutseligkeit üben, Sonnenschein, allseitiges Behagen um sich breiten und sein Beispiel, in Staat oder Bergwerk gleichmäßig gepflegt, läßt Wolken und graue Verbitterung nicht aufkommen.'

Wenn wir diesen Wunsch nach Humor auf die Literatur ausdehnen, so müssen wir den Grund seines Verlustes noch tiefer suchen und das ,innere Gesetz' zur allgemeinen Weltanschauung erweitern. Dann finden wir aber auch, daß dieser Humor schon lange fehlt, daß er zu fehlen angefangen hat, wie Fueter für seinen speziellen Fall sagt, mit der Glaubensspaltung und den kirchenpolitischen Kämpfen. Wenn wir indes doch eine Zeit nicht weit hinter uns suchen wollen, die noch Humor hatte, so stoßen wir auf die Romantik, bei der er allerdings in einer eigenen Färbung schillerte. Aber er war da, wo auch das Ringen um eine einheitliche Welt von neuem erwachte.

Die Nutzanwendung auf unser Thema hat sich von selbst ergeben. Die Stellung des Klerus ist in unserer modernen Literatur eine andere geworden. Mit dem Wechsel der Anschauungen hat sich auch eine Wendung im Gefühl vollzogen. Der Stand wie auch die Leser sind empfindlich geworden. Einseitige Satiren, die bei einheitlicher Lebensbetrachtung schadlos bleiben, verbieten sich bei getrennter. Doch kann nun damit der Humor, diese alte erb- und eigentümliche Blüte gerade unserer literarischen Vergangenheit nicht verbannt sein. Ja die realistische Literatur von heute kann durch ihn eine feine geistige Würze empfangen. Schließlich wollen wir nicht vergessen, daß man dichterischem Übermut gegenüber in gar manchen Fällen der Wirkung sicherer die Spitze abbricht durch ein gemütliches Mitlachen als durch vorschnelle Empfindlichkeit. Gerade hier ist ein ruhiger, selbstsicherer Verlaß auf den alten großen Besitz, der ja nur äußerlich, nicht innerlich geschmälert ist, Charaktersache und kann nur von bester Wirkung sein.







Volkswirtschaft.

Heimarbeit. Unsere Sozialpolitik weist noch immer eine klaffende Lücke auf, die vor allem mit dem Streben nach systematischem Aus- und Aufbau der Arbeiterschutzgesetzgebung stark kontrastiert. Bei näherem Zusehen wird man nämlich leicht wahrnehmen können, wie die gesetzlichen Bestimmungen zum Schutze der Arbeiterschaft in einem regelmäßigen und in gewissem Sinne organischen Entwicklungsprozeß zur Geltung gekommen sind, indem sie ihren Weg nacheinander vom völlig ungünstig zum weniger ungünstig gestellten Teile der werktätigen Bevölkerung evolutionsartig genommen haben. So entstand zuerst das Schutzgesetz der Kinder in den Fabriken, welchem hierauf sich die speziell die Jugendlichen betreffenden Vorschriften anschlossen, denen wiederum noch später die gesetzliche Regelung der Fabrikarbeit der Frauen folgte. Allein bei dieser Aufeinanderfolge sozialpolitischer Maßnahmen ist die Heimarbeiterschaft von Anfang an ausgeschaltet geblieben, obschon sie, wie wir jetzt wissen, in der Skala der wirtschaftlich Schwachen sogar die allerunterste Stufe bildet. Denn die Reichsgewerbeordnung, welche die Arbeiterschutzgesetze enthält, nahm einschränkend von vornherein bloß auf den Fabrik- und Werkstattbetrieb Bezug.

Für diesen, ich möchte sagen, fehlerhaften Aufstieg in der sozialpolitischen Gesetzgebung dürfte in erster Linie ein psychologisches Moment als Ursache angesprochen werden. Es war der äußere Schein, den wir lange für das Wesen der Sache nahmen. Man pflegte Heimarbeit mit häuslicher Tätigkeit zu identifizieren und in der äußeren Wortverbindung gleich auch eine sachliche Kombination zu erblicken: jene ideale Synthese, welche den trauten Begriff des Heimes, der Voraussetzung der innigsten, menschlichen Beziehungen, und das erhabene Kennzeichen der Arbeit, der Grundlage aller Schaffungsmöglichkeit, in sich vereinigt. Noch vor einem Vierteljahrhundert konnte man in den staatswissenschaftlichen Schriften vielfach Miniaturschilderungen finden, wie schön und idyllisch es sich doch eigentlich ausnimmt, wenn Mann, Frau und Kind daheim sitzen und gemeinsam ihr Tagewerk verrichten. Ganz allgemein aber waren dort Lobpreisungen auf die hausindustriellen Zustände zu lesen, welche den individuellen Anforderungen weit mehr Rechnung tragen als der zentralisierte Fabrikbetrieb, bei dem die ganze Persönlichkeit gleichsam von einem einzigen Apparat restlos absorbiert wird. Das war aber, wie sich Professor Weber einmal ausdrückte, nur das ‚Sophaideal des Nationalökonomen‘, dem die realen Tatsachen in gar keiner Weise entsprachen. Auf Kosten seiner körperlichen Gesundheit und seiner geistigen Lebensfreudigkeit hatte in Wirklichkeit

der Hausindustrielle zu fronden, wenn er bloß sein Existenzminimum erwerben sollte, und allein um ihr Dasein fristen zu können, sah sich vielfach die Heimarbeiterin genötigt, neben ihrer Arbeitsleistung noch sich selber zu Markte zu tragen. Von den Manipulationen des ‚Verlegers' freilich durfte nichts verlautbart werden: denn sie gelingen am besten im stillen: und über ihre Lage vermochten die Heimindustriellen selber nichts bekannt zu geben: denn auch die Hoffnungslosigkeit macht lichtscheu. So kam es, daß so lange Zeit hindurch die Vorgänge in der Welt der Heimarbeiterschaft kaum über ihren engeren Kreis hinaus gedrungen waren. Und darin mag wohl der Hauptgrund für die angeführte Fehlerhaftigkeit im Entwicklungsverlauf unserer sozialen Gesetzgebung zu suchen sein.

Aus dieser Erwägung heraus verdient die erste deutsche Heimarbeitsausstellung, welche 1906 in Berlin stattgefunden hat, unsere höchste Anerkennung. Doch wurde der Ausstellungsleitung zum Vorwurf gemacht, sie hätte bei der ganzen Organisation sowohl hinsichtlich des systematischen Vorgehens als auch bezüglich der objektiven Kontrolle zu sehr die abwägende Sorgfalt vermissen lassen, derart, daß auf der Ausstellung schließlich das agitatorische Moment sehr wesentlich auf Kosten der didaktischen Aufgabe in den Vordergrund getreten sei.

Die daraus erwachsenden Forderungen hat nun die zweite deutsche, im verflossenen Jahre in Frankfurt a. M. veranstaltete Heimarbeitsausstellung sich im höchsten Grade zunutze gemacht. So wurde denn das Streben nach möglichst planmäßig-systematischem Vorgehen und nach möglichst objektiv-kontrollierten Resultaten hier von Anfang an zum obersten Prinzip erhoben, dessen Beobachtung man auch in allen späteren Lagen der Organisationstätigkeit aufs sorgfältigste zu befolgen bemüht war. Um einer gewissen Vollständigkeit willen suchte die Frankfurter Ausstellung ihr Arbeitsfeld zu umgrenzen, sie beschränkte ihre Tätigkeit auf das Rhein-Mainische Wirtschaftsgebiet — das ganze Großherzogtum Hessen, die Regierungsbezirke Wiesbaden, Kassel und das nordwestliche Bayern, sowie einige kleinere angrenzende Teile der Rheinprovinz und Westfalens, Badens und Thüringens umfassend —, hier aber freilich mit der Aufgabe, sämtliche innerhalb dieses Landstriches nur irgendwie auffindbaren Hausindustriezweige zu erforschen, und zwar so, daß dabei ein vollständig umfassendes Bild der Heimarbeit nach ihren technischen, wirtschaftlichen und sozialen Voraussetzungen, Formen und Folgen gewonnen werde. Für jede einzelne Industriebranche wurde ein besonderer Fachausschuß eingesetzt, der gewöhnlich aus drei Personen zu bestehen pflegte, nämlich aus je einem Vertreter der Arbeitnehmer und Arbeitgeber und aus einem wissenschaftlich geschulten, unparteiischen Leiter. Über ein Jahr wurde mit Beharrlichkeit und Zielbewußtsein von etwa 50 Fachausschüssen auf solche Weise gearbeitet und schließlich eine Fülle von Tatsachen und Materialien an den Tag gefördert, die von wissenschaftlichem Gesichtspunkte aus als höchst wertvoll bezeichnet zu werden verdienen.

Und welches war nun das Resultat? Ein erschütternd-ergreifendes Bild aus dem Leben der Hausindustrie. Traurige Löhne, klägliche Wohnungsverhältnisse, sozialer und kultureller Tiefstand, das bildete in der Hauptsache das Fazit der Frankfurter Heimarbeitsausstellung. Gewiß blieben auch hier erfreuliche Erscheinungen nicht aus. Es waren Gruppen von Heimarbeitern zu finden, denen es verhältnismäßig recht gut geht. Stundenlöhne von 40, 50, 60 Pfg. kamen nicht selten vor, so daß man die Lage der in diesen Branchen hausindustriell Beschäftigten, wenn sie nicht gerade unter Arbeitslosigkeit zu leiden haben, wohl als ganz günstig bezeichnen darf. Allein der

Durchschnittsverdienst bei den ausgestellten Artikeln bewegte sich, alles in allem genommen, um rund 20 Pfg. für die Stundenleistung, in der überwiegenden Mehrzahl sogar sich nach der niedereren Skala neigend. Hier muß zum mindesten schon mit immer reichlich fließender Arbeitsgelegenheit als Voraussetzung gerechnet werden, wenn wir beim Heimindustriellen die Möglichkeit einer Bestreitung des Lebensunterhaltes durch seinen Erwerb noch annehmen wollen. Nun bildeten aber auch Einnahmen von 4, 5, 6 Pfg. in der Stunde ein recht häufiges Vorkommnis. Daß unter solchen Umständen der Gewinn selbst für das Existenzminimum in keiner Weise ausreichen kann, ist ebenso klar, wie es sich daraus zur Evidenz ergibt, daß die Hausindustrie bei dem auf diese Wirtschaftsform Angewiesenen sich allein durch einen skrupellosen Raubbau an dessen Lebenskraft zu behaupten imstande ist.

Es mag daher vielleicht geradezu als ein Vorzug angesehen werden, daß die Frankfurter Organisation sich ein Gebiet zur Erforschung der hausindustriellen Verhältnisse vorgenommen hat, in welchem die Lebenshaltung und damit zusammenhängend auch das Lohnniveau im allgemeinen verhältnismäßig hoch ist, und worin die soziale Lage im großen ganzen als normal und befriedigend gekennzeichnet zu werden verdient. Gerade weil der Hintergrund eine stärkere Helligkeit aufwies, mußten die sich davon abhebenden Schattenseiten der Heimarbeit in ihrer Kontrastfarbe um so bedeutsamer auffallen, und indem sie in einem sonst als gesund gerühmten Bezirke zum Vorschein kamen, durfte ihren Schäden eine geradezu symptomatische Bedeutung zugesprochen werden. In dieser Beziehung hat die Veranstaltung in der Mainstadt das Resultat ihrer Berliner Vorgängerin ganz erheblich unterstrichen. Insofern hat die Frankfurter Heimarbeitsausstellung zu unserem Wissen nicht minder als zu unserem Gewissen gesprochen, in der eindringlichsten Weise uns lehrend und mahnend, die vielfach irrigen Anschauungen über die patriarchalischen Verhältnisse in der Hausindustrie zu revidieren und diese in den Kreis unseres sozialpolitischen Interesses und unserer sozialpolitischen Tätigkeit hineinzuziehen.

Dr. Alphons J. Sußnitzky.

Literatur.

Hermann Sudermann, Das Hohe Lied. Wenn man von Sudermann spricht, so pflegt man zwischen dem Dramatiker und dem Romancier zu unterscheiden, und es ist fast eine feststehende Formel geworden, daß letzterer den ersteren weit überrage. Den Beweis für die Richtigkeit dieses Urteils muß immer ‚Frau Sorge‘ antreten, der Roman des werdenden Sudermann. Man könnte diesem Urteil unbedenklich zustimmen, wenn die späteren Romane, selbst ‚Der Katzensteg‘, ungeschrieben wären, und man konnte ihm zur Not noch unter mancherlei Einschränkungen beipflichten, solange der Roman des ausgereiften Sudermann noch nicht vorlag, solange man noch auf den großen Wurf hoffen konnte. Aber jetzt? — —

Fast fünfzehn Jahre hat Sudermann gebraucht, ehe er sich wieder dem Romane zuwandte. Gerade noch recht zur Weihnachtszeit wurde ‚Das Hohe Lied‘* in vielen tausend Exemplaren auf den Büchermarkt geworfen — mir lag bereits, kaum vierzehn Tage nach Erscheinen, die 31. — 35. Auflage vor —, wird von noch viel mehr Tausenden reifer und unreifer Leser verschlungen, wird je nach dem literarischen Geschmack derselben wohlschmeckend oder ungenießbar genannt, und — der Verlag hat die 60000 Mark, über die Herr Sudermann als Honorar quittieren konnte, und noch ein nettes Sümmchen dazu verdient. Wäre der geschäftliche Erfolg des Romans

* Ein Roman. J. G. Cotta, Stuttgart.

auch zugleich ein Wertmaßstab für seine künstlerischen Qualitäten, so gebührte dem ‚Hohen Liede‘ unbedingt ein Ehrenplatz in der deutschen Literatur. Aber leider haben wir es schon zu oft erleben müssen, daß äußerer Erfolg und künstlerischer Wert zueinander in umgekehrtem Verhältnis standen. Und leider gilt das auch wieder von Sudermanns neuestem Werk. Ich sage leider, weil es nach diesem Romane klar ist, daß Sudermann auch als Romancier sich nicht mehr zu den Höhen wahrer Kunst erheben kann. Und das ist immerhin zu bedauern, da er in ‚Frau Sorge‘ gezeigt hat, daß er Talent zu Besserem hatte.

Lilly Czepanek — das ist der Namen der ‚Heldin‘ des Romans — ist die Tochter eines ohne ersichtlichen Grund verschwundenen Kapellmeisters. Nach dem Verschwinden muß sich ihre Mutter Tag und Nacht abmühen, den Lebensunterhalt zu verdienen. Sie wird bald durch Arbeit und Entbehrungen irrsinnig: Lilly steht allein, bevormundet von einem Rechtsanwalt, der sie in einer Leihbibliothek unterbringt. Sie, die schon vorher, als sie noch in der Töchterschule war, mit jungen Burschen kokettierte, die für ihren schwindsüchtigen Kunstgeschichtslehrer so schwärmte, daß sie ihm sogar mit einem Blumenstrauß aufs Zimmer rückte, lernt hier in der Bibliothek der Frau Asmussen aus Büchern und von den beiden Töchtern der Besitzerin, die bei Licht besehen nichts als Dirnen sind, vieles, was sie bisher noch nicht kannte. Sie fängt Liebschaften an, erst eine ideale, die aber schon einen stark sinnlichen Zug verrät, dann mit einem Leutnant von Prell, der ‚berühmt ist als ein Mensch ohne jeden moralischen Halt‘.

Sein ‚Alter‘, vor dem er sie warnt, ein vierundfünfzig Jahre alter Weiberjäger, lernt die kaum neunzehnjährige Lilly kennen, sie gefällt ihm, er muß sie besitzen. Und sie wird, nachdem ihr Vormund ihr allzu deutliche Lehren über das Verhalten beim Ehebruch gegeben, sogar sein Weib — sie zu verführen, davor schreckte den Oberst ihre ‚Reinheit‘ zurück, aber nur, weil — Sudermann es so wollte. Denn daß ein solch durch und durch raffinierter Lebemann, wie der Oberst davor zurückgeschreckt wäre, auch eine Reine zu verführen, glauben wir nicht.

Schon auf der Hochzeitsreise wird der Oberst ihr gegenüber mißtrauisch, und zwar so stark, daß sie an der Grenze Italiens plötzlich umkehren und sich auf des Obersten Schloß zurückziehen. Hier lebt Lilly unter strenger Aufsicht der Schwertfeger, der Hausdame des Obersten. Auch von Prell ist auf dem Schloß. In unbewachten Augenblicken nähert sich Lilly ihm, und bald steigt er Abend für Abend auf einer Leiter in ihr Schlafzimmer ein. Doch schließlich entdeckt der Oberst das frevelhafte Treiben der beiden, er läßt sich von ihr scheiden und verwundet ihn im Duell. Damit schließt der erste Teil.

So ist Lilly auf dem besten Wege zur Kokotte. Berlin wird ihr fernerer Wirkungskreis. Sie hat von ihrem Geliebten von Prell, der nach Amerika gegangen ist, einen Uriasbrief an den Inhaber einer Kunstgießerei, Richard Dehnicke, dessen Mätresse sie auch bald wird. Der eine Dehnicke genügt ihr aber natürlich nicht allein, sie fängt wieder allerhand Liebschaften an, wirft sich an diesen und jenen weg, und glaubt schließlich noch einmal wirklich und ideal zu lieben, nämlich einen Doktor Rennschmidt, der sie auch heiraten will, da er selbst es wohl ehrlich meint. Aber noch frühzeitig sieht er ein, daß eine Dirne eben eine Dirne ist und bleibt. Er verläßt sie. Ihr scheint keine andere Wahl mehr, als freiwilliger Tod im Spreekanal. ‚Aber Lilly Czepanek war keine Heldin. Keine Märtyrerin ihrer Liebe war Lilly Czepanek. Keine Isolde, die im Nicht- mehr- da- sein- wollen

die höchste Selbstbejahung sieht.' Sie geht ruhig wieder nach Hause. Damit endet der zweite Teil.

Den dritten und die folgenden Teile hat uns Sudermann glücklicherweise erspart. Eine Schlußbemerkung sagt nur, daß Lilly im Frühling des folgenden Jahres Richard Dehnickes Frau wird. Das übrige kann sich der Leser ja selbst denken: es wird natürlich nur eine Neuauflage der vergangenen Tage sein. Oder will Sudermann wohl, daß wir glauben sollen, aus der Dirne würde eine tugendhafte Gattin!

Aber — wird manch einer fragen — was hat das alles mit dem Hohen Liede zu tun? Woher dieser Titel? Wer Sudermann näher kennt, weiß schon aus manchen seiner Werke, daß er nach Titeln sucht, die mit dem Inhalte der Werke wenig oder nichts zu tun haben; ich erinnere nur an die Titel der letzten Werke ‚Stein unter Steinen', ‚Blumenboot', ‚Rosen', ‚Lichtbänder'. In dem Hohen Liede ist es nicht anders. Das Hohe Lied steht auf einer Papierrolle, die das einzige Andenken an den Vater ist. Diese Papierrolle wandert stets mit Lilly, wir hören auch ab und zu ein paar Verse daraus, schließlich wird sie halb von Mäusen zerfressen, und in dem Augenblicke, wo sich Lilly in den Spreekanal stürzen will, wirft sie das Hohe Lied zuerst hinein. Das ist alles.

Wir waren von Sudermann schon viel gewohnt, wir sahen ihn schon in ‚Sodoms Ende', in ‚Es war', im ‚Blumenboot', in ‚Rosen' in tiefem Moraste wohlgefällig waten, aber in diesem neuesten ‚Werke' überbietet er seine früheren noch hoch, hier bietet er gewissermaßen einen Extrakt aus den vielen Widerwärtigkeiten seiner früheren Romane und Dramen.

Wenn man auch unbedingt die Forderung vertritt, daß ein schaffender Künstler jede Seite des menschlichen Lebens darstellen darf, wofern diese Darstellung von rein künstlerischen Absichten geleitet und auch wirkliche Kunst ist — auf dies letztere lege ich besonderen Nachdruck — so muß man andererseits energisch dagegen Front machen, wenn die Darstellung der tiefsten Tiefen menschlicher Verkommenheit nur zum Sinnenkitzel dient, mag auch tausendmal versichert werden, daß nur lautere Absichten das Werk erzeugt haben.

Vergebens wird man nach dem Problem des Romans fragen. Er hat überhaupt keins oder es ist doch nur so schwächlich herausgearbeitet, daß es nicht ins Bewußtsein tritt. Oder ist das Leben einer Dirne, die sündigt und wieder sündigt, ein Problem?

Es verlohnt sich unter diesen Umständen nicht, gegen den Roman im einzelnen vorzugehen, gegen die vielen Oberflächlichkeiten und Unmöglichkeiten in der Charakterzeichnung, auch nicht gegen die alberne Auffassung der Heiligenverehrung, die Sudermann Lilly — sie ist nämlich katholisch — äußern läßt.

Eins hat sich durch dieses Werk geklärt. Man wird in Zukunft kaum noch sagen, der Romancier Sudermann steht über dem Dramatiker, sondern jeder, der sich noch ein gesundes Urteil bewahrt hat, wird fürder sagen: Der Romancier Sudermann steht ebenso tief wie der Dramatiker, der ganze Sudermann taugt eben nichts.

Dr. Otto Hindrichs.

Zu E. von Handel-Mazzettis Würdigung hat nunmehr auch die studentische Jugend in der Person des Schweizers Eduard Korrodi einen liebenswürdigen, jugendlich begeisterten Beitrag geliefert. Enrica von Handel-Mazzetti. Die Persönlichkeit und ihr Dichterwerk (Alphonsus-Buchhandlung Münster, 1909) nennt Korrodi das hübsch ausgestattete Büchlein, das in seiner Art der erste Versuch ist, das Schaffen dieser Erzählungskünstlerin im Rahmen einer biographischen, analytischen und kritischen Übersicht zu behandeln. Obwohl Eduard

Korrodi nichts wesentlich Neues zu bringen vermag, hat seine Arbeit doch den großen Wert einer zum Teil glücklichen, mehr oder minder selbständigen Zusammenfassung alles dessen, was die Kritik bis jetzt über diese urwüchsige und literarisch in hohem Maße unabhängige österreichische Dichterin feststellen und als neue Bereicherung und Wegweisung auf dem Boden der Prosaepik und der Volksballade buchen konnte. Indem er mit Hilfe kritischer Analysen in die Welt ihrer kleinen wie großen Dichtungen einführt, die ideellen Zusammenhänge mit der Dichterin Leben und geistigem Entwicklungsgang aufweist, gegen die kurzsichtigen Verkennungen ihrer künstlerischen Absichten Stellung nimmt, leistet er einen schätzbaren Beitrag zur Aufklärung insbesondere derjenigen Kreise, auf deren bewundernde Anerkennung die Dichterin den ersten Anspruch stellen durfte. So große Fortschritte diese Anerkennung seit den ersten Kämpfen darum in dieser Zeitschrift inzwischen auch gemacht hat, Korrodis Hilfsexpedition kommt nicht zu spät. Sie wird insbesondere unter der jungen Generation eine Aufgabe zu erfüllen haben. So mancher, den vielleicht nur ein Streitruf und die Ahnung freiheitlicher Ziele in diesem Kampfe auf die Seite der Verteidiger der Dichterin gelockt hat, wird hier Gelegenheit finden, sein Verhältnis zur Sache zu vertiefen und sie als eine ernste und wichtige betrachten zu lernen. Manche gute ästhetische Einsicht wird ihm dabei mit in Kauf gegeben. Ein besonderes Kapitel führt in die ‚Werkstatt ihrer Kunst'. Von einem gewissen aktuellen Reiz ist es für die Hochlandleser, was Korrodi über den Stil dieser Erzählerin zu sagen weiß. Er führt mit anerkennenswerter Sicherheit weiter aus, was wir selber bereits früher hier hervorheben konnten. Ein innerer Rhythmus bewegt die Sprache dieser Schöpfungen. ‚Der philiströs geradlinige Satz' wird immer wieder durchbrochen. ‚Harmonische Sätze und Perioden sind bei ihr undenkbar, und doch haben alle ihre Sätze eine Melodie und einen Klang, wie er selten gehört wird. Die Sätze sind meist kurz . . . aber das Charakteristische ihres Stiles ist doch, daß er ganz von Leben und Bewegung durchpulst ist.'

Was Albert Fries von Kleist sagt, daß er einen antirationalistischen Stil schreibt, das wendet Korrodi mit Recht auf unsere Erzählerin an. ‚Es ist ein Stil für die Sinne, zum Tasten fast; es ist der Stil der Epikerin, die nicht schreibt, sondern uns „am stillen Herd zur Winterszeit" die Schicksale erzählt, jubelt, weint. Beckmesserseelen können ihm alles nachsagen, ihn tadeln, weil er sich kühn über Überleitungsworte hinwegsetzt . . . . Die Sprachschulmeister werden gegen Dichterkräfte wie Kleist, Gotthelf, Keller und Handel-Mazzetti wettern müssen, denn der Schulverstand, bemerkte schon Schiller sehr fein, schlägt, vor Irrtum bange, seine Worte wie seine Begriffe an das Kreuz der Grammatik und Logik, ist hart und steif, um ja nicht unbestimmt zu sein, macht viele Worte, um ja nicht viel zu sagen; „der Genius aber", fährt er fort, „gibt dann einem Gedanken mit einem einzigen glücklichen Pinselstrich einen ewig bestimmten, festen und dennoch ganz freien Umriß."'

Indem Korrodi in solcher Weise gegen landläufige Philistermeinungen mit dem frischen zuversichtlichen Ungestüm der Jugend angeht, dürfen wir ihn als Bundesgenossen begrüßen in unserm seit Jahren geführten Kampf um die Freiheit des dichterischen und künstlerischen Schaffens innerhalb der Grenzen echter, wahrer und wahrhaftiger Kunst. Wir werden seiner künftigen Mitarbeit in dieser Hinsicht nur um so stärker vertrauen, je mehr er sich bemüht, der Neigung zu modern-feuilletonistischen Effekten und rhetorischen Gesuchtheiten zu wehren und bei allem schönen Enthusiasmus

sachliche Ruhe und innere Gediegenheit zum Ziel seines Strebens zu machen. Eine gewisse Eile hat seiner Arbeit den Charakter des Unfertigen gelassen, was sich nicht nur in der Darstellung im allgemeinen, sondern auch in einzelnen schiefen Bildern (‚Eine Pforte überschreiten‘, ‚Der Marmorblock der Kunst‘ u. ä.), in ungenauer Namenschreibung (Schakal statt Schaukal, St. George statt Stefan George) sowie in Druckfehlern bemerkbar macht. Die Ausstattung des Bändchens durch das Porträt der Dichterin, eine faksimilierte Handschriftseite und durch Initialen, die reizende historische Erinnerungen an die Stoffwelt der Dichtungen bieten, ist gefällig und des Gegenstandes durchaus würdig.

Auch anderwärts erzwingt sich das ungewöhnliche Können E. von Handel-Mazzettis immer neue Anerkennung. So schreibt Friedrich Kummer in seiner sehr beachtenswerten, kürzlich erschienenen ‚Deutschen Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts‘ (Reißner, Leipzig 1909) Worte hohen Lobes. Sein Urteil über ‚Jesse und Maria‘ faßt er in den Satz zusammen: ‚Die Geschichte ist chronikartig (?) mit großer Kraft und Frische der Sprache erzählt‘ und fährt in bezug auch auf ‚Meinrad Helmperger‘ fort: ‚Beide Romane entrollen ungewöhnlich farbige Zeitbilder; die Konturen sind stark; alles ist in Anschauung verwandelt; die Lebensunmittelbarkeit der Darstellung übertrifft die stilisierte Art und Weise der Ricarda Huch wie die Tendenzdarstellung der Helene Böhlau. Eine dichterische Kraft wie diese hat sich mit solcher Unparteilichkeit der Schilderung in der katholischen Erzählungsliteratur bisher noch nicht verbunden. Unbedeutender sind ihre Novellen.‘

Als ein Zeichen wachsender Popularität registrieren wir hier die Tatsache, daß katholische Volkszeitschriften und Literaturblätter wie der ‚Gral‘ und ‚Über den Wassern‘ eifrig bemüht sind, ältere Sachen der Dichterin auszugraben und sie ihren Lesern darzubieten. Im Frühjahr wird in der ‚Deutschen Rundschau‘ (Berlin) ein kleinerer Roman Handel-Mazzettis erscheinen, dem im nächsten Jahrgang Hochlands die bereits vorher in Angriff genommene dritte große Romandichtung dieser so gründlich und umsichtig arbeitenden Erzählerin folgen wird. M.

Theater.

Vom Münchener Schauspiel. Wenige Tage vor Schluß der ‚Ausstellung München 1908‘ hatte auch das Künstlertheater seine Vorstellungen mit einer letzten Aufführung des Faust geschlossen, das Künstlertheater, von dem die Optimisten eine neue Aera der Schauspielkunst erwarteten. Vorerst war davon kaum etwas zu merken. Das erste Gefühl war im Gegenteil ziemlich katzenjämmerlich. Was nun tun? Man hatte nun im äußersten Westen der Stadt ein reizendes, intimes Schauspielhaus, erbaut nach neuen, ganz bestimmten künstlerischen Grundsätzen, ganz ebenso wie man im Osten ein Richard Wagner-Festspielhaus, das Prinzregenten-Theater (von demselben Erbauer) hatte; und beide Theater sollten im Winter, in jener Zeit, die für den Münchner einzig in Betracht kam, geschlossen bleiben? Eine ganz merkwürdige, kaum je irgendwo dagewesene Situation. Die neuesten und interessantesten Theater sind nur Sommers über für den Fremden geöffnet; der Münchener selbst hat nur mit starken Einschränkungen etwas davon. Und dies alles nur, weil wir die bereits bestehenden in Mitte der Stadt gelegenen Theater doch nicht zu Gunsten ihrer Ableger an der Peripherie der Stadt Not leiden lassen oder kurzweg schließen können. So wie der Abonnent im Hoftheater seine Wagneroper, so verlangt er dort und im Residenztheater sein Schauspiel und Lustspiel. Daneben hat er, nicht minder bequem, auf der andern Seite der Maximilianstraße sein Schauspielhaus, das ihm die moderne drama-

tische Kost vermittelt. Schon im Sommer hatten wir erlebt, daß die im Ausstellungstheater spielenden Schauspieler gewissermaßen ihrem eigenen Institut, der Hofbühne, Konkurrenz machten; und dieser Übelstand, sowie der weitere, daß sie natürlich ohne den sonst so notwendigen Erholungsurlaub blieben, war wohl für das jetzt schon publizierte Übereinkommen maßgebend, daß im nächsten Sommer ein fremdes Schauspielensemble im Künstlertheater spielen soll. Es ist nun freilich eine Ironie des Schicksals, daß dieser kommende Mann gerade Reinhardt sein soll, gegen dessen Ausstattungsregie eben das Künstlertheater Front machen und eine gewisse Reform anbahnen sollte. Und bei der Konkurrenz wird es natürlich auch bleiben, nur mit dem Unterschiede, daß es das Berliner Ensemble sein wird, das unsern Schauspielern Konkurrenz macht und nicht mehr unser eigenes Hofschauspiel.

Aus all dem geht hervor, daß wir in München gegenwärtig ganz merkwürdige Theaterverhältnisse haben, wie sie wohl in keiner andern Stadt möglich wären. Wir haben viele, ja zu viele Theater, und doch wieder zu wenig, weil wir sie nicht da haben, wo wir sie eigentlich bräuchten. Es klingt vielleich frivoler als es ist, wenn ich sage, daß wir die Stuttgarter beneiden müssen, denen ihr altes Hoftheater zur rechten Zeit abgebrannt ist. Sie werden nun ein nach den neuesten Errungenschaften gebautes Doppelhaus für Oper und Schauspiel an einem bequemen leicht erreichbaren Platz erhalten, das jede ernstliche Konkurrenz ausschließt. Wir in München werden dagegen für absehbare Zeit mit unserm viel zu großen und unakustischen, dabei feuergefährlichen Hoftheater, in dem die Oper und deren Proben andauernd dem Schauspiel im Wege stehen, mit dem wieder zu kleinen, noch gefährlicheren, alten Residenztheater und mit dem Schauspielhaus der Herren Stollberg und Schmederer rechnen müssen, das in jeder Beziehung aber weit besser daran ist, denn es hat wenigstens ein Stammpublikum, das ganz genau weiß, was es dort erwartet. Seit Ernst Possart, der große Schauspieler, als Intendant durch die einseitige Pflege der ertragsfähigeren Oper das Münchener Publikum schnell und gründlich des Schauspiels entwöhnt hat, so daß es in beiden Schauspielhäusern fast nur mehr für die leichteste und seichteste Berliner und Pariser Ware zu haben ist, sind wir bis heute nicht mehr recht vom Fleck gekommen. Auch durch das Künstlertheater nicht. Wohl hat es sich dort zu den Aufführungen des Faust und von ‚Was ihr wollt' gedrängt; aber es war — wenn man ehrlich sein will — immer wieder die Neuheit des Ausstattungsproblems, die Mitwirkung der Maler Münchens, die anzog. Man gebe heute den Faust im Hoftheater, besser und namentlich ohne die verbrecherischen Eingriffe und Striche des Künstlertheaters, und das Haus wird leer oder doch nur auf den billigsten Plätzen von unserer studierenden Jugend besetzt sein, die zum Glück ihre Begeisterungsfähigkeit doch noch nicht ganz verloren hat. Das ist sehr schmerzlich, aber es wäre Feigheit, es sich zu verhehlen: das Werk selbst, zumal das der Klassiker, ist in München tot, wenn es sich nicht mit dem Brimborium einer neuen Ausstattungs- oder Personalidee zu umkleiben weiß. Es muß eine neue Bühne, ein bekannter Münchner Maler, eine ‚historische' Kostümfrage oder irgend etwas dergleichen mitspielen, das Wort des Dichters allein — kann man ja lesen.

Die Probe auf dieses Exempel ist jederzeit zu machen, d. h. eben dann, wenn unser Hofschauspiel sich einmal entschließt, einen der gefürchteten ‚Klassiker' aufzuführen. Gefürchtet sind sie nämlich vom Kassier, und der ist auch im Hoftheater längst zur Hauptperson geworden. Der Unterschied zwischen diesem und einem Privat- und bloßem Geschäftstheater ist

nur der, daß sich die Hofbühne in der Annahme von Stücken eine gewisse Reserve auferlegen muß. Für die Auswahl und namentlich für die Häufigkeit der Wiederholung ist nur mehr der Geschäftsstandpunkt maßgebend. Man hat längst darauf verzichtet, das Publikum zum Guten selbst wider seinen Willen zu erziehen, und selbst bei anfänglichen Mißerfolgen nicht nachzulassen, ihm das Gute gewissermaßen aufzunötigen. Wer Klassikeraufführungen unseres Hoftheaters besucht, wird staunen, wie minderwertig und salopp sie sind, wenn es sich nicht gerade um die erste Aufführung eines neuen Stückes handelt. Seit dem bedauerlichen Ausscheiden des Oberregisseurs Savits sind insbesondere die Shakespeare-Aufführungen, namentlich in der Zahl, zurückgegangen. Man kann die einzige Hoffnung hegen, daß sein Nachfolger, der Dramaturg und Regisseur Dr. Eugen Kilian aus Karlsruhe, die alte Tradition wieder aufnimmt. Die Eignung hat er dazu. Es war eines der noch kaum an den Fingern zu zählenden Verdienste des Intendanten um das königliche Schauspiel, daß er, obwohl von gewissen kleinen, aber umso leidenschaftlicheren literarischen Cliquen Münchens zu einer ganz anderen Wahl gedrängt, sich doch diesen Mann von Karlsruhe holte, der nicht nur durch eine lange Praxis, sondern auch durch seine zahlreichen dramaturgischen Arbeiten bewiesen hat, daß er der richtige Mann für dieses wichtige Amt ist. Es war die allerhöchste Zeit, daß den gewöhnlichen Routiniers und Schauspielerregisseuren endlich ein Kollege von umfassender akademischer und künstlerischer Bildung an die Seite gesetzt wurde, der nicht auch Schauspieler ist; denn der beste Schauspieler, der zugleich Regisseur ist, ist zuletzt und zuerst immer nur Schauspieler, rollensuchender Schauspieler. Freilich ist zu einer ersprießlichen Tätigkeit des neuen Schauspielleiters absolut notwendig, daß ihm auch die nötige Autorität zur Seite stehe, daß er zur rechten Zeit den Schauspielern, den Kollegen, dem Publikum und übelwollender Kritik gegenüber gestützt wird.

Neben einigen modernen, von unterschiedlichem Glück begleiteten Novitäten verdanken wir Kilian vor allem zwei interessante Shakespeare-Aufführungen: das einzige schauspielerische Ereignis im Hoftheater, die Neueinstudierung von ‚Antonius und Kleopatra‘ und die Premiere von ‚Maß für Maß‘ im Residenztheater. Auch der Kreis der auf unserer Hofbühne gegebenen Shakespeare'schen Stücke ist auf ein Minimum eingeschrumpft. Die großen Historien fehlen ganz und seit Jahren, fast ebenso alle Tragödien. Man gibt höchstens ‚Was ihr wollt‘ in der vom Künstlertheater her bekannten Einrichtung und in der maßlosen Übertreibung und Vergröberung, die aus dieser feinen Komödie einen grobschlächtigen Faschingsulk gemacht hat. Antonius und Kleopatra wurde in der von Dr. Kilian für die Karlsruher Hofbühne getroffenen Einrichtung gegeben. Die Regie ließ seine sichere Hand erkennen. In der Ausführung blieb aber Manches zu wünschen übrig. Ungleich größer und dauernder war der Erfolg der Erstaufführung von ‚Maß für Maß‘, jener kritischen Komödie, die Richard Wagner zur textlicher Unterlage für seine Oper ‚Das Liebesverbot‘ gedient hatte, und die bis heute schon ihres bedenklichen Sujets wegen für unaufführbar galt. Du lieber Himmel: seither haben uns unsere modernen Bühnendichter so viel zugemutet, daß uns Shakespeares ‚Maß für Maß‘ als ein Muster von Anständigkeit anmutet. In der Tat erhielt man, namentlich auch infolge der ungewöhnlich guten Aufführung, den Eindruck eines der reifsten und tiefsinnigsten Dramen des großen Briten. Man gab das Stück in der Übersetzung Baudissins nur mit einigen kleinen Strichen und Veränderungen und zwar, wie ausdrücklich auf dem Zettel

des Residenztheaters stand ‚auf der Reliefbühne des Münchener Künstlertheaters.‘ Merkwürdig, die alte Perfall-Savits'sche Shakespearebühne wurde nie mehr angekündigt, auch wenn sie gebraucht wurde; mit der sogenannten Reliefbühne des Ausstellungstheaters aber macht man Staat, obwohl diese ihren besten Teil, d. h. die Vereinfachung der Szene, das Fehlen überflüssiger Requisiten und den Zwischenvorhang, der ein rasches Herunterspielen eines Aktes ohne Fallen des Hauptvorhanges ermöglicht, ganz und gar jener Shakespeare-Bühne verdankt. Dekorationen und Kostüme hatte Prof. Julius Diez entworfen. Sie wirkten ganz prächtig; trotzdem hätte das Publikum besser daran getan — wenn bei Shakespeare schon wer herausgerufen werden soll — den Regisseur statt des Malers zu rufen, denn es zeigt sonst, welch oberflächlichen Geistes Kind es ist. Im Ganzen bedeutete diese späte Shakespeare-Premiere den größten Genuß in unserm Hofschauspiel, dessen wir uns schon seit Jahren entsinnen.

Alles Neue spielt sich jetzt mit Hartnäckigkeit im kleinen Residenztheater ab. Das Hoftheater scheint immer mehr der alles verschlingenden Oper vorbehalten werden zu wollen. Seit Beginn der Wintersaison haben wir da zwei Uraufführungen erlebt, die leider beide nicht zu einem dauernden Erfolg geführt haben, ja sie sahen sogar Mißerfolgen täuschend ähnlich. Mit Heinrich Lilienfeins ‚Schwarzem Kavalier‘ ging das Publikum besonders grausam um. Es ist eine gar nicht üble Talentprobe, die bei der gleichzeitigen Aufführung in Berlin sogar sehr gut gefiel. Das Stück spielt in der Zeit des dreißigjährigen Krieges, und Grimmelshausens Simplizissimus ist der Schutzpatron von Lilienfeins gut gemeinter Dichtung, die manch richtig geschaute Episode aus dieser landstürzenden Zeit bringt. Der schwarze Kavalier ist der schwarze Tod. Als der Verfasser aber diesen im letzten Akt in Person auftreten ließ, schlug die Stimmung plötzlich um, und dieselben Leute, die vorher applaudierten, zischten jetzt; nicht ganz logisch. Milder ging man mit Ernst Dibrings seiner psychologischen Studie ‚Hohes Spiel‘ um: man bereitete ihr wenigstens einen Achtungserfolg, zeigte sich eine Zeitlang gefesselt und dachte wohl erst zu Hause, wenn überhaupt, darüber nach, daß das freyle Spiel mit der Gedankensünde eines Freundes in Wirklichkeit wohl wesentlich anders, als uns hier der dramatische Anfänger zeigt, verlaufen würde. Die andern Novitäten: Lothars und Lipschütz' ‚Die große Gemeinde‘, Ludwig Fuldas ziemlich schwaches, aber ganz amüsantes Lustspiel ‚Der Dummkopf‘, des alten Paul Lindau altes Problemstück über die Ehre ‚— — — so ich dir‘, dienten lediglich schnell vorübergehendem Amüsement, die Charakterkomödie ‚Ackermann‘ von Lothar Schmidt und Felix Holländer hatte nur den einen offensichtlichen Zweck, einen Darsteller, der sich nur im Berliner Dialektstück ganz wohl und auf seinem Platze fühlt, wenigstens einmal in einem solchen vorzuführen, da man ihn schon einmal, als Nachfolger Albert Heines, engagiert hatte. Ernstere Beachtung verdiente Schönherrs ‚Erde‘, ein talentvolles Bauernstück, das, nun überall aufgeführt und besprochen, mit dem Schillerpreis ausgezeichnet worden ist. Es gibt ja so wenig anständiges dramatisches Mittelgut, und Schiller ist so geduldig. Er schläft in der Weimarer Fürstengruft und hat zu seinem Glücke Hardts ‚Tantris der Narr‘, das andere Preisstück, für das er seinen Namen hergeben mußte, nie gelesen. Schönherrs Erde wird sich, trotzdem, daß sich Bauernstücke im Rokoko-Rahmen des Residenztheaters immer etwas seltsam ausnehmen, als eines der wenigen, vielleicht über eine Saison halten lassen. Dagegen hat man Molières ‚Schule der Ehemänner‘, die sehr gut hineinpaßt und, gut gespielt, auch gefiel,

wieder fallen lassen, wie es denn ein Hauptkennzeichen unseres ganzen Hoftheaterregimes, in Schauspiel und Oper, ist, niemals einen Erfolg auszunützen verstehen. Ob gut oder schlecht — es geht zu den Akten.

Ganz anders im Schauspielhause der Herren Stollberg und Schmederer. Die verstehen wenigstens ihr Geschäft. Freilich bezieht man alles frisch von Berlin, und der Ruf ‚Los von Berlin!‘ verhallt ungehört in den sezessionistischen Räumen des praktischen, aber kalten und stets schlecht beleuchteten Schauspielhäuschens. Aber es ist immer etwas Neues los. Interessanten Gästen begegnet man überhaupt nur mehr hier. Auf der Hofbühne erscheint längst keiner mehr. So sahen wir die alt gewordene und noch immer siegreiche Duse in ihren neuen Ibsen-Rollen, auf die sie sich neuerlich mit Erfolg geworfen, Suzanne Desprès in Hofmannstals moderner Verballhornung der Elektra, ins Französische übersetzt (das auch noch!) und, deutsch, die französischen Cochonerien ‚Die Liebe wacht‘ von Caillavet und de Flers und ‚Der Floh im Ohr‘ von G. Feydeau. Da jubelt das Stammpublikum des Schauspielhauses und ist sich einig, bei Wedekind aber, dessen ‚Musik‘ und ‚Frühlingserwachen‘ hier ihre Erstaufführungen erlebten, streitet man sich und zischt gelegentlich. Das erstere ist ein Münchner Schlüsselstück traurigster Provenienz und herzlich langweilig dabei, das zweite eine Schülertragödie der Pubertät mit gutem und gescheitem Anfang und, wie meist bei Wedekind, völlig verrücktem Ausgang. Zu den literarisch diskussionsfähigen Neuheiten dieser Bühne gehörten einzig Ernst Rosmers ‚Maria Arndt‘, in welchem Schauspiel das gegenwärtig über Gebühr strittige Kapitel von der sexuellen Aufklärung des Kindes mit Talent und Würde abgehandelt, aber auch nicht befriedigend gelöst wird, und Ludwig Thomas ‚Moral‘, ein bitteres Kampf- und Anklagestück gegen die ‚gewappelte‘ Moral, voll guter echt Thoma'scher Einfälle und dabei von grenzenloser Oberflächlichkeit und dramatischer Unbeholfenheit. Es bedeutet bis jetzt den größten materiellen Erfolg der Saison, denn unser Publikum ist ja so gründlich ‚versimplizissimust‘, daß es Jedem zujubelt, der ihm ins Gesicht schlägt und mit jeder Autorität, der staatlichen zuerst, gründlich aufräumt. Nur lustig muß es sein, und ein Phantasiestaat des Großherzogs von Gerolstein muß es sein und nicht etwa Bayern; denn da kommt derlei ja nicht vor.

Was die weitere Spielzeit bringen wird — wer kann's wissen! Jedenfalls wußte man schon bei Beginn der Saison: die großen zugkräftigen ‚Schlager‘ wie sie ehemals stets rechtzeitig von Sudermann, Hauptmann, Fulda eintrafen, bleiben schon seit Jahren aus. Überall herrscht die größte Zerfahrenheit: man behilft sich mit den kleinen und kleinsten Talenten und vor allem mit den Franzosen, denen ja noch immer etwas eingefallen ist. ‚Ihr wißt, auf unsern deutschen Bühnen probiert ein jeder, was er mag.‘

Alfred Frhr. v. Mensi.

Kunst.

Leo Samberger, dem ein im ersten Jahrgang dieser Zeitschrift, also vor 5 Jahren erschienener Artikel aus der Feder Popps, noch ein ‚Wegbereiter‘ sein wollte, hat inzwischen eine so allgemeine und tiefgehende Schätzung erfahren, daß er im Vorwort der bei Callwey erschienenen Samberger-Mappe als der erste unter den lebenden deutschen Porträtmalern gefeiert wird. Und doch würde man dem leidenschaftlichen Ringen dieses Meisters vorgreifen, wollte man sagen, daß er damit auch auf der Höhe seines Schaffens angelangt sei. Dieser Überzeugung gibt auch Avenarius Ausdruck, wenn er in dem erwähnten Vorwort schreibt: ‚Durch den Porträtmaler Samberger sehen andere Maler Samberger hindurch‘ (A. will sagen: schimmert

Samberger auch mit andere Malerbegabungen hindurch). ‚Ein sehr merkwürdiger religiöser Maler und ein sehr merkwürdiger monumentaler Maler. Wo hat man je daran gedacht, sich die zu Nutzen zu machen? . . . Es ist nicht nur Sambergers, es ist auch unser Unglück, daß Samberger nicht gleich Lenbach eine Galerie der bedeutendsten Zeitgenossen sammeln konnte (er könnte es übrigens jetzt noch tun), wenn aber einst bei seinem Tode keiner Kirche Altar und keines Monumentalbaues Festsaal von seiner Kunst zeugen sollte, so würde das die Köpfe unserer Enkel wohl ebenso zum Schütteln bringen'.

Dieser Einschätzung liegt eine richtige Wahrnehmung zugrunde, aber dennoch glaube ich nicht, daß die Anlage zum Monumentalen in Samberger je Sieger werden wird über seine Freude am menschlichen Antlitz. Dieser Maler hat das Bedürfnis konzentriertester seelischer Wirkung. Um zu ihr zu gelangen, sind ihm die Wege über die Gestalt, über die Handlung und was alles an äußerem Apparat wie Komposition u. dgl. damit zusammenhängt, nur Umwege. Das seelische Leben einer Persönlichkeit gleichsam in flagranti zu fassen, in einer plötzlich erhellenden Vision die grundlegenden aufbauenden Charaktereigenschaften eines Menschen in dessen Zügen festzulegen, und alles Sekundäre, Gesellschaftlich-Übertünchte, äußerlich Angenommene in die zweite Linie zurückzudrängen, das ist Sambergers Künstlerringen. In dieser Hinsicht ist er ein Beobachter, ein Menschenkenner wie wenige seiner Zunft. Aber es ist Liebe, die ihm den Blick entschleiert, nicht Härte und Menschenverachtung, die wohl auch mit Menschenkenntnis zuweilen Hand in Hand gehen. Und hier ist es, wo auch das religiöse Moment in Sambergers Schaffen in die Erscheinung tritt. Wieviel prachtvolle, unvergeßliche Köpfe von Heiligen und von Christus insbesondere sind aus dieser gleichsam visionären religiösen Liebesstimmung geboren! Ja, man betrachte einmal (nicht flüchtig und obenhin, sondern mit allen im Auge gesammelten Kräften) unter diesem Gesichtswinkel sogar das Liebespaar. Ist das nicht Liebe ganz seelischer und damit göttlicher Art? — Und wie hier der Mystiker in Samberger, so kommt in den beiden Porträts, die wir heute des weiteren zur Betrachtung stellen, der hellsichtige Menschenkenner zur Erscheinung. Man wird nicht in Abrede stellen, wenn ich sage, daß man den Kopf des ‚Gelehrten' auch in anderer Auffassung hätte geben können, ob aber damit das Wesen gerade dieser Persönlichkeit (es ist diejenige des Jesuiten Gietmann) schärfer zu erfassen gewesen wäre, das ist eine andere Frage. Wie fein und charakteristisch die ganze Haltung! Der forschend in die Ferne gerichtete Blick, die scheinbar hochgezogenen Nasenflügel, der kalte, scharfgeschnittene Mund, das starkwillig vortretende Kinn, die schön zurückfliehende Stirnlinie — es fehlt nichts zu dem typisch leidenschaftslosen, wohlgeordneten, aber künstlerischer Phantasie ermangelnden Philologenkopf. Im scharfen Kontrast dazu steht der ‚Kunsthistoriker'. Der Blick halbverschleiert, gleicherweise nach innen und nach außen gekehrt, die Züge nur schwach unter der Herrschaft eines Gedankens verfestigt, vielmehr weich, träumerisch, sinnenhaft, ja in den Partien um Nase und Mund sinnlich gelockert; um letzteren ein kritisches Lauern. Die Gestalt in sich getaucht, ganz einem Eindruck künstlerisch hingegeben, aber doch mit Kräften des Willens und der Phantasie geladen, allzeit bereit, dem begeisterten Schauen und seelischen Genießen zu dienen. Der Kunsthistoriker als Kunstverständiger ist ohne diese Ausbildung des sensitiven Elementes gar nicht zu denken. Dr. Jos. Popp ist in der Tat mehr Kunstliebhaber und -Verständiger als -Gelehrter mit gelehrten In-

teressen. Daß Samberger keine der beiden Persönlichkeiten als Priester gemalt hat, stand kaum in seiner Gewalt; ebensowenig war es vorgefaßte Meinung, den Gelehrten und den Kunsthistoriker zu malen. Samberger kennt nur den Menschen. Aber die Verkörperung des begrifflichen Typus im Menschen instinktiv zu sehen und zu erfassen, wird immer nur das Künstlerauge uns lehren können.
M.

A. Janks Reichstagsbilder. Man hat die Reichstagsbilder Angelo Janks abgelehnt. Die Angelegenheit hat viel Staub aufgewirbelt und vornehmlich wohl deshalb, weil man sie wie einen Rechtsstreit abtun zu können glaubte: der Fabrikant lieferte verdorbene Ware, der Reflektant wies sie zurück. Da die Dinge im Künstlerischen aber nicht so einfach liegen, regte sich die Empörung Es ist rechtlich überhaupt nicht festzustellen, ob ein Bild gut oder schlecht ist, und deshalb anzunehmen oder abzulehnen sei wie ein Paar Stiefel. Dadurch, daß ich mich zum Auftraggeber in künstlerischen Dingen mache, übernehme ich durch die Wahl des Künstlers, die ich treffe, die ganze Verantwortung, und habe die Sache ein für allemal entschieden. Was hernach geschieht, dazu habe ich höchstens, so es mir nicht gefällt, ein saures Gesicht mit höflicher Miene zu machen, wie zum unerwarteten Benehmen eines Herrn, der mein Gast ist. Jede Enttäuschung fällt auf mich zurück und man kann im Verkehr mit Künstlern täglich erfahren, daß diese Enttäuschungen um so größer und Reklamationen um so häufiger sind, je unfähiger der Auftraggeber war. Durchaus unberufen zum Auftraggeber aber (und deshalb in ihren Erwartungen wohl stets enttäuscht) muß eine ‚Ausschmückungskommission' — o schauderhaftes Wort — genannt werden. Denn wie ließen sich in einer solchen — dieser hilflosen Mißgeburt unserer Zeit — die politisch auseinandergehenden Meinungen im Künstlerischen auf einen Punkt bringen. Auftraggeber in künstlerischen Dingen kann nur der vornehme Einzelne sein. So war die Sache also hier von Anfang an verfahren und mußte eine Enttäuschung kommen. Denn der Auftraggeber konnte hier nur der Schöpfer des Hauses sein: Wallot. Die Ausschmückung der Wände ist ein Teil des architektonischen Ganzen und konnte nur von ihm nach Grad und Stärke festgestellt werden. Eine Kommission von Mitgliedern des Reichstages mußte Bilder wählen auf Glück und Zufall, vielleicht bessere, höchstwahrscheinlich in den meisten Fällen aber schlechtere als die von Jank, auch falls sie ihnen besser gefallen sollten. Mit Politik aber haben die zur Ausschmückung dieses Hauses bestimmten Bilder (auch wenn in diesem Hause Politik gemacht wird), nicht das Mindeste zu tun und die Herren M. d. R. gehen diese Bilder nicht mehr an als den Geringsten aus dem deutschen Volke. Der Ton, den diese Herren durch ihren Wortführer Dr. Arendt anschlagen ließen, übersteigt denn doch das Maß des Erlaubten. Wenn das deutsche Volk auf je fünf Jahre Männer wählt, die in diesem Hause seine politischen Geschäfte regeln sollen, so sind sie durchaus nicht ‚Herren des Hauses', auch nicht einmal, wie der maßvollere Müller-Meiningen meinte, die ‚Letztgewählten'. Denn dann müßten ja nach weiteren fünf Jahren die Neugewählten ihre Geschmacksrechte wieder geltend machen dürfen. Ja, man kann nicht einmal sagen, daß diese Vertrauensmänner das deutsche Volk repräsentieren, denn sie vertreten es doch nur auf der politischen Linie. Sie sollten also sich der Erledigung ihrer politischen Geschäfte widmen und bescheiden von der künstlerischen Ausschmückung des Hauses, das das deutsche Volk ihnen zur Verfügung stellt, zurücktreten, diese einem fähigen Künstler überlassend. Sonst überschätzen sie arg die Stellung, die das deutsche Volk ihnen einräumt, vergessen, daß sie

wirklich nur Beauftragte des Volkswillens sind! Die Fehlschlüsse auf künstlerischem Gebiet, die sich aus jener Selbstüberschätzung ergaben, treten wohl nirgends klarer zu Tage als in dem Aufsatze des Herrn Dr. Arendt, der als ein typisches Beispiel dessen gelten kann, wie man sich heute an Kunst und Künstlern vom Laienstandpunkte aus versündigt. Erst redet der Herr große Töne vom Begriff des ‚Sachverständigen‘ und behauptet, nicht nur sezessionistische Kritiker seien sachverständig, wobei er seine gänzliche Unsachverständlichkeit dadurch dartut, daß er einen Kritiker, der die Werke Janks lobt, als sezessionistisch hinstellte, obgleich er ein ausgesprochener Gegner der Sezession ist. Die Absicht, die angeblichen Mängel der Bilder der Sezession aufzubürden, sind also von Anbeginn als verfehlt zu betrachten; denn gerade die Gegner der Berliner Sezession, der Kritiker der ‚Tägl. Rundschau‘ und der der ‚Köln. Ztg.‘, lobten diese Bilder als respektable Leistungen ihrer Art. Nun machte Herr Arendt eine Reihe sachlicher Einwendungen, die er sich aber hätte sparen können, wenn er den Bericht der ‚Köln. Ztg.‘ gelesen hätte, in dem sie mit Erfolg zurückgewiesen werden. Z. B. daß Kaiser Wilhelm bei grauem Wetter über das Feld von Sedan ritt, und Karl der Große bei kaiserlichen Empfängen ein seidenes Gewand, keine Kriegsrüstung trug ꝛc. ꝛc. Kurzum, Herr Arendt wünscht rauschende Repräsentations-Historien und wagt den Vorwurf, der Künstler habe sich aus Unfähigkeit zur Einfachheit der Komposition entschlossen. Die Behauptung ist so absurd, daß wir gar nicht um sie rechten wollen. Wir wollen im Gegenteil gleich bemerken, daß unser Einwand gegen die Bilder sich eher auf die Wahl der Motive erstreckt, die wir für überlebt halten. Diese Motive sind aber von der Kommission genehmigt worden, und würden auch wohl Beifall finden, wenn Anton v. Werner sie ausgeführt hätte. Wir glauben, daß derartige historische Motive in keinem rechten Kontakt mehr zur Volksseele stehen und künstlerisch nur fruchtbar gemacht werden könnten, wenn ein Genie wie Rethel sich ihrer annehme. Die Künstler unserer Zeit, die man mit einem derartigen Auftrag betraut, müssen aus dem Gegenwartsempfinden schaffen dürfen, wenn sie Wertvolles zustande bringen sollen, und deshalb ist jede Beziehung zwischen dem Stoff der Bilder und der Aufgabe des Hauses zu vermeiden: vor allem aber, wenn nur Architekten und Maler die Sache vom ästhetischen Standpunkt lösen sollen. Sobald man eine Beziehung zwischen Ausschmückung und Zweck des Hauses herstellt, glauben natürlich — und nicht mit Unrecht — die mitreden zu sollen, die diesen Zweck erfüllen. Darin aber liegt das gänzliche Verkennen der künstlerischen Aufgabe: die Kunst hat mit der Politik nichts zu tun und ebensowenig, wie wir Historienbilder dieser Art gern an jener Stelle sehen, möchten wir die Köpfe der Virchow, Richter, Bamberger (wie die Liberalen es wünschen) dort bei ihrer parlamentarischen Arbeit antreffen. Wir möchten auf diesen Wänden einen künstlerischen Schmuck — vom Erbauer des Hauses bestimmt, von einem begabten Maler unbehindert ausgeführt — an dem sich das Herz eines Jeden im Volke erfreuen kann, auch wenn er dort nicht ‚Herr im Hause‘ auf fünf Jahre ist. Und wir hoffen, daß die Angelegenheit so ihre endgültige Lösung finden wird, nachdem sie damals, dadurch daß eine ‚Kommission sich zum Auftraggeber machte, von Anbeginn gefährdet, der Enttäuschung und dem Streit ausgeliefert war. Der Künstler, den eine Schuld nicht trifft, muß natürlich in Ehren abgefunden werden.

Rudolf Klein.



Unsere Kunstbeilagen.

Die eigentlichsten Verdienste der alten Niederländer sind koloristische Feinheit und fortwährende Vertiefung der Farbe und gleichlaufend eine außerordentliche Verinnerlichung des Bildgehaltes, Verinnerlichung nicht in dem Sinne einer gefühlvollen Erzählungsweise, sondern als starke Erfassung alles Menschlichen, die sich in unmittelbarer Beobachtung und realistischen Formen kundgibt. Da gibt es nicht Schön und nicht Häßlich, sondern eben Wirklichkeit und Menschenlos. Es handelt sich bei einem Bild wie den ‚Blinden‘ von Brueghel auch nicht etwa um die Erweckung von Mitleid, ebensowenig wie etwa bei Rembrandts Bettlergestalten oder dem unendlich mühseligen Rattengiftverkäufer. Das Gefühl, aus dem solche Bilder kümmerlicher Lebensformen geschaffen werden, ist noch tiefer und größer. Es ist die schöpferische Sicherheit, ein Nachfühlen der göttlichen Weltschöpfung und Weltordnung, auf deren Rechnung alles mangelhaft Organische letzten Endes zu setzen ist. In diesem unerschütterlichen Optimismus nimmt der Künstler die Erscheinungen des Lebens hin und gestaltet sie zu noch gesteigerter Anschaulichkeit. Dieser Optimismus spricht sich bildlich ganz besonders aus in dem Gegensatz der auf froh-friedliche Alltäglichkeit eingestellten Landschaft zu der Leidenskarawane der blinden Krüppel, deren Armseligkeit und Hilflosigkeit bis zu komisch-drastischer Derbheit geht. Und doch verbieten der gesegnete Erdenfleck wie noch mehr die Gesichter der Blinden — man versenke sich nur in den vertrauenden hilflosen Ausdruck bei dem dritten — ein Lächeln. Das Bild geht auf Jesu Gleichnis von dem blinden Blindenführer zurück. Brueghel illustriert aber nicht, sondern schafft etwas ganz Selbständiges, das die direkte Gleichnisbeziehung verläßt, um dafür an selbständigem Gehalt zu gewinnen. Dabei stellt er den Vorgang auf dem Boden seiner Heimat dar und nimmt die Gestalten aus seiner Umwelt. Dies mag in anderen Bildern mehr auffallen, z. B. in seinem ‚bethlehemitischen Kindermord‘, wo er den Schauplatz der Mordszenen in ein winterlich verschneites Dorf mit Bauern und Soldaten verlegt.

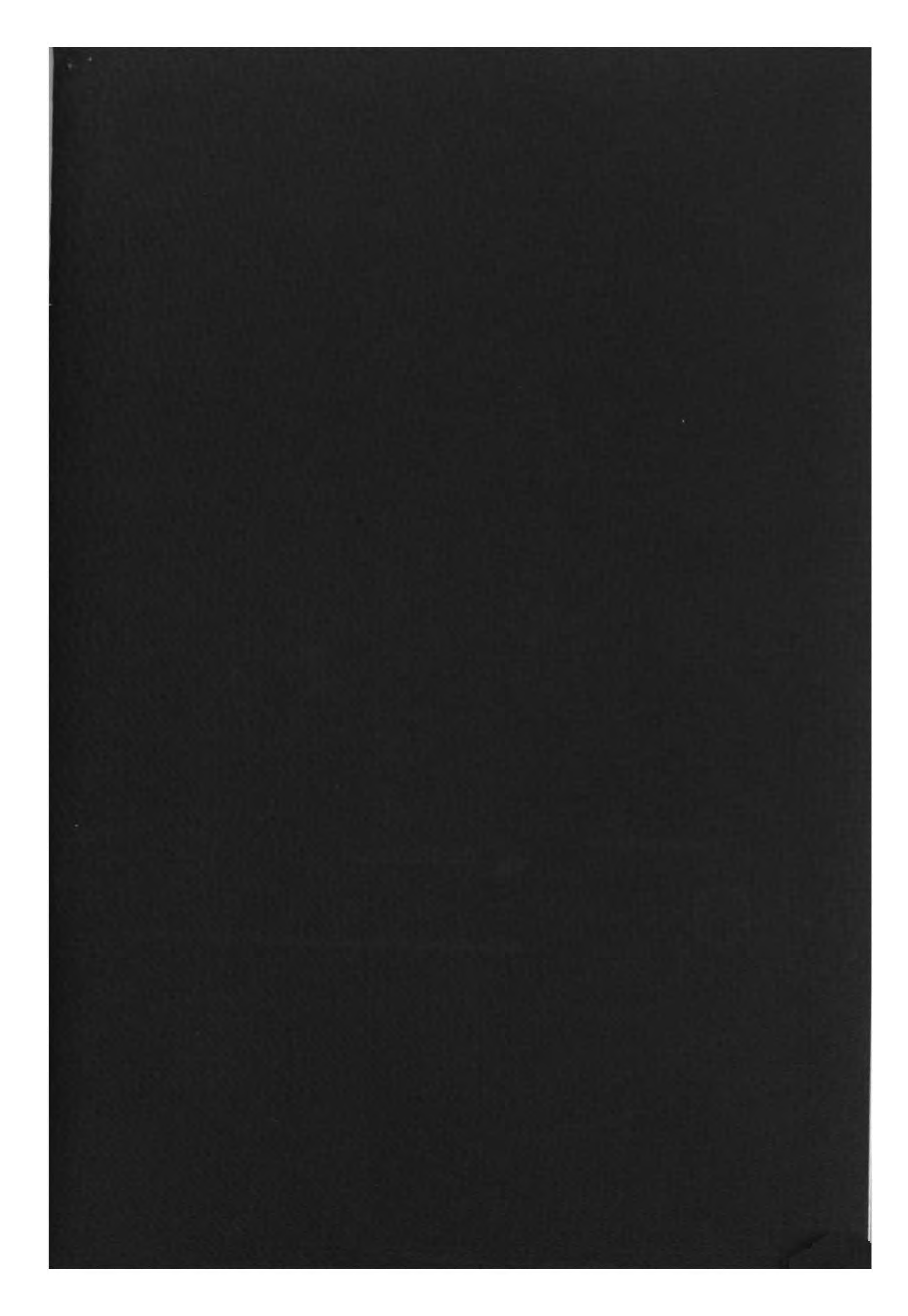
Pieter Brueghel d. Ä. (nach 1520—1569) ist der Stammvater und bedeutendste Maler der Künstlerfamilie Brueghel. Außer ihm, dem Bauernbrueghel, sind besonders noch seine beiden Söhne, der Höllenbrueghel und der Samtbrueghel berühmt geworden. P. Brueghel ist einer der bahnbrechenden und besten Landschafter der Niederländer, der die künstlerischen Errungenschaften der Renaissance ganz in nationale Eigenart übertragen hat.

Die drei Bilder von Leo Samberger werden in dem betreffenden Rundschauartikel eingehend gewürdigt.

Offene Briefe.

F. W. in Z. Ihre Beobachtung, daß der Artikel über Gotthelf im Januarheft einen ‚parallelen Aufklärungsdienst‘ besorge, deckt sich durchaus mit den Absichten der Redaktion. Nur hätte das Wort Naturalismus in Anführungszeichen stehen sollen; denn im Grunde kann man bei G. von Naturalismus höchstens in bezug auf die Form sprechen, genau wie bei der Verfasserin des Romanes ‚Armsünderin‘. Quod erat demonstrandum.

Herausgeber und verantwortlicher Chefredakteur: Karl Muth, München-Solln.
Mitglieder der Redaktion: Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß, beide München.
Mitleiter für Musik: Univ.-Musikdirektor Prof. Dr. Fritz Volbach, Tübingen.
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.



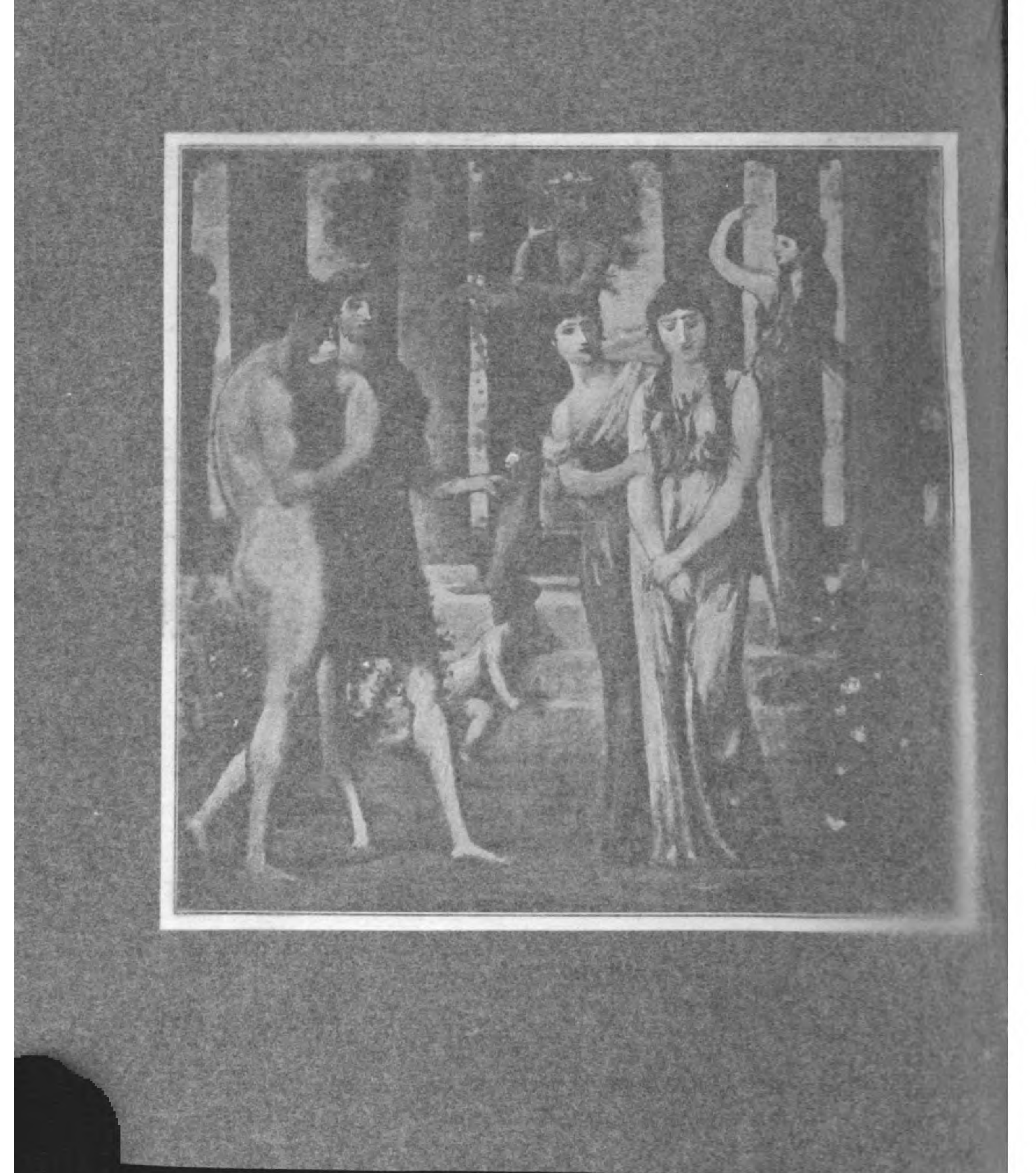


Hans von Marées pinx.

Die Werbung.

Mit Genehmigung des Marées Reproduktionen-Verlags in [illegible]

PAGE NOT AVAILABLE





Sechster Jahrgang. März 1909. 6. Heft.

Ueber Menschenkenner und Menschenkenntnis

Vauvenargues.

Von

Robert Saitschick.

1.

Unter den Menschenkennern, in denen der französische Geist des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts vielleicht seinen eigentümlichsten Ausdruck gefunden hat, unter den scharfsinnigen Beobachtern der menschlichen Seele, den Schöpfern der feinen Sentenz, des eindringlichen Aphorismus ist Vauvenargues einer der sympathischesten. Im achtzehnten Jahrhundert, zu einer Zeit, wo der Rationalismus die Feinheit des Beobachtens und die Tiefe des Denkens zu verdrängen und mit seinen einseitigen Verallgemeinerungen die gebildete Gesellschaft zu beherrschen anfing, verkörperte in sich Vauvenargues die edelste Gesinnung und die Tradition des vorhergegangenen Jahrhunderts. Er stand abseits von den Tagesereignissen seiner Zeit. Als er im Jahre 1747, erst 32 Jahre alt, starb, war sein Name nur einem ganz kleinen Kreise von Verehrern bekannt.

Die Umgebung, in der er aufwuchs, scheint ernst bis zur Düsterheit gewesen zu sein. Über sein Elternhaus schreibt er einmal an einen Freund: ‚Seit ich Sie verlassen habe, brachte ich die ganze Zeit auf dem Lande zu, im Kreise einer Familie, wo keine Neigung zur Heiterkeit ist und wo alles vielmehr einen düstern Anstrich hat.‘ Die Familie, die auf ihrem Schlosse

Vauvenargues in der Umgebung von Aix lebte, war von altem, aber weder reichem noch angesehenem Adel. Seine Mutter, Marguerite de Bermond, war eine Frau von glühender Frömmigkeit. Sein Vater, der Marquis de Vauvenargues, bekleidete schon als junger Mann eine hohe Würde in Aix. Er war ein tapferer Charakter, der, wenn es die Pflicht gegen seine Mitmenschen erheischte, vor keinen Opfern zurückscheute. Während der Pest im Jahre 1720 harrte er bei der Ausübung seines Amtes mutig auf seinem Posten aus und dachte dabei zu allerletzt an sein eigenes Leben, obschon er damals erst 29 Jahre alt und seit etwa sieben Jahren verheiratet war.

Seine Kinder, drei Söhne und eine Tochter, waren alle ungewöhnlich veranlagte Menschen. Seine Tochter starb als Karmeliterin in Marseille. Wie es damals in adeligen Familien Sitte war, hatten die Söhne nur die Wahl, in den Dienst der Kirche zu treten oder aber die militärische Laufbahn einzuschlagen. Alle traten sie in das Heer ein: der älteste, der den Namen Vauvenargues berühmt machen sollte, wurde sehr jung Unterlieutenant in dem angesehensten Regiment des Königreichs; der zweitälteste fiel im Jahre 1741 im Kriege auf Korsika; der jüngste, der letzte Marquis dieses Namens, lebte noch bis ins neunzehnte Jahrhundert.

Wegen schwacher Gesundheit hatte der älteste Sohn früh seinen Studiengang in einem Collège in Aix unterbrechen müssen, so daß seine Vorbildung eine ziemlich mangelhafte war, was aber auch seine guten Seiten hatte: auf Selbstdenken angewiesen, konnte er eine Unmittelbarkeit und Frische bewahren, die in den Schulen doch ganz oder teilweise verloren geht. — Plutarchs Lebensbeschreibungen, die der Jüngling in einer französischen Übersetzung förmlich verschlungen hatte, sprachen zu ihm eine zündende Sprache. Sich an den Eindruck erinnernd, den diese Lebensbeschreibungen auf ihn gemacht hatten, erzählt er später in einem Briefe: ‚Ich weinte vor Freude, als ich sie las. Es verging keine Nacht, wo ich mich nicht mit Alkibiades, Agesilaus und andern Helden wie mit lebendigen Wesen unterhalten hätte; auf dem Forum redete ich in Gemeinschaft mit den Gracchen zum Volke und verteidigte Cato, als man mit Steinen nach ihm warf ... Zu gleicher Zeit gerieten mir auch die Werke Senecas, ich weiß nicht mehr durch welchen Zufall, in die Hände ... Ich las wahllos in allen diesen Werken und war von ihnen so tief bewegt, daß das Herz mir überlief. Ich erstickte förmlich und mußte mich von den Büchern losreißen und hinauslaufen wie ein Rasender.‘

Im Alter von 18 Jahren nahm Vauvenargues unter dem Marschall de Villars an dem Kriege der Franzosen gegen das Heer der Kaiserlichen teil und focht bald darauf bei Parma und Guastalla. Als er, 21jährig, nach Frankreich zurückgekehrt war, begann für ihn das eintönige Garnisonsleben. Im Verkehre mit den leichtsinnigen Kameraden wußte er sich aber seine Selbständigkeit und seinen Ernst zu retten. Die Eindrücke, die er aus den Werken Plutarchs und Senecas geschöpft hatte, waren nachhaltig, und es begeisterte ihn das heroische Streben nach einem großen Ziele.

Die militärische Laufbahn konnte ihn jedoch auf die Dauer nicht befriedigen. Im Alter von 25 Jahren bemerkt er, nicht durch seine eigene Wahl bringe er seine Jugend unter Menschen zu, mit denen ihn gar nichts innerlich verbinde. Den einzigen Trost in den wenig erfreulichen äußern Verhältnissen fand er in seinem ernsten Nachdenken. Schon früh hatte er nicht nur mit Krankheit, sondern auch mit Armut zu kämpfen. Auf sein Elternhaus konnte er sich gar wenig verlassen, und so bittet einmal der junge Offizier in einer Zeit, wo er sich in größter Not befunden haben muß, einen Freund, dieser möchte mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln ihm zu einer Anleihe verhelfen. Damals litt er auch an einem Augenübel, so daß er weder lesen noch schreiben durfte und sich vorlesen lassen mußte. In einem Briefe aus Metz beklagte er sich, seine Übel verbitterten ihm das Leben. Als er kurz darauf zu seinen Eltern in die Ferien kam, fühlte er sich bei ihnen auch nicht sehr behaglich. Aus dem Schlosse Vauvenargues schrieb er damals: ‚Was mich betrifft, so werde ich belagert vom Barbier und von den Notabeln der Nachbarschaft. Wie stellen Sie es an, bitte, um sich vor solchen Besuchen zu schützen? Empfangen Sie denn auch ihren Pfarrer und machen die Honneurs allen Bürgern des Ortes? Bisweilen fühle ich mich versucht, mich auf einen Baum zu flüchten... Wahrlich, es gibt nichts Traurigeres als solche Gesellschaft; ich ersticke daran und kann es nicht länger aushalten.‘

Im Alter von 26 Jahren nahm er teil an dem Feldzug nach Böhmen unter dem Marschall Belle-Isle. Die Mühen und Entbehrungen der langwierigen und unglücklichen Campagne erschütterten vollends seine schwache Gesundheit. An die zwei Jahre machte er große Strapazen des Krieges durch, und der Anblick der Gefallenen, Verwundeten, Hungernden, Frierenden und Erfrorenen rief in ihm tiefes Mitgefühl hervor. Ganz erschüttert von den vielen Opfern dieses Krieges schrieb er aus einem Städtchen in Bayern: ‚Ich will so traurige Erinnerungen von mir abweisen und, soweit es möglich ist, an diejenigen denken, die am Leben geblieben sind.‘ Im März 1743 wurde er mit erfrorenen Beinen nach Nancy gebracht. Aber kaum fühlte er sich einigermaßen wieder hergestellt, so hielt er es für seine Pflicht, sich wieder dem Heere anzuschließen: er zog über den Rhein mit dem Marschall de Noailles und focht bei Dettingen. In den Mußestunden suchte er seine Beobachtungen und Gedanken niederzuschreiben.

Als er Ende 1743 nach Frankreich zurückgekehrt war, gedachte er schon, den militärischen Beruf gegen den in der Diplomatie zu vertauschen. Seine Bittschriften an den König und an den Minister Amelot blieben ohne Antwort. Dem Gesuche des jungen Hauptmanns um Entlassung aus der Armee wurde in einer wenig verbindlichen Weise entsprochen. Er sah sich von unüberwindlichen Hindernissen umgeben. Da kam er auf den Gedanken, sich an Voltaire zu wenden. Aus dem ihm zugeschickten schriftstellerischen Versuche erkannte dieser sofort einen begabten und eindringlichen Denker und schrieb ihm, er halte ihn für würdig, an der Spitze der kleinen Zahl der

gescheitesten Menschen zu stehen: ‚Es tut mir leid, daß der militärische Beruf, den Sie erwählt haben, Sie von Paris entfernt, wo ich imstande wäre, von ihren Einsichten zu lernen.‘ Voltaire verwendete sich für ihn beim Ministerium des Äußern und bemerkt darüber in einem schmeichelhaften Briefe: ‚Ich hatte das Vergnügen, Herrn Amelot alles zu sagen, was ich von Ihnen halte; kennt er seinen Demosthenes auswendig, so wird er nun seinen Vauvenargues ebenso kennen müssen.‘ Bald darauf nennt ihn Voltaire seinen schönsten Lebenstrost — vous êtes la plus douce de mes consolations. In einem fort überhäuft ihn der um 20 Jahre ältere Voltaire mit den schmeichelhaftesten Beifallsbezeugungen. Als Vauvenargues die Beobachtungen und Reflexionen veröffentlicht hatte, schrieb Voltaire an ihn, seine Überzeugung von der Geistes- und Charaktergröße des Verfassers sei nun bestätigt, mit Entzücken habe er die Erhabenheit der Gedanken auf sich wirken lassen: ‚Freilich gibt es darin auch Dinge, die mich als Philosophen betrübt haben; muß man denn, um das höchste Wesen zu verehren, zum Kapuziner werden? Abgesehen davon bin ich von allem andern begeistert.‘ Er geht einmal sogar so weit, zu bedauern, daß ihm selbst weder diese Kraft der Gedanken noch diese Ausdrucksweise eigen sei. Er nennt sein Buch eines der besten Werke der französischen Literatur, und nachdem er seinen ‚Essai sur quelques caractères‘ gelesen hatte, schrieb er ihm: ‚Wenn ich je das echte Genie, den feinsten Geschmack, die erhabenste und zugleich einfachste Seele schildern wollte, so müßte ich hinzusetzen: Ich habe dabei Vauvenargues im Auge gehabt.‘

Während Voltaire sich mit Erfolg im Ministerium des Äußern für ihn verwendete, lag Vauvenargues in der Provence an einer Krankheit darnieder; die Pocken ruinierten seine ohnedies schwache Gesundheit und entstellten dazu noch seine Gesichtszüge. Die Lungenkrankheit, an der er schon früher gelitten hatte, verschlimmerte sich. Zu Anfang des Jahres 1745 bemerkt er in einem Briefe an Voltaire: ‚Alle möglichen Übel belagern mich; ich möchte sie geduldig ertragen, aber es ist gar schwer.‘ Und ein halbes Jahr darauf beklagt er sich einem Freunde gegenüber über seine fortwährend schlechte Gesundheit: ‚Ich führe ein Leben voll Pein, Abhängigkeit und Traurigkeit.‘ Er wollte nach Paris reisen, um dort als Schriftsteller tätig zu sein, sein Vater aber hegte Vorurteile gegen die Pläne seines Sohnes. Im Alter von 30 Jahren kam er nach Paris, um hier sein Glück zu versuchen: mit der ihm eigenen Begeisterung ging er an die Ausführung verschiedener Entwürfe. Er lebte da ganz zurückgezogen, hielt sich fern von allen Koterien der Schriftsteller und vom Verkehr in Gesellschaft. Im Jahre 1745 bewarb er sich mit seinem ‚Discours sur l'inégalité des richesses‘ um einen Preis der französischen Akademie, seine Arbeit wurde aber sogar einer ehrenden Erwähnung nicht für wert erachtet, und der Preis fiel einem ganz obskuren Schriftsteller zu. Im folgenden Jahre veröffentlichte er ‚Introduction à la connaissance de l'esprit humain‘ nebst kleineren Fragmenten und Aphorismen, hatte aber auch damit nicht den geringsten Erfolg, und sein Buch ging selbst an der

Kritik ganz unbemerkt vorbei. Mutig und verschwiegen ertrug er seine Not; ein gewisses Schamgefühl hielt ihn davon ab, das ganze Elend seiner Lage einzugestehen: während er an der Auszehrung dahinsiechte, sah er sich in der kalten Jahreszeit genötigt, in einem ungeheizten und schlecht beleuchteten Zimmer zu arbeiten.

Im Frühjahr 1746 bemerkt er in einem Briefe, er sei fortwährend von Krankheiten niedergedrückt und habe bereits die Hoffnung aufgegeben, wieder gesund zu werden. Monatelang schwebte er zwischen Leben und Tod und schaute mutig und resigniert seinem Ende entgegen.

2.

Das Ideal, das Vauvenargues sich schon als ganz junger Mensch aufgestellt hatte, war Festigkeit, Hoheit im Unglück und daneben Leutseligkeit und Herzenswärme, ein inneres Feuer, ohne das er sich die Tiefe des Geistes nicht vorstellen konnte. Dabei aber sollte die Selbstbeherrschung ein sicheres Gegengewicht zu der Beweglichkeit und Biegsamkeit des Intellektes und zu dem Feuer der Leidenschaften abgeben. Dieses Ideal ist aus seiner eigenen psychischen Verfassung entstanden. Er arbeitete an sich mit großem Ernst, und das Verlangen nach Selbstvervollkommnung beherrschte ihn sein ganzes Leben lang. Im Alter von 24 Jahren beobachtete er an sich eine große Leidenschaftlichkeit des Fühlens. Seine innere Unruhe sahen die andern nicht. Nach außen erschien er ruhig, ausgeglichen, fest und liebenswürdig bei aller Zurückhaltung; aber er allein wußte, daß er in seinem Innern noch manches auszugleichen und zu überwinden habe. An den Dreiundzwanzigjährigen schreibt sein Vetter Mirabeau, der Vater des berühmten Tribunen: ‚Wie glücklich müßte der Mensch sein, der in demselben Grade Philosoph wäre wie Sie!‘

Es war ein Grundsatz des jungen Mannes, daß es nichts gebe, was dem Mutigen dauernden Widerstand leisten könne — le courage surmonte tout. Der tiefe Widerspruch seines Geistes zu der engen und oft auch frivolen Umgebung und die ernste Selbstprüfung mußten hie und da in ihm gewisse schwermütige Stimmungen hervorrufen; er gab sich aber ihnen niemals hin, war vielmehr stets bemüht, sie niederzuhalten und zu beherrschen. Im Denken sowohl als im Handeln gerade und aufrichtig sein, das war das Hauptgebot seines ganzen Charakters; sich den Zeitumständen irgendwie anzupassen, die persönlichen Zwecke mit Klugheit zu verfolgen, war in seinen Augen eine Entwürdigung des wahren Mutes und Stolzes. Er selbst bemerkt: ‚Ich verehre die Aufrichtigkeit, und wenn die Menschen sich mit diesem Gefühle vertrauter machen wollten, so würde es weniger Langeweile in der Welt geben, und auch der gesellige Verkehr wäre nicht so abgeschmackt.‘ In seiner Aufrichtigkeit und Geradheit lag die wohltuende Wirkung seines Charakters, und aus seiner Nachsicht gegenüber den Schwächen und Fehlern der andern, die in einem sichtlichen Gegensatz steht zu der Strenge, mit der er sich selbst beobachtete und beurteilte, kam seine Fähigkeit, die Mitmenschen zu beeinflussen, die

Mirabeau in einem Briefe an ihn nachdrücklich preist. Vauvenargues schildert einmal einen Menschen, der zwar nicht in einer gewöhnlichen Unterhaltung glänzen kann, wohl aber in ernsten Gesprächen durch seine Liebenswürdigkeit und Überlegenheit alle Herzen gewinnt und beherrscht. So war er selbst. Marmontel, der ihn eines der seltensten Meisterwerke der Natur nennt, erzählt in seinen Memoiren: ‚So beredt und gefühlvoll er in seinen Schriften ist, so schien er es mir doch in noch höherem Grade zu sein, wenn er sprach.'

Seine Selbstbeherrschung hielt ihn von allen heftigen Auseinandersetzungen fern. Er bemerkt einmal, es gebe Menschen, mit denen niemals zu diskutieren er sich verschworen habe: nämlich mit solchen, die nur sprechen, um zu sprechen oder um recht zu behalten, dann mit Sophisten, Bigotten und Politikern; freilich könne auch der Umgang mit solchen Menschen von einigem Nutzen sein, aber nur, wenn wir sicher seien, uns vollständig beherrschen zu können. Sein stiller Stolz mußte ihn bisweilen zur Verschlossenheit führen; er wußte, daß er zu denen gehörte, die von ihren Mitmenschen gar nicht oder nur zum Teil verstanden werden, aber die Verschlossenheit lag nicht in seinem Naturell. Seine Erfahrungen, über die er sich schon früh genaue Rechenschaft zu geben suchte, seine Leiden und seine Kämpfe waren für ihn nie eine Veranlassung, sein Schicksal anzuklagen. Sein tiefes und gerades Gerechtigkeitsgefühl, das er in allen Widrigkeiten behielt, hatte eine stolze Resignation zur Folge.

Die Art seiner Besonnenheit schloß alle Berechnung aus; denn berechnend können nur diejenigen sein, die kleinen und vergänglichen Zielen nachgehen, Vauvenargues aber lebte stets in der reinen Atmosphäre tätigen Denkens, in die kein Dunst aus den Lebensniederungen eindringen konnte. Deshalb ruft er auch einmal aus: ‚Man muß die kleinen Interessen den großen, selbst noch so fernen, unterordnen lernen und großmütig und ohne Berechnung all das Gute tun, wozu unser Herz uns verleiten möchte; von der Tugend können wir nie düpiert werden — on ne peut être dupe d'aucune vertu.' Sein Mitgefühl frei zu betätigen, erlaubte ihm die Armut nicht, aber er war stets bereit, Bedürftige mit dem Letzten zu unterstützen, was er hatte. Auf den Vorwurf, seine Freigebigkeit kenne keine Wahl zwischen solchen, die ihrer wert, und solchen, die ihrer unwürdig seien, antwortete er, er wolle gar keine Gelegenheit vergehen lassen, dem Elend, soweit es in seiner Macht stehe, abzuhelfen, und möchte nicht über Schwache und Gefallene zu Gericht sitzen, die ja der Hilfe eher bedürften als alle andern. Ihm war jenes tiefe Mitgefühl angeboren, das alles verzeiht, weil es alles im großen sieht — cette belle vertu qui pardonne tout, parce qu'elle voit tout en grand. Wie glücklich, meint er, müßten diejenigen sein, die in der Lage sind, den Armen das schwere Leben irgendwie zu erleichtern; es gebe gar vieles, was zu erlangen nicht von uns abhänge, wie z. B. reich werden, aber nichts könne uns daran hindern, gut und großmütig zu sein. Selbst den Ruhm, womit er in seinen jüngern Jahren die edelsten Bestrebungen und höchsten Bedürfnisse seiner

Seele verband, stellte er, wenn das ihm angeborne Mitgefühl zu sprechen anfing, nicht mehr so hoch: die Tugend sei doch mehr wert als der Ruhm.

Der Ruhm war für ihn etwas, worin er gar verschiedenes zusammenfaßte, jedenfalls der Ausdruck von Seelengröße, die Belohnung aller außerordentlichen Menschen, die einem großen Ziele nachgehen und zu den Lebenshöhen streben, für die vielen Entbehrungen und Mühsale, die ihnen zuteil werden, weshalb er auch den Ruhm die Blüte der Tugend nennt. In einem Briefe an Mirabeau erklärt der Fünfundzwanzigjährige, der Ruhm sei in seinen Augen das Gegenteil von allem, was der Gesellschaftsmensch darunter versteht; der Ruhm komme von Rechtswegen nur dem wahren Verdienste zu und sei nur das Verlangen, den Menschen Gutes zu tun, sie zu erheben oder uns selbst abzulenken vom Gefühle unserer Übel.

Früh geübt in Selbstprüfung und Selbsterkenntnis, suchte Vauvenargues in sich selbst all das, was die andern von der Außenwelt erwarten. Die wahre Größe bestand für ihn in der Vervollkommnung des Charakters, wodurch wir dann notwendig zu tieferen Einsichten gelangen müssen, in einer höheren und gesteigerten Betätigung unserer inneren Kräfte, ohne Rücksicht darauf, daß dieses heroische Streben denen unverständlich bleibt, die nur das würdigen, was sie mit Händen tasten, und vom Glücke eine zu niedere Vorstellung haben.

Vauvenargues war aber keineswegs geneigt, sich irgendwie zu überschätzen; denn er sah durch Selbstprüfung die weite Kluft, die gar oft den Gedanken von der Tat trennt. Er entdeckte in sich eine gewisse Scheu, Hartnäckigkeit und Absonderlichkeit. Er habe keine Neigung zum Selbstbetrug, bemerkt er schon im Alter von 24 Jahren. In jener Zeit schreibt er an Mirabeau, er finde in sich noch leere Stellen; nicht selten bemächtige sich seiner eine gewisse Unruhe, die wohl in seinen Leidenschaften ihren Ursprung habe; auch ihm würde Gesundheit, Unabhängigkeit und angenehme Geselligkeit zusagen; da ihm aber diese Güter mangelten und an nichtigen Gütern ihm gar wenig gelegen sei, so kehrten sich alle seine Wünsche nach innen, woraus dann düstere Stimmungen entstünden. Aus einer solchen Stimmung heraus schrieb er einmal, alle unsere Sorgen seien doch ziemlich unnütz gegenüber dem unerbittlichen Gange der Naturereignisse, der alle unsere Anstrengungen in einem Augenblick vernichten könne; ganz unerwartet könne uns die Natur das Gedächtnis, die Vernunft und sogar den Mut rauben und uns dazu noch mit Überdruß und mit allerlei Krankheiten überschütten und mit dem Tode alles zunichte machen. Das Leben erscheint ihm dann voller Unruhe und voller Bitterkeit. Weder wollte er sich über seine eigenen Schwächen täuschen, noch über all das, was er um sich sah. Er hat einen scharfen Blick für die Halbheiten, Falschheiten und Hinfälligkeiten der menschlichen Natur. Daher seine Bescheidenheit und zugleich sein Gerechtigkeitsgefühl.

Vauvenargues weiß, daß der tiefer veranlagte Mensch ein einsamer Gast ist unter den Mitmenschen, die ihn so wenig verstehen. Er möchte

jemand finden, den er seinen Freund nennen könnte, dessen Charakter und Geistesart ihm verwandt wären: hat er doch soviel wahre Sympathie und zärtliches Fühlen zu vergeben. Die Freundschaft ist aber für ihn etwas so Hohes, daß er es nie verwirklicht sieht. Die wenigen Kameraden, die er als Freunde anspricht, sind seinem innersten Wesen nicht nahe; mit seinem Vetter Mirabeau, der ein ganz anderer Charakter war, hatte Vauvenargues wenig gemein, und Saint-Vincens, zu dem er in etwas näheren Beziehungen stand, scheint auch nicht den hohen Forderungen der Freundschaft immer entsprochen zu haben. An diesen schreibt er einmal, er könne sich keine echtere Zartheit vorstellen als die der Freundschaft; und dann wieder: ohne Freundschaft sei nichts vollkommen, nichts ganz, nichts echt, und wer ohne sie glücklich sein könne, sei in seinen Augen nur zu bedauern. Nachdem sein Freund den Gefahren einer Krankheit entronnen war, schrieb Vauvenargues, er könne nicht ohne Schauer und ohne Tränen daran denken. Als Verstimmungen diese Freundschaftsbeziehungen eine Zeitlang trübten, muß Vauvenargues tief darunter gelitten haben, da er noch vom Freunde wegen einer Verpflichtung abhängig war; er klagt sich später Saint-Vincens gegenüber dieses ‚lächerlichen Stolzes' an. Nicht ohne Enttäuschung bemerkt er, seine Armut habe wenigstens das Gute, daß sie ihm keine falschen Freunde zuführen könne, weshalb er die wenigen, die er habe, für wahr halten müsse.

Schon als junger Mensch schreibt er an Mirabeau, verhaßt seien ihm das Spiel und die Weiber, weshalb er auch gar nicht in Gesellschaft gehe, die ihn übrigens auch schrecklich langweilen würde. Das erotische Gefühl scheint er in seiner ersten Jugend erfahren zu haben: in einem Briefe spricht er von Gedichten, die er in dieser Zeit verfaßt habe und denen der sittliche Gehalt abgehe: dem jugendlichen Alter erscheine oft das Lockerste als das Liebenswürdigste, und es wisse noch nicht, daß auch dem Genusse Schranken gesetzt seien. Er schildert auch einmal die Abhängigkeit und den Kummer des Liebenden so, daß man merkt, er rede aus eigener Erfahrung. An Mirabeau schreibt der Vierundzwanzigjährige, was ihn betreffe, so sei er niemals verliebt gewesen, ohne zu glauben, es für das ganze Leben zu bleiben, und sollte er je wieder eine Frau lieben, so wäre es wie zuvor, wiewohl das erotische Gefühl eine Art von Krankheit sei, von der jedoch die Seele nicht genesen möchte, erst allmählich befreie sie sich von der früheren Abhängigkeit und kehre zu sich selbst zurück. Er beklagt sich auch über die grobe Auffassung des erotischen Gefühles bei seinen Zeitgenossen, denen das echte und zarte Empfinden fremd geworden sei. Für die Ehe hielt er sich nicht geeignet, denn er konnte sich gar nicht vorstellen, wie man ohne Freiheit glücklich sein könne. Im Jahre 1739 schreibt er: ‚Offen gestehe ich, daß diese ganze Art von Bedürfnissen mir fremder als jedem andern ist. Selbst wenn meine Körperbeschaffenheit stärker als die der Patriarchen wäre, so könnte ich mich doch nicht dem Joche dieser Bedürfnisse unterwerfen, und wenn es mir erlaubt ist, alles zu sagen, was ich denke, so sage ich auch, daß es mir scheinen will, es sei etwas

Unerhörtes, aus einem Genusse eine Pflicht zu machen.' In einem Briefe an den Minister Amelot hebt er mit der ihm eigenen Offenheit hervor, daß er seine Jugend fern von allen weltlichen Zerstreuungen zugebracht und in sich eine Befähigung für einen höheren Beruf zu entwickeln gesucht habe, im Glauben, seine so angewendete Willenskraft würde ihn wenigstens denen gleichstellen, die ihr Vorwärtskommen nur der Protektion und der genießenden Oberflächlichkeit verdanken.

Im Hinblick auf die Leichtfertigkeit seiner Umgebung bemerkt er einmal, keines Menschen Geist sei weniger französisch als der seine — personne dans le monde n'a l'esprit moins français que moi. Er fühlte sich zu den Engländern hingezogen und freute sich sogar, daß nicht nur seine Denkart, sondern auch sein Aussehen etwas Englisches an sich habe. Er ging mit dem Gedanken um, England zu besuchen, woran ihn nur seine Armut und die Unkenntnis der englischen Sprache hinderten. Die vollständige Enttäuschung seiner Hoffnung auf jeden Erfolg und die Einsicht in die Oberflächlichkeit, mit der die Menschen ihre Anerkennung verteilen, trugen keine Erbitterung in seine Seele, in seinem Denken wurde aber der Zug tragischer Lebensauffassung immer deutlicher. Während er in seiner Einsamkeit dahinsiechte, schrieb er: ‚Wer mit Geist auf die Welt gekommen ist, bedarf geraumer Zeit, bis er sich damit abfindet, daß das Verdienst so wenig anerkannt wird.' Er sieht die Macht der äußern Umstände, des Zufalls der Geburt und des Reichtums, das Unterliegen des Geistes, dem die äußern Mittel, sich durchzusetzen, abgehen — le mérite qui est nu, succombe. Er ist sichtlich bemüht, die hochfliegenden Hoffnungen seiner ersten Jugendzeit, von denen keine einzige sich verwirklicht hat, zu rechtfertigen: er sagt sich, das Erreichen großer Ziele, selbst wenn man ihnen gewachsen sei, hänge doch vom Glücke ab.

Er selbst war sich wenigstens bewußt, alles getan zu haben, um der Vorstellung, die er sich von der Geisteshöhe und Geistesreinheit gemacht hatte, näher zu kommen. Die Wahrheit, daß der Mensch ja nicht in der Welt, sondern in sich die innere Ruhe und Festigkeit finden könne, wurde ihm jetzt immer klarer. Nicht als wenn sein hartes Schicksal ihm nicht nahe gegangen wäre: sagt er doch selbst, nur ein kalter und phlegmatischer Mensch reagiere nicht auf Glück und Unglück. Der Heroismus seines Charakters erhob ihn aber immer wieder über allen Mißmut und ließ ihn in der Hoheit seiner Bestrebungen einen genügenden Lohn für alle erduldeten Widrigkeiten finden.

Das glückliche Laster verachten, mit Festigkeit alle Leiden ertragen und die Spannkraft des Geistes ungebrochen erhalten im Anblicke der triumphierenden Oberflächlichkeit, erschien ihm ein edleres Los als aller Genuß des Erfolges. Er war zu stolz und zu rein, den Erfolg als solchen anzustreben; kam es ihm doch fast ausschließlich darauf an, seinem innern Drange zu gehorchen und alle seine Seelenkräfte auf das Unvergängliche zu richten. In seinem ‚Essai sur quelques caractères' schildert er sich selbst: ‚Clazomenes hat alles menschliche Elend erfahren. Seit seiner Kindheit wurde er von Krankheiten heim-

gesucht, die ihn im Frühling seiner Jahre von allen Vergnügungen der Jugend fernhielten. Zu tieferem Schmerze geboren, bewahrte er eine Hoheit und einen Stolz selbst in der Armut; in den Widrigkeiten seines Lebens sah er sich vernachlässigt selbst von denen, die er liebte; sein mutiger Charakter wurde von der Mißgunst verkannt, und er ward mehrfach verletzt, ohne daß er fähig gewesen wäre, es wiederzuvergelten .... Man glaube aber ja nicht, daß er sein widriges Schicksal gegen das Glück gewöhnlicher Menschen hätte vertauschen wollen: mag das Schicksal noch so sehr die tieferen Einsichten eines tapfern Charakters zum besten halten, es gelingt ihm doch nicht, ihn zu beugen.‘

Das Eigenartige an Vauvenargues ist Geistesenergie, aufs engste verbunden mit Selbstbescheidung und edelster Resignation, jene hohe Mäßigung, von der er selbst bemerkt, sie sei noch nicht richtig gekennzeichnet: weder habe sie etwas von Trägheit und Gleichgültigkeit noch von Charakterkälte und angestrengtem Denken, sie erhebe sich vielmehr frei über alle Trugbilder, von denen die Welt im Banne gehalten wird.

3.

Das Hauptgewicht des Daseins legt Vauvenargues auf das Fühlen. Schon im Alter von 24 Jahren schrieb er, ein Leben ohne Leidenschaft sei ja dem Tode ähnlich, und ein Mensch ohne Leidenschaft sei nur ein räsonierendes Buch, da er doch nichts fühle. Wollen und Handeln — das ist der Inbegriff und das Ziel unseres Lebens. Um schreiten zu können, muß man nicht nur Augen, sondern auch Beine haben und dazu noch den Willen, sie zu bewegen. Intellekt ohne Seele ist nichts Hohes, da ja nur die Seele dem Intellekte seinen Inhalt und, was noch wichtiger ist, seinen Schwung gebe: ‚Wer nichts als Intellekt hat, den kann ich weder achten noch lieben, weder hassen noch fürchten.‘ Das Wichtigste im Leben, alles, was von der Seele abhängt, kann keinen Zuwachs durch unsern Verstand erhalten. Woher kommt es, daß der eine weder viel zu lesen, noch viel zu reisen braucht, um die Welt in ihrem Inhalte zu erfassen, während der andere trotz aller ihm zu Gebote stehenden Mittel doch mehr oder weniger stumpfsinnig bleibt? In uns selbst und nicht in den äußern Gegenständen liegt die Hauptbedingung zur Erkenntnis der Wahrheit.

Alle tiefere Erkenntnis entspringt nicht aus dem Räsonieren, sondern aus etwas, das unabhängig davon ist. Was man durch das Gefühl weiß, soll man nicht mit dem Verstande ergründen wollen. Alles, was unser Herz angeht, ist unserm Verstande oft eine ganz fremde Welt; weder ist unsere Klugheit fähig, die Herzensgüte zu würdigen, noch kann sie begreifen, warum der edle Mensch mit den Übeln der andern mitfühlen sollte, als wenn er selbst dafür verantwortlich wäre. ‚Der Edelsinn ist der Klugheit über seine Motive keine Rechenschaft schuldig‘ — la magnanimité ne doit pas compte à la prudence de ses motifs. Es gibt etwas, das noch höher steht als Intellekt und als Begabung: es ist das die Charakterreinheit und das Wohl-

wollen. Die Wissenschaft ist jedenfalls nicht fähig, uns besser, sittlicher zu machen. Auch rühren die ächten und großen Gedanken nicht vom Wissen her, sondern entspringen aus den verborgenen Quellen in unserm Innern, aus der Reinheit und Kraft der Seele. Die großen Gedanken kommen aus dem Herzen — les grandes pensées viennent du coeur — eine Maxime, die einfach und klar eine unerschütterliche Wahrheit ausspricht.

Vauvenargues ist kein Freund unnützer Gedankengänge und mag alle Subtilitäten, die sich gewöhnlich auf Kosten der Wahrheit behaupten, nicht: können wir doch mit unserer Fähigkeit, zu denken, sogar Mißbrauch treiben und uns mit Hilfe des Wissens von der Wahrheit entfernen. Ist denn nicht die Folge des von der Wirklichkeit losgelösten Denkens die Skepsis und die Untergrabung aller festen, sittlichen Grundsätze? Muß doch der Mensch so oder anders gewisse Wahrheiten annehmen, die aber nur aus festen Grundsätzen hergeleitet werden können. Allerdings ist es nicht leicht, diese nachzuweisen, aber sie sind da, wenn unsere Handlungen, die ja nicht in Abrede gestellt werden können, einen Beweggrund haben.

Warum sollen wir Zutrauen zu unserer Vernunft nur dann haben, wenn sie uns über Irrtümer aufklärt? Dieselbe Vernunft, die uns über das Falsche belehrt, muß uns ja auch das Wahre zeigen. Sonst wäre es, als wenn wir behaupten wollten, der Schatten sei realer als der Körper, der Schein enthalte mehr als die Wirklichkeit. Von irgend einer festen Wahrheit müssen wir ausgehen, um den Irrtum zu erkennen, und wie das Licht uns den Schatten zeigt, so erkennen wir auch das Falsche nur durch das sichere Gefühl des Wahren; denn wir tragen in uns etwas, dem eine unwiderlegliche Gewißheit eingeprägt ist. Jedenfalls kann unser Sein nicht in Abrede gestellt werden; denn selbst wenn unser Leben nur ein Traum wäre, so könnten wir doch diesem Traume die Existenz nicht absprechen. Die Beziehung der Menschen zueinander, woraus die Eigenschaften des Guten und Schlechten, der Tugend und des Lasters, des Nutzens und des Schadens entspringen, ist eine unwiderlegliche Tatsache. Freilich ist alle unsere Erkenntnis nichts Vollkommenes; aber warum sich bei dieser Unvollkommenheit aufhalten? Wenn auch unvollkommen, so ist die Erkenntnis doch da, und ihre Realität kann nicht geleugnet werden; sagen wir, unsere Erkenntnis sei unvollkommen, so ist sie es doch nicht weniger und nicht mehr als alle Wirklichkeit. In unserm Fühlen, das dem Denken vorangeht und ihm zu Hilfe kommt, liegt eine für uns genügende Sicherheit zur Erkenntnis der uns notwendigen Wahrheit: wo das Nachdenken zu keiner Entscheidung kommen kann, dort nötigt uns das Gefühl, zu glauben — ce que la réflexion trop faible n'ose décider, le sentiment nous force de le croire. Ist doch unsere Bestimmung hienieden die Tat: alle müssen wir irgendwie tätig sein, und das Meiste und Notwendigste lernen wir von der Wirklichkeit. Freilich befähigt uns der Umgang mit den Wissenschaften zu einer Bereicherung unserer Gedanken, aber die Urwüchsigkeit unseres Denkens kommt nur aus dem Umgang mit

den Menschen. Die einzige Schule, wo wir das Wichtigste lernen können, sind eben die Erfahrungen mit unserer Umgebung. Wahre Charaktergröße entsteht nur im Kampfe mit diesen harten Erfahrungen und kommt aus dem Mute, sie zu ertragen.

Hätte unsere Seele nicht einen sprudelnden Quell, woraus unserm Intellekte fortwährend ein Ersatz für seine beständigen Verluste zuströmt, so könnte die Vorstellung einer gewissen Dauer in uns gar nicht aufkommen: werden doch alle unsere Gefühle wie von einer unbezwinglichen Kraft verschlungen, und nur in unserer Tat schauen wir auf den vergangenen Augenblick zurück — nous ne pouvons retenir le présent que par une action qui sort du présent. Wer ohne Tätigkeit leben wollte, der müßte, um sich selbst ertragen zu können, sich nicht minder anstrengen als bei der anstrengendsten Tätigkeit. Träge Menschen sind nur zu bedauern: vergegenwärtige man sich auf der einen Seite Männer wie Bossuet, Fénelon, Coligny, Turenne, Richelieu und auf der andern alle die Gesellschaftsmenschen, die sich ihr Dasein ohne Zerstreuungen und Vergnügungen gar nicht vorstellen können, und jeder frage sich, welches Leben er vorziehen wollte. Großes ist ohne Arbeit und Mühe nicht möglich, und die Ruhe, der Frieden und selbst der Genuß, wenn er echt sein soll, ist nur um den Preis der Arbeit zu erreichen.

Unser Handeln hat gar wenig mit allen unsern Gedanken über die Sicherheit oder die Unsicherheit unserer Erkenntnis zu tun. Gut und Böse sind festumrissene Vorstellungen, zu denen jeder sich bekennen muß, der die Dinge nicht auf den Kopf stellen will. Wenn wir anfangen, über die sittlichen Grundsätze viel zu klügeln, so müssen wir notwendig in Widersprüche und verwirrende Sophismen verfallen; wenn wir anfangen, das, was uns im Fühlen klar sein sollte, mit der Vernunft zu ergründen, so zeigt sich die ganze Schwäche des Räsonierens, das dann nur Widersprüche auf Widersprüche und Torheiten auf Torheiten häuft. Jeder weiß, daß Mut und Feigheit, Neid und Güte, Mitgefühl und Grausamkeit nicht das gleiche sind, und daß Rechtschaffenheit und sittliche Kraft fruchtbar für das menschliche Leben, während die Laster schädlich und verwerflich sind. Darf sich doch auch das Laster niemals so geben, wie es ist, und muß, um sich Ansehen zu verschaffen, von der Tugend wenigstens den Schein entlehnen. Unbegreiflich ist es daher, daß denkende Menschen den Unterschied zwischen gut und böse verwischen können; in ihren Sophismen sehen sie nicht, daß der Unterschied zwischen dem, was dem Wohle der Allgemeinheit dient, und dem, was dieses Wohl zerstört, daß der Unterschied zwischen wahr und falsch, gerecht und ungerecht ebenso klar ist wie das Tageslicht. Dadurch, daß gewisse Menschen sich außerhalb der Religion stellen und die Festigkeit der sittlichen Grundsätze anzweifeln, werden diese noch keineswegs aus der Welt geschafft; ja, im Herzen dieser Skeptiker selbst glimmen, bei all der Verworrenheit ihres Denkens, bisweilen noch Gefühle der Tugend.

Alle von der menschlichen Natur unzertrennlichen Schwachheiten und Fehler sind nicht imstande, die Vorstellung des Vollkommenen in uns zu ver-

nichten. Der Mensch ist eine Mischung entgegengesetzter Eigenschaften, und wer von ihm verlangt, er solle entweder groß oder klein, entweder gut oder schlecht sein, hat keine Einsicht in die wirkliche Beschaffenheit unserer Natur, in der ja alles, sogar das Laster, seine Grenzen hat. Der ehrliche Mensch muß so handeln, wie sein Charakter ihm gebietet, denn er würde leiden, wenn er anders handelte; niemals aber wird er bereuen, rechtschaffen gewesen zu sein. Unsere Bestimmung besteht jedenfalls nicht darin, für uns selbst zu leben: wie das Weltall ein einziges Ganze, so bilden auch die Menschen eine einzige große Familie, und wer dies verkennt, im Glauben, er könne sich ungestraft von seinen Mitmenschen loslösen und eigennützigen Zielen nachgehen, der wird nur allzu bald dafür bestraft, denn seine Lebensquellen vertrocknen.

Wenn Vauvenargues von der Tugend spricht, schwebt ihm zwar das Ideal der antiken Tugend vor, aber ihre Herbigkeit wird bei ihm durch innere Wärme und echtes Mitgefühl wesentlich gemildert und nimmt oft auch eine ganz neue Gestalt an. Durch sein angeborenes Wohlwollen empfindet er eine wahre Abneigung gegen alles Strenge, Schroffe und Griesgrämige, so auch gegen den ‚elenden' Censor Cato: wenn ihm die Wahl anheimgegeben wäre, entweder in der Nähe dieses ‚geistlosen, unerträglichen, finstern' Menschen, oder aber in der Nähe Catilinas zu leben, so würde ihm die Entscheidung nicht schwer gefallen sein. Nicht durch Haß, sondern durch Wohlwollen und Herzenskenntnis läßt sich das Laster am wirksamsten bekämpfen. Härte und Strenge sind nicht imstande, auf die Dauer eine wohltätige Wirkung auszuüben; liegt doch ein elender Hochmut darin, zu glauben, man sei selbst von allen Fehlern frei. Ein Mensch, der streng und zugleich lasterhaft ist, kann in Vauvenargues vollends nur Abscheu erregen, und es gibt keinen noch so verdorbenen Charakter, den er jenem nicht vorzöge. Er bemerkt auch in einer Maxime: ‚Welch schreckliche Tugend ist die, die nur hassen und gehaßt werden will, die aus der wohltuenden Weisheit nicht eine Stütze für solche, die der Hilfe bedürfen, sondern einen Schrecken für Schwache und Unglückliche macht!' Und in seinen kleinen Dialogen legt er Fénelon die Worte in den Mund: ‚Den Menschen ein solches Joch auferlegen und ihre Schwachheit durch strenge Gesetze unterdrücken zu gleicher Zeit, da man ihnen Trost und Liebe entgegenbringen will, heißt einigermaßen sich selbst widersprechen; es heißt auch, sich etwas gegen dieselbe Menschenliebe zuschulden kommen lassen, für die man eintreten will.'

Nachsicht und Liebe sind allein fähig, große und anhaltende Wirkungen hervorzubringen, wenn auch die unverrückbaren Forderungen der sittlichen Grundsätze keineswegs irgendwie abgeschwächt werden dürfen: ‚Betrachtet man die Hinfälligkeit der Menschen, die Unverträglichkeit zwischen ihrem Schicksal und ihrer Anlage, ihr Unglück, das stets größer ist als ihre Laster, und ihre Tugenden, die ihren Pflichten nicht gewachsen sind, so kommt man zu dem Schlusse, daß es keine andere Gerechtigkeit gibt als das Gesetz der Menschenliebe und der Nachsicht.' Vauvenargues kann sich aber nicht mit einem Mittel-

maße von Sittlichkeit zufrieden geben, weshalb er auch den neueren Denkern vorwirft, sie stellten sich zur Moral, wie sich die neuere Zeit zur Architektur stelle, worin vor allen Dingen die Bequemlichkeit angestrebt werde.

Durch seine hohe Auffassung der Lebensziele muß Vauvenargues, wenn auch auf Umwegen, zur religiösen Erkenntnis gelangen. Die religiöse Erfahrung ist bei ihm nicht urwüchsig und unmittelbar; aber die vielen Widersprüche des Daseins, die in der Vernunft keine Ausgleichung finden, stehen zu klar vor seinem innern Auge, als daß er sie nicht auf eine höhere Welt zu beziehen genötigt wäre. Er meint auch, die Vernunft habe schon einen recht stolzen Schritt getan, als sie eine unsichtbare, außerhalb des Bereichs unserer Sinne liegende Macht erfaßte; es sei auch begreiflich, daß mit der Religion oft Aberglaube Hand in Hand gehe, da ja die hohen Gegenstände stets ein Feld großer Irrtümer für die Menschen seien: ‚Der erste Mensch, der Götter erschaffen hat, hatte ein größeres und kühneres Auffassungsvermögen als diejenigen, die sich von ihnen losgesagt haben.‘ Schon im Alter von 24 Jahren schreibt er einmal, das Leben müsse doch bloß als ein flüchtiger Traum erscheinen, und nur die Religion sei die eigentliche Quelle unvergänglicher Kraft und zugleich der begeisternde Trost gegen Verachtung, Armut und Krankheit, begreiflicherweise auch ein Vorwurf gegen Genußsucht und Selbstsucht, da sie uns nur unsere Notdurft zu befriedigen erlaube.

Um sich bei den Auswüchsen der Religion aufzuhalten, dazu gehört gar wenig Witz, und alle diese Witzlinge gehen doch ihren Nichtigkeiten ebenfalls mit einem abergläubischen Ernste nach. Es sind immer kalte oder oberflächliche Menschen, die geneigt sind, über die höchsten Dinge zu spotten, während die innerlich veranlagten und tiefen Naturen Ehrfurcht vor den höchsten Dingen empfinden. ‚Newton, Pascal, Bossuet, Racine, Fénelon, also die erleuchtetesten Menschen, haben in einem so erleuchteten Jahrhundert und in der Blüte ihres Intellektes und in ihrer Vollkraft an Jesus Christus geglaubt.‘

Vauvenargues gelangt zur religiösen Erkenntnis nicht ohne inneren Kampf; er sieht die schreienden Widersprüche des Daseins und die Unerbittlichkeit und Härte der Naturgesetze, wodurch die Erde fortwährend in ein Schlachtfeld verwandelt wird. Aber die Vauvenargues angeborene Ehrfurcht läßt ihn bei der Negation nicht länger als einen Augenblick verweilen. Das irdische Dasein, das uns zum sichtbaren Felde unserer Tätigkeit gegeben ist, kann für ihn nicht die letzte Schranke sein; wir sind hienieden für ein unvergleichlich höheres Ziel, ohne das unser Leben etwas sehr Beklagenswertes wäre, denn ohne eine Ausgleichung zwischen der Schlechtigkeit und Leichtfertigkeit der einen und der Güte und dem geistigen Ernst der andern müßten wir zur Verzweiflung gelangen. Wie wenig können wir in allen Lebenslagen Trost und Unterstützung von den Menschen erhoffen, von denen ja ‚die besten so veränderlich und frivol sind‘!

Das Rätsel des Lebens beschäftigte Vauvenargues schon während der Campagne in Böhmen. In seinem Eloge auf einen damals im Kriege ge-

fallenen jungen Freund tritt sichtbar sein Seelenzustand zutage; der tiefe Abgrund und die Nacht des Todes — la longue nuit du tombeau — sind ein undurchdringliches Geheimnis: ‚Wer kann die mich verzehrende Unruhe und Befürchtung beschwichtigen, wer das Geheimnis des Todes mir offenbaren? . . . Meine Angst befragt die Nacht und kann von ihr nichts erfahren, und auch der Himmel, den ich anflehe, hüllt sich in Schweigen. In dem Lebensdunkel findet meine Stimme keinen Widerhall; die Natur ist stumm, das All erschreckt mich durch seine fürchterliche Ruhe . . . Ewiges und verborgenes Wesen, komm und zerstreue die Angst, in die meine sehnende Seele versenkt ist!‘

Seine eigenen schweren Erfahrungen und die Einsicht in die Vergänglichkeit aller geschichtlichen Ereignisse und in die Oberflächlichkeit, mit der die Menschen dahinleben, erforderten von ihm eine Lösung und innere Erhebung.

In seinem ‚Discours sur l'inégalité des richesses‘ macht er auch seiner Sehnsucht unerwartet Luft: in der vollständigen Verlassenheit müßte er verzweifeln, wenn er nicht sein Augenmerk auf das Höchste wendete, die einzige begeisternde Hoffnung, den einzigen Trost im Anblicke der Übel und des Todes. Seine ‚Méditation sur la foi‘ ist eine Zwiesprache des Herzens, das sich bei den unausgeglichenen Gegensätzen der Wirklichkeit nicht beruhigen kann, mit der Vernunft, die sich bis zu der Vision des jüngsten Gerichtes über die Menschheit in ihren Irrgängen, Gebrechen und vernichtenden Kämpfen erhebt. ‚O, meine Seele, zeige deine ganze Stärke in diesen strengen Prüfungen; hülle dich in Geduld und hoffe auf deinen Gott! Deine Übel werden enden. Nichts ist hienieden beständig; selbst die Erde und der Himmel werden wie ein Traum vergehen. Die Völker und die Throne, denen die Erde untertan ist, werden ebenfalls zunichte werden. Der Tag des Gerichtes kommt, er ist nahe. Die überraschte Welt fühlt schon, wie die Triebfedern ihres Daseins die Spannkraft verloren haben, und wie ihre Fundamente erschüttert sind. Die Morgenröte der Ewigkeit wird auf den Grund der Gräber leuchten, und der Tod wird keine Stätte mehr haben.‘

Das Denken ist bei Vauvenargues stärker als das Schauen; er sehnt sich nach der Sicherheit und Ruhe eines erneuerten Glaubens; seine Vernunft will sich über sich selbst erheben. In seiner letzten Lebensperiode kam er zu Schlußfolgerungen, denen zwar nicht die bohrende Tiefe, die Weite und die Energie der Pascalschen Gedanken, wohl aber etwas von ihrem kühnen Fluge eigen ist. Er folgt auch deutlich den Spuren Pascals, wenn er in einer Maxime sagt: ‚Die Unerschrockenheit eines Menschen ohne Glauben könnte ihn im Anblicke des Todes nicht vor einer gewissen Unruhe schützen, wenn er folgendermaßen dächte: Ich habe mich unzählige Male in Dingen geirrt, die mich unmittelbar angingen, und so kann ich mich auch in Hinsicht auf die Religion getäuscht haben. Nun habe ich jetzt weder die Zeit, noch die Kraft, die Sache zu ergründen, und ich sterbe.‘

4.

In seinen Urteilen über die menschliche Natur möchte Vauvenargues sich keiner Übertreibung schuldig machen. Die ganze Betrachtungsweise scharf urteilender Schriftsteller, wie die La Rochefoucaulds, muß ihm in ihrer einseitigen Bestimmtheit ungerecht und oft auch als eine Verzerrung der Wahrheit vorkommen. Nicht alle unsere Beweggründe können ohne weiteres auf Eigenliebe zurückgeführt werden. Die Selbstaufopferung, der freiwillige Tod für das Gemeinwohl ist doch nicht das gleiche wie die Liebe zu seinem eigenen beschränkten Ich, sondern eine Erweiterung desselben, ein Verzicht auf die eigene Bequemlichkeit: hier wird der Mittelpunkt in einen ganz neuen Kreis verlegt. Es ist daher auch falsch, für so verschiedene Erscheinungen den einen und selben Beweggrund zu suchen. Wie unser Intellekt notwendigerweise Irrtümern ausgesetzt ist, so auch unser Herz. Ist aber unsere Seele gar nicht fähig, etwas uneigennützig zu fühlen? Wir müssen uns davor hüten, nur die Mängel, nicht aber zugleich auch die guten Eigenschaften der menschlichen Natur zu sehen. Vauvenargues möchte aber keineswegs vor den Schattenseiten und Irrungen unserer Natur das Auge schließen; er gesteht vielmehr, die Erforschung der menschlichen Natur müsse zu gar demütigenden Wahrheiten führen — en approfondissant les hommes, on rencontre des vérités humiliantes, mais incontestables.

Man braucht nicht viele Erfahrungen mit den Mitmenschen gemacht zu haben, um ihre Hartherzigkeit kennen zu lernen. Man muß sich daher auf alles ihrerseits gefaßt machen. Unsere innere Leere bringt es mit sich, daß, sobald sich der geringste Schatten des Eigentums uns darbietet, wir darüber in Entzücken geraten; so wollen wir, daß selbst unser Papagei uns liebe, fürchte und unsere Gunst fühle, weil es uns freut, etwas vor ihm voraus zu haben. So ist eben der Mensch beschaffen — quel empire! mais c'est là l'homme.

Und wie wird der so sehr geachtete Erfolg im Leben erreicht? Wie leicht gelangen dazu gerade Menschen ohne jedes Verdienst. Sie brauchen sich nur auf Kleinigkeiten zu verlegen, mit den niedern Bedürfnissen ihrer Mitmenschen und mit der unersättlichen Gier der Gesellschaft nach dem Neuen zu rechnen. Der eine gelangt zu Reichtum und Ansehen durch irgend ein sensationelles Buch oder durch Übersetzen der Bücher, die sich der Modegunst erfreuen, der andere, indem er seinen Vorgesetzten schmeichelt, wieder ein anderer durch Spiel oder durch die Gunst der Frauen. Kann doch der Erfolg nur durch gewöhnliche Mittel erreicht werden, und wer sich ihrer nicht bedienen kann, muß eben ohne Ansehen durchs Leben gehen.

Wir sind gewöhnlich gar nicht geneigt, einen anzuhören, wenn man uns von etwas anderm spricht als unserm Selbst. Im Grunde ist die Frivolität unser größtes Laster, dem wohl jedes positive Laster vorzuziehen wäre. Unsere Frivolität zeigt sich am deutlichsten darin, daß die Nachricht von einem schrecklichen Kriege oder einem andern großen Unglück, dem Tausende von

Menschen zum Opfer fallen, mit nicht minderem Interesse aufgenommen wird als der letzte Stadtklatsch oder die Nachricht von einem neu aufgeführten Theaterstücke: alles ist wie zuvor, die Bälle, die Vergnügungen, die Stelldichein, der Luxus und der Prunk. Wenn also die größten Unglücksfälle keinen nachhaltigen Eindruck auf die Menschen machen, so ist es ja nur begreiflich, daß unser persönliches Unglück sie noch weniger berühren kann. Vauvenargues sagt auch in einer seiner Maximen: ‚Wir sind zu sehr unachtsam oder zu sehr mit uns selbst beschäftigt, als daß wir uns ernstlich miteinander abgeben könnten. Die Welt ist wie ein Maskenball, wo die Masken freundschaftlich zusammen tanzen und, ohne einander zu kennen, sich bei den Händen fassen, um gleich darauf wieder auseinander zu gehen und ohne Bedauern auf Nimmerwiedersehen zu scheiden.‘

Der ganze gesellschaftliche Verkehr mit allen seinen Vergnügungen trägt nur das Gepräge der Eitelkeit, und die Eitelkeit nennt Vauvenargues das Siegel der Mittelmäßigkeit — le sceau de la médiocrité. Die allermeisten Menschen altern in einem ganz kleinen Kreise angenommener Vorstellungen. Die Zahl der geistig unfruchtbaren Menschen ist jedenfalls noch größer als die der unwahrhaftigen. Um in Gesellschaft mit Erfolg verkehren zu können, muß man sich ihren mittelmäßigen Forderungen fügen. Und was ist die sogenannte gute Gesellschaft? ‚Einige Narren haben sich während des Gelages gesagt: Wir allein sind die gute Gesellschaft — und man glaubt's ihnen.‘ In den höheren Kreisen gibt es vielleicht noch mehr Leichtfertigkeit als in den untern Ständen, denn man hat dort mehr Zeit und Gelegenheit, sich mit frivolen Dingen abzugeben. Wer die äußere Höflichkeit und die Schmeichelei aus dem Verkehre entfernen wollte, würde das Zusammenleben zu einer Qual machen. Beständig klagen wir zwar über die Falschheit unserer Mitmenschen, und doch sind wir so wenig fähig, die Wahrheit zu ertragen; es ist daher fast gar nicht möglich, mit den Menschen aufrichtig zu sein: ‚Es gehören große Mittel des Geistes und des Herzens dazu, an der Aufrichtigkeit Gefallen zu finden, auch wenn sie verletzt, und aufrichtig zu sein, ohne zu verletzen; gar wenige haben genügenden inneren Gehalt, die Wahrheit zu ertragen und sie zu sagen.‘ Die Erziehung in Haus und Schule kann deshalb gar nicht darauf ausgehen, den Wahrheitssinn zu pflegen; die Jugend wird vielmehr dazu angehalten, nachzuahmen, und das Beispiel lehrt sie, arrogant oder unterwürfig zu sein. Allerdings kann das Laster nicht dazu gelangen, wirklich anerkannt zu werden — le vice n'obtient point d'hommage réel; aber so, wie die Gesellschaft beschaffen ist, kann das wahre Verdienst sich nur schwer durchsetzen.

Neben den Eigenschaften, die in der menschlichen Natur tief begründet liegen und daher allen Zeiten angehören, beleuchtet Vauvenargues auch die Nivellierung und Zersetzung, die durch die Vorherrschaft des einseitigen Verstandes immer mehr um sich greifen müssen. Er kann nicht in das Lob des Handelsgeistes einstimmen, der als Merkmal alles Fortschrittes gepriesen wird: Die alten Völker haben zwar keinen Kaffee und keine Chokolade genossen; wer

wollte aber behaupten, daß sie deshalb unglücklicher und unbedeutender waren? Und wie kurzsichtig ist auch der Glaube, daß Erfindungen und Entdeckungen das Leben wesentlich verbessern könnten! Die eine Wirkung hat die einseitige intellektuelle Kultur gewiß: der Unterschied zwischen gut und böse wird aufgehoben, und die Neigung, alles relativ zu erfassen, wodurch Niedrigkeit und Eigennutz gerechtfertigt werden, bringt allmählich aus den gebildeten Ständen in das Volk. Vauvenargues blickt schon in die nachkommende Zeit: man glaubt zwar an keine Zauberer und Hexen mehr, aber von vielen Dingen redet man mit einer Sicherheit, als wenn sie ausgemachte Tatsachen wären, und doch wird zugleich alles in Abrede gestellt, als wenn gar keine Wahrheit vorhanden sei; man zweifelt, ob es überhaupt Laster gebe, und doch werden den Nebenmenschen Laster vorgeworfen; man preist einen Dichter wegen der von ihm geschilderten heroischen Gefühle, und die Helden selbst werden verachtet.

Das ist eben die Folge der einander widersprechenden Gedanken, die auf die neuere Menschheit hereinstürmen und alle Sicherheit erschüttern und die augenscheinlichsten Wahrheiten untergraben. Da der menschliche Geist nichts Festes auszusagen mehr fähig ist und nur zwischen Irrtümern die Wahl hat, so ist man aller selbständigen Überzeugung enthoben; wohl aber wartet man mit allen Meinungen der anderen nach Belieben auf, und man läßt uns die Freiheit, frivol zu sein.

5.

Die konkrete Kenntnis der menschlichen Natur war für Vauvenargues der Mittelpunkt alles fruchtbaren Denkens. Er selbst wollte mit seinen Gedanken einen Einfluß auf die Sitten ausüben; er sagt auch, er habe lediglich mit dieser Absicht geschrieben. Die Schriftstellerei, die keine hohen Ziele und keine wahre Begeisterung kennt, ist in seinen Augen ganz überflüssig. Bei den neuern Schriftstellern fand er keine echte Begeisterung, keine Beredsamkeit und keine Ueberzeugungskraft. Und woher sollte auch wahrer Ernst kommen, wenn wir von allen Seiten aufgefordert werden, das Leben als ein Spiel aufzufassen? Die Gewohnheit, über alles leicht zu reden und alles leicht zu nehmen, bezeichnet Vauvenargues als die eigentliche Krankheit der neueren Zeit. Dabei hat er die Antike im Auge; von dem Zeitalter Dantes und Petrarcas konnte er sich ebensowenig wie alle seine Zeitgenossen eine richtige Vorstellung machen. Das Verlangen der neuern Schriftsteller, überall witzig und geistreich zu sein, wodurch ja alle Urwüchsigkeit vernichtet wird, ist für ihn ein deutliches Zeichen innerer Zersetzung. Herrscht doch bei gar vielen Schriftstellern eine lasterhafte Leere, die nur nach außen täuschend ausgeschmückt ist. Daß so viele fade Bücher einen großen Erfolg haben, daran ist nur die Urteilslosigkeit der Gesellschaft, ihre unersättliche Gier nach Nichtigkeiten schuld. Mit der Vorherrschaft der äußeren Kultur nimmt der wahre Geschmack immer mehr ab, und das Denken und Schreiben wird zu einem Handwerk, zu einem Unterhaltungsmittel für den Luxus und die Trägheit.

Schon in seiner ersten Jugendzeit hatte er über den Mißbrauch, der mit der Schriftstellerei getrieben wird, ein festes Urteil: mit Ausnahme der großen Genies und der eigenartigen Charaktere konnten ihm schon damals die andern gar wenig sagen, da er bei ihnen nichts Seelisches und keine festen Grundsätze, sondern nur Eitelkeit und eine Abhängigkeit vom Zeitgeiste fand. Von jeher stand für ihn Charakter und Tatkraft höher als Schriftstellerei und Gelehrsamkeit: gebe es doch so viele unnötige Kenntnisse, die weder Herz noch Geist erheben, und deren Aneignung die besten Jugendjahre in Anspruch nehme; der Name, den man sich dabei mache, sei durch die Nötigung, so viele schlechte Bücher zu lesen und darüber zu diskutieren, zu teuer erkauft. Kann man doch in allen Büchern, Meinungen und Systemen bewandert und trotzdem unfähig sein, das Wahre vom Falschen zu unterscheiden oder überhaupt das Gelesene richtig zu würdigen. Er geht einmal sogar so weit, zu behaupten, der Beruf des Schriftstellers und Denkers sei der mittelmäßigste und beschränkteste — le plus médiocre et le plus borné de tous les métiers, und er hat damit freilich insofern recht, als das Denken und die Schriftstellerei nicht als Beruf aufgefaßt werden dürfen. Eine seiner Maximen lautet: ‚Die meisten Schriftsteller haben eine große Achtung vor dem geschriebenen Wort und gar keine vor der Tugend; sie ziehen das Standbild Alexanders des Großen seinem Edelmut vor; das Bild der Dinge spricht sie an, aber das Original läßt sie kalt. Sie wollen nicht für Handwerker gelten und sind es bis in die Fingerspitzen.‘

Die Schriftstellerei erkennt Vauvenargues nur als einen Ausdruck echter Überzeugung und geistiger Energie an, denn sonst ist der schriftstellerische Ruhm nichts Hohes und Fruchtbares — la stérile gloire des lettres. Nur Schriftsteller von tiefem Fühlen und hohem Denken verdienen, berühmt zu sein, nicht aber solche, die mit Geschick schreiben, weil sie eine gewisse leichte Begabung haben. Vauvenargues kann nur von Großem und Echtem, nicht aber, gleich den Literaten, von den Finessen des Handwerkers begeistert sein. Er weiß, daß die Darstellung gewöhnlicher Dinge und alltäglichen Geschehens nicht weniger Begabung und Fleiß erfordert als die heroischer Gefühle und erhabener Taten, aber er selbst kann ein Kunstwerk nur nach dem darin enthaltenen Adel des Fühlens und der Gesinnung würdigen. Deshalb will er auch das Lustspiel keineswegs auf dieselbe Stufe wie die Tragödie stellen. Bei aller Anerkennung für Molière, dessen ‚Misanthrope‘ er das Meisterwerk der Komödie nennt, kann er Lustspielen doch nicht viel abgewinnen, denn er will, daß auf der Bühne das Edle und das Hohe, nicht aber das Lächerliche zur Darstellung gebracht werde. Auch La Bruyère, sagt er, habe sich in seinen Schriften zu sehr an das Komische der menschlichen Natur gehalten und dadurch gezeigt, daß seiner schöpferischen Kraft die Erhabenheit und die Tiefe der größten Geister abgingen.

Der Roman gilt für Vauvenargues ebenfalls nicht als eine hohe Kunstart: liest man doch einen Roman nicht immer wieder — on ne relit

point un roman. Wahres Genie und echtes Gefühl sind in der Literatur wie überall große Seltenheiten, während es an begabten Menschen nie mangelt. Und was leitet die vielen Schriftsteller bei den Veröffentlichungen, mit denen sie das lesende Publikum überschwemmen? Vauvenargues antwortet darauf: ‚Die Menschen werfen sich massenweise auf die ehrenvollen Berufe, ohne eine andere Bestimmung zu haben als ihre Eitelkeit und Ruhmsucht.‘ Eigentlich sollte man nur dann schreiben, wenn man von einem ernsten Gefühle oder irgend einer Wahrheit ganz durchdrungen ist. In Wirklichkeit aber gehen die Schriftsteller an ihre Werke ohne echte Begeisterung wie die allergewöhnlichsten Handwerker an ihre Arbeit. Freilich tritt dann auch in ihren Werken das Gewollte, das Unvollkommene oder das Subtile zutage, nur die einfache Wahrheit nicht: sie suchen den Leser von etwas zu überzeugen, woran sie selbst nicht glauben, oder etwas zu lehren, das sie selbst nicht wissen. Sie sollten die Maxime stets vor Augen haben, daß der Autor wegen des Lesers da sei, und daß der Leser keine Verpflichtung habe, einen Autor zu bewundern, der ihm unnütz ist — que l'auteur est fait pour le lecteur, mais que le lecteur n'est pas fait pour admirer l'auteur qui lui est inutile. Die Urteilsfähigkeit der Menschen ist aber gar gering: wie viele gibt es, die gar keinen Unterschied zwischen dem Hohen und dem Gewöhnlichen kennen und nicht abgeneigt wären, selbst von einem Seiltänzer, dessen Kunststücke sie bewundern, mit denselben Ausdrücken zu sprechen wie von dem Genie.

Vauvenargues konnte schon den Anfang der Herrschaft der Tagesliteratur und der Kritik beobachten; er sah, wie eine Anzahl Menschen, in ihrer Unfähigkeit, etwas Eigenes und Tüchtiges hervorzubringen, sich für berufen hielten, an echten Werken herumzumäkeln und große Persönlichkeiten anzugreifen. Ist es doch etwas ganz anderes, ein Werk zu kritisieren und ein Werk zu würdigen: wie jenes leicht, so ist dieses schwer. Wie fein ist nicht, was Vauvenargues erzählt: ‚Ich saß in der Oper neben jemand, der jedesmal, wenn das Parterre Beifall bezeugte, zu lächeln anfing. Er erklärte mir, daß er in seiner Jugend ein begeisterter Verehrer der Musik gewesen sei, daß man aber in einem gewissen Alter von vielem wieder abkomme, da man später kaltblütiger über die Dinge urteile. Gleich darauf merkte ich jedoch, daß der Mann taub war, und ich sagte mir: Das heißt nun bei den Menschen kaltblütig urteilen!‘ Und wirklich tut sich ja die Kritik und die unfruchtbare Gelehrsamkeit etwas darauf zugute, immer kalt zu sein, und glaubt, alles besser zu wissen als die großen Persönlichkeiten, deren Werke sie beurteilen. Kann man denn, ohne selbst Begeisterung zu empfinden, einen Zugang zu großen Werken haben?

Vauvenargues hat sogar etwas wie Verachtung für alles, was ohne Begeisterung geschieht, und mag auch die weit hergeholten Definitionen und die auf Umwegen gefundenen Beweise nicht; zu einem echten Denker, meint er, gehöre vielleicht ebenso viel Feuer als Richtigkeit der Gedanken. Denker, die bloß Denker sind, drücken in einem ganzen Buche nur dunkel das aus,

was die dichterische und schöpferische Gestaltungskraft mit wenigen Strichen klar schildert. Das Wichtigste ist doch die Fähigkeit, die Einzelheiten zu verschmelzen. Was hilft alle Gelehrsamkeit, wenn sie nicht fähig ist, anschaulich zu gestalten? ‚Ein Mensch, der an schlechter Verdauung leidet und doch gefräßig ist — das ist vielleicht ein ziemlich treues Abbild der Geistesart der meisten Gelehrten.'

Seine Abneigung gegen das überflüssige Detail bekundet Vauvenargues auch in seinen Urteilen über den Sprachstil: Man hüte sich davor, Mißbrauch mit illustrierenden Einzelheiten zu treiben, die ja stets nur geeignet sind, die Darstellung abzuschwächen; ein schöpferischer Geist weicht allen Episoden aus, nur mittelmäßige Schriftsteller bleiben auf ihrem Wege immer wieder stehen, um alle Blumen aufzulesen. Kürze und Einfachheit des Ausdrucks sind die eigentlichen Merkmale eines echten Sprachstils: ‚Selbst die besten Schriftsteller reden zu viel'. Ein Gedanke, der einen einfachen Ausdruck nicht erträgt, hat schon über sich gerichtet: ‚Was wir einen glänzenden Gedanken nennen, ist gewöhnlich nur eine verfängliche Äußerung, die mit Hilfe von etwas Wahrheit uns einen Irrtum aufdrängt, der uns in Erstaunen setzt.' Wir alle haben gehört und gelesen, daß die einfachste Schreibart die beste sei. Wir wollen aber nicht daran glauben, weil wir unfähig sind, einfach zu denken und zu schreiben. Je größer der Geist, desto größer ist auch seine Vorliebe für das Ungeschmückte: die Sprache, in der er sich äußert, ist schlicht, da er alle Verzierungen unter seiner Würde hält. ‚Was viele heutzutage eine schwere Sprache nennen, ist nichts anderes als der einfache Ausdruck der Wahrheit ohne Schminke, ohne Scherz und ohne Witz.'

Vauvenargues selbst befolgt alle diese Anforderungen an das Denken und an den Ausdruck der Gedanken. Er hat eine Fülle eindringlicher Beobachtungen, die sich fast nie ins Nebensächliche verlieren. Seine Liebe zur Wahrheit hat etwas Heroisches wie sein ganzer Charakter. Er geht stets gerade auf die Sache aus und ist bestrebt, so objektiv wie nur möglich zu sein, aber sein Denken, wie seine Sprache, hat ein verborgenes Feuer, eine glühende Kraft — l'ardeur de la vertu: seine inneren Erfahrungen liegen auf dem Grunde seiner Gedanken und seiner Darstellung, verborgen dem uneingeweihten Blicke. Und doch ist er natürlich in seiner Ausdrucksweise. Er drückt nur das aus, was er fühlt, und möchte auch nichts anderes ausdrücken. Jeder seiner Sätze sagt etwas, und in seinen Gedanken findet sich nichts Gemachtes oder gar Leeres. ‚Die Verzierungskunst ist mir fremd — j'ignore l'art d'embellir', bemerkt er selbst. Seine Wortbildung ist selbständig und einfach. Seine Einfachheit kommt von seiner Aufrichtigkeit und Geradheit. Die echte Wärme seines Denkens teilt sich dem Leser sofort mit. Ist doch die Ausdrucksweise stets das Abbild der Geistesart, und da Vauvenargues nie mit seinem Geiste glänzen will, und sein Denken ganz aus seinem aufrichtigen Fühlen fließt, so tragen alle seine Gedanken auch das Gepräge großer Klarheit, wie denn alles, was klar empfunden, auch notwendig klar geäußert wird.

Vauvenargues ist der Überzeugung, daß die Wahrheit sich mit der Weitschweifigkeit nicht vertrage und mit gar wenigen Mitteln dargestellt werden könne. Deshalb sagt er auch von Descartes, die Wahrheit sei ihm fremd geblieben, bei aller bewundernswerten Begabung für das Denken, denn er gebrauche zuviel Beweise und Stützpfeiler für das, was so einfach ist. Wollte man, meint er, die dicken Werke auf ihren wirklichen Gehalt zurückführen, so fände man, daß alles darin in wenige Gedanken aufgelöst werden könne, und weil sie eben weitschweifig seien, so müßten sie ja notwendig mit vielen Irrtümern vermischt sein.

Von Vauvenargues gilt das, was er von einem jungen Freunde sagt: ‚Er hat sich nicht dazu hergeben können, durch ermüdende Weitläufigkeit Dinge zu erklären, die er mit einem einzigen Blicke erfaßte.‘ Er hat eine angeborene Neigung zum Aphorismus. Er fragt auch einmal: ‚Gibt es denn keine andere Art von Erkenntnis als die durch Beweise?‘ Er gehört zu den Denkern, die ihre Gedanken aus derselben Quelle schöpfen, aus denen auch dem Künstler die Anschaulichkeit und bildende Kraft fließen: führt doch dieselbe Eingebung, die den echten Dichter macht, auch zur Kenntnis des menschlichen Herzens. Und er kann nicht genug wiederholen, daß die fruchtbarsten und notwendigsten Wahrheiten nur mit dem Herzen erfaßt werden können — il y a des vérités qu'on ne connaît que par le coeur.

Was Vauvenargues in seinen Gedanken und Aphorismen darstellt, sind die Tugenden, Laster und Irrungen des Menschen. Es sind die alten und immer neuen Wahrheiten, die aber nur von wenigen richtig erfaßt und klar ausgedrückt werden, denn um sie zu erfassen, muß man Selbsterkenntnis und innere Erfahrungen haben. Vauvenargues fürchtet sich nicht davor, er könnte etwas sagen, das schon andere vor ihm geäußert haben, denn er weiß, daß er ganz selbständig gelebt und gedacht hat, und daß es in Hinsicht auf den inneren Menschen keine neuen Wahrheiten geben kann: ‚Wer von irgend einer großen Wahrheit durchdrungen ist und sie lebhaft empfindet, braucht nicht zu fürchten, sie zu äußern, auch wenn andere sie schon gesagt hätten. Jeder Gedanke ist neu, wenn er auf eigene Weise ausgedrückt wird.‘ Nur solche, die nicht wissen, was Wahrheit ist, oder solche, die sich an die Lüge verschrieben haben, suchen aus Gefallsucht und Eitelkeit ihre Gedanken mit allen möglichen Reizen des Zeitgeistes auszustatten; wer die Wahrheit innerlich erfahren hat, kann sie nie für seine eigene Erfindung halten. Überaus treffend ist daher seine Maxime: ‚Das wäre ein recht neues und recht eigenartiges Buch, das in uns die Liebe zu alten Wahrheiten weckte.‘





Armsünderin.

Roman aus dem Hunsrück.

Von

Nanny Lambrecht.

(Fortsetzung statt Schluß.)

VIII.

Die Septembergewitter rattern durchs Hunsrücker Land. Sie sind die Vorläufer der starken Stürme; und obwohl die großköpfigen Disteln massenhaft stehen und einen warmen Herbst verheißen, läßt sich der September empfindlich kühl an.

Die Bauern sitzen am Abend nicht mehr auf Treppensteinen. Für die Winter-‚Mai' ist's noch zu früh. Man spart also an Licht und geht mit den Hühnern schlafen. Wenn das einmal nicht geschieht, ist's ein Ereignis. Ereignisse sind Feste.

Jäköb Hottenbachers Brautfahrt ist ein Ereignis und ein Fest. An der Nahe feiern sie Hochzeit. Danach fährt der Brautwagen heim ins Dorf und zum neuen Heim der ‚Junge-Frau'.

Als vom Soonwald her die Dunkelheit heraufwallt, schmücken sich Sohrener Bauernfrauen.

Die Christmans-Bas ist zum ‚Einholen' der ‚Junge-Frau' bestimmt. Sie hat als Älteste den üblichen Spruch zu sagen. Sie stockt, stottert, und die Kinder helfen ihr. Sie spricht das Hochdeutsche wie eine wildfremde Sprache, ganz geniert und buchstabierend spricht sie's.

‚Dem Brautpaar will zom Anchedenken
Jch heite diese Regele schenken;
Übt se chetreu im ganzen Lewen,
Dann werd der Herr Euch Sechen geben.'

Aber die Christmansstimme erkennt man nicht wieder. Beim Gebet und bei Gedichten ändern Bauernstimmen und quälen sich einen weinerlichen Gefühlston an.

Da ist auch die Friedches-Bas, die in gewichsten Halbschuhen kommt. Sie hat der Junge-Frau den Pantoffel unterm Tisch zu stehlen, den dann der Jäköb mit soundsoviel Flaschen Wein ansteigern muß.

Und die Seilersch kommt und noch andere, die Jüngste mit dem bebänderten Blumenstrauß. Die steifen schurfenden Röcke füllen die Gaststube. Die Weiber sitzen steil und machen wenig Worte. Und warten. Man fragt nach der Frau. Ob sie nicht aufstehe? Kätelchen sagt, sie habe ihr eine Lampe ans Bett gestellt, daß sie in dem Buch vom Borromäusverein lesen könne. Sie fühle sich besser und könne allein bleiben.

Die Buben und Mädchen stehen zusammengedrängt auf der windigen Anhöhe am Weiher beim Backeshause. Weit drüben am Soon hockt das Dunkel in ungeheuern Klumpen. Er grenzt fast rundum den sternhellen Himmel ab. Breit und schwefelnd läuft die Milchstraße hinein.

Sie warten auf das Feuer, das aufflammen soll, wenn sie den ungeheuern Wald passiert haben. Warten schon von einbrechender Dunkelheit an. Ihr Geschrei hallt in das Backeshaus. Dort blitzt kein Licht auf. Aber sie schlafen nicht. Nähkät sagt, das sei ein Tag der Prüfungen, der Jule zehnfach angerechnet werde. Sie wollten beten. Jule sagt, es mache ihr kein Leid. Aber als sie mit ihrem Kinde lachen will, muß sie weinen. Und versichert noch, daß es nicht Leid sei. Was es denn sei? Angst! Angst! Angst! Und bringt schnell ihr Kind zur Ruhe. Sie möcht's immer aus dem Wege schaffen.

Von der Anhöhe ein Gebrüll. Harte, klatschende, laufende Bauernfüße am Hause vorbei nach der Landstraße. Aus der Finsternis des Soonwaldes glüht's und leuchtet's. Wie eine drehende Mondscheibe. Nicht größer. Aber unheimlich wie ein glutendes, bluttriefendes Auge. Weit in der dunklen Tiefe. Stumm und lautlos frohlockend. Ein in die schweigende Nacht hineingezeichneter Jauchzer.

Nähkät streckt den Kopf durchs Fenster. Ihre kurzsichtigen Augen sehen nichts. Ein faustgroßer Lichtfunken saust vom Himmel herunter und tief im Feld nieder. ‚Et is en Sternschnupp' in't Feuer gefall'‘, sagt sie ins dunkle Zimmer zurück, ‚dat bedeut' kei' gut' Eh'.‘

‚Bekimmert sich Gott dodrum?‘ fragt Jule aus dem Dunkel der Ofenecke heraus.

‚Nadeerlich! De liewe Gott lißt manchmal das Böse zu, um zeitliche Strafe abbißen ze losse. Wenn de Jäköb nun durch die Eh' en Rute uffgebun' kriegt und dat Stine von der Noh' for die Hottebachersch Kerle en Gottesgeißel werd, dann hot der Jäköb sei' Schandtat schon uff der Welt abgebißt und braucht nit meh' zu lang im Fegfeuer ze brenne. Dou kannst awer for'n bete, dat er uff eenmol nit noch in die Höll' kimmt.‘

Sie schließt das Fenster. Von dem Dorfe her wächst der Lärm. Man weiß nicht, von welcher Seite er herkommt. Irgendwoher aus dem Dunkeln. Eine einzige Stallaterne schwankt darin. Sonst kein Licht im Dorfe. Die Menge staut vor den ersten Dorfhäusern. Die Söhne Christmans und Bartels hauen mit langstieligen Axten zu beiden Seiten des Weges Pfähle ein, häufen Steine um sie. Andere Burschen spannen von hüben zu drüben ein Brunnenseil. Das Licht aus der Stallaterne zersplittert in unzähligen Strählchen auf der feinsandigen Landstraße. Winken und Zurufen. Die Väter stehen breit auf gebogenen Arbeitsbeinen, rauchen, geben langsame Ratschläge und treten gegen das Seil, ob's auch den Anprall des Wagens aushalte. Der auswärtige Brautwagen muß sich die Einfahrt ins Dorf unter mancherlei Fährnissen erzwingen. So will's der Brauch. Man kann den Hals dabei brechen.

Der Himmel ist klar und bleich. Die Erde liegt verschattet von den schweren Umrissen der Wälder, der hohen Hecken, der massigen Höfe. Man sieht kaum darin die Menschenschatten. Man hört ihr Schurfen und ihre Schritte und ihr Geschwätz. Die Funken wehen aus den Pfeifen. Einer schlägt Zunder, der brenzliche Geruch streicht durch die Kühle. Einer liegt langgestreckt auf der Landstraße und horcht in die Erde, ob kein Rollen den Boden erschüttere. Die Rappen von der Nahe sind schwere, ungebärdige Tiere. Die stampfen alles in Grund und Boden ein. Hä! Die Mäuler halten! Einer will horchen. Ein Bartelssohn klettert mit der Laterne in den Straßengraben, hockt da und wartet. Der Trupp steht wie festgewachsen. Sie atmen nicht, sie rauchen nicht. Der am Boden springt auf.

‚Der Brautwa'n!! Mr heert's pumpere! Se sin et!!'

Über die Landstraße ein Schurfen und Rutschen. Zu beiden Seiten hin drängen sie in den Straßengraben, postieren sich an Hecken, hinter Ginster und auf Maulwurfshügeln. Die Laterne verlöscht. Die Straße ist wie leergekehrt. Die bleichen Sterne streuen dämmerfahles Licht darüber. Lauernde Stille. Die Männer haben die Pfeifen eingesteckt. Die Frauen kauern im Rockbausch. Die Kinder lehnen an ihren breiten Rücken.

In der wehmütigen Stille des Abends ein schweres Rollen. Wie ein Gewitter sich ankündigt von den Soonwaldhöhen her. Ein drohendes Murren, anhaltend und stärker werdend, je näher es den hohen Wölbungen des Waldes kommt. Eine gedämpfte Stimme im Straßengraben: ‚Meiner Berechnung nach könne se eweil an de Steenbrich' sein!'

‚Nä, an de Lehmkaul!'

‚Nä, an de „Bitz"!'

‚Halt' doch eier Schnüsser!'

‚Bscht!'

Ihre schwerblütigen Gedanken schwanken um das Seil. Ob sie's in einem Anlauf nehmen? Ob's standhält? Mitten im Dorf ein zweites Seil, ein doppeltes. Da lagern die Buben vom untern Dorf. Und am Heckenweg liegen sie auf dem Bauch und werden schießen. Der großen Stine wird Hören und Sehen vergehen und den Hochzeitsgästen auch und den Rappen auch. Heissa! Wie's krachen und spektakeln und dröhnen und poltern und kreischen und lärmen wird! Jetzt nach der lauernden Stille! Hä, es war schön und halsbrecherisch und brutal! Aber schön und kräftig. Hunsrücker Art.

Die gelben Steinbrüche schimmern im blassen Schein; aber im blauen Dunkel die ragenden Schieferwände! Das tosende Rollen des Brautwagens echoet hinein.

Wie fauchende schwarze Ungetüme traben und bäumen die Rappen aus der Nacht. Zwischen ihrem breiten Bug stößt und klirrt die Deichsel, rasseln die Ketten. Schwarze, flatternde Mähnen, gewaltige, quallige Körper, plump und dröhnend. Die Haut schwarz, die Schweif- und Mähnenhaare noch schwärzer, die Nüstern rot. Weißflockender Schaum, feuerschlagende Hufe. Die Räder springen über Stock und Stein. Der Wagen hopst auf. Die Gäste kugeln zusammen. Der Wagenlenker peitscht die Gäule. Hinter ihm Jäköb, den Hochzeiterstrauß am Rock und zeigt ihm die Fahrrichtung. In zwei langen Reihen auf dem bekränzten Leiterwagen die nächsten, beiderseitigen Verwandten, nur Männer; an den breitkrempigen Biedermeierhüten die bebänderten Hochzeitssträuße. Sie sind bei der langen kühlen Fahrt wieder nüchtern geworden. Steif recken ihre Beine, verwirren sich in den Tannenzweigen, die durch die Wagenleitern geflochten sind, die auch an dem Pferdegeschirr prangen, an dem hohen Gestell des Kummets. Durch die blanken Messingringe ist der bunte Zierschal gewunden, an beiden Enden langwehende Fransen, timpernde Schellchen darin. Ei, wie die fein zimperlich läuten in den polternden Lärm! Alle die Stunden lang, die grausige nächtliche Fahrt! Es summt und singsangt ihnen in den Ohren. Stine sitzt noch steif und versteinert. Jäköbs schwerer Kopf plumpste auf ihre Schulter. Da der Sohrener Wald auftauchte, stieß sie ihn mit einem Schups ihrer Schulter auf. Er sieht verschlafen um sich. Drüben im blassen Feld die Steinbrüche. Warum muß er die sehen? Warum hat Stine ihn just da wachgestoßen? Wußte sie 'was? Was liegt ihm an den Steinbrüchen? Es spukt da zur Nacht — weiter nichts. Sie schimmern gelb. Wie ein neidisches Gesicht! Der Mond blinzelt verstohlen hinein. Es ist nicht geheuer dort zur Nacht! Manch einer ist dort verschüttet worden. Der muß nun da umgehen, bis seine Seele freigebetet ist, oder seine Versprechen eingelöst sind: zwei Töpfe Buttermilch den Armen oder das vergessene

Fastenalmosen der Kirche! Die Toten wandeln allda auf nackten Füßen die Schieferwände hinauf. Man hört das Klatschen in der Nacht, man hört ihr Stöhnen. Erlöse meine Seele! Und viele Lebende, die wunderbar gerettet wurden, z. B. der Schuhmacherfranz. Der ließ Schiefer aus dem Schacht ausfahren und blieb zurück, hatte ein Heiligenfigürchen in einer Steinnische und betete da noch. Hört draußen einen Ruf: ‚Franz! Franz!', sieht nach — niemand. Und ging wieder in den Steinbruch, und da rief wieder jemand: ‚Franz! Franz!' und sowie er aus dem Bruch heraustritt, fällt der hinter ihm zusammen. Die Stimme seines Schutzengels hatte ihn gerettet. Und ein anderer war, der hörte ein Geräusch in den Wänden des Steinbruches, wenn jemand aus seiner Verwandtschaft sterben mußte. Es traf immer ein — immer, immer! Huh! Im Steinbruch ist es nicht geheuer. Und die vielen Tierleichen in der Abdeckerei, die Skelette, die da bleichen! Alles Tod und Verwesung und Geisterschritte und Gestank! Huh! Huh! Fort aus der Nähe der gelbschimmernden Steinbrüche.

Jäköb ist völlig munter. Es fröstelt ihn nach dem langen Schlafe. Es schüttelt ihm den Körper, das Grausen und die Kühle! Und noch etwas. Das steigt auf aus glutendem Mittag: Das Gespenst seiner ersten brennenden Liebe! Es reckt mit weißen, dürren Armen zum Mond. Seine Gewänder zerflattern in der Luft, die Fetzen wirbeln von den Kanten der Schieferfelsen. Und aus den Sternen tropft das Blut der roten, brennenden Liebe! Himmelschreiendes Blut! Ein Kinderwimmern darein! Jäköb! Jaköb! Dort ist in Verlassenheit ein hilflos Leben geworden! Die Steinbrüche haben Zungen und reden in der Nacht, in der grausigen Nacht, in der Brautnacht! Die Steinbrüche, die blaßgelben, die mondbeglänzten. Der Gleiß sprüht herüber in sein Gesicht, leuchtet in ihn hinein, in seine Seele hinunter. Und jeder, der Augen hat zu sehen, sieht's. Seine Seele hängt in der schimmernden Nacht. Ganz durchleuchtet und gläsern. Und man weiß nun, wie ruchlos sie ist. Herr Jesus! Fort von den Steinbrüchen!!

Und mit donnernden Hufen durch den Wald. Düstere Schattenwände zu beiden Seiten. Darüber ein breiter Himmelsstrich, unten die weiße Weglinie. Das Wagengeräusch echot hohl in der schwarzen Waldtiefe.

Und aus dem Walde in freie Lichtung. Weite, blasse Felder. Auf der Höhe klumpig und verstorben das Backeshaus. Heissa! Peitschenknall, scharf und klatschend. Die Nachtvögel stoßen aus den Hecken auf. Schrille Wieselschreie, fern und dumpf Hundegebell. Kantige Umrisse. Die ersten Höfe. Kutscher, schlag' zu! Die Rappen müssen die Hufe an den Wanst werfen — fliegen! Jetzt gilt's. Hä! Wo stecken sie? Wie ausgestorben! Wer's glaubt?! Dunnerkeil! Hottenbachersch Brautwagen kommt, hä! hä! hä! Lausbuben! Seilbuben!

Da stürzt ein Wust aus dem Straßengraben. Köpfe und Stimmen. Eine Menschenflut um den Wagen. Gebrüll. Die Rappen zerren zurück. Straffgezogene Zügel reißen die Pferdeköpfe empor. Die Rappen bäumen auf. Ihre Vorderbeine treten in die Luft. Aus dem tropfenden Maul ein schrilles Wiehern — ein gewaltiger Sprung — hühopp!

‚Kreizgewidder! Eich bännige die Gäul nit meh'!' flucht der Kutscher. Jäköb reißt ihm die Peitsche aus der Hand, — knallend nieder auf die dampfenden Pferderücken.

‚Dat Seil muß kaput!' schreit er und klappert und peitscht. Herr Jehrem! Er muß Glück in der Ehe haben! Zwei Seile müssen brechen wie Zunder. Hussa! Hupla! Nieder praddeln die Pferdehufe, kurbeln die Räder. Das Seil knackt. Triumph im Brautwagen. Ein ängstliches Aufkreischen dazwischen. Neuer Anlauf.

‚O vereckt'r nor!' flucht der Fuhrknecht, läßt die Leine locker. Die Pferdewänste wumpsen aneinander. Das Geschirr tinkt und klinkert unter dem Zusammenstoß. Das Handpferd stürzt. Die Seilbuben jagen herzu. Hühopp! Hühopp! Höhlen die Hand um den Mund. Mit geschundenen Knien rafft das Tier sich auf. Die Leine zerrt ihm das Maul blutig. Mit hinkendem Bein weiter — wie toll weiter! Es gilt die Brautehre. Hä! Hä! Hopp! Pfiffe gellen. Geschrei in dem Menschengewühl. Auf den schweißnassen Pferdewanst sausen die Knüttel. Grob prasseln die Zurufe ... In Staub und Dunkelheit versinkt der Brautwagen. Auch das zweite Seil ist genommen. Die langen Enden schurfen über den Boden. — Weiter im jagenden Rollen. Mitten durchs Dorfs huppla! huppla! Häuser tanzen, Höfe verschwimmen, abgerissenes Geschrei, wütendes Bellen. Hinaus vor's Dorf. Aus den Hecken zuckt Schein auf Schein; Knallen, Krachen. Der Wagen donnert, schwankt in die Furchen des Heckenweges. Die Hochzeitgäste halten sich krampfhaft an den Wagensprossen. Singen und Jauchzen. Eine schöne Fahrt, eine tolle Fahrt. Huppla! Huppla! Huppla! Zwei Seile kaput! Glänzend kaput! Häja, die Brautehre! In die Nacht hinein tönt das Geschrei der Seilbuben, das Jauchzen im Brautwagen, das Schießen und Knattern, das Wutschnaufen der Rappen, das Rasseln der Wagenleitern, das Poltern der Räder, die Hurrarufe der Weiber, die an den drei Birken harren, Peitschenknallen, Stampfen, Dröhnen, Johlen, Wiehern — — — und mitten hinein ein Zuruf — — hohl und fern — — drohend und heimtückisch — — tief aus der Nacht — — ‚Jule Fuck!!' — — — —

Da hält der Wagen an den drei Birken. Weit offen die Kapellentüre. Im dunklen Hintergrunde die glitzernden Kerzen am Altar. Im durchschwelten Schein rosarote Papierblumen, ganze Büschel. Und die bleichen Gesichter aller Heiligen, der vierzehn Nothelfer, sieben an jeder Altar-

seite, blau und rot und grün, aber die Gesichter bleich wie vom Tode überschattet. Der Schein spiegelt über die weißen Wände, kringelt bis zur Türschwelle. Dort die Christmans breit, behäbig und feierlich. Ihr Spruch schrillt. Und ringsum Schweigen.

> ‚. . . seid recht verträglich stets als Gatten,
> Bei Arweit dirft Ihr nicht ermatten,
> Das Eichentum zu Rate halten,
> Firs andre lasset Gott nur walten!‘

Sie stockt. Putzt sich in der Verlegenheit den Mund ab.

> ‚. . . drum nehmet Einkang in dies Haus!‘

Schlußsatz. Punktum. Auch gut. Wem fällt's ein, Logik darin zu suchen?

‚Die Christmans is steche geblieb'!‘ brummelt man; ‚schun dozumool in de School (Schul) hot's et aach nit mit dem Auswennig gekonnt! Et is jo en gut Schaffersch, aberst nit viel gescheit!‘

Derweil haben sie die Braut in die Kapelle geführt, den vierzehn Nothelfern empfohlen und bringen sie in feierlichem Zuge wieder heraus ins Haus. Im Vorbeigehen spricht die Christmans erregt in die Menge: ‚Dat Friedches-Mensch hot meich err (irre) gemach. Et hot meich uff de Fuß getret'.‘

Die Friedches knodert: ‚Eich hon gemeint, et wär dem Jäköb sei Fuß.‘

Die Christmans knodert: ‚Wat host dou mit dem Jäköb sein' Fuß ze tun?‘

‚Ei no, mr hot ebbes geruf', do wollt eich 'n uffmerksam mache.‘

‚Er werd's schun geheert hon.‘

Die Menge brummelt: ‚Un wenn aach zwee Seile kaput sin gang — Glick in der Eh' hot er doch nit!‘

Und ein Ruf aus dem Feld: ‚Fucke Jule! — Jule!‘

Da schließt sich hinter den Brautgästen die Haustüre. Der letzte Lichtschein huscht aus dem Hofe. Die Bauern schurpsen heim. Morgen geht der Suff für die Seilbuben los. Die Kinder bleiben an der Haustüre, warten stumm. Als die aufgeht, tritt Ameï mit einer Schürze voll Kuchenstücke auf die Schwelle und verteilt sie. Das Seilersch Sus sagt: ‚Aach ent for dat Fucke Regindche!‘

Nun wird auch der Hof von Kindern leer. Es wird still und nächtlich. In der Stube hocken sie steif. Die Weiber in feierlicher Geniertheit, die rauhen Hände im Schoß oder am Glas. Sie fürchten sich vor dem Wein wie vor aller Vornehmheit. Als abgeräumt wird und die Schnapsgläser aufgestellt werden, fällt der Zwang. Sie fragen, obs Kümmel oder Korn ist? Sie schlürfen an dem Glas, blasen die Backen auf und halten den Schluck eine Weile auf der Zunge. Da sind sie Kenner. Sie klopfen

mit dem Glas auf den Tisch, wenn's leer ist, oder dem Hottenbacher auf die Schulter. Man läßt sich heut' was gefallen. Das Stine reißt ununterbrochen den Mund auf und gähnt. Jäköb leert Glas auf Glas, liegt breit über dem Tisch und macht freche Bemerkungen. Der Schnaps rüttelt sein inneres Verärgertsein auf. Er spöttelt über die Bauern an der Nahe. Stine bleibt ihm keine Antwort schuldig. Das Bauernlachen dröhnt. Der Schnaps trieft von der Tischkante. Naß die Schürzen der Weiber. Die schlagen klatschend nach den Männerfäusten. Sie rufen breit lachend Schimpfwörter, grob und innig und lockend. Trinken ist scheen, Raufen ist scheen. Ei, ein Späßchen ist scheen! Und weil's so selten ist, so gar selten in schweißtriefender Arbeit, ach! darum ist's scheener am scheensten!

Kätelchen schlupft neben Adam fort und hinaus. Sie hat eine Unruhe. Sie möchte nach der Mutter sehen. Es knarrt die Stiege hinauf. Da liegt in der Kammer noch immer die Frau still, aber mit offenen Augen. Da das Mädchen sich niederbeugt und fragt, bewegt die Frau die Augenlider, zum Zeichen, daß sie es verstanden habe. Kätelchen beugt sich tiefer, forscht in dem Gesichte. Es ist anders geworden. Wie ist es denn nur? Unter den Augen schattet ein Dunkelsein, und die Blässe der Haut scheint grau überlaufen! Die hängenden Backen scheinen eingeschrumpft. Scheint es nur so? Sie fährt tastend mit streichelnden Händen darüber. Da macht die Frau eine Anstrengung und spricht: ‚Eich hon mich bei dem Geschrei en bißje verschrock'. Et is mr ganz schwarz wor' vor de Au'e. Do hon eich gekloppt mit'm Schuh gen die Bettlad! Der hot meich wuhl nit geheert?'

‚Och, lieb' Gottche, nä, Muedder!'

‚Et is mer ganz schwarz wor',' wiederholt sie nachdenklich; und nach einer Weile: ‚Loß meich eweil still!'

Sie fragt nicht, wieviel die Uhr sei, ob das Mädchen nicht schlafen wolle, wie es drunten steht — nichts! Sie liegt mit weitoffenen Augen und schläft nicht. Sie scheint auch nichts zu sehen. Als schaue sie nach innen. Abwesenheitsblicke. Beengend und drückend. Wenn Kätelchen leise fragt, gibt sie kurze und ablehnende Antworten. Es quält sie, gestört zu werden. Da schleicht Kätelchen in die Küche und klagt Ameï: ‚Mei Muedder is — glaab ich — bees, dat mer se so alleen geloß hon.'

Ameï nimmt eine vielsagende Miene an.

‚Wenn et nor bees wär'!'

Da schleicht Kätelchen in Herzensunruhe wieder nach oben. Ein Zürnen gegen Ameï quillt in ihr. Will die sagen, daß die Mutter schlimmer ist? Es soll einen nicht erschrecken, das herzlose Ameï.

Als sie in die Kammer eintritt, raschelt die Kranke in den Kissen.

Ihr Gesicht ist freundlich. Mit einem Schlage verändert. Sie faßt Kätelchens Hand, mit beiden warmfeuchten Händen. Sie sagt: ‚Dou bist immer mei gut', brav Mädche gewes'. Et muß der noch gut gehn. Bleib awer aach scheen so.' Schüttelt mit innigem Druck die Hand des Kindes. ‚Nor immer Gott vor Au'e hale!' und schweigt lange. Kätelchen geht und schüttelt die Medizinflasche. Die Frau schluckt und packt wieder des Mädchens Hand.

‚Mei Herzche, dou bist jo noch jung, awer eich muß der doch ebbes sa'n. — Mit dem Fucke Jule seinem Kin' hon mer nit gut gehan'elt. Mer hätte for et sorje misse. — — Wenn eich — — dat noch könnt, — — tät — eich et!' Ihre Stimme kommt ins Zittern. ‚Wenn mr so uff'm Krankebett leiht, sieht mr dat alles mit annere Au'e ân.'

Die Männer klumpen schweren Schrittes herauf, alle in eine Kammer. Aus dem Hofe trollen die heimkehrenden Weiber. Die übrigen Gäste kriechen ins Heu. In Jäköbs Stube stapfen die Neuvermählten. Sie sprechen kein Wort mitsammen, aber gähnen. Die Frau horcht.

‚Ist dat et Jäköbche mit seiner Frâ?' und da schuttert's in sie hinein, daß sie leise weinen muß. Kätelchen legt den Kopf aufs Kissen und weint mit. ‚Wieviel Uhr is et eweil?' fragt die Frau. Ihre Tränen versiegen schnell. Sie hat in ihrem Leben viel geweint. Nun scheint sie das Erdenleid nicht mehr so schwer zu drücken. Kätelchen sieht auf den Uhrkasten.

‚Zwee, Muedder!'

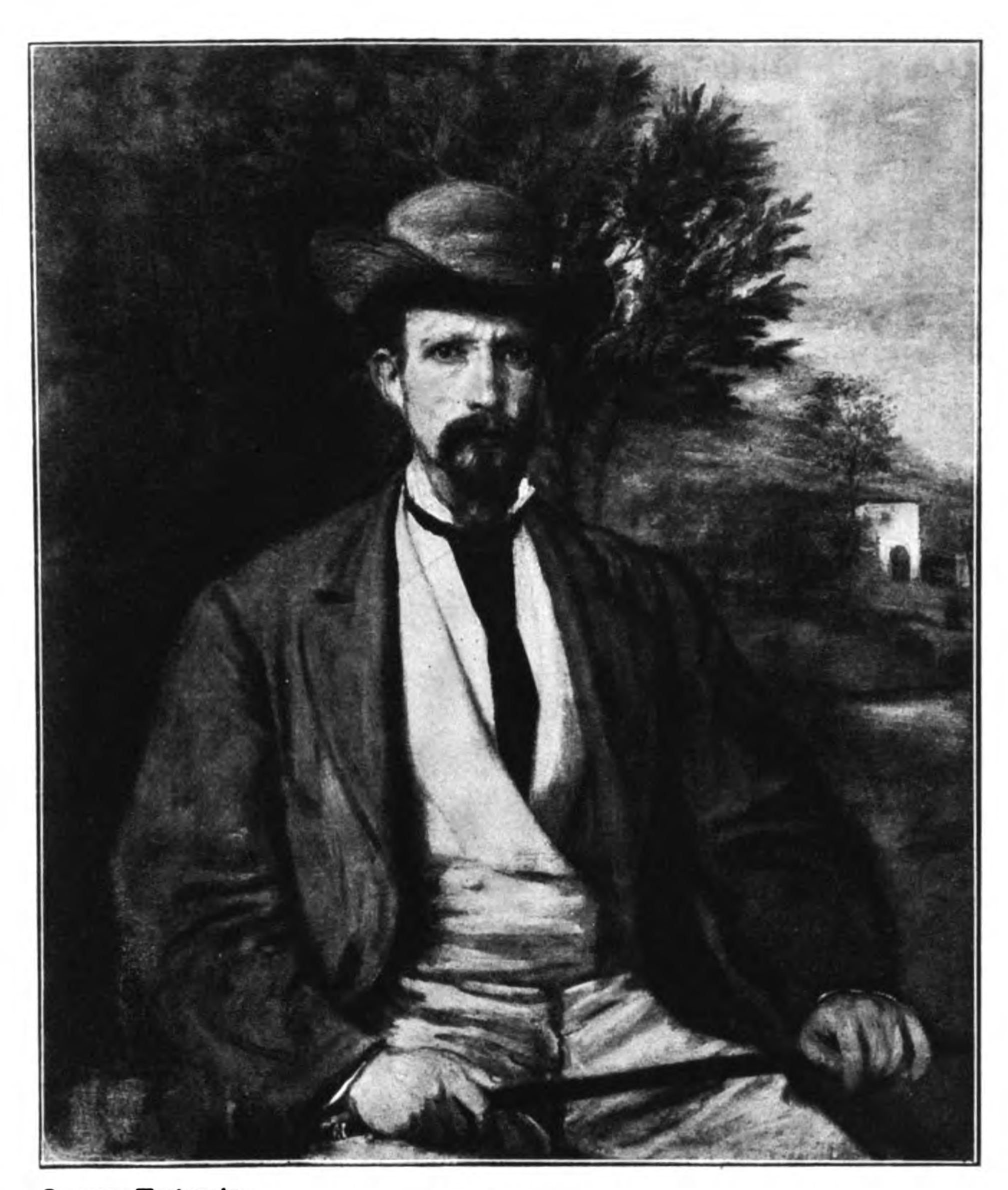
‚No, dann geh' awer gleich schloofe. Gu'n Naacht!'

Das Licht erlöscht. In die lautlose Stille der Uhr schwerfälliges Ticktack. Tiefe Atemzüge der beiden Mädchen. Die Kranke atmet leicht. Auf dem Kornboden jagen die Ratten. Die Decke knistert leise. Draußen raschelt durch die Birken der Wind. Die Nacht geht verstohlen und heimlich. Drei Uhr. Ein Hahnenschrei. Ein Nachtvogel krächzt vom Dache der Kapelle. Kätelchen erwacht und hört ihn in lähmendem Schrecken.

Kiwitt! kiwitt!
Un' bring aach en Schippche mit!

Lieb' Gottchen! Der Totenvogel. Sie raschelt auf und mit nackten Füßen ans Bett der Mutter. In regelmäßigen Atemzügen ein gesunder Schlaf. Schlüpft wieder unter die Decke. Vier Uhr. Der Morgenwind streicht an die Scheiben. Graufahler Dämmer. Es träumt alles noch in geheimnisvoller Stille, oder als liege die Welt längst wach und warte noch, auf das Signal zum Aufstehen. So verschlafen blinzelnd und traumlos still ins Wache stierend. Die Nebelschwaden ziehen über den spitzgiebeligen Häusern hin. Es wird ein geheimnisvolles, leises, tiefverschwiegenes Regen, Wandern und Wallen vor Tag und Sonne. Ganz leise und geräuschlos, ein Hinwegstehlen vor dem Erwachen der Welt. Allmählich entschleiert sich

das Feld. Das betaute Grün beginnt seltsam zu leuchten. Hahnenschreie von allen Höfen. Fünf Uhr. Guten Morgen. In den Birken ein tumultanes Sirren der Spatzen. Die Frau wacht auf. Die Fensterscheiben gleißen hell. Sie hebt sich aus den Kissen und sieht zum Bette der Mädchen hinüber. Ruft leise nach Kätelchen. Das fährt auf und aus dem Bette. ‚Dou kennst mr als schun et Bett mache, gele?‘ Kätelchen hastet in die Kleider, aber mit einem Seufzer. Die Mutter ist so difficil mit dem Bett. Es muß gut aufgeplustert sein. Kein Federknäulchen darf bleiben, keine Falte im Bettuch. Es tut ihr alles gleich weh an dem kranken Körper. Und für den wunden Fuß muß extra ein Federbausch zurechtgewühlt werden Der Fuß ist, Gott sei Dank, jetzt heil. Ganz schön vertrocknet. Man sieht die Narbe noch. In dem Kneippschen Buche steht zwar, schlimm sei, wenn Krampfſußwunden verheilen und nach einer Zeit nicht wieder aufbrechen, um die bösen Säfte aus dem Körper abzusondern. Dann sei's ein Vorbote des Todes. Aber man freut sich doch, wenn Wunden vernarben. Pfarrer Kneipp konnte schließlich auch einmal irren. Ja, gewiß, er irrt. Die Mutter ist ganz froh. Und schwach ist sie auch nicht. Sie steht allein auf, sitzt neben dem Bette auf dem Stuhl. Wird sagen und verordnen und zeigen, wie ein Bett, ihr Bett, zu machen ist. Aber vorerst mag ihr Kätelchen ein paarmal durch die dünnen Haarsträhnen kämmen. Ganz lose, ganz sachte. Das ewige Bettliegen macht den Kopf dösig. Und etwas waschen. Mit einem nassen Handtuchzipfel übers Gesicht. So! — Och und dann könnte man auch gleich frische Wäsche anziehen. Weil heute zum ersten Male die junge Frau zu ihr kommen wird — mit dem Jaköb — um den Segen zu fragen, möchte sie auch die schöne, blühweiße Nachtjacke anziehen. Ei, ei, wie das Mueddercher stolz wird! Ganz lustig ist Kätelchen. So! so! och so ist das Mueddercher staats herausgeputzt! — Jetzt das Bett! Der Frau Arm reckt hinüber nach der Wand. Da liegen ihre Unterröcke, daß sie die ‚bei der Hand hat, wenn sie wieder 'mal aufstehen kann‘. Kätelchen hat oft gesagt: ‚Muedder, geb mr die Röck her! Eich will se aufhänge!‘ Aber nein, nein! Muedder wollte sie ‚zur Hand haben.‘ Sie wollt' ja aufstehen. Von einem Tag zum andern. Viele Wochen lang. Viele Monate. Heute reckt sie an die Wand und holt die Röcke. Da! Kätelchen soll sie weglegen. Der gibt's einen Freudenstoß. Endlich! Und dann kommt's plötzlich über sie wie eine wahnsinnige Trauer. Sie möchte die Röcke wieder zurückgeben. Man soll sie wieder an die Wand legen. Die Muedder will aufräumen! Warum? Warum heute? Aber Kätelchen wirft doch die Röcke über den Stuhl. Jetzt möchte sie noch ganz lustig sein und zittert ein wenig — Angstzittern, ungewisses Fürchten. Die Frau wird grämlich; da, dort ballen noch Federklumpen! Wie soll ihr armer Körper darauf Ruhe finden. Nörgelt weiner-



Hans von Marées pinx.

Selbstbildnis.



Mit Genehmigung des Marées-Reproduktionen-Verlags in Halle a. S.

lich wie ein Kind. Kätelchen ist jetzt die Tröstende, die Mütterliche, die Alte, die Kluge. Aber die Kissen! Die müssen aufgeschüttelt werden, hoch — hoch! Sie hat mit Herzklopfen zu tun. Sie muß fast sitzen im Bett. Nimmt Kätelchen das Kissen aus der Hand, platscht darauf, wühlt darin und wirft es mit einer kräftigen Bewegung ans Kopfende. Kätelchen schießen die Tränen in die Augen. ‚Mueddercher! De Doktor hot verbot', datste deich eso reckst!'

Da lächelt die Frau ihr wieder zu, steht auf und stützt sich auf den Bettrand. Ihre Stimme ist weich und innig: ‚Geh', mei Herzche, tra' die dreckig Wäsch' fort! Häng se uff de Speicher uff die Latte!'

Kätelchen stützt sie noch, rafft Wäsche und Kleider zusammen und geht. Auf der Speichertreppe muß sie plötzlich stehen bleiben. War das ein Schrei — ein gedämpfter, hohler? Sie steigt zwei Stiegen hinauf, steigt sie wieder hinunter. Sie weiß nicht, was sie tun soll. Hat sie denn recht gehört? Das Vieh konnte gebrüllt haben, oder einer von den Männern in der Kammer gegähnt. Aber die Unruhe ist in ihr. Sie legt die Wäsche auf der Treppe nieder und läuft hinunter. Adam schlorrt schlaftrunken aus der Kammer. Dem winkt sie flüsternd. Er soll Mueddercher Gu' Morje sagen. Es wird sie freuen. So munter sei sie heute. Klinkt dann die Türe auf, äugt mit lachendem Gesichte hinein. — Und stürmt zum Bett! Die Frau liegt mit offenem Mund, schwerröchelnd — die Augen drehen. ‚Jeses! sie stirbt!!' Kätelchen kreischt's durchs Haus, stößt Adam die Treppe hinunter. Fort! Fort! Zum Pastor!! Zum Doktor!! Hilfe!! Hilfe!! Das Mueddercher stirbt!!

Amei stürzt herauf. Die Gäste kriechen aus dem Heu. Einer galoppiert auf dem Rappen nach Kirchberg zum Doktor, einer zum Pastor. Jäköb heult durchs Haus. Sie stirbt, ohne ihm den Segen gegeben zu haben. Warum ist er nicht noch am Abend zu ihr gekommen? Warum hat er bis zum Morgen gewartet? Er wird keine Ruhe mehr haben bei Tag und Nacht, zeitlebens, sie geht von ihm ohne den Segen. Sie spricht nicht mehr, sie nickt nicht mehr. Sie röchelt. Und wenn er gar zu laut heult, zucken ihre Augenlider.

Hottenbacher bringt die bleiernen Glieder nicht aus dem Bette. Ist das nun wieder bloß ein Geschrei wie schon so oft, wie alle die Monate? Das Kätelchen hat das Haus wer weiß wie oft zusammengeschrien. Dann stand er am Bett der Frau und hat geflennt und hat um Verzeihung gebeten und alle Ängsten gekriegt. Und dann wurde sie wieder gut, lebte weiter, und man ging und ärgerte sich, daß man so versimpelt war. Wenn's heute wieder so wird — Deuwel! Die Nohbersch bricht mit der offenen Türe herein. — Heraus! Heraus! Hottenbacher, es sei schlimm! Und

es sei Zeit, wenn er sie noch lebend sehen wolle. Da hastet er in die Hosen, hält sie zusammen und schnufft weinend herein in das Sterbezimmer. Ein ganzer Kreis steht um das Bett. Die Kinder heulend, die Weiber betend, die Frau röchelnd. Ab und zu ihr Stöhnen: Jeses! Dann fallen die Weiber ergänzend ein: „Jeses, Barmherzigkeit!' und denken, sie hat's sagen gewollt. Die Frau stockt. Sie hört die Stimmen wie fernes Getöse. Ach! wenn sie still wären, ganz still! Da ist ja das Sausen in ihrem Kopfe. Warum schreien sie nun noch? Ach Jesus! was ist mit ihr? Die Kälte —. Ach Gott! Sie lallt: ‚Kalt —.'

Man wirft ihr ein Tuch um die Schulter, da greift sie es und macht Bewegungen zu ihren Füßen hinab. Man wickelt ihr die Füße ein. Die Christmans sagt: ‚Et is unneetig; wenn die Fiß kalt were, kimmt der Tod!'

Da pitscht die Frau die Augen zusammen, als ob da eine Träne herauswolle — die letzte!

Die Stimme der Christmans ist schrill. Man kann sie bis in den Tod hineinhören.

Die Luft wird eng. Viele atmen darin. Sie rauben der Sterbenden den Raum zum Atmen.

Die Seilersch tritt mit brennender Weihkerze ans Bett, drückt sie in die steifen Hände der Frau. So soll sie in Frieden sterben, meinen die Weiber! Aber sie stirbt in Verwirrung. Das flackernde Licht vor verglasenden Augen, vor verschwimmenden Gedanken — — Ach Gott! Die letzten frommen Gedanken, die sie zusammenraffen will, zerstäuben vor dem blendenden, schreckhaften Lichte. Weihkerze! Totenkerze! Todesschrecken! Gericht!! Hölle!! Sterbenot!!

Ach, ihr entsetzlichen Menschen, seid barmherzig! Laßt sie ohne Schrecknisse zur ewigen Ruhe eingehen!

Zum Fenster herauf ein Klingeln. Der Priester im weißen Ornate, voran der Meßner mit der Laterne. Die Weiber, Männer und Kinder sinken auf die Kniee. Die Sterbende hat mit suchenden Händen auf der Decke gerafft. Nun hält Kätelchen ihre Hand, und sie liegt ruhig, fast lauschend.

Man entblößt ihr die Füße. Letzte Ölung.

Man zwingt ihr ein Löffelchen Wein zwischen die Zähne. Ob sie die Hostie noch schlucken könne? Der Schluck bleibt in dem röchelnden Atem im Munde.

Da hebt der Pastor mit hochreckenden Armen das Sanktissimum, bewegt es kreuzweise über dem Bette. Die Schellen rasseln dröhnende Feierlichkeit. Die Weiber klopfen an die Brust.

Der Sterbenden Lippen blasen den letzten Hauch aus. — — —

Kätelchen kreischt auf, mit entsetzten Blicken nach den Brüdern: ‚Nou is uns Mueddderche dot!'

‚Lasset uns beten!‘ sagt laut und feierlich der Pastor. Sie beten fünf Vaterunser und denken, daß die arme Seele der Frau nun vor Gottes Richterstuhl stehe. Gott sei ihr gnädig und barmherzig!

Die Stimmen raunen, surren; die Rücken beugen; im Stalle brüllt hungernd das Vieh.

Der Pastor verläßt das Haus. Der Weihrauch duftet noch. Weinen erschüttert das Haus. Die Frauen warten; man muß die Tote bahren. —

Am Mittag kommt der Doktor angefahren und sagt, daß die Frau an innerer Verblutung gestorben ist. — — — — — —

* * *

Man begräbt sie und trinkt den Leichenkaffee. Ameï hängt die Totenkränze in der guten Stube auf. Sie sind eine Zierde. Man weint nicht mehr. Die Dreschmaschine raspelt in der Scheuer. Das Winterkorn muß in die Stoppeln gesäet sein. Die St. Galluswoche ist längst vorbei. Da durfte kein Roggen gesäet werden, und alles Gesäme mußte aus der Erde in den Keller gebracht und überwintert werden. Jede Frucht vom Baum und das Vieh von der Weide in den Stall. Der Fuchs bellt im Wald. Die Oktobernächte sind sternhell. Das Laub liegt gelb gehäuft um den Stamm. Nur auf den Eichbäumen sitzen noch die Blätter fest. Das deutet auf strenge Kälte im Winter. Der ist durchweg dräuend auf der eisigen Hochebene.

Wenn Kätelchen die Tränen nicht verhalten kann, geht es der Junge-Frau aus den Augen. Die ist dem Flennen abhold. Sie hat nicht geflennt, als ihr Herz auseinanderging auf dem Weg in die verhaßte Ehe. Faulenzer weinen, weil sie sich die Zeit zum Nachdenken gönnen! Auf dem Hottenbacherhof wird nicht mehr viel nachgedacht. Es wird gehastet, geschafft und nicht mehr verschnauft. Wenn die andern bei der Arbeit sind, muß Hottenbacher kochen, der alte Tagedieb. Ameï ist abgeschickt. Warum hat man das Kätelchen? Das läuft jetzt viel die Sonntage nach Kirchberg zum Kaplänchen. Er kann sie trösten. Auch wenn sie klagt, wie das Stine sie zur Stallmagd macht. Kaplänchen sagt, wenn sie Beruf habe, soll sie ins Kloster. — Das wisse sie nicht, ob sie Beruf habe! — Er will sie lehren. Kätelchen weint nicht mehr. Es ist sehr glücklich.

Adam fängt nun erst zu weinen an. Er heult. Er will sich nicht zum Stallknecht machen lassen. Dem Stine schreit er schimpfend über den Hof zu, wirft ihr Holzscheite nach. Da sagt Stine, er könne sich fortscheren. Faulenzer will sie nicht. Sie wird sich die Hottenbacherbande vom Halse abschütteln. Adam packt seinen Koffer und heult auf der Mutter Grabhügel, obschon die Bauern kommen und ihm sagen, daß man der Auszehrung verfällt, wenn man Tränen auf ein Totes fallen läßt.

Er probiert's mit einem Dienst; mit einem zweiten. Jeder endet mit Schlägerei. Wenn die Müller-Sett nicht wäre, der er sein Leid klagt —! Sie spricht ihrem Vater zu, er soll ihn als Sägeknecht anstellen. Man gibt ihm das Essen und einen Anzug und ein paar Schuhe im Jahre. Müller-Sett bezahlt, wenn sie mit ihm nach einer Dorfkirmeß zieht. Es ist voll Gift auf die junge Frau. Darum schon hält's an dem Adam. Der arm' Bu'! Der Hunger guckt ihm aus den Augen. Schämen soll sich das reiche Mensch, das ‚Gezeichnete'. Das sagt sie den Bauern. Es ist angenehm, daß man im Dorf weiß, Müller-Sett verdient sich an dem Bu' Gotteslohn.

Adam weint nicht mehr und ist sehr glücklich.

Das Stine geht steil und stolz durchs Dorf. Es sagt, wenn sich noch Mitleidige wie die Müller-Sett einfinden wollten, — es habe noch ein paar Hottenbacher zu vergeben!

Soundso sei jetzt das Regiment im Hottenbacherhofe, erzählt man im Backeshause, und was das Stine über die Liebschaft mit dem Jule Fuck gesagt habe. Ganz hochmütig und frech. Und es wollt' sich schon dem Scheidbachersch in der Kirche vor die Nase setzen. Im Hofstaat. Langbaumelnde Ohrgehänge in den ausgerissenen Ohrläppchen. Die seidene kurze, lose Jacke mit Fransen. Kreuz und Brosche. Und der Hut mit dem Sauerkraut. Der Jäköb soll neben ihr stehen und lachen. Patzig, denn sie füttert ihn gut und er kann zufrieden sein. Aber mucksen darf er nicht.

Und das erzählen die Bauern im Backeshaus. Jule Fuck hat über Sonntag in Pittersburg zu tun; am darauffolgenden Sonntag in Dickenschied. Sie kehrt über die Scheidbach heim und sagt da kurz ‚Gu'n Dag'. Sie fragen, ob es einen Haufen verdiene? — Nein, knapp für ihr Kind. — Ob die Näh-Kät ihm sein Häuschen zugeschrieben habe? — Nein! — Ei, warum's denn noch eine Quissel bleibe? Wenn's mit dem Beten nichts zusammenbringe! Stehlen soll's, oder betteln mit dem Bankertchen oder so was! Adscheh, Jule, und sie soll nicht dumm sein.

Jule geht. Sie möchte nicht heim. Sie grübelt, wohin sie am nächsten Sonntag gehen müßte. Alle Sonntage im Jahre. Und keinen sohrener Sonntag mehr.

Näh-Kät sagt, wie die Bauern knurren. Ob das Jule in keine Kirche mehr komme? Wenn es anderswo seine Messe höre, könnt's auch da seinen Verdienst suchen. Und daß man einmal den andern Pastören einen Wink geben müsse —.

Herr des Himmels! nein. Das Jule komme wieder regelmäßig seine Sonntage. Ja, sagt Jule.

Der Allerheiligensonntag tritt fahlgolden in den Altweibersommer. Man muß in der Sonne stehen, um Wärme zu empfinden. Die Schatten sind

schon eisig. Seidenfädige Gewebe streifen das Gesicht, wie heimlich trippelnde Luftgeisterchen, oder wie leise herbstliche Wehmut, die mit gläsernen Flügeln durch die entlaubte Welt zieht. Die Glocken schlagen Feierklänge in die Lüfte. Kirchgänger im Putz. Jule Fuck still hinter ihnen. Mißtrauisch glosen Seitenblicke. Jule möchte vor ihnen einknicken. Sie ist ganz bedrückt.

Ein feierliches Gedränge zur Kirchtüre. Die ist nicht breit. Man muß warten und die Eiligsten vorschieben lassen. Jule ist nicht eilig. Selbstverständlich, daß sie wartet. Sie hat ja ihren Platz, den ihr niemand nimmt! Das sagen die Seitenblicke und die Stöße. Eine stößt mit beiden Ellbogen. Platz gemacht für die Hottenbacherleute! Das Stine voran, der Jäköb nach, danach der Alte, und dann Kätelchen und dann das Jüngste. Stine hält eine Sekunde unter der Kirchentüre an. Hä, wer ist das? Wo hat sie das Gesicht mit den schwarzen Augen schon gesehen? Einmal an den drei Birken. Aha! Platz gemacht für die Hottenbacherleute.

Jule ist an den Steinpfosten der Türe gedrückt. Da bleibt sie stehen und möchte nicht voran und nicht rückwärts. Und immer gedrückt und geknickt an der Türe. Und nicht in die schwüle, weihrauchgeschwängerte Wölbung hinein. Und lieber in den Tod! Sie ist mit guten Vorsätzen gekommen. Aber jetzt meint sie keinen Schritt mehr weiter tun zu können. Jetzt nicht mehr! Die junge Frau hat vor ihr gestanden, steil und stolz und verachtend. Die wird vor ihr sein und sich blähen. Jeden Sonntag! Alle die Sonntage eines langen, stillen, bußfertigen Lebens, bis sie zermürbt ist und in ihr keine Scham mehr brennt. Und da ist's ihr, als könne sie ihre Last nicht noch schwerer tragen. Diesen Schritt kann sie nicht von neuem tun. Im Angesichte dieser Frau nicht! Sie kann's nicht! Mag Gott ihr barmherzig sein!

Ihr lieben Menschen laßt sie stehen am Türpfosten! Sie wird euch die Füße küssen!

Man drängt sie weiter. Ein Trupp um den andern scharrt herein. Sie ist schon mitten in den Gang geschoben. Da geht sie irr und wirr und auf einen Kirchenstuhl zu, auf irgend einen. Die Frau, die darin betet, sieht groß auf und rückt nicht. Kniet steif und würdig und vertieft; reißt die Schultern recht breit. Jule springt der Herzschlag bis zum Halse. Er wirft sie fast um. Sie hastet zur Bank gegenüber. Die ist leer. Nur eine darin. Die springt auf, als Jule in die Bank hereinsinkt, gehetzt und verstohlen. Ach Gott! sie will kauern, sie will unter die Bank kriechen.

Weitab rückt die Bauernfrau — bis an die Wand — wie man Ansteckung flieht. Ihre Blicke glosen in Wut und Entrüstung. Sie spießen die Gefallene auf. Soll sie allein in der Bank mit so einer sitzen und be-

sonders heut', wo die junge Frau von der Nahe sich im Hochzeitsstaat breit macht?

Jule springt auf, als errate sie diese Gedanken. Sie blickt hinter sich, hilflos, entsetzt. Wo kann sie einschlüpfen? O nur eine verstaubte Ecke, einen Turmwinkel! Sie schwankt aus der Bank. Dort kniet der Seilersch-Vetter. Der braucht nur spannbreit zu rücken, sie ist's zufrieden. Der wird's tun, der stille Gute. Sie schlüpft bei ihm ein. Wie geborgen, wie vor aller Augen versteckt. Der Seiler harkt auf, steigt über ihre Füße weg und aus der Bank hinaus in den Gang. Sie sitzt allein in der Bank; sie wird in Ewigkeit allein sitzen. Und wo immer sie hinkniet, wird eine Armsünderbank für sie sein! Da ist kein Ausweg und kein Entrinnen. Wo sie steht, ist ein Armsünderfleck! Wo sie atmet, ist Armsünderluft! Und was sie betet, muß aus der Hölle dringen, die in ihrem Leben ist. Ach, nun sieht sie erst, daß es die Hölle war und nicht der Himmel! Eine peinigende Hölle. Die hat ihr's Mark verzehrt. Sie ist vom Menschen zur Hindin geworden! Wenn's der Himmel wär, wär's nicht so tief gestorbene Freude! Herrgott! sie will aus der Hölle!!

Sie hastet auf, keucht in die dröhnenden Choralgesänge hinein, zurück durch den Gang in die Menge. Man rückt zusammen, wehrt ihr den Ausgang. Was? Will sie Skandal machen in der Kirche? Am Allerheiligensonntag, dem höchsten Festtage? Ist's jetzt alle mit ihrer Bußfertigkeit? Will sie wieder schlecht werden? Der Wolf verliert wohl seine Haar, aber bleibt wie er war.

Sie greifen sie auf, stoßen sie seitwärts und weiter zum Turm — die kleine Pforte knarrt auf — hinein in die Dunkelheit — zu! So! Mit einem Scheidbacher-Mensch macht man wenig Umstände.

Jule steht mit weitausgebreiteten tastenden Armen. Vor ihr baumeln die Glockenseile. Eines nahe der Leiter, die hinaufführt in den Turm. Die Brandglocke! Sie meint, daran müsse sie zerren und aus der weiten Umgegend und bis vom Soon her Hilfe zusammenrufen. Durch die Lucken die finstern Mauern herunter rieselt ein Scheinchen vom Tag. Er schlägt eine helle Spalte in die Dunkelheit. In den fahlern Turmschatten die tiefern Silhouetten der Totenbahre, der zerfallenen Prozessionskreuze; ein Putzeimer und aufgehäufter Mörtel. In breitgespannten Spinngeweben lagert fingerdick der Staub. Die Stimmen dröhnen durch die Pforte. Ein Zittern überläuft Jule. Was hat man mit ihr vor? Die Schellen rasseln zur heiligen Wandlung. Jule springt an die Leiter und die ausgetretenen Sprossen hinauf — höher, immer höher. Als sie an einer Lucke hinaussieht, ist sie schon in der Höhe des Pfarrhausdaches. Ein Treppenabsatz; die zweite Leiter — höher, immer höher. Wenn sie zurückschaut, könnte sie schwindelig

werden. Am zweiten Treppenabsatz tritt sie in die Turmluke. Die ist breit. Sie kann darin sitzen. Sie sieht jetzt die Dächer der Dorfhäuser unter sich. Der höchste Giebel ist klein. Wenn sie durch die Luke zwängen könnte, würde sie hinunterspringen. Da denkt sie an das Reginchen, das keinen Vater hat, der es schützt. Es muß doch seine Mutter haben! Und sitzt lange verdüstert. Von drunten herauf hört sie Stimmen. Die Menge strömt aus der Kirche. Vor das Pfarrhaus rollt ein Wägelchen. Der Pastor muß zum Hochamt aushilfsweise nach Kirchberg.

Jule horcht in den Turm hinunter. Hört sie etwas? Sie rutscht aus der Nische und zur dritten Leiter. Höher! höher! Ihr Herz klopft rasend. Wiederum ein Treppenabsatz. Der ist nicht gedielt, nur verstaubte Balken fast dicht unter den Glocken. Rundum ist der Turm offen, von plumpgezimmerten Jalousien umschlossen. Sie kann einen Arm hindurchzwängen. Drunten verworrene Stimmen, Wagengeräusch. Um den Turm ein Halbkreis von Menschen. Sie sieht durch die Bänder der Jalousien und erkennt einzelne. Müller-Sett und Adam stehen gestikulierend in einem Trupp. Der Schulmeister geht beschwichtigend in dem Kreise rund und sucht sie davonzudrängen. Er hält den großen Kirchenschlüssel in der Hand, drückt damit den Burschen wider die Brust, den Weibern gegen die Schulter. Sie sollten heimgehen, die lieben, guten Leute. Er wird Jule nicht herauslassen, bis sie in Ruhe davongehen kann. Jetzt kann sie's nicht. Der Bauern Blut ist erhitzt. Wenn Jule wieder der Starrsinn packt und sie den Bauern die Stirne bietet — was mag dann werden? Also ist's besser, sie bleibt im Turm, bis keiner mehr auflauert.

Es gehen Männer und Frauen achselzuckend heim. Aber der Kreis um Müller-Sett und Adam bleibt. Es hätt' ihnen keiner was zu befehlen.

Als die Zeit zum Mittag geht, löst sich die Gruppe. Es kommen aber Kinder zum Herrn Lehrer, die ihm hinterbringen, der Adam lauere hinter den Hecken. Im Nachmittag bildet sich wieder eine Gruppe am Schlagbaum. Von dorther behält man die Kirche im Auge. Die Gesichter starren zum Turm hinauf. Auch Kinder kommen. Sie gaffen mit offenen Mäulern, wie man vor wilden Tieren am Käfig steht. Ab und zu beugt Jules Kopf aus der Luke. Auch dann, als große Mädchen herantreten und ein kleines, trippelndes in ihrer Mitte führen. Sie weisen zum Turm hinauf.

‚Guckste, elo dru'e is dei Mudder eningesperrt! Guckste! Guckste!‘

Durch die kristallklare Luft herauf weht Kinderweinen.

Jule ist hinunter, rüttelt an der Turmpforte. Ihre Wut steigt. Mit Treten und Bumbsen beschwört sie zu öffnen, klettert wieder zur ersten Turmluke hinauf und ruft um Hilfe zum Pfarrhause hinüber. Da sind die Fenster verhangen. Fräulein Anna ist mit zum Kirchberger Allerheiligenfest.

Vom Schulhause her schleicht der Lehrer, dicht an der Mauer, die Hand mit dem Kirchenschlüssel in der Hosentasche. Seine Blicke schweifen ängstlich. Wenn jetzt ein Lausbub' wie der Adam kommt und ihm die Hand aus der Tasche zerrt — dem ist's zuzutrauen. Der ist wie ein Stier.

„Julchen!‘ wispert er zur Turmlucke hinauf, ‚wenn du absolut heraus willst, dann freilich — nun gut, dann mache ich auf. Ich rate dir aber, bleib' bis zur Dunkelheit, dann kannst du ungesehen durchs Feld heim. Du weißt, Sonntags sind die Buben zu allem aufgelegt. Sie haben zu viel Zeit und viel getrunken. Also zu deiner eigenen Sicherheit —.‘

Der Schulmeister sagt nicht, daß er sie in sein Haus einlassen will. Sie hat über Mittag nichts genossen. Ei, da wird er sich schwer hüten! Die Buben werfen ihm die Fensterscheiben ein. Also will Jule warten, bis die ersten Abendschatten fallen.

Als sie wieder droben in der Nische sitzt und hinunterschaut, sind die kleinen Mädchen fort. Aber am Schlagbaum sammeln sich Vorübergehende und Spaziergänger aus dem Feld an. Sie schwatzen über das Ereignis. Ob Jule noch im Turm sei? Man soll sie darin eingesperrt lassen, bis ihre Halsstarrigkeit gebrochen ist. Man muß ihr einen Denkzettel geben, daß ihr ein für allemal die Lust vergeht, in der Kirche ihr gotteslästerliches Treiben zu wiederholen. Hat man so etwas je erlebt? Geht frech von einem Stuhl zum andern und zwingt anständige Leute herauszugehen. Und das in der Kirche vor Gottes Angesicht! Man müßte ihr ein für allemal eins aufwischen, daß sie für ihr Leben genug dran hat. O, in der Kirche! O, in dem Hause Gottes! Und am Allerheiligenfest! Da sieht man's wieder. Der Frömmigkeit einer Hur ist nicht zu trauen. Einmal gefallen, ist's für immer! Das schlechte Scheidbacher Blut läßt sich nicht verleugnen.

Adam hängt lümmelnd über dem Schlagbaum, sagt nichts, lacht nur heimlich verwegen. Aber er hat einen Haufen Steine angesammelt und wartet. Was übrig davon bleibt, wird er in die Taschen raffen und schleppt's zu den drei Birken. Da müssen heute abend sämtliche Fensterscheiben einrasseln.

Im Sprechen und Murren wenden sich die Gesichter nach dem Turm. Es ist ihnen nicht recht, daß sich Jule nicht zeigt. Man müßte sie reizen. Man macht sich des Sonntags gern einen Spaß. Die Bauernsonntage können gefährlich werden. Mensch und Tier verträgt die Ruhe nicht.

Jule sieht die Versammlung am Schlagbaum. Sie kann die einzelnen zählen. Mit gefalteten Händen im Schoß sitzt sie und stiert. Sie betet nicht. Sie hat keinen Antrieb. Zum ersten Male nicht. Wenn sie anfangen wollte, den Rosenkranz zu beten, dachte sie daran, daß sie doch nicht erhört würde, und gab es dran. Sie ist erschlafft und leer. Sie stiert und denkt nichts mehr. Es ist eine große Stille. Bis zu ihr herauf dringen

keine Geräusche. Sie ist von der Erde so weit, daß sie die Menschen kleiner sieht. Dann fürchtet man sie nicht. Weil man die Menschen zu groß sieht, darum ist Furcht vor ihnen. Wenn sie zu den Soonwaldhöhen hinübersieht, glaubt sie mit einigen Sprüngen dort sein zu können. Die Linien rücken näher, so nahe dem Horizont. Nach dem Backeshaus braucht sie nicht lange zu suchen. Es klumpt zusammengequetscht auf einer Anhöhe, von allen Seiten den Winden preisgegeben. Ein häßlicher Auswuchs im Grünen, der einmal wegrasiert werden könnte. Und weit und flach in der Ebene sieht sie die Dörfer im verschwommenen Dunstblauen des Altweibersommers; die zerstreuten Höfe hinter Wäldern und das ganz große, akkurat gezeichnete Feld, die weißen Bänder der breiten, festgebauten Hunsrücker Römerstraßen, nicht schlängelnd, meist geradeaus. Und eine Landstraße — die vom Sohrener Walde her — schwarz verschattet, wimmelnde Schatten, in stoßender Hast dahinjagend. Jetzt vom Walde eingeschluckt. Dumpfes Hundegebell. Eine lange Strecke Stille und nichts in Sicht. Dann am Ausgange des Waldes Gewimmel, springende Schatten ineinander, übereinander. Menschen und Hunde. Und schon an den ersten Dorfhäusern. Die am Schlagbaum drängen zusammen. Kinder und Weiber flüchten. Die Haustüren klappen zu. Dröhnende Rufe: ‚Die Schißbacher kumme! Herr Jerrem!‘

Da weiß Jule Fuck, daß sie zu ihrer Befreiung anrücken. Da stiert sie nicht mehr und ist nicht mehr schlaff und leer und da kann sie wieder beten. Sie betet zu Gott, daß er alle schlechten Menschen beschützen möge, die Kesselflicker und Besenbinder! Sie fühlt sich beruhigt und geborgen. Die große, einige, messerstechende Scheidbacher Familie rückt an, weil eine der Ihrigen in Gefahr schwebt. Und sollten sie von ihr dreimal und sechsmal und neunmal verleugnet worden sein, sie ist und bleibt die Ihrige. Mag sie sich lossagen und Blutsbande zerschneiden und fromm vor den Gottlosen fliehen und rot werden, wenn sie sagen muß: ‚Geboren auf der Scheidbach,‘ — in Not und Tod werden sie wie ein Ungewitter heraufziehen, die Scheidbacher, die Stammesbrüder, die verwegenen Bronzekerle! Ihre Hunde werfen die Köpfe und bellen dumpf und hohl und heulen und reißen die zähnefletschenden Mäuler auf. Und Hund und Mann läßt die Bestienblicke rollen, gleich dräuend und gefährlich und racheglühend. Am Schlagbaum wird ein Handgemenge. Steine fliegen aus dem Hinterhalt. Schimpfreden, Messerblitzen. Bauernsöhne sind keine Feiglinge. Sie haben eiserne Fäuste, sie haben Taschenmesser mit breiter Klinge, mit scharfer Schneide zum Zerstückeln des Kautabaks. Sollten sie sich fürchten? Nein, sie fürchten sich nicht! Stehen da stämmig und mauerfest, brutal und kräftig wie Stiere. Der Scheidbacher Sturm saust über sie her mit Gewandtheit und verwegener List und wilden Hunden. Die Bauernweiber kreischen aus ihren Hütten.

Jerrem! Jerrem! ihre Buben!! Die Väter raten zum Guten, man soll die Jungens gewähren lassen. Schlägerei stärkt die Knochen; sie wissen's aus ihrer Jugend. Man muß seine Sonntagsfreude haben. Holla, ihr Buben! Aus den Häusern heraus. Zu Hilfe! Mit sausenden Fäusten mitten in die Keilerei! Die Hofhunde los! Das sind struppige Bisser. Die beißen einem eins, zwei, drei die Gurgel durch.

Aber die Weiber rennen den Söhnen nach, reißen sie aus dem wirren Knäuel, Hilfe! Hilfe! und heim mit den Blutenden! Die Gendarmen her! Auf nach Kirchberg! Feuerspritzen her! Polizei! Hilfe! Mord und Todschlag! Durchs ganze Dorf wälzt der Tumult, in die Höfe hinein, gegen die Türen. Man treibt das Vieh aus den Stallen, Hühner und Gänse flattern in wilder Flucht. Schnattern, Gackern, Schreien, Brüllen, Zertrümmern, Klirren. Tier- und Menschenstimmen. Kindergeschrei, Hundegebell, betäubend, gräßlich. In den Kammern flammen Weihkerzen auf, gesegneter Palm wird verbrannt. Es hilft alles nichts. Die Scheidbacher schnauben. Sie sind reißende Tiere. Und sie sind voll vom Kümmel.

Man schreit nach der Brandglocke, daß sie Hilfe aus den Dörfern herbeiläute. Aber der Schulmeister ist nirgends zu finden. Hä, die Spritzen her! Brandglock'! Brandglock'! Es ist schlimmer als Brand! Es ist Hölle und Teufel! Und es ist sehr schrecklich!

Da fährt ein Surren und Humpen durch die dämmernde Luft, schwerfällig und plump, gewaltige donnernde Glockenschläge, nachzitternd und bröckelnd im Mauerwerk, den Boden und die Luft erschütternd, sausende Hammerschläge, tonlos und knarrend, aber scharf in die Lüfte schneidend. Tank! Tarank! Tank! Tank!

Die Brandglock'! Gott sei gelobt!

In den Dörfern horchen sie auf. Dort sagen sie: Der Sohrener Breikessel.

Und rangieren die Spritzen.

Und im Sohrener Turm schwankt fast das Mauerwerk unter der Gewalt des Geläutes. So hat's niemals geklungen, so abgerissen und stammelnd. Fast wie eine wehe Menschenstimme!

Und das ist, weil sie die Not der Jule Fuck hinausschrie. Sie hat eines Menschen Seele angenommen.

Das vergossene Blut schrie zu Jule Fuck herauf. Und sie stand unter dem Glockenmantel und konnte helfen. Sie half. Sie hat gezögert, als sie die Hände ausstreckte nach dem Seil. Wenn die Glocke den Mund auftut, übt Jule Barmherzigkeit, die man nicht an ihr geübt. Und sie hockte lange unter der gewaltigen Glocke und ließ das Blut von der Erde heraufschreien. Freudig gewallt hat ihr das eigene Blut. Vergeltung!!

Stand auf und griff nach dem Seil. Nun will sie den Toten läuten, der Hottenbacherin, deren Hügel noch frisch ist, ihren Söhnen, die vielleicht mit zerschundenen Köpfen liegen, und allen Blutenden und Sterbenden! Um ihretwillen! Zerstochen und zerschlagen! Um ihretwillen!

Sowie der erste Klang aus der Glocke summt, ist sie wie aus Trunkenheit aufgewacht. Es hallt und schallt, knarrt und knistert. Die Schläge prallen, daß sie das Gehör verlieren könnte. Jetzt weiß sie klar, was sie tut. Und tut's gern. Sie kann beten. Herr, vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern!

Drunten in der Tiefe zerrt jemand am Seil, hilft ihr. Sie läßt ausklingen und klettert furchtlos hinunter. Die angstbebende Stimme des Schulmeisters ruft. Jule antwortet. Der entsetzte Mann sagt, daß die Kirchentüre offen steht. Sie soll hinausschlüpfen. Er selber bleibt im Turm. Die fürchterlichen Scheidbacher! Wenn er hinter Kirchenmauern bleibt, ist er sicher vor ihnen. Hinter der fliehenden Jule schließt er ab.

Jule nimmt die Wege durchs Feld. Heim! Heim zu dem Kinde! Tief im Feld Wolken von Staub, schwankende Laternen darin. Die Bauernspritzen rasseln heran. Hilfe in der Not!

Jule läuft, daß die Ackererde hinter ihr aufspritzt. Die um den Kopf gelegten Flechten rutschen ihr ab. Erschöpft stürzt sie ins Backeshaus. Das Kind hockt auf der Stubenschwelle, das Haar gegen den Strich gestruppt, die Strümpfe über den Schuhen hängend, die nackten Beine beschmutzt, verheultes, geschwollenes Gesicht. Im Hause niemand. Wo Näh-Kät sei? Das Kind haspelt auf und läuft voran zur Treppe, zeigt: Da hinauf zum Speicher, versteckt, geflüchtet. Scheidbacher drangen ins Haus, suchend, drohend. Jule hockt vor ihrem Kinde nieder. Ihre zitternden Hände packen die kleinen, dünnen Schultern. Sie sieht dem Kinde in die verweinten Augen. Sie hat den Mut, den Blick aufzufangen, der einmal sein wird, heute, da das Gewalttätige wieder in ihr ist!

Sie preßt die Kinderschultern fester, als sie es glaubt. Es ist in ihr wie ein Krampf. Das Kind wehrt sich ungeduldig. Es will aus den harten Händen der Mutter. Seine Blicke gehen scheu und fremd. Die Mutter war im Turm. Die Mutter kommt und macht ihm weh — weh! Es stößt die Schultern, es strampelt. Fort will es! Ah, will es fort? Von seiner Mutter fort!

Aus Jule bebt die ausgestandene Erregung. Sie schüttelt das Kind. Sie hebt die Hand —. Da entschlüpft es ihr —, plumpst zu Boden und hurtig auf und auf Händen und Füßen kriechend unters Bett. Von dort her lauert's mit verschatteten Augen kinderbös aus dem gesicherten Hinterhalte heraus und mit verhaltenem Weinen und verstandlos ein Wort nachplappernd: „Hur!“

Halb sitzend, halb knieend verharrt noch Jule Fuck. Wenn sie gestanden hätte, wäre sie umgefallen. Um sie dreht die Stube. Und sie ist doch nicht verwundert. Es mußte ja so kommen. Heute noch weiß das Kind nicht, was es spricht. Über ein Jahr wird's das Wort wiederholen, und dann klingt schon ein Vorwurf heraus. Und einmal wird es das Wort sagen mit blitzenden Augen. — —

Jule hebt sich am Stuhle auf und setzt sich. Sie kann keinen Schritt machen. Da kommt Näh-Kät die Stiegen herunter, leise und vorsichtig.

‚Bis dou dat endlich?' ruft sie in die Stube; ‚no, man kann sage, dat das en Hatz war! Ach, Jesus! Man kann Gott for sei Lewe danke. No, dat is mir en scheen Geschicht! Nee, Jule, dofür bedank ich mich. Dat ganz Schißbacher Rampanjerpack is mir in't Haus eningefall' un hot Schandal gemach'. Wo dou wärst? Man hätt' in Dillendorf erzählt, dat se dich ingesperrt hätte. Elo waren se uff de Wanderschaft, un badderadautz! uff noh Sohre! Nä, nä, Jule, wenn dat eweil so weiter geh'n soll, dann kannst dou mit deinem Kin' uffpacke un aus meinem Haus ziehe. Mr is seines Lebens nit meh' sicher!'

Jule sitzt steif und antwortet nicht. Aber ihre Blicke haften in höchster Not an Näh-Kät. Der wird's unbehaglich: ‚Was hot denn der arme Wörm angefang', dat de unners Bett muß? Willste jetzt anfange, dei Kind ze verschla'n? Es hot heut schon genug ausgestan'. Die freche Kin' sin mit'm umgang', wie en Sau mit'm Bettelsack. No, dat Regindche hot dich aach im Turm gesiehn, dat arm' Kind! En scheener Anblick! Schäme sollst dou dich, dou kurios Bißerin! Is dir mit eenem Mal en Laus iwer die Leber gelauf'? Oder wat fällt dir pletzlich in? Rickfällige Sinderin! Heut Owend bete mir mol wieder de dreifache Rosenkranz!'

An Jule vorbei zur Küche. Jule steht auf, geht ihr langsam nach. Steht dann und sagt: ‚Näh-Kät, eïch hon viel gebet'; eïch hon finf Johr lang gebet'. Awer eïch hon ebbes nit tôtbete kenne. Mei Kind tut's mr in't Gesicht sa'n. Wenn ich't dann nit tôtbete kann, warum soll ich et dann biße? Eïch hon mei Kreiz getra'n un jeder hot's gesiehn, un se hon mer mei Unglick nit vergeß'! Jetzt is et am En'(d), Näh-Kät. Jetzt tra'n eïch mei Kreiz un mei Unglick inwennig. Dat braucht niemand ze siehn! Mei Kind soll et nit siehn!' Ihre Erregung wallt. — ‚Soll eïch jetzt noch vun meinem Kin' gemârtert were? Eïch sin et satt! Mei eijen Kind schimpfeert meïch jetzt!' — Brüllt auf, als sei sie meuchlings überfallen, ganz plötzlich und von der Verzweiflung gepackt, stürmt in die Stube zurück, die erhobenen Arme schüttelnd, unter's Bett reckend nach dem aufschreienden Kinde: ‚Dat Kind! — — Mei eenzig Lieb hängt an'm! — — Wat hot dat Kind for Nächt, meïch ze schimpfeere?' — — — Sie zerrt Regin

unter dem Bette hervor, wirft es hoch, packt es, schüttelt es, kreischt. Die wahnsinnige Verzweiflung rast in ihr: ‚Wenn eich jetzt noch durch dat Kind gemärtert soll were, dann mach' eich en End!! ... Eich mach' en End!! Eich mach' en End! ...‘

Sie plumpst ermattet gegen die Türe. Das tief erschrockene Kind hängt ihr im Arm. Blaurot im Gesicht hält's den Atem an, schnappt nach Luft. Mit starrer Ruhe sagt Jule: ‚Mei Kind soll meich nit schimpfeere — liewer schla'n eich et dot. Och, Näh-Kät, mir zwee misse in de Tod! Eich weeß et!‘

Näh-Kät reißt ihr das Kind aus dem Arm. ‚Dou weeßt nix, dou bist heut en Spierenastikus! Geh, le(g) dich in't Nest, schloof dich aus, dat dou morje en anner Culör host!‘

Sie packt Jule am Arm und drängt sie hinaus, reißt das Fenster auf, patscht dem Kinde auf dem Rücken und läßt es nach Luft schnappen, denn der Atem stockt ihm. Und dann bricht ein Mordsgeschrei los. Das Kleine reckt die Arme: ‚Mame! Mame!‘

‚Jo, jo!‘, hadert ihm Näh-Kät hinein, ‚schrei nur noh der Mame! Die möcht' dich am liebste umbringe. Wenn ich Schnaps im Haus hätt', tät' ich meene, sie is besuff! ...‘ und knobert unendlich.

Im Dorfe wird's eine Schlacht, bis die Abendschatten dicht und verhüllend fallen, bis die Bauernspritzen von allen Ortschaften herrasseln und die Scheidbacher flüchtend der Übermacht weichen müssen. Es hat manch' Sohrener in selbiger Nacht noch mit blutendem Kopfe den Weg zum Arzt nach Kirchberg machen müssen.

Am Allerseelentag fehlt der und dieser in der Prozession zum Kirchhof. Man ist neugierig, wer da fehlt. Einem soll die Hand zerschnitten sein, einem ein neuer Anzug zerrissen, einem ein Stück Bart ausgerauft. Ein ganzes Dorf in Aufruhr und verwüstet wegen einem Scheidbacher-Mensch! Man müßt's aus der Gemeinde hinaustreiben. Aber man hat heute mit den Abgestorbenen zu tun und schmückt ihre Gräber und wird weich in der Erinnerung. So verkocht die bäuerische Wut in der Dorftrauer.

Weihrauch duftet über den öden Feldern. Eintöniger Gebetklang aus der langen Zweireihe der Prozession. Sie schlängelt in die Feldwege, zerreißt an den vielen Krümmungen oder wo Pfützen zu überspringen sind. Es hat in der Nacht fein und dünn geregnet. Jetzt ist der Himmel blaß und vertrauert wie ein verweintes, übernächtigtes Gesicht. Die fahlgoldene Herrlichkeit des Nachsommers ist wie durch einen grauen Vorhang verhangen. Eine peinvolle Regenstimmung.

Die Kinderreihen leiern laut in die schwerwogende Stille die Gebete. Ein helles, blankes Stimmchen dazwischen, nebenher pendelnd an dem

breiten, bedachtsamen Gebetston der Näh-Kät. Die führt Reginchen bei der Hand, oder vielmehr Reginchen führt sie. Es ist ein Elend; sie muß die Dinge jetzt dicht vor der Nase haben, um sie zu sehen. Gewiß wäre es ein Elend, sagen die Bauernweiber und treffen an den Gräbern zusammen. Und ein Glück wäre es schließlich für's Näh-Kät, daß sie das Jule noch hätte, obschon —. Näh-Kät sagt, das stimmt; und wenn die Bauern jetzt das Jule kalt setzen und nicht mehr zum Nähen haben wollten, — wer hätt's auszutunken? Das Näh-Kät, das sich treu und ehrlich an ihrem groben Leinen blind genäht habe! Ob die Frauensleut' das Einsehen hätten? Jawohl, sie haben's, obschon —.

Und ob der Backes ein so gottvergessener Mann wäre, daß er das arme Näh-Kät im Stiche lasse? Näh-Kät versichert, sie wird da im Oberland einmal nach dem Rechten sehen, sie wird hinreisen. Das will sie ihm durch den Schulmeister schreiben lassen. Und alle Basen meinen, ja das müßte sie. Und schürzen die Röcke und knien auf den feuchten Grund.

Die Gebete und Gesänge klingen hinüber ins Backeshaus. Vom Dachrande tropft's noch herunter. Es ist da keine Rinne. Die Feuchtigkeit sickert an dem Mörtel hinauf. Die Hühner hocken auf der Schwelle, der Hahn auf der unteren Hälfte der zweigeteilten Tür und kräht. Es gellt durchs stille Haus. Jule sitzt starrend am Fenster. Näh-Kät hat ihr das Buch mit der Allerseelenandacht in die Hand gegeben. Das soll sie beten und daheim bleiben und die Leute durch ihren Anblick nicht aufreizen. Jule kann nicht beten. Es widersteht ihr. Das Gewalttätige ist noch in ihr. Sie kann nur beten, wenn sie weich und gut ist. Sie sitzt verbittert, wie jemand, der auf die Hilfe eines edlen Menschen vertraut hat und enttäuscht wurde. Der Herrgott hat sie enttäuscht. Oder aber, die Gebete, die für ihn geschrieben sind, sind nicht die richtigen. Sie helfen nicht. Sie ist innen ganz leer. Sie ist erschlafft und überdrüssig.

Der Hahn flattert aufgescheucht von der Türe ab. Jemand scharrt am Treppenstein die Schuhe rein. Es mag Kirchhofserde sein, die an den Sohlen klumpt. In der offenen Tür die Magd aus dem Pfarrhause. Der Hähr Pastor ließ sagen, das Jule müßt am Nachmittage zu ihm kommen. Und scharrt wieder hinaus. Warum braucht sie Antwort? Wenn's der Pfarrherr sagt, wer unterstände sich, nicht zu kommen?

Jule kommt nicht. Sie weiß nicht, warum sie's nicht tut. Sie ist eben erschlafft und überdrüssig. Es kann ihr nicht helfen, wenn ihr der Pastor nun vom bußfertigen Sünder und vom Himmelreich und von denen, die Verfolgung leiden müssen um des Herrn willen, spricht. Sie hat ein Kind, das sie schimpfiert hat. Und nun muß sie sorgen, daß ihre Schande vergessen wird. Himmel und Erde hat sie nicht vergessen.

Am andern Tage will sie nach Pittersburg. Wo's da etwas zum Nähen gebe? Sie sagt, sie bleibt über Sonntag.

Vor Sonntag kommt sie zurück. Es sei da keine Arbeit! Sie ist blaß und zitternd! In Pittersburg liegen auch Zweie mit verbundenen Köpfen. Da sagt sie, daß sie nach Dickenschied geht, oder nach Dillendorf oder Kostenz.

Sie geht nicht. Auf der Scheidbach hockt sie. Und da sie hört, daß ein Kirchberger Hähr nach Dickenschied die Sonntagsmesse lesen kommt, schlüpft sie still unter die Menge in die Kirche ein.

(Schluß folgt)



Landwinter.

Es ist stille Winterszeit.
Die Welt liegt weithin eingeschneit
Und eingefroren.
Das Leben zog sich sacht hausein
Und hockt am Herd, in Träumerei'n
Und in Erinnerung verloren.

Wohl manchmal kündet Schellengeläut
Vom Leben draußen im Lande weit;
Dann lugt es hinter den Scheiben
Und sieht, wie der Schnee unaufhörlich rinnt
Und immer dichter die Decke spinnt
Im wirbelnden Flockentreiben.

Und sieht noch eine Weile zu
Dem Weben und Weh'n, dann hockt es in Ruh
Wieder am warmen Herde.
Das Läuten hat kaum die Stille gestört —
Und eh nicht die Sonne vorüberfährt,
Stört keiner den Traum der Erde.

Christoph Flaskamp.





Charakterfragen für junge Leute.

Von

Fr. W. Foerster.

I. Verantwortlichkeit.

Vom ‚Cäsarenwahnsinn' der römischen Kaiser, von der seelenzerstörenden Wirkung des unbeschränkten Machtgefühls hat uns die Geschichte furchtbare Dinge berichtet. Nur vergessen wir dabei häufig, daß es sich hier nicht bloß um eine ferne und einzigartige Verderbnis handelt, sondern um eine allgemein menschliche Erscheinung, die im Kleinen überall zu beobachten ist: die allermeisten Menschen verlieren den Kopf und auch das Gewissen, sobald sie sich im Besitze starken persönlichen Einflusses auf andere fühlen. Das Machtgefühl scheint einen Rausch mit sich zu bringen, durch den die feineren Seelenkräfte eingreifender und nachhaltiger lahmgelegt werden, als es selbst durch die stärksten Betäubungsmittel des Alkohols geschehen kann.

Der russische Dichter Dostojewski erzählt uns merkwürdige Dinge von der vertierenden Wirkung des Machtgefühls selbst auf harmlose und gutmütige Naturen.

Es ist nun sehr lehrreich, zu beobachten, wie das Bewußtsein starker persönlicher Macht auch in den Beziehungen der Geschlechter oft ganz eigenartig auflösende Wirkungen auf den Charakter ausübt und einen Siegesrausch erzeugt, in dem alle Herzensbildung und alle Verantwortlichkeit untergeht. Es gibt junge Männer, die durchaus von schlichter und bescheidener Art zu sein scheinen — da entdecken sie, daß ihr Äußeres Eindruck auf Frauen macht; von Stund' an sind sie verwandelt; ihre ganze Miene und Haltung gegenüber der Frauenwelt ist von dem Bewußtsein ihrer unwiderstehlichen Persönlichkeit getragen und zugleich von dem Verlangen nach immer mehr Macht. Dieser eine Wunsch tötet in ihrer Seele jede ritterliche Empfindung, jede Achtung vor fremdem Rechte, jede Erinnerung an ihre eigene Mutter und Schwester: sie vermögen schließlich gar nicht mehr zu existieren, ohne sich mit Auge, Miene und Rede an der Schwäche oder Gefallsucht irgend einer Frau zu versuchen — sie lauern hungrig auf die Zeichen der Beachtung und Bewunderung, ja ihr Selbstgefühl lebt nur von diesen Zeugnissen des andern Geschlechtes. Bis zu

welcher inneren Verwahrlosung dieses scheinbar harmlose Eroberertwesen den Mann treiben kann, davon bekommt man einen Eindruck, wenn man den Ton hört, in welchem solche Leute von Frauen sprechen, und die unerträgliche Miene sieht, in der sie sich Frauen nähern: da fehlt ganz jenes edle Element der brüderlichen Fürsorge und Achtsamkeit, jene geschwisterliche Weihe, die über allen Beziehungen der Geschlechter ruhen und alle erste Vertraulichkeit segnen sollte — statt dessen nichts als jene fragende und werbende Frechheit, jenes kalte und gewissenlose Spiel, das aus der untersten Mißachtung der Frau stammt und doch leider von so vielen unwissenden oder gefallsüchtigen Frauen als persönliche Auszeichnung gedeutet wird. Ebenso gibt es eine große Reihe von jungen Mädchen, denen gewisse natürliche Vorzüge zum Fluche geworden sind und die im Machtrausch ihres äußeren Einflusses und Eindruckes auf die Männer alles das verlieren, was die tiefste und segensreichste Macht der Frau im Leben begründet, jene Stille der Seele und jene unberührbare Haltung, die auch im Manne alles bestärkt, was ‚Haltung' heißt und was allein wahre Männlichkeit hervorbringt.

Indem wir die Aufmerksamkeit auf diese Dinge lenken, wenden wir uns natürlich nicht an jene äußerlichen Naturen, die infolge ihrer innern Armut ganz auf auswendige Triumphe angewiesen sind, sondern an diejenigen, die zu Besserem geboren sind, die aber inmitten des heutigen Zeitgeistes in Gefahr sind, von ihrer wahren Bestimmung abzufallen und dem Geist der Unordnung und Eitelkeit nachzugeben — aus Gedankenlosigkeit und aus Mangel an rechtzeitiger Erinnerung an das, was sie sich selbst und anderen schuldig sind.

‚Aufgeklärten Despotismus' nannte man die Regierungsweise gewisser unumschränkter Monarchen des achtzehnten Jahrhunderts, die von neuen Idealen erfaßt wurden und beschlossen, ihren ganzen ungeheuren Einfluß in den Dienst einer erleuchteten Verantwortlichkeit zu stellen.

Es wäre zu wünschen, daß sich auch unter jungen Leuten ein ‚aufgeklärter Gebrauch' jenes hoch gesteigerten Einflusses verbreitete, welchen die beiden Geschlechter gerade in jungen Jahren aufeinander ausüben; dieser Einfluß wird zu einer unvergleichlichen erziehenden Kraft überall emporwachsen, wo jene großen Gegensätze sich nicht haltlos ineinander auflösen, sondern wo jeder Teil charaktervoll sein Eigensein behauptet und ebenso vom andern vollkommene Treue der Eigenart verlangt. Wie entscheidend wird der Jüngling auf die Charakterbildung des Mädchens wirken, wenn er keine Unweiblichkeit in ihr ermutigt und kein Entgegenkommen würdigt, das auf Kosten weiblicher Würde und Zurückhaltung geschieht! Wie segensreich kann er junge Mädchen auf dem rechten Wege bestärken, wenn er sich durch kein vergängliches Geschwätz und keine Zeitmode davon abhalten läßt, die demütige, dienende Liebe als höchste Frauenkraft und Frauenwürde zu feiern und jeder Art von weiblichem Selbstkultus unbarmherzig die Achtung zu verweigern! Wieviel Schuld an eitlen und verkehrten Bestrebungen in der Frauenwelt trägt der Mann mit der ganzen

Inkonsequenz seines Urteils und Geschmackes, indem er trotz besserer Erkenntnis immer wieder äußerlichen Frauen huldigt und in Gegenwart arroganter und selbstgewisser Eroberinnen nur zu leicht die unbeirrte Richtung auf die Schlichten, die Stillen und Selbstlosen verliert!

Unter all diesen Wechselbeziehungen ist zweifellos am tiefstgreifenden der bildende Einfluß, den eine charaktervolle Weiblichkeit auf junge Männer ausüben kann. Die meisten Frauen haben gar keine Ahnung davon, welche Hilfe sie einem nach innerer Kultur strebenden Manne geben können, ja welche Macht sie sogar auf rohere Naturen noch ausüben können, wenn sie ganz frauenhaft sind und in allen Dingen unbeirrt das Gesetz ihrer weiblichen Würde erfüllen.

In der Geschichte der Kolonisation des ‚wilden Westens' in Amerika ist es eine immer wiederkehrende Tatsache, daß in den wilden ungeordneten Verhältnissen der Minenlager und der ersten Ansiedlungen oft eine einzige reine und charakterfeste Frau die ganze gesetzlose Gesellschaft in Ordnung hielt. Die ganz geordnete und gereifte Frauenseele wirkt auf den Mann immer wie ein tiefgreifender Appell an einen letzten Rest von Ehrfurcht vor den höheren Mächten im Leben.

Die Frau sollte sich das Wesen dieser ihrer erziehenden Wirkung auf den Mann ganz klar vor Augen stellen, um in ihrer eigenen Bildung den richtigen Weg nicht zu verfehlen. Goethe spricht im Anschluß an seine Iphigenie von der ‚heiligen Ruhe des Weibes' und ihrer heilenden Kraft, und Pestalozzi will, daß die Mädchen vor allem zur ‚inneren Ruhe' gebildet werden. Und in der Tat kann es den Frauen nicht deutlich genug gesagt werden, wie notwendig für die nach außen dringende Energie des Mannes gerade die Kraft ist, die sich im Innern sammelt und in der Ruhe und durch die Ruhe wirkt. ‚Innere Ruhe' heißt: Freiwerden von der Unruhe der Selbstsucht, auch von der Unruhe des reformierenden Idealismus, der sich ins Weite verliert und ungeduldig eine unlösbare Aufgabe nach der andern ergreift — unlösbar, weil in der inwendigen Unstäte und Haltlosigkeit die letzte Ursache aller äußeren Verworrenheit liegt. *Innere Ruhe heißt: die allernächste, allerstillste Selbstverleugnung täglich vollbringen*, wissen, daß nur von dort aus die Welt wirklich neu gemacht wird. Es ist ja auch kein Zufall, daß wir unsere tiefste Dankbarkeit für das Werk des Christentums unbewußt so gern in die Worte legen: ‚Stille Nacht — heilige Nacht!' Denn nur aus heiliger Stille kommt alle Heilung und Erlösung.

Wenn wir uns vergegenwärtigen wollen, wie notwendig der männlichen Tatkraft jenes Gegengewicht der Sammlung und Beruhigung, jene Befreiung von ratloser und ungeduldiger Gewalttätigkeit ist, so mögen wir unsern Blick auf die Gestalten in Goethes ‚Iphigenie' lenken. Da ist ja gerade die blinde Ungeduld des Mannes in all ihrer Tragik geschildert, blind auch im edelsten Streben, unfähig, ein Übel zu bekämpfen, ohne ein anderes an die Stelle zu setzen: Dem gegenüber eine Frauengestalt, ganz frei von allem

blinden Tatendrange, aller nervösen Aktivität des Mannes — sie hat sich selbst entsühnt von aller dämonischen Befleckung, hält sich ganz rein von aller Gewissenlosigkeit des Gewalttätigen, verharrt in unerschütterlicher Treue gegenüber den höchsten Seelenmächten und überläßt alles andere der Vorsehung. Dadurch befreit sie auch die andern von der ganzen Angst der kurzsichtigen Selbstbehauptung.

Es wird heute viel von Frauenbildung geredet — vergessen wird dabei leider nur zu oft das wichtigste und tiefste pädagogische Werk: Nämlich das Stärkste und Eigenste aus der Frau herauszuholen und zu befestigen, um sie für ihre außerordentliche Verantwortlichkeit in der kulturellen Ergänzung der beiden Geschlechter würdig vorzubereiten.

Und es wird viel von Männerbildung geredet — vergessen aber wird dabei eine der ersten Aufgaben aller männlichen Vollendung, die wahre Probe für das Ganze der Erziehung: daß der Mann begreift, was die Frau für seine letzte und höchste Bildung bedeutet und daß er die Kraft und die Konsequenz hat, sie zu dieser Stellung emporzudrängen und sie darin zu bestärken, statt sie herunterzureißen und sie zur Dienerin seiner niederen Natur zu machen.

II. Wer ist ein Gentleman?

Auf diese Frage hat einmal eine amerikanische Frau folgende Antwort gegeben: ‚Ein Gentleman ist ein Mann, der mit einer Frau reden kann, ohne sie beständig merken zu lassen, daß sie für ihn in erster Linie das andere Geschlecht ist.‘

Die meisten Männer haben keine Ahnung davon, welches tiefe Bedürfnis wahrhaft edle weibliche Wesen stets nach solchen Edelmännern haben, die sich selbst ernsthaft genug erzogen haben, um in vollkommener Schlichtheit mit dem Menschen in der Frau verkehren zu können, ohne beständig durch das Weib gestört und zu geschlechtlicher Gefallsucht gereizt zu werden. Sogar viele ‚gemischte Naturen‘ unter den Frauen, die selber noch nicht hinaus sind über den Wunsch, überall auch als Geschlechtswesen beachtet zu werden und mit ihrer äußeren Weiblichkeit Eindruck zu machen, werden doch unauslöschlichen Dank für jene ritterliche Festigkeit haben, die ihre Worte und ihre Mienen nur an die geistige Persönlichkeit richtet und diese dadurch stärken und befreien hilft.

Solche geistige Haltung aber bedarf einer eingreifenden Selbsterziehung. Es ist vielleicht der schönste Lohn, der einem jungen Menschen für jahrelange Zucht des Willens und des Denkens zuteil wird, daß er zu einer innern Freiheit emporwächst, in welcher der Mann vollständig Meister geworden ist über das Männchen. Und es ist das traurige Ergebnis alles sinnlichen Sichgehenlassens, daß der Mann dadurch in jene Geschlechtssklaverei versinkt, die es ihm unmöglich macht, im Urteile edler Frauen ein vollkommener ‚Edelmann‘ zu werden.

III. Bewahrung.

Wer wahrhaft vorwärts will und seiner Kraft doch noch nicht völlig sicher ist, der darf nicht nur an der Stärkung der Innenkraft arbeiten — er muß auch den Reiz von außen vermindern und fernhalten. Dazu gehört in erster Linie die Abwendung von allen Schaustellungen, die darauf ausgehen, die ungeordnete Sinnlichkeit des Menschen zu erregen und zu unterhalten. Eine wahrhaft männliche Seele wird daher dem ganzen modernen Theaterwesen mit größter Zurückhaltung gegenüberstehen und dabei ruhig den Hohn und Spott derer über sich ergehen lassen, die zu weichlich sind und die zu bescheidene Ansprüche an ihre innere Reinlichkeit stellen, um sich konsequent jeden Sinnenkitzel zu versagen. Auch eine ganze Reihe von besseren Opern und Schaustücken unseres modernen Theaters enthalten so wenig wahre Kunst und atmen in einzelnen Partien der Musik oder der Dichtung so unverkennbar die sinnliche Unfreiheit und Lüsternheit ihrer Autoren, oder sie werden mit einem solchen Mangel an feinerm Empfinden inszeniert, daß sie doch nur die niedern Seiten des Hörers und des Zuschauers anregen und zwar gerade durch die poetische Illusion, durch die sie alles beschönigen und verhüllen. Es ist ein Dogma geworden, daß man das alles gehört und gesehen haben müsse, um darüber mitreden zu können — man lasse andre schwätzen und sei stolz auf seine Unbildung. ‚Wage es, weise zu sein‘ — dies Wort gilt hier mehr als irgendwo. Wenn wir nur wüßten, wie tief die Bilder, mit denen wir unsere Phantasie ernähren, unser ganzes Handeln und unsere ganze Standhaftigkeit bestimmen! Man höre und sehe nur das Allerbeste und sei im übrigen ein Tyrann gegen sich selbst.

Dies gilt auch für unsere ganze Lektüre. Wir leben in dem Zeitalter der Hygiene, und doch ist gerade in solchen Fragen die rechte Hygiene noch gänzlich unentwickelt. Es kann ja gar nichts Ungesunderes geben als die künstliche Überreizung der sexuellen Sphäre, die durch einen so großen Teil unserer modernen Literatur hervorgebracht wird. Viele Menschen ahnen gar nicht, daß die beständige Inanspruchnahme ihrer Phantasie durch sexuelle Vorstellungen eine höchst verhängnisvolle Empfänglichkeit der Seele schafft, von den Reizungen des Körpers und des Nervensystems ganz und gar erfüllt zu werden. Der entschlossene Widerstand in dieser Richtung ist darum ein Grundfaktor aller geistigen und physischen Gesundheit. In diesem Sinne muß man in bezug auf den größten Teil der modernen belletristischen Literatur gerade so Abstinent sein wie in bezug auf das Alkoholgift. Diese Literatur redet zwar stets von der ‚gesunden Sinnlichkeit‘ — die wahrhaft gesunde Natur aber ist, so paradox es klingt, durchaus keusch, voll Selbstbewahrung, schweigsam und gesammelt. Wo die Sinnlichkeit geschwätzig und lüstern wird, da ist schon Schwäche, Zersplitterung und Krankheit trotz alles äußern Kultus des Fleisches und der Kraft. Diese Ungesundheiten aber sind leider höchst ansteckender Natur — eben weil im Triebe selbst kein Maß liegt und vom unbeherrschten Genuß zum Raffinement und zur wuchernden Perversität überall

nur ein Schritt ist. Also gilt auch hier das alte geheiligte Wort: ‚Sustine et abstine.‘ Die wahre Kunst ist in ihrem innersten Wesen vom Geiste der Weltschöpfung geheiligt: sie ist Beseelung der Materie, Auferweckung des Fleisches, Vergeistigung des Stoffes — die falsche Kunst ist die Eroberung des Geistes durch den Stoff, Knechtung der Seele durch die Sinne, Verherrlichung des Fleisches und der Materie. Wem es wahrhaft ernst ist um sein geistiges Wachstum, der wird stets ein feines Gefühl haben dafür, ob ihm die wahre oder die falsche Kunst entgegentritt, und er wird mit unerbittlicher Konsequenz die falschen Tempel meiden.

Die Reinhaltung der Phantasie ist deshalb so ungeheuer wichtig für alle geistige Hygiene, weil alle sinnlichen Reize ihre größte Gewalt über den Menschen erst dadurch erlangen, daß ihre Vorspiegelungen seine Seele erobern und erfüllen. Darum ist auch die Seele des Menschen zunächst noch gar kein Schutz gegen die Sinne, sondern in erster Linie eine gewaltige Gefahr. Ist die Seele nicht durch höhere Bilder und Gedanken bewahrt und verteidigt und in Anspruch genommen, so dient sie nur dazu, jedem Unglück, jeder Krankheit, jeder Beleidigung und jeder Begierde tausendfache Resonanz zu geben, so wie ein Felsental tausendfach den Donner aufnimmt und wiederklingen läßt. Dies gilt ganz besonders für die Resonanz sinnlicher Bedürfnisse in der Einbildungskraft. Die Bilder, die man dort befestigt, sind unzerstörbar — im Guten wie im Bösen; darum wehre man der Vergiftung, solange es noch Zeit ist. Man halte sich in der innersten Seele und in seiner äußern Umgebung immer Bilder höherer Seligkeiten bereit, zu denen man flüchten kann, wenn man in Versuchung kommt. Doch wird das starke und konzentrierte Willenswort: ‚Apage Satanas‘ hier die besten Wunder wirken.

Die im Vorangehenden empfohlene geistige Haltung führt durchaus nicht zu einer unfreien Prüderie. Ganz im Gegenteil ist solche Prüderie meistens das Zeichen einer verdorbenen Phantasie. Gerade wer seine Phantasie bewahrt hat, wer den sinnlichen Reizen das beständige Einbrechen in das seelische Leben abgewöhnt hat, der wird auch nicht jener sexuellen Überempfindlichkeit verfallen, die dann in einer unfreien Haltung des Auges und des ganzen Menschen zutage tritt und von einem traurigen Zwiespalt zwischen Wollen und Vollbringen Kunde gibt.

IV. Besonnenheit.

Es scheint manchmal, als werde der Wert der Selbstbeherrschung übertrieben. Findet man nicht bei sehr kalten und selbstsüchtigen Menschen oft einen außerordentlich hohen Grad von Selbstbeherrschung? Welche staunenswerte Herrschaft über ihre Gefühle und ihre Mienen besitzen zuweilen geriebene Gauner und Betrüger! Und wie oft finden wir bei höchst edlen und selbstlosen Menschen eine verhängnisvolle Abwesenheit von besonnener Kontrolle über ihre Gefühle, Worte und Handlungen! Die kälteren und berechnenden Naturen haben es zweifellos leichter, in der Selbstbeherrschung Fortschritte zu

machen, als die warmherzigen und leidenschaftlichen Temperamente. Darum müssen wir uns davor hüten, Selbstbeherrschung ohne weiteres schon als Zeichen höherer Kultur zu betrachten. Wohl ist sie ein hochwichtiger Anfang aller Willensdisziplin, aller Sammlung der Kräfte und aller Geistesherrschaft — ihr wirklicher Wert aber hängt von der Art der Beweggründe ab, aus denen sich der Mensch beherrscht: ob aus Egoismus und kalter Berechnung oder aus aufrichtiger Liebe zu all den höheren Dingen, die uns nur im Reiche der Besonnenheit zuteil werden. Was sind das nun für höhere Dinge?

Selbstbeherrschung und Besonnenheit sind für jede Selbsterziehung deshalb so unendlich wichtige und dringende Aufgaben, weil sie dafür sorgen, daß in all unsern Worten, Handlungen und Entscheidungen unser tiefstes und bestes Selbst und unser ruhigstes Denken zu Worte kommt — statt bloßer Gereiztheit und Begehrlichkeit. Viele Menschen leiden Schiffbruch im Leben, nicht weil sie schlecht sind, sondern weil all ihr Tun und Reden unter dem Fluche der Übereilung steht. Der äußerliche Mensch spricht und handelt — der inwendige Mensch kommt hinterdrein und möchte alles zurücknehmen und wieder gut machen. Aber meist ist es zu spät dazu .... Ein heftiges oder loses Wort ist gesagt, eine vorschnelle Tat ist getan, und das Unwiderrufliche beginnt unerbittlich seinen verhängnisvollen Lauf in die Welt! Unsere reinsten Gefühle und unsere klarsten Gedanken sollen als Schutzengel über all unsern Worten und Taten wachen — darum müssen wir uns planvoll darin üben, unsere Nerven, unsern Zorn, unsere Leidenschaften und unsere Schwatzsucht in strenge Zucht zu nehmen, und uns ernsthafte Übungen in der Schweigsamkeit auferlegen, damit nicht der unbewachte und ungebildete Mensch in uns redet, sondern der besonnene und erzogene Mensch, von dem wahrhaft beseelte und beruhigte Worte ausgehen, Worte, die hilfreich sind, die Friede bringen und Festigkeit geben, Worte, die aus der Liebe kommen und nicht aus den Nerven, aus der geistigen Klarheit und nicht aus den Erregungen des auswendigen Menschen.

V. Die Schule des Schweigens.

Eins der besten Erziehungsmittel zur Selbstbeherrschung ist zweifellos die Schule des Schweigens. Welch hohe Bedeutung das Schweigen als ein Mittel zur geistigen Stärkung des Menschen schon im Altertume hatte, das zeigen die Ordensregeln der Pythagoreer, die ihren Jüngern eine jahrelange Probezeit des Schweigens auferlegten. Das geschah nicht bloß deshalb, weil das Schweigen die Ruhestätte des Denkens ist, sondern auch, weil es die schwerste und entscheidendste Übung in der Selbstbeherrschung, in der Herrschaft des Geistes über die Welt der Reizungen und Störungen ist. Die erste Erwiderung des Menschen auf alle Eingriffe und Angriffe von außen geschieht mittelst der Stimmwerkzeuge; hier vollzieht sich die erste Entladung des gestörten und erregten Organismus: Schweigen ist darum der stärkste Sieg des Geistes über das natürliche Verlangen — Schweigen ist der Anfang aller

Befreiung von der Allgewalt der Außenwelt: der Mensch lernt es, seine Rede allen äußern Reizungen zu entziehen und sie zur Dienerin seiner innersten und stillsten Selbstbesinnung zu machen. Diese erziehende und beruhigende Wirkung des Schweigens hat auch Thomas a Kempis im Auge, wenn er sagt: ‚Das Schweigen des Mundes ist ein großes Mittel, zum Frieden des Herzens zu gelangen.'

Man beginne damit, eine entgegengesetzte Meinung ruhig und mit Sympathie anzuhören und tiefer nach ihr zu fragen, nach ihrer Geschichte und ihren Zusammenhängen, statt sie anzugreifen und zu widerlegen. Nicht um ewig über jene Meinung zu schweigen, sondern um einst aus vollkommener Sammlung heraus gegen sie aufzutreten — und so aufzutreten, daß man gewinnt und überzeugt. Wie aber wäre dies möglich ohne Übung im selbstlosen Anhören eines andern? Man überzeugt nur den, dessen Gründe man wahrhaft selbstlos durchlebt hat. Oder vielleicht überzeugt er uns? Wer nicht anhören kann, ohne sofort zu erwidern, der wird nie von seiner eigenen Engherzigkeit und Kurzsichtigkeit frei werden. Nicht selten gelangt man auch durch Schweigen zu der Einsicht, daß man es mit Menschen zu tun hat, denen gewisse Seiten der Lebenserfahrung fehlen, ohne welche die eindringlichste Rede nutzlos ist. Und häufig kommt man im Schweigen und Abwarten auch zu der Erkenntnis, daß es sich um Probleme handelt, in denen nur ein lebendiges Beispiel und kein Argument die Starrheit des Widerstandes erweicht. Und endlich: Nur zu oft begegnet man Schwätzern, die durch eine ernsthafte Antwort nur noch dreister gemacht werden und die daher allein durch ein wehmütiges und höfliches Schweigen zu einer richtigeren Selbsteinschätzung erzogen werden können, falls sie noch bildungsfähig sind.

Man übe sich auch ganz besonders strenge in dem, was man Diskretion nennt — in dem absoluten Schweigen über Geheimnisse, die uns anvertraut sind, oder über Tatsachen, die uns nur auf Grund besonderer Vertrauensbeziehungen zugänglich geworden sind, oder deren Preisgebung andere in Verlegenheit bringen oder gar schädigen und in falsches Licht setzen könnte. Es ist kein Zufall, daß man instinktiv ein unbegrenztes Vertrauen zu wahrhaft diskreten Menschen hat, weil man hier eine der schwersten Proben auf wahre Selbstdisziplin abgelegt sieht. Die allgemeine Geschwätzigkeit, der Wunsch, unterhaltend zu sein, der Kitzel des Witzes, verleiten uns nur zu leicht zur Preisgebung von Dingen, die nie und nimmer auf unsere Zunge gehören. Um einer lustigen Unterhaltung willen bricht man Herzen und zerstört ganze Schicksale. Nachher heißt es von solchem Menschen: ‚Man ist schlecht bei ihm aufgehoben.' Und das ist wahr und hat einen tiefern Sinn: Man muß annehmen, er habe überhaupt keine ernsthafte innere Verantwortlichkeit, kein starkes Kommando gegen sich selbst, keinen Widerstand gegen Reiz und Gelegenheit. Man schließt stets vom Kleinen auf das Große: Denn wir wissen, wie sehr gerade im Moralischen alles Große auf starker Selbsterziehung im Kleinen beruht. Die Selbsterziehung zur ‚Vertrauenswürdigkeit' beginnt mit dem Schweigen.

Man kann solche Übung erleichtern und beschleunigen, indem man nicht nur die betreffenden Gelegenheiten abwartet, wo einem ein Geheimnis anvertraut wird, sondern überhaupt von Zeit zu Zeit einmal versucht, irgend eine Mitteilung, die auf der Zunge brennt, ruhig hinunterzuschlucken und vor allem in Bemerkungen über Persönliches aus dem Leben unserer Mitmenschen die größte Zurückhaltung zu üben. Es gibt für die Selbsterziehung zur Mannhaftigkeit wenig, was fruchtbarer ist und mehr zur Erzeugung und Stärkung wirklicher Manneswürde hilft, als eine energische Kriegführung gegen den Schwatztrieb, und es gibt keine Festigkeit, welche auch der tieferen Weiblichkeit unentbehrlicher wäre und schöner anstände, als die Verknüpfung der Sprachwerkzeuge mit dem Reiche der Besonnenheit und der Liebe!

Es gibt übrigens nicht nur von außen, sondern auch von innen starke Versuchungen zu unbewachten Reden und zugleich hervorragende Gelegenheiten der Selbstzucht: das sind die Kitzel des Witzes und des Humors, die aus dem satten Lebensbehagen, der Bosheit, der Lachlust und der müßigen Phantasie entspringen und uns nur zu oft verleiten, etwas zu sagen, was durch unser besseres Gewissen verurteilt ist. Die Übung im Verschweigen witziger Einfälle und komischer Vorstellungen ist eine sehr schwere und fruchtbare Willensbetätigung und um so segensreicher für unsern ganzen Charakter, je mehr wir das tapfer errungene Schweigen dazu benützen, unsern Witz näher zu betrachten; da sehen wir, wieviel Wunsch nach eigener Überhebung und nach Verkleinerung des andern, wieviel Gefallsucht und wieviel Leichtfertigkeit leider hinter den allermeisten Witzen steckt, wieviel Verfeinerung des Mitgefühls in uns und andern dadurch verhindert wird. Und endlich, wieviel erschreckende Roheit und Spottsucht im Gelächter der Zuhörer zutage tritt — so daß man sich in plötzlicher reuevoller Helligkeit sagt: O hätte ich doch geschwiegen — dreimal gesegnet seien die geschlossenen Lippen!

Die hohe Schule des Schweigens — welch reiche Bildungsanstalt des Willens und der Liebe, welche Stätte der Sammlung für wahrhaft lebenspendendes Reden und Tun!

VI. Vergeßlichkeit.

‚Papa, wir haben heute vergessen, den Regenschirm stehen zu lassen', so erinnert ein kleiner Knabe seinen Vater.

Für viele Menschen ist in der Tat die Vergeßlichkeit so sehr Regel geworden, daß ihnen die Achtsamkeit wie ein Versehen und wie ein Abfall von guten Grundsätzen erscheint. Und es gibt kaum eine Eigenschaft, die so sehr als unabänderliches Geschick betrachtet wird, wie gerade die Vergeßlichkeit. Kann man sich wirklich Vergeßlichkeit abgewöhnen?

In einer Versammlung der Heilsarmee hörte ich einmal den General Booth sagen: ‚Glaubt nicht, daß es jemals zu spät sei — dieser Mann und diese Frau können heute noch ein neues Leben anfangen!'

Wer fühlt nicht, daß das wahr ist, wer fühlt nicht, daß er könnte, wenn er wahrhaft wollte? Und gerade der Kampf gegen die Vergeßlichkeit ist von ganz ungeahnter Bedeutung für den Beginn eines solchen neuen Lebens. Denn die Gedankenlosigkeit in der täglichen Lebensführung offenbart einen schläfrigen Zustand des Willens, in dem die Persönlichkeit nicht mit wachsamer und gesammelter Energie das Leben beherrscht, sondern sich traumhaft den zufällig auftauchenden Vorstellungen hingibt.

Wer kann einem Vergeßlichen vertrauen? Wer wird nicht abgestoßen durch den Mangel an Ernst und Selbstdisziplin, der sich im zerstreuten Wesen zeigt? Muß man nicht jede Art von Indiskretion und Unzuverlässigkeit von ihm befürchten? Ja, ist nicht Gedankenlosigkeit letzten Endes eine gefährliche Vorschule der Gewissenlosigkeit?

Vergeßlichkeit kann überwunden werden — wenn man will. Wollen heißt hier: Zunächst einmal einige Wochen ganz der Erziehung des Gedächtnisses leben. Überhäufe dich nicht mit tausend kleinen Dingen, aber übe dich, gewisse Aufträge, Vorsätze, Pflichten mit ganzer Energie in dein Gehirn zu nageln, denke an sie beim Einschlafen und beim Aufwachen, beschwöre dein Gewissen, seine ganze große Treue an jenen kleinen Dingen zu erproben — stelle dir selbst kleine Aufgaben, nimm dir vor, diese Sache in Ordnung zu bringen, jenes Kapitel zu lesen oder diesen Brief zu schreiben: gewöhne Schritt für Schritt deinen Willen, daß er die nötigen Dinge wie ein Königstiger erfaßt und umklammert.

Die Treue gegenüber dem ‚angestammten Regenschirm' kannst du in acht Tagen lernen. Denke nur einige Tage lang bei komplizierten Ausgängen mit ganzer Willenskraft, mit gebieterischer Aufmerksamkeit, ja mit intensiver Liebe an deinen Gefährten, halte dir gegenwärtig, daß es zu deiner ganzen Menschenwürde gehört, daß deine Verbindung mit deinem Regenschirm eine dauerhafte werde, und daß dein Eigentum so wenig aufs Fundbureau gehört wie dein Gewissen und deine Überzeugung — dann bildet sich allmählich eine solche Stärke und Sicherheit des mahnenden Gedächtnisses heraus, daß du beim Verlassen des Ladens von unsichtbaren Fäden zurückgehalten wirst, bis du all das Deine beisammen hast. Das ist das Symbol eines ‚organisierten' Charakters.

Allmählich lernst du dann, alle die kleinen Notwendigkeiten und Verpflichtungen des Tages mit gleicher gesammelter Festigkeit anzupacken.

Kleine Dinge — nicht wahr? Und doch zugleich Fundamente alles Großen. ‚Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis'. Unsere größten Erzieher sind unsere eigenen täglichen Willenshandlungen. Gerade weil die allerkleinsten Dinge die alltäglichsten sind, darum sind sie zur Selbsterziehung unentbehrlich — sie fixieren unsere innerste Haltung auch gegenüber allen großen Dingen des Lebens.





Tell el-Amarna.

Eine altägyptische Studie.

Von

Ernst M. Roloff.

Es war um das Jahr 1370 v. Chr., als in Ägypten eine religiöse Reformbewegung mit Ungestüm einsetzte, die, mit Mäßigkeit und besserer Überlegung ausgeführt, ganz unberechenbare Folgen hätte haben können.

Die ägyptische Mythologie gleicht einem unendlichen Labyrinth, das alles weit hinter sich zurückläßt, was an ähnlichen Gebilden existiert. Selbst die berufensten Führer auf diesem Gebiete gestehen offen, daß auch sie nur höchst ungern dieses Wirrsal betreten, weil selbst ihnen der rote Faden leicht verloren geht.

Da nämlich Ägypten auch darin ein einzigartiges Land ist, daß es in der Hauptsache nur aus dem Niltal besteht, das bei einer Länge von rund 1100 km (von Alexandria bis Assuan) nur an einer Stelle 50 km breit ist, so ist seine Bevölkerung auf einen schmalen, aber ungewöhnlich langen Landstrich, der rechts und links von der Wüste eingesäumt wird, angewiesen. Das hat naturgemäß eine ungewöhnliche Verschiedenheit in den Anschauungen und Gebräuchen des Volkes zur Folge.

So finden wir denn tatsächlich in fast jedem größeren Orte anfänglich eigene Gottheiten mit besonderem Namen und Kult, die auch dann nicht verschwanden, wenn im Laufe der Entwicklung der Gott irgendeines überragenden Ortes oder Gaues auch in andern Städten Eingang fand. Beide bestanden vielmehr nebeneinander, oder der neue Gott verschmolz nur teilweise mit dem alten, wodurch wieder eine unendliche Reihe von Variationen entstand. Denn die alten Ägypter waren von einem geradezu unerhörten Konservatismus beherrscht: sie konnten nicht vergessen, was zum großen Teil auch in dem frühen Gebrauche der ägyptischen (Hieroglyphen-)Schrift seinen Grund haben mag; denn diese war bereits unter dem ersten historischen Pharao, Menes (um 3300 v. Chr.), ausgebildet, wie wir aus den 1897 in seinem Grabe gefundenen Elfenbeintäfelchen wissen.

Mit der allmählichen politischen Vereinheitlichung des Landes wurde auch die ägyptische Mythologie ein wenig einfacher, aber einheitlich nie. Neben

religiösen Auslassungen von beinahe christlicher Färbung, jedenfalls von fast rein monotheistischem Charakter, stehen ganz gleichzeitig unverhohlen polytheistische in schlimmster Form. Wohl finden wir schon ziemlich früh einen starken henotheistischen Zug ausgebildet, aber bis zum Monotheismus ist dieser niemals fortgeschritten.

Nur einmal wurde ein ernstlicher Anlauf dazu unternommen, und zwar während der 18. Dynastie von dem Pharao Amenophis IV. (1375—1358). Seit das ‚hunderttorige‘ Theben im sogenannten Mittlern Reiche (12. bis 16. Dynastie) um 2000 v. Chr. die Reichshauptstadt geworden und auch im Neuen Reiche (17.—20. Dynastie, 1580—1090 v. Chr.) geblieben war, hatte der dortige Lokalgott Amon, der mit seiner Gattin Mut und seinem Sohne Chons eine der für die ägyptische Religion so charakteristischen Dreiheiten bildete, eine alles überragende Bedeutung und Verbreitung gewonnen; allmählich wurde er sogar dem seitherigen obersten Reichsgotte Re, der in der 5. Dynastie zur allgemeinen Verehrung gelangte (vgl. Hochland V, 10. S. 398), gleichgesetzt und schließlich mit diesem zu Amon-Re verschmolzen und zum Götterkönige erhoben. Sein Kult drang sogar bis nach Äthiopien und der Kyrenaïka vor, und die kostbarsten Tempel, von denen der über alle Beschreibung herrliche, im heutigen Karnak noch erhaltene von jeher als ein ‚Wunder der Welt‘ gepriesen worden ist, wurden ihm in Fülle erbaut.

Über ein halbes Jahrtausend hatte Amon als Götterkönig den ägyptischen Olymp regiert, als ihm ein Kampf auf Leben und Tod bereitet wurde von dem Pharao Amenophis IV. Was den König zu dieser Reformation veranlaßt hat, können wir nur vermuten. Daß ihn nicht allein, ja vielleicht nicht einmal vorwiegend, religiöse Interessen bei seinem Tun leiteten, ist wahrscheinlich; denn der Pharao erscheint in den später zu erwähnenden Tontafeln von Tell el-Amarna als ein so kalt berechnender und dabei politisch ziemlich unklug handelnder Mann, daß man ihn so großer und idealer Gedanken, wie sie sich in dem religiösen Reformwerk ausprägen, nicht leicht für fähig halten kann, mag er auch von anderer Seite, die in ihm den ‚Protestanten des grauesten Altertums‘ sieht, als der eigenartigste Denker Ägyptens voll reichsten Innenlebens verherrlicht werden. Der nächstliegende Grund zu seinem Vorgehen gegen die alte Religion könnte seine Gegnerschaft zu den Amonspriestern von Theben sein. Diese hatten von dem in der ägyptischen Geschichte einzig dastehenden wirtschaftlichen und kulturellen Aufschwung, den das Reich gleich nach der Vertreibung der Hyksoskönige (14.—17. Dynastie) erlebte, den Hauptvorteil. Ihre Macht und ihr Einfluß wuchs zu solchen Dimensionen heran, daß dem Könige für seine eigene Existenz bange werden konnte. Und wie sehr berechtigt eine derartige Furcht war, beweist ja die Tatsache, daß diese Priesterschaft am Ende der 20. Dynastie das Königtum wirklich an sich riß.

Hand in Hand mit dem Aufblühen der ägyptischen Macht ging — wie so oft — eine arge Veräußerlichung alles Gottesdienstes. Die vormals sicherlich viel Innerlichkeit zeigende ägyptische Religion wurde zu einem leeren

Wust von Zeremonien, neben denen der Tierdienst und der Fetischismus üppig ins Kraut schossen. Bezeichnend für den Geist jener Zeit ist, daß der Vater unsers Pharaos, der in den Memnonskolossen verewigte Amenophis III., die Vergötterung seiner Person so weit trieb, daß er seine eigenen Bilder anbetete.

Daß die religiösen Bedürfnisse gerade der Edelsten jener Periode durch solchen öden Formelnkram nicht befriedigt werden konnten, liegt auf der Hand. Ebenso natürlich ist aber, daß sie privatim eine Verinnerlichung ihrer Religion suchten. Und so finden wir denn tatsächlich, wie Flinders Petrie (‚Geschichte Ägyptens während der 17. und 18. Dynastie,' S. 211) nachgewiesen hat, daß der neue Gott des Amenophis IV. sich schon unter Amenophis III. einer zunehmenden Verehrung zu erfreuen hatte. Demnach hätte Amenophis IV. nur in die Tat umgesetzt, was im Bewußtsein der Besten seiner Zeit längst vorhanden war.

Da sich jedoch das spurlose Verschwinden der neuen Religion nach dem Tode ihres Begünstigers aus dem Vorhergehenden nicht genügend erklären läßt, so wird die Neuerung von manchen Forschern als ein Fremdkörper in der ägyptischen Mythologie betrachtet, der von Teje, der geist- und charaktervollen Mutter des Amenophis IV., importiert sei. Diese war nach den Tontafeln von Tell el-Amarna eine königliche Prinzessin aus Naharina (Mesopotamien) und stand, wie namentlich Steindorff (Velhagen und Klasings Monatshefte, März 1900) glaubwürdig dargelegt hat, als Ausländerin im schroffsten Gegensatze zu der thebanischen Priesterschaft. Da sie zunächst für ihren Sohn die vormundschaftliche Regierung führte — denn Amenophis IV. war nach Flinders Petries Berechnung bei seinem Regierungsantritte ungefähr erst 12 Jahre alt —, die religiöse Umwälzung aber schon in den ersten Jahren nach Amenophis' III. Tode einsetzte, so könnte tatsächlich nur die Königin-Mutter deren Urheberin sein, durch die sie die monotheistischen Anschauungen ihres Heimatlandes Mesopotamien am Nil geltend machte. Auch die ersten Spuren des neuen Kultus unter ihrem Gemahl wären demnach auf sie zurückzuführen.

Sei dem nun, wie es wolle: tatsächlich wurde etwa zwischen dem vierten und sechsten Regierungsjahre des Amenophis IV. der Hauptgott Amon mit sämtlichen andern Göttern für null und nichtig erklärt und als einzige Gottheit die Sonnenscheibe, ägyptisch Aten, eingesetzt. Die Sonne war ja freilich längst Gegenstand höchster Verehrung in Ägypten, aber diese war auf den Gott Hamarchis von Heliopolis gerichtet, der die Sonnenscheibe mit der königlichen Uräusschlange als Symbol auf seinem Sperberhaupte trug. Sie war also nur die Vergegenständlichung der Wirkung göttlicher Kräfte in der Gestalt eines als Menschen dargestellten Gottes.

Das alles wurde jetzt mit einem Schlage anders: der neue Gott Aten wurde alles mythologischen Beiwerkes entkleidet und seine Eigenschaften einzig und allein der bloßen Naturbetrachtung entnommen; er ist nichts anderes als das unpersönlich gedachte Sonnengestirn selbst, das nach der von jedermann

zu machenden Beobachtung schöpferisch und lebendspendend wirkt und deshalb von Amenophis IV. als Urgrund alles Seins betrachtet wurde. Darin liegt tatsächlich das völlig Neue an dieser religiösen Bewegung; denn ein entschiedener Zug zum Monotheismus ist bereits dem urältesten Sonnendienst von Heliopolis eigen. Fehlt doch in dem 1898—1901 ausgegrabenen Sonnenheiligtum des Ne-woser-re zu Abusir selbst das Kultbild schon. Eine Inkonsequenz, die sich aus der Jahrtausende alten Pharaonenvergötterung erklären läßt, scheint es freilich zu sein, wenn Amenophis IV. sich selbst als den ‚Sohn des Aten' ausgibt, der als einziger auf Erden das Geheimnis dieses neuen Gottes kennt, das ihm schon bei der Erschaffung der Welt enthüllt wurde.

Es ist möglich, daß man anfänglich diese Reformation ganz allmählich hat einführen wollen. Als aber die mächtige Priesterschaft des Amon in Theben aus begreiflichen Gründen heftigst opponierte, ging der König — wie gesagt wahrscheinlich auf Antrieb seiner Mutter Teje — nach kurzer Zeit mit einem Fanatismus zu Werke, der kaum seinesgleichen hat. Er ließ nicht nur das Wort Amon auf sämtlichen Inschriften und Bildwerken durch den Namen Aten ersetzen, er änderte auch seinen eigenen Namen, weil er mit Amon zusammenhängt, in Chu-en-Aten (‚Abglanz der Sonnenscheibe') und gab entsprechende Benennungen auch den Seinigen. Aber er ging noch weiter: da Theben ihm durch den Amonkult unrein erschien und durch seine Priester ihm widerwärtig geworden war, verließ er es mit seinem gesamten Hofstaate und gründete sich die neue Hauptstadt Chut-Aten (‚Sonnenhorizont'), deren Ruinen an der heute Tell el-Amarna* genannten Stätte etwa 320 km südlich von Kairo liegen. Der König ließ dort in dem buchtartig erweiterten, etwa 24 km breiten Niltale den heiligen Stadtbezirk abstecken und an den ihn umgebenden Wüstenbergen durch großenteils dort noch erhaltene Widmungsstelen mit Weihinschriften begrenzen. Die Stadt lag an beiden Seiten des Nils, der Hauptteil mit dem Königspalaste und dem Sonnentempel auf dem östlichen Ufer. Wie sehr der Pharao bei dieser Neugründung alles überstürzte, geht daraus hervor, daß er die neue Residenz bereits weihte, ehe sie auch nur halb fertig war. Schnell blühte sie dann empor und war reich geschmückt mit prächtigen Palästen und Tempeln. Doch ihre Herrlichkeit dauerte nur kurze Zeit: nach 50 Jahren war sie wieder verschwunden wie die wogende See, die eine Fata Morgana in den glühenden Wüstensand hineinzauberte.

Amenophis' Reformwerk stand nicht auf solidem Boden. Für seine Zeit waren diese Ideen noch verfrüht; sie konnten daher nur politisch gefördert werden. Wer die ‚Lehre' — so heißt kurz das Sonnendogma auf den Inschriften — annahm, konnte des Pharaos Gunst sicher sein. Zum Schaden des Landes wurden die meisten hohen Würdenträger einzig und allein unter

* Der Name ist eine ‚mutwillige Erfindung der Archäologen'; er ist gebildet aus dem Dorfnamen Et-Till und aus Beni-Amran, dem Namen eines Stammes, der früher dieses Gebiet besaß. Die in jener Gegend heute wohnenden Araber kennen den Namen nicht.

diesem Gesichtswinkel ernannt und durften sich als Aten-Bekenner mancherlei Ausschreitungen gestatten. Dazu kam eine offensichtliche Halbheit in der Reformidee selbst und ihr völliger Bruch mit der geschichtlichen Entwicklung; denn auch die bereits erwähnte Ähnlichkeit mit dem uralten Kult von Heliopolis schließt keineswegs eine Anknüpfung an diesen ein. Zu den thebanischen religiösen Anschauungen aber stand sie, wie wir schon wissen, im tödlichsten Gegensatze. Darum hat von hier aus betrachtet die Meinung, daß diese Reformation aus Mesopotamien herrühre, wirklich viel Überzeugendes; stammte doch auch Amenophis' Gattin Nefertiti, später ‚Schönheit der Schönheiten des Aten' genannt, dorther. Bei dem starken henotheistischen Zug der ägyptischen Mythologie hätte ja eigentlich nichts näher gelegen, als an den bisherigen Sonnengott anzuknüpfen, diesen allmählich aus dem mythologischen Gestrüpp herauszuheben und in eine geistige Sphäre zu versetzen, alle andern Götter aber nach und nach neben ihm verschwinden zu lassen. Freilich ist es ein heikles Ding, gerade auf diesem Gebiete mit seinen starken Gefühlswerten den Propheten spielen zu wollen. Gehörte ja ein so gewaltiger, schöpferischer Genius wie Homer dazu, um in die unvergleichlich geringere Verworrenheit der altgriechischen Sagenkreise einige Ordnung zu bringen. Doch das eine bleibt unbestreitbar, daß eine Anlehnung an Bestehendes leichter zum Ziele geführt haben würde, als die Schaffung eines völlig Neuen. Dazu kommt, daß Amenophis auf halbem Wege stehen blieb. Mutet schon die Stellung, die er seiner eigenen Person als Verkörperung des guten Weltprinzips auf Erden in dem neuen Dogma zuweist, gewissermaßen wie ein kleiner Rückfall in den von ihm bekämpften Polytheismus an, so wiegt noch schwerer der Umstand, daß er sich wohl zur Einzigkeit seines Gottes, aber nicht zu dessen Auffassung als eines rein geistigen Wesens hindurchringen konnte. Das ist eine Tatsache, an der auch dadurch nichts geändert wird, daß der König so viel Schönes in der (1894 erstmals von J. H. Breasted herausgegebenen) Aten-Hymne von seinem Gott zu sagen weiß, und daß mit dem Polytheismus auch aller Aberglaube an die sonst so weitverbreiteten Zaubermittel und Amulett-Wirkungen durch den Atenkult verschwanden.

Wäre dem Amenophis IV. eine so lange Regierungszeit vergönnt gewesen wie seinem Vater, so hätte seine Reform möglicherweise festen Boden fassen können, wie sehr auch ihre Innerlichkeit, ihr Drang nach Wahrheit und Wahrhaftigkeit, ihre Wertschätzung der Güte und Liebe den Instinkten der breiten Masse zuwider gewesen sein möchten. So aber starb der König schon vor der Vollendung seines 18. Regierungsjahres, und damit brach seine Reformation zusammen, während auch das ägyptische Weltreich an den Grenzen abzubröckeln begann. Da der Pharao einen Sohn nicht hinterließ, so versuchten seine Tochtermänner einige Male, die ‚Lehre' aufrecht zu erhalten. Allein vergeblich. Wirklich innerlich überzeugte Anhänger hatte sie noch zu wenig, und die Amonpriester verfolgten nun mit womöglich noch größerem Haß den Aten und alles, was an diesen erinnerte, als ein halbes Jahrhundert früher ihrem

Amon widerfahren war. Die Stadt Chut-Aten wurde dem Erdboden gleichgemacht und seitdem nie wieder besiedelt. Ihre Stätte blieb öde wie ein verrufener Ort. Nur einige armselige Fellachendörfchen (Et-Till, Hagg Kandil, Amarije, Hawata rc.) wurden nach vielen Jahrhunderten auf der weiten Trümmerstätte errichtet.

So schlummerten die Reste der schönen Aten-Stadt mehrere Jahrtausende unberührt im Wüstensande. Da wurden ihre noch deutlich sichtbaren, regelmäßigen Straßenzüge und Tempelanlagen erstmals von den französischen Gelehrten durchforscht, die am Ende des 18. Jahrhunderts Napoleon Bonaparte an den Nil begleiteten. 1842—45 nahm die preußische Forschungsexpedition unter Lepsius' Leitung von den Ruinen und Felsengräbern zahlreiche Aufnahmen auf. Auch die französischen Ägyptologen Prisse d'Avennes und Nestor L'Hôte arbeiteten dort.

Dann brachte das Jahr 1888 dort einen Fund zutage, der die ganze wissenschaftliche Welt in die größte Aufregung versetzte und die Aufmerksamkeit aller Ägyptologen von neuem auf Tell el-Amarna hinlenkte. Fellachen hatten beim Graben nach Mergel eine Anzahl verwitterter Holzkisten gefunden, die mit Tontafeln angefüllt waren. Da sie verschiedene von diesen in den Handel brachten — nachdem sie manche leider in mehrere Stücke zerschlagen hatten, um den Gewinn zu vervielfachen! — wurde die Regierung auf die Sache aufmerksam und legte Beschlag auf den gesamten Fund. Bald war es klar, daß man nichts Geringeres gefunden hatte als das große Tontafel-Archiv diplomatischer Aktenstücke aus der Zeit Amenophis' III. und IV., das ein umsichtiger und gewissenhafter Archivar vor 3200 Jahren vielleicht gerade in dem Augenblicke in der Erde zu bergen suchte, als die wilden Scharen der fanatisierten Amonleute zur Vernichtung der gehaßten Sonnenscheibenstadt heranstürmten; er konnte ja nicht ahnen, daß es für immer mit der glänzenden Königsstadt aus sein sollte.

Mit einem Schlage wurde nun Licht über die dunkle Tell el-Amarna-Zeit ausgegossen. Die 358 Tafeln stellen meist Briefe und Berichte dar, die ägyptische Beamte aus Syrien und Kanaan an den Pharao geschrieben hatten. Auch eine Anzahl von Briefen asiatischer Könige (z. B. des Kadaschman-Bel und Burnaburiasch von Babylon, des Tuschratta von Mitani, des Königs von Alaschja an der kilikischen Küste rc.) fanden sich vor. Alle sind in babylonischer Sprache geschrieben, woraus sich ergibt, daß diese damals die Diplomatensprache des Orients war.

Wir erfahren aus diesen eigenartigen Urkunden, daß die unter ägyptischer Oberhoheit stehenden asiatischen Länder sich weitgehender Selbstverwaltung unter Amenophis III. und IV. zu erfreuen hatten. Freilich konnten sie vielfach dieser Vergünstigung nicht recht froh werden wegen der immerwährenden Fehden unter den einheimischen Machthabern; wiederholt mußte Ägypten auf dringendes Bitten der Bedrängten mit bewaffneter Hand eingreifen. Den Hauptnährboden dieser steten Unruhen bildete die Abgabe des

Tributs; diesen forderten die Pharaonen mit unerbittlicher Strenge und ließen auch die beweiskräftigsten Entschuldigungen seiner Verzögerung nicht gelten, sondern beauftragten in solchen Fällen meist den Nachbar des Säumigen mit der zwangsweisen Eintreibung des Geldes, was begreiflicherweise zu immer neuen Kämpfen führte. Dazu kam, daß im Norden und Süden des ägyptischen Weltreiches, das damals vom Nil bis zum Euphrat reichte, Nomadenstämme (namentlich die Susu und die Chabiru) unaufhaltsam vorrückten und die kleineren Tributäre einfach über den Haufen warfen, während sie sich mit den größeren verbündeten und sich von den mächtigsten, die wohl mit ihrer Hilfe von Ägypten frei zu werden hofften, sogar in Sold nehmen ließen. Tatsächlich kamen bald Gewalttätigkeiten und Übergriffe aller Art vor, die wie Kraftproben aussahen und Schlimmeres erwarten ließen, in den Briefen an den Pharao jedoch echt orientalisch in kriechendster Form immer wieder abgeleugnet wurden.

In den Schreiben der asiatischen Könige, die übrigens nach diesen Mitteilungen vielfach mit den Pharaonen verschwägert waren, — vgl. das über die Königin Teje Gesagte, — macht sich eine widerliche Gier nach dem Golde des Ägypters breit. So schreibt z. B. Tuschratta, der aufdringlichste von allen: ‚Es wolle denn mein Bruder mir Gold schicken in gewaltiger Menge, die keine Zahl hat, mehr als meinem Vater. Denn im Lande meines Bruders ist Gold so viel wie Erdenstaub. Die Götter sollen fügen, daß er, da schon jetzt so viel Gold im Lande meines Bruders ist, noch zehnmal mehr Gold als sonst hergebe. . . . Also, mein Bruder, schicke Gold ohne Zahl, in gewaltigen Massen!‘ rc.*

Amenophis IV. scheint sich solchen Anpumpungen gegenüber viel ablehnender verhalten zu haben als sein nachgiebiger Vater — ob aus Geiz oder aus Ekel vor solcher Habsucht, bleibe dahingestellt. Als Amenophis III. gestorben war, ließ er eine Sendung ‚goldener Bilder‘, um die Tuschratta gebettelt hatte, zurückhalten und beantwortete schließlich die immer wilder werdenden Reklamationen des königlichen Betlers damit, daß er ihm mit einem gewissen Humor — die Holzmodelle zu den Goldstatuen sandte.

Die Anrede in den Berichten der hohen ägyptischen Beamten an den Pharao ist wundervoll und entschieden geeignet, das Herz eines Byzantiners des 20. Jahrhunderts n. Chr. merklich höher schlagen zu lassen. Ein Pröbchen soll dem Leser deshalb nicht vorenthalten bleiben. So redet z. B. der Statthalter von Askalon seinen Herrn folgendermaßen an: ‚An den König, meinen Herrn, meine Götter, meine Sonne, die Sonne vom Himmel: Jitia, der Präfekt von Askalon, ist dein Diener, der Staub an deinen Füßen, der Knecht deiner Rosse. Zu den Füßen des Königs, meines Herrn, siebenmal und aber siebenmal falle ich nieder, auf die Brust und auf den Rücken rc. rc.‘ —

Von den 358 Tontafeln kamen gleich 1888 über 80 der besterhaltenen und wertvollsten nach London in das Britische Museum, einige 60 nach

* Vgl. C. Niebuhr, Die Amarna-Zeit (Leipzig, 2. Aufl. 1903).



Hans von Marées pinx.

Die Ruderer.



Kairo in das Ägyptische Museum und über 180 Nummern, von denen freilich viele nur kleine Fragmente sind, in das Berliner Museum. Unter den letzteren befinden sich auch die Beamtenbriefe aus dem vorisraelitischen Jerusalem; es sind das die einzigen jerusalemitischen Dokumente, die aus jener Zeit existieren. Wir erfahren, daß Jerusalem damals unter einem königlichen ‚Uwêu' (ägypt. Offizier) mit Namen Abdicheba stand, der sich nur mit Mühe seiner zahlreichen Gegner erwehren konnte. Als die schlimmsten von diesen nennt er die Chabiru, gegen die er offenbar schon wiederholt vergeblich um Hilfe gebeten hat; denn er fragt vorwurfsvoll: ‚Sollen denn die Chabiru sich der königlichen Städte bemächtigen?' — Daß dieser Stamm mit den damals noch nicht seßhaften Hebräern der Bibel identisch ist, wird durch Wincklers neueste Untersuchungen sehr glaubhaft gemacht und darum jetzt ziemlich allgemein angenommen. Sprachliche Schwierigkeiten bietet diese Gleichsetzung jedenfalls nicht. Es fiele dann diese Amarnaperiode wahrscheinlich mit der Zeit zusammen, die uns der Anfang des Richterbuches im Alten Testamente beschreibt. Daß damals in Kanaan alles drunter und drüber ging, geht ebenso klar aus dem biblischen Berichte wie aus den sieben Briefen des Abdicheba von Jerusalem hervor. Ein Reich muß natürlich darunter leiden, wenn zwei seiner Herrscher nacheinander mehr oder weniger nur ihren Privatliebhabereien leben.

Es kann nicht wundernehmen, wenn nach diesem Tontafelfunde die Ägyptologen sich von allen Seiten auf Tell el-Amarna stürzten und vor allem das ‚Haus des Schreibers', in dem das Archiv gefunden worden war, immer wieder und wieder durchwühlten. Zu den wichtigsten Entdeckungen, welche die folgenden Jahre noch brachten, gehören die vier herrlichen, bemalten Fußböden aus dem Palaste des Amenophis, die Flinders Petrie 1891/92 ausgrub; sie befinden sich noch heute an ihrer alten Stelle in einem darüber gebauten Schutzhause. Am schönsten von ihnen ist der dritte, der durch einen Mittelgang von Bogen und Gefangenen in zwei Hälften geteilt wird, von denen jede in der Mitte einen Teich mit Fischen zeigt; in dem Röhricht, das diese Wasserbecken umgibt, flattern Vögel umher und tummeln sich sonstige Tiere, unter denen namentlich eine Schar von springenden Kälbern durch unübertreffliche Naturtreue auffällt.

Diese Estrich-Malereien haben in der ganzen ägyptischen Kunst nicht ihresgleichen und geben uns im Verein mit den erhaltenen Statuen des Königs und der Königin eine Vorstellung von dem neuen Kunsttypus der Tell el-Amarna-Zeit. Die Pflege des Schönen nahm nämlich — ganz naturgemäß — mit der neuen Religion auch neue Formen an und spielte in den Anschauungen des Amenophis IV. eine bedeutende Rolle. In dem schon erwähnten Aten-Hymnus wird Schönheit und Güte so oft und so nachdrücklich zusammengestellt, daß man behaupten kann, in jener Zeit zum ersten Male das Sittlichkeitsideal des Guten-Schönen in seinen ersten Anfängen gezeichnet zu finden, das später in der Kalokagathie der Griechen seine höchste Ausbildung fand. — Entsprechend dem Drange nach Wahrheit, der die damalige religiöse

Reform charakterisiert, sind auch die Kunstwerke jener Zeit ausgezeichnet durch unbedingte Naturtreue, die sich nicht nur auf die menschlichen Gesichter und die naturalistischen Leibesformen beschränkt, sondern, wie schon erwähnt, auch die Tiere und sogar die Pflanzen umfaßt. Alles Schablonenhafte, das sonst der ägyptischen Kunst so eigen ist, wird offenbar prinzipiell vermieden; statt des steifen Ornaments werden Pflanzen, Blumensträuche, Tiere und sonstige wirkliche Dinge verwandt. Mit kaum zu überbietendem Realismus sind z. B. Schlinggewächse gezeichnet, die an zierlichen Säulen emporranken. Flinders Petrie (in seinem ‚Tell el-Amarna', S. 15) weist an der Hand des Freskobildes einer kleinen Prinzessin aus der Sonnenscheibenstadt auch ‚das vielleicht einzige Beispiel des Gebrauchs von Licht und Schatten' in der altägyptischen Malerei nach. Während auf diesem Bilde nämlich die Körperformen nach den Rändern zu dunkel gefärbt sind, hat man die Lichtstellen der Haut dadurch gekennzeichnet, daß die Oberfläche mit einem feinen Opermentpulver bestäubt erscheint, wodurch bei völlig lebender Fleischfarbe ein Glanz entsteht, der den Körper geradezu plastisch erscheinen läßt.

Es ist verführerisch, länger bei dem Thema der Tell el-Amarna-Kunst zu verweilen; doch kehren wir zu der Entdeckungsgeschichte unserer Aten-Stadt zurück. Die Bearbeitung der zahlreichen Felsengräber, in denen Amenophis IV. mit seinem Hofe eine Ruhestätte fand, blieb dem Service des antiquités und der französischen Mission d'archéologie orientale vorbehalten. Manche dieser Gräber sind bei der plötzlichen Rückkehr des königlichen Hofstaates nach Theben, die unter den Nachfolgern des Amenophis vor sich ging, unvollendet geblieben. Man unterscheidet heute 25 Hauptgräber, die in eine nördliche und in eine südliche Gruppe zerfallen; diese umfaßt die meisten, jene aber die sehenswertesten Grabstätten. Ihre Reliefs werden gegenwärtig im Auftrage des englischen Archaeological Survey durch N. de Garis-Davies gewissenhaft abgezeichnet, da das Photographieren wegen der vielen Wespennester und der Verwüstungen durch Menschenhand nicht gut möglich ist. An Stellen, die unbeschädigt blieben, sind die Farben noch so frisch, als wären sie erst gestern aufgetragen. Der junge Amerikaner, der sich dieser Arbeit schon seit Jahren unverdrossen im Winter wie im Sommer widmet, hat sich ganz nach Art der alten Anachoreten der Thebaïs mit seinem nubischen Diener in einem der wertlosesten Gräber häuslich eingerichtet — das nennt man ein völliges Aufgehenkönnen in seiner Kunst!

Von neuem wurde die allgemeine Aufmerksamkeit auf Tell el-Amarna hingelenkt durch die erfolgreiche Probegrabung, die unter Dr. Ludw. Borchardts Leitung die deutsche Orient-Gesellschaft vom 1.—20. Januar 1907 dort vornehmen ließ. Es wurden bei dieser Gelegenheit im nördlichen und im südlichen Teile des eigentlichen, etwa 3 km langen Stadtgebietes neben einigen ärmern und vier kleinen Wohnungen auch zwei Herrschaftshäuser aufgedeckt, die wohl als Typus eines vornehmen Heims in einer Landstadt angesehen werden können, da der Grundriß bei beiden fast ganz gleich ist: Eine Freitreppe führte

durch zwei Vorräume in eine lange Halle, von der man in eine zweifellos als Eßsaal dienende tiefe Halle gelangte. Hier waren noch die erhöhten Sitze für den Hausherrn und seine Gäste zu sehen; auch fand man im Boden ein großes Gefäß eingelassen, das Sprengwasser zur Kühlung der Zimmer enthalten haben wird. In dem einen Hause stand in diesem Raume ein großes, tönernes Kohlenbecken mit reichlichen Aschenresten, woraus man den Schluß ziehen darf, daß die plötzliche Zerstörung der Aten-Stadt zur kühlen Jahreszeit stattfand. Von der tiefen Halle führte vorn rechts eine wohlerhaltene Treppe auf das Dach oder zu einem Obergeschoß, und eine Tür im Hintergrunde bildete den Zugang zu dem Schlafzimmer, in dem die Bettnische noch deutlich zu erkennen war, und zu einigen anderen kleinen Räumen. Unter diesen nahm das Hauptinteresse ein mit Kalksteinplatten belegtes Badezimmer in Anspruch, das uns beweist, auf einer wie hohen Kulturstufe die Ägypter der 18. Dynastie bereits gestanden haben. In einem Gemache wurden Spuren von einem Webstuhle entdeckt, neben dem ein Behälter mit Wollabfällen stand. Die teilweise noch drei Meter hohen Wände waren in den Hauptsälen mit Guirlanden aus Nymphäen, Kornblumen und Mohn bemalt, dazwischen fanden sich auch Stilleben von Geflügel. Der Rahmen der Haustüre war mit Hieroglyphen bedeckt, die Reste des erwähnten Aten-Hymnus zu bilden scheinen; es wären also nicht bloß die Wohnungen der Toten, sondern auch die der Lebenden mit dessen erhebenden Sprüchen geschmückt gewesen.— Wenn nicht alles täuscht, so ist man in jenen 20 Tagen auch bereits auf die Ruinen des Aten-Tempels gestoßen.

Allem Anschein nach wird die für 1909 geplante* Grabung in den noch unberührten zwei Dritteln des gesamten Ruinenfeldes von Tell el-Amarna vor allem Gelegenheit bieten, unsere Kenntnis der Wohn- und Lebensverhältnisse der Ägypter in jeder sozialen Stellung zur Zeit der 18. Dynastie lückenlos zu vervollständigen. Das wäre wahrlich kein zu verachtendes Resultat; denn nicht allzu viele altägyptische Wohnhäuser sind uns erhalten, da ihr vergängliches Baumaterial (Nilschlammziegel) selbst in dem so überaus günstigen Klima Ägyptens schnell verwitterte.

Dr. Borchardt schließt seinen Bericht über die vorjährige Probegrabung (Mitteilungen der deutschen Orient-Gesellschaft, Nro. 34, September 1907) mit der zuversichtlichen Hoffnung, daß wir in Kürze über die Wohnungen und damit in einem Hauptpunkte über das soziale Leben der Tell el-Amarna-Zeit wesentlich besser unterrichtet sein werden, ‚als wir dies über die gleichen Dinge in unserm eignen Vaterlande, etwa zu Karls des Großen Zeit, sind.‘ — Möchten die Grabungsresultate seinen kühnen Erwartungen im vollsten Umfange entsprechen!

* Nach einer brieflichen Mitteilung Prof. Borchardts (vom Dez. 1908) an den Verfasser dieses Aufsatzes ist die Grabung in Tell el-Amarna auf 1910 verschoben worden. Statt ihrer beginnt die Deutsche Orient-Gesellschaft im Januar 1909 mit der Freilegung des Totentempels des Chephren (IV. Dynastie) bei Gize.



Charles Darwin.

Von

Max Ettlinger.

(Schluß.)

Drei Deszendenzfragen von allgemeinstem Interesse hatte der Begründer der Zuchtwahllehre in seinem Hauptwerk unbeantwortet gelassen: die Frage nach dem Ursprung des Lebens, nach dem Ursprung des Bewußtseins und nach der Abstammung des Menschen. Mit den beiden erstgenannten Problemen wollte er zeitlebens ‚nichts zu schaffen' haben. Hinsichtlich der tierischen Abstammung des Menschen dagegen war Darwin schon 1838 überzeugt, daß sie als eine notwendige Schlußfolgerung aus der allgemeinen Deszendenzlehre sich ergäbe, hielt aber vorerst aus Politik mit dieser Ansicht zurück, da er selbst bei so nahestehenden wissenschaftlichen Freunden, wie Wallace und Lyell, in dieser Frage dem entschiedensten Widerspruch begegnete. Nur leise Andeutungen ließ er zunächst in seine Werke einfließen, so auch bereits in ‚Die Entstehung der Arten'. Er begründete das später in seinen Lebenserinnerungen folgendermaßen:

> ‚Obgleich in der Entstehung der Arten nirgends die Abkunft irgend einer besonderen Spezies erörtert wird, hielt ich es doch für das Beste, damit kein anständiger Mensch mich deshalb angreifen könne, weil ich meine Ansichten verheimlicht hätte, diesem Werke die Bemerkung hinzuzufügen, es werde auch auf den Ursprung des Menschen und auf seine Geschichte Licht geworfen werden. Es würde nutzlos und für den Erfolg des Buches schädlich gewesen sein, hätte ich mit meiner Überzeugung betreff des Ursprungs des Menschen paradieren wollen, ohne irgend welche Beweise beizubringen.'

Diese Beweise glaubte Darwin nach zwölf weiteren Jahren in hinreichendem Umfang gesammelt zu haben und veröffentlichte 1871 das Zweithemenwerk ‚**Die Abstammung des Menschen und die Zuchtwahl in geschlechtlicher Beziehung**', welches in seinem ersten Teil zweifellos zu seinen schwächsten Leistungen gehört und auch alsbald den stillen Abfall namhafter Anhänger in England zur Folge hatte. Darwin gesteht selbst:

> ‚Das Werk enthält hinsichtlich des Menschen kaum eine ursprüngliche Tatsache; da jedoch die Schlußfolgerungen, zu denen ich nach Übersicht des

Ganzen gelangt bin, mir interessant genug erschienen, so glaube ich, daß sie auch andere interessieren werden.'

Vom Interessieren bis zum Überzeugen ist jedoch in der Wissenschaft noch ein weiter Weg. Vor allem fehlen in diesem Werk die direkten paläontologischen Beweismittel gänzlich und ebenso von den indirekten die ,tiergeographischen.' Von den morphologischen und embryologischen Beweisgründen (unter denen selbst so barocke nicht verschmäht werden, wie der, daß auch wilde Paviane wie die Menschen sich am Bier berauschen und am nächsten Tage einen Kater haben!) besticht am meisten die Anführung der rudimentären Organe, bei denen jedoch eine anderweitige Deutung keineswegs ausgeschlossen werden kann; so ist ja erst jüngst für den Wurmfortsatz des Blinddarms von J. Koch, E. Albrecht u. a. die Funktion als Nebendrüse nachgewiesen worden.

Weitaus den meisten Raum widmet Darwin nicht dem Nachweis der körperlichen, sondern der seelischen Stammesverwandtschaft zwischen Mensch und Tier, während er doch selbst sagen muß:

> ,Geistige Kräfte können von dem Naturforscher nicht verglichen und klassifiziert werden.'

und auch bereits seine Untersuchungen über die tierischen Instinkte unvollendet liegen läßt und seinem auf diesem Gebiet besonders tätigen Schüler Romanes zur Veröffentlichung überantwortet, dem er am 16. April 1881 schreibt:

> ,Ich weiß nicht, ob Sie in Ihrem Buch über die Seele der Tiere einen der komplizierteren und wunderbaren Instinkte erörtern wollen. Das ist eine unbefriedigende Arbeit, weil es keine versteinerten Instinkte gibt, und als einziger Anhaltspunkt ihr Zustand bei anderen Mitgliedern derselben Ordnung und bloße Wahrscheinlichkeit dienen.'

Die mangelnde Klarheit der psychologischen Begriffe und die Kritiklosigkeit in der Wiedergabe abenteuerlicher Tiergeschichten nach Büchner, Brehm u. a. mag viele sachunkundige Leser des Darwinschen Werkes nicht stören. Aber die darin obwaltende tendenziöse Überschätzung des tierischen Seelenlebens und die entsprechende Unterschätzung des Geisteslebens der Naturmenschen, namentlich wo die höheren ethischen, ästhetischen und religiösen Fähigkeiten in Frage stehen, sollte doch eigentlich jeden mitdenkenden Leser stutzig machen, da in dieser Hinsicht auch schroffe Widersprüche mit unterlaufen. So wird z. B. den tierischen Vorfahren des Menschen Kindermord und Vielmännerei abgesprochen, so daß diese Laster geradezu als menschliche Neuerwerbung zu gelten hätten. Oder es wird den Naturvölkern die allgemeine Verbreitung eines Gottesglaubens abgesprochen, dagegen selbst einem Hund eine Art Geisterglaube zugesprochen u. dgl. m. Die Unterschätzung der geistigen Fähigkeiten der Naturvölker ist um so befremdender, da Darwin sich bei deren direktem Kennenlernen vom Gegenteil selbst überzeugt hatte:

> ,Die Feuerländer gehören zu den niedrigsten Barbaren, aber ich war fortwährend davon überrascht, wie die drei an Bord des „Beagle" befindlichen

Eingeborenen, die einige Jahre in England gelebt hatten und ein wenig Englisch sprechen konnten, uns in der Veranlagung und den meisten geistigen Fähigkeiten ähnlich waren.'

Auch solche Zoologen, die wie Wallace und Mivart die körperliche Abstammung des Menschen aus dem Tierreich annahmen, haben der tierischen Herkunft des Seelenlebens widerstritten. Und die seitherige auf begriffstrengeren und erfahrungsmäßigen Bahnen erfolgte Entwicklung der vergleichenden Psychologie hat ihnen durchaus recht gegeben. Wichtige Anregungen und erste Problemstellungen hat freilich diese junge Wissenschaft Darwin trotz allem zu danken; positiv fruchtbare Ergebnisse dagegen nur auf einem psychophysischen Grenzgebiet, das er 1872 in einem eigenen Werk ‚Der Ausdruck der Gemütsbewegungen bei Menschen und Tieren' behandelte. Auch hier hat er übrigens, in dem ‚Prinzip der zweckdienlich assoziierten Gewohnheiten', für die Lamarck'sche Übungsvererbung neue einleuchtende Belege erbracht. Das wichtigste Gesamtergebnis des Werkes bezieht sich nicht auf tierische, sondern menschliche Ausdrucksbewegungen, die als ein Beweismittel für die einheitliche Abstammung des gesamten Menschengeschlechts trotz aller Rassenunterschiede erkannt werden, und zwar für die Abstammung von ‚einer einzigen Stammform, die in ihrer körperlichen Bildung und in reichlichem Maße auch in geistiger Beziehung vollkommen menschenartig gewesen sein muß, bevor die Periode eintrat, wo die Rassen voneinander abweichen.' Für die spezifischste aller menschlichen Ausdrucksbewegungen, die der Sprachwerkzeuge, sucht Darwin vergeblich dadurch eine tierische Vorstufe nachzuweisen, daß er ihrer ersten Verlautbarung unter Annahme eines Funktionswechsels nur geschlechtliche Ruf- und Reizzwecke zuschreibt, wie ihm auch die Ableitung menschlicher Schönheitsbegriffe aus der geschlechtlichen Zuchtwahl durchaus mißlingt. In eigentümlichem Gegensatz dazu steht seine Feststellung, daß als ‚die durchaus menschlichste von allen Ausdrucksformen' das Erröten aus Scham zu betrachten ist. Die seelische Kluft zwischen Mensch und Tier vermochte Darwin nicht zu überbrücken. Hatte er selbst sich noch mit einer gewissen Zaghaftigkeit auf diesem fremden Gebiete bewegt, so haben manche seiner Nachfolger darauf um so ungescheuter gewildert. —

Der Bewahrheitung der Deszendenzlehre und der selektionstheoretischen Auflösung aller bisher grundlegenden qualitativen Unterscheidungen waren nach ihrer tiefsten Absicht auch alle die botanischen Arbeiten gewidmet, denen sich Darwin in seinem letzten Lebensjahrzehnt, zusammen mit seinem Sohn Francis, fast ausschließlich widmete. Bereits in seinen früheren Werken über die Befruchtung der Orchideen (1862) und die Bewegungen und Lebensweise der kletternden Pflanzen (1865) war es ihm vor allem um den Nachweis zu tun, daß auch die Pflanzen wie die Tiere auf äußere Reize mit Bewegungen reagieren, sei es nun die Blüte der Orchidee beim Insektenbesuch oder die Ranke einer Kletterpflanze bei der Berührung eines festen Gegenstandes. Auch spontane Bewegungen unabhängig von der äußeren Reizung

wies er bei der emporwachsenden Ranke nach. Reizbewegungen besonders auffälliger und eigentümlicher Art beschäftigten ihn schließlich in seiner Monographie über die insektenfressenden Pflanzen (1875); den Sonnentau, dessen Festhalten kleiner Insekten er zuerst wahrnahm, bezeichnet er in einem Briefe 1863 geradezu als ein ‚äußerst scharfsinniges Tier‘, und in der zusammenfassenden Arbeit über das Bewegungsvermögen der Pflanzen (1880), worin wieder die spontanen Bewegungen namentlich der Wurzelspitze im Vordergrunde stehen, vergleicht er dieses Pflanzenorgan geradezu mit einem grabenden Tiere, und versucht alle Gattungen der Pflanzenbewegungen als Modifikationen einer einzigen ursprünglichen Form, der sog. Circumnutation (eben jener Kreisbewegung von Ranken u. dgl. beim Wachsen) zu verstehen. Der Abschluß seines ähnlich tendierten Werkes über Sinnpflanzen sollte ihm nicht mehr vergönnt sein. Noch am Tage vor seinem Tod setzte er trotz wiederholter Ohnmachtsanfälle und beängstigender Brustschmerzen seine botanischen Beobachtungen fort und sah in seiner letzten Nacht der nahenden Auflösung mit den Worten entgegen: ‚Ich fürchte mich nicht im mindesten zu sterben.‘ —

Die Entwicklung der Weltanschauung, die ihm so stoischen Gleichmut gab, wollen wir nun noch in einer letzten Zusammenfassung zu begreifen suchen. Wir sahen bereits, daß sich Darwin den unerschütterten anglikanischen Bibelglauben auch in seinen Studentenjahren bewahrt hatte und daher bei der Wahl des Theologiestudiums keine tieferen Gewissensbedenken zu überwinden hatte. Zwar beschäftigte ihn damals kurze Zeit die Frage, ob er seinen Glauben an alle Dogmen der Kirche von England erklären könne, aber er überredete sich bald, ‚daß unser Glaubensbekenntnis vollständig angenommen werden müsse.‘ Es war das offenbar für ihn im wesentlichen eine reine Verstandesschwierigkeit und -lösung; denn das religiöse Gefühl war bei ihm, wie er später gestand, niemals stark entwickelt, und er verglich sich in dieser Hinsicht selbst mit einem Farbenblinden. Schon als Knabe pflegte er während des Gottesdienstes seine Schulaufgaben zu memorieren. So war der Entschluß zum geistlichen Stand für ihn offenbar keine Frage des inneren Berufs, sondern der praktischen Lebensstellung und Familienrücksicht, und auch in seinem theologischen Fachstudium tat er dann, von Nebeninteressen in Anspruch genommen, nur das zum Examen unbedingt Nötige, ohne sich ernstlicher in dogmatische und apologetische Fragen zu vertiefen. Sonst hätte er später kaum gestehen können:

> ‚Ich habe niemals systematisch viel über Religion in Beziehung zur Wissenschaft oder über Moral in Beziehung zur Gesellschaft nachgedacht.‘

Auch bei Beginn seiner Weltreise war die anerzogene Überzeugung noch unerschüttert, und er mußte sich an Bord des ‚Beagle‘ von den Offizieren auslachen lassen, weil er sich auf die Bibel als selbstverständliche Autorität in den Fragen der Moral berief. Erst in den Jahren nach dem Abschluß seiner Reise (1836—1839) will Darwin, seiner Autobiographie zufolge, ernstlicher

über Religion nachgedacht haben, um allmählich einzusehen, ‚daß dem Alten Testament nicht mehr Glauben zu schenken sei als den heiligen Schriften der Hindus.‘ Auch das Neue Testament büßte in seinen Augen den Offenbarungscharakter ein, da er die berichteten Wunder um so unglaubhafter erachtete, ‚je mehr wir von den feststehenden Naturgesetzen kennen lernen.‘

‚Auch die Tatsache, daß viele falsche Religionen über weite Teile der Erde sich wie Sprühfeuer verbreitet haben, war für mich von einigem Gewicht.‘

Diese letzten Bemerkungen, wie der Vergleich der Heiligen Schriften mit den Religionsbüchern der Hindus, weckt schon die Vermutung, daß doch auch Darwins Erlebnisse während seiner Weltreise auf die Wandlung seiner Weltansicht bereits einen unmittelbaren Einfluß übten, und die aufmerksame Lektüre seiner Reiseerinnerungen bestätigt diese Annahme.

Für Darwins vorwiegend verstandesmäßige Auffassung aller religiösen Lehren und seinen buchstabenmäßigen Bibelglauben war die Unveränderlichkeit der Arten, die er gerade auch von so kindlich frommen Männern wie seinem Botaniklehrer Henslow betont fand, ein strengverbindlicher Glaubenssatz wie jeder andere. Und sobald er einmal in diesem einen Punkte sein Vertrauen auf das Bibelwort erschüttert fand, war ihm die ganze Heilige Schrift keine Wahrheitsoffenbarung mehr. Wir sahen, daß gerade der Besuch des Galapagosarchipels auf der Heimreise ihm endgültig seinen Glauben an die Unveränderlichkeit der Arten benahm. Von da an sah er wohl die Bibel mit kritischen Augen an. Aber auch eine andere Reiseerfahrung, die auf die entwickelste Seite seines Gemütslebens, auf seinen altruistischen Sinn, die tiefste und nachhaltigste Erschütterung übte, ist wohl ebenfalls für die Entwicklung seiner Weltansicht wichtig geworden. In den Äußerungen des Abscheus, mit denen Darwin der in Südamerika herrschenden Sklaverei gedenkt, findet sich oft die Kontrastierung dieser Einrichtung mit dem Geiste des Christentums. 1835 nennt er sie in einem Brief einen ‚Skandal für die christlichen Nationen‘ und beim Abschluß seiner Reiseerinnerungen macht es ihm noch ‚das Blut aufwallen‘, dergleichen in einem Lande begegnet zu sein, dessen Bewohner bekennen, ‚ihre Nächsten zu lieben,‘ und die dabei, wie einige chilenische Sennoritas, nichts davon hören wollen, daß auch er ‚eine Art Christ sei,‘ da er doch ihre Kirchen nur aus Neugier besuche und seine Padres und Bischöfe heiraten. Diese und andere Lebenserfahrungen in Südamerika haben ihn schwerlich die moralische Überlegenheit der christlichen Wahrheit an ihren Früchten deutlich werden lassen.

Durch alle diese Umstände mußte Darwins Disposition zum religiösen Zweifel, die bei seiner kritischen Geistesart nur der Auslösung bedurfte, verstärkt werden, und in den Jahren geistiger Sammlung zum vollen Durchbruch kommen. Der Zweifel galt ihm späterhin als eine Geistesmacht, ‚ohne die es keinen Fortschritt geben kann.‘

Ganz widerstandslos hat aber Darwin die Denkrichtung seiner Jugend nicht preisgegeben. In seiner Autobiographie betont er sogar:

‚Ich war sehr abgeneigt, meinen Glauben aufzugeben; dessen bin ich ganz sicher; denn ich kann mich deutlich erinnern, immer und immer wieder mir Phantasiebilder ausgemalt zu haben von alten Briefen ausgezeichneter Römer und von Manuskripten, die in Pompeji oder irgendwo anders entdeckt worden waren und die in der allerauffallendsten Weise alles das bestätigten, was in den Evangelien geschrieben stand. Ich fand es aber trotz aller meiner Einbildungskraft gewährten Freiheit immer schwieriger und schwieriger, Beweismittel zu finden, welche hinreichten, mich zu überzeugen. So beschlich mich in sehr langsamer Weise der Unglaube, war aber endlich vollständig. Er kam so langsam über mich, daß ich kein Unbehagen empfand.‘

Nachdem seinem Zweifel, der freilich vor solchen seltsamen historisch-kritischen Phantasiegebilden nicht Halt machen konnte, die Wunder der Weltgeschichte alle entschwunden waren und er für deren Verlauf nur noch die Wirksamkeit der Naturgesetze anerkannte, blieb ihm doch noch eine große Wahrheit unerschüttert. Bis etwa in die Zeit der Abfassung seiner ‚Entstehung der Arten‘ war der folgende Gedankengang ‚lebendig in seiner Seele‘, den er an andere mehr gefühlsmäßige, die ihm nicht genügten, anschließt:

‚Eine andere Quelle für die Überzeugung von der Existenz Gottes, welche mit der Vernunft und nicht mit den Gefühlen zusammenhängt, macht den Eindruck auf mich, als habe sie viel mehr Gewicht. Es folgt dies aus der äußersten Schwierigkeit oder vielmehr Unmöglichkeit einzusehen, daß dieses ungeheure und wunderbare Weltall, welches den Menschen umfaßt mit seiner Fähigkeit, weit zurück in die Vergangenheit und weit in die Zukunft zu blicken, das Resultat blinden Zufalls oder der Notwendigkeit sei. Denke ich darüber nach, dann fühle ich mich gezwungen, mich nach einer ersten Ursache umzusehen im Besitze eines intelligenten, dem des Menschen in einem gewissen Grade analogen Geistes, und ich verdiene Theist genannt zu werden.‘

Diese Überlegung hielt in seinem Geiste länger als alle anderen Stand, weil sie mit seinem enthusiastischen Gefühl für die Zweckmäßigkeit in der Natur aufs engste verknüpft war, das er sich dauernd bewahrte, nachdem selbst sein ästhetisches Empfindungsvermögen bereits den schon erwähnten starken Rückgang erfahren hatte. Diese Bewunderung des Zweckmäßigen, des Vorzugs also, der sich einem am einzelnen haftenden Verstande zuerst erschließt, äußerte er, wie sein Sohn berichtet, nicht selten in so überschwenglichen Worten, daß er sogar die Heiterkeit seiner Hörer wachrief. In seinen Schriften übte er zur Belassung von dergleichen Überschwenglichkeiten zu strenge Selbstkritik, immerhin unterbricht er seine sonst so ruhige Schreibweise doch wohl einmal mit der Beteuerung:

‚Das muß ein beschränkter Mensch sein, der bei der Betrachtung der vortrefflichen Struktur einer [Bienen-]Wabe, die ihrem Zweck so wundervoll angepaßt ist, nicht von enthusiastischer Bewunderung erfüllt wird.‘

Aber auch dieser bei ihm so stark gefühlsbetonte teleologische Beweisgrund sollte für ihn seine Überzeugungskraft verlieren:

‚Der alte Beweisgrund vom Zwecke in der Natur . . ., welcher mir früher so entscheidend schien, schlägt jetzt fehl, nachdem das Gesetz der natürlichen Auslese entdeckt worden ist.'

Der größte und verhängnisvollste Irrtum der Darwinschen Selektionstheorie, durch den diese Lehre sofort den heftigsten Kampf der Weltanschauungen entfesseln mußte und auch ihrem Urheber den letzten Glaubensgrund nahm, liegt in ihrem Anspruch, nicht nur einen Ursachennachweis der Deszendenzvorgänge zu geben, sondern zugleich für die Zweckmäßigkeit aller organischen Gebilde eine rein mechanistische, jede schöpferische Absicht und innere Zielstrebigkeit ausschaltende Ableitung zu bieten. Die Gefahr einer solchen Begriffsverwirrung lag freilich nahe, und schon Kant hatte vorausahnend vor ihr gewarnt. In seiner ‚Kritik der Urteilskraft', wo er die bekannte ‚Vermutung einer wirklichen Verwandtschaft der Formen in der Erzeugung von einer gemeinschaftlichen Urmutter durch stufenartige Annäherung einer Tiergattung zur anderen' ausspricht, warnt er zugleich den ‚Archäologen der Natur' mit den Worten: ‚Allein er muß gleichwohl zu dem Ende dieser allgemeinen Mutter eine auf alle diese Geschöpfe zweckmäßig gestellte Organisation beilegen, widrigenfalls die Zweckform der Produkte des Pflanzen- und Tierreichs ihrer Möglichkeit nach gar nicht zu denken ist.'

Dieser naheliegenden Gefahr ist Darwin bei seinem geringen philosophischen Weitblick blindlings erlegen und hat nicht einmal eingesehen, daß er schon dadurch, daß er über den Ursprung alles Lebens die Auskunft verweigert, bereits den ersten Anspruch an eine mechanistische Erklärung der organischen Teleologie verfehlt.

Auch mit den Hilfshypothesen, die Darwin in steigendem Umfang zur Ergänzung der Selektion heranzog, hat er ohne Wissen und Wollen teleologische Begriffe ausgeprägtester Art eingeführt. Das gilt schon von der ‚Korrelation' des Wachstums und der Veränderung, d. h. jener Wechselbeziehung, die zwischen den homologen Teilen des Körpers, wie z. B. Vorder- und Hintergliedmaßen, in ihrer Lebensentwicklung hervortritt und nur aus einer letzten inneren Einheitlichkeit des Gesamtorganismus verständlich wird. Erst recht gilt es von jener ‚Kompensation und Ökonomie des Wachstums', für deren Gesetz sich Darwin in der ‚Entstehung der Arten' auf den älteren Geoffroy und auf Goethe beruft:

‚Ein Gesetz, wonach, wie Goethe sagt, die Natur, um auf der einen Seite zu geben, auf der anderen zu sparen gezwungen ist.'

Auch dieses Spargesetz ist nur aus einer zweckmäßigen Selbstregulation des Gesamtorganismus verständlich und die diesen Gedanken weiterführende Annahme eines ‚Kampfes der Teile' (Roux) ändert, wie oben schon einmal angedeutet, an der Notwendigkeit der teleologischen Grundvoraussetzung nichts. Schließlich ist unter Darwins Hilfshypothesen die der Lamarckschen Übungsvererbung eine ausgesprochen teleologische; denn dabei ist vor allem angenommen eine zweckmäßige aktive Selbstanpassung des Organismus an veränderte

Lebensverhältnisse und des weiteren eine den Entwicklungsgang bestimmende Zielrichtung durch die Vererbung dieser selbsterworbenen Zweckmäßigkeiten.

Aber selbst wenn es gelänge, alle diese Hilfshypothesen auszuschalten und die natürliche Zuchtwahl als alleiniges Gesetz der Stammesentwicklung darzutun, schlösse auch noch der Selektionsvorgang selbst außer der Voraussetzung der organischen Natur als solcher eine weitere Reihe von teleologischen Vorbedingungen in sich. Schon die Variabilität der Strukturen und der Instinkte ist als solche, auch wenn sie ganz richtungslos wäre, in hohem Grade zweckmäßig. Denn sie entspricht ganz allgemein der Variabilität der Lebensbedingungen und ermöglicht es erst dem Organismus, sei es nun durch aktive oder passive Anpassung, sich in die veränderten Umstände zu schicken. Zweckmäßig ist ferner in hohem Maße der „Zufall", daß unter den unendlich vielen Abweichungen, welche vermöge der allgemeinen Variabilität kommen und gehen, gerade im richtigen Moment auch diejenige auftritt, die ihrem Träger einen Vorteil im Kampf ums Dasein verschafft. Und daß diese günstige Variation dann auch erhalten bleibt und nicht etwa mit den anderen wieder untergeht, das dankt sie nicht etwa, wie Darwin meint, allein sich selbst, sondern vor allem dem günstigen Weiterverlauf der äußeren Lebensbedingungen, die nun hinreichend lange gleichmäßig fortdauern, um der Variation ihre gesteigerte und verfeinerte Ausbildung in der gleichen Richtung zu gewährleisten.* Kurzum, die den inneren Variationen abgesprochene bestimmte Entwicklungsrichtung wird in der darwinistischen Selektionstheorie geradezu auf die äußeren Variationsbedingungen übertragen; der zielgebende Züchter, wie ihn die künstliche Zuchtwahl einfach und einheitlich voraussetzt, nur durch ein kompliziert ineinandergreifendes, aber nicht minder teleologisch bestimmtes Netz notwendiger Voraussetzungen zu ersetzen versucht. Trotz dieser weitgehenden, zum Teil mehr als künstlichen Voraussetzungen bietet aber die Zuchtwahltheorie allein für sich keine zureichende Erklärung für die Tatsache, daß die großen Linien der Deszendenz zugleich eine Aszendenz, d. h. einen bestimmt gerichteten Fortschritt darstellen; deshalb haben schon viele der ältesten Anhänger der Deszendenzlehre wie Lamarck, K. E. von Baer, Lyell, Nägeli u. v. a. einen bestimmt gerichteten Entwicklungsplan anerkannt; und neuerdings kommt allenthalben die von G. Wolff, einem der scharfsinnigsten Kritiker des Darwinismus**, also formulierte Einsicht zum Durchbruch: ‚Die Teleologie ist die einzige Begründung der Abstammungslehre'. Darwin selbst freilich hat sich, obschon ihm die Einwendungen von Lyell, Asa Gray u. a. ernstlich zu denken gaben, nicht mehr für die positive und bestimmte Anerkennung eines durchgängigen zweckvollen Weltenplans

* Um die zerstörende Gegenwirkung der Kreuzung auszuschalten, hat schon Moritz Wagner mit seiner Migrations- oder Separationshypothese und Gulick mit der Betonung der Isolation einen weiteren Faktor eingeführt, der aber keinesfalls ausreicht.

** Noch zuletzt in der kleinen, inhaltsreichen Schrift ‚Die Begründung der Abstammungslehre'. München 1907. Verlag von E. Reinhardt.

zu entscheiden vermocht. Aber auch zur unbedingten Verneinung eines solchen ist er niemals gelangt. In seinem ‚quasi-theologischen Streit‘, in den er sich mit Lyell über natürliche Zuchtwahl und Teleologie verwickelt fand, wußte er schließlich, wie es in einem Brief aus dem April 1860 heißt, keine andere Lösung, als daß

> eine solche Frage . . . über den menschlichen Verstand hinausgeht, ebenso wie ‚Prädestination und freier Wille‘ oder der ‚Ursprung des Bösen.‘

Für die Endentwicklung von Darwins allgemeiner Weltansicht hatte diese zunächst nur naturphilosophische Skepsis ihre entsprechenden Folgen. Der teleologische Gottesbeweis hatte für ihn das Tatsachenfundament verloren und seine theistische Überzeugung wurde seit der Abfassung der Entstehung der Arten ‚sehr allmählich und mit vielen Schwankungen‘ immer schwächer. Er sprach nur noch selten über religiöse Gegenstände und beantwortete briefliche Anfragen am liebsten mit der Erklärung seiner Inkompetenz. So schrieb er 1873 an einen holländischen Studenten, der ihn ein wenig katechisieren wollte, u. a.:

> ‚Der sicherste Schluß scheint mir der zu sein, daß der ganze Gegenstand jenseits des Auffassungsvermögens des Menschen liegt; der Mensch kann aber seine Pflicht tun‘,

und in seiner Autobiographie 1876:

> ‚Ich darf mir nicht anmaßen, auch nur das geringste Licht auf solche abstruse Probleme zu werfen. Das Geheimnis des Anfangs aller Dinge ist für uns unlösbar; und ich für meinen Teil muß mich bescheiden, ein Agnostiker zu bleiben.‘

Eine volle innere Beruhigung hat allerdings Darwin bei dieser Denkentsagung nicht gefunden und die Selbstzerstörung, welche aller Skepsis notwendig innewohnt, der Zweifel schließlich auch am Rechte des Zweifels hat ihn niemals ganz verlassen. Am meisten peinigte ihn, wie er 1881, also ein Jahr vor seinem Tode, an Graham schrieb,

> ‚immer der entsetzliche Zweifel, ob die Überzeugungen im Geiste des Menschen, welcher sich aus dem der niederen Tiere entwickelt hat, von irgend welchem Werte oder überhaupt zuverlässig sind. Würde sich irgend Jemand auf die Überzeugungen in der Seele eines Affen verlassen, wenn in einer solchen Seele Überzeugungen vorhanden sind?‘

Mit diesem Selbstbekenntnis stimmt auch ganz die Erinnerung des Herzogs von Argyll überein, welche dieser in seiner Schrift ‚Good Words‘ aus Darwins letztem Lebensjahre mitteilt:

> ‚Im Verlauf jener Unterhaltung sagte ich zu Mr. Darwin in bezug auf einige seiner merkwürdigen Schriften . . . und verschiedene andere von ihm gemachte Beobachtungen über die wunderbaren Anpassungen an gewisse Zwecke in der Natur, daß man diese unmöglich betrachten könne, ohne zu sehen, daß sie die Wirkungen und der Ausdruck von Intellekt seien. Ich werde Mr. Darwins Antwort nie vergessen: Er sah mich scharf an und sagte: „Das kommt wohl

oft mit überwältigender Kraft über mich, aber zu anderen Zeiten", — und hier schüttelte er leise mit dem Kopf, hinzusetzend: „scheint es vorüberzugehen".'

Mit dem erklärten und aggressiven Atheismus eines Büchner oder des englischen ‚Freidenkers' Aveling wollte er niemals etwas zu tun haben, und wenn ihm auch hie und da einmal in einem Privatbrief ein scharfer Ausdruck gegen die ‚alten Nebelköpfe von Cambridge' oder die ‚Bigotten' — die ihn gerade auch nicht immer mit Schmeichelnamen belegten — entschlüpfte, so bezeugte er doch im allgemeinen eine aufrichtige Achtung vor der religiösen Überzeugung anderer und betonte auf Befragen wiederholt, daß er alle seine Theorien für wohlvereinbar mit dem Gottesglauben halte. Diese Äußerungen sind gewiß nicht nur aus Politik oder gutmütiger Nachgiebigkeit geschehen, sondern vor allem aus dem Seelenzustand hervorgegangen, den er 1879 gegenüber Fordyce also schildert:

‚Was meine Anschauungen betrifft, so ist dies eine Frage, die nur für mich selbst Wichtigkeit besitzt. Da Sie mich jedoch fragen, so erwidere ich, daß mein Urteil oft wechselt. Ob ein Mann den Namen eines Theisten verdient, hängt überdies von der Definition ab, die man dem Ausdrucke zuteil werden läßt. Selbst zur Zeit meiner größten Schwankungen war ich aber nie ein Atheist in dem Sinne, daß ich das Dasein eines Gottes geleugnet hätte. Ich denke zumeist (und öfter und öfter, je älter ich werde), aber nicht immer, daß die Bezeichnung eines Agnostikers die richtige für den Zustand meines Gemüts wäre.'

Eine ähnliche Unentschiedenheit des Urteils, wie in der Frage nach dem Dasein Gottes, vermochte Darwin auch hinsichtlich des Unsterblichkeitsglaubens nicht zu überwinden. 1879 heißt es in einem seiner Briefe:

‚In Betreff eines zukünftigen Lebens muß jedermann für sich selbst die Entscheidung zwischen widersprechenden unbestimmten Wahrscheinlichkeiten treffen.'

Immerhin mag man eine positivere Hoffnung aus den mit naturwissenschaftlichen Überlegungen charakteristisch gestützten Worten seiner Autobiographie herauslesen:

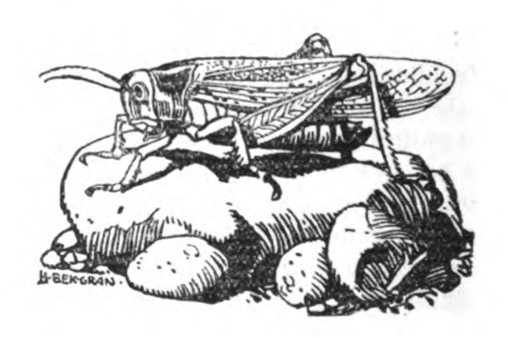
‚Was die Unsterblichkeit betrifft, so zeigt mir nichts so deutlich, was für ein starker und beinahe instinktiver Glaube dies ist, wie die Betrachtung der gegenwärtig von den meisten Physikern vertretenen Ansicht, daß die Sonne mit all den Planeten mit der Zeit zu kalt werden wird, um das Leben zu erhalten, wenn nicht faktisch irgend ein großer Körper in die Sonne stürzt und ihr damit neues Leben gibt. Glaubt man, wie ich es tue, daß der Mensch in weit entfernter Zukunft ein weit vollkommeneres Geschöpf als er jetzt ist, sein wird, so ist es ein unerträglicher Gedanke, daß er und alle anderen empfindenden Wesen zu vollständiger Vernichtung verurteilt sein sollte nach einem so lange fortdauernden langsamen Fortschritt. Denjenigen, welche die Unsterblichkeit unserer Seele annehmen, wird die Zerstörung unserer Welt nicht so furchtbar erscheinen.'

Der in diesen Worten betonte feste Glauben an den Fortschritt der Menschheit, den sich Darwin seiner ganzen Natur nach nur als einen solchen zur Güte und Wahrheit vorstellen konnte, und das rückblickende Bewußtsein auf eine in lauterem Wahrheitssuchen geleistete, mit reichen Früchten gekrönte

wissenschaftliche Lebensarbeit, diese beiden Faktoren waren es wohl vor allem, die ihm seinen mit skeptischer Resignation vereinten ruhigen Gleichmut gaben. Er selbst hat weder jemals die schlimmen Konsequenzen erkannt, die sich aus einer folgerichtigen und allseitigen Durchführung seiner Zuchtwahllehre namentlich im sittlichen und gesellschaftlichen Gebiet ergeben müßten, noch vermochte er sich über die Vereinbarkeit ins Klare zu kommen, in der alle haltbaren Wahrheitselemente seiner Erkenntnis mit den christlichen Überzeugungen seiner Jugend stehen. Bereits sein Schüler Romanes ist auf diesem Weg ein gutes Stück weiter vorwärts gedrungen.* Er hat u. a. gezeigt, wie auch in der Zuchtwahllehre eine tiefe Einsicht sich birgt, die nämlich, daß ein Gesetz des Leidens die Natur beherrscht und daß Leiden eine Bedingung jeder Vervollkommnung, eine Vorstufe zu jedem höheren Dasein bedeutet. Der so begonnene Vertiefungs- und Läuterungsprozeß der Darwinschen Ideen und besonders des von ihm erstmals zu voller Wirksamkeit durchgesetzten Entwicklungsgedankens wird sich auch fürderhin fortsetzen. Und dabei wird sich zeigen, daß auch für den Widerstreit der menschlichen Meinungen in gewissem Sinne das Gesetz vom Kampfe ums Dasein gilt: Nur wird darin nicht obsiegen irgend ein vorübergehender Nützlichkeitswert, sondern allein die reinste Fassung ewigen Wahrheitsgehalts.

---

* Vgl. des Verf. Studie ‚Die christliche Weltanschauung des Darwinschülers Romanes‘ im Augustheft 1904 dieser Zeitschrift.





Hans von Marées (1837–1887).

Ein Neuschöpfer der Monumental-Malerei.

Von

Jos. Popp.

Mit dem Ausklingen des Impressionismus treten die ihm entgegengesetzten Probleme der Monumentalmalerei wieder in die künstlerische Interessensphäre der Gegenwart. Die Alten wollten in ihren Wandbildern einen teppichartigen Schmuck wie in den Glasfenstern. Deshalb blieben sie in der Fläche und wählten die helle Freskofarbe, die einen pastosen Auftrag nicht zuläßt. So gewannen sie eine breitzügige, großflächige, dekorative Wirkung, die durch die Pyramidenkomposition Raffaels wohl lebendiger, aber nicht ausdrucksfähiger im Sinne einfach großer, architektonischer Ästhetik wurde. Der einzige Giotto hat einen wahrhaft monumentalen Ausdruck erreicht, weil er die seelische Ergriffenheit und Bewegung ganz in Form umzusetzen vermochte.

Da die Öl- und Temperafarbe wegen ihrer Brillanz und Fülle den Zwecken der Wandmalerei widerspricht, erweckten die Nazarener mit ihrer Neubelebung der großen dekorativen Kunst, aus tiefem künstlerischen Instinkt heraus, auch wiederum die Freskotechnik. Daß ihre Schöpfungen in der Casa Bartholdy und Villa Massimi, die sie in berechtigtem Stolz als den Beginn einer neuen großen Kunst empfanden, zugleich deren Ende bedeuteten, lag an ihrer allzu rückwärts gewandten Art, lag aber auch an ihren Zeitgenossen, die für so hohe Aufgaben zu klein und eng — zu philiströs waren. Was die Schüler und Nachfolger in Historienbildern auf riesengroßer Leinwand erreichen wollten, war ein ungeheuerliches Mißverständnis ihrer Vorbilder und der Kunst überhaupt. Mit Recht hat sich die Moderne davon als von ‚lebenden Bildern‘ und einer ‚Theaterregie‘ abgewandt. So kam man wieder auf die flächig-dekorative Malerei der Alten zurück. Puvis de Chavannes vermochte sie in seinem Genovefazyklus am glücklichsten mit dem heutigen Empfinden zu vereinigen, aber es mangelt dem edlen Werke der monumentale Gehalt und seine erhabene Stimmung. Auch diese Notwendigkeit hat Cornelius in genialer Ahnung erkannt, aber aus dem philosophisch gerichteten Zeitgeist und seiner eigenen spekulativen Anlage heraus die Lösung in vorwiegend gedanklichen

Themen gesucht — Ideenmalerei. Damit verfehlte er sich an den immanenten Gesetzen seiner Kunst: den Inhalt restlos in die Anschauung aufzulösen.

Daß auf rein koloristischem Wege nur eine lyrische Stimmung möglich ist, zeigen uns die Versuche eines Klimt, Rysselberghe, L. v. Hofmann, Beckerath. Deshalb wählten Klinger, S. Schneider, Greiner und vor allem Hodler eine mehr plastische Modellierung. Sie gewannen damit allerdings an Kraftausdruck, beeinträchtigen aber allzu sehr die malerische Wirkung, wie sie die Raumillusion vergröbern. Einen Mittelweg ging Erler in den Wiesbadener Fresken, die mit energisch betonten Umrissen die Form herausstellen, aber diese zu sehr in der Fläche belassen, so daß das Ganze im Bunde mit einem breiten Farbenauftrage doch nur dekorativ zu wirken vermag.

Eine ungleich tiefere, einheitlichere Lösung des Problems versuchte Marées auf völlig neuen Wegen. Er begnügt sich nicht mit dem bloßen Schmuck der Wand, ihrer Belebung und Gliederung, er will gleich der Architektur das Raumgefühl befriedigen; damit fügt er sich dieser organisch und voll ein. Weil er aber diese Wirkung vorzugsweise durch die beweglichen, schmiegsamen Elemente der menschlichen Gestalt schafft, so wird er subtiler und lebendiger als die Baukunst. Entspricht diese Art den leichteren Ausdrucksmitteln der Malerei, so verleiht sie ihren Gebilden zugleich plastische Klarheit, architektonische Sicherheit und Einheit. Dadurch wird es Marées möglich, sogar monumentale Eindrücke erstehen zu lassen: er braucht nur die in der menschlichen Natur ruhende Feierlichkeit und Größe zu entfalten, zur Anschauung zu bringen — nötigt also hiefür keiner Idee im Sinne des Cornelius.

Um die ungeheuren Schwierigkeiten zu überwinden, die sich der Erreichung dieses Zieles entgegenstellten, bedurfte Marées geeigneter Aufträge, an denen er sich üben, weiter orientieren, wachsen konnte; zur letzt möglichen Vollendung bedurfte er eines langen Lebens. Daß Marées nur einen einzigen Auftrag am Beginn seiner neuen Entwicklung erhielt und dadurch gezwungen war, in Öl- und Temperafarbe zu arbeiten, daß er vom Tode mitten aus seinem Schaffen gerissen wurde, ist einer der schwersten Verluste, den das Schicksal der Kunst bereitet hat.

Marées hatte 1873 den Erholungssaal der deutschen zoologischen Station für Meeresforschung — zu Neapel — mit Fresken auszuschmücken. Er schuf das Werk innerhalb weniger Monate, unter Beihilfe seines Freundes Hildebrand. Der Vorwurf der Bilder enthält in keiner Weise etwas Besonderes. Es sind Szenen aus dem Fischer- und Schifferleben, aus dem südländischen Leben überhaupt. Aber die Art und Weise, wie Marées diese Themen darstellte, zeigt das Neue, dem er zustrebte. Im Hauptbild, den ‚Ruderern‘, ist der Ausschnitt so genommen, daß die Kraft und der Rhythmus ihrer Bewegungen vor allem klar wird. Marées erreicht dies durch das Gegeneinander der Arme und Ruder, das Imtaktsein der Rudernden, die Zusammenfassung je zweier zu einer gemeinsamen Leistung, wobei die hintere Gruppe ihr Vorwärtsdrängen an die vordern weitergibt und damit den Ausdruck ihrer Bewegung wie der

Bewegung des Ganzen verstärkt. Erscheint auch die Körperform aufs Wesentliche beschränkt, so wirkt sie doch durchaus realistisch. In den übrigen Bildern ist die Form, zumal der unbekleideten Figuren, in das Allgemeine verarbeitet, so daß man von Idealgestalten und der typischen Darstellung ihrer Funktionen reden könnte: von beschaulichem Sitzen, belastetem Gehen, wuchtigem Einstemmen, wohlig sich dehnendem Liegen usw. Was Marées in der Zeit seines vollbewußten und gereiften Könnens hierin erreicht, kann nur aus seinen späteren Werken klar werden.

Für Marées liegt das Spezifische des Menschen als Kunstform in dessen subtiler Bewegungsfähigkeit, durch die er alle Naturerscheinungen übertrifft. Deshalb gilt ihm die Farbe nur so viel, als sie zum Gewand der Form wird und deren Beweglichkeit zu möglichstem Leben verhilft. Um diese Eigenart des Menschen plastisch herauszustellen, stellt ihn Marées stets in den Zusammenhang mit der Natur, die er dadurch überragt und so beherrscht. So erscheint der Mensch schon rein anschauungsmäßig als der Herr der Natur und die Bilder selbst werden zunächst bloße Existenzdarstellungen, in denen die Menschen nur stehen, gehen, liegen, sich setzen, bücken oder greifen. Um zu zeigen, wie die Kraft hiezu im Menschen selbst begründet ist, gibt er diesen als Organismus. Das befreit die menschliche Erscheinung von allem Individuellen und Zufälligen, es erhebt sie zum Typischen, macht sie zu einer in sich und für sich bestehenden Welt.

Deshalb interessiert Marées nicht die Einzelheit an sich: ‚Der Kopf ist bloß ein Kopf. Wurscht! Aber das z. B. herausbringen, worin es liegt, daß einer so lässig dasitzt, das ist eine Sache.'

So werden ihm der Fußpunkt, vor allem aber die Gelenke, der Hals und insbesonders der Kopfansatz außerordentlich wichtig, denn darin liegt der Bewegungsausdruck beschlossen. Auch bei Tieren will Marées vor allem zeigen, wie das aussieht, wenn sie irgend eine Lebensäußerung von sich geben.

Das durchaus Neue dieser Auffassung und Darstellung beruht darin, daß die Bewegung und Kraftentfaltung als etwas Lebendiges vor uns hintritt, dessen Betätigung wir mit dem Blick verfolgen, kontrollieren, aufnehmen können. So sehen wir z. B. bei einem Orangen pflückenden Jüngling, wie die Bewegung von dem aufgesetzten Ballen zur Ferse hinaufsteigt, den Knöchel heraustreibt und die Wade strafft, um sich ins Knie zu ergießen. Zugleich wuchtet darin der sich aufreckende Schenkel, von dessen Gelenk aus der Oberkörper sich streckt und die Kraft an die Schulter weitergibt, von wo aus sie in den Ellbogen und zur greifenden Hand emporsteigt, während die andere Körperhälfte auf dem fest hingesetzten zweiten Fuß ruht. Wie ein Sichselbstüberstürzen und Ausdenfugengehen wirkt die haschende Bewegung eines anderen, der einer entrollenden Frucht nacheilt. Ein wundersames Balanzieren des übergebeugten Körpers zwischen den vorwärts drängenden Händen und den noch zurückbleibenden Beinen macht sich geltend. Oder das Ruhen! Wir sehen, wie der Freisitzende den Oberkörper fest aufstellen muß, um gerade zu bleiben,

weil der Unterleib den breit sich entwickelnden Torax nachziehen will; sehen, wie sich aus solcher gestauten Kraft und ihrer Gegenbewegung um den Nabel Falten bilden; sehen die Beine in fast graziöser Freiheit lässig herabhängen, den Kopf leicht geneigt, den linken Arm auf den Schenkel gestützt, während der andere wie zu erklärender Rede die aufliegende Hand leise bewegt. Das atmet so viel monumentale Fülle und leicht flüssige Kraft, wie es nur das wirkliche Leben in sich schließt. Ganz anders ein Körper, der sich anlehnen kann: er scheint mehr in Auflösung begriffen und sich in breitem Fluß zu entfalten.

Was hier Außerordentliches geleistet ist, sagt uns ein Blick auf die gerade wegen ihrer Ruhe berühmten Figuren von Feuerbach, die daneben bewegungslos wirken. Die bewegten Gestalten anderer Künstler, wenn sie nicht impressionistisch aufgelöste Formen haben, zeigen meist etwas wie im Moment Photographiertes.

Marées läßt uns das rein vegetative Leben des menschlichen Körpers, das wie alles Lebensgefühl etwas Köstliches hat, empfinden und erweitert es so von selbst zur Darstellung der ‚Lebensalter', steigert es zur arkadisch-naturhaften Existenz des ‚goldenen Zeitalters'. In diesen Werken wird durch die Häufung der Figuren das Raumgefühl bedrückt und beengt, aber einzelne Gestalten entfalten sich um so herrlicher im angedeuteten Sinn. Wir sehen hier und in anderen Bildern aus den Formen heraus das Quellende, Wachsende, sich Entwickelnde, nach dem Leben sich Drängende, der Jugend. Wir schauen den Mann als krafthaltiges, in seiner Kraft sich bewegendes, nach Betätigung verlangendes und sie entfaltendes Naturwesen. Wir erfassen die Frau als das aufnehmende, bewahrende, das mütterlich schenkende Element in der wunderbaren Gestaltung ihres Schoßes. Wir bewundern und genießen sie als die in Schönheit vor uns Stehende. — ‚Hesperiden' nennt sich das Werk Marées', worin er am schönsten der weiblichen Natur huldigt.

All das kann sich in seiner geheimnisvollen Bedeutung und Schönheit nur am nackten Körper enthüllen. Weil ihn Marées aber derart durchgeistigt, entbehrt er alles, was wie Sinnlichkeit wirken könnte; ja er wirkt in noch höherem Grade keusch als die griechische Plastik, die im letzten Grunde doch nur geläuterte Sinnlichkeit will. Hier gewinnt der Körper durch seine repräsentative Art eine übertragene, fast abstrakte Bedeutung: er wird zu einem Dokument der menschlichen Form, die das Naturhafte in idealster Weise zum Bewußtsein bringt. Ein geistiger, ja beseelter Zug durchwogt ihn; damit aber wächst Marées über die Antike hinaus, wie er auch sein besonderes Formideal hat, obwohl er es an ihr gebildet.

Marées will außer dem Menschen im Zusammenklang und Zusammenhang mit der Natur ein Spiegelbild des Naturganzen so geben, daß wir gleichwie in der Wirklichkeit das Gesamte und jede Einzelheit zugleich überschauen, ohne daß eine linear-perspektivische Verkürzung oder luftperspektivische Auflösung der Formen notwendig wird. Daher erachtet er jede Perspektive als ‚Unsinn'. Sein ‚Ganymed' darf wohl als eine absolute Schöpfung der Art

bezeichnet werden; er zeigt eine wunderbar geschlossene Einheit, die sich allerdings nur mit verhältnismäßig wenig Figuren erreichen läßt.

Diese Großheit und Totalität der Anschauung ist nur möglich, wenn die einzelnen Bildelemente unter einer wohldisponierten Raumharmonie stehen. Sie beherrscht deshalb alle annähernd fertigen Werke Marées'. Damit ist der Künstler aber nicht zufrieden; er will auch noch den Raum als solchen, der an sich etwas Zerfließendes, Unbestimmtes und Unbestimmbares hat, sinnlich wahrnehmbar machen, uns gefühlmäßig nahebringen. Dies erreicht er zunächst dadurch, daß er die Hauptrichtungen der Horizontale und Vertikale energisch betont. Die Horizontale ergibt der Boden oder ein Wasserspiegel — also immer eine Fläche. Diese wird uns als tragendes Grundelement noch dadurch deutlicher gemacht, daß die auf ihr Stehenden oder Liegenden, nach ihr sich Bückenden hierin ihren gemeinsamen Fuß- oder Angelpunkt haben. Je nachdem die Menschen und Dinge weiter zurück oder nach vorne angeordnet sind, fügt sich in die bestehende Fläche eine neue ein, die sie terrassenförmig auf- und ausbaut und so die Illusion der Höhe und Tiefe gewinnen läßt. Vollendet wird diese Raumanschauung durch die Vertikale der Bäume und aufrechtstehenden Menschen, die Marées durchaus als Volumen betont und verwendet. Das läßt sie den Raum füllen, also seine dreidimensionale Ausdehnung uns inne werden. Da sie für ihre Bewegungsfreiheit Raum brauchen und zu anderen Figuren in Beziehung stehen, wirken sie selber raumbildend. Da überdies die Menschen Marées', auch wenn sie in Ruhe sind, durchaus den Eindruck erwecken, sich jeden Augenblick verändern zu können, so macht uns diese Erkenntnis den Raum als etwas wirklich Vorhandenes noch deutlicher, führt ihn uns gleichsam plastisch vor die Sinne. Wir verstehen jetzt, daß die Raumdarstellung Selbstzweck eines Bildes sein kann, und warum Hildebrand sagen darf: ‚Die Vollendung des Maréesbildes ist schon in der Anordnung gegeben. Die sogenannte Ausführung würde nichts Wesentliches dazu beitragen.'

Wohl finden wir auch bei anderen Gemälden eine Raumwirkung, aber hier ist sie immer nur ein Darstellungsmittel, etwas durchaus Untergeordnetes, um einen Vorgang oder eine Szene uns anschaulich zu machen. Man ist damit zufrieden, wenn sich keine ‚Löcher' ergeben und die einzelnen Teile nicht auseinanderfallen — also mit der Geschlossenheit der Komposition.

Marées bringt uns nun die dem Raum als solchem eigentümliche Schönheit zum Bewußtsein, seine vielgestaltige Modulationsfähigkeit. Dies erreicht er durch Überschneidungen, Größenkontraste, Zusammenfügungen der Pläne und Richtungen ꝛc., die ‚mit solcher Weisheit und mit solcher Einsicht für die Tragweite ihrer Illusionskraft benutzt sind, daß nichts im Bilde gegeben ist, was bedeutungslos bliebe und nicht von schlagender Wirkung für das Ganze wäre'.

Es ist ein tiefer Gedanke der Pythagoräer, daß nicht bloß die Qualität, daß auch die Quantität im Weltbau ihre Bedeutung hat. Sie spricht sich in Zahlen und Verhältnissen aus, deren harmonische Verteilung und Be-

wegung im Raum — deren immanente Mathematik sich in die Schönheit geheimnisvoller Sphärenmusik umsetzt, die nicht physikalisch hörbar wird, aber unserem ganzen Wesen sich als wundersamer Eindruck mitteilt. Verwandte Gefühle lösen die Werke Marées' aus, wenn sie unter dem Gesichtspunkt des Raumes aufgenommen werden. Der Grundakkord ist weihevolle, paradiesische Ruhe.

Betrachten wir in diesem Sinne ‚Die Werbung'. Breit, klar und energisch entfaltet sich die Horizontale des Bodens, deren Eindruckskraft durch die parallele Säulenbasis verstärkt wird. Wie die Grundebene in der gemeinsamen Standlinie der Vordergrundspersonen eine bewegte Gliederung gewinnt, so die Zwischenfläche in der Treppenanlage. Da diese die höhere mit der tiefer gelegenen Ebene in terrassenförmigem Aufbau verbindet, ersteht eine Tiefenwirkung, verdeutlicht durch das auf die Stufen hingelagerte Kind; durch ihren seitlichen Verlauf aber betont sie das feste Gefühl der Horizontale noch einmal und löst in uns das Gefühl der Ruhe aus. Der also geschaffene Raum wird durch die Vertikalen weiter ausgebaut und durch das Gegeneinander der Säulen, ihrer Zwischenräume, der vor- und rückwärts stehenden Menschen rhythmisch gegliedert, verlebendigt. Deren Beweglichkeit wiederum wird gehoben durch die gebundene Masse der schwerlastenden Säulen, die zum Rahmen um die beiden Paare werden, ihr Gegenspiel herausstellen und sie als die geistigen Träger der Szene erkennen lassen. In den Jünglingen das prüfende Schauen, das sich Anbietende und Verlangende, in den Mädchen das sich Bedenkende, Zurückhaltende und zur Hingabe Ermunternde — ‚Werbung!' In den Flügelbildern klingt das Motiv an und aus. Hier der aus Einsamkeit und Menschensehnsucht sich im Bache bespiegelnde Narziß, dort die jungfräuliche Scheu der gefundenen Gefährtin, die gleichsam aufs neue geworben werden will — daher die rücksichtsvoll zarte und leise Annäherung des Liebenden.

Weil es Marées so unvergleichlich versteht, die inneren Zustände der Freude und Sehnsucht, des Aufhorchens und sich Versenkens durch die menschliche Form zur Erscheinung zu bringen, behandelt er auch das Porträt so und erreicht darin eine schlechthin monumentale Größe. — Ein glänzendes Beispiel hiefür ist sein Selbstporträt. Wie prägt sich die konzentrierte Willenskraft in der ruhig energischen Weise des Sitzens aus, wie spricht aus dem aufgerichteten Oberkörper die zielbewußte, unbeirrbare Klarheit und Festigkeit des Charakters, wie erleben wir aus den elastischen Hüften und der Vertiefung des Schoßes das Gefühl einer sich mächtig entfaltenden, sich Raum schaffenden Persönlichkeit — und das alles, ohne einen Blick auf den wohldisponierten Kopf und seine Gesichtszüge werfen zu müssen!

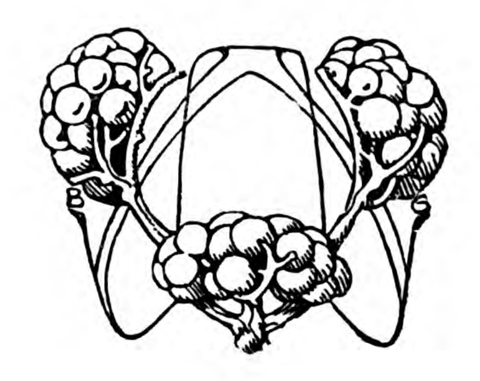
Alle Elemente seiner hohen Kunst vereinigt Marées in seinem ‚Hubertus', und zwar so, daß sie nur mehr Ausdrucksmittel für einen rein geistigen Vorgang, eine seelische Situation werden.

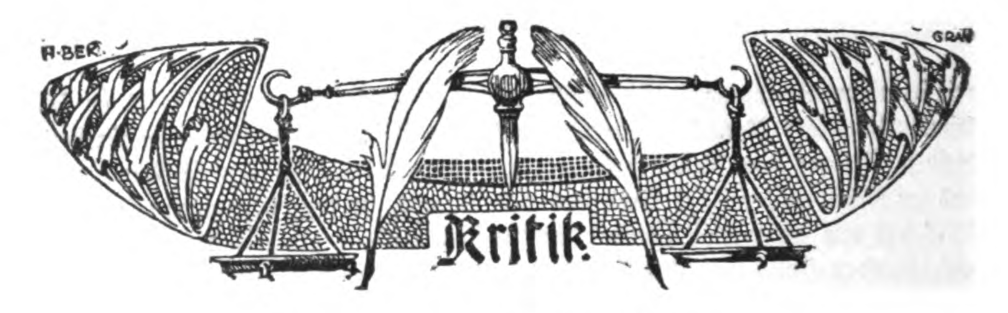
Der Hirsch, der für unsere äußere Anschauung den höchsten Standort im Bilde einnimmt, ist zugleich der Ausgangspunkt der sich durch ihn

vollziehenden Handlung. So wirkt er wie eine Erscheinung, obwohl er sich seines Amts als Kreuzträger nicht bewußt ist. Sein leise verwundertes Stehenbleiben ist nur der Reflex des vor ihm ehrfurchtsvoll scheuen Stillewerdens, das im Knien und in sich Versenken des Reiters, in dem verwundert frommen Blick des wie gebannten Pferdes und in dem mehr begierig als neugierig sich aufrichtenden Hund zum Ausdruck kommt. Nimmt man endlich die ruhig abgewogene und wohl ausgeglichene Verteilung dieser Gestalten mit dem dadurch erstehenden Raum langsam in sich auf, so ergibt sich in Verbindung mit dem dämmerigen Graublau des Himmels und dem dunklen Grün des Waldes ein geheimnisvoller mystischer Grundakkord, der uns die Ahnung eines wunderbaren Geschehnisses vermittelt, ohne irgendwelche Kenntnis der Legende: alles erwächst uns aus der Anschauung.

Dem gegenüber wirken die stelzenhaften Beine des Pferdes wie manche andere Unbeholfenheit und Unvollkommenheit durchaus nebensächlich. Sie erklären sich hier wie in den anderen Bildern aus Marées' unablässigem Streben, die Formen auf das Allernotwendigste zu vereinfachen und die Bewegungs- und Lebensmotive immer noch klarer herauszustellen; sie erklären sich aus der zu solchem Zwecke unzählig oft wiederholten Übermalung, vor allem aber daraus, daß Marées mit seinem Lebenswerke nicht zu Ende kam. Wir müssen es deshalb verstehen oder verstehen lernen, es auf seine ursprüngliche und gewollte Schönheit anzuschauen — wie man etwa einen antiken Torso betrachtet. Dann aber werden wir das Neue und Große inne, das er zu gestalten wußte; dann erschließen sich uns Perspektiven nach dem Höchsten der bildenden Kunst überhaupt: nach dem Monumentalen.

Jos. Popp.





Semper, der Kulturjüngling.

Mit Vor- und Zunamen heißt unser Held Asmus Semper und ist ein deutscher Jüngling, der allmählich heranreift wie an Alter so an Weisheit und Witz zum Lehrer und als solcher ‚die Liebe auch verspürt' und mit vollen Segeln in den Hafen einer glücklichen Ehe einläuft.

Das ist der Inhalt des ‚Bildungsromans': ‚Semper, der Jüngling,' von Otto Ernst,* kurz und unwillkürlich, vielleicht ein wenig karikiert, in der Stilart des Romans wiedergegeben, die trotz aller Anläufe zu künstlerischer Durchführung immer wieder in den Feuilletonstil übergeht. Zu den bewährten Bildungsromanen möchte ich diesen Roman schon deshalb nicht stellen; ich würde ihn lieber mit einem kleinen Unterschied einen Bildungsgangsroman nennen; ‚Roman' ist übrigens zuviel gesagt.

In Sempers Bildungsgange spielen einige lebhaftere Details die Hauptrollen: sie spielen eine Rolle. Zu dem Zwecke sind sie etwas theaterhaft zugestutzt. Was die Szenen an innerer Beweiskraft fehlen lassen, ersetzen sie an äußerer Bravour. Das macht sie einem tit. Publikum wert. Sie behandeln die aktuelle Frage der Jugenderziehung und der Erziehung der Erzieher der Jugend. Zu den heranwachsenden Erziehern der Jugend gehört eben auch Asmus Semper, von dessen Freuden und Leiden die Histörchen berichten. Achtundfünfzig Kapitelchen sind's im ganzen, und jedes ist mit einer erbaulichen, manchmal auch graulichen Überschrift versehen: ‚Mister Belly und der geheimnisvolle Zimmermann.' — ‚Ein Kapitel, in dem nichts passiert . . .' — ‚Herr Drögemöller als Einkassierer des Schicksals.' Für diese Aufschriften hätte sich von den Räuberromantikern noch manches lernen lassen, die die Spannung noch ganz anders wirkungsvoll zu erzeugen wußten, etwa:

‚Wer ist denn das ohnmächtige Mädchen?'
‚Vielleicht erfahren wir's bald!'

Also Asmus Semper ist Schüler des Hamburger Präparandeums. Er ist voller Begeisterung für den künftigen Beruf und widmet sich mit Eifer allen erreichbaren Bildungsfächern. Er freut sich seiner Entdeckungsfahrten im Bereiche des Wissens. Diese Freude äußert sich oft recht pathetisch. Nietzsche geißelt dieses Pathos irgendwo. Und es ist wahr, echte Wissenschaft deklamiert ebenso wenig, wie echte Kunst. Tiefes, verarbeitetes Wissen macht einen ruhigen gesetzten Geist wie gut verarbeitetes Essen einen ruhigen, gesetzten Körper macht. Wer sich bei leiblichen Genüssen übernimmt oder überhastet, verrät den Neuling und verdirbt sich den Magen. Er gibt natürlich, je mehr sich das Übel steigert, den Speisen die Schuld und nicht seinem ‚verstimmten' Magen. Er wird kritisch und ist ein schlechter Tafelgenosse.

---

* Semper, der Jüngling. Ein Bildungsroman von Otto Ernst. L. Staackmann, Leipzig.

Asmus Semper hat bald überall etwas auszusetzen. In Religion, Moral Philosophie, Kunst und Wissenschaft ist er schnell fertig mit dem Wort. Es scheint. nicht in ihm aufgegangen zu sein oder doch nur teilweise, was er an Wissen und Weisheit zu sich genommen; er scheint nicht verdaut zu haben. Viele Gerichte mag er auch nur vom Hörensagen kennen, glaubt sich aber keine Blöße geben zu dürfen. Was diesen Semper so sehr charakterisiert, ist, daß er kaum ein Gefühl der Ehrfurcht vor dem Bisherigen kennt, kein Verständnis hat für den Adel einer traditionellen Kultur und den Wert ihrer Bedeutung gegenüber dem ephemeren Tagesgeiste. Er tritt als Freigeist an sie heran und merkt nicht, wie die ererbte und durch Erziehung gepflegte Weltweisheit, wie sie z. B. die christliche Lehre verkörpert, die alle geistige Kraft seit je in sich konzentriert hat und jedem ihrer Kinder sozusagen als geistigen Adelsbrief schon in die Wiege legt, wie eine solche stabile Größe seiner Weisheit von gestern und heute spottet. Asmus Semper bläst das wie ein Flöckchen Flaum von den Fingerspitzen in die Luft.

Semper gerät in Konflikte, wie er meint, mit der veralteten Weltauffassung und deren Verfechtern und in seinem speziellen Beruf mit dem veralteten Schulsystem und dessen Vertretern. Man spürt da sehr deutlich, daß diese Herren Vertreter sehr in majorem gloriam Asmus Sempers des Mustermenschen gezeichnet sind, und fragt sich bald, ob die Kollisionen mit den also Karrikierten nicht doch auch noch einen tieferen Grund haben könnten in der Kollision mit dem absoluten Bestand an Welterfahrung und Lebensanschauung der bisherigen Menschheit überhaupt.

Ich habe aber bereits zu viel in das Buch hineingelegt, denn an die tieferen Probleme des Lebens und der Menschenseele rührt Asmus Semper kaum, oder wenn, hilft seine ‚Weltanschauung', die einem oberflächlichen Rationalismus sehr nahe kommt, ihm leicht darüber hinweg. Zumeist beschränkt er sich auf die Probleme der Jugenderziehung. Und da soll nicht verkannt werden, daß Asmus Semper zuweilen ‚Haare in der Butter' findet, wirkliche Schäden der Erziehung aufdeckt und gesündere Anschauungen vertritt, wie sie die Zeit ohnehin mit sich gebracht hat. Und sehr rühmenswert ist seine Begeisterung für die Kinderseelen und sein Wille, ihnen nicht Steine, sondern Brot zu bieten, was bei seinem Rationalismus freilich nicht eben leicht ist. Und ganz berechtigt ist sein Standpunkt, daß alles Wissen eigentlichen Wert doch erst hat als Können.

Soweit, als Satire auf ein verknöchertes Schulsystem, kann man sich das Buch schon gefallen lassen und selbst in seinen Übertreibungen genießbar finden. Auch in den Schilderungen idyllischer Natur, des frohen Jugendlebens, des Schulhumors, des Elternhauses, der gemütlichen Häuslichkeit schmeckt der bekannte Otto Ernstsche leichte, doch köstliche Humor wohl einem jeden, doch genießt man ihn besser in ‚Asmus Sempers Jugendland', den ‚Appelschnut'-Geschichten 2c. und in einigen seiner Gedichte. Als Kulturpauker aber muß man diesen Asmus Semper energisch ablehnen. Den tieferen Problemen des Lebens und der Menschenseele ist, wie schon gesagt, Asmus Sempers philosophische und historische, ich will nicht sagen, Schulung, aber der entsprechend tiefe und umfassende Blick nicht gewachsen.

Auch nicht Otto Ernsts Kunst. Er ist doch mehr Schriftsteller als Dichter und Künstler. Als Roman kann man den Asmus Semper nicht gelten lassen, es fehlt die geschlossene Entwicklung, und zwar die von innen heraus. Wo sie versucht wird, offenbart sich sofort die Grenze des Könnens. Man vergleiche diesen ‚Bildungsroman' mit ‚Wilhelm Meister', mit Gottfried Kellers ‚Grünem Heinrich'

oder auch nur mit allerjüngsten, etwa dem „Freund Hain' von Strauß, dem „Peter Camenzind' von Hesse u. a., und man hat sofort einen Gradmesser für Otto Ernsts dichterisches und darstellerisches Vermögen.

Er ist ein leidlicher Plauderer, aber nicht immer ein angenehmer. Dafür ist er zu rechthaberisch, zu schulmeisternd. Das Besserwissen ist meist sein Amt, nicht nur in dem vorliegenden Roman. Ich möchte bei ihm nicht von tieferem Humor reden und nach der andern Seite hin nur in beschränktem Sinne von Satire. Man sieht eben oft mehr, nur was ihn ärgert, als das Ärgerliche an der Sache selbst. Und seine Freude hinwieder ist allzu wortreich, zu renommistisch und verträgt die Steigerung in unglaubliches Pathos so gut wie das Versinken in Sentimentalitäten.

Otto Ernst gönnt der Geschichte nicht gern einen ruhigen Verlauf. Er stellt sich immer persönlich in Kampfpositur. Und dann haut er oft im falschen Augenblick zu und an der unrechten Stelle. Das läßt den Ernst der Situation dann vergessen. Wenns nicht gar ein Kampf à la Don Quixote ist! Sein Schaffen ist ganz von der Tendenz des Besserns bestimmt. Er vergißt jedoch, daß die Welt nicht das Werk des Handumdrehens ist. Er hat ein zu quickes Temperament. Es fehlt ihm oft nicht an Einsicht, aber fast immer an Übersicht, an Vor- und Rückschau und der daraus fließenden Gelassenheit des echten Humors. Es spielt viel Bildungsphilisterei mit. Und ein Etwas von spießerhafter Enge, die sich bekanntlich mit dem Aufklärichttum gern verbündet, freilich in feinerer, vornehmerer Form, ist gar nicht zu leugnen. Man fühlt sich oftmals wie auf der lieben deutschen Bierbank.

Christoph Flaskamp.

Ägypten einst und jetzt.

Die Anfänge unserer abendländischen Kultur gehen zurück auf die Stromoasen des Nils und des Euphrat-Tigris, wo die Bevölkerung am frühesten zur Seßhaftigkeit und einer gewissen Dichte gelangen mußte. Das bekanntere von beiden Ländern ist Ägypten. Hier setzte die Forschung ein halbes Jahrhundert früher ein als in Mesopotamien, und seit 26 Jahren steht es unter englischer Regierung, in vieler Beziehung ein moderner Staat (1905 z. B. von 100000 Fremden besucht), vielfach aber auch noch an die Zeit der Pharaonen und Kalifen erinnernd. Wie es den Griechen als die Hochschule seiner Weisen galt, so ist es von unschätzbarem Wert wegen der Aufschlüsse über die älteste menschliche Kultur.

Das Wesentlichste von dem, was seit Champollion eine Reihe glänzender Gelehrter wie Lepsius, Brugsch, Steindorff, Maspero, Erman, Eduard Meyer, Flinders Petrie ꝛc. an wunderbaren Funden zutage gefördert haben, sucht, gestützt auf eingehende persönliche Kenntnis des Nillandes, E. M. Roloff in einem Buche* darzulegen, das sich bescheiden eine Neubearbeitung der 1888 erschienenen zweiten Auflage des bekannten Kayserschen Werkes nennt, in Wahrheit aber etwas ganz Neues ist.

Nach einer einleitenden geographischen Schilderung des Nils und des Nillandes, die sich stellenweise zu dichterischem Schwunge erhebt, behandelt der Verfasser das alte Ägypten: Ethnographie, Religion und Sittenlehre, Regierung und Geschichte, Schrift und Wissenschaft, Poesie und Kunst, endlich die äußere Kultur des Pharaonenvolkes: Fürst und Untertanen, Volkswirtschaft, Familie und Gesellschaft,

* Ägypten einst und jetzt, von Fr. Kayser und E. M. Roloff. Freiburg, Herder, 336 S. 7 u. 9 Mk.

Tod und Begräbnis. Besonders interessant und wertvoll ist der Abschnitt über die unendlich verworrene Religion der alten Ägypter, der dem Verfasser nach den neuesten Forschungsresultaten so ausgezeichnet gelungen ist, daß man völlig vergißt, hier durch ein urwaldartiges Dickicht geführt zu werden. Der prächtige Abschnitt über die altägyptische Kunst wird (ebenso wie im zweiten Teil der über die islamische) wirksam unterstützt durch eine reiche Auswahl instruktiver Illustrationen. Besonders licht- und stimmungsvoll ist die Schilderung der Pyramiden und ihrer Entwicklung. In allen Kapiteln wurden die Resultate der neueren Ausgrabungen berücksichtigt: das 1888 gefundene Tontafelarchiv von Tell el-Amarna aus dem 15.—14. Jahrhundert v. Chr., die 1894—96 erfolgte Bloßlegung des Terrassentempels der Königin Hatschepsowet bei Der el-bahri, das 1897 entdeckte Grab des ältesten bekanten Pharaos Menes bei Negade mit den ältesten Hieroglyphen um 3300 v. Chr.; dann vor allem die 1898—1907 erfolgte Ausgrabung des Sonnenheiligtums und der drei Totentempel von Abusir aus der fünften Dynastie (vgl. Hochland, Juliheft 1908), der Blütezeit der ägyptischen Kunst. Auch die Statuenfunde bei Karnak seit 1903 werden nicht vergessen, ebenso wie die 1905 bei Der el-bahri gefundene vergoldete Kuh der Hathor, welche die vollendetsten Tierdarstellungen der griechischen Kunst übertreffen soll, schon ihre Würdigung findet.

Der zweite Teil über das heutige Ägypten behandelt nach einem knappen und doch eingehenden geschichtlichen Überblick die Ethnographie und die mohammedanische Religion, das moderne ägyptische Staatswesen, Wissenschaft und Schulen, Poesie und Kunst, Volkscharakter, Gesellschaft und Familie. Zum Schluß folgt ein Abriß der Geschichte des Christentums in Ägypten, der den Leser durch die Freuden und Leiden dieses altchristlichen Landes führt und mit einer Darstellung der katholischen und protestantischen Missionen unter Mohammedanern und Kopten endet. — Besonders dankenswert ist, daß der Verfasser überall statt allgemeiner Angaben auf genaue Zahlen großen Wert gelegt hat. So ist die Volkszählung von 1907 verwertet; die Abschnitte über Schulen und Missionen bieten bereits die neuesten Daten für 1908. Mit einem kurzen Ausblick über die Verhältnisse der islamischen Welt schließt das schöne Buch.

Als Muster der ebenso gedrängten wie plastischen Schreibart Roloffs möchte ich die wenigen Seiten (238 ff.) bezeichnen, die einen Überblick über die 24jährige Herrschaft Lord Cromers, des ‚ungekrönten Königs von Ägypten' geben. Was der hochbedeutende Mann gewollt und erreicht hat, tritt in lapidaren Zügen dem Leser vor die Augen; ebenso aber auch das Bedenkliche seines durch echt englische Rücksichtslosigkeit gekennzeichneten Systems. Wie gut der Verfasser über die Verhältnisse im Nillande unterrichtet ist, wo er nach der Vorrede acht Monate gewohnt hat, beweisen die überraschenden Mitteilungen, die er über Englands Absichten gibt, auf dem Umweg über den Sudan den dauernden Besitz Ägyptens zu sichern; Mitteilungen, die sich nicht auf Hypothesen, sondern ein zwingendes Tatsachenmaterial gründen.

Das treffliche Buch, das mit einer wertvollen chronologischen Übersicht und einem guten Register schließt, ist vom Verlag mit geschmackvoller Gediegenheit ausgestattet. Meines Wissens gibt es kein anderes derartiges Werk, das einem gebildeten Publikum eine so schöne und gründliche Zusammenfassung unserer Kenntnis von diesem merkwürdigen Lande vom grauesten Altertum bis zur jüngsten Gegenwart bietet.

Dr. Eugen Knupfer.

Neue Romane.

‚Der Meister', ein Rokoko-Roman von Walter Schulte vom Brühl (Concordia, H. Ehbock, Berlin). Der Dichter dieses Buches ist ein glänzender Schilderer historischer Milieus; mit einer geradezu verblüffenden Sicherheit bewegen sich seine Menschen längst entschwundener Tage in ihren steifen Gewändern. ‚Der Meister' ist maître Voltaire, und die Umgebung, in der wir ihn finden, der naiv lasterhafte, dabei preziöse Hof des ehemaligen Polenkönigs und nachmaligen Herzogs von Lothringen Stanislaus Lescinski in Lunéville. Dorthin hat man den Meister zugleich mit seiner langjährigen Freundin, der Marquise du Châtelet, geladen, weil man seinen Geist zu schätzen weiß, und der Philosoph wegen seiner Angriffe gegen die Kirche sonst nicht überall in Frankreich vor Gefangenschaft sicher ist.

‚Es scheint mir ein sehr merkwürdiger Hof zu sein, der Hof zu Lunéville', sagt die Marquise du Châtelet zur Marquise de Boufflers, der Maitresse des Königs. ‚O, nicht besonders' antwortet die andere: ‚Man weiß nur zu leben, und zum Leben und Erleben ist der Mensch doch geboren: Ach, Beste, Sie glauben gar nicht, wie gern ich lebe. Nun, so leben Sie auch, leben Sie nach allen Richtungen. Gott schütze uns vor Einseitigkeiten.'

In der Tat, auch die Marquise du Châtelet, die ‚göttliche Emilie', vermag an diesem Hofe ihrem Freunde die durch die Jahre geheiligte Treue nicht länger zu halten; sie, die an Voltaires Seite aus Verzweiflung Bücher geschrieben hatte und eine berühmte Frau geworden war, hält sich hier für die Entbehrungen schadlos, die ihr die Philosophie auferlegt hatte. So frivol nun das Verhältnis der Marquise zu ihrem Gatten einerseits, zu Voltaire anderseits, und dritterseits zum Chevalier Saint-Lambert anmutet, so bleibt doch der Dichter hierbei stets sozusagen im Bilde, und das auf eine meisterliche Art; ernsthaft bedenklich, und nicht allein zum Hofe von Lunéville gesprochen erscheint dagegen alles, was Voltaire über die Kirche sagt: ‚Noch herrscht die Infame, noch wütet sie gegen alles, was sich ihrem Joch nicht beugt, noch macht sie Fürsten und Völker zu Sklaven. In allem und jeden hat sie ihre gierige Hand, sie trennt statt zu einen, sie sät überall Haß statt Liebe und drapiert ihre Schreckgestalt mit dem schimmernden Mantel des Christentums. Aber ich will sie zeigen in ihrer Blöße! . . . .' und endlich das Schlußwort des Buches, auch von Voltaire gesprochen: ‚Écrasez! écrasez l'infâme!' Wahrhaft sympathisch wirken daneben alle Partien, die maître Voltaire als Menschenfreund, als gütigen Helfer und Berater in allerlei Nöten zeigen; den großmütigen Seiten seines Wesens ist dadurch ein schönes Denkmal errichtet.

‚Martin Staub' von Albert Geiger (Concordia), ein kleiner Roman — man könnte fast sagen Novelle —, der sich auf dem Hintergrund des Lebens einer sich entwickelnden Vorstadt abspielt. Dieser Hintergrund ist sehr liebevoll ausgemalt, die langsam versandende Stadt, die Gemüsegärten zwischen den Bahndämmen, der Eisenbahnbrückenbogen als dürftige Vorstadtromantik in allen Farben des Tages und Jahres. In der Geschichte stehen sich Vater und Sohn gegenüber; der Vater, Martin Staub, ein Holzschnitzer, der einmal Bildhauer werden wollte und durch die Not des Lebens von der Kunst ins Handwerk getrieben wurde, und Ludwig Staub, sein junger Sohn, der den Kampf um die Künstlerschaft von neuem aufnimmt, dem verbitterten Vater zum Trotz; aber auch ihm winkt kein Stern, bis in einer ergreifenden Schlußszene der Vater die Leiden des Sohnes begreift und ihm zusichert: ‚Dir soll es besser ergehen als mir; du sollst ans Ziel kommen!'

Ilse von Stach.



Naturkatastrophen und Weltanschauungskrisen.

Im ersten Buch von ‚Dichtung und Wahrheit‘ gedenkt Goethe des erschütternden Eindrucks, den die grausigen Nachrichten von dem Erdbeben in Lissabon auf sein junges Gemüt wie auf das vieler Zeitgenossen machten. Die Vorstellung des plötzlichen Untergangs von sechzigtausend ahnungslosen Mitmenschen, von der Preisgabe der unglücklichen Überlebenden an Raub, Mord und jede Art der Mißhandlung riefen seine ersten Glaubenszweifel wach und machten ihn unzugänglich für alle Trostgründe:

> ‚Der Knabe, der alles dieses wiederholt vernehmen mußte, war nicht wenig betroffen. Gott, der Schöpfer und Erhalter des Himmels und der Erden, den ihm die Erklärung des ersten Glaubensartikels so weise und gnädig vorstellte, hatte sich, indem er die Gerechten mit den Ungerechten gleichem Verderben preisgab, keineswegs väterlich bewiesen. Vergebens suchte das junge Gemüt sich gegen diese Eindrücke herzustellen, welches überhaupt um so weniger möglich war, als die Weisen und Schriftgelehrten selbst sich über die Art, wie man ein solches Phänomen anzusehen habe, nicht vereinigen konnten.‘

Eine ähnliche allzu kindliche Gottesvorstellung hat gewiß auch jüngst angesichts der entsetzlichen Katastrophe in Süditalien in gar manchen Seelen religiöse Zweifel geweckt oder bestärkt. Wenn sie heute zumeist nicht in so schroffer und höhnischer Form geäußert werden als zu Goethes Jugendzeit durch Voltaire und seinesgleichen, so darf man dies dem erhebenden Nachklang zuschreiben, den alsbald die Schreckensbotschaft fand. Im edelsten Wetteifer werktätiger Nächstenliebe haben sich die eben noch durch Kriegsgelüste beunruhigten Völker des christlichen Abendlandes brüderlich zusammengefunden.

> ‚Wie haben jene mächtigen Organisationen, die wir scheinbar schaffen nur für den Krieg, die Armee und die Flotten, sich auf einmal in die wundervollsten Instrumente des Friedens und der Hilfeleistung verwandelt! Das ist ein Triumph der Menschlichkeit, und dieser Triumph ist ein Sieg des Christentums! Alle Welt hat es anerkannt, daß jener selbstverleugnende Opfermut, den so viele schlichte Soldaten und Matrosen bewiesen haben, das Höchste war, was ein Mensch dem andern leisten kann. So hat sich Gottes Reich auch unter dem Trümmerfall von Messina und von Reggio gezeigt. Einerlei, ob es Gläubige oder Ungläubige waren, die da halfen, sie waren beseelt von dem lebendigen Gott, der die Liebe ist. Gott ist die Liebe. Wir Menschen aber sollen erst die Liebe lernen. Darum werden wir auf all die Proben gestellt, die sie uns lehren können.‘

So Karl Sell in der ‚Christlichen Welt‘. Die bei diesem Anlaß bewährte menschliche Solidarität, wie sie uns Christus gelehrt hat, preist auch

Kardinalerzbischof Capecelatro in einem Hirtenschreiben und wendet sich im besonderen an sein hartbetroffenes Heimatland:

‚O wie schön ist es, hier in Italien, wo es so viele Leidenschaften und politischen Haß gibt, zu sehen, wie der Papst und der König, die beiden Königinnen, der Klerus, Mönche und Nonnen, die Gläubigen und auch jene, die keinen Glauben haben, sich vereinigen, um den armen Unglücklichen zu Hilfe zu kommen! Möge diese Einigung in der Liebe, die von Christus ausgeht, andauern und fortwährend wirksam sein; dann könnten auch die Gebeine jener, die im Grabe liegen, sich freuen!‘

Und in ähnlichem Sinne haben in allen Landen übereinstimmend die verschiedensten Stimmen die menschheitserziehende Bedeutung dieser schweren Heimsuchung erkannt, die bei all ihrer Schrecklichkeit nur eine schwache Vorahnung geben sollte von der blutigen Verwüstung, wie sie ein frevelhaft heraufbeschworener Völkerkrieg über ganz Europa ausbreiten müßte.

Die große Einheit des Menschengeschlechts, die sich in der gegenseitigen Hilfsbereitschaft praktisch bewährte, sie gibt uns auch theoretisch den einzigen Schlüssel zum Verständnis des schweren Schicksals, das den Opfern solcher Katastrophen widerfährt. Nicht für die einzelnen Betroffenen die Schuldfrage zu stellen, sondern für uns selbst, für die Menschheit insgesamt, die sittliche Zweckfrage, so hat es uns der Heiland selbst gelehrt:

‚Wir besitzen einen denkwürdigen Ausspruch von Jesus über zwei in Jerusalem erfolgte Schrecken erregende Katastrophen seiner Zeit: Luk. 13. Unschuldige Galiläer hatte Pilatus aus irgend welchem Grunde im Tempel zu Jerusalem niederhauen lassen, und ein Turm am ‚Wasser Siloah‘ war eingestürzt und hatte achtzehn Menschen erschlagen. Als nun die Leute äußerten, das sei wohl eine Strafe für ihre Sünden, verneint es der Herr: „Mitnichten, sondern wenn ihr nicht Buße tut, werdet ihr alle ebenso umkommen.“ Wir müssen achten auf das Mitnichten! Das Unglück, das Leiden ist keine Strafe für den einzelnen. Es trifft den einzelnen ohne seine Schuld; aber alles, was dem einen geschieht, dient dem anderen zur Warnung, zur Belehrung.‘

Sell drückt dies auch so aus:

‚Wie wir als einzelne eingebunden sind in eine zusammenhängende Kette von Schicksalen, die die Erde und die die Völker treffen nach einem höheren Rat, den wir nicht kennen, so sind wir auch gliedlich miteinander verbunden, und das Leiden des einen soll dem andern zu seinem Besten dienen.‘

Nicht alle weiteren Schlußfolgerungen Sells können wir uns aneignen; aber in dem einen Grundgedanken stimmen wir wieder gänzlich mit ihm überein, daß ein solches Vertrauen auf die alles Weltgeschehen durchdringende göttliche Vorsehung im vollkommensten Einklang steht mit der Einsicht, die uns die wissenschaftliche Forschung von den nächsten, natürlichen Ursachen der Katastrophen gibt.

‚Die Ursachen der Erdbeben sind uns nicht unbekannt. Erdbeben sind, um die umfangreichen geologischen Erörterungen in einem kurzen Ausdruck zusammenzufassen, nichts anderes als die Zuckungen, die sich aus dem beweglichen Zustand der von außen her erkaltenden und einschrumpfenden Erdrinde mit Notwendig-

keit ergeben. Sie sind eine Folge jenes Entwickelungszustandes, in dem der Erdball sich befindet, und seine Schicksale werden vermutlich von allen Weltkörpern geteilt. Was auf der Erde geschieht, ist nur ein Einzelfall der Anwendung von Gesetzen, die die ganze materielle Welt regieren. Das wissen wir und wir können uns darauf einrichten. Die Erde „bebt" unausgesetzt. Wäre man in Italien dem oft genug erteilten Rate der Naturforscher gefolgt und hätte alle Städte, die in den von Erdbeben regelmäßig im Laufe der Jahrhunderte betroffenen Gegenden liegen, so umgebaut, wie es z. B. in den Erdbebengebieten von Japan längst geschieht, so wäre das Schlimmste wohl verhütet worden. Wer sich wissentlich auf einem lecken Kahn den Meereswogen anvertraut, der muß unfehlbar zugrunde gehen, und wer sich an denjenigen Stellen der Erdrinde ansiedelt, die sich noch im Zustande stärkerer Wellenbewegung befinden, der muß auch die Folgen tragen. Den Kräften aber, die diese Wellenbewegungen bewirken, verdanken wir doch den jetzigen Zustand der Erdoberfläche. Alle unsere Gebirge sind dadurch hervorgebracht, alle Verteilung von Land und Meer. Wer das Beben der Erde still gestellt haben wollte um der Menschen willen, der verlangte nichts Geringeres, als daß alle Ordnungen der materiellen Welt umgestoßen werden sollen. Die von Gott geordnete Natur ist eben ein Ganzes. In diesem Ganzen dient eins dem andern. Und die Erdbeben im ganzen sind doch nur Sicherungserscheinungen, durch die die Bewohnbarkeit und die Nutzbarkeit der Erdrinde sich vermehrt. Da wir das wissen, da wir diese zweifellos göttliche Ordnung der Wirklichkeit kennen, sollen wir uns auch darnach richten.

Gott hat . . . den Menschen die gesamte Erde samt der Pflanzen- und Tierwelt übergeben, auf daß er „über sie herrsche". Diese Herrschaft aber bedeutet zunächst: sie in allen ihren Eigenschaften erkennen und so zweckmäßig benutzen. Der Weg zu dieser Herrschaft ist also Erkenntnis alles Geschaffenen und vernünftiger Gebrauch, mit andern Worten ist Naturwissenschaft, Geschichtswissenschaft und Technik. Mit allem dem gehorchen wir einem Gebote Gottes. Die Erdbebenforschung ist nur ein Teil davon. Und zweifellos wird auch das heutige Unglück von Messina und Reggio in den künftigen Jahrhunderten manches ähnliche Unglück verhüten helfen. . . .

Die Erde, die erst nach so und so vielen Millionen von Jahren in den Zustand der Bewohnbarkeit durch lebende Wesen gekommen ist, sie ist **nun** das Erziehungshaus des Menschengeschlechts, das nur durch unausgesetzte Kämpfe mit den Naturgewalten, durch Leiden aller Art zum jetzigen Zustand der Gesittung emporgedeihen konnte. Und dieser Zustand ist doch wieder nur ein Anfang für künftige Gestaltungen, in denen es noch ganz anders gelingen muß, unser gesellschaftliches, unser nationales, unser menschheitliches Leben zu veredeln, zu vertiefen, zu versittlichen. Aber, wie die menschliche Natur nun einmal ist, immer nur durch Mühe und Arbeit, durch Kampf und Opfer der einen kommen die andern empor.'

Nur wenn wir so in Natur und Menschheit den Blick aufs Ganze richten, erlangen wir eine Aufklärung oder wenigstens eine Ahnung vom letzten Sinne jedes einzelnen und damit zugleich eine vertiefte Vorstellung von der unendlichen Erhabenheit Gottes und unserer eigenen Winzigkeit. Auch einen Naturforscher wie **Johannes Reinke** hat die Katastrophe von Messina zu

ernstem Nachdenken veranlaßt, und seine eigenartige Betrachtung des ‚Übels in der Welt‘ (‚Propyläen‘ Nr. 18), des unverschuldeten wie des schlimmeren verschuldeten, mündet nach manchen, den oben angeführten ähnlichen Erwägungen und Nutzanwendungen aus in den Schluß:

‚Messina kann so wenig zum Atheismus führen wie die blutgetränkte Walstatt einer Völkerschlacht. Die Bitte: Erlöse uns von dem Übel! könnte auch in die Worte gekleidet sein: Gib uns die Kraft, das Übel zu überwinden. Das Übel ist etwas in der Welt Gegebenes, etwas für den Menschen Gegebenes, so gut wie der Sauerstoff und der Stickstoff ein Gegebenes sind. Als Jesus von Nazareth sein Gebet lehrte, wußte er genau, daß das Übel in der Welt nicht aufhören werde, daß nicht nur das Gute, sondern auch das Übel für uns leichtverletzliche Plasma-Organismen ein selbstverständliches Zubehör des Lebens sei. Wenn er sprach: „Gott läßt seine Sonne aufgehen über die Bösen und über die Guten und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte“, so läßt sich dies Wort dahin ergänzen: Auch den feindlichen Katastrophen der Natur gegenüber sind alle Geschöpfe in gleicher Lage.

Ich komme zu dem Ergebnis, daß Katastrophen wie die von Messina nicht dazu angetan sind, die Idee einer göttlichen Weltregierung zu vernichten; wohl aber sind sie uns eine ernste Mahnung, die Vorstellungen davon, wie sie vielfach in uns herrschen, an der Hand solcher Naturereignisse von neuem zu prüfen, zu revidieren.

Nach wie vor halte ich daher Leopardis Ausspruch, die Erde sei eine inutilis miseria, für eine arge Übertreibung. Weder dem Pessimismus noch dem oberflächlichen Optimismus wollen wir uns in die Arme werfen, sondern unsere Losung sei die Arbeit, ernste, gewissenhafte, zuversichtliche Arbeit. Aus der Arbeit haben sich Segenströme über die Menschheit ergossen, solange sie besteht, und ihr Segen wird dauern, solange es Menschen gibt. Dieses Segens wollen wir uns freuen und dankbar aufblicken zu der Hand, die ihn erteilt.

D a s M e n s c h e n g e s c h l e c h t a l s G a n z e s hat das Übel zu bekämpfen, mögen noch so viele einzelne in diesem Kampfe vorzeitig fallen. Das Schicksal des einzelnen darf nicht zum Maßstab für Glück und Fortschritt der Menschheit gemacht werden. Unter diesen Gesichtspunkt ist auch das Übel in der Welt zu stellen.‘

Zu einer Krise ihrer Weltanschauung können durch eine gewaltige Naturkatastrophe nur solche geführt werden, die vor den kleineren Übeln der Umwelt ihr Auge zu schließen vermögen und nun auf einmal widerstandslos vor dem Unübersehbaren stehen. Wer alle Dinge dieser Welt, die großen wie die kleinen, die guten wie die bösen, stets ruhig und ernst ins Auge faßt, dem werden auch die stärksten Eindrücke eine Krise nur im Sinne der Läuterung bringen und eines erhöhten Bewußtseins von dem unvergleichlichen Trost und Licht, mit denen der Christenglaube Welt und Menschheit verklärt.

E.





Zeitgeschichte.

Aus dem italienischen Katholizismus. Unter den Priestern des heutigen Italiens, wenigstens soweit sie an die größere Öffentlichkeit treten, ist Romolo Murri wohl so ziemlich fraglos der bedeutendste und geistvollste Kopf. Sein Charakterbild schwankt freilich sehr in der Schätzung seiner katholischen Zeitgenossen diesseits wie jenseits der Alpen: für die einen ist er das Urbild eines kirchlichen Revolutionärs, für die andern ein feuriger Prophet des reinsten religiösen Idealismus. Er hat eben wie so manche andere ihm ähnliche Gestalten das Unglück, daß man in ihm den sozialen und politischen Agitator oder, um konkret zu sprechen, den christlichen Demokraten und den begeisterten Freund und Prediger wahrhaft christlich-religiöser Erneuerung in der Kirche und durch die Kirche nicht unterscheidet. Daß ich es gleich sage: der Feuergeist aus den Marken (Murri stammt aus Gualdo-Macerata, Diözese Fermo) ist nichts weniger als ein Ketzer. Kein Zoll breit von einem ‚Modernisten' in dem durch die Enzyklika Pascendi offiziell präzisierten Sinne ist an ihm, ja er ist sowohl theologisch wie philosophisch die längste Zeit hindurch ein entschiedener Scholastiker gewesen und erst ganz kürzlich einigermaßen von diesem Standpunkte abgewichen; aber er ist ein disziplinärer Rebell, weil er sich gewissen politischen Weisungen der römischen Kurie, die mit Dogmatik nichts zu tun haben, nicht fügen will, bezw. um des Gewissens willen nicht fügen zu dürfen glaubt. Dieser mehr oder minder klare und praktische Politiker, welcher sich übrigens mit seinem Hauptgrundsatz, der in rein weltlich-politischen und nationalen Fragen Unabhängigkeit von der Hierarchie (nicht etwa von Religion und christlicher Ethik!) verlangt, so ziemlich dem Standpunkte der Deutschen Zentrumspartei nähert, scheidet hier gänzlich aus. Dagegen muß es jedenfalls von höchstem Interesse sein, einen so eigenartig und selbständig veranlagten Mann, der dazu noch, wie selbst seine bittersten Feinde zugeben müssen, ein persönlich tadelloser, selbstloser, für seine religiösen Ideale ehrlich begeisterter Priester ist, sich über die religiösen Zustände seiner Heimat aussprechen zu hören. Das hat Murri in seinen ersten Schriften getan, die zumeist aus Artikeln seiner Cultura Sociale (der Vorgängerin der Rivista di Cultura) entstanden sind, und die man dereinst wahrscheinlich viel höher schätzen wird als seine späteren christlich-demokratischen Agitationsschriften, die aber zugleich wie eine Offenbarung in den italienischen Katholizismus hineinplatzten und einen scharfen, herben Luftzug in eine Welt der Stagnation und des Traditionalismus brachten, den einen zum Schrecken und zum Ärgernis, den andern zum Entzücken und zur frucht-

barsten Anregung: in seinen Battaglie d'oggi. Einen, und zwar gleich den interessantesten und bezeichnendsten Band dieser Murrischen 'Kämpfe von heute', welcher bei seinem Erscheinen 1901 so viele junge Klerikerherzen bang und zugleich froh hatte pochen machen, legt uns jetzt ein waghalsiger Verleger in deutscher Übersetzung vor: Das christliche Leben zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts.* Man kann darüber zweifelhaft sein, ob es unter den gegenwärtigen kirchlichen Verhältnissen opportun war, ein Buch von so rücksichtslos wahrheitsmutiger Kritik auf den deutschen Büchermarkt zu werfen. Aber nachdem es einmal vorliegt, ist nicht einzusehen, weshalb man an ihm vorbeigehen sollte, ja wie man das ehrlicherweise könnte. Die Probleme, die es, vielleicht unbequemerweise, aufwirft, verschwinden nicht, wenn man sie ignoriert; sie wollen erkannt und erwogen sein.

Ein Buch der Kritik an dem tatsächlichen italienischen Katholizismus der Gegenwart ist es also: das ist seine Stärke und seine Schwäche. Bloße Kritik zu üben, die ja immer einseitig wirken muß, lag gewiß nicht in der Absicht Murris, und man merkt ja deutlich die positiven Richtlinien, in die er die Religiosität des zeitgenössischen Katholizismus hineingeleitet wissen möchte. Auch indem er nachzuweisen sucht, wie weit die religiöse Betätigung in den konventionell-kirchlichen Kreisen Italiens von der Idee Christi, von dem Ideal einer innerlichen Religiosität entfernt ist, stellt er indirekt dieses Ideal selber hin; aber der beherrschende Eindruck wird doch immer der einer aggressiven Kritik sein. In einem süddeutschen Zentrumsblatte (Augsburger Postztg.) hat ein Rezensent das Wesen der von Murri am heutigen italienischen Katholizismus geübten Kritik folgendermaßen zusammengefaßt: 'Das christliche Leben von heute befindet sich in einem Niedergang. Die religiöse Betätigung ist großenteils veräußerlicht, die Sittlichkeit ist in und außer der Ehe stark heruntergekommen; im öffentlichen Leben, auf sozialem Gebiete, in der Politik ist der Katholizismus als ein wirkender Faktor fast völlig ausgeschieden; beim Klerus macht sich der Mangel an apostolischem Eifer, an dem zur Eroberung der Welt heute erforderlichen Wissen verhängnisvoll bemerkbar; kurz, allenthalben begegnet man in ihrer Unnatur kaum gefühlten Kompromissen zwischen verkümmerten Rudimenten des christlichen Lebens und der übermächtig herrschend gewordenen neuheidnischen Kultur.' Ich habe lachen müssen, als ich hinter diesen Worten des offenbar sachkundigen Referenten die in usum Delphini berechnete Anmerkung der Redaktion las: 'Diese Ausführungen tragen ohne Zweifel (!) einen zu pessimistischen Charakter.' Das kann nur einer schreiben, der nie oder nur als flüchtiger Tourist in Italien gewesen ist. Wer aber unter eigentlichen Italienern gelebt hat, der weiß, daß Murri nur zu sehr recht hat mit seiner Behauptung: 'Der Katholizismus ist augenblicklich viel mehr ein Faktum als ein Faktor in unserm italienischen Leben.' Die christliche Schale ist ja noch vielfach vorhanden, aber meist fehlt der lebendige und lebenspendende Kern. Der Katholizismus ist 'statt als eine wahre Religion des Geistes vielmehr als ein ästhetisches und politisches Erbteil erhalten worden'. Und wenn nun Murri diesen jäh klaffenden Zwiespalt zwischen Theorie und Praxis, zwischen Dogma und Leben, zwischen der Wirklichkeit und dem religiös-sittlichen Ideal Christi unerbittlich aufdeckt, wenn er die vielfach darin eingeschlossene Heuchelei geißelt, so verdient das im Hinblick auf die unantastbar reine Absicht des Verfassers vom

---

* Romolo Murri, Kämpfe von heute. Das christliche Leben zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts. Autorisierte Übersetzung aus dem Italienischen. XI u. 279 S. 8°. Köln-Weiden 1908, Verlag von Hermann J. Frenken.

Hans von Marées pinx.

St. Hubertus.



persönlichen Standpunkt alle Hochachtung. Aber es ist immer eine mißliche Sache, hohe Ideale in ihrer Reinheit denen hinzustellen, die sich in ihrem zeitgeschichtlich langsam und unmerklich gewordenen Traditionswesen ganz wohl fühlen. Kein Wunder daher, daß alles, was in Italien auf das quieta non movere schwört, den apostolischen Feuereifer Murris, der auch in der Form manchmal unnötig schroff auftritt, höchst unbequem empfand. Man muß sich nun doch fragen, was wird praktisch mit solchen Reizungen (und als Reizungen werden es die auf den Fuß Getretenen empfinden) erreicht? Die Mauern einer gewissen Verknöcherung werden auf Posaunenstöße à la Murri gewiß nicht fallen, — im Gegenteil, man wird die Festung erst recht zu verstärken suchen. Aber man wird vielleicht sagen, es werde doch wenigstens Aufklärung in den Köpfen der Einsichtigen und Gutwilligen, namentlich der Jugend, geschaffen und die Sehnsucht nach einer Verinnerlichung der Religion und die Begeisterung für die Ideale geweckt. Es fragt sich indessen sehr, ob das, was nach dieser Hinsicht etwa erreicht wird, nicht reichlich durch das in jenen andern Schichten erregte Mißtrauen und die unfehlbar verstärkt einsetzende offene und heimliche Gegnerschaft aufgewogen wird. Wenn man, was in Italien allerdings bitter notwendig ist, die Köpfe revolutionieren und den Boden für eine wahrhaft religiöse, wahrhaft katholische Bewegung bereiten will, dann kommt man am schlechtesten zum Ziele, indem man seine letzten Absichten und Gedanken auf dem offenen Markte recht laut in die Welt schreit. Murri ist kein geschickter Taktiker. Nicht damit hätte er beginnen müssen, die großen, hohen und strengen Prinzipien feuereifrig zu deklamieren, wenn er auf Erfolg rechnen wollte, sondern er hätte den zwar langsamen und mühseligen, aber um so sichereren Weg der beharrlichen, unauffälligen Kleinarbeit einschlagen müssen, um so, mit der Jugend beginnend, von unten auf das religiöse Leben zu erneuern. Dann hätte die Festung der Veräußerlichung, von innen her unterminiert, fast unmerklich und von selbst entweder fallen oder kapitulieren müssen. Jetzt aber, nachdem Lärm geschlagen ist, wird Murri mit all seiner heiligen Begeisterung wohl nutzlos gearbeitet haben, ohne eine Frucht seines Wirkens zu sehen. Das Verdienst wird man ihm indessen jedenfalls nicht absprechen können, daß er die Morgenröte einer vielleicht fernen besseren religiösen Zukunft Italiens hat herbeiführen helfen. Wer den heutigen italienischen Katholizismus von hohem und unparteiischem Standpunkte aus kennen lernen will, wird Murris Schriften, die übrigens neben vielem Anerkennenswerten auch manches Anfechtbare enthalten, nicht außer acht lassen dürfen. Und unter diesem Gesichtspunkte hat die deutsche Ausgabe eine gewisse Berechtigung; als Lektüre für weitere katholische Kreise, denen die notwendige theologische, philosophische und geschichtliche Vorbildung fehlt, kommen sie aber nicht in Betracht. P. R.

‚Armsünderinnen.' Meine Beziehungen zu Kardinal Manning, zu zahlreichen kathol. engl. Prälaten und Priestern sowie zu mehreren der leitenden Damen in der katholischen Caritas Londons hatten mir schon vor vielen Jahren die Kenntnis der traurigen Tatsache vermittelt, daß in den übelberufenen Häusern Londons und der übrigen großen Städte Englands der Prozentsatz der katholischen Mädchen ein über die Maßen großer sei. Nun lese ich in der ‚Catholic Fortnightly Review' (XVI, 2 vom 15. Jan. 1909), daß dasselbe von den großen Städten Nordamerikas, vornehmlich von St. Louis und Chicago, gesagt wurde. Der verdiente Herausgeber dieser hochangesehenen Zeitschrift, Arthur Preuß, bemerkt bezüglich dieses Umstandes, daß er nie eine entsprechende Erklärung hiefür gefunden

habe. Er habe sich bis jetzt mit dem Gedanken getröstet, daß da ein Fehler vorliegen müsse. ‚Wenn', so fährt er fort, ‚zuverlässige statistische Angaben über das religiöse Bekenntnis der armen Mädchen, die ein schmachvolles Leben führen, erlangt werden könnten, so würde man erkennen, daß die angeführte Behauptung grundlos wäre. Neulich nun lasen wir in Frau Virginie M. Crawfords bewunderungswürdigem kleinen Buche ‚Ideals of Charity' (Ideale der Caritas)* einige Beobachtungen, die uns auf den Gedanken brachten, daß schließlich die (obige) Behauptung doch wahr sein könnte. Und wenn dem so wäre, so möchte die Ursache möglicherweise in der Strenge gesucht werden müssen, mit der die Katholiken, mehr als die anderen, gewohnt sind, die Mutter gewordenen Mädchen zu verurteilen und zu behandeln.'

Frau Crawford nun erörtert diese Frage mit echt weiblichem Takte und verbreitet sich ausführlicher über die Pflichten derjenigen hilfsbereiten Seelen, die sich der Rettung solcher unglücklicher Mädchen widmen, und sagt hierüber:

‚Vor zwei entgegengesetzten Gefahren muß man sich hüten: vor zu großer Strenge, die die Teilnahme ausschließt und darum unsere Bemühungen unfruchtbar macht, und andrerseits vor allem, was nach Sentimentalität aussehen könnte. Wir wissen, daß diese Fälle in Irland sowohl von den Priestern wie dem Volke mit der äußersten Strenge behandelt werden. Das ins Unglück geratene Mädchen wird oft mit Namen von der Kanzel herunter geächtet und wohl aus ihrem Heim, ja auch aus ihrem Lande vertrieben. Eine solche Behandlung hilft den wohlverdienten Ruf Irlands bezüglich der Reinheit seiner Sitten aufrecht und die Kurve der unehelichen Geburten tief zu erhalten. Es gibt aber auch eine andere Seite des Falles. Menschen, die mit gerechter Entrüstung über derartige Verfehlungen erfüllt sind, geben sich nicht die Mühe, sich zu erkundigen, wohin das verfehmte Mädchen geht, wie es durch die schlimmen Zeiten, die vor ihm liegen, hindurchkommen, was schließlich sein Schicksal sein wird. Ein großer Philantrop, dessen edles Lebenswerk dieses Wort im vollsten Umfange wahr machte, — ich meine den verstorbenen Monsignore Nugent,* — war gewohnt, in durchaus nicht gemessenen Ausdrücken von jener Strenge zu sprechen, die ein irisches Mädchen, pfenniglos und verzweifelt, auf die Straßen von Liverpool schleuderte, von denen er sie dann auflas. Unglücklicherweise ist es wahr, daß eine bedauernswerte und unverhältnismäßig große Zahl von irischen und katholischen Weibern unter den Prostituierten unserer großen Industriestädte sich befindet. Und diejenigen, die, gewiß in der besten Absicht, alle Abtrünnigen der Tugend mit der äußersten Strenge sozialer Verurteilung treffen wollen, sollten sich ernstlich fragen, ob sie bei Auferlegung einer so schweren Strafe für ein erstes Vergehen die jungen Sünderinnen nicht zur Verzweiflung treiben und denselben durch die Tat jede Türe mit Ausnahme der stets offenen Tore, die zu einem Leben von schlecht erworbenem Auskommen führen, verschließen.'

Diese beherzigenswerten Worte der klugen, welterfahrenen Frau, mit denen sie keine Vorwürfe erhebt, sondern nur Tatsachen feststellt, erklären die eingangs erwähnten Vorkommnisse in der englisch sprechenden Welt zum größten Teil. Es wäre das härteste Unrecht, wollte man sich hinter dem Zweifel verschanzen, es könnte vielleicht doch anders sein, um eine Entschuldigung zu haben, die Hände in den Schoß legen zu können.

Daß bei uns in Deutschland die sog. Dortmunder Bewegung so erfreuliche Fort-

* London, Sand & Co. 1908, S. 89 ff.

* Der in Liverpool in der umsichtigsten und wahrhaft vernünftigen und christlichen Weise jahrzehntelang gewirkt hat.

schritte macht, muß man auf das wärmste begrüßen. Die Probleme, die das Leben dieser unglücklichen Wesen umgeben, sind — und dafür muß man Dank wissen — in den letzten zehn Jahren des öfteren in durchaus einwandfreier, edler Weise in der Erzählungsliteratur behandelt worden. Ich erinnere nur an die ergreifenden Szenen in Sheehans vielbewundertem Buche: ‚Mein neuer Kaplan'; ich erinnere an Paul Kellers Roman: ‚Der Sohn der Hagar' und an den laufenden Roman in dieser Zeitschrift. Ich glaube, daß die Gewissen der Menschen durch Vorstellungen dieser Art viel eindringlicher aufgerüttelt werden als durch alle möglichen theoretischen, noch so gutgemeinten Erörterungen.

Ich kenne manche herzensgute Frau, die mit Leib und Seele im Dienste der Caritas steht, die aber mit Entrüstung die Zumutung abweisen würde, für girl-mothers in irgendeiner Weise tätig zu sein. Für diese Art von Caritas ist allerdings nicht jede zu gebrauchen; aber eine jede sollte doch nach und nach ihre Ansichten über die Rettung dieser Unglücklichen mit jenem Öle der Caritas durchtränken, das sie befähigt, die entsprechenden Bestrebungen wenigstens objektiv zu würdigen und ihnen kein Hindernis in den Weg zu legen. Entlassene Sträflinge und gefallene Mädchen haben Anspruch auf unsere Hilfe in weitestem Maße, nicht weil sie gesündigt, sondern damit sie nicht wieder sündigen. Wenn der liebe Gott diese Sünder nicht von sich stößt, warum sollen wir es tun, ja dürfen wir es überhaupt tun?

Diese Fürsorge hat nichts gemein mit jenen hohlen Deklamationen völlig überspannter Naturen, die aus diesem oder jenem Grunde ein Recht auf Mutterschaft für die unverheirateten Frauen befürworten. Was an scheinbaren Gründen für solche unsittliche Forderungen aufgeführt wird, ist in den meisten Fällen nichts anderes, als der Deckmantel für uneingestandene Bestrebungen, die, wenn in die Tat umgesetzt, zur Auflösung der Familie und folgerichtig des Staates führen müßten.

Liebevolle Strenge auf der einen Seite und klarer, nüchterner Blick für die Bedürfnisse des Augenblicks und der weiteren Zukunft ist für diese Betätigung der Nächstenliebe das allererste und wichtigste Erfordernis. Dadurch erhalten die unglücklichen Wesen die Beruhigung, daß sie denn doch nicht von aller Welt verlassen sind, und es wird in ihnen das Gefühl geweckt bzw. gestärkt, daß sie eine, wenn auch demütige und entsagungsreiche, so doch mehr oder minder gesicherte Zukunft vor sich haben, wenn sie ihren Schutzengeln in Gestalt der Caritasfrauen in allem folgen.

Aber wie viele Vorurteile bleiben noch zu überwinden, bevor weitere Kreise unseres Volkes sich auf diesen allein berechtigten Standpunkt stellen werden!

P. M. B.

Das Erdbeben in Süditalien und seine Folgen hat die italienische Rechtswissenschaft vor die Lösung von Aufgaben gestellt, die das Interesse der ganzen gebildeten Welt in Anspruch zu nehmen berufen ist. Meines Wissens liegen keinerlei ähnliche Vorgänge in der ganzen Rechtsgeschichte vor, auf die man sich bei Lösung der ungeheuer schwierigen Probleme berufen könnte. Den Grund für den Mangel an Vorlagen müssen wir in der staunenswerten neuzeitlichen Entwicklung der geschäftlichen und sozialen Beziehungen und den daraus folgenden eigenartigen Erwerbsverhältnissen und Arten von Eigentumsübertragung erblicken.

Als zu lösende Fragen kann man hauptsächlich nennen solche des Personenstandes, des Erbganges, des Handelsrechtes und der Zuweisung der herrenlosen Besitzstücke. Daran knüpft sich eine große Anzahl von minder wichtigen Dingen an, die ich aber hier unberücksichtigt lassen kann.

Eine große Zahl von Kindern — wobei hauptsächlich solche der beiden

Städte Messina und Reggio in Frage kommen — und die so klein sind, daß sie auch nicht die allergeringste Auskunft über sich und ihre Familie geben können, ist in die Hände der weltlichen und geistlichen Behörden gefallen. Auch vermögen sie bei der völligen Zerstörung der beiden Städte keinerlei Angaben über ihren bisherigen Wohnort — Straße und Haus — zu machen.

Ein solches Kind kann einen Principe zum Vater haben, aus einer guten bürgerlichen Familie stammen oder den unteren Volksschichten angehören, da bei diesen Kleinen an der Sprache nicht erkannt werden kann, ob dieselben einer höheren oder niederen gesellschaftlichen Schicht angehören. Wenn, wie das in vielen Fällen feststeht, auch nicht der allergeringste Anhaltspunkt für das Vorleben beigebracht werden kann, was soll mit dem Kinde geschehen? Welchen Namen soll man ihm geben? Auf welche Erziehung hat es Anspruch? Darf es auf eine Erbschaft aus den Ruinen rechnen?

Diese und viele andere Fragen erheben sich sofort, wenn man nur die nackte Tatsache des Vorhandenseins solcher Kinder erwähnt. Hier hat die italienische Rechtswissenschaft, sei es auf dem Verordnungswege, sei es durch Gesetz, Richtlinien zu finden, die nach Tunlichkeit alle und aller Interesse in der sichersten Form wahrnehmen.

Wenn ein in Lumpen gekleideter Mann zu dem in Messina kommandierenden General kommt und um die Erlaubnis bittet, an einer ganz bestimmten Stelle, wo sein Haus gestanden sei, ausgraben zu dürfen, was soll der General da tun? Ausweispapiere hat der Mann keine; Leute, die ihn kennen, aber selber keine Ausweispapiere haben, weil diese alle unter den Trümmern begraben liegen, sind vielleicht, vielleicht auch nicht zur Stelle. Soll, muß hier auf Treu und Glauben, auf Grund etwa einer gesetzlichen Präsumption, sofort diese Erlaubnis und zwar an jeden gegeben werden? Es können auf diese Weise hohe Werte in Verlust geraten, es kann aber auch der rechtmäßige, darbende, frierende, hungernde Eigentümer vom Genusse seines Eigentums ausgeschlossen werden, wenn ihm die Erlaubnis verweigert wird.

Gräbt nun ein solcher und stellt fest, daß sein Postsparkassenbuch über 8000 Lire, die Lebensversicherungspolice seines vom einstürzenden Hause erschlagenen Vaters in der Höhe von 62000 Lire und der Depotschein über Werte von 27000 Lire völlig unauffindbar, weil zerstört worden sind, wie kommt dieser Mann wieder zu seinem Rechte? Da wird nur die staatliche dauernde Einsichtnahme in die Bücher der beteiligten Banken, Gesellschaften und Behörden zunächst zur Ausfertigung neuer Eigentumsscheine provisorischen Charakters und nach tunlichst schneller Feststellung, daß der provisorisch Eingewiesene auch wirklich der berechtigte Eigentümer ist, zur Auszahlung der Summen führen können.

Ein sehr reiches junges Ehepaar hatte ein Kindchen von 1½ Jahren. Der Vater war für 150000 Lire versichert. Es steht fest, daß Vater und Mutter von den Trümmern ihres Palazzo erschlagen worden sind, weil man ihre Leichen gefunden hat. Aber die Reihenfolge des Todes beider steht nicht fest. Die Wärterin des Kindes, eine Person vom Lande, kann weder lesen noch schreiben und findet sich unter den profughi in Florenz. Von dem ihr anvertrauten Kinde weiß sie nur, daß es gerettet ist, daß man es aber in Pflege genommen hat, als sie in einer tiefen Ohnmacht lag. Das Kind ist nicht zu identifizieren. Außer allem, was aus dem zerstörten Palazzo dem Kinde noch gesichert werden kann, muß die Lebensversicherungsgesellschaft demselben auch 150000 Lire auszahlen. Bedenkt man weiter, daß alle Verwandten, deren Zahl

nicht groß war, umgekommen sind, so kann man sich den Rattenkönig von ungelösten Fragen vorstellen, der sich an einen solchen Fall anschließt. Und eine Lösung müssen diese Fragen doch finden.

Hauptsächlich die neapolitanischen Kaufleute haben große Guthaben in ihren Büchern stehen, die von Reggio und Messina gedeckt werden müssen. Ist die Schwierigkeit gegenüber den überlebenden Kaufleuten gelöst, wenn man deren Wechseln eine weit hinausgeschobene Verfallszeit zusichert? Ist der Gläubiger zufrieden, wenn ihm der Präfekt von Messina auf Anfrage mitteilt, sein Schuldner sei mit der ganzen Familie umgekommen und sein Haus ausgebrannt? Wer darf den Bauplatz — vorausgesetzt, daß gerade dort überhaupt wieder aufgebaut werden darf — in Anspruch nehmen?

Wenn, was wahrscheinlich ist, bestimmte Stadtteile von Messina nicht wieder aufgebaut werden dürfen, wer entschädigt die Überlebenden für die dadurch verursachte plötzliche Entwertung ihres Grundstückes, das an einer gesuchten Geschäftsstraße lag und hohe Renten abwarf?

Bewegliche und unbewegliche Eigentumsstücke, die von niemandem in Anspruch genommen werden, weil alle Berechtigten umgekommen sind, müssen eine passende Verwendung finden. Es wäre himmelschreiend, wollte der Fiskus sie in diesem Falle für seine Zwecke in Anspruch nehmen und mit Beschlag belegen. Sie müssen, und das ist die einhellige Forderung der öffentlichen Meinung Italiens, im Interesse der Geschädigten Verwendung finden. Aber über das Wie? kann man zu keiner Einigung gelangen. Und zudem: Die sofortige Verwendung ist ausgeschlossen, weil die Eigentumsstücke eine bestimmte Zeit unter öffentlicher Verwaltung für etwa auftauchende Eigentümer oder Erbberechtigte bereit gehalten werden müssen. Daß angesichts eines so gearteten Unglücks die Frist anders als sonst bestimmt werden muß, ist klar; es ist aber eine sehr schwere Frage, zu entscheiden, wie weit man die Frist einschränken kann und darf, um allen ethischen und juristischen Anforderungen nachzukommen.

Zahllose Leichen sind beerdigt worden, ohne daß aus den verschiedensten Gründen die geringste Möglichkeit bestanden hätte, festzustellen, wer sie waren. Die für die zivilrechtlichen Folgen festgesetzte Frist der absentia, der dauernden Abwesenheit, ohne das geringste Lebenszeichen zu geben, muß im vorliegenden Falle geändert werden. Bei rein vermögensrechtlichen Ansprüchen wäre es gleich, ob man sie auf eine kleine Frist herabsetzen würde oder nicht. Soweit aber die Ehegesetzgebung — und das geht auch die Kirche an — in Frage kommt, ist die Sache wesentlich schwieriger. Darf der überlebende Ehegatte, der weder aus eigener noch aus fremder Kenntnis auch nur wahrscheinlich machen kann, daß der andere Teil tot und begraben ist, lediglich auf Grund der Unterstellung, daß dem so sei, nach kurzer Frist die Erlaubnis zur Wiederverheiratung erlangen?

Wenn ich hier einige wenige Beispiele aus dem Leben angeführt habe, woran man die Art der entstandenen rechtlichen Schwierigkeiten ungefähr erkennen kann, so muß man aber im Auge behalten, daß die Fassung allgemeiner, auf alle auftauchenden Fälle passender Bestimmungen unter den obwaltenden Verhältnissen selbst dann ungeheuer schwierig sein wird, wenn man sich über die einzuhaltenden großen Gesichtspunkte geeinigt haben wird.

Daß der italienische Rechtsgelehrte für die Durcharbeitung derartiger Probleme ganz besonders geeignet ist, dürfte bekannt sein. Man darf schon mit einiger Erwartung den Gesetzentwürfen bzw. den königlichen Dekreten oder ministeriellen Verordnungen entgegensehen, die die be-

sonderen, das Erdbebengebiet betreffenden Fragen regeln. P. M. B.

Religion.

Zur Stellung der katholischen Moral in der Kultur der Gegenwart. Die Vertreter der ‚Wellenbewegung' des menschlichen Fortschrittes erleben in unseren Tagen ein treffendes Beispiel für ihre Theorie. Aus der wogenden, gährenden Zeit hebt sich vor unseren Augen langsam anschwellend eine mächtige Woge ethischen Interesses, aufrichtiger Begeisterung und planmäßiger Arbeit für die Durchforschung sittlicher Fragen und Durchführung sittlichen Fortschrittes. Man denke nur an die zahllosen Aufsätze, Romane und Theaterstücke, in denen Erziehungs- und Sittlichkeitsfragen zur Behandlung stehen, und an die vielen pädagogischen und ethischen Reformschriften und Reformzeitschriften. Auch ein aufmerksamer Blick in den Bericht über den ersten internationalen Kongreß für ethische Erziehung (London, David Nutt 1908), der vom 25.—29. September 1908 zu London stattfand, und an dem sich die hervorragendsten Erzieher und Ethiker aller Richtungen aus der ganzen Welt beteiligten, zwingt zur Anerkennung, daß hier eine Unsumme von Wissen, Erfahrung, Tatkraft und Begeisterung für einen idealen Zweck vereinigt war, und daß hierin vielleicht die ersten Ansätze zu einer besseren Gestaltung der neuzeitlichen Kultur zu sehen sind.

Da ist es für den gebildeten Katholiken eine Herzenssache zu erfahren, wie sich die katholische Moraltheologie zu diesen Strömungen und Bestrebungen stellt. Schläft sie hinter der Dornenhecke veralteter Formeln und Methoden den erquickungslosen Schlaf des Verzaubertseins in früheren Lebenslagen und längst entschwundenen Zeitverhältnissen? Oder ist sie wahrhaft lebendig, bereit zum Empfangen und Geben, in sich unvergängliche Kraft mit gereifter Erfahrung vereinend, dem klugen Hausvater gleich, der aus seinem Schatze stets Neues und Altes zu bieten weiß?

Prof. Dr. J. Mausbach, der rühmlich bekannte Apologet und Moralist in Münster, hat Gelegenheit gefunden, in dem monumentalen, von Paul Hinneberg herausgegebenen Werke ‚Die Kultur der Gegenwart'* (Teil I, Abteilung IV) zu diesen Fragen in seiner feinsinnigen, maßvollen Art Stellung zu nehmen.

Seit Kant steht die Frage nach dem Wesen und der Geltung des Sittengesetzes im Vordergrund der Erörterungen. Gegenüber Übertreibungen und ungerechten Angriffen betont Mausbach mit Recht, daß die sittlichen Normen — Ideen sind, nicht mechanische Gesetze oder Buchstabennormen; daß sie wachsen können und wachsen müssen, weil jedes Geschlecht lernen soll, in ihrem Lichte zu denken und praktisch tätig zu sein. Die Ethik ist trotz ihrer wesentlichen Unveränderlichkeit eine fortschreitende Wissenschaft, fortschreitend auch bezüglich des Gegenstandes, den sie behandelt.

Ähnliches findet sich auch in der christlichen Sittlichkeit. Die Gnade als höhere Richtung des Seins, als spezifische Hinordnung der Natur zum sittlichen Endzweck, als das ‚neue Gesetz', offenbart ihre Triebkraft im Glauben und in der Liebe, wie die Natur in den Grundsätzen der Vernunft und in dem Grundstreben des Willens ihre Bestimmtheit für Gott ausspricht. Deshalb ist auch unter der Herrschaft der Gnade das natürliche Sittengesetz, was seine Verbindlichkeit angeht, nicht aufgehoben.

‚Es ist aufgehoben als Last und Fessel, weil der niederziehenden Macht der Sinnlichkeit in der Liebe ein stärkeres Gewicht gegenübersteht; es ist aufgehoben als Buchstabe, als

* Berlin und Leipzig. B. G. Teubner.

äußerliche Norm, weil der Christ den Geist des Gesetzgebers in sich trägt; es ist aufgehoben als bloßes Sollen, weil die Liebe, die den Willen gottförmig macht, des Gesetzes Erfüllung ist. Wie aber die Gnade Christi trotz ihrer Innerlichkeit durch äußere, heilsgeschichtliche Taten verdient und begründet wurde, so soll auch die Aneignung des neuen Lebens sakramental vermittelt werden. Da endlich die Wahrheit und Gnade Christi in einem sichtbaren Reich sich erhält und auswirkt, so wächst aus dem Glauben und der Liebe naturgemäß die soziale, kirchliche Seite der Sittlichkeit hervor.'

So läßt Mausbach das Wesen des christlichen Gesetzes nicht im neutestamentlichen Buchstaben und Worte aufgehen, sondern faßt es als einen Organismus sittlicher Ideen. Daraus ergibt sich die Möglichkeit und Notwendigkeit einer Entwicklung, die schon von Christus unter dem Bilde des Sauerteigs vorherverkündigt ist. Das sittliche Wesen des Christentums ist nicht ein Allgemeinbegriff von größtmöglicher Weite und Leere, der für die heterogensten Eintragungen Raum böte, sondern gleicht dem Samenkorn, das bereits im Keim die Formen und Gesetze des vollkommnen Standes dynamisch in sich schließt, sie entfaltet und in der Entfaltung sein Wesen bewahrt, Wesenfremdes aber mit aller Kraft abstößt und ausscheidet. Eine solche Kraft, Verwandtes zur eignen Ausgestaltung in sich innerlich aufzunehmen, Fremdartiges entschieden abzuwehren, läßt sich auch in der Geschichte der christlichen Sittlichkeit beobachten. Die Aufgabe der christlichen Sittenlehre ist eben die Durchdringung und Heiligung des ganzen Lebens der Menschen und der Menschheit. Da versteht es sich von selbst, daß für die Entfaltung ihrer Ideen der Fortschritt der Kultur, die jeweilige Lage und Gestaltung der Welt, die sie durchsäuern soll, von hoher Bedeutung ist. ‚Auch der Gang der außerchristlichen Menschheits- und Kulturentwicklung steht unter Leitung der Vorsehung Gottes, des christlichen Gottes'. — Damit aber eine wirklich organische Entfaltung der ethischen (und theoretischen) Wahrheit gesichert wird, muß im kirchlichen Organismus als fester, unantastbarer Wesenskern eine vom hl. Geiste gestützte, in ihren höchsten und abschließenden Kundgebungen unfehlbare Autorität bestehen. So gehört die Unveränderlichkeit der überzeitlichen, unverrückbaren Wahrheiten und Ideen — und der Fortschritt in der Durchforschung und Anwendung dieser Wahrheiten eng zusammen; sie schließen sich nicht aus, sondern ergeben erst in der gegenseitigen Ergänzung die ganze katholische Sittlichkeit. —

Bei seinem raschen Gange durch die Geschichte der Moralwissenschaft widmet Mausbach einen Abschnitt der Ausbildung der Kasuistik und des Probabilismus. Er sieht darin mit Recht das ernste Bestreben, das objektive sittliche Gesetz von der bloß subjektiven, schwankenden Meinung zu unterscheiden, das Gewissen des einzelnen gegen eine Überlastung mit kirchlichen und staatlichen Obliegenheiten, auch gegen Schulmeinungen und rigoristische Seelenführer zu schützen und für die große Menge wenigstens ein Mindestmaß allgemein anerkannter strenger Verpflichtungen zur Durchführung zu bringen wobei das Streben nach Höherem als selbstverständlich vorausgesetzt bleibt. Dabei verschließt Mausbach sein Auge nicht den unerfreulichen und abstoßenden Zügen dieser Moralbehandlung; er nennt als solche: Zersplitterung der Fragen bis ins Abstruse und Lächerliche, übertriebene Erörterung sexueller Probleme über das an sich berechtigte Maß, künstliche Ablösung der Einzelfälle von ihrem natürlichen Boden, nicht selten auch ein zu großes Entgegenkommen gegen die menschliche Schwäche. Besonders der Probabi-

lismus konnte solche Übelstände begünstigen. Derartige Auswüchse der Kasuistik boten den Gegnern der Jesuiten eine willkommene Handhabe, die Moral und Beichtpraxis des Ordens als eine laxe und unsittliche zu brandmarken. Mehrere Päpste griffen warnend und verurteilend ein.

Vergleichen wir mit dieser gerechten, maßvollen Beurteilung jener wirren Kämpfe die Zeilen, die in demselben Bande R. Seeberg in dem parallelen Artikel ‚Christlich-protestantische Ethik' über ‚Die Ethik des Jesuitismus' schreibt. Darin wird auch nicht ein Versuch gemacht, das Verhalten so vieler, persönlich untadelhafter Männer in etwas zu verstehen. Die Anklagen jagen sich förmlich und gipfeln in dem Satz: ‚Der moderne Mensch konnte in der Kirche bleiben und alle sündhaften Lüste der Welt behalten.'

Unmittelbar darauf folgt eine bewegliche Klage desselben protestantischen Autors über die Moral der altprotestantischen Orthodoxie. ‚Die ethischen Gedanken der Reformation sind zunächst nur gebrochen und abgestumpft ins Leben eingedrungen.' Durch die Zurechnung der Gerechtigkeit Christi fühlte man sich gesichert und getröstet. ‚Es fehlte an kräftigen Motiven, die Sünden zu bekämpfen.' — ‚Man gewöhnte sich an den Gedanken der Unüberwindlichkeit der Macht der Sünde. Der Kampf wider sie erschlaffte, im Beichtstuhle gingen die Sünden restlos auf in Christi Gerechtigkeit. Die Hoffnung blieb, daß es im Himmel besser werden würde.'

Sollte die Anerkennung solcher ‚Rückständigkeit' im eignen Lager nicht zu größerer Zurückhaltung in der Beurteilung fremder Mißgriffe und Mißstände führen? Gerade Seeberg müßte ein inneres Verständnis für die kasuistische Moralbehandlung finden können. Nicht viele Seiten weiter spricht er von den qualitativen und quantitativen Differenzen der Sünde. Er unterscheidet dabei stark zwischen der Begierde nach einem sündhaften Genuß und diesem Genuß selbst, zwischen einer einmaligen Sünde infolge einer Überrumpelung durch die Leidenschaft und der schlimmen Gewohnheit des Sündigens. Neben der sündhaften Gesinnung ‚darf die große Bedeutung nicht verkannt werden, die das Quantitätsverhältnis auf dem Gebiete der Sünde hat; nach innen, sofern die Depravierung des Menschenwesens konkret und fest wird durch das Maß der Sünden; nach außen hin, sofern das Maß der Sünden ihre verführende und korrumpierende Macht in der Menschheit steigert.'

Diese Gedanken liegen ganz auf der Linie, deren Endpunkt — Kasuistik heißt. Natürlich soll darunter nur eine, an sich ungenügende, aber praktisch notwendige Art der Moralbehandlung verstanden werden, die als Begründung der spekulativen Betrachtung und als Ergänzung der asketischen Ideal-Moral dringend bedarf. — —

Unter den ‚moralphilosophischen Grund- und Streitfragen' finden sich bei Mausbach viele anregende, dankenswerte Gedanken. Mit Entschiedenheit weist er den Vorwurf des Eudämonismus, den E. v. Hartmann mit besonderer Schärfe erhoben hat, zurück. Die himmlische Seligkeit ist nicht das eigentliche Ziel (die wirkliche Norm) der christlichen Sittlichkeit. Ihr letzter Erklärungsgrund ist die Güte und Vollkommenheit Gottes, die er nach außen in seinem Weltwillen offenbart. In diesem Zwecke, der Verherrlichung Gottes, begegnen sich der tiefste Sinn des Weltlaufs und des Menschenlebens. Die Offenbarung der Herrlichkeit Gottes, die Entfaltung der in den Geschöpfen ruhenden Zwecke und Gesetze schließt für die vernünftigen Wesen zugleich die Entfaltung ihrer persönlichen Anlage zum beseligenden Gottesbesitz ein. ‚Die Größe und Güte Gottes findet ihren

höchsten Ausdruck in der vollendeten Erkenntnis und Liebe seliger Geister; umgekehrt erreicht das Geschöpf seine höchste Würde und Beseligung nur in der vollen Hingabe aller geistigen Kräfte an die absolute Wahrheit und Güte.'

Ebenso innig wie die Heiligkeit und Seligkeit ist die Verbindung zwischen Schuld und Strafe. Auch die Strafe, die Gott verhängt, wächst aus den Tiefen seiner Weisheit und Heiligkeit, aus der inneren Natur der Verhältnisse hervor. Ihrem sittlichen Wesen und Zwecke nach ist die Strafe nicht willkürliche Reaktion, sondern die natürliche Ausgestaltung, die Kehrseite der Sünde.

Vielleicht in stärkerem Maße als seit langem wird in der Gegenwart das Eintreten der Gnade in das Seelenleben, mit besonderer Betonung der ethischen Gesichtspunkte, behandelt. Wird durch die Wirksamkeit der Gnade nicht die geistige Selbständigkeit bedroht? Liegt in der katholischen Art der Heilsvermittelung wirklich, wie so gern behauptet wird, etwas Magisches? Findet durch die Unterscheidung von Natur und Gnade eine mechanische Trennung im Seelenleben statt? Haben die Stimmen recht, die auf gewisse Gefahren einer äußerlichen Frömmigkeit und ungesunden Mystik aufmerksam machen?

Darauf antwortet Mausbach mit wenigen inhaltsreichen Sätzen. Die Gnade ist ‚ein höheres Lebenselement, das von Gott der Seele eingesenkt, von ihrem natürlichen Wesensbestande verschieden ist. Es ist zugleich Heilung, Erneuerung der Natur aus der Zerrüttung der Sünde und Erhebung der Natur zu geheimnisvoller Gottähnlichkeit und Gotteskindschaft'. Auch innerhalb des Gnadenlebens ist die sittliche Notwendigkeit des natürlichen Denkens und Wollens gewahrt. Ein falsches, quietistisches Vertrauen auf den übernatürlichen Beistand widerspricht der kirchlichen Auffassung.

In dem Abschnitt ‚Askese und Kultur' bemerkt Mausbach, daß ‚der innere Zusammenhang der Askese mit dem urchristlichen Denken und Leben auch von anderer Seite mehr und mehr anerkannt wird'. Dafür bietet Seeberg in dem entsprechenden Absatz über Askese einen erfreulichen Beleg. Seeberg sieht die Askese darin, ‚daß wir unsere natürlichen Kräfte so üben und bilden, daß sie als Organe des neuen geistigen Lebens brauchbar werden, und daß wir auf alle Anregung und Erregung Verzicht leisten, die das Niedere in uns gegen das Höhere, das alte gegen das neue Wesen stärken.' Es handelt sich um positive Selbsterziehung und um das Fasten im weitesten Sinne, d. h. den freiwilligen Verzicht auf an sich gute, uns aber gefährliche Genüsse, also um seelische Gymnastik und Diätetik.

Mausbach geht vor allem näher ein auf den scheinbaren Gegensatz von Weltentsagung und Weltbeherrschung. Das Beste ist die Gottes- und Nächstenliebe; ihre Reinheit und Kraft gibt für den sittlichen Menschen den Ausschlag. Die Weitherzigkeit der Kirche in Duldung und Pflege der irdischen Kultur als geschichtliches Faktum liegt klar zutage. Nur kommen in den Darstellungen des katholischen Lebensideals durchgehends die kulturfreundlichen Stimmen aus der alten und mittleren Zeit zu wenig zu Worte; in unseren Tagen ist innerhalb der Kirche ein gewisser Fortschritt von engerer Auffassung zu unbefangener Würdigung des Weltlebens unverkennbar.

Die soziale Frage erfordert zu ihrer Lösung neben der wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Arbeit unbedingt auch die Mitwirkung sittlicher und religiöser Mächte. Als ein günstiges Zeichen ist anzusehen, daß sich in der letzten Zeit das Interesse für die Frauenfrage, Mäßigkeits- und Sittlichkeitsbewegung verstärkt hat. In der praktischen sozialen Fürsorge ist vor allem wichtig,

daß die einzelnen Volksklassen zur Selbstbetätigung und Selbsthilfe angeregt werden. ‚Was für das Volk geschieht, frommt ihm wenig, wenn man es nicht durch das Volk geschehen läßt.‘ Auch in der Liebestätigkeit ist die Erweckung zum regen, selbsttätigen Schaffen an nachhaltigem Erfolg und Wert dem Almosengeben weit überlegen.

Im Anschluß an die Enzykliken ‚Immortale Dei‘ (1885) und ‚Diuturnum illud‘ (1891) wird die weltliche Autorität als ‚in suo genere maxima‘ bezeichnet und ihr — gegenüber kirchlicher Beeinflussung politische Bewegungsfreiheit zugesprochen.

‚Die Entwicklung zeigt übrigens, daß ein katholisches Volk, je mehr es unter Festhalten seiner kirchlichen Gesinnung nach der sozialen und kulturellen Seite zum Selbstbewußtsein erwacht und zur Selbstleitung befähigt ist, um so mehr von der Kirche seiner freien Selbstbestimmung überlassen wird.‘

Mausbach macht eine erfolgversprechende Weiterführung der Moral davon abhängig, daß die erprobten Grundsätze des christlichen Altertums, die das Edelste der vorchristlichen Ethik mit den Wahrheiten der Offenbarung vereinigten, pietätvoll festgehalten, aber zugleich entsprechend den heutigen Aufgaben und Methoden fortgebildet werden. Gewiß, die Ideenfülle und innere Lebenskraft der katholischen Sittlichkeit ist keineswegs erschöpft. Jedes neue Geschlecht kommt mit neuen Fragen und hat ein Recht auf neue Weisungen. Möchten nur recht viele Arbeiter auf diesem lang vernachlässigten Felde sich finden, damit die katholische Moral immer besser ihr Ziel erreicht: ‚Die Erziehung der Gewissen zur Selbständigkeit, zur freien Verwirklichung der inneren Überzeugung im Lichte der christlichen Grundsätze!‘

Dr. theol. B. Strehler.

Zur Legendenforschung. Im Jahre 1879 konnte Hermann Usener noch schreiben: ‚Die philologische Welt, bei der ein grammatisches Anekdoton, auch das dürrste, günstiger Aufnahme gewiß sein darf, wird einer kirchlichen Legende, und wäre sie die lieblichste Novelle, nur verächtlich begegnen und sie unbesehen in den Winkel stellen.‘ Wenn dieser Satz heute nicht mehr zutrifft, wenn die hohe Bedeutung der hagiographischen Dokumente, d. h. der Heiligenleben und Heiligenlegenden für die sprachliterär- und religionsgeschichtliche Forschung von allen Philologen anerkannt wird, so ist dies eben das Verdienst des inzwischen heimgegangenen Bonner Meisters, aus dessen Schule — direkt und indirekt – Deubners Arbeit über ‚Kosmas und Damian‘* herstammt. Wie seine Lehrer legt auch Deubner das Hauptgewicht darauf, dem Heidnischen im Christlichen nachzugehen, Zusammenhänge zwischen dem christlichen und dem heidnischen Kultus aufzuzeigen, christliche Heilige als Ersatzmänner und Nachfolger griechischer Götter und Heroen zu erweisen. Kosmas und Damian, das ‚unentgeltlich kurierende‘ Brüderpaar, das erst durch spätere Legendenentwicklung zu Martyrern erhoben und durch verschiedene Lokalisierung verdreifacht wurde (daher die abweichenden Datierungen ihres Festes), sind dem Verfasser die von der Kirche in ein christliches Gewand gekleideten Dioskuren. ‚Nur die Namen Kosmas und Damian sind an den Gestalten der Heiligen etwas Neues‘, und diese Namen mögen tatsächlich einmal von zwei Menschen getragen worden sein, können aber auch auf freier Erfindung beruhen. Die Wurzeln des Kultus von Kosmas und Damian sind in Byzanz zu suchen, wo die Inkubation, d. h. der (von Deubner in einer früheren Schrift eingehend behandelte) Brauch, in einem Heiligtum zu übernachten, um von dem daselbst verehrten höheren Wesen Heilung

* Kosmas und Damian. Texte und Einleitung von Ludwig Deubner, Leipzig. B. G. Teubner.

einer Krankheit zu erlangen, aus dem Kulte der Dioskuren in den der christlichen Ärzte übergegangen ist. Daß Verbindungsfäden von dem mythologischen Brüderpaare zu dem christlichen hinüberlaufen, wird nach Deubners Ausführungen kaum zu bezweifeln sein. Ob man aber deshalb die Persönlichkeiten von Kosmas und Damian so verflüchtigen muß, wie es Deubner getan, das scheint uns noch lange nicht ausgemacht zu sein.

Univ.-Prof. Dr. C. Weyman.

Literatur.

E. von Wildenbruch †. Mit 64 Jahren hat dieser Dichter kürzlich das Zeitliche gesegnet, und er ist gefallen, bevor sein Ruhmesstern unter den Horizont seines Lebens gesunken war. Zum Gedächtnis seines Todes konnten die Theater noch Stücke aufführen, ohne große Kosten von Neuinszenierungen und Neueinstudierungen. Das ist immerhin merkwürdig, bedenkt man, daß der zu Beginn der neunziger Jahre hervorgetretene Naturalismus gerade an den Wildenbruchschen Dramen bewies, wie notwendig eine Revolution der Literatur sei, um sie von Schwulst, Lebensentfremdung und Manier zu erlösen. Wildenbruch hat sich das wenig anfechten lassen. Er ist seinem Stil, seiner dichterischen Natur treu geblieben, und das Theater, welches das Bühnenwirksame immer zu schätzen weiß, auch wenn es auf Kosten höherer Vorzüge errungen ist, hat ihn über Wasser gehalten. Aber auch sein biegsames Talent und eine gewisse geistige Überlegenheit brachten es mit sich, daß Wildenbruch ähnlich, wenn auch mehr äußerlich als Fontane, niemals ganz die Gunst der Neueren verscherzte.

Als er einmal, in seiner Komödie ‚das heilige Lachen' (1892), der neuen Richtung zu Leibe ging, da geschah's mit viel Harmlosigkeit. Gestand er doch selber ein, daß die vorausgegangene Literatur sich aus der Apotheke des Herrn Optimus etwas allzuviel Zucker und Syrup verschrieben hatte und Herr Pessimus darum gut getan habe, etwas Rhabarbar beizumischen. Fast gleichzeitig war er so klug, der neuen Mode mit zwei modernen Stücken („Haubenlerche' 1890 und ‚Meister Balzer' 1892) zu huldigen, hat damit aber mehr seinen guten Willen und theatralischen Instinkt als seine Fähigkeit bewiesen, diesen Stoffen wirklich poetische Wirkungen abzugewinnen. So kehrte er denn bald wieder dahin zurück, wo er begonnen hatte, zur Geschichte, die seinem pathetischen Temperament noch immer die dankbarsten Stoffe geliefert hatte.

Den ersten Bühnenerfolg brachte ihm eine Aufführung der Karolinger durch die Meininger (1881); er galt von da an als der erste deutsche Dramatiker, mit dem keiner seiner älteren Zeitgenossen (Lindner, Gottschall, Putlitz, Fitger, Grosse, Wichert, Heyse u. a.) fürder Schritt halten konnte. Das Jahr 1882 brachte die Buchausgaben seiner ersten Dramen: Karolinger, Harold, Mennonit und Väter und Söhne, denen sich dann später, um nur die bedeutenderen zu nennen, Christoph Marlow, das neue Gebot, der Fürst von Verona, die Hohenzollern-Historien, die Heinrichstrilogie, die Tochter des Erasmus, König Laurin, die Lieder des Euripides und die Rabensteinerin anschlossen. Die Hohenzollernstücke (die Quitzows, der Generalfeldoberst und der neue Herr) hatten ihm anfänglich die Sympathie des regierenden Königs eingetragen; doch als bald darnach die Aufführung des ‚Generaloberst' mit Rücksicht auf die hohenzollerische Hausgeschichte in Berlin verboten wurde (1889) und Wildenbruch sich durch allerhöchste Wünsche in seinem Dichten beschränkt sah, hatte er Mannesmut genug, nach der Vollendung des ‚Neuen Herrn' den Plan seines Hohenzollernzyklus fallen zu lassen und sich anderen Stoffen zuzuwenden. Daß auch in dieser Schicksalswendung für sein äußeres literarisches Weiterleben ein Glücksmo-

ment enthalten war, darf nicht übersehen werden.

Aber die Literatur, das ist kein Zweifel, wird weniger Veranlassung haben, dem Dichter ein dankbares Gedächtnis zu wahren, als das Theater, dessen Ansprüche sich, wie die Dinge nun einmal liegen, durchaus nicht mit denen der Literatur decken. Wildenbruch hat daher von Anfang an bei der breiten Masse der Theaterbesucher eine wesentlich andere Aufnahme gefunden, als die ernste literarische Kritik und Literaturgeschichte sie ihm bereiten konnten, und wenn es wahr ist, daß ein echter Dichter immer erst eigentlich für die Literatur zu leben beginne, wenn er tot ist, so fürchten wir, daß Wildenbruch diese Probe nicht bestehen wird. Um so mehr bleibt seine bestechende Wirkung auf selbst urteilsfähige Zeitgenossen beachtenswert, denn sie beweist, wie das außergewöhnliche theatralische Geschick dieses Mannes über die inneren Schwächen seiner Stücke hinwegtäuschen konnte. So fühlte sich z. B. ein Kritiker wie Heinrich Hart bei der Aufführung eines der schwächsten Dramen Wildenbruchs, der ‚Quitzows', wie von ‚einem Brausen vom Himmel als eines gewaltigen Windes' angeweht und er verließ ‚in Pfingststimmung' das Theater (vgl. Werke, 4. Bd. S. 256); und Bartels nennt wohl aus einem ähnlichen Eindruck Stücke wie ‚Harold' und ‚Väter und Söhne', ‚großempfundene Dramen' und Wildenbruchs beste Werke. Anders der kühle und allzeit sachdenkliche Fontane. Er hat sich über die großen psychologischen Schwächen dieser Stücke keinen Augenblick getäuscht. Und gleich ihm hebt auch J. Röhr in einer strengen Nachprüfung der Fontaneschen Urteile in bezug auf den Helden des ersten Stückes mit Recht hervor, daß Harold durch sein Verhalten ‚sich bei einem normalen Zuschauer Achtung und Sympathie verscherzt' habe, während ‚Väter und Söhne' ein höchst naives Publikum mit ganz unentwickelter Welt- und Menschenkenntnis voraussetzt und unter allen Wildenbruchschen ‚an Wahrscheinlichkeit aller realen und psychologischen Vorgänge am niedrigsten stehe'. Wie wenig auch die übrigen Dramen Wildenbruchs eine strengere kritische Betrachtung aushalten, hat Röhr des weiteren in seinen ‚Untersuchungen' (‚Wildenbruch als Dramatiker', Duncker, Berlin 1908) dargetan, die zum Teil als abschließend betrachtet werden können. Sein Urteil trifft in vielen Punkten mit dem Bulthaupts (Dramaturgie des Schauspiels 4. Bd.) zusammen. Denn gleich diesem erblickt auch Röhr den Grundzug der Wildenbruchschen Bühnendichtung darin, ‚daß er ohne Bedenken das auf dem Theater Wirksame über das psychologisch Wahrscheinliche stellt'. Aus diesem Streben erklären sich dann auch alle anderen Mängel. So verscherzt Wildenbruch seinen Helden vielfach die Sympathie der Zuschauer, indem er sie töricht und mit beschränktem Verstand handeln läßt. Im Harold und im Generalfeldoberst schwören zwei Hauptpersonen wichtige Eide, ohne zu wissen, um was es sich handelt, und in ‚Bernhard von Weimar' unterzeichnen die Gesandten ein Friedens-Dokument, ohne seinen Inhalt zu kennen.

Nicht minder gefährlich wird häufig jene dumme Vertrauensseligkeit, die z. B. Harold in Feindesland gehen, den Generalfeldobersten gegen alle Vernunft und nicht einmal in Konsequenz seines Charakters auf das Wort einer Somnambule hin sich für einen Einfaltspinsel und Verächtlichen einsetzen läßt, eine Vertrauensseligkeit, die der Dichter vergeblich als das ‚Vertrauen großer Seelen' zu rechtfertigen sucht. Schlimmer ist, wenn ein Held wie der Mennonit aus dem gemeinen Motiv persönlicher Rache handelt und seiner Schuld ‚eine solche Beimischung des Verächtlichen und Törichten' gibt, ‚daß er unter das für die Hauptfigur eines Dramas unerläßliche Achtungsniveau herabsinkt' (Röhr). Während andere Stücke

wie die ‚Herrin ihrer Hand‘ und ‚Christoph Marlow‘ trotz einzelner glänzender Partien eine tiefere Anteilnahme im Keim zerstören, indem sie dort in Gelehrteneitelkeit und Forscherspleen, hier im Dichterneid Motiv und Ziel zu niedrig nehmen, bewirken andere sogar direkt das Gegenteil von Interesse und Mitgefühl beim Zuschauer, indem die Helden wie Meister Balzer und Graf Bernhard in den ‚Karolingern‘ schlechthin zu verbrecherischen Mitteln greifen, ohne weder durch ein Verhängnis noch durch leidenschaftliche Verstrickung dazu getrieben zu sein. Und so wie hier setzen sich viele andere Hauptfiguren (Hutten in der ‚Tochter des Erasmus‘, die ganze germanische Partei im ‚König Laurin‘, Waltram in der ‚Gewitternacht‘) selber durch charakterlose, unmännliche oder schlechtweg kopflose Handlungsweise, nicht zuletzt durch Prahlereien ohne Untergrund herab.

Daß bei so elementaren Fehlern das Furioso des theatralischen Temperaments unseres Dichters nicht genügen kann, um seinen immerhin großen und dauernden Erfolg zu erklären, liegt auf der Hand. Selbst der patriotische Grundton, den er den meisten seiner Stücke zu geben wußte, kann hier nicht ausreichen. Ebenso wenig die Berechnung so mancher Szene auf das protestantische Gefühl weiter Volkskreise; denn gerade in diesem Punkt hat er z. B. in seiner Heinrichstrilogie sogar viele Erwartungen direkt enttäuscht, obwoh die Charaktere und Vorgänge weit entfernt sind, einer unbefangenen historischen Würdigung stand zu halten. Mag dies und ähnliches wie z. B. auch Wildenbruchs optimistischer Idealismus immerhin mit in die Wagschale fallen, den Ausschlag gab doch nur die Sehnsucht der Zeit nach einer die kleinen Zustandsschilderungen des Naturalismus überwindenden Größe der Stoffe, der Auffassung und des Temperaments, und diese Größe hat Wildenbruch für seine Zeit besessen. Gewiß ist er, wie wir sehen, nur eine Scheingröße, aber was waren die naturalistischen Gernegroße anders? Indem das Volk sich zu ihm bekannte, gehorchte es vielmehr einer literarischen S e h n s u c h t als einem tieferen künstlerisch-dichterischen Empfinden. Diese Sehnsucht im Volke wach gehalten und genährt zu haben kann als ein bleibendes Verdienst Wildenbruchs anerkannt werden. Ebenso wie als Dramatiker hat er als patriotischer und idealgesinnter Festdichter gewirkt. Hingegen wird man dem Erzähler nur mit großen Vorbehalten gesunde und volksmäßige Wirkungen nachsagen dürfen.

In seinen Romanen ‚Eifernde Liebe‘ und ‚das wandernde Licht‘, ebenso in einzelnen Novellen herrscht eine Sinnenschwüle, der in keiner Weise durch eine hohe und beherrschende Idee das Gleichgewicht gehalten wird. Auch hier zeigt Wildenbruch mehr Affekt und Temperament als echtes, aus Lebenstiefen quellendes Gefühl. Und so wenig man bei seinen Dramen von einer inneren Entwicklung des Dichters sprechen kann wie bei Schiller, Kleist, Hebbel, ebenso bleiben sich seine Erzählungen sowohl in ihrer seelischen Grundstimmung als auch in ihren ideellen Tendenzen durch alle Zeit treu und nur Stoff und Motive wechseln. Sein letzter Roman ist ‚das schwarze Holz‘, sein bester ‚Schwesterseele‘.

Wildenbruch, der seinen Ursprung von den Hohenzollern herleitet (sein Vater war der uneheliche Sohn des 1806 gefallenen Prinz Louis Ferdinand und der Hutmacherstochter Henriette Fromm), wurde 1845 in Beirut in Syrien geboren, wo sein Vater Generalkonsul war. Als Berufsoffizier machte er den siebziger Krieg mit, ging dann zur Juristerei über, war unter Bismarck im Auswärtigen Amt tätig, wurde Legationsrat, dann geheimer Legationsrat und lebte, allzeit treubismarckisch gesinnt, seit seiner Pensionierung im Jahre 1900, in Weimar, wo er auch in der Fürstengruft beigesetzt

wurde. Er ist wiederholt Empfänger des Schillerpreises gewesen. M.

Christian Dietrich Grabbe* feierte durch Kraftspruch des jüngsten Deutschland bei der ‚Revolution der Literatur' seine Auferstehung. Ob man damals in ihm nur den verwandten Stürmer und Dränger sah oder auch den Vorläufer mancher modernen Ideen und Formen erkannte, ist zweifelhaft. Aber nicht nur das Wort ‚Übermensch' findet sich bei Grabbe, sondern in Faust, Don Juan und Heinrich IV. steht der Nietzschesche Übermensch leibhaftig auf der Bühne; der ‚Eigene' und Einsame Stirners wandelt hier in der Person Hannibals über die Bretter, und mit Schopenhauers Philosophie des Pessimismus entstand gleichzeitig die Tragödie des Pessimismus, der ‚Gothland': ‚Leben ist Leiden, sinnloses, schuldloses Leiden'. Und Schopenhauer ist ja auch erst in unserer Zeit modern geworden. Noch viel mehr aber ist es, was er der Kunst Neues brachte. Der grandiose Humor, wie ihn kein anderes deutsches Bühnenwerk kennt, und die neuen Arten der Tragik, die einige seiner Charaktere verkörpern, — man blättere nur im Buche Volkelts ‚Das Tragische', um Grabbes Bereicherung des Begriffes zu erkennen, — enthüllen uns die große künstlerische Veranlagung dieses unglücklichen Charakters. In seinem Drama ist das Gesamtkunstwerk Wagners vorgeschaut durch die ihm ganz eigene Technik des Szenenbildes. Grabbe sieht die Hauptpunkte der Handlung in großen Gemälden vor seiner Phantasie stehen in historischem Kolorit, das lebhaft an Rethel erinnert, der ja auch gegen Cornelius-Piloty ein Neuerer war, wie Grabbe gegen Schiller-Raupach. Schiller sah die ideale Linie der Kontur und der Handlungsführung. Grabbe hat buntes Leben, bei ihm ersteht das Milieudrama, das moderne historische Drama nach der Vorstellung Ottos von der Pfordten. Historische Wahrheit, Lokalkolorit und Erdgeruch sind der Boden, aus dem der Held plastisch hervorgewachsen vor uns tritt und auf dem er voll verständlich wird, nicht aber so, daß er davon abhängig bliebe oder würde. Der erste Naturalist hat den Naturalismus überwunden, indem der Held, der große Mensch, der Übermensch, die Masse beherrscht und über dem Milieu sich erhebt. Bei Grabbe finden wir ganz anders als bei Shakespeare, Goethe (Egmont), Schiller die Psychologie der Volksmasse durchgeführt, die aus wirklichen Individualfiguren ureigenster Prägung besteht und zusammen doch als Masse von Masseninstinkten geleitet wird, eine aus Farbenklexen zusammengesetzte Impression. Und wunderbare Vorbilder der Heimatkunst hat er uns gegeben in seiner Hermannsschlacht und den herrlichen Hohenstaufendramen. So stellt Grabbe eine Synthese der verschiedensten modernen Richtungen dar, die aber in ihrer Vereinzelung durch ihre einseitige Betonung zu Ismen entartet sind. Man wird sagen, daß Grabbe doch nur totes Kapital bedeute infolge seiner Unaufführbarkeit. Aber diese alte Fabel ist durch die Tat längst widerlegt. Der der Regie vielleicht am meisten spottende ‚Napoleon' z. B. erlebte 70 Aufführungen nacheinander am kleinen Berliner Belle-Alliance-Theater, und selbst das Lustspiel ‚Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung', ‚das in seiner Totalität so ganz bühnenunmöglich erscheint und doch in vielen Einzelheiten nach Verlebendigung auf den Brettern drängt, erlebte seine Uraufführung nach mehr als 80 Jahren im Münchener Schauspielhause, wo am 27. Mai 1907 der Münchener dramatischen Gesellschaft das köstliche Experiment mit

* Christian Dietrich Grabbes sämtliche Werke in 6 Bänden. Vollständige Ausgabe mit den Briefen von und an Grabbe. Herausgegeben und mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Otto Nieten. Mit 3 Bildnissen des Dichters und einem Briefe als Handschriftprobe. Leipzig. Max Hesse.

überraschend glänzendem Erfolge gelang.' Vor allem aber würde die Einreihung der beiden Hohenstaufendramen in das Repertoire der deutschen Bühne einen großen nationalen und künstlerischen Gewinn bedeuten. Der Mißerfolg von ‚Heinrich VI.' am königl. Schauspielhause (Berlin) in dieser Saison ist nur auf Rechnung des dort herrschenden idealistisch-klassizistischen Stils zu setzen.

Vorläufig aber muß Grabbe auf anderem Wege Eigentum der Nation werden. Das Interesse für ihn folgt dem Wiedererwachen der Kunst der anderen dramatischen Genies der 1. Hälfte des vorigen Jahrhunderts, der Kleist, Hebbel, Ludwig langsam nach, z. T. getragen und befördert, z. T. angeregt durch verschiedene Neuausgaben seiner Werke. Die von Blumenthal war längst vergriffen, die Reklamsche ist höchst mangelhaft. Da war es das Verdienst Griesebachs, des Dichters, Bibliophilen und geschickten Herausgebers, eine textkritische Gesamtausgabe veranstaltet zu haben. Die scharfe Revision der Texte, die Vermehrung durch viele Briefe und Fragmente stellten sie uns als ganz neue Arbeit dar, und auf ihr bauen alle Nachfolger auf. Eine Auswahl von Paul Friedrich brachte die erste Fassung des ‚Marius und Sulla'. Nun ist bei Max Hesse in bekannter Güte und Ausstattung eine dritte Ausgabe erschienen, die jedenfalls auch wegen des billigen Preises viel zur Popularisierung beitragen wird. Gegen Griesebach bedeutet Otto Nieten einen Fortschritt durch erneute Textrevision, durch Einfügung der inzwischen neuentdeckten Briefe von Grabbe (9 Stück) und der von Griesebach bedauerlicherweise weggelassenen Briefe an Grabbe mit 3 neuen, die sich bei Blumenthal noch nicht finden. Mit der Edition des dreiaktigen Fragments von ‚Marius und Sulla' in Jamben war ihm, wie gesagt, Paul Friedrich zuvorgekommen. Aber als ‚Fund' können ihn beide nicht bezeichnen, denn Griesebach hat in seiner Ausgabe seine Existenz mitgeteilt (I. Bd. Textkritischer Anhang Seite 479). Was aber besonders den Wert der Nietenschen Ausgabe ausmacht, sind die Biographie und die Einleitungen. Mit viel Liebe hat sich der Herausgeber in die komplizierte Psyche des Dichters und in den Geist seiner Werke versenkt, mit maßvollem Urteil und einsichtigem Verständnis des barocken Zuchtmeistersohnes Abstammung, Entwickelung und Leiden geschildert, mit gewandter Hand die Analyse der Dramen geführt. Viel Fleiß und Scharfsinn verrät auch die Verwertung der Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung. Man spürt übrigens überall, was die Grabbe-Forschung der verdienstvollen Sammeltätigkeit Dr. Robert Hollgartens verdankt.

J. G.

Theater.

Berliner Theater. Was spräche wohl beredter für den aufs Materialistische gerichteten Geist unserer Tage, als daß auch die großen, sich vornehmlich dem Drama und Schauspiele widmenden Institute ihre Hallen mehr und mehr der heiteren Muse öffnen. Und während Brahm wenigstens nur im Sommer in seinen Räumen Schwänke spielen läßt, macht Reinhardt im Deutschen Theater ausverkaufte Häuser mit Nestroys in den 40er Jahren von der Zensur unterdrückter, nun freigegebener und auf die augenblicklichen Verhältnisse zugestutzter harmloser Posse ‚Die Revolution in Krähwinkel', dieweil im Berliner Theater Hebbels erschütternde Tragödie ‚Herodes und Mariamne' mit Albert Heines schauspielerischer Meisterleistung vor fast leeren Bänken in Szene geht. Der Umstand erinnert uns lebhaft daran, wie fern die Tage liegen, da unsere streng im Geist der klassischen Literatur erzogenen Eltern mit Geringschätzung selbst von der Operette im allgemeinen sprachen und mit einem Gefühl des im Sittlichen

Verletztseins; und wie tief mußte diese Kunstgattung seitdem noch sinken, damit einer einzigen halbwegs gefälligen Melodie wegen die ‚Lustige Witwe‘ ihren Siegeszug über die Welt antreten konnte, damit für die das Berliner Theaterleben entschieden verhängnisvoll beeinflussenden Berlin W.-Kreise im Grunde aber die alljährige Première des Metropol-Theaters das Saison-Ereignis ist, deren Reimereien bei jeder Gelegenheit für festliche Arrangements im Familienkreise den Ton abgeben! Im vergangenen Winter war's bei Reinhardt wenigstens Shakespeares klassisches Fastnachtsspiel ‚Was ihr wollt‘, das das Publikum in Scharen lockte; diesmal grub ein findiger Kopf den alten Nestroy aus, und flugs war zwischen dem harmlosen und in seiner Einfältigkeit fast liebenswürdigen Freiheitsdrang der biederen Krähwinkler und ihrer ihnen durchaus angemessenen Beamtenschaft — denn jedes Volk wird stets so regiert, wie es es verdient: das mögen sich die plötzlich erwachten Schreier von heute gesagt sein lassen und an die eigene Brust schlagen, statt alles auf die Regierung zu häufen — die Verbindung hergestellt zum Empörungslärm der Interview-Tage und der Husumer Bürgermeister-Affäre und der Zuschauer quietschte vor Vergnügen, wenn der Bürgermeister auf seinen ersten Kanzlisten deutend sagt: ‚Das ist der Mann, der niemals liest, was ich rede.‘ Das Stück voll munterer Einfälle, die dem heutigen aufs Biedermeierische gehenden Geschmack entgegen kommen, ist im Grunde ein Schmarren, dessen Inhalt man beim besten Willen nicht einmal nacherzählen kann, so zusammenhanglos ist er; eine Reihe szenischer Bilder, an deren historischer Echtheit Reinhardt seine farbige Ausstattungsreform, oft übers Notwendige hinausgehend, entwickelte und auf dem Niveau einer akzeptablen Schauspielkunst, an deren einzelner Leistung, z. B. der Wasmanns, man wieder deutlich erkannte, daß alles, was man früher in bezug auf die Begabung des Schauspielers mit dem Wort ‚Mittel‘ bezeichnete und für eine Karriere unbedingt notwendig hielt, auch in der Tat notwendig ist für jedes Stück, das nicht auf dem dürren Gelände der modernen Milieukunst gewachsen ist. Denn Wasmann, über den wir oft herzlich gelacht haben, wenn er nur den Schnabel aufsperrte, bewies, daß immerhin einiges dazu gehört, selbst ein Couplet anständig vorzutragen, und seine krächzende Stimme berührte hin und wieder peinlich, obgleich es sich um einen ‚Krähwinkler‘ handelte, und einige seiner Kollegen versuchten, absichtlich diesem Namenscharakter gerecht zu werden. Der abendliche Vollmond aber auf tiefblauem Himmel, der so julischwanger über die Giebeldächer der Philisterstadt hinzog, daß man lieber schon ein sehnsuchtsvolles Liebespaar bei Nachtigallenschlag am Wiesenrain unter ihm wahrgenommen hätte als einen keifenden Bürgermeister in Unterhosen, zeigte uns, wie sehr solche Szenenkunst, und vor allem, wenn es sich nicht um eine Posse handelt, vom Sinn des Wortes ablenken muß, so sie stärker als dieses bedacht wird.

Einen ähnlichen Heiterkeits- und Kassenerfolg wie ihn Reinhardt mit Nestroys Posse im Deutschen Theater, erzielt die Direktion Barnowski im ‚Kleinen Theater‘, der einstigen Ausgangsstätte Reinhardts, mit Ludwig Thomas ‚Moral‘. Hier wie dort wurde schallend gelacht, nur daß der Grund hier ein durchaus anderer, ein bitter-ernster die Ursache ist, also eigentlich keiner zum Lachen. Und vor allem lachten wohl jene fröhlich mit, gegen die die Pfeile gerichtet sind; denn das ist die Wirkung aller Moralpredigten in Wort und Schrift: es fühlt sich keiner getroffen; es sind immer die andern gemeint, und der Zuhörer, je einfältiger und dickhäutiger er ist, fühlt sich frei und außerhalb der Sphäre des Vorwurfs. Es gehört schon eine hohe

Dosis Intelligenz und sittlichen Ernstes dazu, sein Ohr einer Mahnung zu öffnen. Die Dummen fühlen sich nicht getroffen, die Träger der Schwefelsäure-Intelligenz aber, die Pharisäer, lehnen entrüstet den Bußprediger ab und stimmen ihr finsteres ‚Kreuziget ihn!‘ an, während nur wenige in ihrem Herzen den Reuealtar des einsichtsvollen Sünders aufschlagen. Solch ernste Worte anzustimmen ist nun der ‚Moral‘ des Verfassers der ungezogenen und doch so trefflichen ‚Lausbubengeschichten‘ gegenüber nicht eigentlich am Platze, denn er tritt nicht als bleicher Savonarola vor uns hin, wenn dieser szenische Versuch gegen seine derb-fröhlichen Geschichten auch ibsensch anmutet; die Absicht seines Stückes ist vielmehr die Verulkung jener vorhin betonten Eigenschaft des Durchschnittsmenschen, immer nur zu glauben, daß es die andern angehe. Denn nur aus diesen Empfindungen heraus kommen die Honoratioren jener Kleinstadt dazu, einen Sittlichkeitsverein zu gründen, während jeder einzelne von ihnen heimlich auf nächtlichen Abwegen schleicht wie miauende Kater in schwülen Maiennächten, und daß sie bei der Entlarvung sich teils sogar bis auf den philosophischen Standpunkt erheben, die ‚Moral‘ sei nur für das Volk da und ihr Begriff wandelbar, und der Kammerherr und prinzliche Erzieher sich bis zu der Äußerung versteigt, er wolle das Wort ‚Moral‘ außerhalb der Kirche überhaupt nicht hören. In dieser Zuspitzung der sich aus urkomischen Situationen ergebenden Pointen liegt zugleich die Schwäche des Stückes, indem es an komplizierte psychologische Probleme streift, die gänzlich außerhalb seiner Absicht liegen, aber nicht von der Hand zu weisen sind. So, wie das Stück ist, bleibt es auf der Höhe einer Simplizissimus-Karikatur, in der heute der Aristokrat, morgen der Sozialdemokrat über den Haufen gerannt wird, und es maßt sich eine außerhalb seines Rahmens liegende erzieherische Wirkung an, die nicht in seinen Kräften ruht und wo sie einen Augenblick aufblitzt, in der nächsten Szene im Gelächter erstickt wird. Aus diesen Schwächen ergeben sich dann naturgemäß ganz ähnliche im Aufbau des an witzigen Bemerkungen und treffenden Beobachtungen reichen Stückes: kaum eine Figur ist von Grund aus durchgeführt und ist der Träger einer Katastrophe; in der ersten Szene erscheint ein sein Leben erzählender Dichter und ‚die‘ lebenskluge alte Dame auf Nimmerwiedersehen; der deutsche Oberlehrer mit blondem Vollbart und der Sammlung obszöner Bilder ist eine zu grobe Karikatur (und besonders in der Berliner Aufführung), während die preußischen Polizeibeamten allerdings und der Assessor — Thomas Prügeljunge — mit köstlicher Frische gezeichnet sind. Kurzum: die hin- und herpendelnden Anklagen Thomas scheinen so handgreiflich wahr und berechtigt, weil es sich in seinem Stück um den schlimmsten Repräsentanten der Spezies homo sapiens handelt, um den ‚homme médiocre‘, und sie sind wirkungsvoll, weil sie heiter und witzig vorgetragen werden; gelöst und entwirrt aber mit der Wirkung einer reinigenden Katastrophe im Schicksal wertvoller Individuen hat Thoma das ungeheuer komplizierte Problem ‚Moral‘ durchaus nicht; dazu sind seine Bauerntatzen doch zu ungeschlacht, wie sehr er auch das Herz auf dem rechten Flecke haben mag.

Es ist heute auf deutschen Bühnen kein stärkerer Eindruck von Werken neuerer Dichter zu erhalten als von den Dramen Hebbels. Und doch wird dieser bedeutendste nach-goethesche deutsche Dichter in Berlin, abgesehen vom Schauspielhaus (das ihn hin und wieder herausbringt), fast ausschließlich von Theatern gepflegt, deren Publikum sich mehr von der Peripherie des Interessentenkreises bunt und gemischt zusammenzieht. Brahm verzichtet ganz auf ihn, Reinhardt begnügte sich mit

‚Gyges und sein Ring', und die Schaubühne, die nach ihm ihren Namen trägt, bestreitet ihre Erfolge vornehmlich mit der Aufführung der dramatisierten Feuilletons Bernhard Shaws. So erlebten wir also im Berliner Theater Hebbels Tragödie mit einer schauspielerischen Meisterleistung von Albert Heine, wie sie zurzeit auf deutschen Bühnen selten ist. In dieser Zeit des kleinen Individualismus, der alle großen Schauspieler-Qualitäten (wie überhaupt in der Kunst das Können) abgeschafft hat, schuf er eine Gestalt an gereifter männlicher Kraft, die einen wieder einmal, — und wie selten ist das heute! — vom Theater begeistert denken ließ und vom Schauspieler an erster Stelle. Leider wohnten wir nicht der Vorstellung bei, in der er in Irene Triesch eine ebenbürtige Partnerin gehabt haben soll. Wir sehen heute naturalistische Tiftler und realistische Sprecher bei Brahm, die Subjektivsten aller Schattierungen bei Reinhardt; Albert Heine verfügte über den reichen Fond beruhigter, innerer Kraft des Fühlens und Denkens, der notwendig ist, um einen Mann und Krieger, einen leidenschaftverzehrten Despoten wie Herodes darstellen zu können. Dabei stattete er ihn in allen Zügen so maßvoll und würdig aus, daß er, nicht die im Grunde unschuldige Heldin, uns ans Herz wuchs: denn trotz aller rauhen Leidenschaft und geistigen Unbezähmbarkeit ist er im Stücke doch der Mensch mit dem warmen Herzen, nicht die ewig kalkulierende Mariamne — ein Gegensatz, aus dem heraus uns wieder (wie in Hebbels Judith) die eminente Kenntnis der jüdischen Psyche dieses großen deutschen Dichters entgegentritt. Und kein jüdischer Dichter hat unseres Wissens die jüdische Psyche je so erfaßt wie eben Hebbel. Ein eigentümlicher Zug, daß gerade ihn sie reizte. Vielleicht weil sie noch ein unentdecktes Land war. Sie scheint uns aber nicht eigentlich geeignet für das Wesen der Tragödie. Denn weil das Heldentum dieser Jüdinnen (sowohl bei Judith wie bei Mariamne) im Gehirn, nicht im Herzen wurzelt, ergeben sich Konflikte, die dramatisch unbefriedigt lassen. So rührt der ganze Konflikt zwischen Mariamne und Herodes — der ihr harmlos und naiv gegenübersteht wie der Nichtjude Holofernes der Judith — daher, daß sie, statt seinen Dämon einfach mit Liebe zu besiegen, ihn immer wieder kühl und berechnend auf die Probe stellen will, weil sie in ihrem Menschentum sich gekränkt fühlt. Wie anders handelt da Desdemona! Sie erwidert dem Rasenden nur mit Liebe, Liebe, Liebe, und es kommt zur Katastrophe, weil das Gift von außen immer wieder eingeträufelt wird. Hier kommt es zur Katastrophe aus einem Mangel an reiner Liebe, also einer Unzulänglichkeit der Heldin; der Giftstachel sitzt im Herzen der Heldin selbst und sticht und sticht, bis der Schmerz sie zur Freuderaserei treibt: das Fest, das die wieder Enttäuschte auf den angeblichen Tod des Gatten inszeniert; der psychologische Höhepunkt des Stückes und gleichwertig mit der Steinigungsszene in der Judith. Ein Meisterwerk an Psychologie der Judenpsyche, wie gesagt, aber dramatisch unbefriedigend. Wir bewundern diese Heldin, die letzte Makabäerin, wie sie sich nennt, die zu sterben wisse, zwar, doch wider Willen; denn es rührt und erlöst uns nur das Schicksal des Helden, der rein und unschuldig stirbt. Marianne ist aber nicht rein und unschuldig; ihr Geist ist — wie alles Judentum im Gegensatz zum Christentum und dem nichtjüdischen Altertum — verderbt und unfruchtbar durch Negation und Skepsis. —

Eines der bemerkenswertesten Stücke der jüngeren Dichtergeneration, die gegen das realistische Milieu-Drama der Hauptmann-Schule Front macht, ist zweifelsohne Wilhelm Schmidtbonns Schauspiel ‚Der Graf von Gleichen'. Dabei kann man sich des Folgenden erinnern: Die

großen Dichter, die aus dem 18. ins 19. Jahrhundert hinüberlebten, und auch die weitere Generation stammten aus dem Westen und Süden Deutschlands, der Milieu-Naturalismus der Hauptmann-Schule ist preußischen, teils direkt schlesischen Ursprungs. Für jemanden, der vom Rhein oder aus dem Süden stammt, ist mit diesem Umstand unwillkürlich ein Begriff der Nüchternheit verbunden. Nun aber neigt sich der Pendel schon wieder dem Westen zu, und die Opposition kommt vom Rhein. Herbert Eulenberg, auf den manche Theater-Propheten ihre Hoffnung setzten, der aber bis heute noch keinen rechten Erfolg zu erzielen vermochte, ist Kölner, der Dichter des Grafen von Gleichen Bonner. Eulenbergs Werken — die zweifelsohne von echtem dichterischem Geist getragen sind — fehlt's an der straffen, intellektuellen Gliederung, am Aufbau der Charaktere und Handlung, so daß es fraglich scheint, ob er mit diesem Mangel geeignet ist, das Drama über die Milieu-Höhe hinauszuführen; er vermag's nur im Gefühl, der Wahl des Stoffes. Da aber setzt sein heimatlicher Rivale mit den geeigneteren Fähigkeiten ein; sein neuestes Stück ist gut komponiert und durchgeführt. Nur hin und wieder vermag er die Gestalten nicht hinreichend auszufüllen, dort, wo die umfassendste Menschenkenntnis und stärkste dichterische Kraft vonnöten wäre, das Individuum mit allen Eigenschaften einer typischen Gestalt auszustatten: so in den Auftritten der Frau Notburg, des Grafen Gattin, gegen ihre Rivalin, die kleine Türkin Naëmi. Der Gang der Handlung ist dieser: Der Graf befand sich im Kampf ums Kreuz im hl. Land, wird von den Türken festgenommen und in den Kerker geworfen. Als er schon im 12. Jahre an der Kette im unterirdischen Gemäuer schmachtet und der Schmerz ihm das Bewußtsein lähmt, daß er glaubt, es seien vielleicht zwei Jahre vergangen, und er schon mit dem Tod Zwiesprach hält, der ihm wider Willen die Erlösung bringen will, wird ihm die Errettung durch die Hand eines Türkenmädchens, das in seinen Lichtschacht spähte. Darauf baut sich der Konflikt des Dramas auf: auf dem Pakt, den der Graf mit dem Mädchen, und dem, den er mit dem Tode schließt. Übrigens könnte da ein Fehler liegen. Der Tod erscheint unmotiviert, d. h. ungerufen. Es wäre logischer, wenn der im Gefängnis Schmachtende ihn selbst herbeigefleht hätte und sich ihm in dem Augenblick entreißen will, als ihm die Errettung durch die Hand des Mädchens winkt. Schmidtbonn läßt ihn in dem Augenblick auftreten, als diese Rettung eine ausgemachte Sache ist, und den verzweifelt nach Freiheit und dem Leben Schmachtenden sich loskaufen dadurch, daß er ihm das Leben seiner Retterin verspricht. So begeht der nach Glück sich Sehnende die ‚zweite Lebenslüge' (um ein Ibsensches Wort zu gebrauchen), darauf sich kein neues Leben aufbauen läßt, nachdem die erste darin bestand, daß er der Retterin die Ehe versprach und die Gattin daheim verschwieg. Der Knoten ist fein geschlungen, und bei seiner Abwicklung folgen die zu erwartenden Konflikte menschlicher Leidenschaften mit sicherer Logik. Der Graf wird befreit, heim reitet er mit seiner kleinen türkischen Gefährtin; der kühne, sehnsuchtsschwere Ritt dauert ein ganzes Jahr, und wir finden ihn wieder an einem Sonntagmorgen bei Sonnenschein und Vogelgezwitscher unter der heimatlichen Linde, vor der Kirchentür. Dort will er Weib und Kind erwarten, nachdem er Naëmi das Geständnis abgelegt. Naëmi fügt sich (rein sinnliche Naturen vermögen es), für Notburg ist's auf die Dauer unmöglich. Der Graf will keine lassen. Notburg stößt Naëmi vom Felsen, und in der Stunde ist der unheimliche Gast wieder auf dem Plan, der vorher schon als fremder Kriegsknecht des Grafen Ritt verfolgte: der Tod. Er löste sein Versprechen ein. Und nun ver-

schreibt der Graf sich ihm. Bei seiner Gattin bleiben kann er nicht. Er hat es gut gemeint und verzweifelt an des Schicksals Mächten. Und doch ist der Grund im letzten der: Man kann auf eine Lüge kein Leben aufbauen. So mischen sich in diesem Drama eigentlich zwei Probleme, auch wenn der Graf die erste Lüge durch ein offenes Geständnis ausgleicht. Daß er dem Tod sein Leben um das seiner zweiten Gefährtin abkaufte, scheint er im Lauf der Dinge zu vergessen, und so zieht er mit seiner Anklage an das Schicksal eigentlich nicht die richtige Konsequenz aus der Sitation. Auch hier zeigt sich noch eine Unsicherheit der dichterischen Durchführung der doppelten Ursache des Konfliktes, während der Dichter den einfacheren des realen Lebens, den seelischen Verwicklungen, die sich aus dem Zusammenleben zu dritt ergeben, mit einer Fülle feiner Züge und dichterischer Wärme gerecht wird. Das Interesse, das dem Stück von geschmackvollen Zuschauern entgegengebracht wird, und das es wach zu halten versteht, beweist auf jeden Fall, daß es in die Richtung weist, dahin unsere Wünsche in bezug auf dramatische Dichtkunst gehen.

Rudolf Klein.

Wiener Theater. Auf dem Repertoire des Wiener Burgtheaters stehen Ernst Hardts Drama ‚Tantris der Narr'*, das 1908 durch den Staats- und Volks-Schillerpreis ausgezeichnet wurde, und Karl Schönherrs Komödie ‚Erde',** die an dem Staats-Schillerpreise Teil hatte.

Ernst Hardt, 1876 in Graudenz geboren, widmete sich nach Quittierung seines militärischen Dienstes der literarischen Tätigkeit, lebte in Berlin, mehrere Jahre in Griechenland und ist jetzt in Weimar zu Hause. Seit mehr als einem Jahrzehnt als Novellist, Lyriker, Dramatiker und Übersetzer tätig, gewann er durch das Schauspiel ‚Der Kampf ums Rosenrote', das den Gegensatz zwischen der einer neuen Zukunft zustrebenden Jugend und dem strengen Altvätertum zum Thema hatte, Bühnenerfolge und starkes Interesse.

Im Herbst 1906 vollendete Hardt in Athen sein fünfaktiges Drama ‚Tantris der Narr'. Es wurzelt in der auf französischem Boden erblühten Tristansage und setzt den herrlichen Torso Gottfrieds von Straßburg stofflich fort, indem es Motive aus den verschiedensten Bearbeitungen und Erweiterungen der Tristansage verwertet, die durch Richard Wagners musikalisches Drama, Bédiers zusammenfassende Arbeit (Paris, 1905), Emil Lucas Roman ‚Isolde Weißhand' allgemeines Interesse hat. —

König Marke gab dem Drängen der gälischen Barone nach und sandte seinen Neffen Tristan auf Brautschau; so kam Isot von Irland in König Markes Haus und mit ihr der Unfriede. Isolde Blondhaar und Tristan hatten einen Zaubertrank getrunken, der ihre Herzen mit ewiger Liebe erfüllte. Herzog Denovalin sah der Königin Untreue; und als sie sein unreines Liebeswerben abwies, trat er zu Marke und entflammte seine Eifersucht. Man baute Scheiterhaufen; Gott blies sie aus, und Tristan floh mit Isolde ins Morois. In einer Nacht beschlich sie Marke; starr lag das scharfe Schwert Morholms zwischen ihren Leibern; Marke weinte ob ihrer Keuschheit, vertauschte Tristans Schwert mit seinem und ließ beide ungestraft. Das rührte Tristan; er gab dem Könige Isolde zurück. Ein Gottesurteil bewies ihre Unschuld; sie legte die elfenbeinernen Hände unversehrt um das glühende Eisen. Herr Tristan aber ward verbannt und mit ihm ein Vertrag geschlossen: Wenn Herr Tristan je von diesem Tage an in Kurnwal sein Wappen blicken läßt, soll er mit Isolde Todes sterben. Tristan und Isoldes Namen sind mit Blut unterschrieben, drei gälische Barone Zeugen. Bevor sie

* Insel-Verlag zu Leipzig, 1907.

** S. Fischer, Verlag, Berlin. 2. Auflage 1909.

schieden, schwur Isolde ihrem Freunde, ihm immer zu Willen zu sein, wenn jemand ihr in seinem Namen den Ring aus Gold und grünem Stein, den sie ihm zum Abschied gab, zeige, — und Tristan seiner Königin, jedem Rede zu stehen, der ihn bei ihrem Namen rufe. Monate sind vergangen. Isolde Blondhaar verzehrt sich in liebender Sehnsucht nach ihrem Freunde. Tristan war lange umhergeirrt, bis er Isolde Weißhand fand; einen Abend gefiel sie ihm; er nahm sie zum Weibe, fand aber in ihr nicht den Trost seines Sehnens. So zog er ins Morois; sein Schwager Kuerdin begleitete ihn. Herzog Denovalin will Tristan gesehen haben und führt Klage vor Marke und den Baronen; der König wütet, will Isolde Blondhaar sterben lassen. Dinas widerspricht; auch er sah zu gleicher Zeit an anderm Orte einen Ritter, den er für Tristan hielt; da müßte also ein Irrtum vorliegen und wer wisse, ob sie nicht beide irrten; die Barone stimmen bei. Aber Marke will Isolde, wenn er sie schon nicht töten darf, doch an die Siechen verschenken. Die eklige Szene findet sich schon bei Eilhart von Oberge, dem ersten deutschen Bearbeiter der Tristansage, der sie aber in seiner epischen Gestaltung motiviert, indem er Isolde des Ehebruches überführen läßt. Ernst Hardt bringt diese schwüle, abstoßende Episode, die den Höhepunkt des Spieles bedeutet, ohne tiefere Begründung und malt sie mit den schreiendsten Farben der nackten Perversität, verzerrt die deutsche Sage in pikante Dekadenz. Die nackte Isolde, von dem aussätzigen Gesindel begehrt, ist eine der der Kunst am lautesten Hohn sprechenden Szenen jüngster ‚Bühnenkunst'. Bei diesem Höhepunkt des Spieles, der im dritten Akte gegeben ist, setzt das Gegenspiel ein. Tristan kommt in der Gestalt eines Siechen, vertreibt das aussätzige Gesindel, tötet den Ränkeschmid Denovalin. Isolde Blondhaar erkennt ihn nicht. Da entspringt er über die drei Klafter hohe Burgmauer, ohne sich ein Leid zu tun; das Volk glaubt, der heilige Georg sei es gewesen. Marke ist bekehrt, nimmt Isolde wieder auf. Und die stolze Irländerin, an der Marke die große Schande tat, vergißt ihren Stolz, ihr frauliches Selbstbewußtsein, folgt dem tyrannischen Manne; ja, noch am selben Abende sitzt sie mit den Baronen beim Schachspiel. Tristan naht, in Narrenkleider gesteckt; er nennt sich Tantris, treibt die tollsten Späße, die das Herz Isoldes blutig schlagen; nennt alle ihre Vertraulichkeiten mit Tristan, ihre Schwüre; schildert ihren Leib in den sinnlichsten Farben, sagt von ihrem Male. Isolde erkennt ihren Freund nicht. Diese Unmöglichkeit muß Hardts Drama stofflich retten. Isolde sagt: ‚Wenn du wirklich Tristan bist, dann gehe zu Husdent, der nach dem Scheiden seines Herrn schon drei Wächter zerriß; Tristan wird er wohl verschonen.' Und Tantris geht zu Husdent; der Hund springt freudig seinem Herren zu; und weil der Hund Tristan erkennt, glaubt auch Isolde an den ‚süßen Narren'. Drängt sich nicht die Frage auf, warum all die andern — wenn schon Isolde den Tantris nicht erkennt — Tristan nicht erraten? Kann der Schmerz über Tristans Untreue die sehnende, liebende Isolde blind und taub gemacht haben? Ist es nicht eine lächerliche Erfindung, daß Isolde dem Instinkte des Hundes mehr Glauben schenkt als den Worten ihres geliebten Freundes? Der Schluß des Dramas ist psychologisch verfehlt. Tantris zieht mit Husdent fort, obwohl Isolde ihn zurückruft. Dieses gewaltsame Ende zerstört jede befreiende Wirkung. Der Konflikt ist weder konsequent durchgeführt, noch die sittliche Idee des Seelenkampfes zum reinen Siege gebracht. Das sprachliche Prunkkleid dieses Versdramas, das manchen metrischen Fehler hat, gibt vielleicht die momentane Wirkung einer gut aufgetragenen Theaterschminke, kann

aber weder über die Schwäche und Flachheit des Problems noch über die Mängel der Komposition und den schwülen Ekel der Szenerien hinwegtäuschen. —

Karl Schönherr hat 1895 Gedichte in Tyroler Mundart ‚Innthaler Schnalzer‘ herausgegeben, die verdiente Anerkennung und in Geschichten, Humoresken aus seinem Heimatlande ihrem Wesen nach Fortsetzung fanden. Dieser heimatliche Grundton durchklingt auch seine dramatischen Werke; er ist aber durch einen pessimistischen, oft verbitterten, scharf satirischen Klang getrübt. Schönherr trägt in die frische, humorvolle, sonnige Poesie seiner Heimat den müden, verzagten, anklagenden Ton eines mit sich und der Welt Uneinen. Das erklärt seine Freude an Sonderlingen, warum seine starke Kunst des Charakterisierens in den Modellen oft danebengreift, warum er seelische oder materiell Unglückliche zu Lieblingsgestalten macht und in der strengen Realistik seiner Darstellung oft gegen die Gerechtigkeit, das künstlerische Gleichmaß, wie in dem Einakter ‚Karrnerleut‘, sündigt.

So ist auch in der ‚Erde‘ das Problem, welches Schönherr gestalten wollte, von ihm selbst erdrückt worden; ich begreife wohl, wenn man in Tyrol gegen die ‚Erde‘ Einsprache erhob. Der alte Grutz, der an seinen Feldern, an seinem Hofe nicht mit der Erdenliebe des Bauern, sondern mit zähem Geize hängt und deshalb seinen sechsundvierzigjährigen Sohn nie an die Arbeit läßt, ihn wie einen Knecht behandelt, dieser alte Grutz ist kein tyroler Typus. Solche Sonderlinge gibt es überall. Ihr Geschick im eigenen Lebenskreise und in der Wirkung auf ihre Umwelt zu zeichnen, ist des Dichters Recht. Deshalb hat auch die Gestalt der Mena in diesem Sinne Geltung. Ihre Liebe nach eigenem Boden ist gepaart mit der Habsucht, Bäuerin des reichen Grutzenhofes, Frau des Hannes zu werden; ihr Streben nach einem Heimatboden ist daher kein reines, edles. Wenn aber Schönherr diese beiden in den Beweggründen ihres Handelns unedlen Charaktere gestaltet, um durch sie das edle Problem der Heimatliebe lebendig zu machen, so liegt darin ein künstlerischer Fehler, der sich auch in der Wirkung zeigt. Entweder fesselt das Sonderliche der Personen und drängt das Problem zurück, oder es nimmt die Idee des Stückes gefangen und wird durch die lächerlichen Gestalten zumindest in dem Eindrucke geschwächt.

Von diesem prinzipiellen Fehler abgesehen, ist die ‚Erde‘ auch dramatisch mißglückt. Der alte Grutz und der unselbständige, weibische Hannes sind zwar stark kontrastierende Gestalten; aber es kommt zwischen ihnen zu keinem Konflikte. So ist zwar — um ein feines Wort Laubes zu nehmen — die Seele des Stückes, aber nicht sein Leben gegeben. Alle drei Akte sind eigentlich tote Punkte, die sich nur dadurch unterscheiden, daß der erste Aufzug im Spätherbst spielt und den gesunden, alten Grutz zeigt, der zweite im Winter steckt und den alten Grutz aufs Krankenbett wirft, und der dritte die Stimmung des Vorfrühlings und die Gesundung des alten Grutz bringt. Die losen Episoden verschleppen die dreiaktige Exposition und wirken in ihrer dreimaligen Wiederholung — in jedem Akte sitzt das Gesinde beim Mahl und erzählt — langweilig. Die Charaktere sind scharf gezeichnet, teils aber so roh und häßlich, daß sie anwidern. Jene Szene, in der das Totenweibele ihre Schrecken treibt und der sterbenskranke Grutz sich vom Tischler zu einem Sarge Maß nehmen läßt, zeugt von dem wertlosen Ende, zu dem der extreme Realismus führen mußte.

Beide preisgekrönten Bühnenwerke sind nicht Erfüllungen von berechtigten Hoffnungen, sondern — bei großem Optimismus — Hoffnungen auf spätere gute Taten. Wenn die Schillerpreise in

diesem Sinne hätten verliehen werden müssen, wäre kein Einspruch erhoben worden. So aber glaube ich doch trotz des großen Mangels an tüchtigen dramatischen Werken, daß Würdigere dieser Ehrungen hätten teil werden können.

Johannes Eckardt.

Kunst.

Franciško de Goya. Den überraschenden künstlerischen Entdeckungen des letzten Dezenniums ist der Meister zuzuzählen, dem die Winterausstellung des Frankfurter Kunstvereins gewidmet ist. Vor zehn Jahren beging man in Spanien den dreihundertjährigen Geburtstag des großen Velasquez — die Erneuerung seines Gedächtnisses schenkte der künstlerisch interessierten Welt die Erkenntnis der Größe Goyas. Drei Jahre zuvor waren aus der berühmten Sammlung der Herzöge von Osuna dreißig vorzügliche Goyas auf den Markt gekommen. Dieses Ereignis hatte erstmals die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf den vergessenen Künstler gelenkt. Jetzt brachte das Velasquezjahr die erste Ausstellung seiner Werke, der Prado räumte ihm einen seiner schönsten Säle ein, man feierte den heimischen Meister in tausend Reden und holte schließlich in feierlichem Aufzug seine Gebeine aus Frankreich in die heimatliche Erde. Mit einem Schlage stand Franciško de Goya im Vordergrund des künstlerischen und kunstgeschichtlichen Interesses von ganz Europa. Und er hat den späten Ruhm reichlich verdient.*

Gerade ein Jahrhundert liegt zwischen uns und den Höhepunkten von Goyas Kunst. Trotzdem wirken viele seiner Werke, als ob der modernste Franzose sie geschaffen hätte. Koloristisch hat dieser Spanier die ganze Entwicklung der europäischen Malerei des 19. Jahrhunderts vorweggenommen; in der Größe seiner Ideen, wie sein radiertes Werk sie offenbart, überragt er Klinger, steht er neben Dante, der allein vor ihm Bilder ähnlichen Grauens zu geben gewagt hatte. Sinnend und erschauernd steht man diesen Blättern gegenüber, die eines Künstlers Grübelgeist erdacht hat, der in unseliger selbstquälerischer Art Michelangelo verwandt erscheint oder dem ‚melancholischen‘ Grünewald.

Die ‚Caprichos‘, die ‚Einfälle‘, sind Goyas berühmteste radierte Folge, achtzig Blätter subjektivsten Gehaltes. In welch spukhafte Umgebung führt der Künstler den Beschauer! Vor vielen dieser ‚Einfälle‘ steht man völlig ratlos; andere erschließen ihren Sinn erst eindringlicher Betrachtung, die wenigsten sagen dem ersten Blick, was des Künstlers Absicht wollte.

Goyas Selbstbildnis eröffnet die Serie. Dieser griesgrämige Spießbürger, aus dessen Zügen Schwermut und Misanthropie sprechen, hat recht wenig mit dem Goya gemein, wie er im Gedächtnis der Menschen lebt als der unbändige Bursche, der vor keinem Abenteuer zurückschreckt, der das Reisegeld für die Künstlerfahrt nach Rom als Stierkämpfer sich verdient, der bei keinem Liebeshandel fehlt. Mag auch Frau Fama manche Fabeln dieser Art zu Unrecht auf Goyas Haupt gesammelt haben, in ihrer Gesamtcharakteristik geben sie sicherlich ein Bild des jugendlichen Helden. Aber Alter und Krankheit, vor allem völlige Taubheit, die den Beweglichen, Umgangfrohen schwer traf, bändigte auch ihn, machte ihn zu dem, als der er in diesen radierten Werken erscheint.

Schon die Unterschrift des zweiten Bildes: ‚Sie geben das Jawort und

---

* Bei dieser Gelegenheit sei auf das prächtige Hauptwerk über ‚Franciško de Goya‘ von Valerian von Loga verwiesen (Berlin, G. Grote, mit 126 Abb.). Die Darstellung, der ein genauer Quellennachweis folgt, erscheint ebenso gründlich wie knapp und ist bei aller geschichtlichen Sorgfalt lebhaft und anregend. Den allseitig orientierenden Abbildungen geht ein peinlich durchgearbeiteter Katalog der großen Lebensarbeit Goyas mit allen nötigen Verweisungen voraus.

reichen die Hand dem, der zuerst kommt,' läßt seinen Sarkasmus genügend deutlich werden. In buntem Wechsel reihen sich daran ähnlich gerichtete Szenen, Kuppler und Kupplerinnen, Elegants und Majas; dazwischen sind dann Ausschnitte aus dem Leben des Alltags gemischt, aus der Kinderstube und vom Karnevalstreiben, Tierallegorien und Hexen. Hier höhnt er Adel und Geldaristokratie, dort die Frömmelei; hier kündet er von der Eitelkeit der Welt, von der Äußerlichkeit der Menschheit, dort trifft sein Spott die Vertreter einzelner Stände wie zum Beispiel die Ärzte.

Inhaltlich stehen dieser Folge die ‚Sueños', die ‚Träume', am nächsten. Die Phantasie des Künstlers hat weitere Äußerungsmöglichkeiten gefunden. Gestalten mit doppelten Gliedmassen, vor allem mit zwiefachen Köpfen und Armen, sind hier nichts Seltenes. Nachtbilder von großem Reiz finden sich darunter, Gruppen aus Einzelwesen bestehend, die eine unerschöpfliche Gestaltungskraft geschaffen hat. Von fratzenhafter Häßlichkeit sind die Physiognomien, die einem hier entgegengrinsen, wenn sie nicht gar tierische Züge tragen. Stets neue Ungeheuer, diabolische Monstren, ersinnt dieses Hirn, schafft diese Hand. Phantastereien abstrusester Art offenbaren sich, doch überall in gewissen vernünftigen Schranken gehalten. Sagt doch der Meister selbst einmal, daß Phantasie ohne Vernunft zu Ungeheuerlichkeiten führe, daß beide vereint sein müßten, um wahre Kunst hervorzubringen und Werke zu schaffen.

Leichter faßlich als diese freierfundenen Gesichte sind die in den Jahren vorher entstandenen ‚Desastres de la Guerra', das ‚Kriegselend'. Wie die ‚Caprichos' eine Folge von achtzig Blättern, wie diese graphische Meisterwerke von klassischer Bedeutung, die ihrem Schöpfer den Ehrenplatz neben Rembrandt sichern. Das ganze Unglück der napoleonischen Zeit hatte der Künstler an seinem Vaterland selbst erlebt; Jahre unsäglichen Elends hatte er durchgekostet, Zeuge mancher abstoßender Kriegsszenen mußte er sein. All diese Erinnerungen, die seinem empfänglichen Geist Bilder wahnsinnig gesteigerter Greuel vorgaukelten, gestaltet hier sein Stift — eine Bibel aller Friedensfreunde.

Mehr an die Realität der Erscheinung gefesselt ist der Meister bei dem vierten großen Radierwerk, dem letzten dieser Art, der ‚Tauromachia', der ‚Kunst des Stierkampfes'. Auf vierzig Blättern gibt er in diesem Zyklus eine Entwicklungsgeschichte dieses heimatlichen Nationalschauspieles. Mit wenigen Strichen wird der Schauplatz dargestellt. Arena und Zuschauerraum sind kaum angedeutet; das ganze Interesse des Betrachters wird auf den Stier und seinen Gegner konzentriert. In der Bewegung sind diese außerordentlich sicher erfaßt, bestimmt in jedem ihrer Züge festgehalten. Der Vollblut-Spanier kommt hier zu Wort.

Rein technisch betrachtet, ist jedes Blatt dieser vier Serien glänzend gegeben. Spielend sind alle Schwierigkeiten gelöst, die der Nadel des Künstlers sich bieten könnten. Vielfach ist das Dunkel der Nacht bevorzugt. Die Stoffbehandlung, die Differenzierung im einzelnen ist von höchster Feinheit. Scharfe Konturen möglichst meidend verleiht Goya durch einfache Strichlagen seinen Personen plastisches Leben, läßt sie im Raum und in der Luft sich darbieten, wie sie dem Auge erscheinen.

Solcherart bringt die Frankfurter Ausstellung Goya, den Graphiker, in fast erschöpfender Weise zur Darstellung. Seine malerische Kultur veranschaulichen vierzehn Gemälde seiner Hand, einige Kopien und Zeichnungen sowie eine Anzahl von Reproduktionen seiner Hauptwerke. In ihrer Gesamtheit vermitteln diese Stücke in etwa einen Begriff von seiner Originalität in Farbe, Erfindung und Komposition.

Die Porträts überwiegen wie in seinem Gesamtwerk so auch hier. Neun Bildnisse aus verschiedenen Epochen seines Lebens zeigen ihn als scharfen Beobachter, als Mann von überlegenem Geschmack und ungewöhnlicher Begabung. All seine Persönlichkeiten bestechen durch die Wahrhaftigkeit, mit der sie dargestellt sind. Mit souveräner Selbstverständlichkeit schauen diese Damen und Herren aus ihren Rahmen heraus. Was kümmert sie der Betrachter! Meist gibt Goya in pastoser Breite die durch einen Gesamtton zusammengehaltenen Farben, die in ungewöhnlicher Frische leuchten. Daneben stehen dann koloristisch leichter behandelte, in duftigen, weichen Tönen äußerst geschmackvoll und mit diskreter Feinheit zusammengestimmte Porträts. Wie sein großer Landsmann Velasquez läßt Goya meist durch einen indifferenten dunklen Hintergrund die Persönlichkeit des Dargestellten doppelt wirksam hervortreten. Die Mehrzahl der Frankfurter Bildnisse zeigt diese Eigenschaft seiner vollentwickelten Kunst.

Die ausgestellten Kompositionen (ein Genrebildchen, eine Kirchen- und eine Fastnachtsszene, sowie zwei Kriegsbilder) zeigen Goya als Beherrscher der Licht- und Luftprobleme, an deren Lösung gerade die Kunst des letzten Menschenalters so viel Energie verwandt hat. Seine Typen sind unverkennbar, ebenso seine Valeurs. Dumpfe grüne und blaue Töne überwiegen und bestimmen den ersten Eindruck. Doch wie entmaterialisiert er diese schwere Masse und löst sie auf in Duft und prickelnde Bewegung!

Am deutlichsten tritt diese Tätigkeit vielleicht bei der ‚Kampfszene aus dem spanischen Unabhängigkeitskrieg‘ zutage. Rein impressionistisch ist der Vorgang erfaßt. Trotz der Gewitterwolken, die zerrissen über dem wild tobenden Kampf hinziehen, ist das Ganze zu einem Kabinettstück wundervoller Luftstimmung erhoben. Wie hier kommt in der ebenfalls sehr flott und flüssig gemalten ‚Kriegsszene‘ die ganze Unbändigkeit seines Naturells zum Durchbruch.

Die skizzenhaft hingeworfene ‚Karnevalsszene‘ sowie die ‚Andacht in der Kirche‘ stammen gleicherweise aus Goyas reifster Zeit, als er gelernt hatte und einen Vorzug darin erblickte, mit möglichst wenig Farbenwerten auszukommen. Rembrandtsches Helldunkel zeichnet diese Bilder aus, grau in grau kommt das Düstere des Milieus zum Ausdruck. Und doch, wie blitzt es in dieser Nacht des Karnevals von Licht und Leben! In flutender Bewegung schiebt und drängt die ausgelassene, verkleidete Menge gegeneinander zwischen den Mauern, durch die Bogen dahin. In der von keinem Licht erhellten Kirche ist allein der Priester mit dem hl. Sakramente lichter behandelt.

Wie völlig anders gibt sich dagegen die graziöse ‚Dorfschöne‘! Zart und fein nüanziert tritt dieses zierliche Bildchen den soeben erwähnten schwertönigen Stücken gegenüber. Von dem leicht bedeckten, grünlich-grau hingehauchten, silbrig schimmernden Himmel hebt sich das reizende Persönchen, das mit der rabenschwarzen Mantille kokett das Gesicht halb verdeckt, wundersam ab. Ein entzückendes Bild!

Zwei Kopien von Willi Geiger bringen als Ergänzung zu diesen eigenhändigen Werken Goyas in breiter, flüssiger Mode ‚Die bekleidete Maja‘, sowie einen Ausschnitt aus der ‚Erschießung von madrilenischen Straßenkämpfern durch die Franzosen‘. Nimmt man dazu die ausgestellten Reproduktionen der in öffentlichem Besitz befindlichen Hauptwerke des Meisters, so kann man mit dem von Goyas malerischer Bedeutung gewonnenen Bilde wohl zufrieden sein. Daneben verdeutlichen einige Tuschzeichnungen und ein Aquarell, das ein in den ‚Caprichos‘ behandeltes Thema variiert, seine impulsive, frische Arbeitsweise im einzelnen.

Ein ungewöhnlich langes Leben war

dem großen spanischen Meister beschieden; 82 jährig starb er am 16. April 1828. Wie unverdrossen er die ihm gewährte Zeit genutzt hat im Dienste der Kunst, zeigt die Frankfurter Ausstellung, die weit über das Weichbild der mitteldeutschen Metropole hinaus die Beachtung aller künstlerisch interessierten Kreise verdient. An der Spitze der Kunst des 19. Jahrhunderts stehend meistert Spaniens größter moderner Malerradierer all ihre Errungenschaften, als ob sie überkommenes Erbteil seien. So erscheint er als der Vater der Moderne.

Erwin Hensler.

Musik.

Richard Wagner an seine Künstler. Im Januarheft des vorigen Jahrgangs von ‚Hochland' habe ich Richard Wagners damals ebenerschienene ‚Bayreuther Briefe' besprochen, die, wie der Herausgeber Glasenapp bemerkt, ‚eine Entstehungsgeschichte der Festspielinstitution in authentischen Worten ihres Schöpfers' boten. Zu dieser für die Wagnerforschung so wichtigen Sammlung ist nunmehr von dem bekannten Wagnerschriftsteller Erich Kloß ein zweiter Band ‚Richard Wagner an seine Künstler' (Berlin, Schuster und Löffler) erschienen. Beschäftigten sich die ‚Bayreuther Briefe' vorwiegend mit der äußeren Entstehungsgeschichte der Bayreuther Spiele, so erschließt uns die neue Sammlung einen Einblick in die innere Entwicklung, in das allmähliche Reifen des Bayreuther Kunstwerks nach der ideellen, künstlerischen Seite hin. Die 333 Schreiben, die der stattliche Band vorlegt, bringen die Korrespondenz Wagners mit den künstlerisch Mitwirkenden der Festspiele im Zeitraum von 1872—1883. Der große Wert dieser Briefe, von denen fast die Hälfte hier überhaupt zum ersten Male im Druck erscheint, liegt darin, daß sie unschätzbare Dokumente von Wagner eigener Auffassung seiner Kunstwerke, unschätzbare Dokumente seines eigenen künstlerischen Wollens sind. Handelte es sich doch bei dem Bayreuther Werke um ein dem herkömmlichen Theaterbetrieb völlig abgewandtes rein künstlerisches Unternehmen, dessen ganze Idee allen Beteiligten erst zu verdeutlichen war. ‚So gewinnt man', sagt Kloß in seinen einführenden Erörterungen, ‚bei der Lektüre der Künstlerbriefe zunächst den Eindruck, daß Richard Wagner sich fortwährend bemüht, seinen künstlerischen Mitarbeitern zu erklären, um was es sich handelt, d. h. daß sie hier nicht nur zu einer ungewöhnlichen theatralischen Leistung, zur Beihilfe für eine gewinnbringende Theaterspekulation, sondern zur Mitwirkung an einem in dieser Art noch nie erlebten Kunst- und Kulturwerk berufen seien, daß somit ihre Tätigkeit nicht nur der Darbietung edelster, musikalischer und dramatischer Kunst, sondern der Begründung eines deutschen Stiles und vor allem einem moralischen Zwecke galt.' Das ist der allen diesen Briefen zu Grunde liegende Hauptgedanke, der bündige Ausdruck in Wagners an alle Künstler gerichteten Einladungsschreiben vom 14. Januar 1875 fand, wo es u. a. heißt: ‚Ich glaube, daß die Verwirklichung meiner Absicht ... nur durch den herzlichen und kräftigen Willen der vorzüglichen Künstler selbst, um deren Mitwirkung ich mich beworben habe, zu ermöglichen sein kann, da die Teilnahme meiner Patrone nur einem Unternehmen gelten durfte und sollte, bei welchem jeder Gedanke an eine gewinnbringende Spekulation ausgeschlossen war. Somit ersehen Sie sich, vielleicht zum ersten Male in Ihrem Künstlerleben dazu berufen, lediglich und einzig der Erreichung eines idealen Kunstzweckes Ihre Kräfte zu widmen, nämlich: dem deutschen Publikum zu zeigen, was der Deutsche auf dem eigensten Gebiete mit seiner Kunst vermag,

und hiermit dem Auslande, von dessen Abfällen wir bisher zum großen Teile lebten, etwas vorzuführen, was es in keinem Falle uns nachzumachen sich befähigt finden würde.'

Abgesehen von dieser hohen, künstlerischen Grundlehre, die unsere Briefe in mannigfachen Variationen wiederholen, bringen sie eine Fülle belehrender Details über die praktische Ausführung der Wagner'schen Kunstwerke. Es ist staunenswert, mit welcher das Kleinste berücksichtigender Sorgfalt Wagner seiner Aufführungen vorbereitete. Da erhalten nicht nur die Darsteller der großen Partien, wie Betz-Wotan, Hill-Alberich, Materna-Brünnhilde eingehende Belehrung über Auffassung und Bedeutung ihrer Aufgaben, auch die Besetzung jeder einzelnen Orchesterstimme, alle szenischen und darstellerischen Details werden mit liebevollster Genauigkeit erörtet. So ist der Adressatenkreis der Briefe ein eminent ausgedehnter; neben den glänzenden Künstlernamen eines Zumpe, Mottl, Levi, Richter, Seidl, Wilhelmj, Betz, Hill, Niemann, Vogel, Gura, einer Lilli Lehmann, Frau Materna u. a. hat auch so mancher bescheidenere Jünger Polyhymniens und Thalias, dem die Mitwirkung an dem großen Werk vergönnt war, in unserem Briefband ein dauerndes Denkmal gefunden.

Am wertvollsten sind die Äußerungen des Meisters über die künstlerische Auffassung gewisser besonders schwieriger Rollen in seinen Musikdramen, über Wotan, Alberich, Kundry, Marke, die Nornen u. a. Hier finden sich Lehren, die auch dem modernen Sänger beim Studium dieser Partien noch von Nutzen sein können. So schreibt der Meister über Wotan an Betz (8. August 1868): ,Um sich von Anfang recht mit der Rolle zu befreunden, studieren Sie den dritten Akt der Walküre zuerst; das ungeheuer Schwierige liegt im zweiten Akte; diesen müßten Sie meinem Rate gemäß, geradewegs erst durch Rezitation sich vertraut machen, — wiewohl allerdings ohne die Hilfsmittel der musikalischen Modulation die Deklamation desselben — etwa durch einen Schauspieler — ganz undenklich ist. Eine gute Stylübung bietet übrigens das Rheingold, nämlich was richtige rhythmische musikalische Reteflexion betrifft.' Während des Studiums des Wotan waren Betz einige Bedenken über seine Geeignetheit für diese Aufgabe aufgestiegen, die Wagner in einem Brief vom 2. April 1874 mit folgenden auch auf einige andere Rollen interessante Streiflichtern werfenden Ausführungen zu zerstreuen sucht: ,Meine letzte scherzhafte Wendung, nicht „Opern-Philister" zu werden, bezog sich einzig auf den eigentümlichen Zweifel an Ihrer künstlerischen Begabung, welche Sie mir wiederholt bereits vorgebracht haben. Daß Sie sich z. B. das ,Dämonische' nicht zutrauen, gehört hieher: Denken Sie, es gebe ein Fach für ,Dämonische'? Ich bin, nach meinen so glücklichen Erfahrungen von Ihnen, ganz sicher, daß, könnte ich einmal den ,Fliegenden Holländer' so mit Ihnen durchgehen wie damals den Sachs, Sie bald gar nicht mehr an das ,Dämonische' denken, sondern einfach das Richtige, Tiefergreifende treffen und leisten würden. Ich habe Ihrem ,Telramund' assistiert und weiß, was ich von Ihnen habe. Dann aber auch machen Sie sich Skrupel über tiefe Noten? Das ist nun eben ,Opern-Philisterei'. Kann es einem vernünftigen Dramatiker je darauf ankommen, seine Sänger durch tiefe d's und h's usw. brillieren zu lassen? Die tiefen Töne wende ich in ganz anderem Sinne an, als etwa nur durch recht bärbeißige Kraft wirken zu lassen. Darum — nur keine Sorgen! — Alles wird sich machen!' Die letztere Bemerkung bezieht sich offenbar auf die für einen Bariton allerdings sehr tiefliegende große Erzählung Wotans im zweiten Akt der ,Walküre.' Für sie gilt das Gleiche, was Wagner am

31. März 1882 unter den Vorbereitungen zum Parsifal an Amalie Materna über die Kundry schrieb: ‚Vor den tiefen Stellen fürchten Sie sich doch ja nicht: diese erfordern nirgends Stärke — sie müssen fast tonlos klingen: Im 3ten Akt der Walküre ‚war es so‘ usw. haben Sie uns gezeigt, wie schön auch diese Tiefe Ihnen zu Gebote steht — mit dem Gemüte macht man eben Alles.‘ — So handelt es sich also bei all' diesen ungewöhnlichen Stimmanforderungen der Wagner'schen Werke nicht um das Streben nach virtuosen Gesangswirkungen, sondern sie sind nur seelische Ausdrucksmittel.

Für die schwierigste Partie in der Nibelungentrilogie erklärt Wagner den Alberich. Unterm 8. März 1874 schreibt er darüber an Karl Hill, den ersten Bayreuther Vertreter der Rolle: ‚Ich habe Ihnen ... die in jedem Betreff schwierigste Rolle, für deren glückliche Besetzung ich zuvor die allergrößte Sorge trug, nämlich die des von dämonisch leidenschaftlicher Tragik erfüllten Alberich bestimmt. Kaum möchte ich, daß Sie mit dieser durch drei Stücke (Das Rheingold, Siegfried und Götterdämmerung) gehenden Partie sich im voraus bekannt zu machen sich bemühten, weil ich es vorziehen muß, diese erste Bekanntschaft Ihnen durch mich selbst zu verschaffen, da nur ich hierzu mich für befähigt erachten kann. Doch wünsche ich, daß Sie die Dichtung zuvor sich genauer aneigneten; steht Ihnen kein Exemplar zur Verfügung, so bitte ich Sie um eine Benachrichtigung hiervon, damit ich ein solches Ihnen sogleich zukommen lasse.‘

Wie streng des Meisters Anforderungen aber auch bezüglich der kleineren Partien waren, das zeigen einige Äußerungen über die Rollen der ‚Nornen‘ in der ‚Götterdämmerung‘ und der ‚Blumenmädchen‘ im Parsifal. In einem Schreiben an Frau Sadler-Grün vom 24. Januar 1875 heißt es: ‚Und nun noch den herzlichsten Gruß, und hierzu die nicht minder herzliche Bitte, zu den Beschwerden, welche Sie sich durch die Übernahme der so wichtigen Partie der ‚Fricka‘ (deren vollen Umfang Sie nun erst durch die Bekanntschaft mit dem ‚Rheingold‘ erkennen werden), auch noch diejenige der Ausführung der dritten (weil jüngsten — Sopran) ‚Norn‘ zu übernehmen. Ein Blick auf die beifolgende Partie wird Sie davon überzeugen, daß ich hier nur Künstlerinnen von bedeutendem Vortragsvermögen im Auge haben konnte, um diese drei Gestalten würdig vorzuführen.‘ Und einige Wochen später (11. Febr. 1875) dankt er der gleichen Künstlerin für die Übernahme der Partie mit den Worten: ‚Herzlich erfreut mich Ihre Übernahme der „Norn“. Hoffentlich haben Sie ersehen, daß „so etwas“ nur von einer wirklichen Tragödin gegeben werden kann.‘ Bei der Korrespondenz über die Besetzung der ‚Blumenmädchen‘ mit Hermann Levi, dem ersten Parsifaldirigenten, sehen wir aber, wie Wagner unter Umständen auch auf musikalische Einzelheiten sah, wenn sie für die dramatische Wirkung von Wichtigkeit waren: ‚Wenn eine der Blumen-Sopranistinnen das nicht leicht und zart nehmen kann, — fort!‘ (An Levi, im Oktober 1881) und ‚.... die Solistinnen (der Blumenmädchen) müssen alle das: leicht und anmutig nehmen können: ein einziges schrilles Organ verdürbe mir alles. Gelingt es, so glaube ich aber auch, daß man etwas Ähnliches wie das As-dur — usw. noch nicht gehört haben wird: es ist hier auf einen ungemeinen Stimmungszauber durch Fülle des zartesten Wohlklangs gerechnet!‘ (An Lilli Lehmann. 30. Oktober 1881.)

Sehr eingehend äußert sich Wagner in einem Brief an Betz über die Bedeutung einiger Partien des Tristan; insbesondere sucht er die Wichtigkeit der Rolle des

König Marke zu betonen. In einer der ersten Aufführungen des ‚Tristan' hatte Wagner die Rolle des Kurvenal mit dem ersten und die des Marke mit dem zweiten Sänger besetzt. In dem erwähnten Brief vom 5. Oktober 1875 nennt er diese Anordnung geradezu einen Fehler. ‚Ich habe', schreibt er, ‚diesen Fehler bis heute genügend dadurch gebüßt, daß man ihn fortsetzte und durch vernachlässigte Besetzung des Marke diese einzig wichtige Partie zur Unwirksamkeit herabdrückte, wodurch die Wirkung des zweiten Aktes gänzlich, die des dritten Aktes zum großen Teil mit verfehlt wurde. Die Partien rangieren hinsichtlich ihrer Bedeutung folgendermaßen:

I. {Tristan} = {Isolde} = {Marke}
II. {Kurwenal} = {Brangäne} = {Melot}

Glauben Sie doch nur *mir* und sehen Sie sich den Marke einmal genau an, ja — lesen Sie nur seine Rolle!' Heute ist es ja allgemein üblich, den Kurvenal vom ersten Baritonisten und den Marke vom ersten Bassisten singen zu lassen. Wagners Klassifizierung der Rollen stellt die Parallelerscheinungen des Dramas übersichtlich zusammen, allein sie nimmt in der Bevorzugung des Marke vor Kurvenal doch wunder; denn in dem eigentlichen Verlauf des Dramas greift Kurvenal doch weit intensiver ein als der ‚müde König', dessen großer Monolog im zweiten Akt geradezu eine gefährliche Stagnation der Handlung mit sich bringt. Dies durch möglichst eindringlichen Vortrag vergessen zu machen ist freilich eine eminent schwierige Aufgabe des Markedarstellers, eine Schwierigkeit, wie sie der Darsteller des Kurvenal allerdings nirgends auch nur annähernd zu überwinden hat. Auf dieses Schwierigkeitsverhältnis wollte Wagner bei der Klassifizierung der Partien wohl in erster Linie hinweisen.—

Unter den Schreiben, die Kloß' Publikation zum überhaupt ersten Male veröffentlicht, beanspruchen eine Reihe Briefe an Karl Klindworth besondere Beachtung. Klindworth, ein Schüler Liszts, war damals Klavierprofessor am Konservatorium zu Moskau und fertigte die Klavierauszüge zu den Nibelungenwerken an. Unterm 14. Febr. 1874 entwickelt da Wagner in sehr lehrreicher Weise dem fernen Freund und Mitarbeiter seine Ansichten über diese eminent schwierige Aufgabe. Als wichtigste Gesichtspunkte bezeichnet er dabei folgende: 1) nicht zu viel Kunst an die Arpeggien und Figurationen zu verschwenden, dagegen 2) die Hauptstimme nötigenfalls selbst auf Kosten der harmonischen Mittelstimmen herauszuheben, und, wo dies dem Verständnis zu sehr schadet, 3) lieber ein Zwischen-System mit kleinen Noten (wie Sie es ja auch schon getan haben) in Gebrauch zu nehmen. — ‚Fast kein Mensch', fährt Wagner fort, ‚spielt doch einen solchen Klavierauszug so, wie Sie es sich gedacht haben; lieber also gleich nur für den gebildeten Musiker besorgt sein, und diesem wenigstens das *Verständnis* erleichtern, welches dann ganz und gar erschwert wird, wenn die Partitur ganz in Klaviersatz wiedergeben sein soll (wie z. B. in Bülows Arrangement des Tristan), — denn wie ungeheuer wenige können es endlich — selbst nach großer Vorübung — spielen. Also: lieber gleich nur Andeutung, während jetzt der gewöhnliche Klavierspieler doch nur durchkommt, wenn er über die Hälfte der Noten ausläßt.' Mit aller Entschiedenheit sehen wir Wagner hier also dafür eintreten, daß der Klavierauszug vor allem eine übersichtliche *Kompositionsskizze* bieten solle, nicht eine für den Virtuosen berechnete pianistische Nachahmung der Orchesterwirkungen. Und in dieser seiner Eigenschaft als *Kompositionsskizze*, die es ermöglicht, die kompliziertesten Werke wenigstens in ihrer wichtigsten musikalischen Linienführung sich jederzeit unabhängig von einer Aufführung zu ver-

gegenwärtigen, liegt ja auch die eminente Bedeutung des Klavierauszugs als musikalisches Kulturmittel.

Die wenigen im Vorstehenden mitgeteilten Zitate werden genugsam gezeigt haben, wie eminent reich an künstlerischen Anregungen die neuen Wagnerbriefe wieder sind. Gerade zur Kenntnis des Künstlers Wagner bieten sie neben dem Briefwechsel mit Liszt vielleicht die reichste Ernte. Als Anhang hat der Herausgeber noch 28 Briefe Wagners an Hans v. Wolzogen, den getreuesten Paladin des Bayreuther Gedankens, gegeben, die Zeuge sind von der Dankbarkeit und Verehrung, die der Meister diesem seinem begeisterten Mitarbeiter zollte.

Die Bearbeitung der Ausgabe ist korrekt und vollständig; nur in den Wolzogen-Briefen sind einige kurze Auslassungen, mit Rücksicht auf noch lebende Personen, für gut befunden worden. Kurze Anmerkungen klären über einiges aus dem Text der Briefe nicht unmittelbar Verständliches auf, und ein umfassendes Namenregister erleichtert die Orientierung. So dürfen die neuen Wagnerbriefe des Beifalls der musikalischen Welt sicher sein.

Dr. Eugen Schmitz.

Verschiedenes.

Die Ratgeberfrage. Avenarius hat, ermächtigt vom ‚Dürerbund‘ und vom ‚Kunstwart‘ einen ‚Literarischen Ratgeber‘ herausgegeben, dem er stolze Worte mitgibt. Im Vorwort macht er seine Gläubigen darauf aufmerksam, daß ‚die wichtigste literarische Aufgabe, die Wegweisung zur Literatur überhaupt, in einem zusammenfassenden Ratgeber noch nirgendwo in Deutschland von der Verquickung mit geschäftlicher Verwertung befreit sei‘. Wie Avenarius diese geschäftliche Verwertung versteht, erklärt er zwei Zeilen weiter: ‚Der Käufer ist nicht daran gewöhnt, für solchen Zweck einen nennenswerten Betrag zu zahlen; die Inserenten tragen also die Kosten, die Inserenten wünschen Berücksichtigung, und ein Verzicht auf die Inserate nähme dem Unternehmern das materielle Rückgrat.‘ Diese Worte, wie andere von ihm im zweiten Januarheft des ‚Kunstwart‘ gesprochene (: ‚Das Ratgeberunternehmen .. ist den Versuchungen des Geschäftemachens entrückt ... Eine endlich von Geschäftsinteressen losgelöste Wegweisung zu unserm Schrifttum ...‘) zeigen deutlich, daß Avenarius allen in Deutschland erscheinenden Literarischen Ratgebern Bestechlichkeit des kritischen Urteils durch Verlegeranzeigen vorwirft. Es ist dies zu klar ausgesprochen, als daß es mißverstanden sein könnte. Nicht etwa nur die Beigabe von Anzeigen in einem Ratgeber tadelt er, denn er selbst kündigt an: ‚Kostet das (ein Ratgeber ohne Inserate) mehr, als er (der ‚Dürerbund‘) auf die Dauer steuern kann, so muß freilich auch er später Anzeigen zulassen, und wahrscheinlich wird das schon im nächsten Jahre geschehen.‘ Wir wollen Avenarius hier festhalten und nun auch unsererseits ein Wort sagen.

Es mag sogenannte ‚Weihnachtskataloge‘ geben, bei denen ein gutbezahltes Inserat dem auftraggebenden Verleger das Recht gibt, eine wohlwollende Beurteilung seiner Verlagswerke zu verlangen. Das geht uns hier nichts an. Avenarius muß aber wissen, daß seit sieben Jahren ein ‚Literarischer Ratgeber für die Katholiken Deutschlands‘ erscheint, von dem er nachweisen möge, daß seine Urteile durch andere als sachliche Rücksichten bedingt werden. Diesen Nachweis zu führen ist Avenarius nach allem, was er in der Ratgeberfrage geschrieben, verpflichtet. Kann er das nicht, so wird man ihm den Vorwurf machen müssen, daß er persönlichen Interessen zuliebe die Wahrheit gebogen hat. Wir haben's nicht nötig, die vielen tausende jährlichen Käufer unseres Ratgebers der Unbestechlichkeit zu versichern.

Doch muß eine zweite, gleich über-

hebliche Behauptung des Kunstwart-Herausgebers zurückgewiesen werden, und zwar wieder im Interesse **unseres** Ratgebers. Denn Avenarius betont hochfahrend, daß der Ratgeber des Dürerbundes als erster und einziger in Deutschland ‚das Schrifttum unserer gesamten Kultur, soweit es sich noch an andere als an Fachleute wendet‘, bearbeite. Im zweiten Januarheft des ‚Kunstwart‘ sagt er sogar: ‚Ich erinnere an das, was unseren Ratgeber weit über alle Kataloge (!) hinaus wichtig macht. Er **allein** zieht nicht nur die Neuheiten des letzten Jahres, sondern die gesamte alte sowohl wie neue Literatur heran.‘ Und wieder irrt er. Der ‚Literarische Ratgeber für die Katholiken Deutschlands‘, **nicht** der Dürerbund-Ratgeber, war der erste, der die Notwendigkeit eines Führers durch das **gesamte** deutsche Schrifttum erkannte, und in mühevoller Arbeit, ohne einen großen ‚Bund‘ oder eine ‚Stiftung‘ hinter sich, diesen Führer schuf. **Unser** Ratgeber hat auch zuerst jene Liste empfehlenswerter Werke geschaffen, auf die Avenarius als auf eine dem ‚Dürerbund‘ zu verdankende Neueinrichtung mit Emphase aufmerksam macht. Kannte Avenarius diese Tatsachen nicht? Kaum glaublich. Wenn man es aber glauben will (und schließlich muß man es, soll Avenarius nicht die Anklage der Böswilligkeit ertragen müssen), dann rettet ihn nichts vor dem Vorwurf unverzeihlicher Nachlässigkeit. Er hätte sich unterrichten müssen, ehe er Erfindungen für sich in Anspruch nahm, die andere lange vor ihm machten. Jetzt, da ihm diese Tatsachen bekannt werden, wird er versuchen, sich mit ihnen abzufinden und ohne Zweifel den in solchen Fällen naheliegenden und immer wirksamen Vorwurf erheben, daß unser Ratgeber für ihn nicht zähle, da er konfessionell gefärbt sei. Um uns eine Mühe vorweg zu nehmen und jenem Vorwurf von vornherein die Spitze abzubrechen, mag auch hierzu ein Wort gesagt sein.

Da wir eine seit neunzehn Jahrhunderten gefestigte Weltanschauung besitzen, müssen wir von der Höhe unserer Überzeugung auch die Dinge der Kunst und der Wissenschaft betrachten. Wir tun damit nichts anderes, als was Avenarius, was jeder in seinem Maße tut. Nur hüten wir uns durchaus vor Trübung des Urteils und Beschränkung des Blickes. Wir haben es nicht nötig, an hunderten von Beispielen zu zeigen, wie unser Ratgeber überall die **Bedeutung** sucht und das ästhetisch und wissenschaftlich Bedeutende selbst dann noch anerkennt, wenn es unsere Weltanschauung bekämpft. Mit einer gewissen Befriedigung sagen wir das. Denn wir haben nicht der protestantischen und freidenkerischen Literatur besondere Gemächer angewiesen, allerdings auch aus dem ökonomischen Grunde nicht, weil kein noch so großes Haus ausreichen würde, jeder nichtkatholischen Partei ein Separatzimmer anzuweisen. Der Dürerbund-Ratgeber freilich beging die unglaubliche Unklugheit, zwischen ‚deutscher Literatur‘ und ‚katholischer Literatur‘ streng **zu unterscheiden und damit Leute wie Paul Keller, Nanny Lambrecht, Flaskamp, Witkop usw. von der deutschen Literatur einfach auszuschließen** und nur der Handel-Mazzetti (es ging nicht gut anders) diesen Ehrenplatz nicht zu verweigern.

Dieser drei Anklagen mag Avenarius sich erwehren. Einzelheiten seiner Arbeit zu kritisieren, mag uns vorbehalten bleiben, bis er die im ‚Kunstwart‘ angekündigte Reihe von Ratgeber-Erörterungen abgeschlossen hat.

Franz Herwig.



Neues vom Büchermarkt.

Apologie des Christentums. Von Dr. Herman Schell, Professor der Apologetik an der Universität Würzburg. Erster Band. Religion und Offenbarung. 3. Aufl. Paderborn. Verl. v. F. Schöningh (XXXVII und 482 S.). Mk. 7 40.

Es ist ein erfreuliches Zeichen des regen Interesses für apologetische Fragen, daß der erste Band der ‚Apologie des Christentums' von Schell, obwohl nur für einen kleinen Leserkreis, für Philosophen und Theologen, geschrieben, in verhältnismäßig kurzer Zeit in dritter Auflage erschienen ist. Der erste Teil, die Religionsphilosophie, behandelt den Begriff und das Wesen, den Grund und Ursprung der Religion, um sodann der Reihe nach die verschiedenen Versuche, die von der ungläubigen Wissenschaft zur Erklärung des religiösen Bewußtseins gemacht worden sind, ausführlich darzulegen, eingehend zu prüfen und als unhaltbar nachzuweisen. So wird Antwort gegeben auf die Fragen: Ist die Religion hervorgegangen aus dem Fetischismus und Animismus? Ist sie ein Gebilde der dichtenden Phantasie? Ist sie ein Erzeugnis der Furcht? Ist sie ein Produkt der selbstsüchtigen Begierde? Ist sie entsprungen aus dem Gefühl für das Unendliche? Der zweite Teil, die Offenbarungsphilosophie, behandelt die Vernünftigkeit des Offenbarungsglaubens und die Wunder und Weissagungen sowie das Geheimnis der übernatürlichen Weisheit und Heiligkeit als Kriterien der Offenbarung. — Die Vorzüge, die alle Schriften von Schell auszeichnen, sind auch diesem Werke eigen: ein fesselnder Stil, eine von glühender Begeisterung für die christliche Welt- und Lebensauffassung getragene Darstellung, eine großzügige Behandlung der Probleme und namentlich eine vorurteilslose Würdigung der von den Gegnern erhobenen Einwände. Die Apologeten verfallen nur zu oft in den Fehler, den Gegner nicht genügend zu Worte kommen zu lassen; sie begnügen sich damit, den Gedankengang des Gegners zu skizzieren und nehmen so seiner Ansicht den Reiz und die berückende Kraft, mit der die Worte des Autors auf den Leser wirken. Diesen Fehler sucht Schell zu vermeiden; er zeigt den Gegner in seiner besten Waffenrüstung, um ihn dann mit den christlichen Waffen zu bekämpfen und zu überwinden; er denkt sich liebevoll in dessen Standpunkt hinein und anerkennt bereitwillig die von diesem vertretenen Wahrheitsmomente, um sodann die Einseitigkeit des gegnerischen Standpunktes und die Alleinberechtigung der christlichen Auffassung darzulegen. So ist seine Apologie nicht bloß widerlegend, sondern zugleich aufbauend. Freilich wird es dem, der mit den behandelten Problemen noch nicht genügend vertraut ist, zuweilen recht schwer, den spekulativen Ausführungen Schells zu folgen, was jedoch nicht, wie manchmal behauptet wird, in der unklaren Ausdrucksweise, sondern in der Schwierigkeit der Sache selbst begründet ist. Im übrigen können wir dem Herausgeber Dr. Karl Hennemann beipflichten, wenn er in der ‚Vorbemerkung zur dritten Auflage' schreibt: ‚Schell hat eine Apologie nicht nach alter Schablone, sondern ein Werk voll Originalität und selbsteigener, durch Geschlossenheit des Gedankens und präzise scharf pointierte Darstellung ausgezeichnete Arbeit geschaffen, ein Werk, das vor keiner modernen Fragestellung zurückschreckt, vielmehr die Einwände gegen die christliche Weltanschauung ohne Verschleierung der Schwierigkeiten allseitig und vielfach von neuen Gesichtspunkten aus mit gründlicher Spekulation und besonnener Kritik würdigt.' Wegen dieser Vorzüge verdient das Werk Schells unter den apologetischen Schriften einen hervorragenden Platz und kann allen, die sich eingehend mit den Hauptfragen der Religions- und Offenbarungsphilosophie beschäftigen wollen, warm empfohlen werden. L.

Unsere Kunstbeilagen

sind Reproduktionen nach vier besonders charakteristischen Bildern aus dem kurzen, aber inhaltreichen Lebenswerke Hans von Marées; sie werden in unserem Artikel über den Künstler von Dr. Jos. Popp eingehend gewürdigt.

Herausgeber und verantwortlicher Chefredakteur: Karl Muth, München-Solln.
Mitglieder der Redaktion: Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß, beide München.
Mitleiter für Musik: Univ.-Musikdirektor Prof Dr Fritz Volbach, Tübingen.
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.

B. B. arl.


Princeton University Library
32101 076381258

